✣HAUS-BIBLIOTHEK✣

— von —

T. UMBREIT.

No. 217 Preis $1.20

the LIBRARY

GARRETT
THEOLOGICAL
SEMINARY

WITHDRAWN

EVANSTON, ILLINOIS

LIBRARY USE ONLY

Das

Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Band XVII. — 1885.

Religion — Sittlichkeit — Bildung.

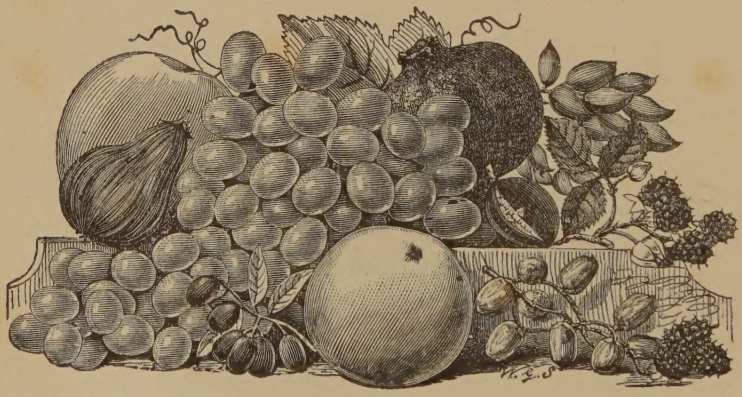
Redigirt von C. A. Thomas und R. Matt.

Cleveland, Ohio.

Verlegt von Lauer und Yost,

235—275 Woodland Avenue.

1885.



E92
v.17
1885

Inhaltsverzeichniß.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.

I. Gedichte.

	Seite.
Weihnachten	5
Der Herr ist nahe	29
Ein Hirtenknabe des alten Bundes*	30
Neujahrsgruß	32
Sylvester auf dem Meer*	36
Winterabend	88
David und Saul	113
Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten	169
Der Christ am Ostermorgen	202
Abendläuten*	227
Der Herr hat alles wohl gemacht	240
Frühlingswunder*	241
Verzig Johr zerück	253
Abendfeier	281
Maienrosen	407
Die Erstlinge des Feldes	449
Herbstmorgen	281
Der Knecht ist nicht über seinem Meister	621

II. Erzählungen.

Euch ist heute der Heiland geboren	1
Ich muß heute in deinem Hause einkehren	2
Ehre sei Gott in der Höhe	4
Weihnachten auf dem Friedhof	6
Stechpalme	11, 57
Nur ein Wort	18
Fürchtet euch nicht	22
Ein Weihnachtsbesuch in Bethlehem*	23
All' Fehd' hat nun ein Ende	26
Wie das Christkindlein ins Zuchthaus kam	29
Und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie	32
Das rothe Haus	34
Ewige Wanderer	64
Bergcrystall	67
Nur kurz	75
Meine erste Bestellung	85
Wirf dein Anliegen auf den Herrn	87
Der Schneider von Canterbury	89
Aus tiefer Noth	93
Der Schneesturm in Potolien	113
Gott läßt sich nicht spotten	115
Zwei Bilder aus dem Arbeiterleben	123
Der alte Finke	134
Wo der Herr das Haus bauet u. s. w.	141
Die zweite Probe	145
Aus einem Kellnerleben	147, 182
Eine Tasse Milch	170
Die größte Liebe	172
Der Pfandleiher	177
Papa Wrangel als Dichter	186
Eine Eisenbahnfahrt	191
Die Ernte ist vergangen	193
Alte Erinnerungen*	195
Der Bergmansknabe	198, 235, 302
Der einsame Alte	202
Ein Blatt aus dem Leben einer unglücklichen Fürstin	228, 296, 371
Um des Sohnes willen	230
Mein ist die Rache	247
Das steinerne Meer und die übergossene Alpe	250
Wie einst der Wagen stecken blieb	251
Die weiße Frau von Neuhaus	256
Herberget gerne	284
In scharfer Lauge	288
Vier Tage im Kriege	308, 357, 422, 479
Ein Stücklein Räubergeschichte	312
Aus Sage und Geschichte	313
Im Haus zum güldnen Stern	316
Der Wechsel des Schicksals	337
Eine Nacht im Walde*	341
Eine schlimme Fahrt	343
Brave Eckensteher	352
Der Buchtmann und seine Frau	361
Arbeitslos	366
Großbauer Hansen	373
Eine edle That	394
Pfingsterinnerungen	401
Nächstenliebe	414
Der Knecht Hans Rechenbergs	418
Nach fünfundzwanzig Jahren	420
Im grauen Gothen	426, 449
Warum er nicht trinken wollte	455
Aus dem alten in das neue Leben	456
Der alte Thurm	462
Das vermißte Dokument	469, 510, 563
Zwei starben für mich	481
Lauter Vaterunser	483
Ein Besuch Napoleons I. im Invalidenhotel	485
Die Trauung zu Röhrwig	505
Der Thurmkater	518
Des Vaters Schuhe	527
Wenn man etwas Französisch kann	532
Helfet zurecht mit sanftmüthigem Geiste	541
Die Predigt in der Ulrichskirche	570
Nie wieder	577
Wer mich verleugnet	578
Der Star von Sanssouci	580
Wer nur den lieben Gott läßt walten	586, 625
Im Traum gewarnt	592
Nach vielen Tagen	617
Am Abgrund hin	619
Der junge Segelmacher	630
Ohne Mutter	640
Des Vaters Frühstück	643
Gottvertrauen und Fatalismus	648
Die kleine Mama	649

III. Biographisches.

Sir Moses Montefiore*	21
Rev. Jakob Boos*	78
Rev. J. G. Zinser*	116
Göthe*	225
Karl Gerok*	254
Rev. Johannes Breidenstein*	261
Bischof Reginald Heber*	305
Eine merkwürdige Frau	368
Rev. Elias Stöver*	408
Victor Hugo*	424
Samuel Johnson, LL., D*	454

Seite.
General Ulysses S. Grant 480
Was Frauen vermochten 531
Ein vergessener Zweig der Bonaparten 534
Wie der Papst lebt* 582
Der Schein trügt 584
Unerklärliches aus der Vergangenheit 635
Ferdinand von Lesseps* 646

IV. Erziehungssache.

Die Gefahren, welche unserer Jugend gegenwärtig am meisten drohen 245, 310

V. Perlen.

Seite..... 38, 95, 150, 207, 264, 318, 374, 429, 487, 543, 598, 654

VI. Naturgeschichtliches.

Merkwürdige Pflanzen* 15, 61
Die Seidenzucht* 231
Frühlingsblumen* 285
Baumwollenzucht* 346, 415
Aus dem Leben der Spinnen* 353, 396
Leuchtschiffe über den atlantischen Ocean 540
Die Geheimnisse des Niagara* 562
Der Diamant* 638

VII. Länder- und Völkerkunde.

Das Weihnachtsfest* 6
Bilder aus dem Elsaß* 66, 134, 187, 248, 298
Die Lapländer* 72
Fremde Völker und Trachten* 81, 119, 173
Am Nordpol* 127
Reisebriefe 138, 282, 203
Kommet her und sehet die Stätte* 178
Minnesota* 363
Eine Fahrt auf dem Ocklawaha* 393
Die Afghanen und ihre Sitten* 411
Watkins' Glen* 459, 529
Unter dem Joche* 465, 507, 567, 631
Von Texas nach Java* 474, 523
Mexiko* 573, 622

Seite.
Der Danksagungstag 596
Schönheit der Sprachen 654

VIII. Verschiedenes.

Schrifterklärung 91, 131
Der Mond in der Poesie 140
Wespenstiche 176
Die Frauen unserer Präsidenten 195
Seeungeheuer* 242, 292
Echos neufranzösischer Dichtkunst 314, 370, 410
Die Freundschaft 350
Wo ist all das Geld 372
Grant's Geburtsstätte* 516
Eitelkeit 536
Liebe zum Geld 538
In des Feindes Gewalt* 561
Die Arbeiterinnen 572
Des Teufels Küche 594
Neun Tausend siebenhundert 642
Ein wunderbares Rad 652

IX. Sonntagschullehrer.

Seite..... 39, 96, 152, 208, 264, 319, 375, 430, 488, 544, 599, 655

X. Sonntagschul-Lectionen.

Seite..... 41, 98, 154, 210, 266, 321, 377, 432, 490, 546, 601, 658

XI. Mit unseren Lesern.

Seite..... 50, 107, 164, 220, 277, 329, 387, 444, 499, 556, 613, 667

XII. Rundschau.

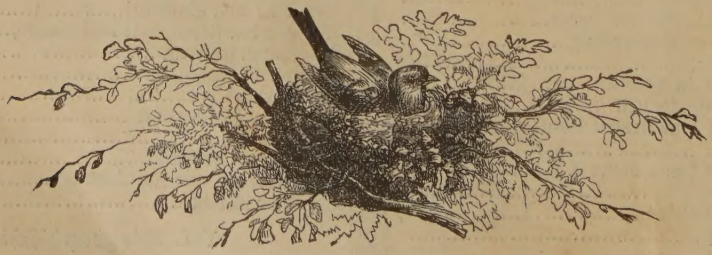
Seite..... 52, 109, 166, 223, 278, 332, 389, 445, 501, 557, 614, 669

XIII. Hinterstübchen.

Seite..... 53, 111, 167, 224, 279, 333, 390, 446, 502, 559, 615, 670

XIV. Musik.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht 56
Das schönste Land 504



Weihnachten in der Negerhütte.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. Januar 1885. Nr. 1.

Euch ist heute der Heiland geboren!

So lautet die Weihnachtspredigt. Sie ist gehalten in der Bethlehemskirche, die nicht irdisch von Holz und Stein, sondern himmlisch von lauter Licht, hineingebaut war in die dunkle Mitternacht. Sie ist von oben, aus dem Munde eines himmlischen Boten gekommen und von dem Gesang der himmlischen Heerschaaren begleitet worden. Seitdem geht diese Predigt durch die Welt, und wo sie hinkommt, da wird es Licht in der Nacht, da umleuchtet des Herrn Klarheit das mühselige und beladene Herz, die nach Gott dürstende Seele, da wird in dieser Welt, wo die Stimmen der Luft und der Klage in wilder Verwirrung durch einander tönen, das heilige Lied wieder laut, welches verkündigt, daß der Mensch seinen Gott und in seinem Gott den verlorenen Frieden und das verlorene himmlische, göttliche Leben wiedergefunden hat.

Euch ist heute der Heiland geboren! Großes, herrliches Wort! Aus ihm leuchtet in himmlischer Klarheit alles, was der reiche, gnädige, allmächtige Gott den Menschenkindern gethan und gegeben hat, um sie aus der Finsterniß zu erretten in sein wunderbares Licht; ja aus ihm leuchtet eine Klarheit, die eine ganze dunkle Welt erhellen, und sie wieder in ein helles Gotteshaus verwandeln kann, wo Gerechtigkeit, Friede und Freude wohnt, und wo es heißt: Die Nacht ist vergangen, und der Tag ist herbeigekommen. Nun ist das heilige Weihnachtsfest wieder da. Himmlische Heerschaaren haben es zuerst gefeiert mit dem Lobgesang, der noch forttönt auf Erden, und der einst hinübertönen wird in eine neue Schöpfung, um nie zu verstummen. An die Stelle der himmlischen Heerschaaren sind die Menschen getreten; denn ihnen ist das Fest geschenkt. Uns hat Gott das Licht gegeben, das leuchten soll ewiglich; in die Wüste dieser Welt hat er den Baum des Lebens gepflanzt, der uns vom Tode errettet; uns hat er eine Gabe geschenkt, in der alle seine

Schätze enthalten sind, uns Arme reich zu machen. Darum grünet mitten im Winter der Weihnachtsbaum, mitten in der Nacht leuchten in Palästen und Hütten unzählige Lichter und beleuchten Gaben der Liebe und frohe Gesichter der Menschenkinder, und wenn man von Haus zu Haus geht und fragt: Warum? so gibt's nur eine Antwort: Uns ist der Heiland geboren. Darum rufen und jauchzen auch wir: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und wir haben wohl Ursache, Gott, unserem Vater von Herzen zu danken, wenn wir bedenken, was wir alles an Christo haben, welches Heil uns der Allgütige durch die Sendung seines Sohnes bereitet hat. Wunderbar ist sein Name, wunderbar war sein Eintritt in die Welt, wunderbar sein Wesen, seine ganze Erscheinung, wunderbar sein Heimgang zum Vater. Den Weg zur Seligkeit hat er uns kund gethan; und wer seinem Rathe folgt, kommt sicher wie er ins Vaterhaus. O, darum vertraue ihm, wähle ihn zum Freund und Führer und folge ihm nach. Er ist ein Held, der für uns streitet, der uns durch Kampf zum Sieg führt. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig; mit mächtigem Arm bricht er den Seinen die Bahn und hilft ihnen durch alles hindurch bis ans Ende der Tage. Ist er doch gestern und heute und in Ewigkeit derselbe. Er hat ja selbst gesprochen: „Ehe denn die Welt war, bin ich." Und was Niemand dir zu geben vermag, die kostbarste Weihnachtsgabe, gibt er dir: seinen himmlischen Frieden in dieser und in jener Welt. Hochgepriesen sei sein Name jetzt und in Ewigkeit!

"Ich muß heute in deinem Hause einkehren."

Vom Nikolaithurm schlug es vier. Schon senkte sich die Dämmerung über den Wintertag, aber immer lebhafter wogte in den Straßen die geschäftigte Menge durcheinander. Es war ja heut heiliger Abend, und wer hätte da nicht alle Hände voll zu thun, bis das Werkeltagsgetreibe von dem Lobgesang der Engel zur Ruhe getragen wird, der Haus und Herz den Feiertag verkündigt.

Der alte Roderich schloß die Kasse ab und legte große Schlösser vor den eisernen Geldschrank. Heute gab es jedenfalls keine Geschäfte mehr für ihn. Sie waren aber in diesen Tagen gut gegangen. Für lustiges Leben während des Festes gab der Leichtsinn gern den hohen Zins, den der Wucherer forderte. Bitter lachend blickte er durch das vergitterte Fenster auf das bunte Leben in der engen Straße. Wie viele gingen vorüber, die ihn kannten, aber keiner hatte Lust noch Zeit, den Kopf nach ihm zu wenden. Einsamer als er war kaum ein Mensch auf Erden, und doch war sein Comptoir oft gedrängt voll. Wenn die Leute ihn brauchten, kamen sie, sonst aber verachteten sie ihn, und — er verachtete sie.

Der schrille Ton der Thürklingel rief ihn vom Fenster, was hatte der Tischlermeister von drüben, der ordentlichste Mann, den er kannte, bei ihm zu suchen?

„Wollen Sie mir fünfhundert Thaler borgen, Herr Roderich?" fragte der Eintretende bekümmerten Blickes.

„Ja, aber rückzahlbar nächsten Ostern und versteht sich, zu zehn Prozent."

„Das ist unmöglich!" rief der Tischler erschrocken, „wie könnte ich das Geld zu Ostern schon verdient haben, und mit diesen Zinsen! ich muß es mindestens auf zwei Jahre haben!" „Daß ich ein Narr wäre," fuhr der alte auf, „wie ich's gesagt habe, anders nicht!"

„Herr Roderich," sagte der andere traurig, „es ist ein schwerer Schritt, mich an Sie wegen des Geldes zu wenden, und nur, nachdem ich nirgend anderswo Hülfe gefunden hatte, thue ich ihn, Sie wissen, es ist jetzt eine böse Zeit für uns Handwerker, seit lange ist das Geschäft schlecht gegangen, nun bietet sich mir heut plötzlich dauernde Arbeit, die mich aus meinen großen Sorgen retten würde, für eine Möbelhandlung, aber ich kann den Holzeinkauf nicht machen, bin von dem letzten auch noch das Geld schuldig. Ich muß mir also ein kleines Kapital leihen, das ich zwei Jahre in Händen behalten kann. Dann bin ich aber vor dem Ruin gesichert. Und über unpünktliche Zinszahlung von fünf Prozent sollten Sie sich gewiß nicht zu beklagen haben."

Mit flehendem Blick sah der Tischler den Wucherer an, aber vergebens. „Thut mir leid, lieber Meister," war seine Antwort, „ich weiche nicht von meinen Geschäftsregeln, entweder Sie fügen sich ihnen, oder wir können kein Geschäft mit einander machen."

„Herr," bat der andere angstvoll, „möge Gott sich Ihrer erbarmen, wie Sie sich meiner erbarmen, helfen Sie mir um des Christfestes willen, das wir heut feiern!"

„Was hab ich von dem," unterbrach ihn der Alte ärgerlich, „es bleibt bei meinem Wort!"

„So helfe mir Gott!" stöhnte der Tischler, und die Thür fiel hinter ihm in's Schloß.

Dem Alten that der Tischler im Grunde wirklich leid, er konnte seinen flehenden Blick gar nicht vergessen. Seit langen Jahren wohnte der Tischler ihm gegenüber, und er wußte, daß jener ein sehr geachteter frommer Mann war. Aber ihm anders als nach seinen Geschäftsregeln zu helfen, fiel ihm nicht ein. Wer hatte ihm selber denn geholfen, dachte er, als die Wogen des Elends über ihm zusammenschlugen? Hülfeflehend hatte auch er vor der Reichen Thür gestanden, aber davongewiesen hatten sie ihn und noch obendrein des Diebstahls beschuldigt. Als ehrlicher Mann hatte er ins Gefäng-

niß gemußt, weil der Schein gegen ihn zeugte, erst als er die Strafe beinahe abgesessen hatte, war der richtige Dieb entdeckt, und er ohne weitere Genugthuung aus der Haft entlassen worden. Da hatte sein Herz aus tausend Wunden an den bitteren Erfahrungen, die er machte, geblutet, aber Niemand hatte ihm eine freundliche Hand entgegengestreckt. Ach, hätte er sich nur von dem großen Arzt droben den Balsam für die Wunden geholt, so wären sie sanft ausgeheilt, aber unter den harten Narben war giftiger Zorn liegen geblieben, der nach und nach das ganze Herz vergiftete. Von da an haßte er die Menschen und rächte sich an ihnen. Das Vermögen, das er von einer Tante erbte, gab ihm die Mittel, ein Wechselgeschäft zu gründen. Er verlieh Geld zu hohen Zinsen, saugte die Leute aus, wie er konnte, und durfte deshalb doch nicht als Dieb bestraft werden. So hatte er es getrieben seit langen Jahren, so trieb er es noch heut, wo er ein reicher Mann geworden war. Aber er hatte keine Freude, weder an seinem Reichthum, noch an seinem Leben, und fürchtete sich doch vor dem Tode.

Die alten Zeiten zogen wieder durch des Wucherers Sinn, und gedankenvoll blickte er auf die nun völlig dunkle Straße. In der Stube des Tischlers drüben wurde es hell. Er sah diesen, das Gesicht in die Hände vergraben, am Tisch sitzen. Die Frau kam herein, der Mann schien zu erzählen, sie ihn zu trösten; plötzlich beugten beide die Kniee, sie beteten augenscheinlich, dann erhoben sie sich und fielen einander um den Hals. Nun trat auch die Tochter, das blühende, junge Mädchen, mit ihrem Bräutigam und den beiden kleinen Brüdern ein. Alles rüstete sich zum Ausgehen, der Meister nahm seine Mütze, das Licht in der Stube erlosch.

Wo gingen sie hin, um sich Hülfe zu holen! Der Tischler sah so viel zuversichtlicher aus als vorhin. Roderich mußte ergründen, von wem sie noch zu leihen hofften, er kannte so ziemlich alle vermögenden Leute der Stadt, er ging nach. Immer dicht an den Häusern folgte er der Familie, erst die breite Straße hinunter, dann das Seitengäßchen, nun über den Markt, jetzt wußte er, wo sie hin wollte, vom Kirchplatz her leuchteten ihm die Fenster der Nikolaikirche entgegen, dorthin ging es.

Sollte Roderich umkehren? Warum denn, er konnte ja auch in die Kirche gehen, dachte er. Immer war er allein, immer von allen gemieden und getrennt. Niemand wollte das Fest mit ihm zusammen verleben, in der Kirche hatte er das Recht, Weihnacht mit Jedem zu feiern. Somit trat er ein. Die Orgel, die so feierlich erklang, und der brennende Weihnachtsbaum stimmten ihn fast weich.

Und nun erscholl sie wieder vom Altar her, die alte, ewig neue, wundervolle Freudenbotschaft, die seit bald 2000 Jahren jedem Schmerze Trost, jeder Wunde Heilung, aller Noth Rettung, aller Schuld Erlösung verkündet: „Euch ist heut der Heiland geboren!“ und führte den alten Mann zurück zu seiner Kinderzeit, wo er sie unschuldigen Herzens im glücklichen Kinderglauben fröhlich und beseligt vernommen hatte. Eine unsägliche Traurigkeit überkam ihn. Was war seitdem aus ihm geworden!

Wie aus tiefem Traum erwachte er, als der Gottesdienst zu Ende war, und er sich wieder in seiner Behausung sah. Die Tischlerfamilie hatte er völlig vergessen, er dachte nur an sich. Galt sie ihm denn noch, glaubte er die Weihnachtsbotschaft, war denn ihm heut der Heiland geboren? Das Leben der Sünde, das er führte, schnitt ja jede Gemeinschaft mit ihm ab! Entfremdet war er Gott, entfremdet allen Menschen, und heut an „diesem Tage voll Liebe und Licht;“ wie ihn der Geistliche genannt hatte, stand er lieblos und ungeliebt von fern, kein Schimmer des Weihnachtsglanzes fiel in das Dunkel seines Herzens und Lebens.

Drüben im Tischlerhäuschen zeigte sich wieder Licht, der alte Roderich sah ein Flämmchen nach dem andern am Weihnachtsbaum erglühen. Die ganze Familie fand sich alsbald zusammen. Wie schienen sie alle an einander zu hängen! Er seufzte tief. Ob dem Tischler wohl geholfen werden würde? fragte sich der Alte. Wieder mußte er sich des flehenden Blickes erinnern, mit dem ihn jener angesehen. Wenn er zu den Leuten ginge und dem Meister das Geld zu einem niedrigen Zinsfuß, nein, als zinsloses Darlehen auf drei Jahre anböte, was der wohl sagen würde! Wie ein Blitz schoß ihm dieser Gedanke durch den Kopf. Ja, das wollte er thun, er war ja reich und verlor dadurch nichts. So kam er doch heute unter Menschen und war nicht wie ein Ausgestoßener.

In ordentlicher Hast ging er hinüber und stand vor den erstaunten Tischlerleuten mit seinem Anerbieten, noch ehe er's selbst gedacht.

„Es ist heut Weihnachten,“ sagte er wie erklärend zu dem Meister, der ihn allerdings erst ansah, als habe er den Verstand verloren, „und Sie können mir ja später einmal etwas für die Zinsen arbeiten.“

„O du gnadenreicher Gott, wie hast du unser Flehen erhört, lenkst du die Herzen der Menschen nicht wie Wasserbäche!“ rief der beglückte Tischler tief bewegt aus. „Herr Roderich, was Sie mir heute thun, thun Sie unserem Heilande, und Sie werden's erleben, wie er zu lohnen versteht. Aber Zinsen zahle ich Ihnen doch, der Herr wird schon weiter helfen, und arbeiten will ich tüchtig.“

„Das wird sich finden, lieber Meister,“ sagte Roderich ungewöhnlich freundlich, „einstweilen unterschreiben Sie nur diesen Schuldschein, der ohne Zins ausgestellt ist.“

Währenddessen trat er zum Weihnachtsbaum, und wie wunderbar froh wurde ihm zu Muth, als die ganze Familie sich um ihn drängte und ihm unter Thränen dankte. Er ließ sich auch nicht lange bitten, an dem einfachen Mahle theilzunehmen, und kam sich unter den glücklichen Menschen wie in eine andere Welt versetzt vor.

Als er aber, aus ihrem Kreise geschieden, wieder hinter

seinen vergitterten Fenstern saß, da schien ihm sein Comptoir öde und unfreundlicher als je. Nur im Herzen war es ihm weniger öde, die Erinnerung an die Tischlerfamilie that ihm wohl. Er mochte kein Licht anstecken, sondern schaute hinauf zum Sternenhimmel und hing der Sehnsucht nach einem besseren, glücklicheren Leben nach. Ach, hätte er noch einmal anfangen können, er hätte es doch anders machen wollen. Aber jetzt war es zu spät. Er war ein alter Mann und konnte sich nicht mehr ändern, was konnte er von Gott erwarten, den er sein Leben lang verleugnet hatte, was von den Menschen, die ihm nur Böses wünschten!

Ein leises Klopfen weckte ihn aus seinem traurigen Sinnen. Verwundert über einen so späten Kunden öffnete der Alte. Vor ihm stand die Tochter des Tischlers, die beiden kleinen Brüder an der Hand, mit einem Strauß herrlicher Christblumen.

„Sie sind aus unserem Garten," sagte sie schüchtern, „nehmen Sie sie freundlich an, wir möchten Ihnen so gerne heut am Christfest eine kleine Freude machen, und sie sind das Beste, was wir zu geben haben. Gott segne Sie! das beten wir alle."

Sprachlos nahm der alte Mann die Blumen aus des jungen Mädchens Hand, die erste freundliche Gabe seit seiner Jugend—zwei große Thränen, die langsam die gefurchten Backen niederrollten, fielen hinein. „Gott segne Sie!" sagten die beiden Kinder und streckten ihm die kleinen Hände entgegen. „Ja, Gott wolle segnen!" brachte er endlich, mühsam seine Bewegung unterdrückend, heraus. Damit zerriß er den Schuldschein, der noch auf dem Geldschrank lag, und stellte die Christblumen darauf. „Eures Vaters Name soll in meinem Schuldbuch nicht stehen, ich schenke euch die 500 Thaler für ihn." Sanft drängte er dabei die Drei zur Thür hinaus, um ihrem Danke zu entgehen. Er aber wurde von einem überwältigenden Gefühl auf die Knie gezogen. Es war, als habe dies erste, freudige Geben ihm den Blick in den Himmel erschlossen, er erkannte den Gott der Liebe, und in seinem Licht sah er das Licht, das von der Krippe in Bethlehem auch in das Dunkel seines Daseins leuchten konnte. Hin zu ihr trug er das Leid seines ganzen Lebens: eine Sündenschuld, seinen Menschenhaß, seinen Kummer. Und der Heiland voll Gnade und Erbarmen sprach zu ihm: „Ich muß heute bei dir einkehren!" und er nahm ihn auf mit Freuden.

Hell schien der Mond ins Comptoir, und wie ein Gespenst seines sündigen Lebens erschien ihm der Geldschrank mit dem ungerechten Mammon. Aber über demselben erblühten fröhlich in wunderbarem Glanze die Christblumen als Botschaft der Freude und des Segens.

Was der Herr in dieser Nacht zur Seele des Wucherers geredet, hat zwar nur dieser vernommen, aber verschwiegen ist es der Welt nicht geblieben. Als Roderich am andern Tage, Glücksschimmer auf dem Gesicht, zur Kirche ging und die Armen reich beschenkte, als er dann mit dem unrecht erworbenen Reichthum gut zu machen suchte, was er an seinen Mitmenschen gesündigt, sein Geschäft aufgab und ein anderes Leben begann, da wußten's die Leute bald: dem Hause des Wucherers war Heil widerfahren. Denn des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren!

Ehre sei Gott in der Höhe!

„Ich hatte das Glück," so erzählt Herr Moody, „bei dem Heer zu sein, welches unter General Grant Richmond einnahm. Bald darauf wurde bekannt gemacht, daß die Neger ein Jubelfest halten wollten. Sie waren für frei erklärt worden, und sie erwachten bald zum Bewußtsein ihrer Freiheit. Ich dachte mir, es werde ein großes Fest geben, und ging in die Afrikanerkirche, eine der größten im Süden. Ich fand sie gedrängt voll. Als Prediger fungirte einer der schwarzen Feldkaplane vom nördlichen Heer. Ich habe manchen großen Redner in Europa und Amerika gehört, aber nie eine Beredsamkeit wie an jenem Tag. Der Mann rief:

‚Mütter, freuet euch, ihr seid frei auf ewig! Zum letztenmal hat man euch ein Kind aus den Armen gerissen und nach einem fernen Staat verkauft. Kein solch Herzbrechen mehr! Ihr seid frei!'

Die Weiber klatschten in die Hände und riefen so laut sie konnten: ‚Ehre sei Gott in der Höhe!'

Sie glaubten, und waren alle voll Freude. Dann wandte er sich an die jungen Männer und rief:

‚Junge Männer, freuet euch heute! Ihr habt die Peitsche des Sklaventreibers zum letztenmal gefühlt! Eure Kinder sollen frei sein! Jubelt heute, ihr Männer, ihr seid frei auf ewig!'

Sie klatschten mit den Händen und riefen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe!'

‚Ihr Mädchen,' rief er, ‚jubelt heute! Zum letzten mal hat man euch versteigert und verkauft! Ihr seid frei, frei auf ewig!'

Sie glaubten's, erhoben ihre Stimmen und riefen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe!'

Mein Leben lang habe ich nichts ähnliches gesehen. Die haben an das Evangelium ihrer Freiheit geglaubt!"

Weihnachten.

(Von Friedrich Braun.)

Schau die holde Lichtgestalt
In dem dunklen Tannenwald!
Ist's Rothkäppchens traut Gesicht?
Oder ist's Schneewittchen nicht?

Nein, es ist ein süßer Kind
Als die Märchenkinder sind—
Kam vom hohen Himmelssaal
In das arme Erdenthal;

Gräbt im Wald das Bäumchen aus,
Trägt es leis' ins Christenhaus,
Ziert es reich mit Lichterglanz
Und mit bunter Perlen Kranz.

Pflanzt im winterkalten Raum
Ew'gen Lebens grünen Baum—
Ihn umstrahlt der Wahrheit Licht,
Die durch dunkle Nächte bricht;

An ihm leuchten echt und klar
Himmelsperlen wunderbar:
Gottesliebe, Heilandshuld,
Kraft und Weisheit und Geduld.

Holdes Kind, den Lichterglanz
Bring uns und den Perlenkranz!
Bring ins Haus den Tannenbaum,
Pflanz ins Herz den Lebensbaum!

Weihnachten auf dem Friedhof.

Der Schnee fiel in dichten Flocken lautlos und schnell zur Erde, hüllte die Bäume im Wald in ein weißes Kleid, daß die kleinen Vöglein, die kein wärmeres Heimathland hatten, dem sie zueilen konnten, ihn kaum mehr erkannten und sich schüchtern und frierend in ihre Nester flüchteten, die Köpfchen unter die Flügel versteckten und träumten von dem Frühling, von Blüthenduft und Sonnenschein.

Dicht vor dem Walde lag der Kirchhof, und die kleinen Vöglein flogen gar oft dorthin zur Frühlings- und Sommerszeit, und wunderten sich, warum die Menschen, die dorthin kamen, so oft weinten und warum, wenn sie dort sangen, es so todestraurig klang! Für sie war's ja so lustig und schön dort, so voller bunter, frischer Blumen; sie konnten auch dort nur fröhliche Lieder anstimmen.

Heut aber war's kalt, der Schnee hatte alle Blumen und Blätter unter seiner weißen Decke begraben, und der Wind strich über die Gräber. Da mochten die kleinen Vögel nicht hin. Und so war er ganz vereinsamt und verlassen, der stille Garten, wo der himmlische Gärtner seine Blumen zum Schlummer während des langen Winters, welcher Tod heißt, hingebettet, damit sie dereinst schöner und herrlicher erblühen möchten, und er sie versetzen könne in den Himmelsgarten, wo es keinen Winter, keinen Sturm und Schnee mehr gibt.

Da tönten plötzlich leise Schritte durch die Stille, und eine Frau näherte sich einem der Kindergräber, pflanzte ein kleines, grünes Tannenbäumchen mitten hinein in den Schnee, der es zudeckte, und zündete die Lichtlein an, die darauf angebracht, daß sie hell hinausstrahlten in den dunkeln Abend.

„Mein Liebling, mein Liebling," flüsterte sie dabei leise, „hier hast du dein Bäumchen. Ob du es wohl siehst und dich daran freust, wie letztes Jahr?" Und bitterlich weinend beugte sie sich über das kleine Grab. Es war ja ihr einziges Kind, ihres Herzens Kleinod, ihr liebes kleines Mädchen, das dort ruhte — und heute war Weihnacht, heiliger Abend. Voriges Jahr hatte sie das Bäumchen geputzt und es an Annchens Bett getragen, und die Kleine, die schon seit Wochen dort lag, krank und schwach, sie hatte die Hände zusammengeschlagen vor Freude, alle ihre Schmerzen vergessend, und die großen blauen Kinderaugen hatten entzückt auf das strahlende Bäumchen gesehen, und leise, ganz leise hatte die Kinderstimme angefangen zu singen: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen!" Und dann hatte die Mutter, o, zum wievielsten Male, erzählt von dem lieben Heiland, der zur Weihnacht in die Welt gekommen und so viel helles Licht in die Häuser und Herzen gebracht, so viel Freude und Glück, und daß darum überall die Christbäume angezündet würden.

„Mutter," hatte da die Kleine gesagt, „ich möchte zum Heiland gehen und ihm danken. Wo ist denn der liebe Heiland?"

Und die Mutter hatte ihr wieder erzählt von dem Himmel, wo Jesus wohne, wie er aber auch hier bei ihr sei alle Tage, ob sie ihn auch nicht sähe, und wie sie ihm auch hier schon danken und ihn lieb haben könne. So hatte sie erzählt, bis Annchen einschlief, und die Mutter hatte an dem kleinen Bette gewacht, denn sie wußte, daß ihr Liebling bald zu dem Heiland gehen würde. Dann war die Kleine erwacht.

„Mutter," sagte sie, „ich habe von dem Himmel geträumt. Der Heiland war da, und die Christbäume brannten so schön. O, liebe Mutter, da möchte ich hin!"

Und des kleinen Herzens Sehnen war bald erfüllt worden. Am ersten Feiertag war der Heiland gekommen und hatte die Himmelsblume fortgenommen von dieser Erde, daß sie droben weiter blühe zu seines Namens Ehre.

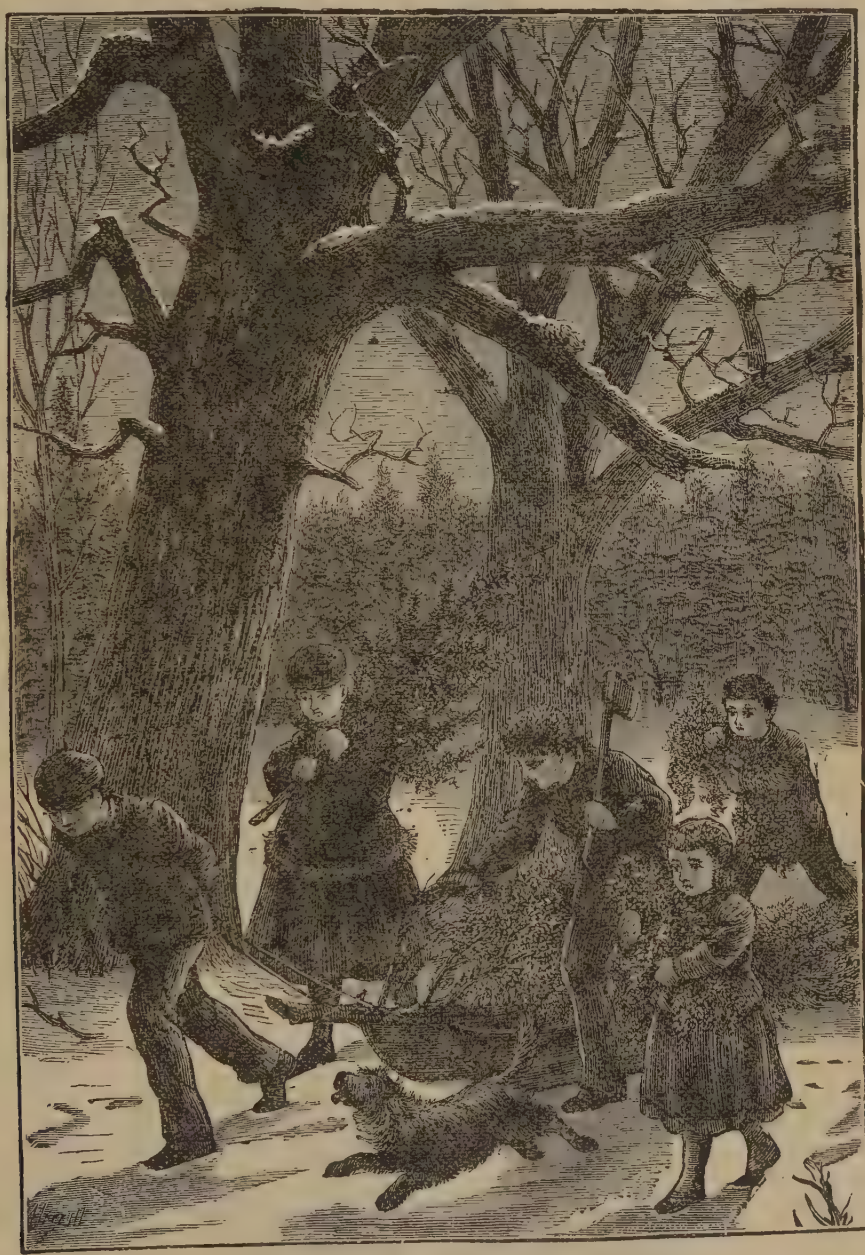
An alles dies dachte die Mutter, als sie neben dem brennenden Christbäumchen an dem Grabe stand, und je tiefer die Lichtlein herunterbrannten, bis sie eines nach dem anderen erloschen, um so heller wurde in ihr das Licht, das von oben kommt, das alle Finsterniß durchdringt und vertreibt, und auch den dunkelsten Weg licht und hell macht. Und als sie heimging, da war's ihr, als hörte sie wieder ihres Kindes Stimme singen: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen"—ja, der allerschönste, denn er redet von der Liebe, die aus dem Winter Frühling und aus der Dunkelheit strahlendes Licht macht!

G. D.

Das Weihnachtsfest.

Lange schon, ehe man der Christenheit die Geburt des Welterlösers durch Glockenklang und Orgelton verkündete; lange ehe Bethlehem und die Krippe mit dem Glorienschein seiner Herrlichkeit umgeben war, haben die nordischen Völker den Lauf der Sonne beobachtet und mit Interesse den 22. December erwartet, denn dann kam die Zeit, da die Sonne, welche ihre nordischen Kinder vergessen zu haben schien, und dem Anschein nach vor der Kälte geflohen war, ihr Angesicht wieder wandte und freundlich nach dem Norden strahlte. Dann feierten die von Schnee und Eis umgürteten Nordländer ihr höchstes Jubelfest, denn es galt der Son-

ne ihr Geburtsfest zu feiern. Nun wurde der schwerste Klotz im Hof, welcher für dieses Fest gespart worden war, nach dem Feuerplatz geschafft; jetzt wurde der Tisch mit



Für Weihnachten.

dem Besten, was das Haus noch liefern konnte, beladen, und nun fing man an, Geschenke auszutauschen mit seinen Freunden, denn die Zeit der Freude war gekommen.

Es ist schwer zu entscheiden, wann die Kirche anfing, die Geburt Jesu Christi feierlich zu begehen; auch ist es schwer zu begreifen in unsern Tagen des Sieges, des Jubels und der allgemeinen Festlichkeit, daß je eine Regierung existirt haben sollte, welche die Macht besaß und mit dem teuflischen Verlangen beseelt war, die Festlichkeiten zu verhindern, damit nicht unschuldige Gläubige in Dankbarkeit vereinigt, gemeinschaftlich Loblieder Got-

tes singen, um auf diese Weise ihre Anhänglichkeit an ihren Erlöser kund zu thun. Und doch war es so: Kaiser Diokletian sandte seine Schergen und ließ eine Kirche, in welcher sich die Gläubigen zum Christfest versammelt hatten, verrammeln, damit kein Mensch entrinnen möge, dann, als eben das Gloria in Excelsis zum Himmel drang, ließ er den Feuerbrand anlegen, und kein Mensch entrann, sie starben den Märtyrertod am Geburtsfest ihres Heilandes. Darum gedeiht auch der Christbaum so herrlich in aller Welt; seine Wurzeln sind mit Blut getränkt!

Auf dem Weihnachtsmarkt.

Es ist anders geworden! Kein Fest wird so allgemein gefeiert und mit so viel Festlichkeiten geschmückt, als das liebe Weihnachtsfest. Selbst die Juden lassen sich von dem überwältigenden Strom hinreißen und rufen sich „fröhliche Weihnachten!" zu und theilen Geschenke aus. Ueber Land und Meer, über Sklaven und Freie breitet dieses Fest seine wohlthätigen Fittige und seinen segnenden Einfluß aus; wenn es sonst wirklich auch nichts bezweckte, und wir es im kältesten philosophischen Lichte betrachteten, dann erinnert es doch jedenfalls die Menschheit wieder, daß alle Menschen Glieder einer Familie sind. Ob man das Fest überall zugleich. d. h. am nemlichen Tage feierte, kann ebenfalls nicht bestimmt werden; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß man anfangs das Fest in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten feierte und ebenso verhält es sich auch bezüglich der Art der Feier. In den Neuenglandstaaten von Amerika wurde die Feier sogar einmal verboten, indem man das Fest als eine Erfindung „des dyvole" brandmarkte.

Weihnachten ist das Fest der Gaben. Obzwar der Arme auch hier, wie überall, zu kurz kommt, so ist doch die allerärmste Hütte, welche der Geist des Festes durchdringt, nicht ohne einen Freudenblick. Wer sich aber einen seltenen Genuß verschaffen will, der suche die Armen auf, wage einige Dollars daran, nur um zu erfahren, welche Freude man mit wenigem Geld erzielen kann. Dort, in der Hütte der Armuth, wo man sich selbst vom Christkindchen vergessen wähnt, dort kann man durch eine geringe Gabe erzeugen, was man bei den Wohlhabenden für theures Geld nicht erzielt.

Weihnachten ist das Fest der Gaben noch in anderer Weise, aber wie in allem Andern, so heißt es hier auch: Ländlich, sittlich. In Irland ist „die Messe um Mitternacht" die Hauptsache beim Fest. Die Messe zu verfehlen, ist beim Irländer schon schlimm genug; nur Ausnahmsweise läßt er sich das zu Schulden kommen, vielleicht durch Krankheit oder anderes Unglück verhindert; aber die Weihnachtsmesse! Nein, das ist selten der Fall. Von Früh bis Spät geht der arme Priester—Volk und Priester sind gleich arm in Irland—am Tag vor Weihnachten von Haus zu Haus, Kranke zu besuchen, Trost zu sprechen und Sakramente zu spenden; spät Abends kommt er ermüdet heim, um nach kurzer Rast in die Kirche zu gehen, dort Beicht zu hören. Aber so bereitet sich der Irländer nicht durchschnittlich für die Messe um Mitternacht; im gesellschaftlichen Kreise sitzt er bei seinem Whiskey und treibt Politik, das elendeste Beisammensein dessen wir uns erinnern können. Armuth, Whiskey, Politik und ein paar Irländer — es dürfen auch Deutsche sein. Da wird dann über die Königin geschimpft bis der Kopf roth wird und die stammelnde Zunge nur noch lallen kann; sobald jedoch die Glocke das Zeichen zur

Vorbereitungen für Weihnachten.

Messe gibt, dann schwindet plötzlich, wie weggezaubert, aller Schnappsdunst aus dem Gehirn; der noch vor wenigen Minuten in der Kneipe tobende Irländer kniet nun in seinem Stuhl in der Kirche und betet drauflos, als wenn er sein Lebtag nie unter dem Einfluß von Whiskey gewesen wäre. Auf den kalten Steinplatten der Kirche liegt das Volk auf den Knieen und auf dem Angesicht. Solche, welche zum heiligen Abendmahl wollen, haben nun schon seit zwölf Stunden gefastet; schwere Seufzer ertönen hier und dort von Büßenden, welche sich auf diese Weise den Frieden ihrer Seelen erringen wollen.

Endlich werden die Kerzen angezündet, der Priester ist bereit, sein Amt zu pflegen; ein kleines Glöcklein erschallt von einer Ecke her und verkündet dem Volke, daß der Priester am Kommen sei. Jetzt knieet er am Altar und betet das allgemeine Bußbekenntniß, zu welchem das Volk in Pausen sein Christi elison erschallen läßt. Plötzlich wähnt man sich

Fröhliche Festfeier.

träumend, und erlebt eine Scene wie aus „Tausend und eine Nacht": Der Altar ist wie im Zauber hell beleuchtet; gespensterartig durchschleichen die Chorknaben in ihren weißen Gewändern die Kirche; das Volk liegt auf den Knieen, während der Priester in halbjüdischer und halbheidnischer Priestertracht sich von einer Seite zur andern des Altars bewegt. Weihrauch füllt die Kirche, daß man ersticken möchte; es gilt dem Neugeborenen, dessen Krippe zur Seite des Altars angebracht ist. Jetzt ertönt das Engelglöcklein, Priester und Volk stimmen das Te Deum an, und nun noch einige Augenblicke bis zum Schluß, dann, wenn der Schlußact vorüber ist, fängt der Lärm erst an. Jetzt wird jedem Mitmenschen ein Festgruß zugerufen, und der Lärm ist so groß, daß man seines eigenen Mundes Wort nicht hört. Das Fest ist angebrochen, man geht zur Kneipe, denn in Irland „währt's den ganzen Tag."

Das Ideal des Weihnachtsfestes findet man in Deutschland. Alle Classen: Alt und Jung, der Kaiser und das Volk feiern Weihnachten; doch ist es vor Allen der Kinder Fest, und mit ihnen feiern alle Stände. Dichter, wie Klopstock, Göthe, Schiller, ja selbst der griesgrämige Heine, haben das Fest in ihre Lieder und Gedichte eingekleidet. Auch hier ist es das Fest unsterblicher Liebe und Wohlgewogenheit. Die Gaben am Christbaum kommen direkt vom Christkindchen; Knecht Ruprecht bringt sie, um guten Kindern eine Freude zu berei-

ten; da sind gewöhnlich alle Kinder gut, denn Knecht Ruprecht läßt kein einziges leer ausgehen. Unter den Deutschen wird der religiöse Sinn des Festes herrlich gepflegt, so daß man das Fest das ganze Jahr nicht vergißt. Hier wurde der Christbaum zuerst gepflanzt, was die Welt davon genießt, hat sie deutschem religiösen Sinn zu verdanken.

Der Jude rühmt sich, seine Religion habe die Familie gegründet; der Deutsche hat der Familie eine Festfeier bereitet, welche die Familie einigt und bindet, selbst nachdem Natur und Umstände die Bande längst gelöst haben. Unter den hell erleuchteten Aesten des Weihnachtsbaums sammeln sich die Glieder der Familie; keins fehlt, selbst die Kinder in der Fremde kehren wieder, um noch einmal Kinder zu werden, und um ihre Gaben zu empfangen. Der Baum ist schwer beladen, und jede Gabe trägt den Namen des Empfängers; auf ein Zeichen stürzen alle in das erleuchtete Zimmer und da ist des Jubels kein Ende.

Die neuere Zeit ist bereits mehr aufgeklärt, man unterrichtet die Kinder, daß Knecht Ruprecht eigentlich nicht existire, und daß das Christkindchen eigentlich keine Gaben bringe. Was gewinnt man bei solcher sentimentalen Aufgeklärtheit? Man zerstört eine unschuldige Festfreude, ohne Jemand zu bessern. Laßt den Kindern diese Freude; bald genug wird ein strenges Schicksal die Freude ihrer Kraft berauben, und die kindliche Unschuld wird im allgemeinen Weltschmerz versinken. Noch heute blicke ich mit Thränen der dankbaren Erinnerung auf jene Zeit zurück, da ich in kindlicher Unschuld mit Ehrfurcht auf Knecht Ruprecht blickte; es bewog mich, das ganze Jahr hindurch so zu leben, den gütigen Gabenspender in gutem Humor zu halten.

Sonderbar erregt wird das Gefühl, wenn man Hebel's Dichterworte liest, wie er mit seinem Genossen den Weihnachtsbaum der Nachbarn prüft und untersucht, ob auch Gerechtigkeit und Liebe in der Spende sich offenbare. Schmerzlich fühlt die Seele hingegen und man kann dem Dichter folgen, wie er aus deutscher Brust den deutschen Sinn in eigener Mundart kleidet:

„Doch lueg im andere Hus, daß Gott erbarm,
Was hangt am grüene Wiehnachtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drin
Ne schrumpfig Oepfili, ne düeri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schooß,
Und wärmt's am Buese, lueget's a und briegget;
Der Engel stüürt im Chindli Thräne i.
Sel isch au nit g'fehlt, s isch mehr as Marzipan
Und Zuckererbsli. Gott im Himmel sieht's,
Und us mengeme arme Büebli het er doch
E brave Ma und Vogt und Richter g'macht,
Und usem Töchterli ne bravi Frau,
Wenn's numme nit an Zucht und Warnig fehlt."

Ja, die deutsche Mutter freut sich mit ihrem Kind auf dieses Fest, und auch die drückendste Armuth kann es nicht gänzlich zerstören. Von der Universität kommt das Studentlein heimgeeilt, denn es will zu Weihnachten dabei sein; aber auch das „Roßbüblein" hat Urlaub und darf heim, wenns Christkindlein kommt. Ueberall, von der Hütte der Armuth, bis zum kaiserlichen Palast, ist Freude und Wonne am Weihnachtsfest. Was der Amerikaner von einem Christfest feiert, das hat er durch den Umgang mit den Deutschen gelernt, und wo er es besser macht, da hilft ihm sein Reichthum an Mitteln dazu. Auch England verdankt seine Weihnachtsfeier seinen deutschen Nachbarn.

Nach Deutschland kommt Schweden in die Reihe mit seiner Festfeier. Dort wird am Weihnachtsfest kein Mensch vergessen, Alle werden bedacht: Herrschaften beschenken ihre Dienstboten, und umgekehrt, diese wieder ihre Herrschaften. Ein Reisender, welcher das Fest in Stockholm feierte, erzählt: „In der Mitte des Speisesaals stand ein großer Tisch und auf demselben ein Stuhl; auf diesem Stuhl saß der Kassirer, welcher die Packete aus einem ungeheuren Korb herausfischte, die Namen der Empfänger abrief und dann das Geschenk überreichte. Gewöhnlich stand bei dem Namen noch ein Vers, ein Motto oder ein frommer Wunsch. Um zehn Uhr präzis ertönte die Glocke zum Zeichen, daß sich nun der gossarne och flickorna versammeln soll. Im Speisesaal nahm das Fest seinen Anfang und dauerte bis völlig Mitternacht. Nie in meinem Leben habe ich arme Dienstboten so erfreut und so glücklich gesehen, als in jener heiligen Nacht; waren sie glücklich im Empfang ihrer Gaben, so schienen sie es noch mehr zu sein, als sie in geordneter Reihe nach den Zimmern der gnädigen Herrschaft gingen, um derselben Geschenke zu überreichen — en godt ny ar — und ein Händedruck waren dabei. Jeder Knecht und jede Magd hatte das Vorrecht, ihre Gabe eigenhändig zu überreichen, und Herr und Frau hatten für Jedes ein gutes Wort und einen herzlichen Dank. In Schweden dauert das Fest gewöhnlich sieben Tage, und das Festmahl genießt auch der ärmste Taglöhner mit seiner Familie. Damit Niemand, auch der Aermste von diesem Mahl nicht ausgeschlossen ist, besteht dasselbe einfach aus Reis mit geklopftem Rahm und lut firk, ein besonders zugerichteter Fisch."

So hat jedes Land seine eigene Feier, aber so weit man den Namen Jesu kennt, wird auch sein Geburtsfest gefeiert. An diesem Tag hat Gott der Welt seine „unaussprechliche Gabe" beschert, und alle Welt sollte es dankbar anerkennen und in die Feier des herrlichsten aller Feste mit einstimmen. Heute sollte kein Christenherz trauern und kein Mensch Noth haben, denn was Menschen dazu beitragen können, einander zu beglücken, das sollten sie an diesem heiligen Feste gewißlich freudig thun.

Stechpalme.

(Eine Weihnachtserinnerung von Marcus Boyen.)

Es war im December des Jahres 1877, am Tage vor dem Weihnachtsfest, dem Freudenfest der christlichen Welt; ich stand am Fenster meines Stübchens am Altenmarkt und blickte bedrückten Herzens nieder auf das Gewühl der hin- und herwogenden Menschen, auf Christbäume und Körbe mit rothbäckigen Aepfeln und braunen Nüssen, auf alle die Buden, in denen Pfefferkuchen, billiges Spielzeug für die Kinder, und Wollsachen, bunte Bänder und dergleichen für die Erwachsenen feilgeboten wurden, ich fühlte mich mehr bedrückt und niedergeschlagen, als es vielleicht meinen Jahren zukommen mochte.

Im Stübchen stand in der Ecke der alte Lederkoffer, welcher schon meinen Vater auf die Universität begleitet hatte und nun in meinen zeitweiligen Besitz übergegangen war, ich mochte ihn heute gar nicht ansehen, ich hatte gehofft, mit ihm die kurzen Weinachtsferien in der lieben Heimath zubringen zu können, und nun hatte ich statt der erwarteten kleinen Geldsendung, der ich zur Bestreitung der Reisekosten entgegen gesehen, ein Schreiben meines Vaters erhalten, in welchem er mir in einfachen Worten mittheilte, daß seine Verhältnisse ihm in diesem Jahre die größte Sparsamkeit zur Pflicht machten, daß seine Familie sich manche Einschränkung gefallen lassen müsse, und daß daher auch die Ausgaben für meine Reise nach dem entfernten Heimathsort wegfallen müßten. Ich wußte sehr wohl, daß meinem hartarbeitenden Vater diese Versagung so schmerzlich ankam, wie mir selbst, ich war ganz von seiner Güte abhängig noch zu einer Zeit, wo er selbst in seiner Jugend auf eigenen Füßen gestanden hatte, ich mußte seinen Entschlüssen von ganzem Herzen nur beistimmen, aber ich fühlte mich traurig, es war das erstemal in meinem Leben, daß ich den Christbaum im Elternhause nicht brennen sehen sollte. Ein paar herzliche Worte hatte meine Mutter dem Schreiben des Vaters beigefügt, und die halbverwischte Spur eines Thränentropfens hatte mir noch beredter als Worte davon gesprochen, wie sehr die Muteer ihren einzigen Sohn vermissen würde. „Versuche, am Weihnachtsabend mit guten Menschen zusammen zu sein, mein lieber Sohn," hatte sie mir geschrieben, „bleibe nicht allein zu Hause, ich weiß, du denkst doch unserer, wenn du auch, wie ich sehr für dich hoffe, den Weihnachtsbaum in einer anderen Familie als bei uns solltest brennen sehen." — In einer anderen Familie! ach ich war noch recht fremd an meinem neuen Wohnort geblieben und schüchtern oder zurückhaltend war ich zudem auch, eine Einladung für mich Anderen nahe zu legen, das wäre mir unmöglich gewesen. Nun denn, so wollte ich wenigstens der Mutter zuliebe nicht allein zu Hause bleiben, vielleicht begegnete ich draußen einer mitleidigen Seele, die mich mit sich nahm, um mich am Glück Anderer mit freuen zu lassen; so nahm ich Mantel und Hut und ging hinaus.

Es war ein frischer Wintertag, die Nachmittagssonne stand noch am Himmel und in ihrem matten Scheine glitzerten einzelne Eiskrystalle, welche wie Vorboten späterer Schneemassen in der Luft hin und her irrten. Ich ging planlos vorwärts, aus den belebteren Straßen kam ich in einsamere, kein Mensch bekümmerte sich um mich, alle waren vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, so gelangte ich schließlich zur Stadt hinaus. Die niedergehende Sonne beleuchtete mit fahlem, röthlichem Licht die öden Felder und den fernen dunklen Wald, durch die Luft zogen krächzende Krähen der nahen Stadt zu, und am Wege hüpften die kleinen Haubenlerchen umher und pfiffen ein eintöniges Winterliedchen. Es blieb fast ganz menschenleer auf meinem Wege, das that mir eigentlich wohl, ich schritt fröhlicher vorwärts und sang mir ein Lied, so gut wie die armen Tröpfe, die Haubenlerchen, die ihr spärliches Futter un-

verdrossen aufsuchten und um ihre Zukunft sich wenig Sorge machten.

So war ich in ein großes Dorf gekommen und hatte heimlich dort etwas neugierig in Fenster und Thüren geguckt, um zu sehen, wie man dort dem heutigen Abend entgegen lebte. Ich sah noch viel mit scheuern beschäftigte Weiber, vor den Thüren hockende Kinder, die heimlich von ihren Erwartungen für das Fest mit einander flüsterten, und in mancher Stube sah ich schon einen mit buntem Papier und Aepfeln geschmückten Christbaum stehen. — Als die Häuser anfingen, etwas weiter von einander getrennt zu liegen, kam ich an eine ganz abgesondert stehende Schmiede. Vor einem schon etwas niedergehenden Feuer hantierten ein kräftiger Mann und ein Lehrjunge mit Zange und Hammer, die Funken sprühten lustig und die Hammerschläge klangen rhythmisch aus der weitgeöffneten Thüre.

Von der Seite des Hauses her, wo die sauberen Fenster zeigten, daß dort die Wohngelegenheit der Familie sein mochte, trat zu einer Nebenthür jetzt eine hübsche, derbe jüngere Frau heraus, welche eine volle Weizengarbe trug, hinter ihr stolperten einige blondhaarige Kinder her, die dann bald ihr voraus zu dem Staketenzaun liefen, welcher einen kleinen Küchengarten von der Straße trennt. Als sie mich dort gewahr wurden, blieben sie stehen und steckten verlegen die Finger in den Mund, das Kleinste lief zur Mutter zurück und berichtete, daß ein fremder Mann an der Straße stehe.

Die Frau kam lachend näher, sie bot mir freundlich einen „guten Abend" und legte die Aehrengarbe auf den Boden nieder, dann rief sie über den Hof: „Andreas, kannst du mir helfen?"

Der Schmied legte den Hammer nieder und kam in seinen klappernden Holzpantoffeln heran, er rückte die Mütze, als er mich gewahrte. „Hilf mir die Stange aufrichten, Andreas," bat die Frau. „Die Mutter gibt den Vögeln einen Christbaum," rief der Aelteste frohlockend. Die Frau sah wie bittend zu dem Manne hin. „Ach ja, Andreas," sagte sie, „du wirst ja wohl nichts dagegen haben, du lieber Gott, ich möchte heute aller Welt etwas Liebes thun, so glücklich bin ich heute." Der Mann nickte nur, er ergriff eine am Boden liegende Latte, steckte diese in das Aehrenbund, richtete beides hoch auf, zog Nägel und einen kurzen Hammer aus seinem Brustlatz und schlug die Latte an den Zaun, so daß die vollen Weizenähren, wie ein riesiger Blumenstrauß anzusehen, in die Abendluft hinausragten. „Gelt, Mutter," rief ein kleines Mädchen, „das wird den hungrigen Vöglein schmecken, das gibt ein Feiertagsessen für Morgen." „Komm, laßt uns zur Seite gehen," sagte der Schmied, „sie kommen gewiß bald heran."

Es währte auch nicht lange, dann saß der erste Spatz auf der Garbe, dann noch einer und bald raschelte es in dem Stroh von vielen hungrigen Gästen. „Das ist ein schöner Brauch," sagte ich, „den Vöglein so den Weihnachtstisch zu decken, und ich wünsche, es soll Ihrem Hause Segen bringen." Die Frau faßte nach der Hand des Mannes und zog den Kopf eines der Kinder an sich. „Ach lieber Herr," sagte sie innig, „wenig Menschen haben wohl so wie wir Grund, Gott für seine Gnade zu danken, und vollends heute an diesem Tage, da meine ich, ich sollte zu jeder Zeit nur so hinausrufen vor dankbarer Freude. Gelt, Kinder, heute wird's doppelt schön, so einen Baum wie heute werdet ihr noch nicht gesehen haben! Laß jetzt die Arbeit, Andreas," bat sie, „es ist ja bald Kirchenzeit, mach Feierabend und schicke den Lehrjungen zu seiner Mutter." Die Frau nahm das kleinste Kind auf den Arm und sah mich freundlich an. „Wohin wollen Sie denn heute noch, junger Herr?" fragte sie, „geht's nach Hause zu den lieben Eltern?" Ich sagte, daß meine Eltern weit entfernt wohnten.

„Dann gehen Sie wohl aufs Gut zum Herrn Buchmann da hinauf, um da die Bescherung mitzumachen?"

Ich verneinte lachend. „Na aber, Sie werden doch nicht so am heiligen Abend so allein auf der Landstraße herumlaufen?" rief die Frau verwundert, „man ist doch gerne mit guten Menschen froh zusammen an solchem Tage."

Ich zuckte die Achseln. „Wer in der Fremde ist, muß manches kennen lernen," sagte ich.

„Aber an solchem Tage kommt es doch hart an, allein zu sein," fuhr die Frau fort, sie neigte etwas den Kopf und sah mich scharf an, dann sagte sie in ihrer raschen Weise, „und ich denke, es wäre Ihnen heute auch lieber, Nüsse unterm Christbaum zu knacken, als so zur Abendzeit auf der Landstraße zu sein; gehen Sie denn noch bis zur Stadt zurück?"

Ich lachte nur, ich schämte mich einzugestehen, daß ich doch wohl für einen kurzen Wintertag mich etwas zu weit von meiner Wohnung entfernt hatte.

Die Eheleute wechselten einen raschen innigen Blick mit einander, und die Augen der Frau wurden feucht. „Es kommt heute noch viel Schnee," sagte der Mann und wendete sich zögernd zu mir: „Sie sollten sich den weiten Weg noch überlegen," meinte er, „so am Christabend allein und unterwegs," — er hielt einen Augenblick inne und rückte an seiner Mütze; „es geht mir wie meiner Frau," fuhr er dann mit verlegenem Lächeln fort, „ich möchte heute auch alle Welt glücklich machen, ja ich möchte heute wieder einen Gast an meinem Herde haben, dem ich nun etwas Gutes thun könnte, und darum sage ich: bleiben Sie hier, junger Herr, wenn Sie mit frohen Menschen den heiligen Abend verleben möchten! Es soll der Frau und mir ein Plaisir sein, wenn Sie später bei uns mit so einer Art Nachtlager vorlieb nehmen."

Ich schlug mit Freuden in die breite, etwas rußige Hand des Mannes, die Frau lachte ganz beglückt, nur die Kinder guckten mich etwas verwundert an, aber als ich bald darauf in der freundlichen Küche saß und Kaffee trank, kamen sie ganz zutraulich zu mir heran und blieben bei mir, während sich die Eltern rasch zum Kirchgange fertig machten. Die Kinder begnügten sich zu-

erst, mich mit großen Augen anzustarren, als aber das kleine Mariechen plötzlich laut sagte: „Du Mann, heute kriege ich aber ein Puppe mit Haar geschenkt," da schienen mit einemmal alle Schleusen aufgezogen, und die Fünfe überboten sich im Aufzählen ihrer Hoffnungen, die sie für den heutigen Abend hegten.

Zweie der Buben an der Hand wanderte ich bald darauf mit der ganzen Familie in die Dorfkirche, die hell erleuchtet und erfüllt von Andächtigen war; ein weißhaariger würdiger Geistlicher hielt eine von Dank und gläubiger Hoffnung erfüllte Predigt, und ich meinte lange nicht so andächtig und froh bewegt in einer Kirche gewesen zu sein; ich gedachte auch innig meiner Lieben in der Heimath und empfand dankbar, wie wunderbar für mich der gute Wunsch meiner Mutter nun in Erfüllung zu gehen schien. Niemals aber hatte ich eine heiligere Rührung in eines Mannes Antlitz gesehen, als hier in dem derben Gesicht meines Wirthes; mit bebenden Lippen horchte er den Worten des Geistlichen und seine kräftigen Hände lagen festgefaltet in einander wie im heißem Gebet. Auf dem kurzen Heimwege blieb er schweigsam und ernst, er schritt dicht neben seiner Frau einher, und die beiden hielten sich an den Händen gefaßt, wie wohl sonst in Tagen des Brautstandes.

Zu Hause angelangt, küßte der Mann seine Frau, dann hob er eins der Kinder nach dem andern zu sich empor, um auch diese zärtlich zu küssen. „Werdet brav, Kinder, werdet treu und brav," sagte er immer von neuem, „unser Hergott ist so gut, über Verstehen und Hoffen gnädig und gut."

Die Frau verschwand nun im Nebenzimmer, erwartungsvoll drängten sich die Kinder gegen die verschlossene Thür. Der Schmied versuchte mit mir ein Gespräch anzufangen, allein es kam nicht recht dazu, der Mann war augenscheinlich noch immer von hohen Empfindungen erfüllt, die es ihm schwer machten, ein Alltagsgespräch zu führen. Da öffnete sich die geschlossene Thür, inmitten eines recht geräumigen Zimmers stand auf einem weißgedekten Tische ein mäßig großes Tannenbäumchen, reich mit buntem Papier verziert und mit unzähligen Aepfeln und Pfefferkuchen, sowie mit viel brennenden Lichtern versehen. Erstarrt vor Bewunderung solcher Pracht blieben die Kinder auf halbem Wege stehen, da hob die Mutter den Finger, mit hellklingendem Diskant fing der Aelteste an, ein Choral zu singen und die andern Kindern fielen ein. Es war kein Weihnachtslied: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! schallte der Gesang, voll und kräftig mischte sich der Baß des Vaters und die frische Stimme der Frau mit den Kinderstimmen. „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet."—Die Blicke von Mann und Frau erhoben sich andächtig zu der Spitze des brennenden Christbaumes; dort war ein kleines, mit Goldpapier beklebtes Holzkreuz befestigt, an welches ein verdorrtes Zweiglein Stechpalme gebunden war. Ich hatte mir schon vorher den seltsamen Schmuck angesehen, doch war ich entschlossen, nicht nach der Bedeutung desselben zu fragen, ich wollte alles vermeiden, was den Anschein hätte, als wäre die Feier des Festes bei meinen freundlichen Wirthen eine von meinen sonstigen Christabendgewohnheiten abweichende. Ich vergaß dann auch wieder den Stechpalmzweig und freute mich an dem Jubel der Kinder, die jede Scheu vor dem fremden Gaste verloren hatten, ich mußte alle Schätze bewundern, Mariens neue Puppe und Säbel und Flinten der Knaben, und was sonst noch den Kindern beschert war. Der älteste Junge konnte aber gar nicht genug den flimmernden Baum bewundern.

„Er ist wohl heute ausnahmsweise schön?" fragte ich ihn.

Der Junge nickte. „Ja, das ist wohl so, weil wir voriges Jahr keinen gehabt haben," sagte er ernsthaft.

„War Krankheit im Hause?" fragte ich wieder. Der Junge schüttelte den Kopf. „Vater mußte an dem Tage fort," sagte er geheimnißvoll, „und Mutter weinte so viel, es war gar nicht hübsch; darum hat Mutter sich so sehr auf dies Weihnachtsfest gefreut."

Meine Gastgeber kümmerten sich nicht sonderlich um mich, sie hatten mich eingeladen, den Christbaum brennen zu sehen, aber sie ließen sich sonst durch mich in keiner Weise abhalten, sich ihren Kindern in gewohnter Weise zu widmen. Jetzt sah ich die Frau an den Mann herantreten mit ihrer Gabe für ihn, es waren tüchtige wollene Strümpfe, und der Mann dankte ihr herzlich, dann zog auch er sie hin zu einem Tische, wo etwas wie Kleiderstoff zu sehen war und dann sah ich auch, wie der Mann einen frischen Stechpalmzweig der Frau in die Hand legte und leise und sanft demüthig auf sie einsprach, und wie die Frau ihren Kopf an seine Schulter legte und weinte; dann kamen sie Hand in Hand wieder gegen die Strahlenden Baum gegangen, und auf den Gesichtern beider lag ein heller Schein, wie vergossene Freudenthränen ihn zurück zu lassen pflegen.

Als die Kinder anfingen, sich stiller mit ihren neuen Besitzthümern zu beschäftigen, und die Frau sich in der Küche zu thun machte, kam der Schmied und setzte sich zu mir, er nahm mit freundlichem Kopfnicken meinen Dank wegen dieser unverhofften Einladung zum heutigen Abend entgegen. „Nicht Ursache, junger Herr, nicht Ursache," sagte er, „mich freut es nur, daß es Sie nicht gereut, geblieben zu sein, und daß Sie Ihren Spaß gehabt haben an dem Lärm der Kinder; ich habe gern einen Gast heute Abend hier und vollends einen, der ein so gutes Gesicht hat wie Sie. Da ist im vorigen Jahr kein Gutes Fest bei uns gewesen, und wäre auch wohl niemals mehr eins für uns oder die armen Kinder gewesen, wenn nicht Gott der Herr es gefügt hätte, daß durch einen Gast, gegen den mein gutes Weib trotz allen eigenen Kummers sich freundlich gezeigt hat, uns Rettung und Hülfe geworden wäre." Er schwieg eine Weile, dann fuhr er weicher fort: „Ich hab' dem Manne nicht einmal Dank sagen können, aber seitdem ist mir der

Spruch klar geworden: Gastfrei zu sein, vergesset nicht; denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherberget!"

„Was ist Ihnen denn im vorigen Jahre so Böses begegnet?" fragte ich.

Der Schmied lächelte. „Wenn die Neugier Sie plagte, und wir wollten Ihnen hier nichts von dem allen erzählen, so brauchten Sie nur morgen im Dorfe den ersten besten danach zu fragen, davon weiß hier jeder zu erzählen, aber wenn es Ihnen daran liegt, genauer zu wissen, wie sehr uns der Herrgott beigestanden hat, so will ich's recht gern später erzählen, wenn das kleine Volk zur Ruhe gebracht ist."

Als nun später die Kindlein schliefen, und wir behaglich auf der Ofenbank saßen und auch die hübsche Frau sich in Ruhe zu uns gesellte, hub er an zu erzählen. Ich will versuchen, seine Erzählung in seiner Art wiederzugeben, sie machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ist wohl seitdem kein Christabend verflossen, da ich des Mannes und seiner Erzählung nicht gedenken mußte.

„Meine Frau hier," begann der Schmied, „hat gewußt, daß sie einen jähzornigen Menschen zum Mann bekam, ich war schon in der Schulzeit als ein rauflustiger Schlingel etwas verrufen und später hat es auch manch einer bereut, mich zum Streit gereizt zu haben. Daß ich das Schmiedehandwerk lernen gemußt, war mir schon recht, oft genug hab' ich meinen unbändigen Zorn auf andere an einem Stück rothglühenden Eisens vor mir ausgelassen, ich war vielleicht auch nicht ganz so schlimm, wie mich die Leute durchaus machen wollten. Als ich später mich in die Bärbel hier verliebt hatte, da hat sie mich zuerst heimgeschickt und gesagt, mit einem so heftigen Menschen sähe sie sich und ihr künftiges Hauswesen zu unsicher berathen.

Mich hat's geschmerzt, daß die Frau hier mich abgewiesen, ich wußte, sie hatte mich lieb, aber sowie ich selbst mich kannte, konnte ich ihr doch so unrecht nicht geben. Ich hab' mir darauf recht Gewalt angethan, mein wildes Wesen zu bezwingen, na und dann endlich gab es Verlobung und Hochzeit.—Ja, lieber Herr, ich kann's der Frau hier ins Gesicht sagen, mir war dann wie im Himmel, so glücklich haben wir gelebt, die Bärbel hat Geduld mit mir gehabt, hat gebeten und vorgestellt, und es ist mir gewesen, als ob es mir viel leichter geworden, mit aller Welt in Frieden zu leben, immer seltener ist mir das heiße Blut übers Herz gelaufen, immer besser habe ich gelernt, mich in Wort und That zu bezwingen, das Glück macht gutmüthig. Dann kamen die Kinder, gesunde, liebe Dinger, dazu die Frau immer gesund und rüstig, mit Sing und Sang von früh bis spät fleißig und guter Dinge, mein Geschäft ging dazu alle Jahre besser, und wir fingen an, einen Acker nach dem andern zu unserem Land dahier zu kaufen und machten uns schon allerhand Gedanken, wie wir unseren Kindern noch einmal ein hübsches Erbtheil würden hinterlassen können. Da kam ein böses Jahr, meine Felder verhagelten, ich behielt keinen Halm und kein Blatt, unsere beiden Kühe fielen uns, und zudem schlug ich mir mit dem großen Hammer auf die linke Hand, daß ich sie Monate lang in argen Schmerzen alle Tage zum Doctor tragen mußte und meinte, ich würde mein Lebtag nie wieder damit zugreifen können.—So kamen wir sehr zurück, immer mehr, zuletzt half es nichts, wir kamen in Schulden.

Da war hier im Dorfe ein Mann, der alte Schwarzenfeld, welcher Geld verborgte, dem fiel ich in die Hände; ich hatte zwar vielerlei von ihm gehört, wie er mit List vorgehe und unrecht Gut an sich bringe, aber ich dachte, das sagt man wohl oft von solchen Leuten und dann auch blieb mir keine andere Wahl; so borgte ich mir von dem Manne gegen hohe Zinsen fünfhundert Thaler. — Von der Zeit fing es an, uns wieder besser zu gehen, meine Hand wurde gesund, meine Felder trugen reiche Frucht und im Stalle hatte ich neue und gute Kühe, ich fing an, das Capital abzuzahlen, wir sparten, was wir konnten, immer kleiner wurde meine Schuld. Doch jedesmal, wenn ich wieder so fünfzig Thaler an den alten Schwarzenfeld abtrug, wurde sein Gesicht saurer; im Dorfe sagte man mir, der Alte hätte für sicher angenommen, ich würde die Zahlungsfristen nicht einhalten können, und er würde mich in den Vergant bringen und dabei meine Aecker, die an die seinen grenzen, und die er mir schon oft hatte abkaufen wollen, bei der Gelegenheit billig an sich ziehen können, doch was ging mich das Gerede der Leute an.

Es war nun vor einem Jahre gegen Anfang December, da ging ich wie ein glücklicher Mensch, um dem Schwarzenfeld sein letztes Geld abzutragen; meine Frau wußte nichts davon, ich wollte sie überraschen, ich wußte, wie froh sie sein würde, wenn wir nun noch einige Tage eher, als der letzte Termin ablief, Niemand mehr etwas schuldeten. Wie ich nun dem Schwarzenfeld die fünfzig Thaler hinzahle und spreche, er solle mir nun eine letzte Hauptquittung ausstellen, da guckt mich der Mann so mit seinen grünen Augen an, steckt das Geld fort und sagt mit einem falschen Lachen: ‚Na,' sagt er, ‚Neumann, Ihr seid wohl heute zum Spaßen aufgelegt oder habt Ihr am frühen Morgen schon zu viel getrunken? was sprecht Ihr von letzter Quittung, es fehlen ja noch fünfzig Thaler.' — Mir wird es ganz heiß unter der Weste, ich war kein Freund von solchen Scherzen; ja, lieber Herr, wer so mühsam wie ich daran geschafft hatte, die Schuld zu tilgen, bei dem konnte kein Irrthum stattfinden; ich wußte, daß ich heute meine letzte Schuld abzahlte und konnte bald jeden Tag nennen, an dem ich im Laufe der Jahre jedesmal hergegangen war, um einen Theil des Geborgten zurück zu bringen. Also sage ich, der Schwarzenfeld solle keine schlechten Witze machen und nehme meine alte Brieftasche und will ihm die einzelnen Schuldquittungen vorlegen; ich bringe die Zettel vor, es waren eine Menge, und ich lege sie beisammen auf den Tisch. Da setzt sich der Mensch seine Brille auf und beguckt die Zettel und sagt, was denn das für Wische dar-

unter wären, da stände ja nicht einmal auf allen ein Datum und wäre vieles mit Bleifeder geschrieben, und es wäre auch wohl nicht gleich zu sagen, daß wirklich sein Name überall darauf stände, solche curiose Unterschrift pflegte er doch sonst nicht zu leisten. Ich denke: es ist heute das letztemal, Andreas, daß du hier stehst, bezwing dich und halt an dich; so lache ich noch einmal, als wenn der Schwarzenfeld sehr spaßig ist, und breite währenddessen meine Zettel auf dem Tische aus. Und wie sie da so vor mir liegen, mein' ich, mich trifft der Schlag, da fehlt einer; und wie ich so damit herausplatze, da reibt sich der Kerl höhnisch die Hände und sagt, er hätte es mir ja gleich gesagt, daß ich noch mindestens fünfzig Thaler schuldig wäre und vielleicht noch mehr, denn so ein Wisch mit Bleifeder geschrieben, ohne Datum, sei vor Gericht auch keine Quittung, und wenn er in seinen Büchern den Beleg brächte, er hätte noch Forderungen, dann müßte ich zahlen. Währenddessen schreibt er eine Quittung: ‚Heute wieder fünfzig Thaler vom Schmied Neumann bekommen,' und sagt mir, wenn ich bis zum Termin über acht Tage nicht die letzten Fünfzig gebracht habe, würde er mich einklagen, und schwatzt noch allerlei halblaut von Quittungen, von denen er wohl nichts mehr wüßte, und wie man so oft versuchte, ihn zu beschwindeln und sonst noch mehr. Ich aber nehme meine Quittungen und sage, wenn er keine Schlußquittung ausstellen wollte, so müßten diese einzelnen es schon thun und will gehen. Da hält der Schwarzenfeld mich noch fest und sagt, ich solle mich besinnen, ehe ich so patzig von ihm ginge, es stände mir besser an, mich aufs Bitten zu verlegen, und er wolle mir doch zeigen, daß mit ihm zu reden sei, und wenn ich ihm meine Aecker für vierhundert Thaler überließe, dann wollte er jede Schlußquittung ausstellen und mir die vierhundert gleich bar hinzahlen. Da sah ich erst recht, was der Mensch so eigentlich war. Herr, meine Aecker sind mehr als sechshundert werth, ich sagte aber nichts, nahm meine Mütze und ging, da hörte ich noch, wie er mir nachschrie, er wolle schon sorgen, daß ich an ihn denken sollte.

Zu Hause sagte ich zuerst nichts, aber ich fing an, in allen meinen Sachen nach der fehlenden Quittung zu suchen, denn wenn ich die nicht fand und der Schwarzenfeld in diesem Stück vor Gericht recht bekam und brachte mich in ein unsauberes Licht, dann wäre er auch vielleicht ungestraft mit Anschuldigungen durchgekommen, wie ich gar andere Quittungen gefälscht hätte. Ich hatte mir jetzt zu Hause die verschiedenen Zettel genauer besehen, und — ja an manchen fehlte das Datum, und manch er Namenzug vom Schwarzenfeld war wirklich so wie von anderer Art; ich wußte doch gut, wie ich vor mir selbst bestehen konnte, aber es kam zu mancher Stunde so über mich, als wenn der falsche Mensch würde Macht über mich bekommen können.

Mit der Zeit merkte meine Frau etwas. ‚Andreas, was hast du? Andreas, was bist du so unruhig?' so fing's mit Fragen an, da sagte ich ihr, was ich suchte. ‚Die Quittung muß da sein,' sagte meine Frau, ‚von welchem Termin fehlt sie dir denn?' Und wie sie nun das erfuhr von den verschiedenen fehlenden Datums, da wurde sie ganz still. ‚Andreas,' sagt sie endlich, ‚die Quittung müssen wir finden oder wir sind für alle Zeit unglückliche Menschen.'

Was haben wir gesucht, kein zollbreit im Hause blieb unbesehen, wir fanden nichts, wir gingen einher wie dumm; Vorwürfe hat mir die Bärbel nicht gemacht, sie ist eben nicht wie andere Weiber, wo sie mit Reden etwas verhüten kann, na, da ist sie ja nicht auf den Mund gefallen, aber über geschehene Dinge krakehlen, das ist nicht ihre Sache.

Als die Tage vergingen und für morgen der Termin ablief, ging ich zu einem guten Freund, ich war mir selbst schon lange nicht mehr klug genug. Der hörte mich an und erzählte dies und das von gemeinen Gerichtshändeln, die der Schwarzenfeld immer habe, und wie im nächsten Dorfe ein Mann sei, den habe der Schwarzenfeld schon bald von Verstand gebracht, mit dem habe er es zu Anfang ähnlich betrieben, und der müsse jetzt noch vorm Fest von Haus und Hof nur wegen des Schwarzenfeld, und endlich sagt er: ‚Neumann, zahle die fünfzig Thaler und laß dir die Hauptquittung geben, so kommst du dem schlechten Kerl am glattesten aus der Hand.'

Wie ich das nachher meiner Frau erzähle, sagt sie: ‚Zahlst du das Geld, das du ihm doch nicht schuldig bist, so sieht der Schwarzenfeld, daß du dich auf dein Recht nicht verlassen kannst; gibst du ihm hierin nach, paß auf, dann zwingt er dich, daß du noch sagst, die Quittungen ohne Datum seien nicht von ihm unterzeichnet. Er wird wohl denken, du habest neulich den Zettel zu Hause nur liegen gelassen und bald gefunden und wird fürs erste nichts thun, und wenn wir den Zettel erst haben, dann muß er die Schlußquittung ausstellen; und sollte es anders kommen, und er so frech sein, dich einzuklagen, so wird das Gericht einem ehrlichen Mann schon helfen.'

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Pflanzen.

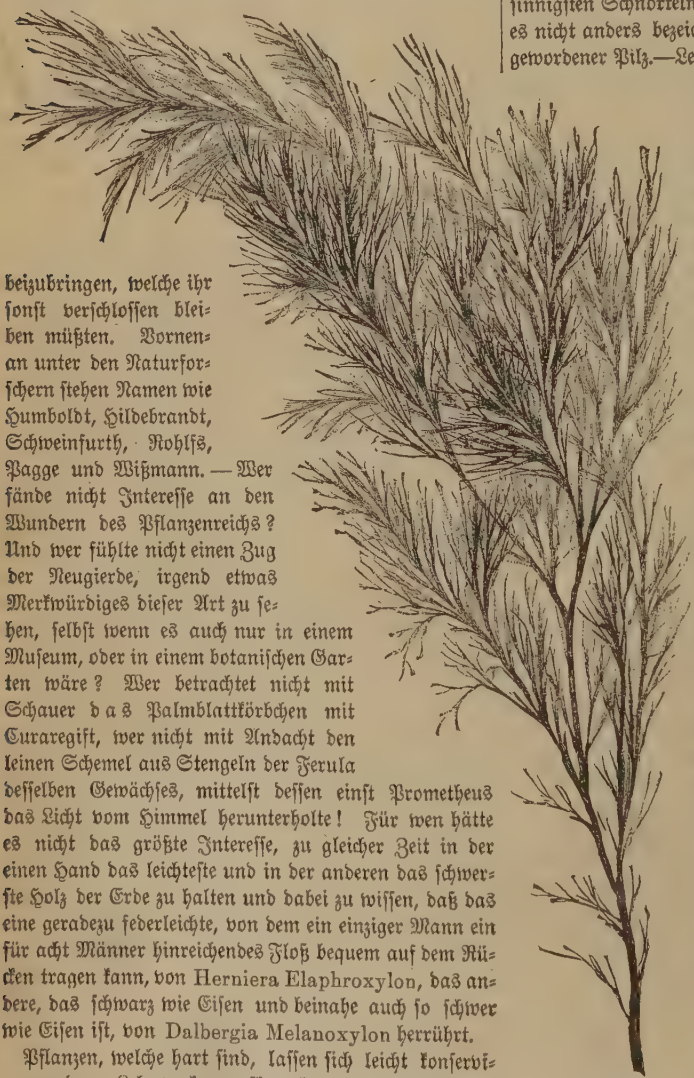
I.

Die Welt enthält des Wunderbaren so viel, daß man an ein Aufzählen gar nicht denken kann; wo man hinschaut, sieht man die Wunder eines allweisen Schöpfers. Vieles lernt man kennen, ohne je einen Begriff von Zweck oder Nutzen zu erlangen; wenn man aber Zweck und Nutzen von neunhundert neunundneunzig Dingen kennt, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß auch das tausendste nicht zwecklos ist. Wenn man das Pflanzenreich zum Gegenstande seiner Forschungen erwählt, welch ein Feld öffnet sich da! Und wie klein ist das Gebiet im großen Weltenraum, welches ein einzelner Mensch erforschen kann! Gewöhnlich sagt man dem Sprichwort gemäß: auf Einzelnheiten kann man sich nicht einlassen; aber gerade dadurch, daß die Gelehrten sich auf Einzelnheiten einlassen, und jeder

sich seinen besonderen Zweig für wissenschaftliche Forschungen wählt, wird es uns möglich, einen Blick über das ganze Feld zu werfen. Aus allen Welttheilen bringen die Reisenden und Naturforscher ihre gesammelten Schätze und legen dieselben den Neugierigen vor Augen. So nur ist es möglich der Jugend Kenntnisse über Dinge beizubringen, welche ihr sonst verschlossen bleiben müßten. Vornenan unter den Naturforschern stehen Namen wie Humboldt, Hildebrandt, Schweinfurth, Rohlfs, Pagge und Wißmann. — Wer fände nicht Interesse an den Wundern des Pflanzenreichs? Und wer fühlte nicht einen Zug der Neugierde, irgend etwas Merkwürdiges dieser Art zu sehen, selbst wenn es auch nur in einem Museum, oder in einem botanischen Garten wäre? Wer betrachtet nicht mit Schauer das Palmblattkörbchen mit Curaregift, wer nicht mit Andacht den leinen Schemel aus Stengeln der Ferula desselben Gewächses, mittelst dessen einst Prometheus das Licht vom Himmel herunterholte! Für wen hätte es nicht das größte Interesse, zu gleicher Zeit in der einen Hand das leichteste und in der anderen das schwerste Holz der Erde zu halten und dabei zu wissen, daß das eine geradezu federleichte, von dem ein einziger Mann ein für acht Männer hinreichendes Floß bequem auf dem Rücken tragen kann, von Herniera Elaphroxylon, das andere, das schwarz wie Eisen und beinahe auch so schwer wie Eisen ist, von Dalbergia Melanoxylon herrührt.

Pflanzen, welche hart sind, lassen sich leicht konserviren und zu Lehrzwecken aufbewahren, aber die Pilzen, welche von Natur zu fleischig sind, um leicht aufbewahrt werden zu können, müssen mit großer Mühe und Vorsicht behandelt werden, und doch ist gerade unter diesen Pilzen sehr viel Sonderbares und Merkwürdiges zu finden. Dazu gehört nun auch gewiß die Pilzmonstrosität, welche unser Bild auf gegenüberstehender Seite darstellt.

Dieses Ungeheuer wurde in einem Brunnen der Berliner Actien-Brodbäckerei gefunden. Es ist ein Lentinus lepideus oder „schuppiger Zähblätterpilz," der sich sonst in harmloser gewöhnlicher Pilzgestalt vom ersten Frühjahr bis zum Spätherbst nicht selten an kiefernen Pfählen, Brettern und Balken findet. Das Bestreben, aus dem Brunnen herauszukommen, muß ihn wohl dazu gebracht haben, sich in den allersonderbarsten und eigensinnigsten Schnörkeln auszuladen. Es ist — man kann es nicht anders bezeichnen — ein vollkommen wahnsinnig gewordener Pilz. — Leichter als die Pilze lassen die Algen, jene zum größten Theil überaus zarten Wassergewächse, sich für die Dauer bewahren. Jedermann kennt das grüne Fadenwerk, das im Wasser schwimmend sich ausbreitet, aus dem Wasser genommen aber in ein unscheinbares Klümpchen zusammenfällt. Wer einmal am Meeresstrande gewandert ist, hat zahlreiche Gebilde solcher Art von grüner und rother Farbe, welche die Wellen ausgeworfen haben, in zusammengefallenem Zustande auf den Steinen des Ufers liegen gesehen. Ins Wasser gebracht, nehmen sie ihre natürliche Gestalt wieder an und lassen sich mit einiger Vorsicht auf Papier fixiren, indem man sie unter Wasser auf einem weißen Blatt sich ausbreiten läßt. Sie haften später auf dem Papier ohne weiteres Bindemittel. Auf diese Weise kann man sich ein Album von allerliebsten, höchst fein verzweigten oder beblätterten Bäumchen anfertigen. Unser Bild stellt eine der schön rothgefärbten Algen des Meeres dar, welche den Namen Cystoclonium purpurascens führt. Die Schönheit der Farbe muß hinzugedacht werden zu diesem Bilde, welches die Zartheit der Formen annähernd wiedergibt.

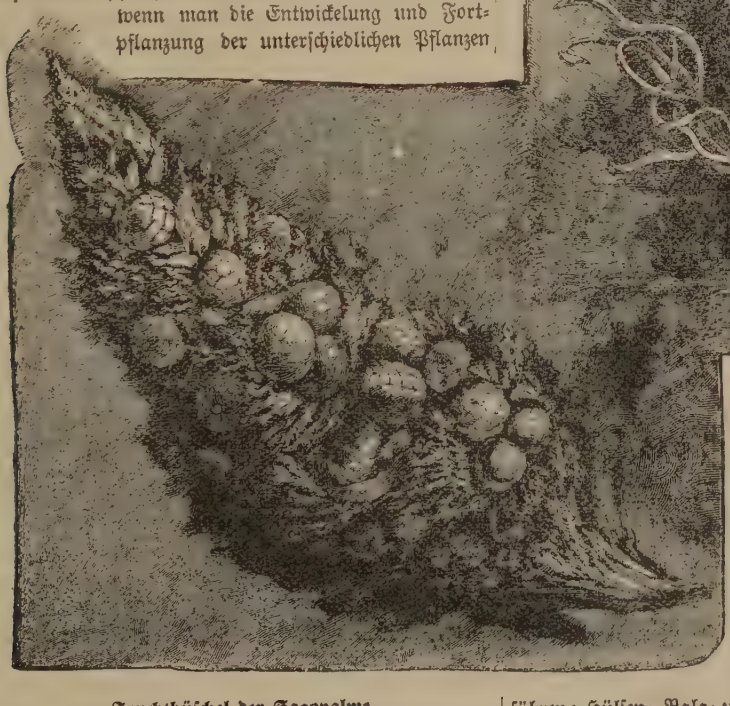


Meer-Alge.

Im Jahr 1880 entdeckte der Reisende Hildebrandt auf Madagaskar eine neue Art der Palmen, welche er nach dem Deutschen Reichskanzler Bismarkpalme nannte. Unter den Palmen findet man mehrere sonderbare Arten, so die Wachspalme, welche Wachs zu Kerzen liefert, die Piassavapalme, aus deren Fasern die Piassavabesen verfertigt werden, die Oelpalme, von welcher das Palmöl herkommt, die Dattelpalme und endlich die Sagopalme, welche die allgemeine bekannte Speise liefert. Dieser Baum wächst vorzugsweise in feuchten Gegenden Ostindiens und erreicht eine Höhe von

dreißig Fuß, das innere des Stammes ist ganz von einem weißen Mark angefüllt, und dieses Mark, nachdem es zuerst in Mehl verwandelt, alsdann mittelst eines Siebes gekörnelt ist, bildet den echten Sago des Handels. Der unechte, der in vielen Gegenden fast allein im Gebrauch ist, wird aus Kartoffeln hergestellt. Das nachstehende Bild zeigt ein Fruchtbüschel dieses Baumes.

Die Palme gehört übrigens nicht nur zu den schönsten sondern auch zu den nützlichsten Pflanzen der Welt; es gibt kaum einen Theil an ihnen, der nicht zu verwerthen wäre. Die Palme liefert Bindfaden, Stoff zur Korbflechterei, Stämme zum Häuserbau, Brod zum Essen, Holz zu Backtrögen; Wein, Stoff zu Netzen, zu Kleidern; zu Zunder; Nadeln, Zwirn, Sonnenschirme, Fächer, Stöcke, Schreibpapier, und auch das Palmenkohl, welches unserem grünen Krautkohl, oder dem Spargel in gar nichts nachsteht. Fettes Oel und Wachs liefert die Palme ebenfalls; sie ist, mit kurzen Worten gesagt, die edelste Form der Gewächse in Schönheit, besonders aber in Nützlichkeit für den Menschen.—Wir haben nun also von drei sonderbaren Pflanzen gehandelt, da kann freilich nur von Pflanzen im „Einzelnen" die Rede sein, denn wenn man die Entwickelung und Fortpflanzung der unterschiedlichen Pflanzen



Fruchtbüschel der Sagopalme.

im Allgemeinen betrachtet, dann hat jede einzelne ihre Sonderheiten, und man endeckt Wunder der Weisheit des Schöpfers, welche uns nur in Staunen ausrufen lassen: „Wie groß und weise ist der Schöpfer!" Betrachte man nur z. E. die Blätter, welche ja die Lunge der Pflanze bilden, und bei Tag Kohlensäure einathmen, um dieselbe in Nahrung zu zersetzen, Nachts aber Sauerstoff aushauchen. Diese Blätter folgen von der Wurzel bis zur Blüthe ganz bestimmten Formenkreisen. Zuerst Keimblatt, dann Niederblatt, dann Laubblatt, endlich Hochblatt und zuletzt kommt die Blume, welche an sich wieder nur aus

Pilz-Monstrosität.

Blättern besteht; nemlich Blumenblatt, Kelchblatt, Kronblatt, Staubblatt und Fruchtblatt. Dann betrachte man die Entstehung und die Entwickelung der Frucht bei den unterschiedlichen Pflanzen, welches Wunder offenbart sich da vor unsern Augen! Doch wir können nur einige Arten anführen: Hülsen-, Balg- und Steinfrüchte; Nüsse, Schalfrüchte, Schließfrüchte, Kapseln, Schoten, Beeren und sogar Flügelfrüchte. Wer kann sie alle beschreiben, oder auch nur erfassen? Des Sonderbaren an den Pflanzen ist wahrlich mehr als sonderbare Pflanzen, nur ist es dem Auge nicht so auffallend als es die sonderbare Pflanze selbst ist. Im nächsten Heft dann von einigen weiteren merkwürdigen Pflanzen.

Nur ein Wort.

(Eine Neujahrsgeschichte von F. Strehle.)

Und sie soll mir nicht in die Stadt, nein, sie soll nicht!" brummte der reiche Bauer Velton vor sich hin, indem er am Nachmittag des vierten Adventsonntages in der Hausthür stand und mit sehr unlustiger Miene, die seinem verwetterten Gesicht einen noch härteren Ausdruck gab, als es für gewöhnlich schon hatte, hinausstarrte auf sein weites schneebedecktes Gehöft. Es war schneidig kalt, und seine braun gefrorene große Nase hätte wohl den warmen Dampf einer Pfeife vertragen, aber er rauchte nicht. „Ja, wenn rauchen Geld brächte," hatte er einmal gesagt, „dann rauchte ich auch."

„Sie soll mir nicht in die Stadt, ich weiß schon, sie will blos der Vettel allerlei heimlich gesammelte Vorräthe hinschleppen. Ich habe keine Tochter mehr, ich will keine mehr haben. Ich werde mein Testament schon machen. Eher soll der liederliche Vetter den Hof verprassen, als daß die nur eine Dachschindel bekommt." Damit wandte sich der langgewachsene hagere Mann, in der Rechten einen Handstock, seinen gichtkranken Fuß damit zu unterstützen, ins Haus zurück.

Frau Susanna hatte sich während der letzten Zeit in Gründen erschöpft, weshalb sie noch vor dem Feste in die drei Meilen entfernte Stadt müsse, aber keiner derselben war ihrem Eheherrn stichhaltig erschienen.

Dort in Reimberg lebte ihre einzige Tochter, seit fünf Jahren an einen Schreiber verheirathet. Ein Schreiber — welch ein Gedanke, für einen Bauern! Veltens einziger Sohn war im Kriege von 66 gefallen. Er hatte die reiche Schulzentochter heirathen sollen, der Sohn des Schulzen dagegen Lina, Veltens einzige Tochter. Das wäre ein rechtes Heirathsgeschäft gewesen! Aber nun: der Sohn todt, und die Tochter hängt sich an einen verhungerten Stadtschreiber, der ihr bei Gelegenheit einer Einquartierung den Kopf verwirrt hatte. Es hatten schlimme Scenen stattgefunden zwischen Vater und Tochter, das Ende war ein vollständiger Bruch gewesen. Seit fünf Jahren hatte der Vater die Tochter nicht mehr gesehen und alle Bemühungen der Frau Susanne, den Riß zu heilen, waren umsonst gewesen. Kam sie schließlich mit dem Worte Gottes, in welchem sie von Jugend auf fest gegründet war, so pflegte Velten zu sagen: „Was willst du? Ich zahle meine Steuern, ich bin Niemand auf der Welt etwas schuldig, ich trinke nicht, ich spiele nicht, ich kann jeden Augenblick vor Gott hintreten. Die Line ist ungehorsam gewesen, sie hat mir altem Manne die letzte Hoffnung zertrümmert, es trifft sie nur die gerechte Strafe. Damit Basta!" Und bei diesem Basta, das sich jedesmal wiederholte, quoll zuweilen eine Thräne des Zorns aus seinen alten Augen. Frau Susanna schwieg wieder für eine lange Zeit.

Es war Abend geworden. Der Bauer saß wie gewöhnlich auf der Ofenbank und trommelte seine Gedanken wieder in demselben engen dumpfen Kreise, in welchem er sie fast täglich müde jagte. Ihm gegenüber auf einem Brettschemel — von irgend einem bequemeren Möbel waren die Räume des velten'schen Hauses noch nicht entweiht worden — hatte Frau Susanna Platz genommen, auch sie schwieg, spann und sann.

Plötzlich erschallte draußen lautes Hundgebell, die Hausthür wurde aufgestoßen, und in die Stube trat ein Postbote, dessen Bart und Haar zu Eis zusammengefroren war; er brachte einen Eilbrief.

Velten blickte wohl auf, äußerte sich aber sonst nicht. Sein Weib hatte Mitleid mit dem durchfrorenen Mann, nöthigte ihn auf die Ofenbank und versprach, gleich eine Tasse warmen Kaffes zu bringen. Zuerst aber entfaltete sie mit zitternden Händen den Brief, hielt ihn gegen die Lampe und las: „Liebe Mutter, Franz ist sehr krank, er hat die Lungenentzündung und wird wohl sterben. Komm morgen früh gleich zu deiner Lina."

„So lebt er noch?" stieß der Postbote unvorsichtig hervor. „Ich hörte heut Mittag schon, er wäre todt. Aber," fügte er, sich besinnend, hinzu, „es mag ja wohl nicht wahr sein."

Frau Susanne fuhr zusammen, aber es wurde kein Wort weiter gesprochen.

Als der Bote erquickt und wieder fort war, fragte sie ihren Mann: „Kann ich morgen fahren?"

„Meinetwegen," lautete die bittere Antwort.

Aber sie fuhr nicht. Als sie am nächsten Morgen aufstehen wollte, fühlte sie sich von ihrem bösen Schwindel ergriffen. Nun wußte sie, daß sie zu allem unfähig sei und mehrere Tage das Bett hüten müsse. Velten beorderte eine Magd: „Die Frau ist krank, warte ihr auf!" Damit ging er in seine Wirthschaft.

Am Nachmittage entlud ein eleganter Schlitten den reichen Kornhändler Levi Wendriner vor dem Hause Velten's, und es wurde, da der Bauer noch nichts von seiner diesjährigen Ernte verkauft hatte, ein großes Getreidegeschäft abgeschlossen, das den Juden viele, den Bauer wenige Worte kostete. Ersterer hatte als Beleg für seine Aussagen die neueste Zeitung mitgebracht, in welcher sich die Notiz befand, daß in den letzten Tagen in England die Getreidepreise gefallen seien. Velten las das in aller Ruhe und schielte dann nur noch in die rechte Ecke des letzten Blattes, wo der Cours der Pfandbriefe stand. Ueberhaupt sah Velten in einer Zeitung nur nach dem Stand der Kornpreise und der Pfandbriefe, wie manche Frauenzimmer nur die Familiennach-

richten und die Unglücksfälle lesen. — Als der Schlitten wieder fort war, wurde noch eine genaue Nachprüfung der ausgezahlten Thalerstücke gehalten. — —

Weihnachten kam ins Land, ging aber vorbei an Velten's Hof. Hier war es ganz still, nur hin und wieder hörte man ein halbunterdrücktes Stöhnen von dem Bette her, da Frau Susanne drin lag, und leise schnurrte die Hauskatze unter der Ofenbank.

Als zu Mittag am zweiten Feiertage Velten wieder in seiner Thür stand, bog der Landbriefträger von der Straße ab und händigte ihm ein großes Schreiben ein. Darauf stand: Citissime! Der Bauer erbrach das Siegel und las: „Nachdem am 21. dieses der Schreiber Franz Werner gestorben und am 24. beerdigt worden ist, wird dem Bauergutsbesitzer Velten aufgegeben, Veranstaltungen für das Unterkommen seiner Tochter, der hinterlassenen Wittwe, zu treffen. Die Wohnung ist zum 1. Januar gekündigt und Niemand will die mittellose Frau einnehmen. Sollte diese Aufforderung unbeachtet bleiben, so wird die Stadtarmencommission auf Kosten des pp. Velten das Erforderliche veranlassen. Der Magistrat."

„Donner! . . . das ist ja eine saubere Bescherung!" entfuhr es den harten Lippen Velten's.

Schon war er im Begriff an das Bett seiner Frau zu gehen und dort seinem Zorn Luft zu machen, aber er besann sich noch zur rechten Zeit: „Nein, das gibt der Alten vollends den Rest!" Er steckte den Brief zu sich und sagte zu Niemand etwas.

Am nächsten Morgen wurde der Strohschlitten aus der Scheune geholt, und Velten fuhr zur Stadt. Bei der Ausspannung vor dem Thor angekommen, schnallte der Bauer die Geldkatze fester um den Leib und verbarg sie sorgfältig unter seinem großen Schafspelze. Nicht aber ging er zuerst zum Geldwechsler, die heiß ersehnten Pfandbriefe einzukaufen, sondern begab sich gleich zur Wohnung seiner Tochter.

Frau Werner war nicht zu Hause, doch ihre Thür unverschlossen. Velten blieb in derselben stehen und sah sich um. Die Wohnung machte einen eigenthümlichen Eindruck. Es fehlte sozusagen alles und doch nichts. Größte Armuth wohnte hier neben peinlicher Sauberkeit und kluger Wirthschaftlichkeit. Das kleine Fenster hatte sogar weiße Vorhänge, freilich nur dünn und vielfach gestopft, und dem Bette fehlte eine reinliche Decke nicht, aus alten Kattunresten zu einem regelmäßigen Muster zusammengenäht. In der einen Ecke stand ein winziges Tannenbäumchen, mit abgebrannten Lichtern.

Als Velten noch so dastand, bemerkte er einen etwa vierjährigen Knaben, der am Ofen kauerte und, wie es schien, bemüht war, demselben von seiner geringen Wärme etwas abzugewinnen.

„Wer bist du, Junge?" fragte barsch der Bauer.

Der bleiche, aber augenscheinlich sehr geweckte Knabe, dem die großen blauen Augen und das blonde krause Haar ein gar gutes Ansehen gaben, antwortete laut und furchtlos: „Ich heiße Franz."

Der Bauer wandte kein Auge von ihm. Um nicht ganz stumm zu bleiben, fragte er weiter: „Was machst du da?"

„Ich hungere," lautete die schnelle Erwiderung. Und dabei blickte der Kleine dem Fremden fest ins Gesicht.

Die Antwort klang äußerst komisch, schien aber auf den Bauer einen durchaus anderen Eindruck zu machen. Offenbar durchrieselte es ihn kalt, und es schien, als bliebe ihm für einen Augenblick der Athem aus. Dann trat er einige Schritte vor, ließ sich auf einen Stuhl nieder, streckte die Hand nach dem Knaben aus, zog ihn an sich heran und fragte mit veränderter Betonung: „Du hungerst?"

Der Knabe kam vertraulich näher und widerholte: „Ja, ich hungere. Ich habe heut noch kein Frühstück bekommen. Die Leute haben den Vater in einen schwarzen Kasten gelegt und fortgetragen. Mutter sagt, nun müßten wir viel hungern."

„Hast du schon öfters gehungert?" fragte Velten fast sanft.

„O ja, manchmal, wenn ich nicht so viel kriegte, als ich haben wollte. Mutter sagte immer, der Vater hole das Brod aus dem Dintenfasse, und da sei nicht viel drin, auch sei das Brod immer so schwarz, weil es aus dem Dintenfasse komme. Aber nun ist das Dintenfaß ganz eingefroren, da steht's am Fenster, sieh! und Mutter sagt, sie könne kein Brod herausholen."

„Wo ist deine Mutter?"

„Das weiß ich nicht. Sie ist heute Morgen schon fortgegangen. Sie wird wohl Brod suchen."

Dem Bauern, den es zuvor kalt durchschauert hatte, wurde siedend heiß. Das kleine Menschenkind, das so freimüthig zu ihm sprach, war das leibhaftige Ebenbild seines Sohnes. Der war einst auch ein solcher Krauskopf mit großen blauen Fenstern gewesen, ach vor vielen Jahren. Aber niemals hatte der gehungert. Was der große, hagere Mann in seinen Händen hielt, es war Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Der silberne Gurt legte sich so schwer um seinen Leib, als ob er ihn erdrücken wollte.

Der Bauer griff in seine Tasche, gab dem Kleinen ein Geldstück nnd sagte: „Da, geh hinüber zum Bäcker und kauf dir eine Semmel."

Strahlenden Auges besah der Knabe das Geldstück von allen Seiten. „O, da bekomme ich viele Semmeln für. Da kaufe ich für Mutter auch und mache ihr Weihnachten! Damit war er zur Thür hinaus. Velten folgte langsam.

Als dieser nach zwei Stunden, nachdem er seine Geschäfte beendet hatte, zurückkehrte, kam ihm seine Tochter, das blasse junge Weib, mit verweinten Augen zitternd entgegen. Er aber streckte ihr freundlich die Hand hin und sagte: „Guten Tag, Lina, packe zusammen, ich will dich mit nach Hause nehmen."

Nach Hause — das Wort berührte ihr wunderbar Ohr und Herz.

„Nach Hause? Ich nach Hause? Habe ich noch ein zu Hause? Zürnt Ihr mir denn nicht mehr, Vater? Habt Ihr Eurer Tochter verziehen?"

Der alte Bauer drehte sich halb zur Seite, und aus seiner Brust rang sich ein sonderbarer Ton hervor, halb Seufzer, halb Gekrächz, so etwas als wenn die Balken eines morschen Hauses zusammenbrechen. „Ihr hungert ja," stieß er dann heraus und wischte sich mit dem Aermel seines Pelzes dicke Thränen vom Gesichte ab.

Frau Lina wußte nun, daß sie es durfte — sie warf sich an die Brust ihres Vaters, und dieser legte beide Arme um ihren Hals und drückte sie fest an sich, und beide weinten laut und lange.

Als er wieder Worte fand, sagte er: „Nichts weiter. Es ist alles vergessen. Hättest du nach meinem Wunsche den Schulzensohn, den Bösewicht, geheirathet, dann müßte ich heute vielleicht noch andre Thränen weinen — — du hast — deinem Vater mehr zu verzeihen, als er dir."

„Nicht doch! Ich war ungehorsam, daher ist alles Unglück gekommen. Verzeiht auch Franz, lieber Vater, er ist immer so gut gegen mich gewesen, er hat Tag und Nacht gearbeitet, daß ich nicht zu darben brauchte."

„Und doch hast du gedarbt — gehungert hast du — Der da hat mir's gesagt, das hat mir das Herz abgestoßen!"

„Ja, Mutter," fiel der Kleine ein, der der Scene mit Verwunderung zugeschaut und, von den Thränen angesteckt, mitgeweint hatte, „ja, Mutter, ich hab's ihm gesagt. Ich hab' ihm alles erzählt vom Dintenfaß, vom Schwarzbrod und vom Hunger. Da hat er mir das Geld zu den schönen Semmeln geschenkt. Wenn der Mann hier bleibt, brauchen wir nicht mehr zu hungern."

Der alte Velten hob den kleinen Franz zu sich herauf, drückte und küßte ihn und sagte unter Thränen: „Ja du sollst nicht mehr hungern, mein Sohn, gewiß nicht."

Frau Werner konnte nun freilich nicht gleich mitkommen, sie hatte noch wegen der Vormundschaft Termin an dem Gericht, und es wurde abgemacht, daß Velten am 31. den Wagen schicken sollte, sie und ihren kleinen Haushalt abzuholen.

Als Velten nach Hause kam, setzte er sich an das Bett seiner Frau, und nachdem er verschiedene verunglückte Versuche gemacht hatte, einleitungsweise in den rechten Fluß zu kommen, platzte er endlich mit allem heraus und sprach so fließend und zusammenhängend, wie seit Jahren nicht. Seine Rede unterbrach er mit fortwährenden Ausrufen, wie: ich alter Esel, ich Rabenvater, ich habgieriger Filz! Aber das Ganze wurde eine Beichte, darüber nicht blos der Frau Susanna, sondern gewiß auch den Engeln im Himmel das Herz in Freude zerfloß. Und am Schluß ergriff er die Hand seines Weibes, legte seinen Kopf auf das Deckbett, und es dauerte lange, bis sich die beiden Alten ausgeweint hatten.

Am nächsten Tage vermochte Frau Susanna wieder aufzustehen, sie schafft in allerlei Vorbereitungen im Hause umher und konnte die Zeit der Rückkehr ihrer Tochter kaum erwarten.

Diese erfolgte am 31. um die Mittagsstunde, und es gab nun im Velten'schen Hause einen Festtag, wie ein solcher seit lange nicht eingekehrt war. Der kleine Franz war gar nicht zu bändigen, er nahm gleich Beschlag vom Großvater, der sofort die Runde durch alle Ställe mit ihm machen mußte.

Als gegen Abend die Glocken läuteten, gingen Vater, Mutter und Tochter zum Hause Gottes, dem Herrn ihren gemeinschaftlichen Dank darzubringen, daß er alles so herrlich hinausgeführt habe. Jedes Wort der Predigt ging voll und tief durch ihre Seelen, und es war, als ob der ganze Gottesdienst nur für sie bestimmt wäre. Nichts Unsterblicheres, so setzte der greise Redner auseinder, sei im sterblichen Menschen, als die Liebe. Sie schlafe wohl zuweilen Jahre lang, aber wenn der rechte Augenblick gekommen sei, und der Finger Gottes sie berühre, dann wache sie auf zu neuem lebendigen Leben. Möge aus den Trümmern des alten Jahres im neuen überall solch neues Leben aus Gott emporsprießen zu Heil und Frommen der seufzenden Creatur. Und als er geendet, klang es im mehrstimmigen Kinderchor durch die Kirche:

„Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
Der alte Zwist sei ausgeglichen,
Und ausgetilgt der alte Fluch! —"

Frau Susanna hatte ein gar köstliches Abendessen bereiten lassen, und Vater Velten konnte sich gar nicht satt sehen, wie es dem kleinen Franz schmeckte. Man saß noch lange beisammen in ernstem traulichem Gespräch, bis endlich dem Kleinen die Augen zufielen, und auch die ermüdete Mutter dem Rathe der Eltern folgte und das Lager aufsuchte. Velten aber wollte noch nicht zur Ruhe. „Es ist nur noch eine Stunde, ich will das neue Jahr abwarten, Mutter liest mir wieder einmal vor, wie sie das oft in längst vergangenen Jahren gethan hat." Mutter war gern einverstanden.

Sie wählte aus dem Buch der Bücher die Lieder ohne Gleichen, zuerst Buß- dann Lobpsalmen. Als sie schwieg, sagte Velten: „Der mir Erbarmen ins Herz gegeben hat, wird sich auch meiner erbarmen." Und sein Weib antwortete: „Ja, er wird es thun, er wird uns alle heimbringen zu den Seinen, die nicht mehr hungern wird, noch dürsten, die das Lamm leiten wird zu dem lebendigen Wasserbrunnen; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen!"

In diesem Augenblicke erklangen die Glocken, und Posaunenton trug vom Thurme herab den Choral: „Nun danket alle Gott" über die Gemeinde hin. Die beiden alten Leuten standen auf, reichten einander die Hände und sprachen wie aus einem Munde: „Ja, nun danket alle Gott!"

Sir Moses Montefiore.

Einhundert Jahre für seine Mitmenschen gelebt.

Von R. M.

Es ist nicht oft, daß einem Sterblichen vergönnet ist, über einen Lebenslauf von einhundert Jahren zurückzuschauen, und noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte zu sein. Dieses Glück ist dem Manne, dessen Bild und Name oben steht, zu Theil geworden. In der kleinsten Hütte des ärmsten aller Nachkommen Abraham's, bis zur blumenbekränzten Synagoge der volkreichsten Stadt; ja selbst in den Tempeln der protestantischen Christenheit, sind am 24. October Dankgebete und Loblieder zum Himmel gesandt worden, und zwar um eines einzigen Menschen willen. Nur Wenige haben noch nie von diesem merkwürdigen Manne gehört. Seit Moses auf Nebo seinen Geist aushauchte, war wohl nie wieder ein Mann, welcher so viel für Israel gethan, als Sir Moses Montefiore. Das ist eine große Rede, aber Thatsachen bürgen für deren Wahrheit. Die Geschichte kennt Keinen, der sich mit solcher Uneigennützigkeit dem Wohl seines Volkes geopfert hätte; dabei war Sir Moses Philanthrop im vollen Sinne des Wortes, denn wenn der Ruf und Klageton der Noth an sein Ohr drang, fragte er nicht, welcher Benennung der Bedürftige angehöre. Half er den Juden mehr als den Andern, so geschah es, weil sie es mehr bedürftig waren. Seine Vermögensverhältnisse und sein gesellschaftlicher Einfluß gaben ihm bei Königen und Kaisern Zutritt, welche auf seine Reden hörten und achteten. Sogar der Papst und die sonst nicht sehr zugängliche römische Herrschaft gestattete ihm Zutritt, und lieh ihm ein aufmerksames Ohr, wenn er im Interesse einer leidenden Menschheit redete. Kein Wunder deßhalb, daß die ganze civilisirte Welt sich an dieser Geburtstagsfeier betheiligte und interessirte.

Sir Moses Montefiore.

Moses Montefiore wurde am 24. October 1784 zu London geboren. Sein Vater ist ein englischer Kaufmann gewesen, doch reicht die Familie bis nach Spanien zurück, wo sie zur Zeit der großen Judenverfolgung genöthigt war, nach Italien zu flüchten; dort erschwangen die Montefiore's ungeheure Reichthümer. In Italien hat auch Sir Moses seine Jugendjahre zugebracht, und seine Erziehung genossen. Im Jahre 1812 verehelichte sich Sir Moses Montefiore mit Judith Cohen, einer Schwägerin des berühmten Nathan Meyer Rothschild, dem Haupt des London Zweiges der Rothschild Familie. Bald darauf verehelichte sich Nathan Rothschild mit der Schwester Montefiores, und diese Verwandtschaft trug natürlich viel zur Vergrößerung des bereits vorhandenen Vermögens bei.

Im Jahre 1837 wurde Moses Montefiore als Mayor von London erwählt, und noch im nemlichen Jahr durch die Königin Victoria in den Adelstand erhoben; dieses geschah beim ersten Besuch, welchen die Königin nach ihrer Thronbesteigung der Stadt London abstattete. Im Jahr 1846 machte ihn die Königin zum Baron. Wenn zwar je ein Mann solcher Ehre werth war, dann war Moses Montefiore es werth; wenn man aber bedenkt, daß der Adel nur vom Willen eines Menschen, hier blos von einer Frau abhängt, dann erscheint doch der Adelstand als eine faule Sache, welche man schließlich für Geld erwerben kann. Das ist wohl eine Ursache, daß das adelige Blut nicht besser, in tausend Fällen aber schlechter ist als das bürgerliche Blut: „Der höchste Adel einer Seele, ist der, von Gott geboren sein!" Sir Moses Montefiore wäre der nemliche gute Menschen gewesen, auch ohne die Adelsauszeichnung.

Auf das Drängen seiner Gemahlin, welche ihm an Herzensgüte ebenbürtig war, zog Montefiore sich in seinem

vierzigsten Lebensjahre von allen Geschäften zurück, um sich ganz der Wohlthätigkeit und dem Genuß seines Vermögens zu widmen.

Im Jahr 1827 unternahm er seine erste Reise nach Palästina, um über den elenden Zustand der Juden daselbst zu untersuchen; die Folge war die Gründung des Reliefsonds, von welchem Sir Moses bis jetzt Administrator war. Er hat Palästina im Ganzen siebenmal besucht, und seine Gattin war jedesmal bei ihm. Die letzte Reise machte er in seinem 80. Lebensjahre. Schon im Jahre 1840 machte er seinen Einfluß beim Pascha von Egypten und beim Sultan der Türkei geltend, als die Greuelthaten bei Damascus an den Juden verübt wurden. Im Jahr 1846 besuchte er den Czar Nikolaus, als Fürsprecher für die verfolgten russischen Juden, und erlangte große Concessionen. Anno 1847, als die Verfolgung in Frankreich ausbrach, erwirkte er sehr annehmbare Gesetze und Erleichterung für seine Glaubensgenossen; ähnliches vollbrachte er in Spanien im Jahre 1863.

Als im Jahr 1861 die Nachricht von der Christenverfolgung in Syrien nach England kam, unterzeichnete er augenblicklich $100,000 zu einem Hülfsfond; ja noch mehr: er machte sich sogleich auf den Weg nach Syrien, um alle mögliche Hülfe zu leisten; ein Beweis, daß er sich in erster Instanz nicht um die religiöse Ansicht eines Menschen bekümmerte, wenn Noth vorhanden war. Sein Leben ist ein heller Pfad; rechts und links mit Werken der Liebe und Barmherzigkeit gegen die leidende Menschheit besäet. Als Präsident Garfield auf seinem Todbette lag, sandte Montefiore sogleich Nachricht nach Jerusalem, daß dort, im Lande Abraham's, Gebete für den Mann des Volkes zum Himmel gesandt werden möchten. Der Traum seines Lebens war: das Land seiner Väter wieder vereinigt, und David's Thron wieder aufgerichtet zu sehen. Er hat gethan nach bestem Vermögen, und ist gewandelt nach bester Erkenntniß. Möge ihm vergönnet sein, wenn endlich sein Stündlein schlägt, wie einst Simeon auszurufen: „Nun, Herr, läsfest du deinen Diener im Frieden scheiden; meine Augen haben das Heil Israels gesehen."

"Fürchtet euch nicht."

Anfangs der sechziger Jahre — so erzählt ein zum Christenthum übergetretener Jude — hielt ich mich in Leipzig, Sachsen, auf. Ich war Inhaber eines kleinen Bankgeschäftes, welches mir die Mittel zu einem sehr guten Auskommen gewährte. Dies genügte mir indessen nicht. Ich wollte reich werden und irdische Schätze sammeln. Das Beispiel etlicher binnen kurzer Zeit zu großem Reichthum gelangter Gesinnungsgenossen ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Unabläßig sann ich, wie ich's anfangen sollte, um ähnliche — oder womöglich noch größere — finanzielle Erfolge zu erzielen.

Mich in waghalsige Speculationen einzulassen, dazu war ich zu vorsichtig. Wozu Erstere führen, das hatte ich an verschiedenen ehemaligen Geschäftsfreunden gesehen. Etliche von ihnen waren in ihrer Glanzperiode vierspännig durch die Straßen Leipzigs gefahren und mußten jetzt, nachdem ihr ganzes Hab und Gut unter den Hammer gekommen war, als ganz arme Leute bescheiden zu Fuß gehen. Ein solches Schicksal wollte ich mir und den Meinigen nicht bereiten. Nach langem Harren und Hoffen, sollte sich mir endlich eine Gelegenheit darbieten, mit gar keinem Wagniß das ersehnte Ziel zu erreichen. Es war mir nemlich seitens etlicher guter Freunde bei der Regierung eine bedeutende Getreidelieferung für die Armee verschafft worden. Dabei war, wie ich mir sofort ausrechnete, ein gehöriger „Schnitt" zu machen, mit andern Worten: die hübsche Summe von 25,000 Thalern zu gewinnen. Das nöthige Geld, welches ich zum Ankauf des Getreides benöthigte, konnte ich mir bei meinem guten Credit leicht verschaffen. Die sächsische Landesbank in Leipzig streckte mir dasselbe im Betrage von 10,000 Thalern — natürlich gegen von mir ausgestellte Wechsel — vor. Man zahlte mir diese Summe in hochzifferigen Banknoten aus. Letztere barg ich, nachdem ich sie vorher sorgfältig in ein starkes Couvert gesteckt, in die Brusttasche meines Ueberrocks und verließ ganz mit meinen nur auf den zu machenden „Schnitt" gerichteten Gedanken erfülli, das Banklokal. In meinem Comptoir angekommen, wollte ich die Summe meinem feuer- und diebesfesten Geldschrank anvertrauen, und griff daher in die Tasche. Aber siehe! dieselbe war leer, das Couvert war sammt seinem Inhalt verschwunden.

Welche Gefühle sich meiner bemächtigten, läßt sich nicht beschreiben. Mochte das Geld mir verloren oder gestohlen sein — so viel stand fest, kam die Summe nicht wieder in meinen Besitz, so war ich ein ruinirter Mann. Der Bankerott und in seinem Gefolge Bettelstab, Jammer und Elend waren unausbleiblich. Ich stellte sofort die genauesten Nachforschungen an, brachte die Geheim-Polizei auf die Beine und that überhaupt Alles, was nur irgendwie in meiner Macht stand. Freilich mußte ich alle meine Nachforschungen mit dem tiefsten Geheimniß umgeben. Wäre die Kunde von dem großen Verlust, der mich getroffen, ruchbar geworden, so würde dies meinen Credit beeinträchtigt und somit meinen Untergang beschleunigt haben.

Alle meine Bemühungen, das Geld wieder zu erlangen, erwiesen sich als eitel. Der Verfalltag der oben erwähnten Wechsel kam mit Schnelligkeit herbei. Ich hatte mittlerweile nichts unversucht gelassen, um meinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Ich war bei verschiedenen sehr reichen Anverwandten gewesen und hatte ihnen mei-

ne Lage geschildert. Alle hörten mit großer Theilnahme zu, waren aber nicht geneigt, oder auch nicht im Stande, mir die erbetene Hülfe angedeihen zu lassen. Der Verfalltag war endlich hereingebrochen. Ich hatte meine Bücher und Papiere in Ordnung gebracht, und erwartete mit stummer Verzweiflung im Herzen die Präsentation (d. h. Vorzeigung) meiner Wechsel. Und in der That: der Kassenbote der Landesbank ließ auch nicht auf sich warten. Aber statt der von mir ausgestellten Wechsel übergibt er mir ein vom Bank-Direktor unterzeichnetes Schreiben, worin mir mitgetheilt wird, daß einem alten Brauche folgend, die am Tage vor Weihnachten fällig gewordenen Wechsel erst nach den beiden Festtagen bezahlt zu werden brauchen, oder wie es in der Geschäftssprache heißt: die genannten Wechsel bis dahin „prolongirt" werden sollen.

Ich war also einstweilen der mir drohenden Gefahr entgangen. Das christliche Weihnachtsfest, um das ich mich als Jude niemals bekümmert hatte, außer daß ich alsdann meine Geschäftsstube geschlossen hielt, hatte mir wenigstens eine kurze Weile Aufschub verschafft. „Zeit gewonnen — Alles gewonnen" — dieser Grundsatz gilt namentlich in der Geschäftswelt. Da ich den ganzen Tag angestrengt gearbeitet hatte und mich — wie man leicht denken kann — in großer Aufregung befand — so beschloß ich, da der Abend am Herandämmern war, mein Geschäft zu schließen und einen Spaziergang zu machen.

Draußen auf den Straßen herrschte des bevorstehenden Festes wegen eine fröhliche Stimmung. Nachdem ich mir das Treiben auf dem Weihnachtsmarkt ein Weilchen angesehen, ging ich weiter und kam endlich bis zur protestantischen St. Thomaskirche. Dieselbe war hell erleuchtet und festlicher Gesang schallte mir entgegen, der indessen bald verstummte. Eine innere Stimme trieb mich an, hineinzugehen und den christlichen Gottesdienst beizuwohnen. Kaum hatte ich das Innere des geräumigen Gotteshauses betreten, da vernahm ich, wie der Prediger mit klangvoller Stimme die Worte sprach: „Fürchtet euch nicht." Diese Worte machten einen gar wunderbaren Eindruck auf mich, und ich lauschte begierig auf das Weitere, wie es im Neuen Testament, und zwar in Luk. 2, 10 ff. geschrieben steht. Nachdem er das Alles gelesen, hielt er eine kurze Ansprache, worin er mit Macht betonte, daß der Jehovah des Alten Bundes der Jesus Christus des Neuen Testaments sei, dessen Geburtsfest die Christenheit alljährlich zu Weihnachten feiert. Ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit. Als die Predigt zu Ende war, wurde das Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" angestimmt. Dasselbe machte in Verbindung mit der gehörten Predigt einen merkwürdigen Eindruck auf mich. Auf dem Heimweg überdachte ich das Gehörte noch einmal. Auf einmal entfuhren mir fast ganz unbewußt die Worte: „Jesus von Nazareth, dessen Geburtstag man jetzt feiert, bist du der Jehovah des Alten Bundes, bist du der verheißene Messias, bist du Der, von dem in den Propheten die Rede ist, bist du der Nemliche, der im Psalmbuch verheißen: ‚Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten' — — so hilf auch mir!" Unwillkürlich war ich bei den letzten Worten auf die Knie gesunken.

Als ich mich wieder erhob, war eine große Ruhe über mich gekommen. Ich fühlte, die erbetene Hülfe war vor der Thür. Und in That und Wahrheit geschah es also! Der Herr hatte mein Gebet gehört. Bevor mir noch nach den rasch dahingeeilten Weihnachtstagen meine Wechsel zur Zahlung präsentirt wurden, kam eine telegraphische Depesche, daß ein entfernter Verwandter gestorben sei, der mich zum Universalerben eingesetzt hatte. Alle Noth und Sorge hatte ein schleuniges Ende gefunden. Da der Herr, den ich anrief, mich in meiner Noth gerettet hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, ihm meinen Dank und Preis nicht vorzuenthalten. Am Charfreitag, der jenem Weihnachtsfest folgte, trat ich als ein neuer Jünger und Nachfolger Jesu von Nazareth in der St. Thomaskirche zum Christenthum über, und gelobte ihm ewige Treue bis an mein Lebensende.

Ein Weihnachtsbesuch in Bethlehem.

(Von E. Schneller.)

Möchtet ihr nicht heute mit mir eine Reise zur Krippe nach Bethlehem machen? Frisch auf! Wir schlagen den Weg von Jerusalem ein, den ich oft machte. Es ist nur zwei Stunden entfernt. Halbwegs kommen wir an einen Hügel mit einem christlichen Kloster, um welches herum die einsamen Mönche wunderschöne Gärten gebaut haben. Es heißt Mar Elias, weil dort der Prophet Elias geruht haben soll, als er vor Ahab und Isabel bis an den Berg Horeb floh. Man hat von der Höhe des Klosters eine seltene Aussicht, rückwärts auf Jerusalem mit seinen leuchtenden Kuppeln und Minarets, seitwärts auf die Wüste Juda bis nach Gilead und vorwärts, was uns heute am liebsten, nach dem freundlichen Bethlehem. Gar manche Erzählung der Bibel fällt uns ein beim Wandern. Da sehen wir im Geist auf den Feldern einen fröhlichen Hirtenknaben, bräunlich, mit schönen Augen: eine Harfe ist in seiner Hand, eine Schleuder hängt um seine Schulter. Es ist der „kleine"

David, der hier in der Stille seines Vaters Heerden weidete, ohne zu ahnen, daß er einst ein großer General und zuletzt sogar König werden sollte.—Wenn es gerade Erntezeit wäre, so könntet ihr einmal selbst probieren, wie

Das Jesuskindlein.

angenehm es seiner Ahnfrau, der treuen Moabitin Ruth, gewesen sein muß, auf diesen Feldern Aehren zu lesen. Aber da steht schon ganz nahe vor uns Bethlehem, die Stadt David's. Wie freundlich sie auf ihren zwei Hügeln daliegt, während das mächtige Dach der heiligen Geburtskirche ernst und feierlich herüberschaut. Hier haben wohl auch Maria und Joseph das Städtlein gegrüßt, als sie herzogen, um sich auf den Befehl des Kaisers Augustus schätzen zu lassen, vielleicht bekümmert, wo sie, die beiden armen Leute wohnen sollten. Hier mochten auch ein paar Tage später die Weisen vom Morgenlande gestanden haben, und ihr könnt euch ihren Jubel denken, als sie den strahlenden, goldenen Stern über der Stätte leuchten sahen, wo sich jetzt die große Kirche

"Mariae de Praesepio" erhebt, welche, wie die Grabeskirche zu Jerusalem, von der frommen Kaiserin gebaut worden ist. Wir lassen das „Feld der Hirten," dessen liebliche grüne Triften von kahlen Felsen umschlossen sind, seitwärts liegen, und wie einst jene Hirten eilen wir in die Stadt, die zwischen frischen Matten und Hainen von Oliven und Feigenbäumen dicht vor uns liegt. So lieb wie diese Stadt sind uns nicht viele auf der Welt! Das muß auch Matthäus gemeint haben, wenn er mit dem alten Propheten Micha ausruft: „Und du, Bethlehem Ephrata, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judas, denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei!"

Die „Krypta" oder das Innere der Geburtskirche.

Die Stadt hat 5000 Einwohner, fast lauter Christen. Es sind dies tüchtige Leute, kräftig, kriegslustig und in allerlei künstlicher Arbeit geschickt. An beiden Seiten der Hauptstraße ist ein bunter Wechsel von Kaufbuden und Werkstätten. Hier werden Wachskerzen, Rosenkränze, Kruzifixe und allerlei Schnitzwerk aus Olivenholz, Dattelkernen, Hörnern, Perlmutter gefertigt und an die Pilger verkauft, welche diese Dinge als Reliquien oder Andenken mitnehmen. Zu diesem Zwecke holen die Bethlehemiten jedes Jahr ganze Kameelsladungen von der prächtigen Perlmuschel vom Meerbusen Akabah und stellen dann auf den Platten, Büchschen, Broschen, Knöpfen, Kreuzen von Perlmutter verschiedene biblische Personen und Geschichten dar.—Allerlei Leute begegnen uns in den engen Gassen, bald die leichten, schlanken Frauen Bethlehems, einen hohen Wasserkrug gewandt auf dem Kopfe wiegend, bald ein wild aussehender Sohn der benachbarten Wüste, bald ein Mönch in dunkler Franziskanerkutte oder eine französische Karmelitin im ernsten Nonnenkleide. An der Kirche angekommen, machen die meisten Leute, die sie zum ersten Male sehen, ein recht enttäuschtes Gesicht, denn sie sieht ja gar nicht aus wie eine ordentliche Kirche, sie hat keinen Thurm, nicht einmal ein Thor, durch das man eintreten könnte, ohne sich bücken zu müssen. Aber kommt nur erst hinein! Das sind majestätische, hohe Hallen! Achtundvierzig gewaltige Säulen von weißem Marmor theilen in vier Reihen

den weiten Raum in fünf große Hallen. Hoch oben ruht auf ihnen das kunstreich gefügte Cederndach. Die ganze Kirche ist in feierliches Halbdunkel gehüllt. Doch horch! Was tönt dort im Hintergrund aus dem von vielen strahlenden Lampen beleuchteten Hochaltar so erhebend und doch so froh hervor? Das ist der Chor der Mönche. Durch die weiten Räume hin erschallt von vielen kräftigen Männerstimmen das alte lateinische Kirchenlied: Dies est laetitiae! d. h.: Dies ist der Tag, den Gott gemacht! Von der Krippe selbst sieht man hier oben noch nichts. Sie ist in einer Felsengrotte, welche gerade unter dem Hochaltar liegt, wie denn die Hirten im heiligen Lande auch heute noch ihre Heerden vielfach in Höhlen unterbringen. Zu beiden Seiten des Hochaltars führen uns Treppen hinunter. Eine türkische Schildwache mit blanker Waffe ist hier aufgepflanzt, welche halb höhnisch, halb verwundert den tiefbewegten Pilgern an der Krippe zu Bethlehem zuschaut. Da sich nemlich die griechischen und römischen Katholiken, welche den Besitz der Kirche theilen, nicht vertragen können, ja in der Kirche selbst schon blutig miteinander gekämpft haben, so mußte die muhamedanische Landesregierung eine ständige Wache dort aufzustellen. Indeß wollen wir uns durch dies unerquickliche Bild nicht stören lassen, vielmehr in die ehrwürdige „Krypta" hineintreten und unsern Blick 1800 Jahre zurück in die „stille, heilige Nacht" wenden.

In dieser Krypta sieht es nun freilich nicht mehr wie in einem Stall aus. Sie haben da alles so schön und fein gemacht, so reich geschmückt mit Marmor, Sammet und Seide, und eine Menge goldener und silbener Lampen schimmern in weißem und gelbem, blauem und rothem Lichte, daß man sich kaum mehr vorstellen kann, daß hier einst die arme Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein gesessen habe, mit der anspruchslosen Nachbarschaft von Schaf- und Ziegenheerden.

Zuerst fällt uns in dieser unterirdischen Höhle in einer Nische die Geburtsstätte des Jesuskindleins auf. Die ist durch die Inschrift auf Marmorgrund kenntlich gemacht: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est, d. h.: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden." Wenige Schritte davon ist eine zweite Nische mit einer in den Felsen gehauenen Krippe. Da hat Maria das Jesuskindlein hineingelegt, in Windeln gewickelt. Auch hier ist alles mit spiegelblankem Marmor ausgelegt und mit Sammet und Seide geziert. Hier sahen wir im Geiste die Hirten knieen, welche, als der Engel von ihnen gen Himmel gefahren war, eilend gekommen waren, um die Geschichte zu sehen, die ihnen der Herr kund gethan hatte.

Und seit jener Zeit haben viele Christen nach ihnen hier am Kripplein gebetet. Der alte Kirchenvater Hieronymus hat lange hier unten gewohnt; nach ihm sind zwei Felsgrotten, die „Grotten des heiligen Hieronymus" genannt. In der einen hat er das alte Testament ins Lateinische übersetzt. In der andern Grotte liegt er begraben. Daneben ist noch ein Grab: es ist die Felsgrotte, in welcher die unschuldigen Kindlein von Bethlehem begraben sein sollen.

Wir kehren wieder heim. Hätten wir diese heiligen Stätten auch viel lieber in der ursprünglichen Armuth und Dürftigkeit geschaut, als mit Gold, Marmor und Seide überdeckt, weil der sie geweiht hat, der arm wurde um unsertwillen — was thut's? Wir wollen froh und dankbar das Christkindlein darin anbeten, und wenn unser Herz seine Krippe wird, dann schafft er darin ewigen Reichthum.

All' Fehd' hat nun ein Ende!

(Von N. Fries.)

Hinter der dichten Dornhecke saßen beim allerletzten Häuschen der Dorfstraße zwei Kinder und sangen. Ein Mädchen war's, etwa zehn Jahre alt und ein Brüderchen, wohl erst sechsjährig. Das Mädchen sang mit glockenreiner Stimme: „Schönster Herr Jesu," 2c. und der Junge stimmte, so gut er konnte, mit ein. Das wollten sie ihrem Vater, dem Weber Christoph, der hier mit Weib und Kindern in dem kümmerlichen Häuschen wohnte, zu seinem Geburtstage vorsingen. Die Kinder ahnten nicht, daß sie einen Zuhörer hatten. Der guckte von der andern Seite der Dornhecke verstohlen hinüber, als fürchte er sich, bemerkt zu werden, und als das Mädchen rasch aufstand, huschte der Mann leise davon.

Wie sonderbar! singenden Kindern zuzuhören, ist doch gewiß nichts Böses! Aber das hing so zusammen:

Es war der Hofbauer Thomas, und die singenden Kinder waren seines leiblichen Bruders Kinder, aber mit dem Christoph war er spinnefeind, hatte in vielen Jahren kein Wort mit ihm geredet, und wenn er ihn von ferne kommen sah, bog er schnell ab, nur damit er ihm keinen Gruß zu bieten brauche. Thomas nemlich war zehn Jahre älter als sein Bruder. Als damals der liebe Gott den Eltern noch ein Söhnlein zu dem erstgeborenen geschenkt, da hatten sie sich sehr gefreut; als aber das liebliche Knäblein ihnen beim Heranwachsen viel Freude machte, da schlich Neid und Mißgunst in des älteren Bruders Herz; er glaubte sich zurückgesetzt, und der böse Ge-

danke nistete sich in seinem Herzen ein, der Bruder habe ihm die Liebe der Eltern gestohlen. Reißt man aber solche böse Saat nicht bei Zeiten aus, so wuchert sie auf wie ein Unkraut, überziehet den ganzen Herzensacker und erstickt das gute Gewächs des Friedens und der Gütigkeit.

Die Eltern starben, und Thomas war nun der Erbe des väterlichen Besitzes. Beide Brüder hätten sehr wohl zusammen darauf leben können. Aber daran war gar nicht zu denken. Thomas zählte seinem Bruder eine Summe auf den Tisch und ließ ihn ziehen. Jetzt wollte er sich das Leben so einrichten, wie es ihm bequem und angenehm wäre.

Der Christoph lernte nun zweierlei Hantierung, das Weben und das Dachdecken. Die Weberei war für den Winter und brachte nicht viel ein — die Dachdeckerei für den Sommer, die war einträglich und mußte für den Winter einen Ueberschuß liefern. Dann nahm er sich ein Weib, die war gesund an Leib und Seele, freundlich und herzlich, und was noch viel mehr war, sie stammte von frommen Eltern und hatte früh das Beten gelernt. Darum, als ihnen nun der liebe Gott ein rothbackiges Kindlein nach dem andern schenkte, lehrte sie dieselben von klein auf beten, und an frommen Liedern fehlte es auch nicht, denn alle hatten Sang und Klang in der Kehle, und das ist ein köstlich Ding, da kommen die heiligen Engel, die himmlischen Sänger, und hören gern zu.

Thomas dagegen blieb ein einsamer Mann. Mit Knechten und Mägden schalt er herum, war ärgerlich und verdrießlich, ging ins Wirthshaus, trank und spielte Karten. Verlor er, so gab's Unwetter; gewann er, so klimperte er schmunzelnd mit den Thalern in der Tasche. In der Kirche sah man ihn höchstens an hohen Festtagen.

Als dem Christoph sein ältestes Kind, die Dore geboren ward, da ging er zum Thomas und bat ihn zum Gevatterstehen; es sei ihm doch so gar hart, mit seinem einzigen Bruder in Unfrieden zu leben. Dabei streckte er ihm treuherzig die Hand hin, und über sein ehrliches Gesicht lief eine Thräne. Thomas aber saß mit finsterer Miene hinter dem Eichentisch, den Kopf aufgestützt und gönnte dem Christoph keinen Blick. Endlich sagte er: „Es ist dir wohl um den Gevatterbrief mit dem Goldstück und alle Jahre um ein Geschenk auf Weihnacht und zum Geburtstag zu thun? Was machst du dir sonst wohl daraus, ob ich zu dir komme oder nicht?"

Da war Christoph dunkelroth geworden, hatte kein Wort weiter gesagt und war mit einem tiefen Seufzer traurig davongegangen.

Jahre waren seitdem vergangen. Da hieß es eines Tages im Dorfe, der Hofbauer Thomas sei vom Boden auf die Tenne gefallen, und liege bewußtlos im Fieber.

Als Christoph das hörte, saß er gerade am Webstuhl. Er ließ ihn stillestehen und ward sehr nachdenklich. Nach einer Weile sagte er: „Was meinst du, Frau, wenn wir die Dore einmal hingehen ließen; sie ist ein verständiges Kind und könnte jetzt dem Bruder Thomas dienen, vielleicht auch sein Herz wieder zu uns neigen." Die Frau war ganz einverstanden, rief Dore und der Vater sagte: „Kind, dem armen Ohm drüben ist es gar übel ergangen, du könntest wohl einmal nach ihm sehen. Wenn's angebracht, so bring ihm einen schönen Gruß von Vater und Mutter, wir ließen fragen wie's ihm ginge. Mußt auch unterwegs den lieben Gott bitten, dann geht er mit dir und faßt dein Händle."

Da flocht Dore sauber die Zöpfe, band ihr Sonntagstüchlein um und machte sich auf den Weg. Ein großer, zottiger Hund bellte sie wüthend an und zerrte an der Kette, daß das Kind scheu zur Seite wich. Da öffnete sich die Seitenthür, eine Magd schaute hervor, winkte mit der Hand, und Dore trat näher. „Was willst'n? willst betteln? Hier wird nichts gegeben! Oder hast sonst was?"

Da brachte Dore bescheiden ihr Anliegen vor und blickte dabei mit ihren blauen Augen die grobe Magd so bittend an, daß es war, als wenn die Sonne gefrorene Fensterscheiben aufthaut. Die Thüre öffnete sich langsam weiter, und die Kleine durfte eintreten.

„Ja," sagte die Magd, „da wirst nicht viel ausrichten. Der Herr liegt in der Kammer und schlägt die Augen garnicht auf. Geh nur immerhin hinein, der kennt keinen Menschen! Der Doktor wird gleich hier sein, unser Jochen holt ihn mit dem Wagen." Dabei öffnete sie die Stubenthür und ließ das Kind allein hineingehen.

Dore war langsam und ganz leise herangegangen. Ja, da lag der Mann mit einer weißen Binde um die Stirn, die Augen fest zu. Wirr fiel das ergraute Haar über die weiße Binde; aus der Brust stieg ein schweres Gestöhne. Bang und bleich stand das Mägdlein in der Kammerthür, sie hatte dergleichen noch nie gesehen. Sie faltete die Hände und wollte einen Spruch sagen, aber es fiel ihr gar nichts ein vor lauter Bangen und Unruhe. Doch als sie näher trat und dem Ohm in das entstellte Gesicht sah, bemerkte sie einen rothen Streifen, der zog sich von der Schläfe über die linke Backe. Das war Blut! Nun kam ein so herzliches Erbarmen über die Kindesseele, daß Dore ihre kleine Hand dem Manne auf's Antlitz legte, und auf einmal kam ihr der Vers in den Sinn: Breit aus die Flügel beide 2c.

Diese Worte mußte Dore wieder und immer wieder sagen, sie wußte garnicht, wie oft. Da fuhr der Jochen vor, und bald stand der Doktor am Bette des Verunglückten. Nachdem er ihn untersucht und Mittel verordnet, erklärte er, es sei nur eine schwere Betäubung und die Wunde am Kopf unbedeutend. Er ahnte nicht, daß inzwischen ein anderer Arzt vom Himmel herabgestiegen und an dies Bett getreten war. Während Dore nemlich ihr Verslein immer wieder mit sanfter Stimme gesprochen und mit weicher Hand das Gesicht des Bauern gestreichelt, war ihm das Ohr aufgethan worden, daß er hören könnte; nur sich rühren und die Augenlider auf-

schlagen konnte er nicht, er mußte ganz still liegen und hören. Das war ihm aber ganz merkwürdig; die Stimme hatte er nie gehört und solche Kinderhand nie gefühlt. Erst dachte er, daß er todt sei, und ein Engel erbarme sich über seine Seele. Dann, als der Doktor kam und die Stimme schwieg, ward er innerlich unwillig, daß man den Engel vertrieben. Aber er mußte wohl stille liegen noch viele Stunden.

Nun hätte man denken sollen, daß Thomas gleich nachdem er genesen, zu seinem Bruder hingegangen wäre und sich mit ihm versöhnt hätte. Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb, und eine Schwalbe bringt noch keinen Sommer. Er fragt nicht einmal, wer bei ihm gewesen, und die grobe Magd sagte auch nichts davon; aber vergessen hat er die Engelsstimme nicht, sie klang ihm immer wieder im Herzen, wenn er allein war, auch Abends und in der stillen Nacht. Die Worte brachte er nicht wieder zusammen, wie sehr er sich auch abmühte, nur einzelnes lag ihm noch im Sinne, wie: „Gebreitete Flügel" und „Jesu, meine Freude" und „verschlingen" und „unverletzet sein." Er hätte viel darum gegeben, hätte ihm Jemand das Verslein gesagt, aber er hörte es lange nicht mehr.

Nun ging er damals an der Dornhecke beim Weberhäuschen entlang, und als der Kindergesang erklang, blieb er wie angewurzelt stehen. Das war die Engelsstimme! Er guckte hinüber. Also seines Bruders Aeltestes war's gewesen, bei dem er hätte Taufpathe sein sollen und hatte nicht gewollt! Wer hatte das Kind denn zu ihm geführt in jener schweren Stunde? Gesenkten Hauptes ging er nach Hause. Auf seinem Angesichte war es, wie wenn am Himmel Sonne und Wolken miteinander kämpfen, die Sonne aber kann nicht durchdringen.

Klein Dore hatte aber auch oft und immer wieder an den verbundenen Kopf und an den rothen Blutstreifen denken müssen und sich herzlich gefreut, als sie dann hörte, daß es mit dem Ohm besser geworden. Auch hatte sie ihn manchmal von ferne oder aus einem sichern Lugwinkel gesehen,—angeredet hätte sie ihn aber um keinen Preis, er sah viel zu finster drein.

So war's wieder Weihnacht geworden, und alle Kinder freuten sich mächtig auf den heiligen Abend. Auch im Weberhause waren sie alle fröhlich, und Dore war das Herz so voll, sie wußte gar nicht, wo sie mit ihrem Glück hin sollte. Den Geschwistern hatte sie schon alles erzählt, was sie vom heiligen Christ wußte; der Mutter hatte sie nach besten Kräften geholfen, das kleinste Brüderchen eingewiegt mit: O du fröhliche, o du selige ꝛc., und doch war ihr Herz noch immer so übervoll von seligem Kinderglück. Am liebsten wäre sie durchs ganze Dorf gelaufen und hätte in alle Fenster den Leuten glückselige Weihnacht gerufen.

Da plötzlich fiel ihr der arme, einsame Oheim ein! Wie der wohl Weihnacht feiert? Er hat ja keine Kinder, nur die grobe Magd und den bissigen Kettenhund! Warte—er soll's merken, daß Weihnacht ist! Ich laufe schnell hin und sing' ihm ein's unterm Fenster! In zehn Minuten bin ich wieder da. Vater und Mutter zünden indeß die Lichter an.

Ja, der Bauer Thomas saß richtig ganz allein in der großen Stube, und nichts war von Weihnacht zu spüren. Er war ganz in Gedanken versunken. Inwendig kämpfte die Sonne noch immer mit den Wolken. Die Sonne war nemlich der Gedanke an Versöhnung und Frieden, und die Wolken waren die alten, feindlichen Gesinnungen. Da hört er plötzlich den Kindergesang draußen! Jetzt weiß er, wer es ist, aber wieder dünkt es ihn wie eines Engels Stimme: „Vom Himmel hoch da komm ich her!" Es war dem Bauern, als fühle er wieder die streichelnde Kinderhand in seinem Gesicht. Er lauschte mit angehaltenem Athem. Da kam der zweite Vers: „Euch ist ein Kindlein heut gebor'n" ꝛc.

Dann aber hörte man die Thür aufreißen, eine scheltende Stimme rief unwirsche Worte dazwischen, und schnelle Füße liefen eilig davon. Da sprang der Bauer auf und wetterte in die Küche hinaus, er habe das Kind sprechen wollen, und wer denn hier zu sagen habe, er, der Bauer, oder andere Leute? Dann ging er eine Weile unruhig in der Stube auf und ab; bald näherte er sich dem Schranke mit der Geldschieblade, bald entfernte er sich wieder davon. Endlich nahm er etwas heraus, wickelte es in ein weißes Blättchen und schrieb mit großen Buchstaben: Dore darauf. Dann stieg er mit einem Korbe in den Apfelkeller und suchte wahre Prachtstücke zusammen. Er wollte sich leise davonschleichen, aber die Magd hatte alles wohl gemerkt, und es kam ihr ganz seltsam und höchst verdächtig vor, wie der Herr sich geberde. Als nun die Thür ging, da trat sie auf die Diele und rief, das Abendessen sei gleich fertig. Aber sie bekam keine Antwort. Die Thür ward rasch in's Schloß geworfen, und der Davongehende eilte, als habe er etwas Böses vor.

Es dauerte nicht lange, so trat Jemand bei dem Weber Christoph über die Schwelle und ins Stübchen, mußte sich aber schier geblendet die Augen zuhalten, denn sie hatten gerade die Lichter angezündet, und das Tannenbäumchen auf dem Tisch strahlte wunderhell.

„Wünsch' guten Abend!" sagte Thomas, räusperte sich und setzte den Apfelkorb auf den Tisch. Alle waren starr vor Staunen! Dore sammelte sich zuerst, faßte den Ohm treuherzig bei der Hand, rückte ihm einen Stuhl zurecht und hob dann, als müßte es so sein, zu singen an: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich!" Darnach las der Vater das Evangelium. Thomas saß vornüber gebeugt mit gefalteten Händen und seufzte so tief, daß klein Lieschen mit dem großen Pfefferkuchen ganz erstaunt unterm Tisch zu ihm aufblickte. Dorens Augen aber glänzten noch heller als die Lichter am Baum.

In der Nacht haben sie alle wundersame Träume gehabt von lauter Engeln und himmlischen Heerschaaren, die sangen: Alle Fehd' hat nun ein Ende!

Der Herr ist nahe!

Der Herr ist nahe! tönt es laut
Jetzt durch die Christenheit.
Der Herr ist nahe! kommt und schaut,
Wie er sein Volk erfreut.

Ja, nahe bist du, Herr, mein Heil,
Dem, der von Herzen glaubt.
Du rufst auch mir: „Ich bin dein Theil,
D'rum hebe auf dein Haupt!"

Die schönen Lichter zeigen's an,
Es ruft die Feierzeit:
„Christ, unser König, zieht heran,
Ihm sei das Herz geweiht!"

Wie das Christkindlein ins Zuchthaus kam.

(Von Hermann Sudermann.)

Das bleiche, dämmerige Schneelicht dringt durch ein kleines, vergittertes Fenster. Dahinter steht ein Mann in Zuchthäuslergewandung. Er hat die Arme gegen die kalte Mauer gestemmt und starrt in die Nacht hinaus.

Das ist die Nacht der Freude, die Nacht des Friedens. Der Glanz der Tannenbäume flimmert aus den beeisten Fenstern, vom dunklen Himmel flimmern die Sterne herab. Kalt und erbarmungslos ist ihr Schein, kalt und erbarmungslos, wie die irdische Gerechtigkeit.

Der eisige Nordwind bricht sich an den Mauern. Wie das grollt und pfeift und wehklagt! Dazwischen klingt es leise wie ein geheimnißvolles Lachen und Lallen. Das ist der Kinderdank, das ist der Kinderjubel, der sich heut' empor zum Himmel schwingt.

Und der Gefangene lacht mit — aber wie gellt das höhnisch und verzweiflungsvoll! Er denkt an seine eigenen Kinder!

* * *

„Mama, kommst du bald wieder einen neuen Bolzen holen?"

„Nein, Mieze, das Plätteisen ist noch heiß. Aber rückt weiter vom Ofenloch fort, Kinder; ihr versengt euch sonst die Kleider!"

Und beide folgen gehorsam. Sie haben die Blondköpfchen zusammengesteckt und flüstern gar geheimnißvoll miteinander. Purpurn liegt der Widerschein der Ofengluth auf ihren blühenden Gesichtern.

Mama steht vor dem Plättbrett und läßt das Eisen klappern. Heut' ist Weihnachtsabend — ja freilich — aber das schert uns nicht. Der Stellmacher-Fritze, der jenseit des Flurs wohnt, will morgen zum Feste mit seiner blüthenweißen Wäsche Staat machen, und seine Wirthin, die Frau Hoffmann, ist schon dreimal gekommen, um zu fragen, ob ihre Gardinen noch nicht fertig wären. Sie will sie heute in der Nacht noch anbringen — da gilt's also fleißig sein.

„Was mögen die Kinder nur zu zischeln haben?" denkt Mama, während sie mit dem Stärkelappen über einen Hemdkragen fährt, aber sie hat keine Zeit, darüber nachzugrübeln, es gibt weit, weit wichtigere Sachen zu bedenken.

„Ein Oberhemd macht fünfundzwanzig Pfennige, ein Kragen fünf Pfennige, eine Gardine fünfzig Pfennige, macht mit der vorhandenen Barschaft acht Mark fünfundsiebzig Pfennige; davon soll die Festesfreude bestritten und bis nach Neujahr gelebt werden."

So rechnet Mama, dieweil die Kinder leise mit einander flüstern.

„Du, Max, wo hast du die Schrammen her?"

„Ich hab' mich mit Schulzes Emil geschlagen. Er hat gesagt, ich wär' ein ganz gewöhnlicher Zuchthäuslersjunge."

„Ach ja, und Rosen's Anna ist heute vom Spielen weggegangen. Sie sagte, sie wolle mit Verbrecherkindern nichts zu thun haben."

„Du hast's ihr doch hoffentlich gut gegeben? Der Emil hat auch 'ne gehörige blaue Beule von mir."

„Weißt du, wenn sie den Papa rausgelassen haben, dann werd' ich ihm alles wiedersagen. Der wird sie schon kriegen."

„Sie lassen ihn aber nicht 'raus! Weißt du, Mieze, wo der Papa jetzt ist, da ist es gar nicht nett."

„Pfui, abscheulich ist es da. Die langen, langen Mauern—"

„Und die kleinen Fenster mit dem häßlichen grauen Blech davor —"

„Hu, wenn ich Papa wär', ich wäre schon längst weggelaufen."

„Ja, aber das geht nicht. Der Soldat, der draußen vor der Mauer steht, der macht ihn gleich todt, wenn er 'raus will."

„Ja, und der böse Mann mit dem Schlüsselbund, der uns so anschrie, als wir mit Mama'n zusammen 'rein wollten —"

„Aber den Papa darf er so nicht anschreien, der läßt sich so was nicht gefallen."

„Ei, wenn er doch muß? Wer im Zuchthaus sich 'was nicht gefallen läßt, der wird in eine tiefe, tiefe Grube geworfen und muß dort verhungern. Das hat mir Schrö-

der's Emilie erzählt, und die muß es wissen, denn ihr Papa ist ja von's Gericht."

„Ja, und spielen und spazieren gehen darf er auch nicht, Mieze, und Sonntag gibt's auch nicht, und nicht einmal Weihnachten."

„Du, Max, das ist nun nicht wahr! Unser Fräulein in der Schule hat gesagt, das Christkindlein komme zu allen Menschen. Darauf bin ich nach der Stunde zu ihr 'ran gegangen und hab' gesagt: ‚Fräulein, ich möcht' Sie 'mal was fragen: Kommt das Christkindlein auch zu meinem Papa?' ‚Gewiß,' hat sie gesagt. ‚Der sitzt aber im Zuchthaus,' hab' ich da gesagt. Da hat sie mich geküßt und die Thränen haben ihr in den Augen gestanden, und hat gesagt: ‚Zu ihm kommt es zu allererst!' Ach, wie wird der arme Papa sich da freuen!"

„Du, Mieze, aber wenn sie das Christkindlein nicht rein lassen wollen?"

„Dann kommt's durchs Fenster!"

„Ach pfui, wo wird's doch! Nein ich weiß, Mieze. Es kommt zu dem Soldaten und sagt: ‚Du, Soldat, ich will 'rein.' Und der Soldat ruft den bösen Mann mit dem Schlüsselbund, der fragt: ‚Was willst du drinnen?' da sagt das Christkindlein: ‚Ich will zu Mazen's und Miezen's Papa.' Da sagt der Mann: ‚Mach', daß du fortkommst, Sprechstunde ist Dienstag Nachmittag.' Da nimmt das Christkindlein dem Soldaten seine Flinte und seinen Säbel weg und pikt den bösen Mann todt und wirft ihn in die tiefe Grube."

„Ja, ja, ja, und da muß er verhungern."

„Aber das braucht er ja nicht mehr. Er ist ja schon todt."

„Ach so, ja! Und was thut das Christkindlein dann?"

„Das Christkindlein nimmt dem bösen Mann seinen Schlüsselbund und geht die breite Treppe hinauf und schließt Papa'n sein Gefängniß auf und sagt: ‚Komm' mal mit,' und dann winkt es mit der Hand und da kommen viele, viele Engelchen vom Himmel herab, die bringen einen großen Weihnachtsbaum getragen mit so viel Lichterchen, wie Sterne am Himmel stehen, und daran hängen so viel Zinnsoldaten, und ein kleines Pferdchen, auf dem reit' ich und —"

„Ja, und eine Puppe, welche reden kann und sich selber die Haare flechtet, und goldene Nüsse und Aepfel und Marzipan."

„Ja, und einen Mann, welcher dem Papa zu arbeiten gibt, den er hat sich so sehr gewünscht, eh' die blanken Männer kamen und ihn fortbrachten — ja, und nun viel mehr. Und dann sagt das Christkindlein zu ihm: ‚Hier kannst du essen, soviel du willst.' Und dann nimmt er sich das Schönste, was er reichen kann."

„Nein, Max, das thut er nicht. Dann sagt er erst: ‚Liebes Christkindlein, wo ist die Mieze und der Max?' "

„Ja, ‚und die Mama!' "

„Richtig, und die Mama! ‚hol' mir die mal her,' sagt er. Und dann kommt das Christkindlein und nimmt uns bei der Hand, und wir gehen mit ihm in den goldenen Palast und fallen ihm um den Hals, und er sagt: ‚Kinder, ihr dürft euch nehmen, was ihr wollt'."

„Ich nehm' mir das Pferdchen, das laufen kann."

„Und ich mir die Puppe, die reden kann."

„Und dann essen wir Marzipan und knacken Nüsse, und das Christkindlein steht dabei und sagt: ‚Weil ihr hübsch artig gewesen seid, so braucht der Papa auch nicht mehr ins böse Zuchthaus zurück, und dann kommen —"

Da klappert das Plätteisen.

„Kinder, rückt vom Ofenloch," sagt Mama, „ich will mir einen neuen Bolzen nehmen."

„Ach wie schade!" flüstert Max seiner Schwester zu, indem er sie leise am Kleidchen zupft.

„Was habt ihr nur heute mit einander?" ruft Mama.

„Ach nichts, Mamachen," erwidert Mieze verschämt, „wir haben blos mit dem armen Papa Weihnachten gespielt!"

* * *

Das bleiche, dämmerige Schneelicht hat leuchtenden Mondstrahlen den Platz geräumt. Hinter dem vergitterten Fenster steht der Mann im Zuchthäuslergewande und starrt zum Himmel empor, auf dem silbergraue Wölkchen langsam dahinziehen.

Der Wind schweigt. Friede ruht auf der Erde.

Der Zuchthäusler lächelt, doch nicht voll Bitterkeit, nicht voll Verzweiflung. Die welterlösende Liebe, sie, die keine Sünden kennt und Kerkermauern zum Palaste verwandelt, sie sandte ihren Schimmer auch in sein Herz, sie ließ das Christkindlein zu ihm ins Zuchthaus kommen.

Ein Hirtenknabe des alten Bundes.

(Th. Stoltenberg.)

Sonne sendet heiße Strahlen,
Auf die dürre Flur herab,
In des Baumes kühlen Schatten
Steht der fromme Hirtenknab'.

Wehmuthsvolle Lieder bläst er
Auf der Flöte, weich und mild; —
Still und träumend lauscht die Heerde,
Schönes, trautes Friedensbild.

Doch, du lieber Hirtenknabe,
Was betrübt dir Herz und Sinn?
Sprich, was blickst du voller Wehmuth,
Und so traurig vor dich hin? — —

O, ich weiß es: Deine Seele
Sehnet sich nach dem, was schon
David und Jesaia sangen
Von dem heil'gen Gottessohn!

O, er wird dereinst noch kommen,
Der der Menschen Sehnen stillt,
Und der sie mit Gotesfrieden,
Und mit Himmelslicht erfüllt.

Ja, wie herrlich wird's noch werden,
Wenn der Mann erscheinen wird,
Der da spricht mit mildem Munde:
„Ich, ich bin der gute Hirt!"

Neujahrsgruß.

Es het mer scho als Chind guet gefalle
Unse Bruuch am Jahresschluß,
Daß me syne Lieben alle
Schickt en extra Neujahrsgruß.

„Es guets, glückhaftigs!" heißts bim Eine,
„Prosit's Neujahr!" anderswo;
„Alli Wünsche, groß und chleine,
Sölliſt künftig übercho!"

Wie viel Wünsch sy grundvercheret,
Daß me sich oft wundere sött' (sollte),
Wie Gott doch so viel erhöret,
Was me nit erwartet hätt'! — — —

Gott zum Gruß! Zum Trost in Nöthe
Unsre Heiland Jesus Christ!
Will i jedem Fründ erbete,
Ob rych oder arm er ist.

Gott zum Gruß! So wünsch' i Alle,
Gott zum Gruß zu jeder Frist!
Und, so lang wir hie no walle,
Stets zum Tröster Jesum Christ!

"Und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie."

(Von M. Fries.)

„Da draußen vor dem Thore, da stand ein Lindenbaum." — Ja, es stand da eine ganze Reihe von Lindenbäumen, die waren zur Hecke verschnitten, und gewährten im heißen Sommer kühlen Schatten gegen die Sonnenstrahlen. Drin sangen die Vöglein viel und bauten ihre Nester: Finken und Meisen und Sperlinge zumeist. — Hinter der Lindenreihe lag ein langgestrecktes Gebäude, das trug die Inschrift: „Krämerstift," und war ein Asyl für betagte und mittellose Kaufleute, denn die Stadt war eine Handelsstadt. In diesem Krämerstift waren sechzehn Einzelwohnungen für alte Ehepaare, und auch für Wittwer und Wittwen, bestehend aus einer hellen, geräumigen Wohnstube, einer Schlafkammer, und einer kleinen, sauberen Küche.

Hier wohnte auch der alte David Richter. Er hatte früher einen kleinen Laden gehabt in der Kirchenstraße, wo man eben keine große Auswahl fand an verschiedenen Waaren oder gar Modeartikeln, denn er „machte" eigentlich nur in salzen Heringen und Schnupftabak, aber daneben in einem Hinterstübchen hatte er noch eine Niederlage von neuen Testamenten und sonstigen christlichen Schriften. Aus ganz besonderer Vergünstigung, und weil sein Vetter von Vetterswegen unter den Rathsherren saß, hatte man ihm eine Freiwohnung im Krämerstift verstattet, denn eigentlich war sein Handel gar zu untergeordnet gewesen, um ihn zur löblichen Krämerzunft zu nehmen. So betrachtete es denn nun auch der alte David als eine ganz besondere Gnade, nicht blos der Menschen, sondern vor allem seines Gottes, daß sich ihm diese Freistatt aufgethan hatte, und jeden Tag übte er sich immer besser und gründlicher in dem: „Ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit."

So gar alt war Richter eben noch nicht. Aber als seine liebgewesene Ehehälfte das Zeitliche gesegnet hatte, da war's mit dem Handel nichts mehr, denn diese war's gewesen, die das Rechnen verstanden und die Bücher geführt, und zu ihrer Specialbranche hatten die Heringstonnen und Tabaksdosen gehört, während David selber sich auf die heiligen Bücher und Schriften gelegt hatte. Dabei ging es nun so zu, daß seine Rebekka zwar keinen Pfennig zu viel nahm, und es mit Maaß und Gewicht sehr genau hielt, aber sie schenkte doch auch nichts weg, als höchstens einem alten Weibe ein ganz winziges Tütchen mit Schnupftabak. Dagegen im Hinterstübchen ward ein sehr eigenthümlicher und im höheren Sinne schwunghafter Handel betrieben. Kam da ein Mägdlein oder Bürschlein, das dem „Papa David" so recht schön und ohne Anstoß sein Vater Unser hersagen konnte, flugs galt das an Zahlungsstatt, und ein schönes neues Testament, vielleicht gar mit Goldschnitt erhandelt.

Oder kam ein bekümmertes Menschenkind, dem das Herz schwer bedrückt war, das mußte niedersitzen und alles ausschütten, was es zu klagen und zu sagen hatte—und wiederum war die Gegengabe irgend ein köstlich Trostbüchlein oder geistlicher Balsam, wobei an sonstiger, klingender Bezahlung nicht die Rede war. Daher war's denn nach dem Heimgange der seligen Rebekka, was das irdische Auskommen anbelangt, ganz entschieden das Richtige, den Kramladen in der Kirchenstraße zu schließen und ins Krämerstift zu ziehen, wie Israel gen Canaan zog und hielt fröhliche Ostern. Den sonderbaren Bücherhandel setzte „Papa David" übrigens doch fort, auch auf seinem „Altentheil"; der war ihm so sehr lieb geworden. Denn erstlich kam er sich dabei vor wie ein Fischer, der nicht im Trüben, sondern im Klaren, nemlich im hellen Licht der Wahrheit und der Gnade Jesu das Netz auswarf, auch nicht trachtete, Fische oder Schätze aus dem Wasser zu ziehen, sondern nach Menschenseelen angelte. In aller Demuth und ungefärbter Kindeseinfalt kam's ihm aber dabei gar nicht in den Sinn, daß sein eigentlicher Schutzpatron und Heiliger kein anderer als der Jünger und Apostel St. Petrus selber war, dieweil der Herr zu ihm gesprochen: Ich will dich zum Menschenfischer machen.— Zum andern aber konnte er dabei ein wenig mit Oel und Wein hantiren, nemlich nach der Weise jenes Samariters, der von Jerusalem nach Jericho zog, und das war von jeher „Papa David's" besondere Liebhaberei.

Das war nun alles so weit gut und schön, wenn nur eines nicht gewesen wäre, und das war die Gicht. Das böse Reißen! War's nicht gar zu schlimm, dann achtete der alte Mann es nicht, aber es war eben jetzt sehr schlimm, die Glieder wollten gar nicht ihren Dienst thun, und die Schmerzen waren so arg, daß es ihm Nachts gar keine Ruhe gönnte. Kam dann der Morgen, da ging's mit manchem Seufzer und „Gott hilf" zum Bette hinaus, denn der Ofen mußte doch geheizt und das Suppentöpfchen ins Rohr gestellt werden. Es ist ein schlimm Ding, wenn einem alten, vereinsammten Manne etwas zustößt und hat kein Liebes mehr auf der Welt, das nach ihm sieht und sich um ihn kümmert.

Freilich gab's auch noch eine Rebekka junior, und was für eine! Kam „Papa David" auf die zu reden, dann ward er begeistert. Das war ja sein liebes einziges Kind, das ihm niemals Kummer und nur Freude gemacht hatte; denn daß sie nicht geneigt war, den Heringshandel zu übernehmen, wie ihre Mutter es freilich gern gesehen hätte, das konnte ihr Vater ihr nicht zum Vorwurf machen.—Wo war denn aber besagte Rebekka?" Ja, wenn's nach ihrem Sinn gegangen wäre, dann würde sie freilich am liebsten bei ihrem Vater gewesen sein, der ihrer ja so sehr bedurfte. Aber das ging nicht — erstlich weil es nicht verstattet war, daß so junge Leute im Krämerstift sich aufhalten durften, und dann galt es für das Mädchen, etwas zu verdienen, damit sie ihrem Vater das Nöthige darreichen könne. Sie war auch nicht mehr ganz jung und hatte bald die verhängnißvolle dritte Null erreicht, doch machte ihr das wenig Kummer. Sie war eine tüchtige, an Leib und Seele kerngesunde Natur, verstand es, einem großen Haushalt vorzustehen und mit hellen Augen darüber zu wachen, daß alles recht und ordentlich zugehe. Dabei hatte sie vom Vater den nach oben gerichteten Sinn geerbt, und ob sie am Herde oder am Brunnen, am Backofen oder am Waschkübel stand, so stand sie immer unter dem Wort: „Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut zur Ehre des Herrn!"

In manchen reichen Häusern in der Stadt und auf dem Land hatte das Mädchen schon gedient; jetzt befand sie sich auf einem herrschaftlichen Gute, etwa zehn Meilen von ihrem Vater entfernt. Sie hatte es auch hier wie in früheren Fällen zur Bedingung gemacht, daß man ihr zu Weihnacht einen Urlaub von mindestens vier Tagen bewillige, und zwar so, daß sie am heiligen Abend bei ihrem Vater eintreffen könne.

Nun war's wieder Weihnacht geworden in der Christenheit. Das Krämerstift lag weiß beschneit, und das dichte Lindengeäst hing voll klarer Eistropfen. Einige Fenster in der langen Front waren erleuchtet, andere blieben noch dunkel, auch David's Fenster. Der arme Gichtbrüchige lag ja still auf seinem Bette, wer sollte ihm Lichter anzünden? Er hatte den ganzen Tag nichts Warmes gehabt, als nur eine Tasse schlechten Kaffee. Und doch war er voll Hoffen und Warten, wie nur ein Kind voll Hoffen und Warten auf die Bescherung sein kann, denn in lauten Jubeltönen hieß es in seinem Herzen: „Heute kommt sie!" Noch niemals ist sie ausgeblieben, er weiß es ganz gewiß: Sie kommt! — Aber die Zeit wird ihm recht lang. Sonst ist sie wohl schon mit dem zweiten Zuge gekommen, der um 2 Uhr Nachmittags da ist; aber dieser Zug ist längst da, er hat die Ersehnte nicht gebracht. Der Nachmittag ist schon weit vorgerückt, die frühe Dämmerung sinkt leise herab, jetzt kann Rebekka vor 7 Uhr nicht da sein. Die Schmerzen haben nachgelassen, es ist so still, so köstlich still — eine Fliege schwirrt noch am Ofen, und von draußen hört man das ferne Geläut von den Stadtthürmen. Da kommt ein langentbehrter Schlaf über den Mann, ein köstlicher, tiefer, erquickender Schlaf. Es schlägt 6, es schlägt 7 Uhr — er hört es nicht; ein langgehaltener Pfiff vom Bahnhofe her, das dumpfe Rollen des Zuges — er schläft ruhig weiter.

Eine weibliche Gestalt, rüstig ausschreitend, mit vielen Packeten, Körben, Schachteln beladen — ein Träger hinter ihr, der ein verhängtes Etwas trägt; man unterscheidet's nicht, was es ist. Man schlüpft leise in die Hinterthür, der Mann verläßt bald wieder die Wohnung. Aber drinnen in der Küche rührt sich's behutsam, ganz leise. Lichter werden angezündet und beleuchten ein strahlend lächelndes Gesicht; die Winterkälte hat es roth gefärbt, und die blauen Augen glänzen. Jetzt horcht sie an der Thür — alles still! — Wie kommt das? Sie öffnet ganz sachte ein klein wenig, sie lauscht, sie ver-

nimmt vom Bette her regelmäßiges Athmen eines Schlafenden. Sie nickte befriedigt. „Er schläft — schön, daß er schläft! Das soll ein fröhliges Erwachen geben zur glückseligen Weihnacht!" — Rebekka entledigte sich behende ihrer Hüllen und Mäntel, und jetzt an's Werk! Sie hat vom Weihnachtsmarkt einen Lichterbaum mitgebracht und alles, was dazu gehört. Rasch geht's ans Aufputzen; jetzt zündet sie die Lichter an, vier und zwanzig an der Zahl, sie brennen alle, es ist ein blendender Glanz. Sie faßt den Baum unten am schlanken Stamm, sie öffnet die Stubenthür, stellt sich mitten hinein und hebt mit ihrer hellen Stimme an, wie sie's gewohnt ist von Jugend auf:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mähr',
Der guten Mähr' bring' ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will!"

Da regt sich's im Bett! — Hilf Gott! was ist das? Aus tiefem, tiefem Traum erwacht, richtet sich „Papa David mühselig am Bettband in die Höhe. Es blendet ihn — ein Beben überkommt ihn — ist er wirklich bei den Hirten auf dem Felde in Bethlehem, wie es ihm geträumt hat, oder ist er etwa gar schon droben in der himmlischen Weihnacht? Er öffnet scheu seine Augen wieder, und seine Lippen stammeln wonnig:

„Und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie!"

"Das rothe Haus."

(Eine Weihnachtsgeschichte von E. S.)

Wieder einmal dämmert ein Christabend hernieder, ersehnt und jauchzend willkommen geheißen von tausenden fröhlicher, ahnungsvoller Kinderherzen. Dichter weicher Schnee deckt die Erde, und am Himmel, da mögen wohl die Engel ihre Weihnachtsbäumlein angesteckt haben, er prangt im Glanz von Millionen Sternen. In den Straßen hat sich das rege Treiben des Tages bereits gelegt, nur dann und wann huscht noch eine wohlbepackte Gestalt eilfertig dahin, ein verspätetes Christgeschenk zu besorgen, die Meisten aber haben sich in die traulich durchwärmten Zimmer zurückgezogen, und sind wohl eben daran, dem Christkindlein beim Aufbauen aller seiner Herrlichkeiten behülflich zu sein. Schon erhellen sich da und dort die Fenster vom Glanze des Weihnachtsbaumes, und wer vorüber geht kann wohl gar mit unter den lauten Jubel Glücklicher vernehmen.—Nur das alte, große steinerne Eckhaus am Markte, vom Volksmund „das rothe Haus" genannt, macht davon eine Ausnahme; düster, schwarz und still steht es da, fast unheimlich anzusehen inmitten seiner freundlichen Nachbarn. Das große alte Haus gehört dem reichen Banquier Göllert. Dort im Parterre, wo die starken eisernen Stäbe vor den Fenstern sind, in den Comptoirräumen, dort stehen die schweren eisernen Geldschränke, mit ihrem wohlsortirten Inhalt, von blanken Gold- und Silberröllchen und werthvollen Papieren. Er ist ein sehr reicher Mann, der alte Herr Göllert, ob er aber auch ein glücklicher Mann ist, das zeigt uns vielleicht ein Blick in seine Stube.

Im großen hohen Zimmer, das trotz seiner eleganten, prächtigen Ausstattung doch einen unbehaglichen düsteren Eindruck macht, sitzt im alten Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch der alte Herr. Vor ihm liegt das große, schwere Hauptbuch; er hat wieder einmal gerechnet und gezählt. Gezählt, um wie viel sein Vermögen sich gemehrt hat, wie viel Zinsen es ihm getragen, wie viel er durch kluge Speculationen gewonnen; 's ist das Einzige, wofür er ein Interesse hat, das Einzige, wonach er strebt, wofür er lebt und sorgt, seine einzige Freude, das Geld, der Gewinn.—Und er kann auch mit seiner heutigen Rechnung zufrieden sein; das „Geld" hat fleißig gearbeitet, seine Speculationen, sie waren mit Erfolg gekrönt. Und trotzdem blickt er so finster und unzufrieden? Wirklich, er sieht nicht aus, wie ein glücklicher, beneidenswerther Mann!—Und der ist er auch nicht; nein, wahrlich, er ist nicht nur kein glücklicher, sondern sogar ein recht armer, unglücklicher und bedauerswerther Mann, trotz all' seiner Güter und Schätze.

Frau Göllert war eine sanfte, bescheidene Frau, mit ganz entgegengesetzten Wünschen und Bestrebungen, als ihr Eheherr, sie war eine weiche, liebebedürftige Natur und fühlte sich deßhalb an der Seite des kalten, lieblosen und unfreundlichen Gatten oft recht unglücklich.

Das einzige Band, das die beiden Eheleute zusammen hielt, waren die Kinder oder eigentlich blos das älteste Kind, der Sohn und Erbe, für den der Vater eine fast abgöttische Zärtlichkeit an den Tag legte, während er für die, nur wenige Jahre jüngere Tochter nur ein kühles Wohlwollen hatte.

Da raffte eine heimtückische Kinderkrankheit den blühenden 12jährigen Knaben in wenigen Tagen dahin, und dieser harte Schlag, anstatt das Herz des unglücklichen Vaters zu demüthigen und zu Gott zu führen, diente nur dazu, es noch mehr zu verhärten, es noch unfreundlicher und liebloser zu machen gegen Frau und Tochter. Auch der nach wenigen Jahren erfolgte Tod der Mutter änderte nichts in dem Verhältniß zwischen Vater und Kind.

Das es der einzigen Tochter des reichen Mannes nicht

an Bewerbern fehlte, läßt sich denken; und dies machte dem armen Mädchen viel Kummer und Sorge. Sie liebte einen jungen Arzt, der außer seinen Kenntnissen und seiner, ach leider noch gar so kleinen Praxis, nichts sein Eigen nannte, was geeignet gewesen wäre, ihm in den Augen des Vaters nur einigermaßen Werth zu verleihen. — Des Vaters Zorn, als er bei seinem Befehl einem vermögenden Geschäftsgenossen die Hand zu reichen, auf so ganz unerwarteten Widerstand stieß, kannte keine Grenzen; er verstieß sein einziges Kind aus dem Vaterhaus, und die Tochter des Millionärs mußte so lange ihr Brod im fremden Hause suchen, bis es dem jungen Arzte gelungen war, ihr durch aufopfernde Thätigkeit ein wenigstens einigermaßen gesichertes Heim zu bieten.

Mehr als neun Jahre waren vergangen, seit dem Tage, an welchem er in so hartherziger Weise sein einziges Kind von sich gestoßen, und allen Bemühungen, allen heißen Bitten und Flehen der in demselben Orte wohnenden Tochter, die mit bitteren Schmerzenstränen eine Aussöhnung herbeisehnte, war es nicht gelungen, seinen harten Sinn zu beugen, sein Herz zu rühren; er ließ die Tochter nicht vor sich und hatte in all' den langen Jahren weder sie, noch ihren Gatten, noch die ihnen geschenkten lieblichen Kinder wiedergesehen, noch sich je nach ihrem Ergehen erkundigt, alle an ihn gerichteten brieflichen Bitten um Verzeihung und Versöhnung aber uneröffnet wieder zurückgesandt. — Mit einem alten Diener und einer noch älteren Wirthschafterin lebte er ganz allein in dem großen steinernen Hause, das er fast nie verließ. Er pflegte mit keinem Menschen Umgang, als mit den in seinen Diensten stehenden Leuten, und diese konnten sich nicht erinnern, je ein gütiges, freundliches Wort von ihm gehört zu haben. Finster, mürrisch und stumm saß er einen Tag wie den andern auf seinem Platz im Lehnstuhl, und — rechnete und zählte.

Daß unter solchen Umständen an eine Weihnachtsfeier im „rothen Hause" nicht gedacht wurde, kann Jeder denken. Die ganze Christbescheerung bestand darin, daß Herr Göllert am Weihnachtsmorgen jedem seiner Leute stumm eine Reihe harter Thaler auf den Tisch zählte, mit einem Gesicht, das womöglich noch finsterer und mürrischer war, als an anderen Tage; denn da ihm jeder dieser Thaler gar sehr ans Herz gewachsen war, wurde es ihm doch nicht ganz leicht, gleich so viele auf einmal von sich zu geben, und er hielt deßhalb „Weihnachten" für eine höchst überflüssige, unnütze Einrichtung.

So war es nun ein Jahr nach dem andern fortgegangen, in ertödtender Gleichmäßigkeit. Leise und unmerklich hatte das Alter sein Haar gefärbt, seine hohe kräftige Gestalt gebeugt; und sein Herz mußte wohl immer härter und kälter geworden sein, denn nie hatte der den Mangel von Liebe gefühlt, nie hatte sich in seinem Herzen der Wunsch geregt, Jemanden Liebe zu erweisen, von Jemandem Liebe zu erfahren.

Heute nun hat er in gewohnter Weise, wie er alle Jahre in den Weihnachtstagen zu thun pflegt, das Facit des vergangenen Jahres gezogen, und er kann mit dem Resultat seiner Rechnung wohl zufrieden sein, und doch fühlt er sich unzufriedener unbehaglicher, denn je. Ein leichtes Unwohlsein hat ihn seit einigen Tagen befallen, und wie er so leise fröstelnd vor den geliebten Büchern sitzt, da drängt sich ihm ganz plötzlich und ungewünscht der Gedanke an den Tod auf. Nun ja! er ist 68 Jahre alt, sein Vater ist weit früher schon gestorben, in solchem Alter muß man wohl sich allgemach auf den Tod gefaßt machen. Er hat oft gehört, daß in solchem Alter selbst aus anscheinend ganz leichtem Unwohlsein sich bedenkliche Krankheiten entwickeln, die mit dem Tode endigen; ach, und sterben will er doch noch lange nicht. Jetzt fort zu gehen, auf immer Abschied nehmen zu sollen von den blinkenden Schätzen, auf deren Anhäufung er lange, lange Jahre der Mühe, Sorge und des Fleißes verwandt! Der Gedanke daran ist ihm schrecklich. — Aber nicht nur sein Geld ist es, das ihm den Gedanken an ein Scheiden so furchtbar schwer macht, es kommen auch noch andere Bilder vor seine Seele. Er sieht sich im Geiste auf dem Sterbebette liegen—allein und verlassen. Keine weiche Hand wischt den Todesschweiß von der bleichen Stirn und bietet den matten, brennenden Lippen einen Labetrunk dar.—Ach ja, er hat im Leben nie Liebe gesäet, woher will er jetzt Liebe ernten? Kann er Geschehenes ungeschehen machen? Nein! wenn sich seine Augen einst für immer schließen, so werden Thränen der Dankbarkeit statt der Trauer um ihn vergossen werden.—„Du hast's nicht anders gewollt," tönt es in ihm, „allein im Leben, allein im Sterben!" — „Und nach dem Tode, was kommt dann?"— Um die quälenden, peinigenden Gedanken zu verbannen, springt er auf und tritt ans Fenster. Da sieht er, wie sich eben im gegenüber liegenden kleinen Stüblein des alten Dieners die Fenster erhellten, sieht, wie der Alte mit seinem weißhaarigen Mütterchen strahlenden Auges vor dem brennenden Christbaum steht, umjubelt, von den Kindern und Enkeln, die Alle sich bemüht haben ihm Freude zu bereiten. Er sieht die stürmischen Liebkosungen, deren sich Großvater und Großmutter kaum erwehren können, und etwas wie Neid zieht durch seine Seele. Mit einem tiefen Seufzer schließt er die Gardine vor dem Fenster fest, ganz fest zu. Er will nichts, nicht das Geringste mehr sehen von dem Glück, dem Lichterglanz da drüben; in seinem Herzen ist's finstere, trübe Nacht. — Und in seinen Stuhl zurückgelehnt, versinkt er aufs Neue in tiefes, grübelndes Sinnen. Die leisen Schritte des alten Dieners, der die letzteingegangenen Postsachen vor ihm niedergelegt, erwecken ihn daraus. Gleichgültig läßt er die angekommenen Briefe durch die Hand gleiten, und lauter Geschäftsbriefe, deren Inhalt er meist schon kennt, oder wenigstens ahnt. Da—plötzlich zuckt er zusammen, Leichenblässe überzieht sein Gesicht—mitten unter den großen Briefen hat sein Auge ein kleines ungefügiges Schreiben entdeckt und auf der Adresse steht mit großen, augenscheinlich von Kinderhand hingemalten Buchstaben: „An meinen Großvater

im rothen Hause." „Großvater," dies Wort trifft sein Herz wie ein Blitzstrahl, seine Hände zittern so heftig, daß er kaum das kleine Briefchen zu halten vermag. Ist es nicht wie ein Wunder von Gott, daß gerade heute, wo seine Gedanken so voll furchtbarer Trauer, voll innerer Einkehr sind, ihm in diesem Worte, in diesem Schreiben eine solche Engelsbotschaft wird? Endlich hat er sich so weit gefaßt, daß er das Briefchen öffnen kann, und nun liest er, mit merkwürdig getrübten Augen, wie folgt:

„Lieber Großvater! Heute ist Weihnachtsabend, aber ich freue mich gar nicht darauf, denn die arme Mama hat heute wieder den ganzen Tag geweint, weil du mit ihr böse bist; und die Mama ist doch so herzensgut! Alle Abende, wenn sie mich und Gretchen zu Bett bringt, beten wir zusammen: Lieber Heiland, mache auch den Großvater wieder gut. Lieber Großvater, ich will dich auch recht sehr lieb haben, aber bitte, bitte, sei wieder gut mit Mama, ich kann es gar nicht sehen, wenn sie so weint. Ich will auch gar nichts weiter vom Christkind haben, aber ich hab' es gebeten, daß es dich zu uns schicken soll. Lieber Großvater, nicht wahr, du bist wieder gut und kommst bald zu Mama und zu deinem Paul."

Wieder und wieder hatte der Großvater das bittende Schreiben seines Enkelkindes gelesen, immer tiefer neigte sich sein Haupt und endlich löste sich die harte Eisrinde, die um sein Herz gelegen, und heiße Thränen, wohl die ersten seit seinen Kinderjahren, netzten seine Augen und perlten herab auf den kleinen Brief, den seine zitternden Hände noch immer fest umschlossen hielten.—Mit nicht geringem Staunen sah der alte treue Diener, als er nach einer Weile auf den Ruf der Klingel herbeigeeilt, die Veränderung, die während der kurzen Zeit mit seinem Herrn vorgegangen. Blickten doch dessen Augen so eigenthümlich hell und doch wiederum wie verschleiert, eine wunderbare Weichheit und Freudigkeit lag auf den sonst so harten, finsteren Zügen, und die von der Last des Alters gebeugte Gestalt hob sich wie in neuer Jugendfrische. Noch mehr wuchs aber seine Verwunderung, als er seinem Herrn den Pelz bringen mußte, und dieser noch in so später Abendstunde das Haus verließ; so etwas war doch seit langen Jahren nicht vorgekommen.

Hätte er nun vollends sehen können, welchen Weg sein Herr einschlug, vor freudigem Schrecken wäre er wohl wie starr gewesen. — Auch dem Herr schien der Weg je länger je sauerer zu werden; hatte er beim Anfange seine Wanderung im schnellsten Tempo begonnen, so wurden seine Schritte immer langsamer und zögernder, je mehr er sich seinem Ziel näherte, und als er endlich das Haus erreicht, von dem man ihm gesagt, daß Dr. Werner darin wohne, als er die vom Lichte der Weihnachtskerzen erhellten Fenster vor sich sah, da lehnte er, wie zum Tode ermattet, das Haupt an die steinerne Wand, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.—Langsam, schwerathmend stieg er die Treppen empor, und — als er nun die Thür öffnete, als er in das Zimmer trat, wo Kinder und Enkel unter dem brennenden Christbaum waren — wer vermöchte dies Wiedersehen zu schildern! — Kein Wort vermochte Frau Clara zu sprechen, als sie vor Freuden halb ohnmächtig von des Vaters Armen sich umschlungen fand, als sie dem Herzen des Vaters ruhte, nach dem sie ach so lange mit schmerzlicher Sehnsucht verlangt, als seine Thränen ihr Haupt netzten. Mein Vater! — Mein Kind! — tönte es leise durch den Raum, und in diesen beiden Wörtchen war alles enthalten, was die Herzen so tief erschütterte. Es war ein Augenblick hehrsten, seligsten Glückes, köstlicher Weihnachtsfreude. Und wie wohl that es dem alten einsamen Manne, als nun weiche Kinderarme zärtlich seinen Hals umschlangen, als zwei rosige Lockenköpfchen schmeichelnd an sein graues Haupt sich lehnten. Ach er hatte gar nicht geahnt, welch köstliches Gut ihm der Herr gegeben, und in bitterer Reue dachte er der vergangenen Tage, wo er sich selbst durch seines Herzens Härte um solches Glück gebracht. Und mit dankerfülltem Herzen gelobte er sich im Stillen, wieder gut zu machen, was er versäumt.

Lange, lange saß die glückliche Familie beisammen. Frau Clara wollte die Hand des endlich wieder geschenkten Vaters gar nicht mehr aus der ihren lassen.

Das „rothe Haus" aber war fortan nicht mehr düster und einsam, dafür sorgten schon einige Paar muntere Kinderfüßlein, deren Besitzer ihr stehendes Domicil darin aufgeschlagen hatten. Munteres Geplauder läßt sogar den Großvater die dicken Bücher und ihren Inhalt manchmal vergessen. Er wird wieder jung, wieder ein Kind mit den Kindern, er läßt sich von ihnen die lieblichen Weihnachtslieder vorsingen, und singt wohl selbst mit leiser zitternder Stimme mit. Er versteht ja jetzt gar wohl das erste und köstlichste aller Weihnachtslieder:

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Sylvester auf dem Meere.

(Von Stephan Waetzoldt.)

Zu Häupten den Himmel und drunten die See,
Im Tauwerk pfeifen die Winde;
Der Maat steht einsam auf schwankender Höh',
Wie segelt die Sehnsucht geschwinde!

Sie führt ihn im Flug um der Erde Rund
Und will zur Heimath ihn locken,
Zu dem Dorfe im Schnee am Alsener Sund:
Dort läuten die Neujahrsglocken.

Die Nachbarn kommen zu zwei und zu drei,
Und still in die Kirche sie treten;
Sein Mütterlein sitzt in der ersten Reih',
Für ihr Kind auf dem Meere zu beten.

Zu Häupten den Himmel und drunten die See,
Im Tauwerk pfeifen die Winde;
Der Maat steht einsam auf schwankender Höh',
Wie segelt die Sehnsucht geschwinde!

Perlen.

Ein Schuh paßt nicht für alle Füße.

Barfüßler sollten nicht in Dornen laufen.

Wenn Alles hin ist, kommt Reue zu spät.

Denke viel, spreche wenig, schreibe noch weniger.

Ein weises Haupt hat einen geschlossenen Mund.

Wo man die Leute gut behandelt, gehen sie gerne hin.

Besser drei Stunden zu früh, als drei Minuten zu spät.

Das schlechteste Rad am Wagen krächzt am lautesten.

Was du an Anderen tadelest, das thue fein selber nicht.

Wo keine Scham ist, braucht man auch kein Gewissen suchen.

Lüge will Kleider haben; die Wahrheit liebt nackend zu gehen.

Siehe zu, daß dein Mantel fertig ist, wenn der Sturm kommt.

Wenn der Stolze zu Grabe geht, lernt er, wer er eigentlich ist.

Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr Keiner.

Setze dich an deinen Platz, dann kann dich Niemand rücken heißen.

Wer Andern nicht Wort hält, ladet sie ein, ihn ähnlich zu behandeln.

Weiden sind schwach, aber dennoch stark genug anderes Holz zu binden.

Gelegenheit macht Diebe, aber Gelegenheit macht auch große Männer.

Jedermann ist geneigt seine Fehler der Zeit in die Schuhe zu schieben.

Weise Menschen sind gleichgültig für Dinge, die sie nicht haben können.

Der ist reich genug, welcher weder zu borgen, noch zu schmeicheln braucht.

Mit Gold kann man alles kaufen, nur das Nöthigste nicht; nemlich Glück.

Wenn du Luftschlösser gebaut hast, dann hast du nicht umsonst gearbeitet, denn dort gehören sie hin; aber nun siehe zu, daß du ein Fundament darunter bringst.

Je mehr Eigenes in einer Sache ist, desto weniger Göttliches ist darinnen.

Besser ist es, in Lumpen nach dem Himmel zu gehen, als in Seide nach der Hölle.

Der Bettler ist der einzige Mensch, der nicht auf seinen Schein Acht zu haben braucht.

Wer sich an den Fehlern seiner Mitmenschen sättigt, nimmt mit schlechter Kost vorlieb.

Und doch sind wir im Allgemeinen nur das, was uns die uns umgebenden Umstände machen.

Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, er wird bald lernen zu sein, was er soll.

Betraure die Todten nicht, denn es ist der Weg Aller. Selig aber ist, der vorbereitet voranging.

Der Nothwendigkeit nachzugeben ist nicht Freiheit; so wenig als derselben zu widerstehen, Muth ist.

Thue wie du denkst, daß es recht sei; aber thue es in der Liebe, denn ohne Liebe wird es nicht recht.

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort; das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens.

Wer bei den politischen Bewegungen seines Vaterlandes parteilos bleibt, verliert allen Anspruch auf Ehre.

Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu vertheidigen.

Ein Gebet mit Thränen ist der Seele ein gutes Bad. Habe aber wohl Acht beim Gebet, weshalb du geweint hast.

Es ist dir gut, wenn andere Menschen um deine Gebrechen wissen; das nimmt dir den Stolz und hält dich fein demüthig.

Manche Menschen haben soviel über Tugend zu schreiben, zu sprechen und zu predigen, daß ihnen gar keine Zeit bleibt sie zu üben.

Im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen, ist ein hartes Loos; aber im Schweiße seines Angesichtes arbeiten und doch hungern müssen, ist ein hundertfach härteres Loos.

Der Sonntagschullehrer.

Winke.

1. Von dem zwölften bis zu dem achtzehnten Jahre seines Lebens ist ein Knabe in der größten Gefahr. Er wird mehr oder weniger seine Unabhängigkeit gewahr. Seine Kräfte nehmen zu. Sein Halt an und seine Sehnsucht nach den Dingen dieser Welt ist groß. Sein Glaube ist schwach. Gesellschaft und Geld suchen ihn zu verleiten. O, ihr Lehrer, wachet über die aufwachsenden Knaben, beobachtet sie genau, und betet für sie und ermahnt sie!

2. Dr. Johann A. Broadus wurde von einem jungen Prediger gefragt, welches der beste Weg sei, Aufmerksamkeit zu bekommen. Seine Antwort war voll Weisheit und Beurtheilungskraft: „Gebe den Leuten etwas zum aufmerken." Es ist unnöthig, zu probiren, eine Gemeinde oder eine Sonntagschule aus einem leeren Löffel zu füttern.

3. Als der englische General Wolseley sich vorbereitete für seine letzte und entscheidende Schlacht in Egypten, nahm er einen gelehrten jungen Schotten als seinen Führer. Ehe die Armee zu marschiren begann, sagte er ernstlich zu dem jungen Manne: „Sehe wohl zu, daß du mich recht führest, führe mich nach dem Stern" Der Führer wurde tödtlich verwundet in der Schlacht, welche folgte. Als der General dieses hörte, besuchte er ihn, und als ihn der sterbende Mann sah, leuchtete sein Auge auf, und er sagte mit gebrochener Stimme: „Habe ich ich dich nicht recht geführt, General?" Und der General war froh zu antworten: „Ja." Wir sind gesetzt als Führer der Seelen bis zum Himmel, und das Gebet eines Jeden in unserer Classe oder in unserer Kirche ist: „Führe mich recht."

Wenn wir dann am Ende mit diesen Seelen zusammentreffen, können wir sie anreden und sagen: „Habe ich dich nicht recht geführet?" Wir müssen sie zum Kreuze führen, wenn wir eine zufriedenstellende Antwort zu der Frage am Ende bekommen wollen.

Verhüten ist besser als Verbessern.

Ordnung ist das Fundament einer erfolgreichen Sonntagschulleitung. Durch Ordnung wird vielen Vergehen und Mühen vorgebeugt. Wenn der Superintendent seine Lehrer und die Lehrer ihre Schüler an Ordnung gewohnt haben, dann ist der Erfolg gesichert, denn: „Ordnung ist das halbe Leben." Um diese zu erzielen ist eine ungewöhnliche Wachsamkeit nöthig. Wachsamkeit bis zum Mißtrauen, doch soll dieses Mißtrauen nie auf die Absichten der Schüler Bezug haben. Auch die besten Kinder sind schwach; sie fehlen, und fehlen immer wieder, meistens aus Schwäche, oft aber auch aus reinem Leichtsinn. Diese Fehler zu verhüten, ist von größerem Werth, als sie hernach zu verbessern. Und in der Aufrechthaltung der Ordnung sollte der Superintendent und auch seine Lehrer nach dem bewährten Grundsatz handeln: „Gleiches Recht für alle!"

Jesaias und die Bibel.

Das Buch des Propheten Jesaias hat 66 Capitel. Die Bibel hat 66 Bücher. Jesaias ist in zwei Theile getheilt; der erste Theil enthält 39 Capitel: der zweite Theil 27. Das alte Testament hat 39 Bücher, das neue 27. Der erste Theil des Propheten Jesaias handelt von Israel und seinen Sünden; der zweite Theil von Israel und seinem Erlöser. Gerade das finden wir im Alten und Neuen Testament wiederholt.

Um die Bücherzahl, deren Schreiber und die Zeit der Verfassung leicht im Gedächtniß zu behalten, stelle man das Ganze wie folgt.

6
3 6 Bücher,
1 Schreiber,
Jahrhunderte in Verfassung.

Gewogen und zu leicht erfunden.

Ein englisches Blatt erzählt, daß unlängst eine Anzahl Prediger, etwa vierzig, eine Sonntagschul-Convention abhielten; während der Sitzung fragte ein Redner diese Oberaufseher von Sonntagschulen, wie viele von ihnen das Thema der Lection vom vorigen Sonntag hersagen könnten; aber siehe, da war Keiner! Sind das die Männer, zu welchen Christus sagte: „Weidet meine Lämmer?"

Die Bibliothek.

Eine gute Bibliothek in der Sonntagschule ist von großem Werth, wenn sie benützt wird. Es gibt Fälle, wo Schüler aus Pflicht alle zwei Wochen ein Buch durchlesen.—Aus Pflicht? Jawohl, aus Pflicht, und die Ursache, warum sie nur aus Pflicht lesen, ist ungefähr diese: 1. Die Bücher sind alt und schon so abgenutzt, daß man kein Interesse darin findet, eines mitzunehmen. 2. Die Bücher sind in vielen Fällen so läppische Nachahmungen weltlicher Sensationsliteratur, daß man keinen Geschmack darin finden kann, sie zu lesen; und 3. die Lehrer nehmen nie ein Buch mit, es scheint die Sonntagschul-Bibliothek sei nur für Kinder gemacht, aber die Lehrer müssen ihre Bücher sonstwo holen. Die Lehrer sollten hier ihren Einfluß geltend machen, denn ich glau-

be sicherlich, wenn die Bücher gut ausgewählt sind, dann werden auch die Lehrer dieselben lesen — und wenn die Lehrer dieselben lesen, dann wird auch eine bessere Auswahl gemacht, wenn man Bücher anschafft.

Uebersicht.

Die fünf oder zehn Minuten, welche der Superintendent jeden Sonntag verbraucht, um eine kurze Uebersicht der Lection vorzunehmen, sind von großer Bedeutung, denn diese Uebersicht ist eine Wiederholung der Lection im Zusammenhang, und macht gewöhnlich einen sehr tiefen und bleibenden Eindruck auf das Gemüth der Schüler. Diese kurze Wiederholung oder Uebersicht sollte deßhalb nie versäumt werden; aber auch nie zuviel in die Länge gezogen, denn sie ist ja bestimmt, das was man unterrichtete kurz zusammenzufassen.

Gläubiges Gebet.

Ein Schreiber sagt: „Wo wir einen Gedanken hinsenden können, da kann Gott auch einen Segen hinsenden." Diese Wahrheit enthält Inspiration vom Himmel, und sollte uns zum Gebet für unsere Mitmenschen aufmuntern. Besonders sollten die Sonntagschul-Lehrer nicht vergessen, daß jeder betende Gedanke an seine Schüler während der Woche eine Vorbereitung für den Sonntag ist. Es ist kein Mensch, für welchen wir beten können, dem Gott nicht auch einen Segen senden könnte.

Kurz und bündig.

Wir sind in einer Zeit, da man alles möglichst einfach und kurz liebt, doch war dieses auch schon zu Salomo's Zeit der Fall, darum gab er seine Erfahrungen und Kenntnisse in Sprüchen, welche man mittragen kann. Auch in unserer Sonntagschularbeit sollten wir uns bestreben, möglichst kurz zu sein, dann werden unsere Kinder auch das Meiste im Gedächtniß halten und sich zu Nutzen machen. Es ist merkwürdig, wie jeder Leser die kurzen Artikel immer zuerst liest, aber das ist ein Wink, den wir beachten dürfen.

Für die Lehrer.

Wie man sich auf den Unterricht in der Sonntagschule vorbereiten soll.

1. Lies langsam und mit Nachdenken die Lection durch, einen Vers nach dem andern, wenn nöthig einige Male, um recht klar zu werden über die Meinung und die Absicht der Worte, und um dieselben dem Gedächtniß einzuprägen. 2. Suche auch mit Ausdauer die Parallelstellen auf und lese und vergleiche sie. 3. Lies die Lection auch im Zusammenhang mit den derselben vorangehenden und nachstehenden Versen. 4. Hast du die Lection, die Parallelstellen und den Zusammenhang studirt, so mache dir Notizen, bez. merke dir Folgendes: a. Den oder die leitenden Gedanken im Abschnitt. b. Die in dem Abschnitte vorkommenden Personen, und was mit Bezug auf dieselben gesagt wird. c. Die hier erwähnten Orte, ihre geographische Lage und ihre Geschichte. d. Etwaige geschichtliche, wichtige Begebenheiten und Vorfälle im Abschnitt. e. Etwaige Illustrationen, Vergleiche, Vorbilder, Abbilder. f. Das, was über die damaligen Völker, ihre Art zu leben, ihre Gewohnheiten und Gebräuche zu wissen nothwendig ist. 5. So, voll von Gedanken und mit Gebet, mache dann die Anwendung von dem Inhalt des Abschnittes auf deine Classe, ja auf jeden einzelnen Schüler.

Gottesdienst für Kinder.

In manchen Gegenden Deutschlands darf man keine Sonntagschulen unter diesem Namen halten; man muß sagen Gottesdienst für Kinder. Nun das sollen ja die Sonntagschulen auch sein, und da wäre am Ende der deutsche Name noch der allerbeste. Laßt dieses unser ernstliches Bestreben sein, unsere Sonntagschulen zu Gottesdiensten für Kinder zu machen.

Schulden.

Wir haben Schulden, welche wir bezahlen können; Schulden, welche wir nie bezahlen können, und Schulden, welche nicht sogleich bezahlt werden müssen. Dann aber haben wir eine Schuld, an welcher wir beständig abtragen sollen, und das ist: Mitzutheilen aus unserer Erfahrung, und aus dem Schatz unseres Wissens, Solchen die noch nicht soweit vorangeschritten sind als wir. Hier öffnet sich dem Sonntagschul-Lehrer eine Laufbahn; denn er sammelt sich eine Schaar Kinder und theilt ihnen mit, was er erfahren und gelernt hat von Jesu; er ist dieses seinem Heiland und zugleich auch seinen Schülern schuldig. Der Lehrer einer Classe in der Sonntagschule bezahlt also eine doppelte Schuld, und in der Abtragung derselben genießt er auch doppelten Segen.

Kritik.

Kritik ist nothwendig und ist auch nützlich, nur muß man einige Punkte nie außer Acht lassen: Es ist viel leichter, Fehler zu entdecken, als es ist, Schönheiten zu sehen; fast irgend Jemand kann an einer Marmorstatue eine zerbrochene Nase entdecken, aber es fordert Kunstbegriff und Fachkenntniß, den Gliederbau, das Ebenmaß und die ästhetische Uebereinstimmung aller Theile zu beurtheilen; in andern Worten: Es ist leichter zu tadeln als zu loben, denn Tadeln braucht nicht einmal Grund, während Lob immer die Ursache desselben mit sich führt. Hier ist Trost für ehrliche Arbeiter, denen es an außerordentlichen Talenten gebricht.

Erstes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Paulus zu Troas.

1. Lection: Apstg. 20, 2–16. — Sonntag den 4. Januar 1885.

2. Und da er dieselbigen Länder durchzog, und sie ermahnet hatte mit vielen Worten, kam er in Griechenland, und verzog allda drei Monate.

3. Da aber ihm die Juden nachstelleten, als er in Syrien wollte fahren, ward er zu Rath wieder umzuwenden durch Macedonien.

4. Es zogen aber mit ihm bis in Asien, Sopater von Beroen, von Thessalonich aber Aristarchus und Secundus, und Gajus von Derben, und Timotheus, aus Asien aber Tychicus und Trophimus.

5. Diese gingen voran, und harreten unserer zu Troada.

6. Wir aber schifften nach den Ostertagen von Philippen bis an den fünften Tag, und kamen zu ihnen gen Troada, und hatten da unser Wesen sieben Tage.

7. Auf einen Sabbath aber, da die Jünger zusammen kamen das Brod zu brechen, predigte ihnen Paulus, und wollte des andern Tages ausreisen, und verzog das Wort bis zu Mitternacht.

8. Und es waren viele Fackeln auf dem Söller, da sie versammelt waren.

9. Es saß aber ein Jüngling, mit Namen Eutychus, in einem Fenster, und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus so lange redete, und ward vom Schlaf überwogen, und fiel hinunter vom dritten Söller, und ward todt aufgehoben.

10. Paulus aber ging hinab, und fiel auf ihn, umfing ihn und sprach: Machet kein Getümmel, denn seine Seele ist in ihm.

11. Da ging er hinauf, und brach das Brod, und biß an, und redete viel mit ihnen, bis der Tag anbrach; und also zog er aus.

12. Sie brachten aber den Knaben lebendig, und wurden nicht wenig getröstet.

13. Wir aber zogen voran auf dem Schiff, und fuhren gen Asson, und wollten daselbst Paulum zu uns nehmen; denn er hatte es also befohlen, und er wollte zu Fuß gehen.

14. Als er nun zu uns schlug zu Asson, nahmen wir ihn zu uns, und kamen gen Mitylene.

15. Und von dannen schifften wir, und kamen des andern Tages hin gen Chion; und des folgenden Tages stießen wir an Samon, und blieben in Trogyllion; und des nächsten Tages kamen wir gen Miletum.

16. Denn Paulus hatte beschlossen, vor Ephesus über zu schiffen, daß er nicht müßte in Asien Zeit zubringen; denn er eilete auf den Pfingsttag zu Jerusalem zu sein, so es ihm möglich wäre.

Haupttext: Auf einen Sabbath aber, da die Jünger zusammen kamen, das Brod zu brechen, predigte ihnen Paulus. — Apstg. 20, 7.

Geschichtliches.—Troas, auch Troada und Troja genannt. Diese Stadt hieß früher Alexandria Troja, auch Antigonea Troas, und lag an der mysischen Küste. Von hier aus schiffte Paulus als er zuerst göttlichen Auftrag erhielt das Evangelium nach Europa zu bringen. Die Stadt wird in der Apostelgeschichte öfters genannt, und wird auch in den Episteln erwähnt. Paulus war in Griechenland und besuchte die dortigen Gemeinden; er verbrachte drei Monate in den Städten Griechenlands, und schrieb wahrscheinlich den Römerbrief um diese Zeit, denn daß er denselben vor seiner Gefangenschaft schrieb wird allgemein anerkannt. Nun hatte Paulus viel Geld gesammelt als milde Steuer für die Armen zu Jerusalem und war gewillt so bald als möglich, und direkt nach Jerusalem zu reisen; aber die Juden, welche von seinem Vorhaben unterrichtet waren, legten ihm Fallstricke, wahrscheinlich um ihn zu berauben, oder zu tödten; vielleicht beides. Nun reiste er aber einen anderen Weg und kam wieder durch Macedonien. Wahrscheinlich wurde ihm das Vorhaben der Juden geoffenbart, entweder von Gott selbst, oder von Freunden, welche sich beständig um ihn bekümmerten. Nach dem Grundtext zu schließen, hätte Paulus sich mit den Jüngern zu Griechenland berathen und „sie wurden schlüssig", daß er über Troas reisen solle, um so den Fallstricken zu entgehen. Es wird auch behauptet, daß Paulus seinen ersten Brief an Timotheum noch vor seiner Abreise schrieb; es ist aber sehr schwer, hierüber ganz bestimmt zu reden indem sich Schwierigkeiten offenbaren, welche es rathsam machen, nur unbestimmt zu reden, indem etliche Hindernisse in den Weg treten, wodurch Pauli Zwischenreisen auch nicht mit erwünschter Klarheit angegeben werden können; doch hat dieses auch mit der Hauptsache nicht so viel zu thun.

Texterklärung.—V. 2. **und sie ermahnet hatte.** Der Zweck der Reise liegt in diesen Worten enthalten. Die Gläubigen zu ermahnen, und die milde Steuer zu sammeln. 2. Cor. 9. 2; 8. 1–14. Daraus erhellt, daß auch der zweite Brief an die Corinther in diese Zeit fällt. Corinth war ebenfalls eine der Städte, welche während dieser Reise besucht wurde.

V. 3. **Da aber ihm die Juden nachstelleten.**— Pauli Absicht war direkt nach Syrien zu fahren und von dort nach Jerusalem, welches eigentlich der leichteste und auch der kürzeste Weg gewesen wäre. Um sein Leben, und die für die Armen gesammelte Steuer zu retten, veränderte er seinen Reiseplan, auf Anrathen der Brüder. Vergl. Geschichtliches.

V. 4. **Es zogen aber mit ihm bis Asien.**—Als Begleiter gingen mit ihm: Sopater; dieser wird mit dem in Röm. 16.–21 genannten, als ein und derselbe gehalten. Die andern genannten Personen gingen eigentlich voran und erwarteten Paulum zu Troas. Es scheint diese Brüder waren eigentlich Abgesandte von den Gemeinden, welche sie repräsentirten. Vergl. Apstg. 19, 29; Ephes. 6, 21; Col. 4. 7; 2. Tim. 4. 12, und 2 Cor. 8, 23. Einige dieser besagten Personen haben Paulus öfter bedient und ihm gute Dienste geleistet; andere werden sonst nicht bedacht.

V. 5. **Harrten unserer zu Troada.** — Aus diesem Vers ersehen wir, daß Lykas mit Paulus reiste, obschon er seinen eigenen Namen verschweigt. Es ist nicht schön wenn man von anderen Personen und sich selbst redet, sich selbst zuerst zu nennen, viele Menschen thun das, aber nicht zu ihrem Ruhm.

V. 6. **nach den Ostertagen.** — Diese Anmerkung wird gemacht um die Jahreszeit in welcher die Reise gemacht wurde zu zeigen. Das Fest wurde übrigens nur

noch zu Jerusalem gefeiert, und von den Christen wurde es gar nicht beobachtet. **Bis an den fünften Tag**, d. h. fünf Tage nachdem die Uebrigen zu Troas ankamen, kam auch Paulus und seine Begleiter daselbst an, und verweilten sieben Tage. Es scheint sie kamen Sonntagabend spät, oder früh Montags zu Troas an und blieben bis über den folgenden Sonntag, wie aus der Geschichte erhellt. Wenn Jemand meint es sollte heißen, Paulus sei fünf Tage zur See gewesen von Philippi bis Troas, so habe ich keine Einwendung, nur muß man nicht vergessen, daß er die Reise von Troas nach Philippi früher in zwei Tagen zurücklegte.

V. 7. **Auf einen Sabbath aber.**—Viele Uebersetzungen lesen hier: „am ersten Tag der Woche aber u. s. w. Letztere Uebersetzung ist auch die richtigere, denn es war bei den ersten Christen gebräuchlich am ersten Tag sich zu versammeln und das Brod zu brechen; unter diesem Brodbrechen haben wir das heilige Abendmahl und das damit verbundene Liebesmahl zu verstehen. **Predigte ihnen Paulus.** Das Abendmahl wurde nie ohne Predigt oder Erläuterungsrede gefeiert; nun aber Paulus da war, mußte er predigen. Ob er nun blos über Natur, Absicht und Zweck des Mahles redete, oder ob er den Heilsplan so verkündete, thut der Sache keinen Abtrag. **Bis Mitternacht.** Weil Paulus des anderen Tages früh abreisen wollte verzog er seine Rede; es war eine Wachnacht für die Gläubigen. Sie wußten nicht ob sie je noch einmal Gelegenheit haben würden, Paulum zu hören, deßhalb blieben sie beisammen, so lange es thunlich war.

V. 9. **Es saß aber ein Jüngling.**—Entweder war der Saal zu voll, und er konnte sonst keinen Platz bekommen, oder er saß im Fenster der frischen Luft wegen. Dieser Jüngling schlief ein. Daß es nicht seine Absicht war einzuschlafen ist deutlich, denn sonst hätte er keinen so gefährlichen Ort gewählt. Wie weit Satan eine Hand darin hatte, will ich nicht untersuchen. Aber durch Gottes Vorsehung mußte auch diese Begebenheit zur Verherrlichung des Evangeliums dienen. **Fiel hinunter vom dritten Söller.** Also vom dritten Stock hinab, der Fall war so tief, daß er nicht nur ohnmächtig, sondern wirklich todt gefallen war.

V. 10. **Paulus aber ging hinab.**—Paulus ging hin wo der Leichnam lag und that wie einst Elias und Elisa thaten: 1 Kön. 17. 21; 2. Kön. 4. 34. Durch Pauli Gebet kehrte das Leben wieder, und er konnte die bestürzte Menge unterrichten, daß keine Gefahr vorhanden sei, indem der Jüngling erwachen würde.

V. 11. **Bis der Tag anbrach.**—Nach der Begebenheit kehrte Paulus um und blieb mit den Gläubigen zusammen bis zur Zeit der Abreise. Hier ist ein Beispiel vom unermüdlichen Fleiß des Apostels. Die Abreise aber geschah so schnell, daß Paulus seinen Mantel, seine Bücher und Pergamente vergaß mitzunehmen. 2. Tim. 4. 13.

V. 12. **Sie brachten aber den Knaben lebendig.**—Daß der Jüngling lebte, gereichte ihnen doppelt zum Trost, denn erstens wurde das Evangelium verherrlicht, und zweitens wurde auch der boshaften Menge das Maul gestopft, und sie fanden keine Ursache zu klagen.

V. 13. **Wir aber zogen voran auf dem Schiff.** Lukas und die anderen Begleiter gingen voraus; Paulus aber, indem er zu Fuß reiste bis Asien oder Apollonia, konnte noch länger weilen und mit Jüngern von Troas, welche ihn begleiteten, unterhandeln, Worte des Trostes und der Aufmunterung sprechen, ehe er für immer von ihnen schied.

V. 14. **Zu Assos nahmen wir ihn zu uns.** Der Abrede nach, kam Paulus hier in das Schiff, und sie fuhren dann nach dem berühmten Hafen von Mitylene auf der Insel Lesbos. Diese Insel liegt im ägäischen Meer. Die Stadt heißt jetzt Metelino.

V. 15. **Von dannen schifften wir.** — Nach dieser Beschreibung schifften sie von einer Insel zur andern, und hielten an; wahrscheinlich um Güter auszuladen und aufzunehmen. Chios war einst sehr berühmt wegen den vorzüglichen griechischen Weintrauben, welche dort wuchsen. Samos ist gleichfalls eine Insel im ägäischen Meere, 93 Meilen von Chios, Paulus legte diese Reise in einem Tag zurück, obschon es gewöhnlich zwei Tage forderte. **Und blieben in Trogyllion.** Ein Vorgebirg im ägäischen Meere, oder eine Hafenstadt, nicht weit von Samo, in Jonien. **Miletum.** Dieses war vormals die Hauptstadt von Jonien. Diese Stadt lag am Meanderfluß etwa zehn Stadien von der Mündung desselben.

V. 16. **Paulus hatte beschlossen.** — Um Zeit zu sparen, wollte Paluus nicht anhalten zu Ephesus, sondern segelte vorbei. Ephesus war die Hauptstadt von Asien und nicht weit von Miletum gelegen. Die Ursache warum er nicht anhalten wollte ist angegeben: **er eilete auf den Pfingstag zu Jerusalem zu sein.**—Er dachte an diesem Festtage eine größere Anzahl Volkes aus Judäa und anderen Oertern dort zu treffen. Dieses gab ihm dann Gelegenheit die gesammelten milden Gaben auszutheilen und ehestens unter die Armen zu bringen, welche bedürftig waren. Durch die Vorsehung war aber dieser Umstand, viele Fremde daselbst zu treffen, Ursache seiner Gefangenschaft. Vergl. Cap. 21, 27. Es sind fünf Jahre verflossen seit Paulus zu Jerusalem war, doch stand er in beständigem Briefwechsel mit den Aeltesten daselbst, denn er wollte es nicht so verstanden wissen, als bekümmere sich der Heidenapostel ferner nicht um die Judenchristen. Eine Lehre für uns, finden wir auch in der Thatsache, daß Paulus nicht in Asien verzog, wo ihn die Brüder gewiß gern aufgenommen hätten, seine Pflicht war zu Jerusalem, und wenn er die in Asien nicht mehr sehen konnte, hatte er ja Hoffnung sie im Himmel zu treffen; jetzt aber war sein Beruf zu Jerusalem. Erst die Pflicht, dann das Vergnügen.

Wenn wir die Reiseschilderung, hier angeführt, lesen, dann scheint es fast sicher zu sein, daß das Schiff unter Pauli Controle stand, denn es bewegte sich und hielt an ganz nach seinen Wünschen. In Ephesus wollte er nicht anhalten, denn ihm ward bange, es möchte ihm schwer werden, sich loszureißen. Deßhalb ließ er lange genug anhalten, um die Aeltesten zu sich kommen zu lassen, sich mit ihnen zu berathen und ihnen Unterricht über etwa vorliegende Punkte zu ertheilen.

Lehre und Anwendung. Paulus als Prediger.

1. Er war ein einfacher Prediger; er gab seine Botschaft in einer leicht faßlichen Sprache, und sagt von sich selbst, daß er verkündigte und lehrte. Also immer sich bestrebte deutlich zu sein.

2. Er war ein nützlicher Prediger. Sein ganzes Studium war darauf abgesehen nur das zu predigen, was dem Volke nützen konnte: zur Belehrung, Bestrafung und Erbauung im Guten.

3. Er war fleißig. Wo immer er eine Gemeinde pflanzte, da bestrebte er sich auch alles Ernstes das Pflänzlein zu pflegen und zu besorgen. Die ganze, in dieser Lection gegebenen Reise war eigentlich eine Rundreise durch seine Gemeinden, um dieselben zu stärken, und zu erbauen im angefangenen guten Werke.

4 Er war praktisch. Ihm war es nicht um eine schöne Synagoge oder um eine große Kirche zu thun, wenn er nur viele Zuhörer hatte, und wenn es auch in einem Saal irgendwo im dritten Stockwerk sein sollte; oder vielleicht gar auf einem Speicher. Wir können uns nicht rechtfertigen, von den Gottesdiensten ferne zu bleiben, blos weil die Kirche nicht schön ist.

5. Um die Zeit der ersten Christen, wurde das heilige Abendmahl, und das Gedächtniß des Leidens Jesu Christi so hochgehalten, daß das Mahl jeden Sonntag gefeiert wurde, denn Man hielt es für ein Gnadenmittel, welches die Gläubigen stärkte, und Kraft brauchten sie damals alle Tage, um Gott wohlgefällig dienen zu können. Die Gewohnheit es seltener zu feiern, stammt aus der Zeit der Einsetzung der Ohrenbeichte, denn als man erst einem Menschen beichten mußte, was man für Sünden gethan hatte, ehe man das Mahl genießen konnte; nahm man lieber das Mahl nicht so oft. Weil man Frieden machen, und sich mitdem Nächsten versöhnen soll, ehe man das heilige Abendmahl genießt; ist das eine Ursache, daß man es seltener genießen soll? Man bedenke und beherzige.

Illustrationen. — Als Thomas Shepard auf dem Sterbebette lag, kamen mehrere junge Prediger, ihn zu besuchen. Er betrachtete sie mit feierlichem Blick und sagte: „Euer Werk ist groß und fordert viel Ernst. Was mich betrifft, so kann ich dreierlei bestätigen — das mich die Ausarbeitung jeder Predigt Thränen gekostet; daß ich durch jede Predigt gebessert wurde; und daß ich immer die Kanzel betrat, als ob ich meinem Herrn Rechenschaft zu geben hätte."

Habt Salz bei euch.—„Als ich noch ein kleiner Knabe war", sagte ein Prediger, „befahl mir mein Vater auf seiner Farm die Schafe in den Stall zu bringen. Ich ging hinaus aufs Feld, und nachdem ich sie lange umhergetrieben und mich vergeblich bemüht hatte, sie in den Stall zu bringen, ging ich voller Aufregung und im Schweiß gebadet zu meinem Vater und klagte ihm, daß es mir unmöglich sei, die Schafe in den Stall zu bringen. Ja, sagte mein Vater, du verstehst's halt nicht, komm ich will dirs zeigen, wie man's macht. Und nun nahm er einen Teller, that Salz darauf, und sagte: jetzt gehst mit diesem Teller in der Hand hinaus und rufst: Schiep! Schiep! Schiep! Kaum hatten die Schafe den Teller gesehen und meinen Lockruf gehört, so sprangen sie alle auf mich zu und leckten das Salz aus dem Teller, und in wenigen Augenblicken hatte ich sie alle im Stall. Und seitdem weiß ich, daß sich Schafe nicht treiben lassen, sie müssen gelockt werden. Und so lassen sich auch die Schafe des Heilandes nicht treiben, sie müssen gelockt sein; und darum haben wir Salz nöthig — das Salz der Wahrheit — des Evangeliums — der Liebe; nur durch Locken bringen wir die Seelen in den Schafstall Christi."

Wandtafelerklärung.—Wer Gott dienen will, muß Verfolgung leiden; dieses war schon zur Zeit der Apostel der Fall. Als Paulus nach seiner dritten Missionsreise nach Jerusalem zog, wußte man allenthalben, daß er seinen Feinden in die Hände ging, aber er ließ sich nicht hindern. Was er als Pflicht erkannte, das wurde gethan, trotz Teufel, Welt und Höllenpforte. Die Gläubigen, von welchen er Abschied nahm, tröstete er noch reichlich durch Predigt, Ermahnung, Trostworte, Wunderthat und Belehrung. Auch wir sollen aus dem Worte reichen Trost schöpfen, denn das Wort ist uns zum Trost und zur Lehre geschrieben.

Paulus zu Mileto.

2. Lection: Apstg. 20, 17–27. — Sonntag den 11. Januar 1885.

17. Aber von Mileto sandte er gen Ephesus, und ließ fordern die Aeltesten von der Gemeine.

18. Als aber die zu ihm kamen, sprach er zu ihnen: Ihr wisset, von dem ersten Tage an, da ich bin in Asien gekommen, wie ich allezeit bin bei euch gewesen,

19. Und dem Herrn gedient mit aller Demuth, und mit vielen Thränen, und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstelleten;

20. Wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, das ich euch nicht verkündiget hätte, und euch gelehret öffentlich und sonderlich;

21. Und habe bezeuget, beide den Juden und Griechen, die Buße zu Gott, und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum.

22. Und nun siehe, ich, im Geist gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird.

23. Ohne, daß der heilige Geist in allen Städten bezeuget, und spricht: Bande und Trübsal warten meiner daselbst.

24. Aber ich achte derer keins, ich halte mein Leben auch nicht selbst theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu, zu bezeugen, das Evangelium von der Gnade Gottes.

25. Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, durch welche ich gezogen bin, und geprediget habe das Reich Gottes.

26. Darum zeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut;

27. Denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündiget hätte allen den Rath Gottes.

Haupttext: Und habe bezeuget, beide den Juden und Griechen, die Buße zu Gott, und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. — Apstg. 20, 21.

Geschichtliches. — Wenn Lukas besonders darnach getrachtet hätte, genaue geographische Lage der Stadt Miletus zu geben, dann hätte er es kaum besser machen können, als es so in geschichtlicher Meldung geschah. An der Küste südlich von Ephesus, eine Tagreise von Trogyllion u. s. w., alle diese Punkte stimmen genau mit

geographischen Thatsachen. Gegenwärtig liegt die Stadt zehn Meilen vom Seeufer, und hatte wahrscheinlich schon zu des Apostels Zeit nur noch geringen Werth als Hafenstadt. Den größten Ruhm hatte Miletus wohl schon 500 Jahre vor Pauli Zeit, damals war es eine der berühmtesten ionisch-griechischen Städte. Durch Alexander bekam Miletus so zu sagen den Todesstoß, doch hielt es sich selbst noch während der römischen Periode als eine Stadt zweiten Ranges, und Strabo meldet in seinen Schriften Mileto als eine Stadt mit vier Häfen. Von hier aus sandte Paulus nach Ephesus und ließ die Aeltesten zu sich kommen; seine Eilfertigkeit ließ ihm nicht zu, dort anzuhalten. Wenn manche Uebersetzer geneigt sind, Bischöfe anstatt Aelteste zu setzen, dann mögen sie so thun, aber es ist ziemlich klar demonstrirt, daß man zu Pauli Zeit noch keine Bischöfe kannte, diese sind eine spätere Erfindung, welche aber dem Anschein nach zu Ephesus gemacht worden ist.

Ephesus war die Hauptstadt der römischen Provinz Asien und die berühmteste Stadt der Jonier. Die Apostelgeschichte verkleinert ihren Ruhm nicht, sondern vergrößert denselben womöglich noch in ihren Meldungen über die Stadt. Näheres über Ephesus erschien schon voriges Jahr in den Lectionen und im Heft. Die ersten Samenkörner christlicher Wahrheit sind sehr wahrscheinlich direkt von Jerusalem nach Ephesus gekommen und zwar sogleich nach dem Pfingstfest. Apstg. 2. Schon zu des Apostels Zeit scheint die Gemeine zu Ephesus eine der best organisirten gewesen zu sein im ganzen kirchlichen Verbande. Später finden wir Timotheus als „Engel der Gemeinde," Lehrer, Aeltester, Presbyter oder Bischof. Heute stehen Zeugnisse von der einstigen Größe der Stadt, denn die Ruinen sind zahlreich und ausgedehnt, aber von der Stadt selbst ist außer Ruinen nichts geblieben. Ein türkisches Dörfchen auf dem Platz heißt Ayasaluk, hat aber nichts von Ephesus vorzuzeigen.

Texterklärung. — V. 17. **Ließ fordern die Aeltesten.** Die erste Frage ist: warum ließ Paulus diese Aeltesten zu sich kommen? Sehr wahrscheinlich weil ihm die Zeit mangelte, der Gemeinde einen Besuch abzustatten; wäre er selbst hingegangen, er hätte nie Jerusalem in Zeit erreichen können, wie er beabsichtigte. Diese Aeltesten waren wahrscheinlich jene Zwölfe, welche einst durch Pauli Vermittlung den heiligen Geist empfingen. Cap. 19, 6. Ihnen wollte Paulus noch Muth zusprechen, im Guten zu verharren und Gottes Werk zu treiben bis an ihr Ende.

V. 18. **Ihr wisset.** Als diese Brüder angekommen waren, machte Paulus sie auf seine ganze Lebensart, seinen Wandel und seinen Erfolg aufmerksam, nicht um sich zu erheben, sondern um sich gegen seine Verleumder zu vertheidigen, und auch um die Aeltesten zu ermuntern, seinem Beispiel zu folgen. Zudem mußten doch diese Aeltesten der Gemeinde auch etwas berichten von Paulo, und was wäre von größerem Interesse als Gottes Werk an Paulo geoffenbart?

V. 19. **Und dem Herrn gedient.** Paulus war sich seiner Schwachheiten bewußt und bekannte es nun selbst, ohne seine überschwenglichen Gaben zu rühmen; er schrieb allen seinen Erfolg der überschwenglichen Gnade Gottes zu, so daß er gegen Niemand verächtlich handelte, von Menschen keine Ehre suchte, aber auch keine Unterstützung begehrte. In dieser Hinsicht war Paulus anders als manche Religionsbekenner unserer Tage, welche ein Bekenntniß machen, daß man meinen möchte, sie könnten nun schon ohne Gottes Hülfe gar fertig werden. **Und Anfechtungen.** Die Juden waren verhärtet und besonders auf Paulum erbost, weil er aus ihrer Familie stammte, früher mehr als alle Andern eifrig war, jetzt aber viele Seelen für Jesum gewann, sprachen sie übel von ihm, suchten seine Achtung vor dem Volk zu untergraben und ihm sogar das Leben zu rauben. Dieses nennt er Anfechtungen um Jesu willen.

V. 20. **Wie ich nichts verhalten habe.** Irgend etwas, das den Ephesern oder Andern zum ewigen Leben hätte dienlich sein können, hatte er ihnen gesagt und nichts vorenthalten. Alle Lehren des Evangeliums und jede Pflicht hatte er entweder öffentlich in den Schulen oder an andern Plätzen vorgetragen. Hieraus sieht man mit welchem Eifer und mit welchem unermüdlichen Fleiß Paulus für Christum gearbeitet hat in dem Amt, zu welchem er sich berufen fühlte.

V. 21. **Und habe bezeuget.** Das Wort bedeutet so viel als beweisen und bestätigt. Paulus hat als unwiderlegbarer Zeuge gedient, und hat mit großem Eifer darauf gedrungen, die Wahrheit darzuthun. In diesem Sinne haben wir die Worte zu verstehen und zu deuten. Er erklärt ihnen die Natur und den Nutzen der Bekehrung und des Glaubens an Jesum, nicht eine gesetzliche Bekehrung, sondern eine solche, welche aus einer Vorstellung von Gottes Liebe und einer Zueignung seiner vergebenden Gnade entspringt, und daher mit einer Traurigkeit über die Sünde, und einem brünstigen Verlangen nach Gott begleitet ist. Dieser Glaube ist eine geistliche Wirkung der Seele, nicht blos eine Uebereinstimmung mit historisch bewiesenen Thatsachen. Der Mensch traut also darin ganz auf Christi Gerechtigkeit, Gnade, Vergebung und Seligkeit, so wie es Christus auch in seiner Predigt selbst forderte.

V. 22. **Und nun siehe.** Nicht als hätte er in seinem Geist beschlossen, sondern als sehe er durch den Geist voraus, was ihm begegnen würde. Damit will er zeigen, daß er Asien nicht verläßt, weil ihm vor der Verfolgung graut, er sucht nicht der Gefahr zu entfliehen, sondern eilt, wie ein tapferer General hin, wo der Kampf am heißesten ist. **Weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird,** d. h. er weiß nicht im Einzelnen zu sagen, was seine Leiden sein werden, wie sie entstehen mögen und was das Ende davon sein wird. Gott hat ihm das noch nicht geoffenbart. Es ist gut, daß wir diese Dinge nicht zum Voraus wissen, denn wir werden also mehr und mehr auf Gott angewiesen, auf ihn zu trauen und zu harren.

V. 23. **Ohne daß der heilige Geist—bezeuget.** Also nicht sein eigener Geist, nicht eine bloße Vorahnung über Banden und Verfolgung, welche ihm bevorstehen. Er ist nicht unruhig und zweifelnd, was er beginnen soll; auch sollen wir das nicht verstehen, als sei er Gewissens halber verbunden gewesen, nach Jerusalem zu ziehen, um dort blos die gesammelten Gaben auszutheilen, denn das hätte nöthigenfalls auch sonst Jemand besorgen können. Aber in allen Städten, die er bereiste, haben ihm Propheten und der heilige Geist Andeutungen gegeben, daß ein Sturm am Kommen sei. **Bande und Trübsal warten meiner.** Obzwar jeder Christ voraussetzen kann, daß er um Jesu willen Verfolgung leiden muß, so hat scheint's der Apostel doch noch besondere Offenbarungen erhalten über das ihm bevorstehende Leiden. So thue denn der Herr, was ihm gut däucht mit uns, nur so, daß wir Gnade haben uns in seinen Willen zu fügen und zu ergeben.

V. 24. **Aber ich achte derer keins.** Ueber der Hoffnung des Evangeliums fürchtete er sich vor all diesen Dingen nicht, daß sie ihn von seiner Pflicht abhalten könnten; ja, selbst die Furcht vor dem Tode kann ihn nicht abhalten, hinzugehen. Sein Vorsatz ist gefaßt und sein Entschluß muß ausgeführt werden. Es ist der Mühe werth, nachzuforschen, wie Paulus alle diese Dinge so muthig ertragen konnte, denn er war Fleisch und Blut wie andere Menschen auch; da wird aber offenbar, was

die Gnade Gottes für einen Menschen zu thun vermag. Dieses sagt der Apostel selbst in diesem Vers, denn er spricht: **Auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.** Darunter versteht er seinen Lebenslauf und das ihm aufgetragene Amt. Mit Freuden konnte er diesen Lauf aber nur vollenden im Hinblick auf die Zukunft, weil er die Versicherung hatte, mit Christo ewig zu leben. Es machte ihm Freude, daran zu denken, daß er gewürdigt sei, seine Ueberzeugung von der Wahrheit mit seinem Blute zu versiegeln. Sein Leben ist von keinem Werth gegen die Herrlichkeit, welche seiner wartet in Christo Jesu. Das Leben ist theuer; Alles gibt der Mensch für sein Leben; aber auch das Leben hat nur geringen Werth gegen die Gnade Gottes.

V. 25. **Ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet.** Paulus redet hier mit der ihm eigenthümlichen Gewißheit über zukünftige Dinge. Es lag in der Natur Pauli also positiv zu sprechen; sein ganzes Temperament war so beschaffen, rasch, bestimmt und sicher bei sich selbst in allen Dingen. Dieses sagte er nicht durch Eingebung des heiligen Geistes, sondern nach Maßgabe der ihn umgebenden Verhältnisse. Später, etwa vier Jahre nach dieser Zeit, besuchte er Ephesus noch einmal, als er aus der Gefangenschaft zu Rom befreit wurde. Er glaubte kaum, daß ein Mensch so viel aushalten und noch leben könne, als ihm bevorstand, aber die Gnade ist mächtig.

V. 26. **Darum zeuge ich euch an diesem Tage.** Er beruft sich auf die ihn umgebenden Aeltesten, daß ihm Niemand Pflichtversäumniß, gleichgültiges Leben oder dergleichen zur Last legen kann. **Daß ich rein bin von aller Blut.** In dieser Rede will Paulus verstanden sein wie Hes. 33, 6. geschrieben steht, und wahrscheinlich hatte er jene Stelle im Gemüth, als er redete. Dieses ist ein wichtiger Satz und sollte besonders von Predigern wohl beherzigt werden. Aber auch Sonntagschullehrer haben eine wichtige Lehre hier zu beherzigen.

V. 27. **Ich habe euch nichts verhalten.** Was zur Seligkeit eines Menschen erforderlich ist, hat er ihnen alles kund gethan und erklärt. Den ganzen Rath Gottes verkündet, so daß Niemand ihn beschuldigen kann, wenn ein Mensch nun sein Heil verscherzt.

Lehre und Anwendung.—1. Sonntagschullehrer und Prediger sollten bedenken, daß ihre Zeit nur kurz ist, und darum sollten sie nie versäumen, Christum deutlich als den Grund der Seligkeit vorzustellen.

2. Kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht, darum sollte er eilen, seinen Lauf so zu führen, daß keine Gewissensklage ihn bekümmern kann über sein vergangenes Leben.

3. Des Weges, den wir gegangen, kehren wir nicht wieder. Kein Mensch kann sein Leben über leben. Was gethan wird, ist auf ewig gethan; darum sollten wir auch behutsam sein, so zu leben, daß wir vom Blute unserer Mitmenschen frei sind. Hast du Jemanden beleidigt? Eile, dich zu versöhnen, denn leicht möchte es sein, daß du sein Angesicht nicht mehr siehst, und doch möchtest du nicht mit unversöhntem Herzen sterben.

4. Der Fromme hat zwei Anliegen, welche ihn drängen, und welche er erfüllet sehen möchte, selbst wenn er sein Leben darüber verlieren sollte: 1. Daß er treu erfunden werden möge bis an sein Ende, und 2. daß er seinen Lauf mit Freuden vollenden kann. Es ist von minderwichtiger Bedeutung, wann oder unter welchen Umständen es kommen mag, nur so, daß es ein freudiges Ende sein möge.

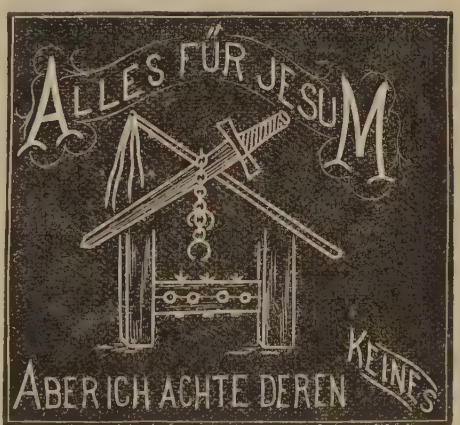
5. Einmal sehen wir uns auf Erden zum letzten Mal, denn wenn wir uns im Himmel sehen sollen, dann muß auf Erden geschieden sein. Die Frommen sehen sich deßhalb nie zum letzten Mal, weil ja das zukünftige Leben eine Fortsetzung des gegenwärtigen ist. Also scheiden wir blos für diese Zeit, um uns droben wieder zu treffen.

6. Unser Verhalten auf Erden sollte derart sein, daß wir willigliche Niemand zum Aergerniß werden, denn wir möchten leicht Ursache an eines Menschen Verderben werden, und so das Blut unserer Mitmenschen auf unsere Seele laden; davor wolle uns Gott bewahren.

Illustrationen.—Beispiel ist besser als Lehre. Ein Mann prahlte mit seinem regelmäßigen Kirchenbesuch; später ergab es sich, daß er regelmäßig schlief während des Gottesdienstes. Ein Anderer machte viele Worte des Mitgefühls über die Armuth einer Wittwe, und sagte, er bete sehr viel für die Armen. Ein Naheſtehender hörte von der Armuth dieser Wittwe und drückte still einen Dollar in ihre Hand.

Zwei Männer gingen in einer sehr dunklen Nacht desselben Weges miteinander, als der eine zum andern sprach: „Ich folge dir, denn du bist des Weges kundig." Bald darauf fiel der Letztere in einen Graben und klagte den Andern an, als wäre jener ein schlechter Führer: „Du bist mir nicht nachgefolgt, denn ich bin ja nicht in den Graben gefallen"

Das Beispiel ist die gelindeste und unanstößigste Art und Weise, einen Menschen zu überzeugen, welches der beste Weg sei.



Wandtafelerklärung.—Der Furchtlose ist muthig, wo der Furchtsame zittert. Der wahre Christ lebt für Jesum, darum hat er nichts zu fürchten. Paulus lag im Gefängniß; seine Füße im Stock; er wurde gegeißelt, und er sah den Martyrertod vor sich, aber das alles konnte ihn nicht abhalten, seine Pflichte zu thun. Als die Gläubigen ihn mit Thränen baten, doch ja nicht nach Jerusalem zu gehen, rief er aus: „Ich achte deren keins!" Für Jesum kann er alles thun, sogar in den Tod gehen. Diese Lection sollte uns zum großen Trost, und zur Aufmunterung dienen, doch treu im Dienste Gottes zu verharren.

Pauli Abschied.

3. Lection: Apstg. 20, 28–38. — Sonntag den 18. Januar 1885.

28. So habt nun acht auf euch selbst, und auf die ganze Heerde, unter welche euch der heilige Geist gesetzet hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeine Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat.

29. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonen werden.

30. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen.

31. Darum seid wacker, und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen.

32. Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott, und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen, und zu geben das Erbe, unter allen, die geheiligt werden.

33. Ich habe euer keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehret.

34. Denn ihr wisset selbst, daß mir diese Hände zu meiner Nothdurft, und derer, die mit mir gewesen sind, gedienet haben.

35. Ich habe es euch alles gezeiget, daß man also arbeiten müsse, und die Schwachen aufnehmen, und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, das er gesagt hat: Geben ist seliger, denn nehmen.

36. Und als er solches gesagt, kniete er nieder, und betete mit ihnen allen.

37. Es ward aber viel Weinens unter ihnen allen, und fielen Paulo um den Hals, und küsseten ihn,

38. Am allermeisten betrübt über dem Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen. Und geleiteten ihn in das Schiff.

Haupttext: Zu weiden die Gemeine Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat. Apstg. 20, 28.

Geschichtliches.—Diese Lection ist noch in Verbindung mit den vorigen und gibt uns Pauli Abschied von den Aeltesten, welche von Ephesus zu ihm nach Miletum gekommen waren. Ihnen übertrug er der Pflege der Gemeinde in Zukunft. So lange der Apostel in Asien war, konnte er selbst die Aufsicht führen; nun er aber nach Judäa zieht, um vielleicht nie wieder zu kehren, überträgt er die Arbeit diesen Aeltesten.

So bestimmt auch Paulus redete, daß er nie wieder nach Ephesus kommen würde, finden wir doch, daß er die Gemeinde noch einmal besuchte, denn vier Jahre später, als er aus der römischen Gefangenschaft befreit wurde, besuchte er die Gemeinden wieder, und also auch Ephesus. Es muß Niemand denken, wir hätten in der Apostelgeschichte eine vollkommene Erzählung aller Begebenheiten, welche sich im Leben Pauli seit seiner Bekehrung zutrugen; dieses sehen wir schon aus seinem eigenen Summarum (Cap. 11, 23–28). Lukas schreibt besonders nur das, was ihnen begegnete, wenn er selbst dabei war, nebst solchen Dingen, welche sich in seiner Abwesenheit in Verbindung mit Vorhergehendem oder Nachfolgendem zutrugen.

In dieser Verbindung möchte ich beifügen, daß die Geschichte Pauli nach seiner ersten Gefangenschaft nicht mit Bestimmtheit gegeben werden kann; was gegeben wird, beruht meistens auf Vermuthungen, welche sich theilweise auf kurze Andeutungen aus der Apostelgeschichte gründen, aber dennoch nur als Vermuthungen gelten können. So z. E. seine Reise nach Spanien und andere Reisen nach der ersten Gefangenschaft; diese Dinge mögen sich so zugetragen haben, aber es mangeln die direkten Beweise.

Texterklärung. — V. 28. **So habt nun Acht auf euch selbst.** Diese Ermahnung gilt ihnen mehr als Diener des Evangeliums, als blos gewöhnlichen Menschen; denn sie hatten Gaben und Verantwortungen auf sich, welche nicht blos sie selbst, sondern die Gemeinde Gottes berührten. Ihnen war die Lehre von Christo anvertraut, und sie mußten wohl Acht haben, wie sie damit umgingen. **Und auf die ganze Heerde.** Die Gemeinde zu Ephesus war zu jener Zeit eine der stärksten, und brauchte eine gute Aufsicht. Dieses Amt war kein selbst erwähltes, noch ihnen von Paulus übertragenes, denn der Apostel sagt selbst, daß es ihnen vom heiligen Geist übertragen worden sei. **Durch sein eigenes Blut erworben.** Hier ist ein klarer Beweis für die wahrhaftige und wesentliche Gottheit Christi. Durch das Blut des Gottmenschen wurde diese Gemeinde erkauft und zugerichtet; sie war also sehr theuer und der genauesten Aufsicht schon werth. Mehr als Gold, Silber und Edelsteine ist Christi Blut werth, und dieses ist der Seelen Lösegeld und Kaufpreis. Israel wurde durch Königreiche und Menschen erlöst und ausgesöhnet (Jes. 43, 3. 4); aber hier finden wir eine Perle, welche der Eigenthümer durch sein eigenes Blut erwarb. Hat Christus sein Leben für seine Gemeinde gegeben, wie darf dann ein Unterhirte dieselbe verachten oder versäumen?

V. 29. **Denn das weiß ich.** Was er hier sagt, weiß er gewiß, und konnte es gewiß wissen, ohne eine Offenbarung darüber erhalten zu haben, denn es war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches in jener Gegend falsche Lehrer zu treffen, welche eher den Namen Wölfe verdienten, als Hirten. Und mußte nicht Paulus selbst hier sechs Jahre später zwei falsche Brüder (Hymenäus und Alexander, meiner Meinung nach den Kupferschmied) ausschließen? **Die der Heerde nicht verschonen werden.** So lange Paulus da war, getraute sich Keiner einzuschleichen, denn er war gefürchtet von allen falschen Lehrern; aber nach ihm kamen sie geschlichen, wie die Wölfe eine Schafhürde umschleichen.

V. 30. **Auch aus euch selbst** u. s. w. Nicht von außen allein war Gefahr, sondern selbst in der Mitte der Gemeinde werden Männer aufstehen, welche verkehrte Dinge über Gott und Christum lehren werden (siehe Vorigen Vers; vrgl. 1. Tim. 1, 20; 2. Tim. 2, 17). Durch solche Lehren entstehen Spaltungen und Zwietracht, welche man verhüten muß. Diese Lehre paßt nicht für die heutigen Liberalen, da Jeder glauben kann, was er will.

V. 31. **Darum seid wacker.** D. h. beobachtet genau, habet ein scharfes Auge, und verhütet das Unglück, ehe es zu spät ist. **Denket daran** u. s. w. Paulus erinnert sie an die Mühe und Arbeit, welche es gekostet hat die Gemeinde zu gründen, und auch wie er zu seiner Zeit über dieselbe gewacht hat: er warnte Tag und Nacht; jeden Einzelnen und mit Thränen. Unermüdlich war er beschäftigt, die Gemeinde zu erhalten, und darin sollten sie ihm nun nachfolgen. Wenn der Apostel sagt, er habe die Epheser Tag und Nacht vermahnt, dann läßt sich daraus schließen, daß sie schon damals ihre Nachtversammlungen hatten; folglich können dieselben auch heute

noch nicht unrecht sein, besonders wenn man die Verhältnisse der Armen und der Arbeiter, welche zwar meistens arm sind, in Betrachtung zieht.

V. 32. **Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade.** Paulus nennt die Epheser Brüder, und gibt ihnen dadurch zu verstehen, daß er ihnen gleiche Hoffnung und gleiche Rechte, wie den Israeliten zuschreibt. Gott wird auch sorgen, daß sie vor Sünde und Irrthümern bewahrt bleiben. Das Wort seiner Gnade ist das Evangelium von Christo Jesu, und hier stellt der Apostel dasselbe als eine gute Lebensregel auf; demselben empfiehlt sie der Apostel, weil es ein Hülfsmittel wider alle Irrthümer ist. **Der da mächtig ist.** Das Evangelium ist ein gutes Mittel, den Menschen zu erbauen und zu bewahren, aber Christus ist der Baumeister! Durch ihn erlangen wir Theil an der himmlischen Herrlichkeit; ja, er verleihet sie allen, die der Vater ihm gegeben hat; doch ist das Wort der Gnade das Mittel, durch welches Christus im Herzen der Gläubigen wirket und jene Herrlichkeit schaffet, welche unaussprechlich ist in ihm. **Zu geben das Erbe** u. s. w. Der Himmel ist das Erbe aller derer, welche Jesum lieb haben und ihm treu verbleiben. Dieses Erbe wird aber nur erlangt von denen, die geheiliget sind. Wer also in die Gemeinschaft der Heiligen gelangen will, der muß geheiligt d. h. ein Kind Gottes werden. Wer dort verherrlicht werden will, muß hier geheiligt werden.

V. 33. **Ich habe euer keines Silber** u. s. f. **begehrt.** Dieses sagt der Apostel nicht blos, um sich zu vertheidigen, sondern auch zum Unterricht für die Aeltesten, damit sie nicht geizig, noch habsüchtig werden sollten, vielmehr seinem Beispiel folgen sollten (vrgl. 4. Mos. 16, 15; 1. Sam. 12, 3). Aber hiemit gibt er auch ein Zeichen, woran man den falschen Lehrer erkennen kann, denn derselbe sucht meistens eigenen Gewinn, und bietet das Wort Gottes zum Kauf aus. Doch liegt auch noch ein anderer Sinn in den Worten; Paulus will sagen: „Ich sehe, wie Andere leben und sich kleiden, aber ich habe kein Verlangen darnach." Paulus kann leben, ohne groß zu leben!

V. 34. **Denn ihr wisset selbst.** Nicht nur hat Paulus von Andern nichts verlangt, sondern er hat lieber mit seinen Händen gearbeitet, als daß er Jemandem zur Last gefallen wäre. Unter keinen Umständen wollte er Jemand etwas schuldig sein. Ob er wohl ein Diener des Wortes war, und darauf drang, daß der Arbeiter seines Lohnes werth gehalten werde, machte er mit sich selbst eine Ausnahme, und hier ruft er nun diese Männer zu Zeugen auf, daß es sich also verhalte.

V. 35. **Ich habe es euch alles gezeigt.** Beides in Lehre und Wandel hat er sich als Beispiel aufgestellt, und hat gezeigt, daß man sich durch Hände Arbeit in den Stand setzen kann, auch Anderen noch zu helfen und den Schwachen zu unterstützen. Also nicht blos sich selbst erhalten, auch noch Schwache, Arme hat der Apostel ernährt durch seiner Hände Werk. **Das Wort des Herrn Jesu.** Paulus fühlt sich gedrungen, sich auf die Rede des Herrn Jesu zu stützen und zur nemlichen Zeit die Wahrheit der Rede kundzuthun. **Geben ist seliger, den Nehmen.** Diese Rede Jesu ist nicht in den Evangelien zu finden, und wir hätten dieselbe nie erfahren, wenn nicht Lukas sie also aufgezeichnet hätte. Geben ist seliger: gewiß; denn der Geber ist in der Lage, von seinem Ueberfluß mittheilen zu können, während der Empfänger in Traurigkeit und Mangel sitzt, gewiß auch von Herzen wünscht, er möchte lieber Geber als Empfänger sein. Dann ist es aber auch ein wahres Vergnügen, wenn man im Stande ist, seinen bedürftigen Mitmenschen zu helfen. Es macht Freude, wenn man Andern Freude bereiten kann, und im Glücke Anderer wird man auch selbst glücklich. Ja, es ist seliger zu geben, als zu empfangen.

V. 36. **Kniete er nieder, und betete mit ihnen.** Ob wir wohl auch nicht auf specielle Position oder leibliche Uebung beim Beten halten, so ist es doch befriedigend zu wissen, daß der Apostel das Knien beim Gebet vorzog. Hier haben wir ein Abschiedsgebet. Paulus betete nicht blos für sie, sondern mit ihnen; also beteten Alle! Paulus kniete nicht allein, sie knieten Alle, und wir thun wohl daran, wenn wir ihm auch in diesem Stücke nachfolgen. Aeußerer Anstand und innere Demuth stimmen gewöhnlich überein und fordern auch die schicklichste Position. Ein stolzer Bettler nimmt den Hut nicht ab.

V. 37. **Es ward aber viel Weinens.** Der Abschied erweckt Trauer; bei dem Abschied eines Seelsorgers, wie Paulus war das auch kein Wunder. Dann hatten auch die Abschiedsworte und besonders das Gebet ihren Eindruck nicht verfehlt, welches sich in Thränen kund that.

V. 38. **Und geleiteten ihn in das Schiff.** Um so lange als möglich bei ihm zu sein, auch um ihm ihre Hochachtung zu erzeigen, blieben sie bei ihm, so lange das nur möglich war. Wahre Freundschaft ist von großem Werth, und ist in der Noth ein reicher Trost. Wohl dem, der einen treuen Freund hat.

Lehre und Anwendung.—1. Gott fordert nur Treue von uns. Wohl dem, der einst mit gutem Gewissen über sein vergangenes Leben blicken kann, und weiß, daß seine Seele frei ist vom Blute seiner Mitmenschen.

2. Habsucht ist ein schändliches Laster, welches den Menschen so weit bringt, daß er nicht mehr unterscheidet, was ehrlich und männlich ist. Geizige Seelsorger sind ein Fluch für eine Gemeinde, denn sie arbeiten nicht für das Wohl der Heerde, sondern für die Wolle derselben.

3. Wer das Wohl der Sache Gottes auf dem Herzen hat, der muß wachsam sein, denn es schleichen Feinde überall umher, um Gottes Volk zu verführen und Zwietracht anzustiften. Vor solchen Leuten sollen wir uns hüten.

4. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, d. h. das Evangelium sollte seinen Arbeiter ernähren, und es thut es auch; doch wehe dem, der sich der ehrlichen Handarbeit schämt, der ist von Gott nicht berufen, die Heerde Christi zu weiden. Wir sollen uns keiner Sache schämen, als nur der Sünde.

5. Ernstes, gläubiges Gebet gibt in allen Dingen den Ausschlag. Die Frommen nehmen ihre Zuflucht allezeit zum Gebet; in der Noth bringt es Hülfe, in Traurigkeit Trost, und in Trübsal Gott nahe.

Illustrationen. — Der Geizige ist wie ein Walfisch, welcher die kleinen Fische schaarenweise vor sich hertreibt, und dann zuletzt alle verschlingt. Es gibt solcher Landwalfische, welche eine ganze Gemeinde, Thurm, Glocken und Alles verschlingen, und dabei fromm die Augen verdrehen, als wäre das ein Liebesdienst.

Macht des Gebets. Ein würtembergischer Feldprediger erzählt, daß er während des deutsch-französischen Krieges einmal einen schwerverwundeten Krieger fand, welcher drei Tage ohne Nahrung und ohne Hülfe auf dem Schlachtfelde gelegen hatte, ehe er gefunden wurde. „Als wir ihn erschüttert fragten, wie er es denn ausgehalten habe, antwortete er ganz urgemüthlich: ‚Ja, sehnet Sie, i han halt betet, und alleweil nu betet, und sehnet Sie — der Heiland het mi endli g'hört, I han ihm kei Ruh g'lau.'"

Vier Dinge machen zum Beten ungeschickt: Uebermäßige Trauer—übergroße Freude—Zorn—und fleischlicher Sinn. Heuchler lieben das Gebet nicht, darum beten sie auch nicht, wenn sie allein sind.

Wandtafelerklärung. — Die Gläubigen können einander sehr aufmuntern im Dienste Gottes, wenn sie die rechte Liebe haben. Ein Beispiel davon gibt die heutige Lection. Die Gläubigen begleiteten Paulum bis ans Schiff, und dann ermahnte er sie noch zur Treue, denn er erwartete sie einst im Himmel zu treffen. Hier auf Erden ist nichts beständig, Banden, Trübsale, Scheiden und allerlei Mühsalen müssen erduldet werden; aber ob auch die Frommen scheiden müssen, haben sie doch den Trost: die Frommen sehen sich nie zum letztenmal! Seid wacker! Denket an den Herrn Jesum und richtet eure Blicke himmelan, dort ist unsere Heimath, nicht hier. Dort dürfen wir endlich ewig bleiben und die Verfolgung hat ein Ende.

Pauli Reise nach Jerusalem.

4. Lection: Apstg. 21, 1–14. — Sonntag den 25. Januar 1885.

1. Als es nun geschahe, daß wir, von ihnen gewandt, dahin fuhren, kamen wir stracks Laufs gen Cos, und am folgenden Tage gen Rhodus, und von dannen gen Patara.

2. Und als wir ein Schiff fanden, das in Phönicien fuhr, traten wir darein, und fuhren hin.

3. Als wir aber Cypern ansichtig wurden, ließen wir sie zur linken Hand, und schifften in Syrien, und kamen an zu Tyrus; denn daselbst sollte das Schiff die Waare niederlegen.

4. Und als wir Jünger fanden, blieben wir daselbst sieben Tage. Die sagten Paulo durch den Geist, er sollte nicht hinauf gen Jerusalem ziehen.

5. Und es geschahe, da wir die Tage zugebracht hatten, zogen wir aus und wandelten. Und sie geleiteten uns alle, mit Weibern und Kindern, bis hinaus vor die Stadt, und knieten nieder am Ufer, und beteten.

6. Und als wir einander segneten, traten wir in das Schiff; jene aber wandten sich wieder zu den Ihrigen.

7. Wir aber vollzogen die Schifffahrt von Tyrus, und kamen gen Ptolemais, und grüßten die Brüder, und blieben einen Tag bei ihnen.

8. Des andern Tages zogen wir aus, die wir um Paulo waren, und kamen gen Cäsarien, und gingen in das Haus Philippi, des Evangelisten, der einer von den Sieben war, und blieben bei ihm.

9. Derselbige hatte vier Töchter, die waren Jungfrauen und weissagten.

10. Und als wir mehr Tage da blieben, reisete herab ein Prophet aus Judäa, mit Namen Agabus, und kam zu uns.

11. Der nahm den Gürtel Pauli, und band seine Hände und Füße, und sprach: Das sagt der heilige Geist: Den Mann, deß der Gürtel ist, werden die Juden also binden zu Jerusalem, und überantworten in der Heiden Hände.

12. Als wir aber solches höreten, baten wir ihn, und die desselbigen Orts waren, daß er nicht hinauf gen Jerusalem zöge.

13. Paulus aber antwortete: Was macht ihr, daß ihr weinet, und brechet mir mein Herz? Denn ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem, um des Namens willen des Herrn Jesu.

14. Da er aber sich nicht überreden ließ, schwiegen wir, und sprachen: Des Herrn Wille geschehe.

Haupttext: Des Herrn Wille geschehe. — Apstg. 21, 14.

Geschichtliches. — In dieser Lection haben wir den Verfolg von Pauli Reise nach Jerusalem. Ungeachtet aller Warnungen wegen der ihm drohenden Gefahren, welche ihm zustoßen würden zu Jerusalem, machte er sich mit seinen Gefährten auf den Weg, wohl wissend, daß er in Gottes Hand sei, und ihm nichts zustoßen kann, was nicht zu seinem Besten dient.

Von Mileto segelten sie gen Cos. Dieses ist eine kleine Insel im griechischen Archipelagus, und hat einige engere Beziehungen mit der jüdischen Geschichte. Es haben Juden dort gewohnt, Julius Cäsar hat ein Edikt zu Gunsten der Juden auf Cos erlassen. Paulus blieb hier über eine Nacht, und kam des anderen Tages nach Rhodus. Die Geschichte dieser Insel ist so berühmt, das es wirklich von Interesse ist zu wissen, daß auch Paulus nicht vorbeifahren wollte, ohne anzuhalten. Die Lage dieser Insel hat dieselbe von jeher zu einem sehr wichtigen Punkt gemacht. Von etwa 400 v. Chr. bis zur Zeit der Ritter des St. Johannes spielte Rhodus eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte. Patara ist eine Küstenstadt der Provinz Lycia in Kleinasien, und in geringer Entfernung des linken Ufers des Xanthus. Diese Stadt lag vis-a-vis von der Insel Rhodus. Thatsächlich kann man Patara als den Hafen der Stadt Xanthus bezeichnen, welche etwa zehn Meilen landeinwärts lag. Diese Inseln, Städte und Flecken, in der Apostelgeschichte genannt, sind uns von großer Wichtigkeit; nicht blos weil sie uns zeigen, wo der Apostel sich aufhielt, sondern auch weil wir dadurch vermögend sind, genaue geographische Berechnungen zu machen und Vergleiche anzustellen. Phönicien ist das bekannte Küstenland, von welchem Tyrus und Sidon die Hauptstädte waren, und nördlich von Palästina gelegen war.

Texterklärung. — V. 1. **Als es nun geschehen war.** Das meint: Als wir mit vielen Thränen Abschied genommen, und uns von den Aeltesten getrennt hatten, fuhren wir ab und kamen nach Cos, Rhodus und Patara. (Vergl. Geschichtliches.)

V. 2. **Und als wir ein Schiff fanden.** Es scheint, das Schiff, auf welchem sie bis hierher gefahren, ging nicht weiter, also mußten sie auf eine Gelegenheit warten, um weiter zu kommen. Als deßhalb ein Schiff nach Phönicien segelte, stiegen sie ein und fuhren mit.

V. 3. **Als wir aber Cypern ansichtig wurden.** Cypern, eine Insel zwischen Syrien und Cilicien gelegen, etwa vier Tagereisen von Rhodus entfernt; **ließen wir sie zur linken Hand.** Dieses ist ein Zeichen von günstigem Winde, denn wenn die vom Westen kommenden Schiffe ungünstige Winde hatten, fuhren sie immer zur rechten Hand ein, weil dann die Insel Schutz bot, und die Schiffe sicherer fuhren. **Und kamen an zu Tyrus.** Dieses war zu jener Zeit eine großartige Handelsstadt, und das Schiff wollte die in unterschiedlichen Städten aufgenommene Waare hier ausladen. Vielleicht war es auch zu Patara für den Markt zu Tyrus beladen worden, so daß das Schiff nur wenige Stationen besuchte unterwegs.

V. 4. **Und als wir Jünger fanden.** Wo immer Paulus hinkam, suchte er die Gläubigen auf. Diese Jünger waren wahrscheinlich von Denen, welche durch die Verfolgung, wodurch Stephanus sein Leben verlor, durch Phönicien zerstreut wurden. Bei diesen Jüngern verweilte Paulus sieben Tage, im Gebet und in religiöser Erbauung. **Die sagten Paulo durch den Geist.** Wenn wir nun bedenken, daß der Geist den Paulus antrieb, nach Jerusalem zu gehen; und der Geist diese Gläubigen trieb, ihm abzurathen, dann sehen wir auf einmal, daß da nicht von einem prophetischen Geist die Rede sein kann. Aus ihrem eigenen Geist der Liebe redeten sie also, denn wenn es der prophetische Geist gewesen wäre, welcher hier abrieth, dann hätte ja der Apostel, ohne zu sündigen, nicht widerstehen dürfen. Diese Jünger gehörten nicht zu Pauli geistlichen Kindern, hatten ihn wohl noch nie zuvor gesehen, aber sie ehrten und liebten ihn um seines Amtes, und um seines Werkes willen. Paulus war nicht um die Erhaltung seines Lebens bekümmert: „denn," sagte er, „da ich durch den Geist gebunden bin, reise ich nach Jerusalem." (Cap. 20, 22.) Die Brüder von Tyrus sagten dem Paulus nichts Neues; er wußte das Alles schon, ehe er kam, daß sie ihn aber warnten, er möge sich doch schonen und nicht in Gefahr begeben, das thaten sie aus herzlicher Meinung und Liebe zu ihm.

V. 5. **Da wir die Tage zugebracht hatten.** Nach Verlauf der Zeit, welche ihm vergönnet war, hier zuzubringen. **Und sie geleiteten uns alle.** Obschon ihre persönliche Bekanntschaft erst seit sieben Tagen her war, ließ sich doch Keines zurückfinden, ihm das Geleit zu geben, als er abreiste. Alle kamen, und auch die Weiber und Kinder kamen mit; eines solchen Mannes Gesellschaft genießt man bis auf die letzte Minute, ehe man ihn verläßt; **knieten nieder am Ufer und beteten.** Dieses stimmt zwar genau mit den jüdischen Gebräuchen und Ceremonien überein; aber ich gebe nicht zu, daß sie dieses blos Gebrauchswegen gethan haben, wie das Einige haben wollen; denn Paulus that es auch zu Mileto, als er von den Aeltesten von Ephesus Abschied nahm. Am Ufer beteten sie, um also den Abschied zu einem geheiligten zu machen. „Betet ohne Unterlaß"; das hat Paulus reichlich belebt und allenthalben durch ein gutes Beispiel gelehrt. Sie knieten beim Gebet. Georg Herbert sagte einmal zu einer fashionablen Versammlung: „Nur auf die Knie, es verderbt keine seidenen Strümpfe."

V. 6. **Als wir einander segneten.** Sie schieden mit dem heiligen Kusse, und Paulus setzte seine Reise fort, und zwar wieder zu Schiffe. Luther's Uebersetzung ist zu deutlich, als daß man darüber zweifeln möchte. Wer gerne anders liest, der mag.

V. 7. **Kamen gen Ptolemais.** Ptolemais war eine berühmte Küstenstadt, welche durch das Loos dem Stamme Asser zufiel, aber Asser hat ihre Einwohner nie vertrieben. Von dem ersten der egyptischen Könige dieses Namens wurde die Stadt vergrößert, und auch viel verschönert, und nach ihm genannt, denn bisher war ihr Name Acco (Richt. 1, 31). Die Türken, welche jetzt die Stadt besitzen, nennen sie Acca oder auch Acra. Trotzdem dieses der beste Hafen am ganzen östlichen Ufer ist, liegt die alte Stadt in Trümmern, und ist ein bloßer Schutthaufen; nur ein winziger Theil steht noch, und wird von arbeitsscheuen Türken und Mohren bewohnt. **Grüßten die Brüder.** Auch hier waren aus den Juden bekehrte Gläubige, bei welchem sich Paulus einen Tag aufhielt, denn seine Zeit war nun zu kurz gemessen, um länger verweilen zu können.

V. 8. **Des andern Tages zogen wir aus.** Nemlich Paulus und seine Gefährten: Sopater, Aristarchus, Secundus, Timotheus, Tychicus, Trophimus und Lukas, und kamen nach Cäsarea, nicht das Cäsarea Philippi, sondern die Stadt, welche auch Straton's Thurm hieß, und ein berühmter Seehafen war. Diese Stadt lag im Stamm Manasse, und hatte den herrlichen, von Marmor erbauten Tempel, welchen Herodes der Große dem Augustus Cäsar weihete. **Gingen in das Haus Philippi.** Dieser Philippus wurde Evangelist genannt, weil er im Dienste des Evangeliums stand, er war einer jener Sieben, welche einst als Almosenpfleger erwählt wurden. Unter dem Namen Evangelist haben wir hier einen Mann zu verstehen, welcher zwar das Lehramt übte, aber sonst keine apostolischen Funktionen übernahm. Man hat auch heute noch Evangelisten, aber leider kehren sich viele derselben nicht an kirchliche Regeln, und verrichten alle amtliche Funktionen der Prediger ohne kirchlichen Ruf oder Ordination zu haben. Zu Cäsarea war seine Heimath, und bei ihm kehrte Paulus ein, um einige Zeit zu verweilen.

V. 9. **Derselbige hatte vier Töchter.** Diese Töchter hatten die Gabe zu weissagen, d. h. sie legten die Schrift aus, oder sie sprachen in den Versammlungen, welches sonst bei den Juden nicht Sitte war, aber mit Joel 2, 28 übereinstimmend ist. Es scheint, auch diese suchten Paulum zu überreden, nicht nach Jerusalem zu gehen, oder wenigstens suchten sie ihn zu trösten im Hinblick auf die kommenden Leiden.

V. 10. **Und als wir mehr Tage da blieben.** Wie lange sie hier weilten, ist nicht bestimmt gesagt, jedoch können es nicht sehr viele Tage gewesen sein, denn Paulus wollte ja bis Pfingsten in Jerusalem sein. **Agabus.** Dieser Mann war ein Prophet aus Judäa, und wahrscheinlich zu Antiochien mit Paulus bekannt worden, als er dort die Hungersnoth verkündete. (Cap. 11, 28.)

V. 11. **Der nahm den Gürtel Pauli.** Dieser Prophet redete bildlich, indem er seine eigenen Hände und Füße band, und also durch Zeichen weissagete, und zwar durch den heiligen Geist. **Den Mann, deß der Gürtel ist,** d. h. so wahrhaftig als der Prophet nun gebunden ist, so wahrhaftig wird der Eigenthümer dieses Gürtels gebunden werden, wenn er nach Jerusalem kommt. **Ueberantworten den Heiden.** Das hat Bezug auf die Römer, denn die Juden hatten längst aufgegeben, ihm etwas anzuhaben, deßhalb suchten sie Ursache, ihn an die Römer auszuliefern; nur so, daß sie ihren Zweck erreichten, Paulus aus dem Wege zu schaffen.

V. 2. **Als wir aber solches hörten.** Es scheint, nun haben auch die Reisegefährten den Gläubigen noch beigestanden, um Paulus zu bewegen, nicht nach Jerusalam zu gehen. Freilich müssen wir immer bedenken, daß sie es aus Achtung und Liebe thaten. Fast ähnlich erging es ja später dem Reformator Luther, denn man

meinte, wenn Luther getödtet wird, dann geht das Werk unter.

V. 13. **Was macht ihr, daß ihr weinet.** Es scheint, Paulus wurde durch solche Liebe und Thränen gerühret, daß er fast unschlüssig wurde in seinem Vorhaben; und doch konnte er ja nicht abstehen von dem, das er nun einmal als seine Pflicht erkannte. Daher antwortete er auch mit solcher Rührung: **Ihr brechet mir mein Herz.** Damit will er andeuten, daß nichts in der Welt ihn bewegen kann, abzustehen von dem, was er für seine Pflicht anerkennt. Daher wünscht er aber auch, sie möchten nicht so auf ihn eindringen mit ihren Bitten. **Denn ich bin bereit.** Der Vorsatz ist fest, er ist entschlossen, laß kommen, was da will. Bande können ihn nicht zurückhalten, und wenn es der Tod wäre, der ihm bevorsteht, würde er doch gehen, wenn es zur Ehre Jesu gereichen würde.

V. 14. **Des Herrn Wille geschehe.** Sie befahlen ihn Gott an, welcher ja mächtig war, ihn zu bewahren und zu begleiten. Wenn Gottes Volk das bedenkt, dann hat es nichts zu befürchten, denn der Arm der Vorsehung wacht über alle Gläubigen und lenkt ihre Schicksale.

Lehre und Anwendung. 1. In dieser Lection haben wir ein Exempel christlicher Gastfreiheit. Woimmer Paulus hinkam, fand er bei den Brüdern freundliche Aufnahme und Verpflegung. Gastfrei zu sein, vergesset nicht.

2. Wahrer Gottesdienst fordert Muth und Entschlossenheit, denn wer Jesum nachfolgen will, muß viel leiden und erdulden. Welch ein Beispiel edler Opferwilligkeit geben uns da nicht die Märtyrer, die Hab und Gut, ja selbst das Leben gering achteten!

3. Es ist gut wenn man sich auf das Schlimmste gefaßt macht, denn so nur kann man in Christo völlig erfunden werden. Durch Gnade vermag der Christ alles, und kann sich auch in Trübsal noch freuen.

4. Wenn Trübsal kommt, dann muß das unser Trost sein, daß der Wille des Herrn an uns geschehen möge, denn: ist Gott für uns, wer kann dann wider uns sein?

Wandtafelerklärung. — Der Stand höchster Befriedigung, den ein Christ erreichen kann auf Erden, ist der Stand, welchen der Apostel Paulus einnahm in dieser Lection. „Des Herrn Wille geschehe!" Was kann uns Schaden thun, so lange des Herrn Wille geschieht? Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, so lange wir und unser Alles auf dem Altar Gottes liegen? Paulus hatte sich der Sache Gottes geweiht, folglich ging sein ganzes Trachten darauf aus, Gottes Sache zu betreiben, und Gottes Namen zu verherrlichen; kann er das besser im Gefängniß, so geht er willig ins Gefängniß; ja, er ist sogar willig, in den Tod zu gehen um Jesu willen; auch sein Leben liegt auf dem Altar. Was thun wir für Jesum?

Mit unsern Lesern.

Freudig und hoffnungsvoll, und mit ungebrochenem Muth tritt das Evang. Magazin seinen 17. Jahrgang an. Der Herr hat seinen Pilgergang so weit reichlich gesegnet und erfreulichen Erfolg beschert. Auf ihn wollen wir uns auch in Zukunft verlassen. Möge das neue Jahr bringen, was es wolle, mag es heiter oder trübe werden: die Editoren sind fest entschlossen, das Magazin immer interessanter zu machen. Sie sind noch lange nicht am Ziel ihrer Wünsche. Die praktischen Erfahrungen in ihrem Beruf waren eine treffliche Schule. Es kommt alles dem Magazin zu gut. Zudem sind sie auch immer offen für freundliche Vorschläge zu Verbesserungen. Möge denn dieser Jahrgang ein reichlich gesegneter werden! Gedenket der Editoren in Eurem Gebet, geliebte Leser.

Nie war die Aussicht für neue Unterschreiber für das Magazin besser, als jetzt. Letztes Jahr kamen bis zum Abschluß der Decembernummer 146 neue Unterschreiber ein, dieses Jahr hingegen 301, also mehr denn doppelt soviel als letztes Jahr. Gewiß ein gutes Zeichen. Es ist kaum glaublich, was gethan werden könnte in diesem Stück, wenn unsere Agenten alle so fleißig wären, wie es einige sind. Br. G. Braun, von St. Jacobs, Ont., zum Beispiel, hatte bis zum 25. Nov. (1884) schon 17 neue Unterschreiber fürs Magazin eingesandt. Das könnte zwar nicht Jeder thun, selbst nicht, wenn er wollte, denn das Arbeitsfeld mag zu klein sein. Andere mögen blos fünf und sechs neue Unterschreiber gesammelt haben, und doch mit Br. Braun in einer Linie stehen. Es kommt alles auf Umstände an. Wir freuen uns hoch, sagen zu können, daß die Brüder Agenten soweit gar männlich für das Magazin eingetreten sind. Dafür den besten Dank!

Nicht zu vergessen ist, was wir schon im Decemberheft (1884) sagten, nemlich, daß das Magazin im Laufe des Jahres gar interessante Correspondenzen bringen wird aus Palästina. Bischof Escher versteht es, seine Beobachtungen über Land und Leute in einer Weise niederzuschreiben, daß dieselben eben so lehrreich als erbau-

lich sind. Diese Mittheilungen allein sind es werth, auf das Magazin zu abonniren.

Nach dem lieben alten Vaterland möchte das Magazin dieses Jahr auch wieder wandern. Ihr habt ja oben gelesen, daß es in seinem 17. Jahre steht, und da will man schon gerne die Welt sehen. Es findet dort eben so freundliche Aufnahme, daß ihm die Wanderlust stets unter dem Brusttuch klopft. Könnt euern Freunden für $1.49 kein angenehmeres Weihnachtsgeschenk machen, als ihnen den 17. Jahrgang des Evang. Magazins zu schicken.

W. F. P. Hat ein Prediger als Oberaufseher das Recht, zu einer beliebigen Zeit die Leitung der Schule aus der Hand des Superintendenten zu nehmen und selbst zu leiten?

Nein, er hat kein solches Recht. Brüderlichkeit, Billigkeit, und christlicher Anstand verbieten es, selbst wenn die Kirchenordnung so etwas als zulässig erklären würde. Diese Frage ist doch jedenfalls blos eine supposition, und ohne thatsächlichen Grund, denn es kann doch ein solcher Umstand nicht so mir nichts und dir nichts vorfallen, oder?

„Pilgerin." 1. Ist es zweckmäßig für einen Sonntagschul-Lehrer eine Classe zu unterrichten, in welcher mehrere Schüler Glieder seiner eigenen Familie sind?

Uns will es scheinen, es würde kaum ein Lehrer solches verlangen, denn obschon nichts unrechtes darin ist, würden wir doch vorziehen, eine andere Classe zu unterrichten, indem ja unsere eigenen Kinder oder Geschwister täglich bei uns sind. Wir würden also antworten, es sei nicht gerade zweckmäßig, wenn nicht besondere Umstände es nöthig machen.

2. Ist es Sünde, wenn man auf einem Piano oder auf einer Orgel Tänze, Märsche oder dergleichen lebhafte Stücke spielt?

Mit Bezug auf Tänze, deren Tendenz immer frivoler Natur ist, würden wir ohne weiteres sagen: man läßt sie besser weg; es ist kein Bedürfniß dafür vorhanden, und wo man erst einmal den Tanz spielt, lernt man ihn auch tanzen; weg damit. Bezüglich der Märsche jedoch ist es anders: dieselben enthalten gewöhnlich die Nationalhymne, Volkslieder, und sogar sehr religiöse Lieder; sie wecken Liebe zum Vaterland und zum Volk; auch werden die Melodien nicht selten auf kirchliche Lieder angewendet, und verlieren dadurch alles Anstößige durch die begleitenden Worte. Dann sollte man auch die Zeit beobachten, wenn sie zu spielen; so ist z. E. am Werktag manches erlaubt, das am Sonntag unschicklich, sogar Sünde wäre. Uebrigens sollte auch hier gelten: was man nicht im Namen Jesu thun kann, thut man besser gar nicht.

Ein fleißiger Magazinleser. 1. Warum gebraucht man in unserer Kirche bei der Feier des heiligen Abendmahls nicht die Worte, welche Jesus selbst brauchte, als er das Brod und den Kelch herumreichte?

Das von unserem Leser bezeichnete Capitel (1. Cor. 11, 23–29) wird ja immer verlesen (siehe Kirchenordnung, Seite 101); die übrigen Worte, welche beim Austheilen der Symbole gebraucht werden, sind die allerschicklichsten, welche man brauchen kann, denn es wäre doch gewiß unschicklich für einen Prediger, sich an Christi Platz zu stellen und zu sagen: „Nehmet, esset, das ist mein Leib." Wir bezweifeln, ob man schönere und sinnreichere Worte zusammenstellen kann, als wir sie in unserem Ritual haben.

2. Was soll man davon halten, wenn ein Glied der Kirche, das Jahre lang Beamter in derselben gewesen ist, erklärt, es genieße mehr Segen in einer Schwesterkirche, als in seiner eigenen, und geht dann an seiner eigenen Kirche vorbei in eine andere; fehlt da nicht etwas?

Gewiß fehlt da etwas; aber weil wir nur die Thatsache gehört haben, ohne irgend welches Zeugniß, sind wir nicht im Stande zu erklären, was es ist, oder wo der Fehler liegt. Man sollte nachforschen und, wenn möglich, unverzüglich alle Hindernisse entfernen.

Ein Leser, N. Y. Welches ist die richtige und Gott wohlgefällige Position des Körpers beim Gebet?

Gott sieht aufs Herz! Uebrigens würden wir sagen, man nehme den Herrn Jesum zum Vorbild und man geht nicht irre. Zur näheren Erklärung würden wir sagen: knien ist jedenfalls die schicklichste Position; stehen, wo das Knien sich nicht wohl thun läßt. Im Kämmerlein kann man dem Trieb der Seele folgen und sich sogar aufs Angesicht niederlegen. Das Sitzen würden wir (außer bei Kranken oder sonstigem Unvermögen) nur dann wählen, wenn man sich einmal in eine Kirche hineinverirrt, wo das Sitzen während des Gebetes Mode ist. Wir kennen Familien, welche das Gebet vor und nach dem Essen stehend verrichten, und nimmt sich das recht schön aus, ohne daß wir jedoch ein Verdienst darein legen.

W. St., Minn. Was ist die Bedeutung der lateinischen Buchstaben I. H. S, welche man so oft als religiöse Symbole bei Decorationen verwendet findet?

Jene Buchstaben sind ganz symbolisch, der Sinn richtet sich jedoch nach der Sprache und ist darum unterschiedlich; z. E. in der deutschen Sprache bedeuten sie I–esus, H–eiland, S–eligmacher; in der griechischen Sprache: I–esous, H–emeteros, S–oter; d. h. Jesus unser Heiland; in der lateinischen Sprache: I–esus, H–ominum, S–alvator; d. h. Jesus, der Menschen Heiland.

M. St., Californien. Wollen die Editoren uns mittheilen, ob das Prohibitionsgesetz im Staate Maine erfolgreich ist.

An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Als vorigen Herbst dem Volk die Frage, ob Prohibition in die Staatsconstitution einverleibt werden soll, zur Abstimmung vorgelegt wurde: ergab die Abstimmung eine so gewaltige Mehrheit zu Gunsten, daß man fast berechtigt

ist zu sagen: es wurde beinahe einstimmig angenommen. Man hörte kein Wort von Parteien: Republikaner, Demokraten, und Laborreformer, alle stimmten dafür; darum braucht man auch keine politische Agitation. Man hörte kein Wort wegen Irländer, Deutschen, oder Amerikaner; sie stimmten alle dafür, daher brauchte man keine prohibito politiko Drahtzieherei darüber, um den Parteihaß aufzuwühlen. Die Minorität war so gering, daß selbst die Majorität sich wunderte. Hieraus schließen wir: 1. daß das Gesetz gut und erfolgreich ist, sonst hätte nicht Jedermann dafür gestimmt; das ist deutlich. 2. Daß Prohibition eine moralische, und nicht eine politische Parteifrage ist, denn in Maine stimmten alle Parteien dafür, es brauchte keine prohibitionistische Aemterjägerei, und hat auch Niemand eine Axt geschliffen dabei.

☞ **Wir erhielten** während des vergangenen Monats einige Fragen, die nicht mit den Namensunterschriften der Absender unterzeichnet waren. Die Folge davon ist, daß sie in unsern Papierkorb wandern. Wer eine Antwort erwartet, der gebe uns doch ungenirt seinen Namen, wir geben ja in den meisten Fällen doch nur die Anfangsbuchstaben desselben. Ordnung muß sein!

Rundschau.

Folgendes sind die längsten Brücken in der Welt: Montreal, 8791 Fuß; Brooklyn, 5980 Fuß; Dnieper, 4213 Fuß; die neue Havre-de-Grace, 6000 Fuß; Homestead, in der Nähe von Pittsburg, Pa., 5300 Fuß.

Ein Eisenbahnwaggon hält durchschnittlich zehn Jahre lang. Amerika hat im Ganzen 500,000 Waggons, um diese Zahl aufzuhalten, müssen jährlich 50,000 neue gemacht werden.

Die Stadt Canton, in China hat 1,500,000 Einwohner, ohne eine einzige Zeitung. Das Kaiserreich Morocco enthält nur einen einzigen Mann, welcher eine Zeitung liest, das ist der Kaiser, und er bezieht dieselbe irgendwo aus Arabien. Da gilt das Sprichwort: Zu wenig und zu viel, verdirbt alles Spiel.

New York hat 60,000 Juden; unter diesen ist kein einziger ein Saloonwirth.

Brasilien beansprucht achthundert Millionen Kaffeebäume zu besitzen; 400 bedecken einen Acker Land, demnach hat das Land zweihundert Millionen Acker mit Kaffee bepflanzt. Ein Kaffeebaum liefert jährlich etwa ein (??) Pfund guten Kaffee für den Markt. Der Betrieb dieser Cultur beschäftigt 800,000 Menschen, meistens Sklaven.

Der Autor des einst berühmten Büchleins "Helen's Babies," welcher sich durch dasselbe Ruhm und Vermögen erwarb, hat beides wieder verloren, indem er einem Freunde Bürge wurde.

Der reichste Mann der Welt ist Han-Qua, ein Chinese zu Canton; er besitzt 1400 Millionen Dollars Vermögen.

Im Westen, wo Eisenbahnen noch fremd sind, hat ein Farmer seine sechzig Meilen entfernt wohnende Tochter zur kranken Mutter geholt; weil er keine Pferde hat, setzte er sich auf das Sturmdeck eines zweijährigen Stiers, und hat die Reise hin und her, also 120 Meilen, in 46 Stunden zurückgelegt, und da sind alle Ruhepausen mitgerechnet.

Chicago hat in seiner Bevölkerung 210,000 Deutsche, 143,000 Amerikaner, 114,000 Irländer ꝛc. Die Deutschen bilden also den numerisch stärksten Theil der Bevölkerung, wenn „Zahlen nicht lügen."

Die hauptstädtische Polizei in London zählte am 31. December 1883 im Ganzen 12,622 Polizeimannschaft, nemlich 25. Superintendenten, 611 Inspectoren, 1036 Sergeanten und 10,950 Constabler.

In ganz Schweden sind blos drei römischkatholische Kirchen.

Frau Van Cott, welche als reisende Evangelistin einst berühmt war in methodistischen Kreisen, beansprucht die Ehre, 40,000 Personen zur Bekehrung gebracht zu haben.

Die russische Bibelgesellschaft hat in den zehn Jahren ihres Bestehens 1,283,254 Bibeln und 823,597 Neue Testamente vertheilt.

Prediger Spurgeon hat in seiner Predigerschule zu London in den 27 Jahren ihres Bestehens 652 junge Prediger ausgerüstet, von denen 486 als Prediger angestellt sind, und zwar alle in der Baptistenkirche.

Im südlichen Rußland ist ein begabter Rabbiner Reformator geworden; er predigt, daß Jesus der Messias sei, und beweist es aus der jüdischen heiligen Schrift. Er erregt großes Aufsehen, und hunderte von Familien haben die Lehre angenommen, doch halten sie noch einige ihrer alten Ueberlieferungen fest.

Die Verleger der Methodisten Buchanstalt haben beschlossen, wöchentlich ein neues Sonntagschulbuch, von 150 bis 300 Seiten stark, zu verlegen und in den Sonntagschulmarkt zu bringen.

In Frankreich beträgt die Sterblichkeit unter den Kindern 23 Prozent der ganzen Bevölkerung.

Unweit Danbury, Vt., steht eine Eiche, deren Alter auf 200 Jahre angegeben wird. Sie ist über 100 Fuß hoch und mißt am ersten Ast 13 Fuß im Umfang.

In Italien sind 5,363 Personen zu lebenslänglicher

Zuchthaushaft verurtheilt. Die Auslagen für die Gefängnisse alle betragen $2,000,000. Bedeutend mehr als für Schulen bezahlt wird.

Ein vollständiges Buch „John Bunyan's Pilgerreise," aus dem Jahre 1678, ist dem britischen Museum kürzlich überreicht worden. Es bestehen, so viel man weiß, nur zwei vollständige Bände dieses Werkes.

Unsere Banken.—Es bestehen zur Zeit in diesem Lande 2625 Nationalbanken, 208 mehr als im Jahre 1863. Während das Gesammtcapital derselben vor einem Jahr $500,298,312 betrug, ist es nunmehr auf $522,517,441 angewachsen. Dagegen hat die Notencirculation derselben abgenommen; statt $311,000,000 sind jetzt nur noch $295,175,334 im Umlauf, ein Umstand, der für die Sicherheit der Banken spricht. Ein Bericht über die Privatbanken des Landes ist noch nicht ausgearbeitet. Man weiß indessen, daß ihrer etwa 5200 vorhanden sind, die ein Capital von $225,000,000 besitzen. Im ganzen haben also die Ver. Staaten etwa 8000 Banken mit einem Capital von $750,000,000 und $2,700,000,000 Depositen. Der Reingewinn der Banken ist verschieden, je nach den Landestheilen; im Osten beträgt er durchschnittlich 6½ Procent, in den Mittelstaaten 8½, in den pacifischen Staaten 17 Procent.

Zwei amerikanische Naturwunder. Zu Brandon, Vt., ist ein Brunnen, welcher im October 1860 gegraben wurde. In einer Tiefe von 15 Fuß traf man auf Kiesel mit Eis verbacken, und solid gefroren. Diese Eisschichte ist etwa 16 Fuß dick, und hat eine Unterlage von gelbem Oker. Das Wasser steigt nie über die gefrorene Masse, und gefriert alle Nacht, daß man es Morgens aufbrechen muß; in sehr kaltem Wetter kann man das Wasser gar nicht offen halten. Im Sommer liefert der Brunnen den Leuten ihren Eisbedarf. Man suchte noch einen Brunnen in der Nähe zu graben, aber die Arbeiter weigerten sich, weiter zu graben, als sie auf das Eis kamen.

Die andere Kuriosität ist eine Quelle an den Ufern eines Mühlbaches bei Black River Falls, Wisconsin. Es wird behauptet, daß diese Quelle den ganzen Winter, auch beim kältesten Wetter nicht gefriere, obwohl alles umher mit Eis bedeckt ist. Sobald aber mildes Wetter eintritt und die Bäche und Seen thauen, gefriert diese Quelle, und hat das ganze übrige Jahr Eis, bis die Ströme wieder gefrieren. Im höchsten Sommer formirt sich eine Eiskruste, welche oft erst gegen Mittag thaut.

In Deutschland gehen jetzt jährlich 10,000 Personen am Delirium zu Grunde. 46 Procent mit Zuchthausbestrafte sind Trinker. Von männlichen Personen sind in deutschen Landen 35,6 Proc. Gelegenheitstrinker, und 64,4 Proc. Gewohnheitstrinker; von den weiblichen sind 39 Proc. Gelegenheitstrinker, und 61 Proc. Gewohnheitstrinker.

Hinterstübchen.

Neujahrsruf.

Vorwärts mit Gott im neuen Jahr!
Die Stunden fliehen wunderbar;
Doch selig, wer im Fluge fand
Der Seele Schutz in Gottes Hand:
Vorwärts mit Gott!

Er ist dein Hort im Strom der Zeit!
Wenn rastlos stürmen Freud' und Leid,
Steht er, ein Fels, der nicht zerbricht,
Im dunkeln Wolkenmeer ein Licht:
Vorwärts mit Gott!

Wohlauf, ergreife Jesu Hand!
So geht es gut durchs Erdenland;
Und fröhlich schallt's, bis einst die Zeit
Verschlungen von der Ewigkeit:
Vorwärts mit Gott!

„Alles mein!" — Hell und leuchtend strahlte der Christbaum, und darunter stand eine glückliche Familie. Die Lieder zur Ehre des Christkindleins waren verklungen, und es ging nun an das Bewundern der reichen Gaben der Liebe, welche für jedes Familienglied aufgebaut waren. Es sind das doch immer glückselige Augenblicke, und wenn auch nicht der Kern des Festes, so doch eine gar liebliche Zugabe, die „silberne Schale zum goldenen Apfel," und Gottesliebe und Menschenliebe klingen gar wohl zusammen an dem Fest, da „Himmel und Erde vereinigt soll werden." Viel Freude gab es denn auch hier beim Anschauen der Geschenke, viel Bewundern und Staunen; doch dazwischen ward auch wieder und wieder die Frage Laut: „Auch dieses noch für mich? Ist es nicht zu viel und zu schön?" So die Erwachsenen und größeren Kinder. Anders das jüngste derselben, ein lieblicher Knabe von drei Jahren. Sein Tischlein, das niedrig genug war, daß er es überblicken und mit seinen Händchen hinaufreichen konnte, hatte er sogleich gefunden, und stand nun jubelnd davor, immer nur wiederholend: „Alles mein! Alles mein!" Da war kein Fragen und Grübeln, voll Freude und Glück nahm der Kleine was und wie viel ihm beschert war. Ich aber gedachte an des Herrn Wort: „Wo ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!"

Der Herr gebe uns allen zum Christfest solche Kinderherzen, die den ganzen Reichthum seiner Gnade und Gaben, die er uns mit seinem Sohn beschert, freudig nehmen und jubelnd ausrufen: „Alles mein! Alles mein!" Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit!

„Kindlich groß!" — Wie alljährlich, so hatte ich auch dieses Jahr unsern Kindern erlaubt, einen Wunschzettel zu schreiben. Vor einigen Tagen brachten sie mir ihre Zettelchen. Lotte, die Aelteste, wünschte sich Handschuhe, Schürzen, Lesebücher und dergl.; der kleine Max Schlittschuh, Pferd, Wagen und Peitsche. Unsere zehnjährige Louise steckte mir schüchtern und verlegen beiliegen-

den Zettel in die Hand, zu dessen Erklärung ich nur hinzufügen will, daß seit September viel Leid, Krankheit und Tod in unserer Gemeinde herrscht." Dabei lag folgender Zettel, den ich mit allen seinen kleinen Schreibfehlern wortgetreu wiedergebe:

Liebes, gutes Christkindchen! Ich wünsche mir 1) das die lieben Kranken balde wieder gesund werden. 2) Das du die Verstorbenen in dein Himmelreich einnimmst. 3) Das du die lieben Eltern und Geschwister behüten mögest. 4) Und auch die liebe Großmutter in Gera und die Tantens und Onkels. 5) Mache mich zu einen guten Kinden, das ich meinen lieben Eltern Getreu diene bis an ihr seliges Ende. 6) Tröste alle die Hinterbliebenen.

Ich meine, über dieses Kind jubeln alle Engel im Himmel, denn wo wäre bessere Herberge für das Christkindlein, als in diesem Herzen? O möchten wir werden wie die Kinder!

Der triftige Grund. — Das Töchterchen eines vornehmen Hauses hat ein Nervenfieber überstanden, und der alte Gärtner wünscht dem Kinde einen Genesungsbesuch abzustatten. Es ist gerade Weihnachten; der alte Gärtner erzählt, daß er für das kleine Fräulein auch ein Christbäumchen geputzt habe, mit dreizehn Lichtchen. Da sagt das Kind: „Aber Heinrich, warum denn dreizehn?"

Heinrich erwidert lächelnd: „Ei, hinsichtlich der Helling und hinsichtlich der Lustbarkeit."

„Heinrich, du verstehst mich nicht. Warum denn gerade dreizehn?"

„Ei no, vierzehe hatt' ich nett!"

Heute. — Zu Philipp Melanchthon schickte einmal ein gelehrte Doctor und ließ ihn fragen, warum man stets um Weihnachten zu singen pflege: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute," da doch der Herr Jesus vor vielen hundert Jahren Mensch geboren worden? Darauf sagte Melanchthon: „Sage deinem Herrn, ob er nicht auch heute Trost bedarf?" — „Und das war," setzt Titius, der dies erzählt, hinzu, „eine gute, christliche Antwort, denn wir können des lieben Christkindleins keinen Tag, ja keine Stunde entrathen, müssen's noch heute, einen Tag und alle Tage haben."

Ein Hephata am Christabend. — Es war am 24. December 1703, als die Familie des Rathskämmerers Knesebeck zu Rostock noch tief in der Nacht versammelt war. Vor dem Tische, der zugleich die Stelle des Hausaltars versah, saß der alte Hausherr in einem mit rothem Plüsch beschlagenen Lehnstuhl; ihm zur Rechten die treue, fromme Gefährtin seines Lebens; ihm zur Linken aber die Hoffnung und Stütze seines Alters, seine geliebte Tochter. Vor ihnen standen zwei leuchtende Kerzen, welche neben der hochheiligen Bedeutung der Christnacht die in Thränen der Freude und des Dankes glänzenden Angesichter der friedlichen Hausgemeinde erkennen ließen. Ja, die Familie hatte Grund zu großer, hoher Freude. Denn obwohl über das Haupt des Hausvaters in der Zeit seiner irdischen Wallfahrt zwei und achtzigmal die stille Christnacht gezogen war, niemals hatte sie das Füllhorn des Segens so über ihn ausgeschüttet als jetzt. Zehn Jahre lang waren die Ohren des liebenden Vaters der Stimme der Seinigen verschlossen gewesen, unzählige Seufzer waren für seine Genesung gen Himmel gestiegen; aber die Stunde der Hülfe war nicht gekommen. Da geschah es nun, als die Familie Knesebeck am heutigen Abend die Christgeschichte gelesen, und Mutter und Tochter den alten Weihnachtsgesang: „Gelobet seist du, Jesu Christ," angestimmt hatten, daß das Hephata über die verschlossenen Ohren des greisen Vaters rauschte, so daß er zum Erstaunen der Seinigen mit einstimmen konnte in die Worte: „Daß du Mensch geboren bist."—Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt 80, und ich weiß nicht, wie oft noch der alte Vater Knesebeck den Jahrestag der über alles Bitten und Verstehen erfahrenen Erbarmung seines Herrn gefeiert hat; aber das weiß ich, das der Christgesang immer von seinem Munde bis ans Grab erklungen ist, und daß er einst an dem großen Tage, an welchem alles, was hier krankt, seufzet und flehet, frisch und herrlich auferstehen wird, in der Stadt der goldenen Gassen seinen Erlöser mit dem Gruße: „Gelobet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist!" grüßen wird. — Anna Gülich.

Was erwärmen und erleuchten soll. — Es war im Wintermonat 1881, als ich an einem Sonntagabend in der Kirche zu Herisau saß, um einem Posaunen- und Orgelconcert beizuwohnen. Nicht ein Chor von Musikern, sondern ein einziger Mann mit einer außergewöhnlich kräftigen Brust und Lunge blies da herrliche geistliche Musik, mit einer Sicherheit vom leisesten Piano bis zum mächtigsten Fortissimo, daß es eine helle Freude war. Als er dann zum Schluß des Abends noch das herrliche Lutherlied durch die Kirche schmetterte, da war Jedermann aufs tiefste ergriffen und verließ schweigend die Kirche. Hier war es allmälig dunkel geworden, und da keinerlei Vorrichtung zur Beleuchtung vorhanden, so sah man da und dort den Einen und Andern ein Zündhölzchen anstreichen, um beim schwachen Lichtschimmer schnell zu sehen, was auf dem Programm folge. Darüber verwunderte ich mich in dieser fortgeschrittenen Zeit nicht wenig, und sagte zu einem ehrwürdigen Orts-Bürger, der vor mir saß: „Die Herisauer müssen doch recht genügsame Leute sein, daß sie zur Winterszeit in ihrer schönen Kirche weder Heizung noch Beleuchtung haben." „O," antwortete derselbe flugs: „Dafür lassen wir unseren Pfarrer in der Predigt sorgen."

Mein Weihnachtsbaum. — Daß ein brennender, strahlender Weihnachtsbaum den Menschen viel zu sagen hat, und mehr als mancher Prediger von der Kanzel die Herzen trifft, weiß Jeder — aber daß er auch geplündert, alt, kahl, seines Schmuckes beraubt, noch laut reden kann, ist weniger bekannt. Der meine hat's gethan.

„Fort muß er nun doch, so hübsch er auch aussieht," hieß es, „er nadelt zu sehr, und seine Zeit ist ja auch vorbei!" Und ich zog ihm all seinen Flimmer und seine Pracht ab, nahm die Fähnchen, Sterne, Ketten und Rosen herunter von den kahler und kahler werdenden Zweigen, und dachte bei mir: „Armer Baum! Dir geht's wie den Menschen, nur kurze Zeit hochgestellt, geschmückt, geehrt, angestaunt und bewundert — aber bald bei Seite gethan, zu nichts mehr nutz: das ist die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Doch mein Bäumchen hatte bessere Gedanken. Zufrieden ließ es Schmuck und Nadeln fallen, und im leisen, rauschenden Niederrieseln derselben hörte ich eine Stimme, die antwortete mir: „Stirb hin, Schmuck und Zier, was liegt an dir? Einen Tag dem Herrn gedient, und sein Licht in den Herzen und Augen der Menschen widerscheinen sehen, ist das nicht genug für ein ganzes Leben?"

Ja, mein Bäumchen, du hast recht! Wir wollen auch denken: Was liegt an uns, ob man uns bald hochstellt und anstaunt, bald plündert und in die Ecke wirft, habe wir nur Gottesdienst verrichten dürfen — dann ist unser Leben köstlich, und wir können fröhlich darauf zurückschauen, wenn der letzte Schmuck auch abfällt: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!

Auf die Frage: „Sollten sich Prediger an der Politik betheiligen oder nicht?" antwortete Spurgeon seinen

Studenten kürzlich auf folgende treffliche Weise: Thut es weislich. Laßt euer Christenthum nicht in der Politik untergehen. Ehe ich euch rathen kann, möchte ich wissen, welcher politischen Ansicht ihr seid. — Vor einiger Zeit mußte ich für meinen Freund John Offord predigen. Er ist halb Darbist, halb Baptist. Ich sagte ihm: „Ich wäre eine Viertelstunde früher gekommen, aber ich hielt unterwegs an, um zu stimmen." „Mein lieber Freund," sagte er, „ich dachte, du wärest ein Bürger des neuen Jerusalem, und nicht von dieser Welt." „Richtig," sagte ich, „aber mein alter Mensch ist Bürger dieser Welt." „Den solltest du kreuzigen." „Das hab' ich auch gethan. Der alte Schelm ist ein ‚Tory', aber ich zwang ihn, für die Liberalen zu stimmen."

Altbairische Mundart. — Daß er kimmt, des woaßt ma, ob er aber über Unter- oder Oberau, oder ob er aber über Unter- oder Oberammergau kimmt, woaß ma net.

Aerztliches Gutachten.—„Doctor," klagte eine Mutter dem Arzte besorgt, „meine Tochter hat heute Morgen einen Anfall bekommen, und lag eine Stunde ohne Bewußtsein und ohne Verstand." „Aengstigen Sie sich deßhalb nicht," entgegegnete der Doktor trocken, „es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang in diesem Zustande verharren, und sich ganz wohl dabei befinden."

Ein theurer Fund.—„Rathe einmal, Alterle, was ich auf dem Markt gefunden habe." „Na, Grethel, doch nicht gar 'n Geldbeutel, oder 'n goldnen Ring?" „Nein, Männle, ich hab' gefunden, daß Alles schrecklich theuer ist."

Kindes Klugheit. — „So, Kind, weil du brav warst, darfst du dir eine ganze Hand voll Rosinen nehmen." „Eine Handvoll! Ach, Mamma, gib mir sie lieber selber, du hast eine größere Hand!"

Der türkische Sultan hat seinen Weibern aufs Strengste verboten, „Bangs" (Simpelfransen) zu tragen. Der Mann scheint doch vernünftiger zu sein, als man glaubt.

Begründete Faullenzerei. — „Heute stehe ich nicht auf, ich bin zu schwach."—„Weßhalb? Du hast doch die ganze Nacht geschlafen." — „Ja, aber mir hat geträumt, ich hätte zwei Klafter Holz gehackt."

Blitzklug. — Der Jörg hängt an einem Baum mit dem Strick um den Leib. Der Gevatter sieht's und ruft: „Was macht ihr denn, Jörg?" „I hab' mi g'henkt, mir isch's Leaba verloidt." „Ja, aber so macht man's nicht, man macht den Strick um den Hals!" Des hani au probirt, aber i ka's nit aushalte, i ka nimmer schnaufa!"

Eine hübsche Definition der Angel gab der berühmte Sheridan einem vornehmen Engländer, welcher nur für den Sport des Angelns Interesse zeigte, auf die Frage, was er denn von der Angel hielte. „Ei," versetzte der geistreiche Dichter der „Lästerschule," „die Angel ist eine lange Ruthe, an deren einem Ende ein Wurm, und an deren anderem Ende ein Tagedieb hängt!" Mit dem vornehmen Herrn hatte Sheridan es, wie sich der Leser wohl denken kann, mit dieser malitiösen Definition für immer verdorben.

Ein historisches Glas. — Eines der merkwürdigsten Erinnerungsstücke an Napoleon I. wird in dem kleinen schlesischen Städtchen Löwenberg gezeigt. Es ist dies ein geschliffenes Trinkglas, aus dem der Kaiser bei seinem dortigen Aufenthalt trank. Als er es zum letzten Male an die Lippen setzte, überbrachte man ihm gerade die Nachricht von dem Anschluß Oesterreichs an die Alliirten. Erschreckt ließ Napoleon das Glas auf den Tisch niederfallen, und siehe—das Glas war unverletzt, nur die eingravirte Kaiserkrone über dem Namenszuge glatt herausgebrochen. Zwei Monate später ging bei Leipzig die verhängnißvolle Vorbedeutung in Erfüllung.

Rösselsprung.

Sonst	das	mein	Ge=	Knabe	len	ters	noch
o	gern	spielt	Schwert	zu=	zu	lieb'	und
Stern	Blick	rück	bist	spie=	schon	Kind	Ba=
und	se=	so	ich	sein	er	Die=	als
mein	und	froh	sprach	es	mit	des	ein
lig	lieb=	te	mit	zum	lig	Kind	ner
ne	kehrt'	send	se=	droh=	schwang	Scep=	ße
ko=	o	Kro=	ich	ter	Schoo=	be=	ich

Eine Rechnungsaufgabe.

Ein Mann hatte sieben Kinder, und ein Vermögen von 4900 Dollars. Die jüngeren Kinder plagten ihn nun öfters, er möchte doch in seinem Testament die Jüngeren nicht vergessen, und ihnen etwas mehr zukommen lassen, indem sie ja sonst zu kurz kämen, weil die älteren den Vorzug hätten. Der Vater wollte gerecht sein, und machte sein Testament, las es den Kindern vor, und alle waren zufrieden; es lautete:

Der älteste Sohn soll vom ganzen Vermögen $100 zum Voraus haben, und von dem Rest den achten Theil.

Der zweite soll $200 Voraus haben, und vom Rest wieder den achten Theil. Und so soll jeder Folgende $100 mehr als der vor ihm zum Voraus haben, und vom Rest wieder den achten Theil. Der Letzte erhält, was übrig bleibt.

Damit waren die Kinder alle zufrieden. Als der Vater starb, mußte natürlich getheilt werden, nun ist auszurechnen, wie viel jedes Kind bekam.

Wer erräth's?

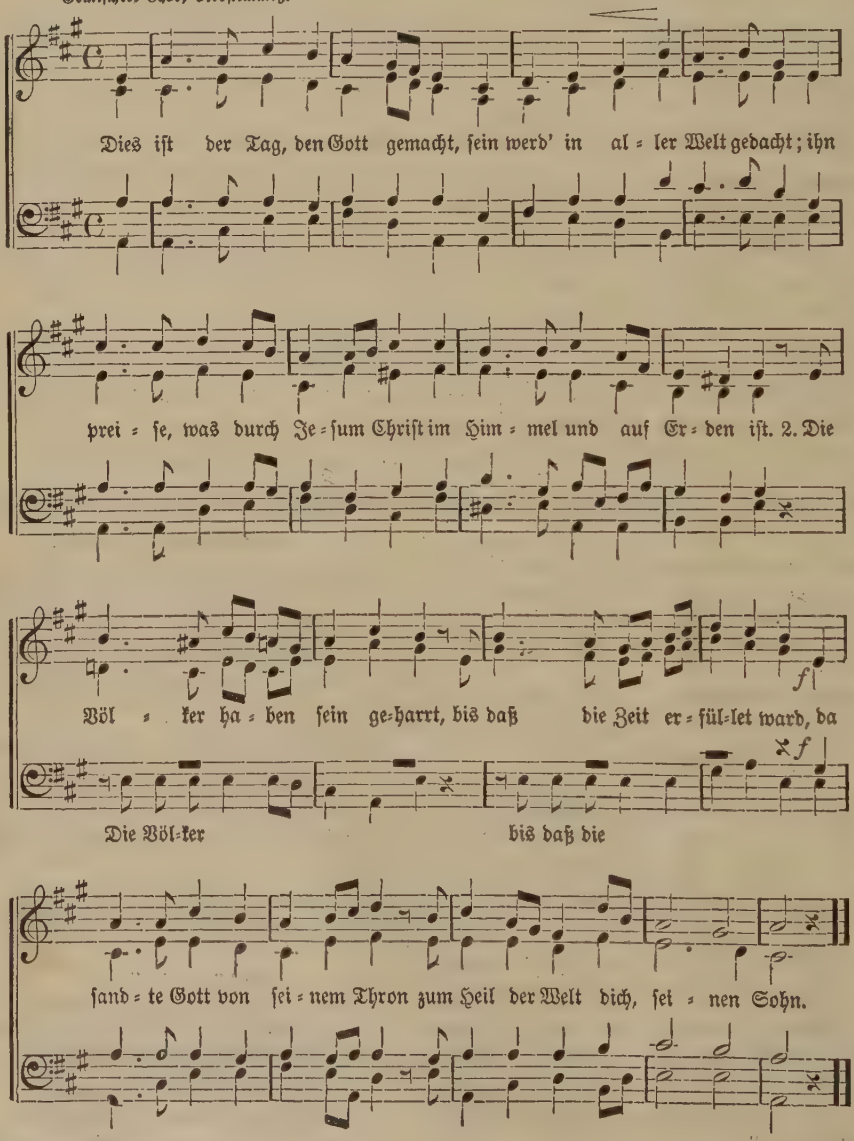
Die Erste bist du selbst, mein lieber Freund,
Auch wirklich—oder, daß es nur so scheint?
Am Zweiten freut sich Jung und Alt,
Weil schön in jeglicher Gestalt.
Das ganze hebt ein deutsch Gemüth,
Wenn's andachtsvoll es brennen sieht.—P. D.

Auflösungen der Räthsel im Novemberheft.

1. **Homonym.** — Pflaster.
2. **Charade.** — Leumund.
3. **Räthsel.** — Trauermantel.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht.

Gemischter Chor, vierstimmig.



Im hohen Tannenwald.

Zwischen schneebeladnen Bäumen,
Die Luft so klar und kalt,
Wandle ich ganz alleine
Im hohen Tannenwald.

Noch keines Menschen Schritte Vor mir auf dieser Höh,
Nur leichte Vogeltritte Im sammetweichen Schnee.

Die schlanken Stämme steigen Wie Säulen rings empor,
Die Wipfel sich verzweigen Gleichwie zum Kirchenchor.

Mir wird als wie im Münster So feierlich zu Sinn,
Der Wald vertieft sich finster In weite Fernen hin.

In diesen Einsamkeiten Wie liegt die Welt so weit,
Im stillen Fürbaßschreiten Vergeß ich Ort und Zeit.

(Karl Gerok.)

Das Evangelische Magazin.

Band 17. Februar 1885. Nr. 2.

Stechpalme.

(Eine Weihnachtserinnerung von Marcus Boyen.)

(Schluß.)

So verging wieder einige Zeit, der Tag, an welchem ich eigentlich erst meine letzten fünfzig Thaler hätte einzahlen sollen, war vorüber, der Schwarzenfeld ließ nichts von sich hören, aber den Zettel hatten wir noch immer nicht gefunden, darüber kam das Weihnachtsfest. Am Morgen des heiligen Abends—es war gerade ein Sonnabend und viele Leute von hier, oder von noch weiter her, waren unterwegs zur Stadt—da mach' ich für einen Bauer aus dem nächsten Dorfe ein Hufeisen an seinem Pferde wieder fest; der Mann war mir schon von früher her ein unannehmer Mensch, sie erzählten auch von ihm, er sei so eine Art Zutreiber für den Schwarzenfeld, der führt nun gegen mich an dem Morgen allerhand spitzige Redensarten, wie das Geschäft ginge, und ob es wahr wäre, daß mich der Schwarzenfeld sicher hätte, und von Leuten, die immer neben dem Handwerk noch als halbe Bauern reich werden wollten und Schulden machten, und so weiter. Ich sage, ich wäre keinem was schuldig, da sieht er mich an und sagt, er hätte eben oben vor unserm Dorfe auf dem Heidenberg den alten Schwarzenfeld gesprochen, der wolle ins nächste Dorf, um für Neujahr den Verkauf des Hofes von einem anzusetzen, der immer ein schlechter Zahler gegen ihn gewesen sei und dann hätte der Schwarzenfeld hinzugesetzt, dem Schmied Neumann habe er noch für heute ein hübsches Christgeschenk zugedacht, er wolle gegen Mittag nach der Stadt und eine Klage gegen ihn einreichen. „So, so," sage ich und weiter nichts, der Bauer zahlt sein Geld und reitet auf seinem Schimmel ab, und wie er so ein Ende vom Haus entfernt ist, da dreht er sich noch einmal um, und lachte ganz laut und höhnisch.

Als ich das Lachen höre, steigt mir das Blut zu Kopf wie in früheren, schlimmsten Zeiten, mir wird es ganz dunkel vor den Augen, ich meine, ich solle ersticken; da bricht eine Wuth in mir los auf den alten Schwarzenfeld, wie ich's gar nicht mit Worten sagen kann, ich reiße meine Mütze vom Nagel und mach' mich auf, um so, wie ich geh' und steh', den Schuft zu treffen und — — nun ja, was weiß ich, mit ihm zu machen. Das Unglück will, daß die Bärbel nicht gleich zu sehen ist, sie hätte mich vielleicht zurückgehalten, ich höre sie in der Küche mit den Kindern lachen und ich balle die Faust und verwünsche den Kerl, der mich mit so einer Frau und den unschuldigen Kindern will ins Elend hetzen.

Ich steig hinauf, so im Schurzfell wie ich bin, zum Heidenberg, da die Anhöhe hinter dem Dorf, da geht der Weg zum nächsten Dorf, da werde ich den Schwarzenfeld treffen.—Es war ein Wetter, als sollte die ganze Welt zu nassem Schnee werden, der Boden im Wald verweicht, die Tannen so mit halbzerflossenem Schnee beschwert, zerzaust und elend, und dazu matte Schneeflocken in der Luft handgroß und eitel Wasser, ich wurde, in Hemdärmeln wie ich war, bald schön zugerichtet, aber die Kälte und Nässe that mir für meinen Zorn gut. Ich stelle mich in eine Höhlung im Gestein, wo etwas Dach über mir ist und werde auf den Schwarzenfeld warten, denn

hier muß er vorbei, wenn er zurückkommt, und ich konnte von der Stelle aus auch weiter hinauf und herab sehen, so daß er mir nicht entgehen sollte. Was ich zu ihm sagen wollte, wußte ich nicht, was mir mein erster grimmer Zorn vorgesprochen hatte, den schlechten Mann für alle Zeiten still zu machen, das war verraucht, ein Mörder wollte ich doch nicht werden, aber in Angst wollte ich den Lump setzen, unter meiner Faust sollte er sein Unrecht eingestehen, und ich wollte ihn gleich mit mir schleppen zum Schulzen, daß er mir dort vor Zeugen meine Schlußquittung ausstellen sollte.

Bald sehe ich ihn kommen, ich also gehe zu ihm hin; wie er mich so sieht zerzaust im Lederschurz und so in voller Wuth, schreit er mich an, ich solle von ihm fort bleiben, er hätte nichts mehr mit mir zu thun, meine Sache sei schon bei dem Gericht angegeben. Ich schrei' auch auf ihn ein, wie er so miserabel sein kann, mich mit Betrug vor allen Leuten zum Schurken machen zu wollen und faß' ihn an den Armen und sag', ich ließe nicht ab, er müsse mit mir auf der Stelle zum Schulzen, oder ich stände für nichts, und was ich sonst in meiner Wuth vorbringe. — Da kommen zwei Bauernweiber den Weg daher und begucken uns und der Schwarzenfeld sagt: „Wenn du für deine Drohungen gegen mich noch Zeugen brauchst, da hier die Franen werden sagen, daß du mir hier den Tod androhst; das ist allemal der egale Weg für so einen, wie du bist, erst verlumpen und dann fremdes Geld borgen, und statt abzahlen mit deinem Schmiedehammer drohen."

Die Weiber schnattern und bekreuzen sich, mir aber war's, als ob der kleine Hammer, den ich wie immer hinter meinem Schurz auf der Brust trug, wie rothglühend Eisen wurde, so brannte er mich. „Nimm mich und schlag den Hund todt!" schien er zu rufen. Ich steh, als kann ich mich nicht rühren, der Schwarzenfeld aber geht mit den Weibern rasch davon, und ich sehe ihnen nach und bleibe starr stehen. Eine Weile gehen die drei zusammen, dann gehen die Weiber nach rechts, der Schwarzenfeld allein nach links auf unser Dorf zu. Ich faß' den Hammer und wieg' ihn in der Hand, ich seh' dem Menschen nach und meine Zähne schlagen vor Wuth aneinander, ich seh' wie mir das nasse Hemd auf der Brust zu dampfen anfängt und mit einem Satz bin ich hinter dem Schwarzenfeld her."

Der Schmied hielt inne und athmete tief, er wischte sich mit dem Aermel über die feucht gewordene Stirn und fuhr dann leiser fort. „Wenn Gott das Wollen straft wie das Vollbringen, dann bin ich vor Gott ein Mörder, denn ans Leben wollt ich dem Schwarzenfeld. Wie ich daherjage, gleite ich auf dem nassen Schnee, ich stolpere, will fallen, der Hammer fliegt mir im weiten Bogen aus der Hand und ich falle auf beide Kniee auf den Boden hin. Und wie ich so schwerathmend da auf den Knieen liege, da klingt vom Thal herauf die Glocke aus unserem Dorfe und wie in einem raschen Augenblick steht vor mir unsere Kirche und der Herr Pfarrer, der mich schon in der Kinderlehre vermahnt hat, wie ich vor ihm am Altar gekniet und dann nachher wieder, wie er mich am Altar mit der Bärbel zusammen gegeben hat, und ich denke an die Frau und die Kinder und an das, was ich jetzt habe thun wollen und wie ich damit für alle Zeit von Gott, von Frau und Kinder geschieden und verloren gewesen sei, wenn der Herrgott mich nicht hier auf die Kniee geworfen hätte und mich durch die Kirchenglocke angerufen. Und ich fühl's, daß mich kein Schwarzenfeld und kein Gericht so ehrlos sprechen könnte, wie ich mich selbst gemacht, wenn Gott mich nicht gehalten.

Ich steh' mühsam auf und bin wie schwindlig, da heb' ich meine Blicke auf zur Höhe und sehe oben auf dem Berge, da von wo es so weit ins Land zu schauen ist, das steinerne Kreuz, welches vor Jahren der Engländer dort hat aufrichten lassen, weil da oben zur Winterzeit sein Sohn einen Blutsturz vom jähen Steigen bekommen hat, und haben sie ihn todt von oben herunter gebracht, und ich will dort hinauf und beten und danken, daß Gott mich vor Schlimmerem bewahrt hat, wie Tod und Sterben. — Ich steig hinauf, ich geh nicht auf den Wegen hinauf, ich arbeite mich vorwärts die steile Höhe hinan durch Gestrüpp, über Wurzeln und loses Gestein, ich stehe und gehe, wo kein Mensch vor mir und wohl auch keiner je nach mir wird gegangen sein, die Hände bluten mir und ich sehe aus, als käme ich von einer Rauferei, aber dann bin ich in zehn Minuten oben, wo ich auf dem Wege hin mehr als eine Stunde gebraucht hätte. Ich falle an dem Kreuze nieder und bete, und liege lange Zeit. — Ja, lieber junger Herr, ich hab' beten können, wie nie sonst; ich flehe Gott um Verzeihung, ich gelobe Besserung, ich danke Gott für seine Gnade, die er eben an mir gethan, und ich bitte ihn, mir zu helfen, daß ich nicht in Schande gerathe. Und wie ich so verzückt an dem Kreuze liege, so streicht mir etwas über das Gesicht wie Menschenhand, und als ich aufschaue, da ist's ein Zweiglein von immergrüner Stechpalme, das da an einem Strauch gewachsen, den vor Jahren derselbige Engländer dort gepflanzt, denn sie sagen, die Stechpalme ist das Weihnachtsgrün für die Engländer, und der Strauch ist merkwürdigerweise dort auf der Höhe angegangen und weiter gediehen, und steht doch sonst auf Meilen weit kein zweiter solcher Strauch. Da faß' ich das Zweiglein und pflück' es ab und beschau es mir mit Thränen in den Augen und bin wie närrisch und stecke es daher, wo der Hammer vordem gesteckt hat, und geh' auf den Wegen heim, so in getroster Freude, als ob das grüne Zweiglein auf meiner Brust ein sicheres Pfand sei, daß der Herrgott mich nicht verlassen will. — Und wie ich ins Dorf komme, so schreien mich die Leute an, und der Schulze ist da mit Gendarmen und Knecht, und der Schulze faßt mich an und sagt: „Neumann," sagte er, „ich muß Sie verhaften, oben liegt auf dem Wege der Schwarzenfeld erwürgt und todt, und Sie sind des Mordes verdächtig gemacht auf Geschrei und Anzeige von zwei Weibern, welche sagen, Sie hätten oben auf dem

Heidenberge harten Streit auf Tod und Leben mit dem Schwarzenfeld gehabt."

Ich bin wie starr, ich kann kein Wort vorbringen, die Menschen begaffen mich, und wie sah ich auch wohl aus, zerschunden, blutig und zerrissen; ich muß aufs Schulzenamt, und sie schließen mich dort ein.—Kein Wort hab' ich vorbringen können, ich war wie halbtodt, und ich lege mich auf die Ofenbank und weiß nichts mehr von mir. Wie lange ich da so gelegen, kann ich nicht sagen, ich habe nichts gedacht, ich habe nicht geweint und nicht getobt, ich denke, von dem Allem, was ich an dem Tage schon durchgemacht hatte, und wegen der Nässe und der Kälte, bin ich wohl so, wie sie es nennen, ohnmächtig geworden, obgleich das sonst doch nur Frauenzimmerart sein soll.—Mit einemmale fahr' ich auf, da steht im Zimmer der Schulze und hinter ihm die Bärbel, die stürzt auf mich zu und sieht mir ins Gesicht. „Andreas," schreit sie, „sage mir nur eins und ich will keinem Menschen sonst was glauben, sage, du hast den Schwarzenfeld nicht kalt gemacht, sage, daß du das nicht hast thun wollen."

„Bärbel," sag' ich, „ich habe den Mann nicht vom Leben gebracht, aber ich hab's thun wollen." Da sieht sie mich an und wird wie ein Tuch so weiß, und endlich spricht sie: „Wenn der Schwarzenfeld durch einen Andern hin ist, so wird deine Unschuld an den Tag kommen, aber weil du es hast thun wollen, darum ist das Elend über uns gekommen." — Da sagte der Schulze zur Bärbel: „Frau Neumann," sagte er, „Sie sollten Ihren Mann nicht solche Sachen aussagen lassen; wo es auf Tod und Leben geht, ist manche ungeforderte Aussage von Schaden, ich darf ohnehin nicht erlauben, daß Sie hier sind, Sie haben Ihren Mann gesehen, jetzt ist Ihre Zeit hier um, aber wenn Sie zu Hause sind, schicken Sie Ihrem Manne anderes Zeug auf den Leib und vielleicht eine warme Decke, wir werden wohl gegen Abend zur Stadt mit ihm fahren."

Und so ging meine Frau fort.

Wieder hielt der Schmied im Erzählen inne, die Macht der Erinnerung benahm ihm fast den Athem, da legte die Frau die Hand auf seinen Arm und sagte: „Andreas, jetzt will ich weiter erzählen, was nun kommt, das habe ich erlebt, und wenn ich hundert Jahre alt werde, ich vergesse keine Stunde von dem Tage, den ich vor einem Jahre hier durchlebt habe." Der Schmied nickte stumm, die Pfeife war ihm schon lange über seinem lebhaften Sprechen ausgegangen, er lehnte seinen breiten Rücken gegen den warmen Ofen und verwandte kein Auge von dem Gesicht der Frau.

Als ich nun so von meinem Manne Abschied nehmen mußte, fing die Frau nun an zu sprechen, und ich kam zurück in unser Haus, da war mir zu Muthe, wie ich keinem je beschreiben kann; ich packte zusammen, was ich für meinen Mann nach dem Schulzenamt schicken sollte, und meine Thränen fielen auf jedes Stück davon. Ich ließ es durch den Lehrjungen hintragen, und dann, wie ich den Jungen so fortgehen sah, und sah den leeren Platz in der Ecke, wo sonst das Zeug von dem Andreas gehangen hatte, da war's in mir, als sei mein Mann gestorben und würde nie wieder hier in Haus und Schmiede schaffen, und mit uns fröhlich sein. Die Kinder drückten sich scheu in die Ecken, wie sie mich so starr in Thränen sitzen sahen, der Aelteste hatte etwas davon gehört, daß der Vater auf dem Schulzenamt sei, aber er wußte, Gottlob! nichts von dem schrecklichen Verdachte, und ich hatte dem Lehrbuben befohlen, reinen Mund zu halten, und weil draußen alles in Schnee und Gerinsel verging, so war's leicht, den Kindern zu verbieten, aus dem Hause zu gehen.

Den kleinen Christbaum, der an dem Abend hatte brennen sollen, trug ich mit Thränen in eine entlegene Kammer und vertröstete die Kinder auf einen andern Tag, ich kochte den Kleinen eine Suppe und freute mich, daß sie so tüchtig essen konnten.—Später schlich ich noch einmal nach dem Schulzenamt, ich habe gebeten und geweint, aber ich bekam meinen Mann nicht zu sehen; der Schulze sagte mir, er habe etwas gegessen und liege wie im Schlafe, sprechen thäte er nichts. Er würde vor morgen früh nicht nach der Stadt geführt werden, gegen Abend käme der Herr Staatsanwalt selbst aus der Stadt und bliebe zur Nacht im Dorfe, und am Morgen brächten sie dann den Andreas fort.

Wie ich nach Hause komme, da schicke ich den Lehrjungen zu seiner Mutter, die im Dorfe wohnte, ich mochte mit keinem zusammen sein, der von meinem Elend wußte, so war ich mit den Kindern allein. Es waren zwar am Tage Manche gekommen: „Frau Neumann, was haben wir gehört——" oder: „Nachbarin, was sind Sie doch nun gestraft, wenn die Schande von Ihrem Manne wahr sein sollte—" und was sie sonst sagten, ich habe sie alle kurz gehen heißen, auch die, welche kamen, um mich zu trösten, und herzlich und treu sagten: „Schmiedin, vertraut auf Gott, Ihr Mann ist zwar schlimm im Zorn, aber so weit kann's nicht mit ihm gegangen sein, und seine Unschuld wird schon an den Tag kommen."

Es war den ganzen Tag über dunkel gewesen, jetzt, wie es Abend werden wollte, da brach ein Schneesturm aus, daß man meinte, die Welt gehe unter; der nasse Schneeschlamm hat auf den Wegen fußhoch gelegen, denn wenn die großen Schneeflocken lagen, dann zergingen sie halb zu Wasser.—Wie die Zeit kam, wo wir hätten zur Kirche gehen sollen, da hat man kaum das Läuten hören können; ich blieb mit den Kindern zu Hause, ich habe zu ihnen von dem Tage und dem Jesuskinde gesprochen, wir haben gebetet, zuletzt war eins nach dem andern müde, so machte ich sie satt und brachte sie zur Ruhe.

Dann saß ich ganz allein und horchte in die dunkle Nacht hinaus auf den Sturm, und wie der Schnee gegen die Fenster peitschte, und rang die Hände, und stöhnte, und konnte es noch immer nicht glauben, daß noch gestern der Andreas hier mit uns gelacht hatte. Da hör' ich draußen rufen und pochen, und ich weiß nicht, ob ich

hinaus soll oder nicht. „Am Ende ist's Botschaft vom Andreas!" denke ich und gehe hinaus. — Da steht ein Mann, der sagt, er sei gefallen und habe sich wohl den Fuß etwas vertreten, denn er könne nicht gut weiter gehen, um nach dem Krug im Dorfe zu suchen, und er fragt, ob er nicht auf kurze Zeit eintreten könnte, sich trocknen und nach seinem Fuß sehen. Der Mann hat etwas Freundliches in seiner Stimme, und ich lass' ihn eintreten; im Hause sehe ich, daß er so an vierzig Jahre alt ist, und von gutem Ansehen, wie kluge Herren aus der Stadt, aber durch und durch verweicht und von dem Wetter schlecht zugerichtet.—Ich führe ihn in die Stube und gehe hinaus, und koche ihm einen Kaffee, und bringe ihm Brod, und stelle alles vor ihn hin, und er sieht mir so treu in mein verweintes Gesicht, und dann bittet er mich, ob ich ihm nicht etwas geben könnte, damit er seine nassen Kleider für kurze Zeit loswerden könnte.

So gehe ich und will im Schranke nachsehen, wo mein Mann seine Sonntagskleider aufhebt, da ist der Schrank verschlossen und mein Mann wird den Schlüssel bei sich haben, ich weiß doch noch etwas Wäsche zu finden und dann bringe ich dem Fremden einen alten Reisepelz von dem seligen Vater von meinem Manne, zwar schlecht und ganz verbraucht, aber doch warm, und ich hatte sonst nichts. Dann gehe ich hinaus.

Als sich der Mann etwas umgezogen hat, und ich hinein komme, und setze mich in eine Ecke, da dankt mir der Herr so freundlich und sagt, es sei schön, daß ich so mildthätig gegen einen Fremden bin, und dann fragt er mich, warum ich so allein und so traurig bin. Zuerst kann ich nur weinen, dann aber nach und nach erzähle ich alles von dem verlorenen Scheine und von der schrecklichen Anklage gegen den Andreas auf Mord.—O, es war ein guter Herr, der Mann, er verstand zu trösten und so schön zu sprechen, wie gerecht und klug die Richter wären, und wie mit Gottes Hülfe meines Mannes Unschuld an den Tag kommen würde. Und er hat noch manches gefragt, ob denn der Schwarzenfeld nicht sonst noch bittere Feinde hier im Dorfe und außerhalb habe, und ich sage nur, daß ich davon nicht viel wüßte, und dann erzählt er auch, wie es gekommen, daß er so spät und bei dem schlechten Wetter so am heiligen Abend auf der Landstraße gewesen ist und gar dort gefallen. Ich muß sagen, ich habe nicht recht acht auf seine Erzählung gegeben, oder es ist vergessen vor dem, was nun geschah, denn mit einemmale fingert der Mann so an dem alten Pelzmantel herum und zieht einen Zettel hervor, der hat zwischen Pelz und Zwischenfutter gesteckt, und wie wir genau zusehen, da ist es die lang gesuchte, fehlende Quittung.

Und jetzt weiß ich auch, daß mir mein Mann oft erzählt hat von dem Schlitz im Pelz, in den sein Vater oft allerlei hinein gesteckt hat zum Spaß für den Andreas, wie der noch Kind war, und jetzt weiß ich auch, daß mein Mann an einem Abend so im März, wo es fror und er hatte am Tage einen Fieberanfall gehabt, in diesem Pelzmantel bei dem Schwarzenfeld gewesen ist, und auf dem Zettel steht auch die Quittung vom 29. März. Wie ich den Zettel in meiner Hand halte, da weiß ich, daß den der Andreas sehen muß, ehe er in Sorgen die ganze Nacht verbringt, so sage ich zu dem Herrn, ich ließe ihn für eine Stunde allein zu Hause, ich müßte zu meinem Manne, ich höre nicht auf sein Abreden, ich ziehe meinen Rock über den Kopf, nehme die Quittung und gehe hinaus.

Draußen hatte der Schneefall aufgehört, es kam kalt von dem Heidenberge herunter geweht, und am Himmel stand hier und da ein Stern, an dem der Wind die Wolken vorbei trieb. Im Schulzenamt ist noch Licht, da wartet der Schulze noch immer auf den Richter aus der Stadt. Der Schulze hört von meinem Funde, aber er weiß nichts von der ganzen Sache mit den ungenügenden Quittungen und kann mich nicht recht verstehen. Er nimmt mich freundlich bei der Hand und sagt: „Frau Neumann, Ihr Mann sagt mir, er sei an dem Mord unschuldig, und ich kenne Ihren Mann lange, und wenn ich auch weiß, zu was Zorn und blinde Wuth treiben kann, so sage ich doch, ich denke, Ihr Mann ist an der That unschuldig. Man hat ihn aber doch im harten Streit mit dem Schwarzenfeld gesehen, und er ist nachher auf dem Heidenberge geblieben, und ist eine Stunde darauf oder noch später ins Dorf gekommen, und er kann nicht sagen, was er in der Zeit zwischen seinem Streit mit dem Ermordeten und seiner Rückkehr getrieben hat, denn wenn Ihr Mann sagt, er sei währenddessen oben am englischen Kreuze gewesen, und habe gebetet, so kann ihm das keiner glauben, der den Weg nach da hinauf kennt, da geht kein Mensch den Weg hinauf und herunter in so kurzer Zeit, und diese falsche Aussage schadet dem Neumann mehr, als wenn er nichts über die fragliche Stunde aussagt. Aber verzagt nicht, Frau, unser Herrgott lebt noch und hat noch keinen Unschuldigen verlassen. Ich will Sie noch zehn Minuten zu Ihrem Manne lassen, es ist zwar gegen meine Pflicht, aber ich thu's, weil ich ihn trotz allem für unschuldig halte."

Es war eine kurze Zeit, die zehn Minuten, zuerst hat mein Mann sich nicht aus dem Schlafe finden können, und sich erinnern, wo er war, aber dann hat er sich so über den Zettel gefreut; und wie ich ihm erzähle, was mir der Schulze eben gesagt hat, da spricht er: „Die Zeit wird doch noch nicht gekommen sein, wo ein Wort von einem bisher unbescholtenen Manne bei Gericht nicht mehr gehört wird und keinen Glauben findet; Bärbel, ich habe getroste Zuversicht, daß Gott mir beistehen wird."—Und so erzählt mir der Andreas, wie ihn oben am Kreuze der kleine grüne Zweig berührt hätte, wie Gottes Finger selbst, und er schenkt mir das kleine Zweiglein und schickt mich heim.

Hier im Hause hat der gute Herr getreu auf mich gewartet, er läßt sich von mir alles erzählen, und dann sagte er, ich solle zur Ruhe gehen, denn es war Mitternacht gekommen, und er sagte noch, er wolle annehmen, da ich doch bisher eine so mildthätige Frau gegen ihn

gewesen sei, so würde ich ihm auch erlauben, hier im warmen Zimmer auf der Bank zu übernachten. Und wie ich noch vor ihm stehe, und er spricht so freundlich zu mir wie ein alter, treuer Freund, da faßt er nach dem kleinen Stechpalmenzweig und sagt, er hätte, seit er in England gewesen sei, den hübschen Strauch nicht mehr gesehen.

Da erzähle ich ihm, daß solcher Strauch, der sonst hier nirgends herum zu finden ist, von einem Engländer gepflanzt ist dort oben an dem Kreuze, wo mein Mann heute gewesen ist. Und ich nehme das Zweiglein und stecke es hinter meinen eingerahmten Confirmationsspruch, und sage: „Ja, wenn das Zweiglein hier reden könnte und aussagen, daß es meinen Mann dort oben gesehen hat, und er hat es doch heute oben gepflückt und herunter gebracht, so wäre ja der Mund da, der beweisen müsse, daß mein Mann während der Zeit nicht unten dem Schwarzenfeld könnte ans Leben gegangen sein."

Da geht eine Rührung über das Gesicht des Fremden, und er tritt vor die Wand und nimmt den grünen Zweig in seine Hand und spricht mit tiefer Stimme: „So wird Gottes Mund durch dieses kleine Reis Zeugniß vor Gericht ablegen, wenn Menschenzungen nicht vermögen, dieses Mannes Unschuld zu bezeugen; ich will den Zweig vor Gericht tragen, ich will eure Sache mit Gottes Hülfe zu einem guten Ende führen; du aber, junges Weib, vergiß nie, was der gütige Gott an euch gethan hat."

Die Frau schwieg, sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, sie schmiegte sich an ihren Mann und weinte leise.

Eine Weile blieb es ganz still im Stübchen, dann sagte der Mann, indem er nach dem Christbaum im Zimmer wies: „Ich bin heute früh oben am Kreuze gewesen und habe einen frischen, grünen Zweig dort für die Frau zum Christgeschenk geholt, aber da oben das kleine dürre Zweiglein am Kreuzchen, das ist dasselbe, was mir vorm Jahr der Herrgott geschenkt hat. Das soll am Weihnachtsabend alle Jahre am Baume prangen, so lange eins von uns am Leben bleibt, denn Gott hat uns durch dies kleine Reis zum Recht verholfen. Es gibt im Lande weitumher nur diesen einen Stechpalmenstrauch, hatte ich ein frisches Reis gebrochen, so konnte es nur von dort sein; ich bin frei gesprochen worden, noch ehe die Sache vor das Schwurgericht kam."

„Und wer hatte den Mann ermordet?" fragte ich.

„Der Schuldner aus dem nächsten Dorfe, er kam bald in Anklage und hat am Ende auch nicht geleugnet, aber weil sich im Hause des Schwarzenfeld allerhand Papiere fanden, die es klar machten, wie sehr der Mann zum Aeußersten getrieben war, so haben die Richter ihn nicht zum Tode verurtheilt, sie sagen, er könne wohl nach Jahren begnadigt werden.—In mir aber ist seit den Tagen alles vergangen, was sonst in mir den Menschen zum Thier gemacht hat, und ich denke, wen der Herrgott für werth hält, in Noth und Zerknirschung solch tröstend Versprechen zu geben, wie mir durch das Zweiglein, der vergißt Gottes nie und versucht in Treue ein rechtschaffener, dankbarer Mensch zu sein."

Ich schied am Abend des nächsten Tages von dem Schmied und seiner Familie, voll Dank für das, was ich dort gefunden und werde den Abend dort nie vergessen können.

Merkwürdige Pflanzen.

II.

Zu den sonderbarsten aller Pflanzen rechnet man die Welwitschia, welche daher mit Recht auch die wunderbare (mirabilis) genannt ist. Ihren Gattungsnamen hat diese Pflanze von dem österreichischen Botaniker Dr. Friedrich Welwitsch, der sie auf einer Reise, welche er im Auftrage der portugiesischen Regierung ausführte, im Jahre 1860 auf einer sandigen Hochebene in der Nähe des Cap Negro im tropischen Westafrika entdeckte. Die Eingeborenen nennen sie Tumbo. Dieses Naturwunder ist also noch nicht lange bekannt, und man ersieht daraus, daß aus Afrika immer noch Neues zu holen ist.

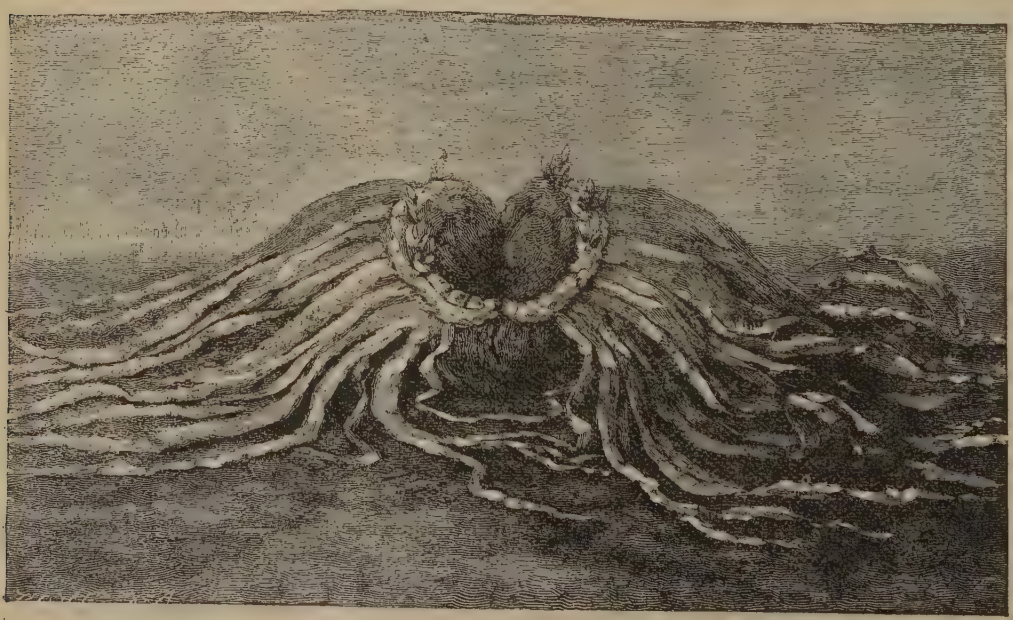
Das botanische Museum zu Berlin besitzt zwei trockene Exemplare der Welwitschia, die in einem Glaskasten aufbewahrt werden. Nach diesen Exemplaren, in Vergleichung mit der Abbildung der lebenden Pflanze, die sich in der Bibliothek des Museums befindet, sieht die Welwitschia folgendermaßen aus. Auf einer starken Pfahlwurzel erhebt sich über der Erde ein nur wenige Zoll hoher Stamm, der nach oben zu flach abgeschnitten erscheint, mit einer Vertiefung nach der Mitte. Der Umfang der oberen Fläche ist mitunter sehr bedeutend und beträgt bis zu vierzehn Fuß. Am Rande dieser Fläche sitzen einander gegenüber zwei lange, bandartige grüne Blätter von derber Beschaffenheit. Mehr als diese beiden Blätter treibt die Pflanze nie, obgleich sie ein langes Leben hat und vermuthlich ein Alter von mehreren hundert Jahren erreichen kann. Mit der Zeit spalten die beiden einzigen Blätter der Pflanze sich und zertheilen sich in Streifen. Eine solche Zertheilung ist zu bemerken auf der vorliegenden Abbildung, welche nach dem größeren der beiden Exemplare des Berliner Museums angefertigt ist. Auf dem oberen Rande des Stammes stehen, innerhalb des Blätteransatzes, in großer Zahl die gestielten Blüthen der Pflanze, die von purpurrother Farbe

sind. Die Frucht hat mit einem Tannzapfen Aehnlichkeit, und dies hat die Gelehrten veranlaßt, der Welwitschia im botanischen System einen Platz unter den Nadelhölzern zu geben. Recht hinein gehört sie nicht in diese Familie, aber sie steht so ganz einsam da in ihrer Wunderlichkeit, wie einer ganz fremden Welt angehörend, daß sie immerhin froh sein kann, in einer so ehrenwerthen Gesellschaft untergebracht zu sein und einen Platz zu finden in der Nähe unseres in seiner Art auch geheimnißvollen und wunderbaren Taxus oder Eibenbaumes. Uebrigens sind in der letzten Zeit im botanischen Garten zu Kew, bei London, und an anderen Orten Züchtungsversuche mit der Welwitschia angestellt worden, die von Erfolg waren und manches an dem Wesen dieses Wunderbaumes aufgeklärt haben.

Welwitschia, Knospe.

Länger schon bekannt als die Welwitschia und kaum weniger wunderbar als sie, nur nicht so alleinstehend in ihrer Eigenthümlichkeit ist die Rafflesia Arnoldi. Sie hat in der alten und in der neuen Welt einige Verwandte, mit denen zusammen sie eine besondere und sonderbare Familie bildet. Die Pflanze wurde entdeckt im Jahr 1818 von dem Botaniker Dr. Joseph Arnold, als derselbe mit Raffles, dem Gouverneur der dortigen Niederlassungen der ostindischen Compagnie, eine Reise durch Sumatra machte. Diesen beiden Männern zu Ehren ist die Pflanze benannt worden. Arnold erlag bald nach der Reise dem Fieber, Raffles kehrte nach England zurück, wo er 1826 starb.

Die Rafflesia gehört zu der eigenthümlichen Gruppe der Schmarotzerpflanzen, solcher Gewächse, die nicht unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung beziehen, sondern als ungebetene Gäste auf anderen Pflanzen leben, und gewissermaßen von dem Blute derselben sich ernähren. Schmarotzer sind alle die zahllosen Pilzarten, außerdem eine Reihe



Welwitschia. Eine seltsame afrikanische Pflanze.

höherer, blüthentragender Gewächse, von denen jedoch nur wenige bei uns einheimisch und allgemein bekannt sind. Von diesen wachsen die meisten auf den Wurzeln anderer Pflanzen, andere, wie die sehr verbreitete und bekannte Mistel, auf den Zweigen der Bäume; andere, mit windendem Stengel, wie die Flachs- oder Kleeseide, keimen auf dem Boden und springen, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, auf eine benachbarte Pflanze hinauf, um fortan, sie fest umklammert haltend, von ihr sich ernähren zu lassen. Sobald sie ihr Opfer ergriffen haben, trennen sie sich vom Boden. Auf einem solchen von der Cuscuta oder Kleeseide in Besitz genommenen Flachs- oder Kleefelde erscheinen alle Pflanzen wie von seidenen Stricken umwunden und erwürgt. Wenn man den Hergang sich vorstellt, so kommt man unwillkürlich zur Vergleichung desselben mit der Art und Weise, wie ein Thier seiner Beute sich bemächtigt. In wenig auffallender Weise führen sonst verschiedene Gewächse mit einander den Kampf ums Dasein, und verdrängen einander allmälig; in diesem Falle aber fällt eine Pflanze in der Weise eines Raubthiers über die andere her.

Knospe der „Rafflesia Arnoldi."

Die Rafflesia gehört zu denjenigen Schmarotzern, welche auf den Wurzeln anderer Pflanzen leben. Es sind die Wurzeln einiger auf Sumatra und Borneo einheimischer Cissusarten, auf denen sie sich entwickelt. — Aber etwas ganz Besonderes hat sie. Fast alle Schmarotzerpflanzen entbehren der grünen Blätter, haben aber doch einen Stengel, der anstatt der Blätter mit Schuppen besetzt ist: die Rafflesia ist lediglich eine Blume. Sie ist die größte Blume der Welt, denn sie hat über drei Fuß im Durchmesser, und ihr Gewicht beträgt zehn bis fünfzehn Pfund.

Es ist nicht leicht zu erklären, wie die sehr feinen Samenkörner dieser Pflanze an den Ort gelangen, wo sie zur Entwickelung kommen. Sie entwickeln sich nemlich unter der Rinde der Cissuswurzeln und durchbrechen diese im Lauf ihres Wachsthums. Tysman, der Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, hat auf künstlichem Wege Samen der Pflanze unter die Rinde auf Java einheimischer Cissusarten gebracht, und auf diese Weise die Pflanze gezogen. Diese bildet zuerst ein Knöllchen oder eine kleine Knospe, die in dem Gewebe der Mutterpflanze sich bewurzelt. Sie durchbricht die Rinde und nimmt, an Größe zunehmend, die Gestalt eines Kohlkopfes an. Zuletzt bricht die Knospe auf, und über der Erde erscheint diese seltsamste aller Blumen. Dieselbe hat fünf halbzolldicke Blumenblätter von ziegelrother Farbe, die mit weißen und braunen Schuppen besetzt sind. Diese Blumenblätter umschließen ein Inneres von tortenartiger Gestalt. Ein äußerer fleischiger Ring trägt die Staubgefäße, ein zweiter Ring von derselben Beschaffenheit umschließt nach innen zu eine Scheibe, auf welcher die, wie die Staubgefäße, höchst eigenthümlich und ganz abweichend von den entsprechenden Gebilden an-

Blüthe der „Rafflesia Arnoldi."

derer Pflanzen entwickelten Griffel stehen. — Die Blume verbreitet einen fleischartigen Geruch, wodurch verleitet, Fleischfliegen nicht selten ihre Eier in sie hineinlegen. Ihre ganze Beschaffenheit, wie die Natur der Gegend, in welcher sie heimisch ist, hat es bis jetzt unmöglich gemacht, sie in voll entwickelten Exemplaren nach Europa zu bringen und unseren Sammlungen einzuverleiben. Sie müßte, wenn sie nicht schnell verderben sollte, in Weingeist gesetzt und so von ihrem Standorte fortgebracht werden. Auch dann würde sie viel von ihrem ursprünglichen Ansehen verlieren, und von ihren Farben möchte kaum etwas übrig bleiben. Die uns vorliegende Abbildung der Blume ist gemacht nach einem im Museum sich befindenden Wachsmodell, die der Knospe nach einem natürlichen getrockneten Exemplar.

Eine solche Blumenlese ist interessant, und Gottes Vorrathskammer ist voll davon; leider sind viele dieser Curiositäten von so zartem Gefüge, daß man sie nicht von ihrem heimathlichen Boden fortnehmen kann, ohne sie zu zerstören. Selbst solche, welche zähe genug sind, die Reise zu ertragen, würden, in Spiritus aufbewahrt, doch alle Farbe und natürliche Schönheit verlieren, und wir sind genöthigt, uns mit den bloßen Beschreibungen zu begnügen. In allen ihren Zweigen und Abtheilungen ist diese Welt eine Welt unvergleichlicher Wunder.

Der ewige Wanderer.

Nach einer Skizze bearbeitet von W. H.

Bekannter und zugleich unbekannter ist kaum eine Sage, als die vom ewigen Juden. Mit ihr schreckt man die Kinder und macht sie zum Gegenstande zahlloser Schauergeschichten, die im Grunde nur aus unzusammenhängenden Lächerlichkeiten bestehen, welche man hie und da von Hörensagen aufgeschnappt hat. Unsere Mutter und Großmutter haben es uns erzählt, daß der Schuster Ahasverus unserem Heilande auf seinem Leidensgange eine kurze Rast vor seinem Hause auf der Ruhebank versagt habe, und der Herr ihm darauf entgegnete: „So wandre du." Darauf wundert er nun ohne Rast und Ruhe fort, ohne den Tod finden zu können. Daß ist die Sage vom ewigen Juden. Ist's nicht, sobald wir nur diesen Namen nennen hören, als steige die unheimliche Greisengestalt des rastlosen Wanderers leibhaftig vor unserem geistigen Auge empor, der bereits zahllose Geschlechter neben sich in's Grab sinken sah, und allein übrig geblieben von den Millionen der Mitlebenden, sich vergebens nach der Ruhe des Todes sehnt? Ist's nicht, als sähen wir ihn an uns vorüberwandeln, müden Schrittes, auf seinen Stab sich stützend, mit finster glühenden Augen, zusammengewachsenen Brauen und ein Zeichen des Fluches auf der bleichen Stirn? Versuchen wir an der Hand der neueren Forschungen die Entstehungsgeschichte der nach so vielen Richtungen hin interessanten Legende zu verfolgen.

Zunächst steht das Eine fest, daß in der Bibel, wo man vielleicht glauben sollte, am ersten etwas über die Persönlichkeit des Ahasverus und seine unheilvolle Begegnung mit dem Erlöser zu finden, gar keine Nachrichten über denselben enthalten sind. Ja, der Name kommt selbst im ganzen Neuen Testament nicht vor und findet sich im Alten nur vollkommen beziehungslos als Bezeichnung des Xerxes und des Cambyses. Zweifellos ist die Sage viel mehr das Erzeugniß einer viel späteren Zeit, und taucht zum ersten Male im dreizehnten Jahrhundert auf.

Matthias Parisiensis, ein englischer Mönch, schrieb um das Jahr 1250 ein Geschichten- und Märchenbuch. In diesem wird berichtet, daß in Armenien ein Mann Namens Cartophilus lebe, der Pförtner des Pontius Pilatus gewesen sei und Jesum, als dieser durch das Thor des Schlosses schritt, verspottet und mit den Worten: „Geh schnell, was zögerst du?" mit Schlägen mißhandelt habe. Darauf habe Christus sich umgewandt und entgegnet: „Ich gehe, und du sollst warten bis ich wiederkehre!" Und also sei der Pförtner ewiglebend geworden. Alle hundert Jahre einmal nur befalle ihn eine heftige Krankheit und eine lang dauernde Ohnmacht, und wenn er aus dieser erwache, lebe er aufs Neue in jugendlicher Kraft auf. Der Mann sei schweigsam, führe einen tugendhaften, gottesfürchtigen Lebenswandel und hoffe auf Gnade und Erlösung am jüngsten Gericht.

Die Sage muß einen gewaltigen Anklang gefunden haben, denn sie tauchte bald hier, bald dort in Schriften und Büchern auf, und der geschäftige Volksmund änderte bald dies, bald jenes an ihr, nur die Grundidee blieb die gleiche. Aus dem Pförtner des römischen Landpflegers wurde ein Schuhmacher aus Jerusalem und aus den Schlägen, mit denen Cartophilus den Herrn schneller gehen geheißen, entwickelte sich die am Eingange gemeldete Tradition. Das Wunderbarste aber ist, daß die Sage fast drei Jahrhunderte nach ihrem Auftreten plötzlich greifbare Gestalt anzunehmen schien. Ahasverus, der ewige Jude, trat in eigener Person auf. Es ist freilich heute kaum erklärlich, wie es möglich war, daß sich fast zwei Jahrhunderte hindurch die halbe Welt, und nicht nur alte Weiber und unwissende Knechte, sondern ernste, denkende und für ihre Zeit wissenschaftlich gebildete Leute in einer so läppischen Weise von frechen Betrügern

fortgesetzt düpiren ließ, wie dies wirklich der Fall war.

Um das Jahr 1505 soll Ahasverus sich, so wird ganz ernsthaft berichtet, zuerst einem böhmischen Leineweber, Kokot mit Namen und zu Königinhof wohnhaft, vorgestellt haben; sein erstes Auftreten in Deutschland aber fällt in das Jahr 1547 und ist in einem einzigen Jahre später erschienenen Volksbuche ausführlich unter dem Titel: „Newe Zeitung von einem Juden aus Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die Creutzigung unseres HErrn Jhesu gesehen und noch am Leben ist," behandelt. Einige Auszüge aus dieser äußerst seltenen alten Schrift werden unter Beibehaltung des Styls und der Orthographie unsere Leser gewiß interessiren. Es heißt dort unter Anderem:

„Es hat Paulus von Eitzen, der heiligen Schrift Doctor und Bishoff zu Schlesewick, wahrhaftig zu sein für etlichen Jahren erzählet, als er in seiner Jugend eine zeitlang zu Wittenberg studiret, und im Winter anno 1547 heim zu seinen Eltern gen Hamburgk hinwieder gereiset, habe er den nehesten Sontag in der Kirchen vnter der Predigt daselbst einen Mann, der eine lange Person, mit langen vber den Schultern hengenden Haaren gesehen, welcher mit solcher Andacht die Predigt angehöret, daß wenn der Name Jesus gennenet, er sich zum höchsten und demüthigsten geneiget, an seine Brust jnniglichen geschlagen und geseufzt. Er hat aber gar keine andere Kleydung gehabt in solchem harten, kalten Winter, als ein par Hosen, die an den Füßen durch und durch gerissen gewesen, einen vmbgürteten Leibrock, welcher bis auf die Füße gereichet; was dem Ansehen seiner Person anlanget, soll er ungefehr wie ein Mann von funffzig Jaren anzuschawen gewesen sein.

Als sich nun Herr Paulus von Eitzen den auffallenden Mann ins Gebet nahm, „hat er nu sehr bescheidentlich geantwortet vnd gesagt, er sey ein geborener Jude, vnd von Jerusalem bürtig, mit Nahmen heisse er Ahasverus u. s. w. . . . Sein deß Jüden Leben belangende, halt er sich sehr still und eingezogen, redet nicht viel mehr, denn was man jm fraget, wenn er zu Gaste geladen wird, hat er wenig vnd mässiglich gessen vnd getrunken, eilet jmmer fort, bleibet nicht lang auff einer stete, wie ihme zu Hamburgk, Dantzke (Danzig) vnd anderßwo auch Gelt ist verehret worden, hat er nicht viel vber zween schilling genommen."

Jn einer Art Nachschrift wird schließlich über das weitere Auftreten des sonderbaren Helden berichtet: „Ist der Herr Sekretarius, Christoff Krause vnd Magister Jakobuß v. Holstein, als Legaten an Königlichen Hoff in Hispanien vnd folgends in's Niederland abgefertigt worden, wegen Bezahlung der Kriegßleute, die der Königl. Mayestät im Niederlande gedienet. Als sie wiederumb zu Hause kamen, haben sie für eine bestendige Warheit erzehlet, hoch vnd thewer es betrefftiget, daß sie diesen Wundermann zu Madriet in Hispanien in der Person gesehen und angetroffen und selbst mit jhme geredet. Anno 1599 im Christmonat ist von einer wahrhafftigen Person geschrieben worden, daß damals obgemelter zu Wien in Oesterreich noch beym Leben gewesen. Dieser Ahasverus ist anno 1601 zu Lübeck gewesen, auch zu Refel (Reval) in Liefland vnd zu Krakav in Polen von vielen Leuten gesehen worden."

Aber die interessante Schrift steht mit ihren Angabe keineswegs vereinzelt da. Aus dem Jahre 1604 wird die Anwesenheit des Ahasverus in Paris gemeldet, 1633 ist er in der Kirche zu Stade gesehen worden. Endlich besitzen wir eine ganz ausführliche Nachricht über sein Auftreten in Brüssel im Jahre 1640, wo er als Jsaak Laquedem mit zwei angesehenen dortigen Bürgern eine längere Unterhaltung gepflogen hat, und zwei Jahre später trat er in Leipzig als Bettler auf „und nahm reichliche Gaben", was ihn etwas stark verdächtig macht. Auch in England war er zu Ende des 17 Jahrhunderts, malte hier jedoch seine Leidensgeschichte in wesentlich anderer Form aus und nannte sich einen ehemaligen Offizier des hohen Rathes zu Jerusalem, er erzählte die genauesten Details aus jener Zeit, berichtete, wie er zu Rom gewesen sei, als Nero die Weltstadt in Flammen aufgehen ließ und spielte den Augenzeugen bei allen Großthaten der Kreuzzüge. Dabei hatte er natürlich fast alle Länder der Welt durchreist und sprach thatsächlich viele Sprachen mit seltener Fertigkeit. Das Aufsehen, welches er machte, war groß — ja, die beiden Landesuniversitäten Englands ließen sich sogar zu einem Versuch herbei, den offenbaren Betrüger zu entlarven und schickten die gelehrtesten ihrer Professoren an ihn ab, ohne daß es gelungen wäre, ihn auf einem Wiederspruch zu ertappen. Er muß also in der That ein virtuoser Lügner gewesen sein.

Es ist seitdem stille geworden von dem persönlichen Auftreten des ewigen Wandermannes — in unserer Zeit wäre dies ja auch eine Unmöglichkeit, der Glaube, den die Betrüger jener Jahrhunderte fanden, ist nur erklärlich durch die Empfänglichkeit der damaligen Zeit für das Geheimnißvolle und Wunderbare. Jn einer Zeit, in der ein Cagliostro und ein St. Germain zu Ansehen gelangen, und dies Ansehen behaupten konnten — in einer Zeit, in der Astrologie und Alchemie, Hexenglauben und Zauberweisheit ihr Wesen treiben durften, konnte freilich eine Figur wie die des ewigen Juden ihre Wirkung nicht verfehlen. Das Beispiel des geglückten ersten Betruges mußte aber natürlich Nacheiferer hervorrufen, welche behufs der bequemesten Art des Bettelns und im Vertrauen auf die Thorheit der Menge die Maske Ahasverus vornahmen — schließlich mag sich auch Habsucht und Eitelkeit zugestellt haben.

Mag die Jdee von dem ewigen Juden sich ausgebildet haben, wie sie will, — eine tiefe Bedeutung liegt derselben dennoch zu Grunde. Er ist das Bild des ruhelos umherirrenden Judenvolkes, welches einst den Herrn, seinen Retter, zu seinen Thoren hinausstieß. Darauf deutend, sagt auch Chamisso in seinem neuen „Ahasverus" trefflich:

„Fürder durch der Erde Weiten
Rastlos, müden Fußes, wallt er,
Läßt die Weltgeschicke fluthen.
Menschenalter ihm Minuten,
Und Minuten Menschenalter,
Stehen still vor ihm die Zeiten;
Bleibt an ihm sein Herz, das alte,
Drin der alte Schmerz gebannt,
Lastend über ihm die kalte
Schicksalshand.

Ich bin Ahasverus, sag ich,
Sieh darauf mich an verwundert,
Salem du, wovor mir grauet!
Irrens müd, das Haupt ergrauet,
Wank ich heim nach aber hundert
Jahren, und vergebens frag ich,
Ruf ich — in den öden Mauern
Weck ich keinen Widerhall; —
Sieh Versteinten mich, betrauern
Salems Fall."

Bilder aus dem Elsaß.

Von G. Heinmiller.

I.

Liebes Magazin! E Bildle und e Geschichtle us em alte Dorf im Heimetland, an das sich so viele liebliche Erinnerungen der Kindheit frohen Tage knüpfen, und gar noch solche us Strosburg — welcher Elsäßer wird mir darum gram sein? Was hört man wohl lieber, als Mittheilungen aus dem alten Vaterland?

„Daheem!" hieß es immer wieder, wenn die Eltern mit sichtlichem Behagen uns Kindern von den Verhältnissen und Einrichtungen im Vaterland erzählten, was uns natürlich nicht immer klar werden wollte; denn unser „Daheem" war eben am Hudson, und da unser „Daheem" gleichsam unsre Welt war, meinten wir, da müßten alle Leute „Daheem" sein können. Uebrigens schien es uns auch ein wenig kindisch, immer von dem alten „Daheem" zu reden; denn daß so alte Leute auch noch Heimweh haben sollten, darüber hatte uns unsre Philosophie eben noch im Dunkeln gelassen. Jetzt, da mir die Welt größer geworden und sich der Gesichtskreis bedeutend erweitert hat, ist mir Manches klar geworden. Der wandernde Deutsche hat doch nur ein Heim, und sein kindlich naiver Charakter läßt ihn dasselbe um keinen Preis vergessen. So ist's auch schön. Sagt der Elsäßer:

Jedem reich ich gern mein' Hand,
Wo schätzt, wie ich, sie Heimetland.

Ich werde wohl dem Herzen des Elsäßers wie seines rechtsrheinischen Vetters am nächsten treten, wenn ich

ihm vor Allem (weil es nun gerade auch Weihnachten ist *) ein Weihnachtsbild vorführe. Dies „heiligste der Feste" hat auch im Elsaß seine Bedeutung. Wie es da hergeht, mag uns Adolf Stöber in der „gueten alten Musdersproch" erzählen.

Christkindel und Hans Trapp.

Klingklingkling! 's Christkindel kummt,
Jetzt, ihr Kinder, springe, springe
In de Saal mit frohem Singe,
Wie 's am Wihnachtowe frummt.

Sieh, wie scheen der Tannebaum!
Drüwwer mit dem Palmestengel
Schwebt e silberwyßer Engel —
Scheener sieht mer's nit im Traum.

Un wie hängt der Baum so voll —
Aepfel, Nusse, Zuckerherzle!
Un wie golde strahle d' Kerzle,
Daß mer's au recht b'schaue soll!

Klingklingkling! zum zweitemol —
's Christkind isch ans Thor getrette:
Jetzt, iehr Kinder, bette, bette,
Daß euch der Hans Trapp nit hol!

Klingklingkling! jetzt kummt 's eryn,
Scheener als e=n=Engel, waier,
Mit em lange wyße Schleier,
Un 're Kron voll Demantschin.

Bi de=n=Eltre frouts 'erum:
Isch diß Büewel brav gewese?
Kann diß Maidel bette, lese?
Sinn die Kinder guet und frumm?

O, wie lächelt's, wenn's heißt: Jo!
Langt, de brave Freud' zu mache,
Us em Korb viel scheeni Sache —
Un wie juwle d' Kinder froh!

Heißt 's: „Diß isch e beeser Bue,"
Horch, se kummt mit schwere Tritte
Der Hans Trapp in d' Kammer g'schritte
Mit der Ruet uff d' beese zue.

Vor dem schwarze Pelzrockmann
Zittre sie, 's lauft au manch gueter
In de Schoß von siner Mueder,
Wo er sich verstecke kann.

Doch, 's Christkindel kehrt sich um,
De Hans Trapp zeruck ze triwe;
Jedem, wo nit bees will bliwe,
Bringt's jo 's Evangelium.

O, so freu sich Arm un Rich,
Daß der Heiland isch gebore!
Loß nur de Hans Trapp rumore,
's Christkind isch din Himmelrich.

Bergkrystall.

(Erzählung von J. Kübler.)

Es war erst Anfangs Brachmonat, als schon zwei junge Kaufleute aus Chur den Weg von Andeer nach dem gewaltig aufragenden Piz Beverin einschlugen. Weil seit acht Tagen der Heiterföhn die Bergpfade bis hoch hinauf von Schnee befreit, hatten sie sich etliche Tage Muße gegönnt, die beengende Comptoirluft zu vertauschen mit dem erfrischenden Aether der Berghöhen. Auch lockte sie die Kühnheit des Unternehmens, einmal auf eigene Faust, ohne Begleiter, den prächtigen Beherrscher des Domleschg, den sie voriges Jahr im Geleite eines Führers besucht hatten, zu ersteigen. Vergeblich hatte der Wirth in Andeer gewarnt. „Die Herren Wirthe," spottete Xaver zu seinem Gefährten Alexander, „stecken mit den Führern immer unter einer Decke." —

Sorglos waren die Beiden gewandert bis zum obern Rande einer grünen Alp, wo sich an einem steilen Felsvorsprung die Wege schieden.

„Hier geht es rechts," unterbrach Xaver die fröhliche Besprechung des letzten Winterballes in Chur.

„Wo denkst du hin?" entgegnete Alexander. „Links hin zieht sich der Weg."

Bald hätten sie sich gegen einander ereifert, als Xaver einen Mann vom Felsen herabklettern sah, der auf den Anruf der jungen Herren sofort mit willfährigem „Ho ho! Ja ja!" antwortete und in kurzer Zeit vor ihnen stand.

Es war ein hochgewachsener, kräftiger Aelpler von kaum dreißig Jahren, unter dessen schwarzkrausem Haar die braunen Augen keck und zugleich guthmüthig hervorblickten.

„Guten Tag, und was wünschen die Herren?" fragte er in der kurzangebundenen Weise der Bündner.

„Nur zu wissen," antwortete Xaver, „ob es hier rechts oder links geht nach dem Piz Beverin."

Der Aelpler schüttelte den Kopf. „Herren, ihr kommt ohne Führer nicht hinauf. Wißt ihr da nicht mehr wo

*) Leider um einige Tage zu spät für die Festnummer, ist aber noch immer interessant.—Edr.

aus, so werdet ihr's an andern Stellen noch viel weniger wissen."

„Wolltet ihr uns etwa führen?" fragte Xaver mit einem pfiffigen Lächeln.

„Kehrt lieber um," versetzte der Aelpler mit einem strafenden Blick. „Ich bin von Profession kein Führer und muß heim zu den Meinen."

Alexander aber wußte ihn zu begütigen und bat, allmälig von seinem Freunde immer wärmer unterstützt, so lange, versprach auch so beträchtlichen Lohn, daß der Aelpler endlich einwilligte, jedoch nicht ohne die sorgliche Bemerkung: „Wenn nur der Föhn nicht abläßt, sonst kommt Nebel, und oben hat's noch Schnee genug, der mit Einem in die Tiefe rutschen kann. Behüt' uns Gott!"

Mit diesen Worten hängte er die Provianttaschen der beiden Touristen über seine Schultern und stieg festen, bedächtigen Schrittes voran.

Das immer mühsamer werdende Steigen verminderte die Unterhaltungslust der lebensfrohen Kameraden. Nur konnten sie nicht umhin, den wortkargen Führer nach Namen und Herkunft zu fragen, worauf sie vernahmen, er heiße Martin Casparis und bewohne oberhalb Zillis ein entlegenes Alphäuschen mit seiner Frau und einem fünfjährigen Töchterlein.

„Die werden nicht zufrieden sein, wenn ich fünf Stunden nach der versprochenen Zeit heimkehre," setzte er mit trübem Lächeln hinzu.

„Was treibt ihr denn?" fragte Alexander theilnehmend.

„Habe Ziegen und Schafe, und handle nebenbei mit Iva, woraus sie den bittern Magenschnaps machen."

„Da habt ihr euch wohl auf den Felsen dort nach Iva umgesehen?"

„Hm, ja! Die Stöcke treiben schon. Kann heuer eine ordentliche Ernte geben."

Zwei Stunden legten sie so unter abgebrochenen Fragen und Antworten zurück, als schon die Schneefelder ihren Anfang nahmen. Die Kaufleute rutschten und sanken oft in dem weichen, schmelzenden Schnee, so daß Casparis bald große Ermüdung an ihnen wahrnahm.

„Herren, wollen wir nicht lieber zurück?" warnte er beinahe bittend. „Ohnehin dünkt mich, der Föhn wolle sich legen und Unterwind eintreten."

„Alle Wetter, nein!" schnaufte Xaver. „Nur alleweil bei der Stange geblieben! Es kann keine Stunde mehr bis zum Gipfel gehen."

„Wir würden halt von den Kameraden ausgelacht," entschuldigte etwas kleinlauter der Andere.

Nach einer Weile stand der höchste Gipfel vor ihnen in seiner ganzen Majestät, versprach aber noch ein schweres Stück Arbeit. Alle Drei hielten an und blickten rückwärts, um die jetzt schon lohnende Aussicht zu genießen. Doch, Himmel, was erblickten sie? Schon dampfte Nebel aus den tiefer liegenden Klüften, und von Westen her zogen trübe Schleier unter dem Himmel hin.

„Herren," hob Casparis an, „jetzt müssen wir rückwärts, oder wir sind verlorne Leute."

Vergeblich protestirte der eigensinnige Xaver. Sein Freund ließ ihn ohne Unterstützung, und brummend folgte er dem Rückzug, als der Führer bündig erklärte: „Ich hab' an Weib und Kind zu denken. Kommt ihr nicht, so geh' ich allein."

Während des Unterhandelns waren leider etliche kostbare Minuten vergangen. Der Nebel wuchs mit grauenhafter Schnelligkeit. Jetzt dampfte es schon rings umher und oben auf der Spitze. Binnen einer Viertelstunde tauchten sie bereits in ein undurchdringliches Nebelmeer, und zuletzt sahen sie keinen Schritt mehr vor sich hin. Allmälig begann es zu träufeln, immer undeutlicher wurde ihr einziges Wegzeichen, die Fußspuren, welche sie beim Hinaufsteigen im Schnee zurückgelassen hatten, und endlich verschwanden die Spuren ganz.

„Wir müssen die Richtung verloren haben," begann Casparis nach langem, bangem Schweigen. „Ich muß suchen gehen. Bleibt hier unter dem überhangenden Felsen und rufet von Zeit zu Zeit. Will's Gott, bin ich schnell wieder zurück."

Dichter Regen verdunkelte die Luft, als er ging. In ängstlicher Spannung harrend, zählten die Beiden an ihren Taschenuhren fünf, zehn, dreißig Minuten, ließen wiederholt und laut ihre Stimmen erschallen, aber der Führer kam nicht. Sie stärkten sich mit Wein aus ihren Taschen, welche er glücklicher Weise zurückgelassen hatte; trotzdem nahm ihre Verzagtheit zu. Nach etlichen Stunden verwandelte sich der Regen in Schnee, daß sie vor Nässe und Frost zu starren anfingen und sich genöthigt sahen, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Hinaus traten in das dichte Schneegestöber, glitten aus, stürzten, rafften sich wieder auf und stürzten abermals, als es sinnbetäubend über sie hindonnerte, und die Lawine ihr junges, blühendes Leben begrub.

Die Nacht durch schneite es fort. Gegen Sonnenaufgang erhob sich der warme Föhn auf's Neue und schmolz den Schnee in den tiefern Gelägen des Piz Beverin während der Vormittagsstunden weg. Da machte sich der Krystallgräber Ignaz Zuz aus seiner einsamen Berghütte auf, nach einer ergiebigen Höhle zu sehen, die er kurz zuvor auszubeuten begonnen hatte. Er wohnte, ein menschenscheuer, in sich gekehrter, zum Theil geistesschwacher Einsiedler, auf einem Hügel oberhalb der Nolla, welche vom Piz Beverin ihre schwarzen Schlammfluthen nach Thusis hinunter wälzt. Eingetreten in die Schlucht, deren östlicher Abhang die Krystallhöhle barg, ward dem rauhen Naturmenschen ein fesselndes Schauspiel zu Theil. Von einer Felszacke stürzte sich ein Lämmergeier auf den hintern Grund der Schlucht nieder, ward aber im nächsten Augenblicke angegriffen von einem mächtigen Steinadler, der über Ignazens Kopf gegen ihn heranrauschte. Zornig aufschreiend schwang sich der Geier wieder auf seine Felsspitze und schaute lauernd herab, während der Adler einen dunkeln, auf weichem Schnee liegenden Gegenstand

nur wenige Fuß hoch über dem Boden umkreiste. Plötzlich schnellte sich der Adler erschreckt empor und setzte sich auf eine andere Felsnadel dem Geier gegenüber, welcher alsbald wieder herunterschoß, um von dem Adler abermals vertrieben zu werden.

Staunend sah Ignaz dem Kampfe zu, bis ihm endlich der Gedanke aufdämmerte, da möchte wohl ein verunglücktes Thier, das noch Lebenszeichen gebe, zu holen sein, worauf er sofort dem Streitgegenstand näher schritt mit dem drohenden Ruf: „Husch, Gyr! Husch, verzwickter Schafdieb! Hau' ihn, Adler! Husch! Husch!"

Die beiden Könige der Lüfte fanden aber nicht für gut, ihren Kampf um die verhoffte Beute fortzusetzen, sondern enteilten in sausendem Fluge und stiegen hinan, bis sie als schwarze Punkte im Aether verschwammen.

Indessen trat Ignaz herzu und erkannte auf dem Schnee eine scheinbar leblose menschliche Gestalt.

„Ha so," grinste er, „hast auch Krystall suchen wollen, weißen, blauen und braunen, gelt? Hast aber den Hals gebrochen, hä? Laß doch sehen!"

Und er beugte sich auf das leichenblasse Antlitz nieder, forschte und lauschte.

„Hm, nein, das athmet noch, das zuckt noch mit den Augenlidern. Schöner Bursch eigentlich, fast schad! Wenn ..... wenn nur der Kerl nicht meine Krystallhöhle weiß."

Nach einigem Besinnen, während es ihn wie Mitleid zu beschleichen anfing, fuhr er fort: „Weißt was, ich will mal sehen, ob du Krystall im Sack hast. Wenn du hast, dann hol' dich meinetwegen der Gyr. Wenn du keinen hast, dann bist du, wie der Herr Tscharner in Thusis sagt, auch ein Christenmensch, und dann soll dir das böse Federvieh die Augen nicht aushacken, nein, beim Eid nicht!"

In den Taschen des Verunglückten fand sich nichts als etwas kleine Münze. Geschwind steckte ihm Ignaz dieselbe wieder ein und verwahrte sich:

„Meinst du, ich wollte dir dein Geld nehmen? Nein, Christenmensch, das thut der Ignaz nicht."

Immer weicher wurde die Stimmung des rohen Burschen.

„Wie du so schön daliegst! Bist doch viel hübscher als der rohthhaarige kurze, breite Ignaz. Könntest eigentlich Alters halber mein Bub sein."

Nun wischte er sich mit der Hand die Augen und schloß: „Weißt du was, mein Bub, komm du mit mir heim."

Sorgfältig hob er die Last des Ohnmächtigen auf seine breiten Schultern und keuchte damit seiner Hütte zu, wo er ihn sanft auf sein Heulager legte und ihm Stirn, Schläfen und Nacken mit Enzianwasser einrieb. Dann kochte er sich eine sehr dicke Fenz und murmelte: „Ist mir ganz kurios wohl unter dem Brustlatz. Der Herr Tscharner wird sagen: „So ist's Einem eben, wenn man einen Christenmenschen respektirt."

Als der Abend dämmerte, ward dem Wirth in Andeer über die Maßen bang um seiner beiden jungen Gäste aus Chur. Er ging zum Gemeindevorsteher und bat um etliche bewährte Männer, gegen den Piz Beverin hin nach den Vermißten zu suchen. Wohl stiegen die Wackern Stunden weit hinan und riefen in das Schneegestöber hinaus, fanden aber keine Spur, vernahmen keinen Laut und brachten nur die traurige Gewißheit zurück, daß das Verhängniß die vergeblich Gewarnten ereilt habe.

Im Alphäuschen des Martin Kasparis, oberhalb Zillis, brannte die ganze Nacht hindurch das einsame Licht, dem Hausvater, wenn er sich verspätet haben sollte, durch die dunkle Schneenacht desto sicherer den Weg zu zeigen. Unter Thränen war die kleine Nina entschlummert, mit der wiederholten Frage auf den Lippen: „Wo ist mein lieber Vater?" Kummervoll blickte Menga, die junge Gattin, in die dumpf schweigende Nacht hinaus. Endlich, als die Schwarzwälderuhr die zehnte Stund schlug, hielt sie sich nicht länger. Sie eilte hinunter nach Zillis, im Gasthaus ihrem Mann nachzufragen. Niemand hatte ihn den ganzen Tag hindurch gesehen. Sie rief den Vorsteher aus dem Schlafe, theilte ihm mit, Martin sei nur auf einen Vorsprung des Piz Beverin gegangen, nach den Ivapflanzen zu sehen, mit dem Versprechen, Abends drei Uhr wieder nach Hause zu kommen, der brave Mann pflegte sonst immer Wort zu halten," und fragte bebend um Rath.

„Frau Menga," kopfschüttelte der Vorsteher, „Gott verhüte, daß dem guten Casparis ein Unglück wiederfahren sei! Aber ich weiß nur den Rath, Boten nach Andeer zu schicken, in dessen Nähe jener Felsvorsprung liegt, und findet sich euer Mann auch dort nicht, so müssen wir Morgen früh auf den Piz Beverin suchen gehen."

„Ich laufe selber nach Andeer." schluchzte Frau Casparis. „Gebt mir nur einen Mann mit."

„Ihr sollt mein Wägelchen haben," entschied der Vorsteher, „gleich fahr ich selbst mit euch."

Eben kamen die Männer von Andeer von ihrer nächtlichen Streife zurück, als der Vorsteher von Zillis mit Frau Casparis in das Gastzimmer trat. Aus den gegenseitigen Mittheilungen ergab sich als wahrscheinlich, daß Casparis die beiden Kaufleute angetroffen, sie auf den Berg begleitet habe und leider mit ihnen verunglückt sei. Trostlos fuhr Frau Casparis zurück, nachdem noch die Verabredung getroffen, daß die von Andeer gemeinschaftlich mit Denen von Zillis mit Tagesanbruch die Streife vornehmen sollten. —

„Vielleicht," meinte der Vorsteher auf der Rückfahrt, „ist euer Mann doch mittlerweise zu Hause angelangt und ängstigt sich jetzt um euch, Menga."

„Ach, das wolle der barmherzige Gott!" rief die junge Frau unter strömenden Thränen, und augenblicklich loderte wieder ein Flämmchen Hoffnung in ihrem betrübten Herzen auf.

Armes Herz! Als sie durchnäßt und sterbensmüde ihre Hütte betrat, war Alles still. Der Vater beugte sich nicht über seine schlummernde Nina; sie lag einsam, eine

verlassene Waise. Da fiel die Frau Menga in namenlosen Jammer auf die Knie, rang die Hände zum Himmel, und beugte endlich das Haupt auf das Lager ihres Kindes, leise weinend, Gebete flüsternd, bis der Morgen dämmerte.

* * *

Drei Tage waren seit jenem Unglücksfall verflossen. In Thusis hatte man bereits vernommen, daß die Leichen der beiden Kaufleute aus Chur gefunden wurden, jedoch keine Spur von Martin Casparis, als Herr Tscharner, ein reicher Renter, welcher eine der schönsten Krystallsammlungen besaß und seinen hübschen Garten mit selbst gesammelten Alpenpflanzen zu schmücken liebte, seiner Gemahlin eröffnete: „Kind, heut' geh ich wieder einmal zu meinem rothen Ignaz, mir Krystalle auszulesen und nebenbei großglockige Enzianen mit den Wurzelballen auszuheben, weil meine alten abgestorben sind. Reich' mir die Botanisirbüchse und die Reisetasche."

„Aber um's Himmelswillen," klagte Frau Tscharner, „du wagst dich doch nicht etwa den schwarzen unheimlichen Berg hinan, der kürzlich drei Menschenleben....."

„Ah bah!" lachte der Rüstige. „Jetzt weht ja steifer Oberwind, und der Himmel sieht aus ringsum wie ein einziges großes Vergißmeinnicht. Die Nolla ist schon wieder zahm geworden, und zudem muß man den Hals nicht wagen, um die Enzianen zu finden. Also behüt' Gott und halt gut Haus, Schatzkind!" Damit ergriff Herr Tscharner, der vielgereiste, dem auch jetzt noch die Wanderlust durch alle Glieder prickelte, seinen Alpstock und schritt wohlgemuth der Hütte des rothen Ignaz zu.

Schon vor der Hütte traf er denselben, eifrig mit der Reinigung hübscher Drusen von Rauchtopas beschäftigt, und rief fröhlich: „He, guten Morgen, Einsiedler Ignaz! Hast was gefunden? Bist seit sieben Wochen wieder zu keinem Christenmenschen gekommen, nicht einmal zu mir."

Ignaz lachte hell auf und antwortete nicht. „He" rief Herr Tscharner, „hast du keinen ‚guten Tag' für einen Christenmenschen, du Grobian? Oder bist du aus einem halben ein ganzer Narr geworden?"

„Ne.....ne.....nein! Guten Tag, guten Tag!" antwortete der Rothe. „Ich lachte halt nur wegen dem Christenmenschen."

„Was Kukuks! Warum denn?"

„Weil ich einen habe," lächelte Ignaz geheimnißvoll.

„Was für Einen?"

„Einen Christenmenschen, wisset ihr, wie ihr gesagt habt, so Einen den man gern haben soll."

„Kerl, du bist offenbar aus dem Häuschen. Ich hab' dir, Wildling, mit aller Kraft meiner Lungen gepredigt, du solltest jeden Christmenschen lieb haben, nicht so katzenhaft hässig sein, und jetzt drehst du's um und sagst, ein Christenmensch sei ein Solcher, den du gern haben könntest. Da müßte denn die ganze Christenheit miserabel zusammenschrumpfen. Doch, wo hast du ihn denn?"

„Hei, da drinnen auf dem Heu!" schrie jetzt Ignaz mit lautester Stimme und zog Herr Tscharner am Rockärmel in seine Hütte.

Noch lag der Gerettete mit geschlossenen Augen, doch lebhaft phantasirend. Nur selten öffneten sich die Lider, um einen irren, staunenden Blick durchzulassen. Schweigend untersuchte der hochgebildete, vielerfahrene Tscharnel den Puls, der heftige Fieber verrieth, und den ganzen Körper, an welchem sich nichts zeigte. Durch geduldiges Fragen brachte er von Ignaz Alles heraus, was nothwendig war zu dem Schlusse, daß er hier den vermißten Casparis von Zillis vor sich habe. Ort, Zeit und die Beschreibung stimmten genau überein.

„Aber was ist da zu thun?" fragte er sich, während Ignaz in respektvollem Schweigen vor ihm stand, „Mach' ich Anzeige, so kommt die arme Frau gelaufen, wirft sich über ihn her, regt ihn zu sehr auf, wenn er einen Augenblick zu sich selber kommt. Ja, am Ende transportiren ihn die Wohlweisen nach Thusis oder gar nach Chur, und erneuern dadurch die Hirnerschütterung, von welcher sich der Patient kaum zu erholen beginnt. Nein, nichts da! Ich weiß, was ich thue. Hör' 'mal her, Ignaz!" Der Angredete sah ihm erwartungsvoll in die gebieterisch und freundlich blickenden Augen.

„Ignaz, du bist ein braver Bursch. Hier hast du was für deine Gutthat an diesem Christenmenschen."

„Also ist doch Einer!" lachte der Rothe, indem er das blinkende Goldstück empfing und vor Freuden einen Luftsprung that, letzteres vornemlich wegen des Goldes, dessen seltener Anblick auf ihn eine magische Wirkung übte.

„Es ist Einer," bestätigte sein Gebieter. „Nun aber willst du Alles thun, was ich dir befehle?"

„Alles, Alles!" versprach Ignaz.

„Nun denn, du sagst keinem Menschen etwas von diesem Mann. Verstanden?"

„Keinem Menschen!"

„Du verpflegst ihn ganz so, wie ich dir vorschreibe! Willst du?"

„Wie Ihr vorschreibet!"

„Du gibst ihm die Arznei, wie es der Doctor von Thusis befiehlt."

„Wie es der Doctor befiehlt."

„Dafür bekommst du, sobald der Martin genesen ist, noch ein Goldstück."

„Noch ein Goldstück! Hurrah!"

Der Kranke fuhr bei diesem Ruf zusammen und blickte auf, sank aber sobald wieder zurück in Schlummer mit den innig geflüsterten Worten: „Menga! Nina!"

„Siehst du?" tadelte Herr Tscharner. „Laß mir künftig solchen Lärm neben diesem Kranken bleiben."

„Will's bleiben lassen, Herr," versprach Ignaz demüthig.

Für heute ward nun nichts aus den Enzianstöcken. Herr Tscharner eilte nach Hause und zog seinen Freund, den Arzt, ins Geheimniß. Man wunderte sich, warum der nun auch anfing, eine Krystallsammlung anzulegen,

da man ihn so oft zu dem menschenscheuen Ignaz hinauswandern sah. Der Doctor ließ die Leute auf ihrem Glauben, hielt reinen Mund, und brachte eines Tages seinem Tscharner die erfreuliche Kunde, Patient sei völlig zum Bewußtsein gekommen, werde binnen einer Woche heimkehren können, begehre aber zuvor noch seinem Wohlthäter zu danken.

Drei Wochen waren seit dem Tage des Unheils vorübergegangen, als Herr Tscharner, ausgerüstet mit seiner Botanisirbüchse und dem oben in ein Gemshorn auslaufenden Alpstock, sich gen Zillis aufmachte, um der Frau Menga Casparis nachzufragen. Zuvorkommend berichtete man ihm, sie pflege zu dieser Tageszeit hoch oben neben dem Pfade, der auf Piz Beverin führe, auf ihrer kleinen Alpweide Gras zu mähen und einen Heubund nach dem andern in ihr Häuschen hinunter zu tragen. Hochklopfenden Herzens machte sich der Edle auf und stieg tapfer bergan. Wie er nun, so recht in Gedanken verloren, auf steinigem Pfad unter einen überragenden Felsen kommt, biegt soeben eine junge, rüstige Frau, einen Heubund auf dem Rücken, die Sense auf der linken Schulter, um die Ecke, neben ihr ein liebliches Mädchen von fünf bis sechs Jahren. Kaum erblickt die Kleine den Fremden, so birgt sie sich scheu hinter ihre Mutter; denn sie weiß wohl, daß fremde Herren den lieben Vater in den Tod geführt haben, und doch kann die kindliche Neugier sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit hinter dem Rock der Mutter hervor einen Blick auf den Fremden zu werfen.

„Die müssen es sein," denkt unser Tscharner. „Man sieht es aus dem bleichen Antlitz der Mutter. Was die Armen wohl mögen gelitten haben!"

Mit freundlicher Würde bot er Gott zum Gruß und fragte: „Kennt Ihr wohl eine Frau Menga Casparis von Zillis?"

Den Gruß sittsam erwidernd, antwortete die junge Frau verwundert: „Die bin ich selber, Herr. Aber, verzeiht, ich kenn' Euch nicht, warum fragt Ihr nach mir?"

„Um Euch eine große Freude anzusagen."

„Freude? Ach, lieber Herr, meine Freude ist gestorben," und die Thränen brachen unaufhaltsam hervor.

„Ihr meinet Euern Mann, gute Frau, nicht wahr? Aber.....aber.....Euer Mann.....lebt."

„Um Gottes Erbarmen willen, treibt keinen Scherz, Herr, mit einer unglücklichen Wittwe."

Frau Casparis ließ die Sense sinken und lehnte sich erbleichend an die Felswand. Tscharner trat hinzu, ergriff ihre Hand und sprach feierlich:

„Ja, Gottes Erbarmen ist mit Euch und Eurem lieben Kindlein. Martin Casparis ist gerettet. Bald werdet Ihr ihn wiedersehn."

„Herr, Ihr sehet mir zu ehrwürdig aus, als daß Ihr lügen solltet," schluchzte Menga und ergriff mit beiden Händen Tscharner's Rechte, die sie zitternd drückte. Dann wandte sie sich, umarmte ihr Kind und rief: „Nina, liebe Nina, du bekommst deinen herzguten, treuen Vater wieder. Danke doch dem braven Herrn da!"

Da trat Nina glückselig lächelnd vor Tscharner hin, umarmte ihn und bat mit flehenden Blicken: „Ach, lieber Herr, gelt, du gibst mir recht bald meinen Vater wieder?"

Das griff denn doch unserm sonst handfesten Ehrenmann so tief ins Innerste, daß er seine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um mit einiger Fassung vorschlagen zu können:

„Wißt ihr was, ich komm' ein wenig in euer Heim. Dort will ich euch vom Gatten und Vater berichten. Einstweilen empfanget seinen Gruß. Der ist echt wie Gold."

Als sie bei der Wohnung ankamen, entschuldigte sich die wirthliche Frau, sie müsse nur geschwind die paar Ziegen melken, da eben dringende Zeit zu diesem Geschäfte sei, der werthe Gast möge sich's derweil in der Wohnstube bequem machen.

Er aber lehnte es ab mit dem Bemerken: „Lieber bleibe er noch an der frischen Luft und setzte sich auf den grünen Rasen."

„Nein, was soll aber das heißen?" rief Frau Menga, die ihre Ziegen so eben melken wollte, sehr entrüstet. „Da hat mir Jemand die Thiere schon gemolken."

„Na, ärgert euch nicht darüber," tröstete Tscharner. Gehn wir jetzt in die Stube zum Berichten."

Der Weg zur Stube führte durch die Küche, welche Frau Casparis beim Durchschreiten mit ihren Augen musterte, als sie abermals erstaunt rief: „Nein, welcher Kobold waltet denn heut' bei uns! Da steht ja die Milch der gemolkenen Geißen ganz frisch in den Gepsen an Ort und Stelle."

„Ist jedenfalls kein böser Kobold," lächelte der Gast.

Endlich schloß Frau Casparis die Thür der Wohnstube auf und bat Herrn Tscharner, vor ihr einzutreten. Er that's und ward begrüßt von einer wohlbekannten Stimme:

„Gott willkomm', Herr Tscharner, in meinem Hause!"

„Herr, mein Gott!" schrie Frau Menga auf beim Klang dieser Stimme. „Mein Martin, mein Herz, meine Seele!"

Und unter seligen Thränen hielten die wiedervereinten Gatten sich umschlungen.

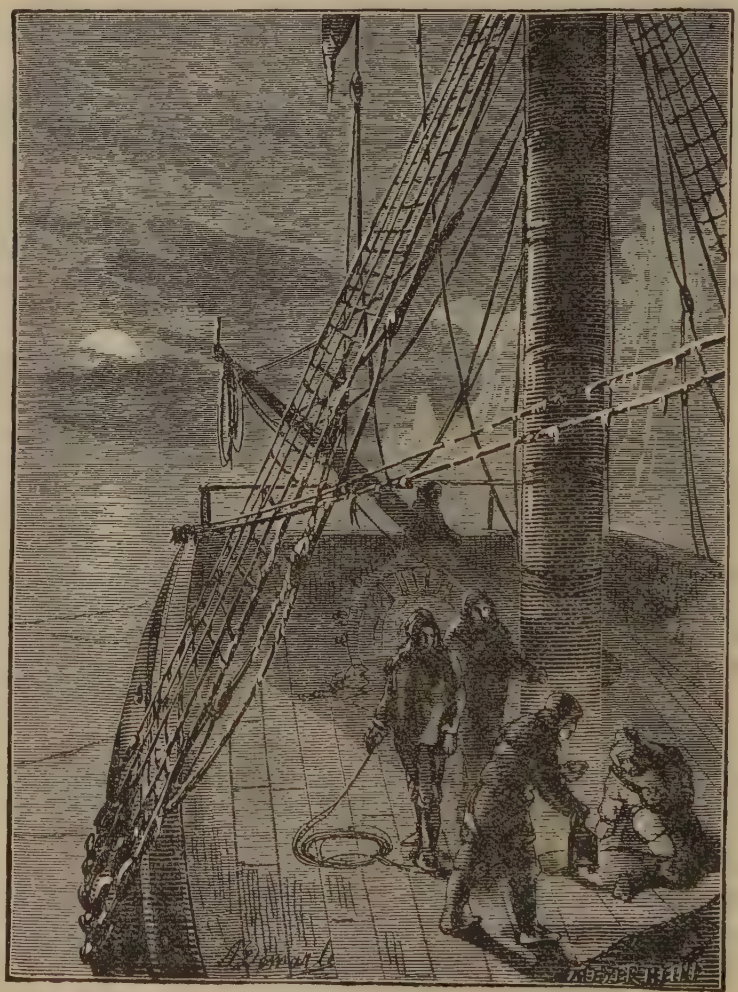
„Du lieber Gott! Mein Vater, mein Vater!" jauchzte Nina, die Aermchen um seinen Hals schlingend und von ihm mit tausend Küssen bedeckt.

Herr Tscharner aber betrachtete die Gruppe mit stiller Wonne und murmelte vor sich hin: „Nun sag' mir aber Einer von den vertrakten Weltschmerzlern, ob's nicht schon selige Stunden auf Erden gebe!"

Die Lappländer.

Bearbeitet von R. M.

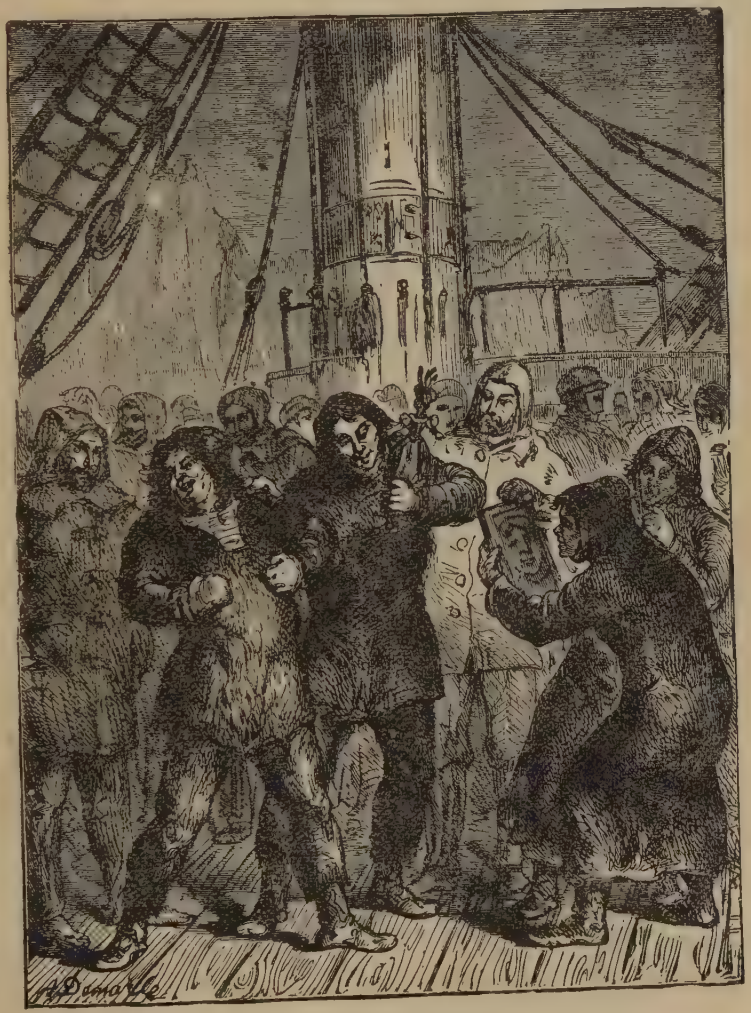
Im höchsten Norden von Europa liegt ein Gebiet, welches sich mehrere hundert Meilen von Westen nach Osten erstreckt, und etwa 10,000 Einwohner zählt, welche aber allem Anschein nach keinen Beruf in der Weltgeschichte haben; das sind die sogenannten Lappen. Eben weil sie ein berufsloses, eigenthümliches Völklein sind, erregen sie durch ihre eigenthümliche Natur und Lebensweise ein ungewöhnliches Interesse. Aus verschiedenen vorliegenden Beschreibungen läßt sich folgende Zusammenstellung herausbringen:



Biberfang in der Polargegend.

Die Lappländer sind ursprünglich ein Wandervolk, welches sich von Rennthieren nährt, eine Zeit lang lebt, und dann stirbt. Armuth hat indessen auf den Einzelnen und auf Familien ihre Wirkung gehabt, und hatt einen Theil genöthigt, die Berge zu verlassen, an die Küste zu ziehen, oder sich in den Ebenen ihren Unterhalt zu suchen; dadurch hat sich das Volk in zwei Classen getheilt: Seelappen, welche sich durch Fischerei ernähren, und Bölappen, welche in den Thälern wohnen und von Viehzucht, auch etwas Ackerbau leben. Nun gibt es noch Waldlappen, welche Rennthiere halten, aber mehr von der Jagd leben.—Die Lappen sind alle unter mittlerer Größe, haben breite Schultern, schwache Glieder, und kurze, nach außen gebogene Beine. Ihr Haar ist allgemein braun, und so sind auch ihre kleinen schrägen, tiefliegenden Augen, welche von dem Rauch in den Hütten, und dem beständig glänzenden Schnee fast immer entzündet sind. Ihre Haut ist gelbbraun, Stirne breit aber niedrig, die Kinnbacken stehen hervor, und das kleine, spitze Kinn treibt einen spärlichen Bart. Ihr Gang ist wackelig, etwa wie bei den Enten, welches wohl vom Bergsteigen und Schneewaten kommt.—Die Lappen sehen sich alle sehr ähnlich, so daß man nie sagen kann, ob man das nemliche Individuum nicht vor zehn Minuten sonstwo gesehen hat. Dieses ist jedoch nicht auffallend, wenn man die Einförmigkeit ihrer Heimath, das Einerlei ihres Lebens, und vor Allem die Unvermischtheit ihres Stammes betrachtet. Sind sie äußerlich nicht anziehend, so ist ihr inneres Leben es noch viel weniger.

Sie sind stumpf und abergläubisch. Im Verkehr unter sich selbst sind sie nicht gerade unsittlich, aber gegen Fremde gelten sie für ungewöhnlich heimtückisch und händelsüchtig, im Handel aber verschmitzt und betrügerisch. Dem Branntwein sind sie leidenschaftlich ergeben; Männer, Weiber und Kinder berauschen sich bei jeder Gelegenheit, und ein Rausch ist ihnen die höchste Seligkeit auf Erden. Ihre Sprache ist nicht ausgebildet, und ist nie geschrieben worden, deßhalb geht es ihnen hart, sich untereinander zu verstehen. Für Musik haben sie keinen Sinn, Singen thun sie nur, wenn sie Branntwein haben, und ihr Gesang hat viel Ähnlichkeit mit dem Bellen eines heiseren Jagdhundes; sie singen auch nicht in poetischen Strophen, sondern loben blos Den, welcher ihnen Schnapps gibt, in regellosen Sätzen. In der Entwickelungsfähigkeit sich einen Lebensunterhalt zu sichern, sind sie den meisten Völkern voran. Wenn ein Lappe verarmt, daß er in den Bergen nicht mehr leben kann, wird er in kürzester Zeit ein gewandter Fischer und Seemann. Man findet gute Zimmerleute unter ihnen. Auch in intellectuellen Fähigkeiten sind sie sehr lernfähig.



Eskimos und der Spiegel.

Alle Lappen, ohne Unterschied des Geschlechts, tragen bis auf die Knöchel reichende Hosen, über welche sie Halbstiefel von gegerbtem Leder, oder im Winter von Rennthierfellen, mit Riemen zusammen geschnürt, tragen; diese Stiefel sind dann wasserdicht. Einem Fremden, der dieses Schnüren nicht gewöhnt ist, würden die Füße schwellen, auf die Lappen hat es nur den Eindruck, daß sie ungewöhnlich dünne Beine und schiefe Knöchel haben. Das Oberkleid besteht aus einem Talar mit einem Loch, wo sie den Kopf durchstecken, und diesen binden sie dann mit einem Gürtel um den Leib fest; ziehen sie dann diesen Talar ein wenig in die Höhe, dann entsteht ringsum ein Sack, in welchem sie Eßwaaren, Tabak und Branntwein, alles durcheinander auf dem bloßen Leib tragen. Die Männer tragen eine Mütze, das ist das einzige Zeichen, woran man Männer von den Weibern an der Kleidung unterscheiden kann. Bis zu dem zweiten Jahr leben die Kinder in einem hölzernen Kasten, welcher in der Hütte steht, mitgetragen wird, oder an einem Baume hängt; nach dem zweiten Jahre werden sie ebenso wie die Alten gekleidet.

Auf den Gürtel verwendet der Lappe seinen Stolz, denn er muß auch etwas haben, um sich hervorzuthun. Im Gürtel steckt das Messer, da findet man auch etliche messingene Ringe, und dergleichen Schmucksachen; am Gürtel tragen die Männer eine lederne Tasche, darin steckt der Tabak, die Pfeife, der Trinkbecher und ein Löffel. Am Gürtel tragen die Weiber eine Scheere und anderes Nähgeräth, denn das Schneiderhandwerk liegt in ihren Händen.

Die Wohnung der Lappen besteht in einem kegelförmigen Zelt, oben mit einer Oeffnung versehen, um den Rauch hinauszulassen. Das Zelt ist aus dickem Wollzeug, bisweilen auch aus doppelten Rennthierfellen gemacht, das sind aber die Paläste der Reichen, denn auf so viele Rennthierfelle bringt es der Arme nicht. Die innere Einrichtung ist ebenso einfach. In der Mitte liegen einige Steine, daß ist der Herd, an den Wänden entlang liegen Birkenreiser und darauf Rennthierfelle, welche des Tages als Sopha und des Nachts als Bett dienen. Die Hunde theilen diese Lagerstätten. Die Schüsseln und Töpfe liegen hier und dort im Zelt herum. Am Dach hängen die mit Milch gefüllten Rennthiermagen, welche von dem Rauch schwarzgefärbt sind. Einige der der Küstenbewohner haben sich Zelten aus Erde gebaut, welche jedoch vor den anderen keinen Vorzug haben.

Vom Sturme überfallen.

Die Nahrung des Lappen, sein Reichthum, seine Freude und sein Stolz ist das Rennthier. Wer viele von diesen Thieren besitzt, der hat den höchsten Gipfel irdischer Herrlichkeit erstiegen, aber seine Lebensart ändert deßhalb Keiner; er vermehrt im Hauswesen gar nichts als den Branntwein, nicht einmal einen Besen schafft er deßhalb an. Alles Geld, was er ersparen kann, wird für die Heerde verwendet; erst wenn er genug Rennthiere hat, fängt er an, sein Silbergeld zu vergraben. Seine Rennthiere kennt der Lappe an den Flecken, und er kennt nicht nur jedes einzelne seiner Thiere, sondern auch die fremden.

Rennthiere werden nur im Herbst geschlachtet, denn nur dann ist das Fleisch schmackhaft. Als Zugthiere werden nur die Männchen gebraucht, das Weibchen ist zu zart. Die Jungen werfen sie im März, dann wird das Weibchen bald einmal, bald zweimal des Tages gemolken. Die Milch ist spärlich aber fett wie Rahm, an Geschmack der Schafmilch ähnlich, und liefert gute Käse. Im Sommer lebt der Lappe von Milch und Sauerampfer zusammengekocht; im Winter aber tauscht er Rennthierfleisch gegen Mehl auf dem Markt, und ißt dann die vom Sommer aufbewahrte Milch mit Mehl gekocht; er macht auch aus Mehl, Milch und Rennthierblut eine gute Suppe, gut für Lappen. An besonderen Tagen ißt er aber auch zur Abwechslung einmal Fische, und eine Art Pflanzenstengel, und mit dieser Kost erträgt er die härtesten Strapazen, die ihn treffen.

Nebst dem Rennthier ist der Hund von größter Wichtigkeit. Schön sind dieselben nicht, aber nützlich, deßhalb kann man schon an der Zahl der Hunde eines Lappen Reichthum schätzen; manche haben so hoch als zwölf Stück. Sie beschützen die Heerde gegen Raubthiere, geben

Zeichen, wenn solche nahen, und halten auch die Heerde zusammen. Dieses lehrt sie der Instinct, und brauchen nicht erst abgerichtet werden; sie folgen der Heerde, sobald sich diese in Bewegung setzt. Die Hunde sind in zwei Abtheilungen getheilt, eine derselben begleitet die Heerde, während die andere in den Zelten ausruht. Sobald die Heerde heimkommt, stellen sich die ausgeruhten Hunde von selbst ein, während die müden sich in das Zelt begeben.

So lebt der Lappe frei in seinem engen Kreis; er ist zufrieden mit seiner Lebensweise. Er liebt sein Zelt, seine Rennthiere und seine Berge über Alles; nur die äußerste Noth kann ihn bewegen, seinen Zustand zu vertauschen oder mehr civilisirt zu leben. Wenn er wieder etwas verdient hat, daß er wieder Rennthiere kaufen kann, dann treibt's ihn heim zum Schnee und Moos, der Rauch seines Zeltes und die Milch seines Rennthiers sind ihm lieber als die beste Kost seiner mehr kultivirten Nachbarn. Hundert Rennthiere zu besitzen, ist der einzige Herzenswunsch des Lappen; hat er diese, dann kann er sorgenfrei leben; „dann blickt er auch mit heiterem Sinn auf alles Andere ruhig hin."

Nur kurz.

Eine schmucklose Geschichte für Mütter.

(Von E. Müller.)

In einem Badeorte lernte ich eine ältere Frau kennen, deren Einfachheit, Sauberkeit und sanfter Charakter einen so wohlthuenden, ja ich möchte sagen rührenden Eindruck auf mich machte, daß ich mich ordentlich den ganzen Tag darauf freuen konnte, des Abends in ihrem kleinen Gärtchen, wo sie auf einer Bank neben ihrer Schwiegertochter saß und emsig strickte, ein Stündchen mit ihr zu verplaudern. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals zum Besuche aufgefordert worden wäre, aber so oft ich kam, wurde ich von der alten wie von der jungen Frau so herzlich und freundlich empfangen, als wenn ich ihre langjährige Freundin wäre. Daß das niedliche, junge Weibchen mit den seelenvollen Augen die Schwiegertochter und nicht die Tochter der alten Dame sei, erfuhr ich erst später; aus dem herzlichen „Mamachen," welches aus dem Munde der Ersteren so allerliebst klang, hätte ich es wahrlich niemals entnehmen können. Unser freundschaftlicher Verkehr beschränkte sich aber nicht immer auf uns drei Personen, denn regelmäßig einmal in der Woche traf der Besuch eines ihrer vier Söhne ein, die ihre Amts- und Berufsgeschäfte nicht abhielten, abwechselnd sich persönlich nach dem Befinden ihrer zärtlich geliebten Mutter zu erkundigen und einige Stunden bei ihr zuzubringen. Es waren prächtige, wohlgebildete Männer von der größten Liebe und Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter, und von aller Liebenswürdigkeit gegen Fremde. Auch kam selbstverständlich Elise, wie die Schwiegertochter und Gattin des einen der Söhne hieß, denn ihr Mann trug sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen, und seine Brüder machten es fast ebenso; kurz, es war ein Familienverhältniß der schönsten Art und wie man es selten findet. Eines Abends, als ich von den beiden lieben Frauen Abschied nahm, bat mich die ältere, sie morgen früher als sonst zu besuchen, ich würde ihr damit eine große Freude machen. Es war das erste Mal, daß ich ausdrücklich zum Besuche aufgefordert wurde, und mußte seinen besonderen Grund haben. Als ich nun am folgenden Nachmittag mit begreiflicher Spannung mich bei meinen Freundinnen einfand, fand ich sie nicht auf unserer gemüthlichen Plauderbank im Gärtchen, sondern zu meiner Ueberraschung im Zimmer, und zwar in Gesellschaft ihrer vier Söhne und ihrer einzigen Tochter, eines lieblichen Wesens, das der Mutter „aus dem Gesichte geschnitten" war, und bei einer adeligen Dame auf dem Lande als Gesellschafterin fungirte. Als ich der guten, alten Mutter Vorwürfe darüber machte, daß sie mir meine Freude getrübt, indem sie mich nicht vorher über ihre Geburtstagsfeier unterrichtet habe, antwortete sie lächelnd: „Was wollen Sie, beste Freundin, ich bin es ja nicht, die ihren Geburtstag feiert, meine bösen Kinder da sind es, die so viel Wesens um einen alten Scherben machen."

Nun mußte man sehen, wie der „alte Scherben" von den Kindern umhalst, angejubelt und—angeweint wurde. Die Stunden, die ich bei diesem Feste zugebracht habe, sind eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.

Am folgenden Abend fand ich die beiden Frauen auf der gewohnten Bank mit ihrer Strickerei beschäftigt, es war, als wenn gestern nichts Besonderes vorgefallen wäre. Ich konnte mich nicht enthalten, sofort nach meiner Begrüßung auszurufen: „Wie glücklich und stolz, ja stolz dürfen Sie als Mutter solcher Kinder sein!"

„Sagen Sie nur glücklich," antwortete sie mit abwehrendem Lächeln, „nicht aber stolz. Glücklich darf ich sein — nicht jeder Mutter werden solche Kinder zu Theil."

„Nein, wahrhaftig nicht," rief ich; „aber auch nicht jedem Kinde wird eine solche Mutter zu Theil!"

„Ei, ei," lächelte die alte Frau, mir mit dem Finger

drohend, „haben Sie es wirklich darauf abgesehen, mich auf meine alten Tage zum Hochmuth zu verführen?“

Ich bat sie, mir mitzutheilen, welches System sie angewendet habe, um ihre Kinder zu so vortrefflichen Menschen zu erziehen.

„Was man so System nennt,“ antwortete sie, „das habe ich einfache Frau nicht angewendet, denn schon das Wort ‚System‘ war mir unbekannt, und erst als meine Knaben die höheren Schulen besuchten, lernte ich zufällig das Wort und den Sinn kennen. Aber leugnen will ich nicht, daß ich bei der Erziehung meiner Kinder doch vielleicht etwas Besonderes gebraucht habe — ein Kräutlein von der allerbesten Wirkung.“

„Und wie heißt dieses Kräutlein?“ fragte ich, auf ihren Scherz eingehend.

„Das Kräutlein heißt: ‚Nur kurz!‘ und wird leider noch viel zu wenig angewendet.“

„Beste Freundin,“ sagte ich, „wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Freundschaft geben wollen, dann opfern Sie mir heute Ihren Strickstrumpf. Ich möchte gar zu gern das so vortreffliche Erziehungskräutlein kennen lernen.“

„Ich kann Ihren Wunsch in Bezug auf den Strickstrumpf umso leichter erfüllen,“ antwortete sie, „als es mir nicht möglich wäre, über diese hochwichtige Angelegenheit zu sprechen und dabei zu arbeiten. Um also von dem kostbaren Kräutlein ‚nur kurz‘—“

„Nein, theuerste Frau,“ unterbrach ich sie, „fangen Sie, bitte, beim Anfang an, und erzählen Sie mir Alles, das heißt, so viel oder so wenig man einer Fremden erzählen kann; ich werde Sie nicht unterbrechen.“

„Das hat keine Noth,“ antwortete sie lächelnd; „meine Erzählung ist so einfach, daß man gar nicht in den Fall kommt, sie zu unterbrechen. — Mein ältestes Kind war sieben Jahre alt, als mein Mann starb. Das war ein harter Schlag für eine Frau mit fünf Kindern. Ich hatte mit meinem armen Manne so gut und so friedlich gelebt, und nun verließ er so plötzlich dies ‚Jammerthal,‘ wie er das Leben nannte, das ihm freilich nur Kummer und Sorgen bot. Er war Buchhalter in einer Eisenfabrik und hatte bei höchst anstrengender Arbeit bis in die Nacht hinein nur einen kärglichen Gehalt. Wenn er nun müde und abgespannt nach Hause kam, dann war er nicht dazu aufgelegt, sich mit den Kindern zu beschäftigen, sondern wies sie ab, wenn sie sich ihm näherten. Mir brach das Herz bei diesem Anblicke, denn ich wußte ja, wie sehr ihm seine Kinder am Herzen lagen, und daß nur das Bewußtsein, ihnen nicht nach seinem Wunsche genügen zu können, ihn so verdrießlich machte; andererseits fürchtete ich, daß die armen Kinder, die doch nur nach dem Anschein urtheilen, sich ihm nach und nach entfremden würden, weßhalb ich, da ich einmal seine Natur nicht umzustimmen im Stande war, mir alle Mühe gab, in seiner Abwesenheit die Kinder nur mit ihrem Vater zu beschäftigen, die Liebe zu ihm bei ihnen zu erwecken und zu erhalten. Es ist freilich traurig, die Liebe zu einer Person gewissermaßen erst erzwingen zu wollen, aber die Geschichte armer Leute ist ja gewöhnlich eine traurige. Und wie traurig wurde sie erst, als der Ernährer der Familie uns auf immer verließ. Reiche Leute haben Zeit zu trauern, ich mußte meine Thränen trocknen, um meine Augen nicht zu verderben, denn ich mußte mir Näharbeit verschaffen, wenn ich meine Kinder nicht hungern lassen wollte. Damals gab es noch keine Nähmaschinen, aber wenn auch diese wohlthätige Erfindung schon gemacht gewesen wäre, so hätte ich doch bei meiner gänzlichen Mittellosigkeit keinen Gebrauch davon machen können. Deßhalb war mein Verdienst nur ein geringer, und, wie die Leute zu sagen pflegen, nicht genug zum Leben und zu viel zum Sterben. Und wenn noch mein kärgtlicher Verdienst gleichmäßig gewesen wäre! Aber leider traten öfters Pausen ein, in denen ich nicht einmal das Allernothwendigste erwerben konnte. Und es sollte noch schlimmer kommen. Ich weiß nicht, war es in Folge öfteren Weinens über mein trauriges Schicksal, oder daß ich, wenn ich schon so glücklich war, eine Näharbeit zu bekommen, bis tief in die Nacht bei einer Oellampe—das Petroleum war damals noch unbekannt—saß und feine Stiche machte, kurz, meine Augen wurden plötzlich schwach, schwarze Punkte flogen hin und her, und machten mich zu den bisherigen Arbeiten gänzlich unfähig. Ich trachtete nun, grobe Säcke zu arbeiten. Dabei konnten mir glücklicherweise meine Kinder helfen— und wie gerne thaten sie dies! Nicht wegen der kaum angenehmen Unterhaltung des Säckenähens, sondern in dem Wunsche, mir Hülfe zu leisten. Wie oft mußte ich sie bestürmen, sich doch endlich zu Bette zu begeben, und wenn sie mir auch sonst in allen anderen Stücken augenblicklichen Gehorsam leisteten, hier folgte auf das ‚Sogleich, Mama!‘ nicht die That; ja einmal spielte das kleine Volk sogar Revolution gegen ihre Mutter, indem sie es durchsetzen wollten, daß ich mich einige Stunden früher als sie schlafen legen sollte. Ich mußte damals gleichzeitig weinen und lachen. — Und nun komme ich zu der Hauptsache: zu der Erziehung meiner Kinder — das ist ja nur der Zweck meiner Erzählung; denn was ich Ihnen von mir gesagt habe, ist nichts Besonderes; meine Geschichte ist die Geschichte unzähliger armer Wittwen, deren Schluß aber leider selten so glücklich — glücklich wenigstens bis jetzt — abläuft, als bei mir.“

Sie hielt ein paar Augenblicke inne — dann fuhr sie fort:

„Bei all' meiner Armuth schwebte mir unaufhörlich die Frage vor: Wie sollst du deine Kinder erziehen? Das heißt, ich fragte mich—so lächerlich dies in Rücksicht auf meine damaligen Verhältnisse klingen mag—: Soll ich sie auf rauhe oder zarte Weise erziehen? Ich war nemlich in einem feinen Hause Bonne gewesen, und da hatte ich zum Beispiel gesehen, wie Mama des Morgens ihre Kleinen mit einem Kusse weckte, und das hatte mir gar so gut gefallen. Freilich, wenn die Mama im schönen Schlafrock sich über das feine weiße Lager ihres Lieb-

lings neigt und ihn mit einem Kusse weckt, so reimt sich das zusammen; aber man denke sich eine Stube mit armseligen Möbeln und einigen Betten darin, in welchen fünf Kinder liegen, die beim Aufstehen geflickte Kleider anziehen, als Frühstück schwarzes Brod zu dem ungesüßten Kaffee bekommen, die nach dem Besuch in der Armenschule im günstigsten Falle einst Handwerker, sonst aber Tagearbeiter werden können — paßt es da zu dem Ganzen, und ist es nicht von einer Mutter geradezu lächerlich und thöricht, ihre Kinder, die einst die rauhen Stöße und Püffe des Lebens zu ertragen haben werden, auf eine ähnliche Weise wie die reiche Dame behandeln zu wollen, und ist es nicht besser und zweckmäßiger sie durch rauhe Manieren abzuhärten? — Aber mein Mutterherz empörte sich gegen die letztere Behandlung. Nein, sagte ich mir, deine Kinder sollen in allen Lagen des Lebens den Kuß in Erinnerung haben, mit dem sie ihre Mutter geweckt hat; wenn eines von ihnen auf dem Punkt ist, einst den Weg des Rechts zu verlassen, dann wird ihm der Kuß, das freundliche Lächeln, mit dem ihm die Mutter bei seinem Erwachen in's Auge geblickt hat, vorschweben und es von einem Vergehen abhalten. — Es ist fast komisch, aber sobald ich den Kuß einmal adoptirt hatte, hatte ich mir — wie soll ich es nennen, wenn ich nicht System sagen soll — einen Mittelweg gebildet, wie ich, ohne die Formen der Reichen nachzuäffen, meine Kinder erziehen sollte. Dieser war freilich einfach. Sobald das Kind auf die oben erwähnte Art und mit den Worten: „Steh' auf, mein Kind!" geweckt, mußte es sofort aus dem Bette und ohne jedes Zögern sich anziehen — wenn es nemlich schon so weit war, dies selbst thun zu können —, dann sich kämmen und von Kopf bis zu Fuß waschen, die Köpfchen mußten schon darum rein sein, weil ich die Haare ganz kurz schnitt; dann folgte das Stiefel- und Kleiderputzen. Diese ganze Manipulation durfte höchstens eine halbe Stunde in Anspruch nehmen, da durfte es kein Knurren und Murren geben,—die zärtliche Mutter hatte sonst eine böse Ruthe zur Verfügung, die höchst selten, aber dann sehr empfindlich und nachdrücklich angewendet wurde, wenn ein trotziger Widerspruch oder ein unartiges Wort gehört wurde. Es wird Ihnen unglaublich scheinen, und doch ist es wahr, daß ich vom neunten Lebensjahr der Kinder an, ja, sogar noch weit früher, nicht mehr in den Fall kam, die, wie gesagt, an und für sich höchst seltene Strafe körperlicher Züchtigung mit der Ruthe anwenden zu müssen. Und wie kam das? Waren meine Kinder anders als andere Kinder? O nein, sie waren nicht schlimmer und nicht besser als diese, nur wurden sie auf eine andere Weise erzogen, und zwar mit Hülfe meines Kräutleins ‚Nur kurz!' — welche scherzhafte Benennung eigentlich von meinen Kindern herrührt. In Wirklichkeit hieß dies so viel, daß ich mich auf keine langen Strafpredigten und Vorwürfe einließ, die das Gefühl des Herzens wie das Ehrgefühl abstumpfen. Wenn ein kurzer Tadel nicht hilft, da sind stundenlange Vorwürfe vergebens. O, wenn so manche Mutter ahnen könnte, welchen Schaden sie in dem zarten Gemüthe angerichtet hat, daß sie das Kind durch immerwährendes Tadeln, Schelten, Schimpfen, Beschämen vor fremden Leuten erbost und erbittert—wie würde sie ihre Zunge bezähmen. Freilich kommt das einer Tochter Eva's nicht so leicht an, und auch ich war oft geneigt, einen Schwall von Worten loszulassen, aber der Gedanke an das Glück und an die Zukunft meiner Kinder brachte mich sofort wieder zur Besinnung. Wahrhaft traurig kann es mich machen, wenn ich nicht selten Eltern zu ihrem bereits herangewachsenen Kinde sagen höre: ‚Aus dir wird nie etwas Rechtes werden, du —.' Oder wenn dem Kinde gesagt wird, was für ein Taugenichts es werden wird. Was hilft da mein Warnen und Ermahnen— denn Schweigen wäre in diesem Falle Sünde—, die Antwort, die ich regelmäßig erhalte, ist die: ‚Ach, Sie haben leicht reden; wenn Sie einen so ungezogenen Schlingel — oder eine so faule, nichtsnutzige Tochter — hätten, dann—;' oder: ‚Werden Sie glauben, daß, wenn ich stundenlang in den oder die hineinrede oder predige, es hilft was?'—Bedauernswerthe Kinder, die ihr auf diese Weise erzogen worden seid! Was aus euch noch werden kann—das erzählen täglich die Gerichtsverhandlungen.

Da ich in meinen Verhältnissen täglich und stündlich solche Scenen mit ansehen und anhören konnte, so lernte ich daraus, wie man Kinder n i c h t erziehen solle. Mein Streben war darauf gerichtet, das Herz meiner Kinder mir heranzubilden und zu veredeln, mir ihre Liebe zu erhalten. Deßhalb war mein Tadel, wenn er nöthig war, scharf aber k u r z; dagegen hielt ich mich beim Lobe länger auf und mein Schlußwort war dabei stets: ‚Ich bin überzeugt, daß ich an dir Freude erleben werde.' Nur in einem einzigen Falle wurde mein ‚Nur kurz' nicht angewendet, wenn es sich nemlich um eine L ü g e handelte; an diesem abscheulichen Vergehen hatte der kleine Sünder mindestens acht Tage zu tragen. Aber auch hier schlug ich ein eigenthümliches Verfahren ein. Der kleine Lügner wurde nemlich weder körperlich gezüchtigt, noch wurde ihm etwas entzogen, ja, kein Wort des Vorwurfs ihm gesagt, aber in seiner Gegenwart erzählte ich seinen Geschwistern von lügenhaften Kindern, die ihren Eltern Kummer und Sorge bereitet hätten. Als er mir des Abends beim Säckenähen helfen wollte, wies ich ihn mit dem Bemerken ab, daß ich von einem Lügner keine Hülfe verlange. Auch der Gutenachtkuß wurde ihm versagt. Freilich weinte der kleine Sünder heftig und betheuerte, daß er nie im Leben wieder eine Lüge sagen werde, aber trotzdem mich seine aufrichtige Reue so rührte, daß ich selbst hätte schluchzen mögen, so ließ ich mich dennoch nicht zur Verzeihung bewegen. Auch des nächsten Morgens wurde er—was ihm wieder viel Thränen kostete — nicht von der Mutter geweckt, und erst am Abende, als er mir zu Füßen fiel und seine Geschwister für ihn weinend baten, sagte ich ihm wohl Verzeihung zu, doch mußte er es sich gefallen lassen, noch sechs folgende Morgen nicht mit dem gewohnten Morgenkuß ge-

weckt zu werden, was seinen ungezuckerten Kaffee sehr salzig machte—mit dem Salz der Thränen. Kann es Sie nach einem solchen Verfahren noch wundern, daß der erste Fall zugleich der letzte war? — Auch das Rechtsgefühl in dem Herzen meiner Kinder zu erwecken und wachzuhalten, war meine angelegentliche Sorge; so gerne ich es sah, wenn sie heiter und fröhlich waren, so durften sie doch einander niemals necken, selbstverständlich ebensowenig andere Kinder; auch war es bei uns nicht Sitte, von einem Abwesenden Böses zu sprechen. Einst kam mein Aeltester sehr traurig nach Hause und war nicht im Stande, etwas zu genießen. Auf meine Frage nach der Ursache seiner Bestürzung erzählte er mir, daß der kleine Sohn des Bierbrauers, der aus einer anderen Schule kam, ihm ohne jede Veranlassung einen Schlag ins Gesicht versetzt habe. ‚Und was thatest du?' fragte ich weiter. ‚Nichts,' antwortete er, ‚ich dachte, es würde dir nicht recht sein, wenn ich ihm auch eins versetzte.' ‚Liebes Kind,' antwortete ich, ‚es freut mich sehr, daß du selbst in dem Augenblick, wo du zum Zorn gereizt wurdest, an mich dachtest; so wie ich euch ans Herz gelegt habe, Niemandem Unrecht zu thun, ebensowenig verlange ich von euch, daß ihr euch ein Unrecht gefallen laßt. Wenn dir also der übermüthige Junge noch einmal ohne Grund einen Schlag versetzt, so übe das Gleiche, gib's ihm meinetwegen doppelt zurück, aber sofort, denn wenn du dir die Wiedervergeltung aufsparst, so nährst du in deinem Gemüthe eine Bitterkeit, die dich leicht ungerecht und bitter machen kann.' Ich sah mit Freude, wie sich die Miene des Schwergekränkten wieder aufklärte und sein Appetit sich wieder einstellte. — Ich erzählte bisher von den Knaben; was meine Tochter Emilie anbelangt, so war sie schon in dem Alter von zehn Jahren eine kleine Hausfrau, auf die ich mich verlassen konnte.

Sehen Sie, meine Liebe, das war meine Erziehung, und ich hätte meine lange Erzählung in dem Satze zusammenstellen können: ‚Sei kurz im Tadel und in Vorwürfen, aber fest in Grundsätzen und im Strafen!' Aber Sie wollten durchaus eine Erzählung und so mußte ich ihren Wunsch erfüllen. — Daß meine Söhne höhere Stellungen bekleiden, als ich mir je eingebildet hätte, ist ganz ohne mein Hinzuthun geschehen. Wie sie mir später öfter versicherten, war es einzig und allein das Streben, mich glücklich zu machen, was sie zu außerordentlichem Fleiße anspornte; man wurde auf sie aufmerksam, sie fanden Gönner, und so kam es, daß sie geworden sind, was sie heute sind. Aber das ist für mich das Geringste, denn wenn meine Söhne Handwerker oder nur Taglöhner wären, so würden sie nicht minder brave und gute Menschen sein, die ihre alte Mutter, von der sie nichts als den Segen zu erwarten haben, ehren und lieben. Ich pflege öfters zu meinen unverheiratheten Kindern zu sagen, sie möchten mich bei ihrer Wahl gar nicht um Rath fragen, denn ich könnte mich ruhig auf ihr Urtheil verlassen. Nur fürchte ich, daß dieses Kind da (hier fiel ihr Elise schluchzend um den Hals) mich zu sehr verwöhnt hat; so daß ich gar noch Vergleiche werde anstellen müssen. — Im Ganzen genommen haben wir, ich und meine Kinder, viel Glück gehabt; aber, ich glaube es sagen zu dürfen, daß sie es anerkennen und immer bescheiden und anspruchslos sind.

„Ich weiß wohl," fuhr meine alte Freundin zum Schlusse fort, „daß arme Leute, die für das tägliche Brod zu sorgen haben, sich nicht viel mit der Erziehung ihrer Kinder befassen können; aber so viel können sie schon thun, daß sie das sehr nachtheilige endlose Schelten und Schimpfen sein lassen; das Unterlassen dieser Ausbrüche einer üblen Gewohnheit ist schon ein gutes Stück Erziehung. Darum, liebe Freundin, empfehlen Sie das Kräutlein ‚Nur kurz,' wo es noth thut,—Sie thun damit ein gutes Werk."

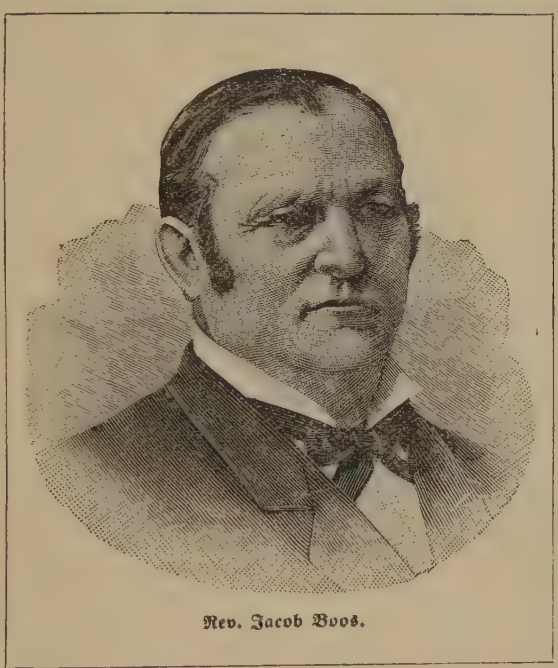
Ich gebe die Worte der glücklichen Mutter ungefähr so wieder, wie sie mir dieselben mitgetheilt hat, in der vollsten Ueberzeugung, daß sie mindestens keiner lesenden Mutter zum Schaden gereichen werden.

Rev. Jacob Boos.

Von Vater C. Hammer.

Das folgende Bild stellt den früheren, genialen, humoristischen, aber auch frommen und nützlichen Diener Christi, Rev. Jacob Boos, recht lebhaft vor. Die Photographie wurde im letzten Jahr seines Lebens genommen, da er nahe 68 Jahre alt war, und ist eine sehr gelungene. In den letzten dreißig Jahren hatte ich nur wenig Umgang mit Br. Boos, folglich kann ich von seinen letzten Lebensjahren nicht viel berichten. In früherer Zeit war ich aber ganz genau mit ihm bekannt, denn wir waren mehrere Jahre gegenseitige Mitarbeiter im Aufbau des Reiches Gottes in der Centralpenn. Conferenz. Ich werde mich daher in dieser biographischen Skizze hauptsächlich auf seine früheren Lebensjahre beschränken. Br. Boos wurde von ehrbaren und geachteten Eltern, den 15. November 1815, in der Stadt Reading, Pa., geboren. Das Volk überhaupt in besagter Stadt war zu jener Zeit sehr tief in Sünden und Lastern versunken. Ein gewisser Prediger von dort drückte sich einmal vor Jahren auf folgende Weise aus: „Das Volk ist sehr in Laster versunken, schrecklich

gottlos und verdorben. An Aufruhr fehlt es nicht, wenn der Herr am Wirken ist. Es ist zum Erstaunen bei den vielen Kirchen, die Leute so blind und unwissend zu sehen. Hier muß man, wie bei kleinen Schulkindern, am ersten Buchstaben zu lehren anfangen. Viele können nicht lesen und sind so von den falschen Lehrern aufgehetzt, daß sie die alten Sachen von 30 bis 40 Jahren wieder aufrütteln. Wann Menschen sich bekehren wollen, so suchen ihre gottlosen Freunde sie aus der Versammlung zu schleppen" 2c. Er setzt jedoch hinzu, daß es auch manche ehrbare, rechtschaffene Einwohner in Reading gab. Seit jener Zeit fand eine große Umwälzung statt. Reading ist jetzt gleichsam ein Paradies im Vergleich mit damals, was durch das seligmachende Evangelium bewerkstelligt wurde. Der Leser kann sich nun einen Begriff machen, wie es unter der Jugend ausgesehen haben mag, die unter einem so lasterhaften, unwissenden Volk erzogen wurde. Es war ein Glück für Br. B., daß er solch rechtschaffene Eltern hatte und sie ihn gut erzogen, sonst wäre er wahrscheinlich auch in den Strom des Verderbens geschleppt worden. Es war jedoch nichts geringes für einen Jüngling unter solchen Verhältnissen öffentlich heraus zu treten „vor das Lager" und die Schmach Christi auf sich zu nehmen. Er war nur fünzehn Jahre alt, da er Heil in Christo suchte und fand; und daß seine Bekehrung gründlich und rechtschaffen war, erhellt daraus, daß er als Jüngling so standhaft blieb unter der schweren Verfolgung und dem Widerstand von Seiten der Feinde des Kreuzes Christi. Hierin hat er seinen gesunden Verstand, seinen Edelmuth und Männlichkeit recht an den Tag gelegt.



Rev. Jacob Boos.

Bald nach seiner Bekehrung fühlte Br. Boos einen inneren Drang, etwas besonderes zu thun für seinen Heiland, der so viel für ihn gethan hatte. Er fing deshalb an zu vermahnen in den Versammlungen 2c., auch suchte er sich dem Studium der heil. Schrift zu widmen und sich im ernstlichen Gebet zu Gott zu wenden, um Licht über eine so wichtige Sache. Sobald er in sich selbst überzeugt war, daß der innere Drang ein Ruf von Gott sei, seinen Mitmenschen das Evangelium zu verkündigen, war er willig zu gehorsamen. Er ging nicht lange mit Fleisch und Blut zu Rath; machte auch nicht die Entschuldigung, wie jener, der sagte: „Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung." Er suchte sogleich die geeigneten Mittel, welche ihm zu Gebote standen, diese hohe Aufgabe zu lösen. Es war ihm auch nicht unbewußt, daß er dadurch keine guten Tage nach dem Fleisch zu erwarten habe. Dies nahm er aber nicht in Anschlag, denn es war ihm darum zu thun, Seelen zu erretten und die Ehre Gottes zu befördern.

Den 3. Juni 1833, da er etwas über 17 Jahre alt war, wohnte er der Oestliche Conferenz bei, welche in der Stadt Orwigsburg, Pa., gehalten wurde, und wurde daselbst aufgenommen als Probeprediger. Meines Wissens war er der jüngste Prediger, der noch je in unseren Reiseplan aufgenommen wurde. Er sah sehr jung aus, und durch sein jugendliches Aussehen hat er auch allenthalben Aufsehen erregt, was auch an manchen Plätzen das Volk bewog, ihn zu hören. Er hatte Naturanlagen zum öffentlichen Reden, war dabei beherzt und unverzagt, und in wenigen Jahren wurde er ein tüchtiger Prediger, beides in deutscher und englischer Sprache, was ihm einen großen Vorzug vor Manchen gab. Sein erstes Arbeitsfeld war der Indiana Bezirk in Pa. mit S. G. Miller als Collegen. Er wurde also im ersten Jahr schon recht auf die Probe gestellt, indem er ein so hartes, ausgedehntes Arbeitsfeld zu bereisen hatte. Entbehrungen und Mühseligkeiten mancherlei Art zu dulden und dabei weit entfernt zu sein vom elterlichen Hause, dies war sicherlich keine geringe Aufgabe. Es kann sich Niemand einen Begriff machen, welche Schwierigkeiten damals mit dem Reiseprediger-leben verbunden waren, als nur solche, die selbst die Erfahrung hatten. Schwierigkeiten haben aber unsern Br. Boos nicht abgeschreckt; er machte sie durch und — war dabei vergnügt. Die Errettung der Seelen war seine Aufgabe, und daher war er willig große Aufopferungen zu machen, um seinen Zweck zu erreichen. Am Schlusse des Jahres kam er muthig und getrost an die Conferenz, um wieder ein schweres Arbeitsfeld zu übernehmen.

Von dieser Zeit an diente er auf Bezirken (und zwar

anfänglich auf den entlegensten), auf Missionen, Stationen 2c. in den Staaten Pennsylvanien, New York, Ohio, Indiana, Illinois und Maryland ununterbrochen für einen Zeitraum von 24 Jahren, bis zum Jahr 1857. Er diente auch während dieser Zeit zwei Termine als Vorst. Aeltester.

In obigem Jahr machte er sich seßhaft wegen Leibesschwachheit und nahm eine zum Theil dienstunfähige Stellung ein, bis zum Jahr 1872. Nach diesem diente er noch 6 Jahre auf verschiedenen Bezirken in der Central Pa. Conferenz. Er war also 30 Jahre im öffentlichen Dienst der Kirche.

Es ließe sich sehr viel Gutes von Br. Boos sagen, besonders von den ersten 24 Jahren seiner Dienstzeit. Er war ein Mann von besonderen Naturanlagen und Fähigkeiten, von aufgelebter Eigenschaft, ein großer Menschenfreund und allenthalben beliebt. Er war von schönem Körperbau; und sein Anstand auf der Kanzel war äußerst gut. Als Prediger zeichnete er sich aus durch seinen Fleiß, Energie und Nützlichkeit. Er war ein Mann des Fortschritts und betheiligte sich in allen Unternehmungen der Kirche.

Er war der Erste, der die neue Maßregel (verlängerte Versammlungen) unter uns einführte. Dies geschah als er im Jahr 1836 den Erie Bezirk in Pa. bereiste. In demselben Jahr hielt er eine achttägige Versammlung, in welcher zwischen 25 und 30 Seelen zu Gott bekehrt wurden. Vor diesem dauerten unsere große- und Vierteljahrs-Versammlungen gewöhnlich nur von Samstag Mittag bis Sonntag Abend. Zuweilen machte man Freitags schon den Anfang, aber nur selten; nie wurde aber eine achttägige Versammlung gehalten, mit Ausnahme von Lagerversammlungen, bis Br. B. den Anfang machte. Der Bericht von dieser Versammlung wurde im Botschafter veröffentlicht, und das bewog hin und wieder andere Brüder, gleiche Versuche zu machen, und zwar mit gutem Erfolg.

Obzwar diese Maßregel zuerst Widerstand fand, so legte sich derselbe nach und nach, besonders da solche herrliche Früchte zum Vorschein kamen, und folglich wurden sie nach und nach allgemein eingeführt. Die Ursache, daß Manche solche Versammlungen mißbilligten, war hauptsächlich, daß man andere Gemeinden dadurch vernachlässige, daß man Wochen lang an einem Ort predige, es würde Unzufriedenheit auf dem Bezirk verursachen 2c.

Br. Boos war auch der erste Bahnbrecher in unserer Gemeinschaft im Staat Illinois. Da er im Jahr 1837 den Miami Bez. im Staat Ohio bediente, so reiste er auf Befehl seines V. A. nach Illinois, um unsere Glieder aufzusuchen, die vom Osten dorthin gezogen waren. Das war keine geringe Aufgabe zu jener Zeit, wegen der neuen und fast unbewohnten Landschaft, schlechten und ungebahnten Wegen 2c. Wie lange es ihn genommen, diese beschwerliche Reise zu Pferd zu machen, lernen wir aus seinem ersten Bericht, der im Botschafter veröffentlicht wurde. Er sagt: „Ich verließ meinen Bezirk anfangs Juli und kam glücklich am 23. in Chicago an." Diesem nach muß es ihn gegen drei Wochen genommen haben, besagte Reise zu machen. Am 24. kam er in Des Plain nahe Wheeling, Cook Co., bei Br. Jakob Escher an, wo er mit großer Freude aufgenommen wurde. Am dritten Tage seiner Ankunft in Ill. hielt er die erste deutsche evangelische Predigt im Gebiete der jetzigen Illinois Conferenz, im Haus von Br. Escher, über die passende Worte Jesu: „Ich will euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen" 2c. Es ist hier zu bemerken, daß Br. B. das Jahr zuvor bei diesen Leuten gepredigt hatte, da sie noch bei Warren, Pa., wohnten, und er den Erie Bezirk bediente. Auch hatte er ihnen versprochen, falls sie nach Ill. zögen, sie daselbst zu besuchen. Die Freude, ihren früheren Seelsorger zu begrüßen in jener neuen Landschaft, und nach langem Harren, der Predigt des Wortes Gottes zuzuhören, kann gar nicht beschrieben werden. Sie muß groß gewesen sein. Gottes Kraft offenbarte sich so mächtig, daß Jauchzen und Gottloben stattfand. Boos hielt sich etwa sechs Monate auf, besuchte auch Naperville, Dunkles Grove 2c. und wirkte allenthalben im Segen. Er formirte also den ersten Bezirk in Ill., welcher späterhin Illinois Bez. genannt wurde. Br. Boos' Name blieb unvergeßlich bei jenen alten Freunden, so lange sie lebten. Auch die jüngeren, die noch am Leben sind, z. B. Bischof Escher, sein Bruder Georg und Andere halten ihn noch in gutem Andenken.

Der größte Erfolg, den Br. B. gehabt, während seines activen Dienstes in der Kirche, war in 1840 und 1841 als Missionar in der Stadt Baltimore. Es ist zum Erstaunen, was er da unter dem Beistand Gottes ausgerichtet hat; deßgleichen ist noch nie in unserer Gemeinschaft gehört worden. Er fing seine Arbeit an mit zwei Gliedern, welche aber nur wenig oder gar keinen Einfluß hatten. In seinem ersten und zweiten Vierteljahrsbericht an den correspondirenden Secretär der Miss. Gesellschaft hatte er noch nichts besonders Ermunterndes zu schreiben, beklagte es sehr, daß er noch keine Bekehrungen zu berichten habe. In seinem zweiten Bericht sagt er: „Aber ach! mit Herzeleid muß ich sagen, daß die Meisten sich nicht um die Bekehrung zu bekümmern scheinen" 2c. Er setzte dann hinzu: „Dennoch bin ich nicht verzagt, sondern mit Gottes Hülfe will ich den Samen des göttlichen Worts ausstreuen" 2c. Ehe aber sein dritter Bericht kam, war das Werk mächtig ausgebrochen, so daß er 100 Glieder zu berichten hatte, und in seinem vierten Bericht, am Ende des ersten Jahres, konnte er sogar 215 Glieder angeben, die er alle im ersten Jahr aufgenommen. In demselben Bericht sagt er unter Anderem: „Hier fällt es schwer, Worte zu finden, um des Herrn Werk, welches er unter uns angefangen hat, genugsam zu rühmen" 2c. Am Schlüsse seines zweiten Jahres zählte die Gemeinde nicht weniger als 250 Glieder. Diese sind zwar nicht alle als neubekehrt berichtet worden. Eine bedeutende Anzahl hatten früher schon Bekeh-

rung erfahren, waren Glider der alten Otterbein's Gemeinde; sie waren meistens fromme und einflußreiche Leute. Da sie sahen, wie mächtig Gott wirkte unter der Arbeit von Br. Boos, wie das Werk voranging in der Erweckung und Bekehrung theurer Seelen, fühlten sie sich verpflichtet, zu Hülfe zu kommen und mitzuwirken, schlossen sich auch der Gemeinde an und wurden ein großer Segen in der Gemeinschaft.

In seinem zweiten Jahr wurde eine schöne, geräumige Kirche gebaut, die etwa 6 bis 700 Menschen hielt. Die Mission wurde auch in eine Station verwandelt. Alles dieses wurde in zwei Jahren verrichtet. Es scheint nur, daß Br. Boos dazu ausersehen war, unter Gottes Beistand ein so großes Werk zu schaffen. Jene Gemeinde hat fortbestanden bis jetzt, und ist eine der stärksten und einflußreichsten Gemeinden in der Evang. Gemeinschaft; auch hat sie noch einige blühende Zweig-Gemeinden in der Stadt, die durch sie entstanden sind.

Br. Boos verehelichte sich im Jahr 1844 mit Rebecca, einzige Tochter des verstorbenen David Kutz, mit welcher er in glücklicher Ehe lebte bis an sein Ende. Er starb in seiner Wohnung zu Carlisle, Pa., den 4. April 1884 in seinem 69. Lebensjahr. Während seines dreimonatlichen Leidens soll er sehr getrost in Gott gewesen sein, voller Zuversicht und Hoffnung des ewigen Lebens. Er hinterließ, nebst seiner trauernden Wittwe, 5 Kinder, die seinen Abschied tief empfinden. Seine älteste Tochter ist die Gattin von Br. J. M. Ettinger, V. A. auf Juniata Distrikt in der Central Pa. Conferenz.

Die Ueberreste dieses theuren Gottesmannes ruhen auf dem Evang. Friedhof bei Kutz's Kirche unweit Carlisle.

Fremde Völker und Trachten.

I.

Die Naturgeschichte des Menschen bietet mehr Belehrung, Unterhaltung und nützlichen Lesestoff, als irgend ein Zweig der Naturwissenschaft, und doch ist im Allgemeinen diese Geschichte vielleicht weniger bekannt, als die andere. Eine Ursache ist wohl die, daß das Material zu zerstreut ist, und man gewöhnlich sich nur um das Naheliegende bekümmert. Um so mehr werden unsere Leser einige Auszüge aus dem Völkerleben willkommen heißen, wenn dieselben gesammelt und geordnet sind. In diesem Bewußtsein haben wir uns der Arbeit unterzogen, und geben nun das Resultat in Wort und Bild.

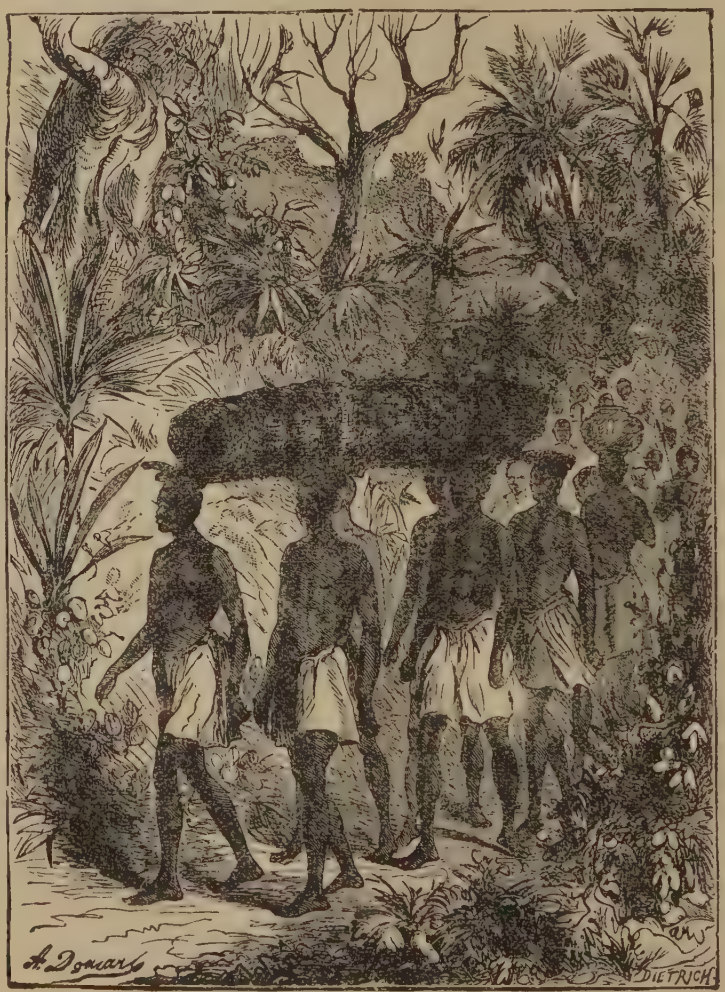
Afrika, obwohl früher als irgend ein Land, außer Asien, bewohnt, ist weniger bekannt als irgend ein Land der Erde; es wird mit Recht noch allgemein der finstere Welttheil genannt. In neuester Zeit hat Livingstone mehr zur Aufklärung und Entdeckung des Inneren von Afrika beigetragen, als irgend ein anderer Mann vor ihm; er hat sein Leben in dieser Arbeit gelassen, und sich einen Namen erworben, der unsterblich ist in der Geschichte jenes Welttheils. Nach ihm hat Stanley das Werk unternommen, und sucht nun auszuführen, was Livingstone nicht vollenden konnte. Livingstone hat 30 Jahre seines Lebens in Afrika zugebracht, und hat sich unablässig bestrebt, die Eingeborenen zu civilisiren, die Geheimnisse der Natur aufzudecken, und den Sklavenhandel im Inneren Afrikas zu zerstören. Seine letzten Worte waren: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit thun kann, besteht darin, die Segnungen des Himmels auf alle Diejenigen, mögen sie nun Amerikaner, Engländer oder Türken sein, herabzurufen, welche dazu beitragen, daß diese Geißel vom Erdboden verschwinde."

Als Livingstone gestorben war, den 4. Mai 1873, wurde sein Leichnam durch Branntwein und Salz vor Verwesung bewahrt, und dann von seinen treuen schwarzen Dienern durch die Wildniß der afrikanischen Wälder nach der Seeküste getragen, um sie mit dem ersten Dampfer, welcher unter Segel ging, nach England zu befördern, wo denn auch die Leiche in der Westminster Abtei unter den Edelsten des Landes beigesetzt ist.

Wir haben nur Raum für etliche Typen der Rassen des finsteren Continentes mitzutheilen, und schon die Bilder sind hinreichend, dem Leser einen theilweisen Begriff zu geben bezüglich des Grades der Civilisation, welchen diese Menschen besitzen.

Das weitläufige Gebiet am obern Nil, die Territorien von Sudan, Darfur und Nordosan, mit ihren verschiedenen Negerreichen, sind wohl die finstersten des ganzen Gebietes, und bieten den Anblick des entsetzlichsten Elendes dar; da ist auch nicht ein einziger Anziehungspunkt, welcher den Europäer entschädigen könnte für das pestilentialische Klima und die brutale Barbarei. Die Hauptstadt dieses Gebiets ist Chartum, eine Schöpfung Mohammed Ali's, an der Spitze zwischen dem Zusammenfluß des Blauen und Weißen Nils gelegen. Dort wohnen 30–40,000 Menschen dicht gedrängt im Aasgeruch und Ueberschwemmungsschlamm, umgeben von Sandwüsten, ein Ort, so schrecklich als möglich, aber geschäftseifrig wegen des erträglichen Handels mit Elfenbein und — „Ebenholz." Hier tauschen das gesittete Europa und das barbarische Afrika ihre Laster, eine Hölle für ehrliche Leute, ein Paradies für Schurken. — Trotz aller Bemühungen der europäischen Mächte und trotz der heroischen Anstrengungen Baker Pascha's, welcher Jahre lang sich mit den Sklavenjägern in der Oberen Nilgegend herumbalgte, geht das Sklavengeschäft noch immer im

Schwunge. Vor wenigen Jahren noch trug man im Zollregister zu Assuan (bei den ersten Kataracten) die Sklaven als — Kameele ein, um der europäischen Humanität eine Nase zu drehen. Nachdem in den letzten Jahrzehnten der Unfug des Menschenhandels ungeahnte Dimensionen angenommen hatte, mußte auf Drängen der europäischen Mächte die Egyptische Regierung den Sklavenraub und Sklavenhandel verbieten, doch ist eigentlicher Erfolg in dieser Richtung bis auf den heutigen Tag kaum erzielt worden. Die Leiden, welche diese Unglücklichen zu erdulden hatten und noch immer zu erdulden haben, sind unbeschreiblich. Man legt den Gefangenen hölzerne Gabeln ins Genick und koppelt sie so zu langen Gliedern zusammen; die Hände sind gefesselt. Manchmal wird an die eine oder andere Gabel ein Seil geheftet, das der Karavanenführer in den Händen hält. Ein unentbehrliches Attribut dieses Letzteren ist übrigens die lange Peitsche, womit er unbarmherzig eines jeden geringfügigen Anlasses halber in die Colonne hineinwettert. Da wo der Pfad eng wird, ritzen und reißen die Dornen ins Fleisch, und das Blut rinnt den Körper herab. Die Weiber und Kinder können sich etwas freier bewegen, doch erliegen auch sie haufenweise den Marschstrapazen und unmenschlichen Barbareien. Doch es sollen hier nicht Sklavenjagden und ihre gräulichen Scenen geschildert werden; nur ein Bild möchten wir geben vom Leben dieser ärmsten unter den Menschenkindern.



Ueberreste Livingstone's zur Küste befördert.

Dicht am Ostrande des Sudan, und zwar im Bereiche der Quellflüsse des Blauen Nil, steigt das Hochland von der sumpfigen und steppigen Tiefebene aus allmälig an. Anfangs sind es sanft geneigte Terrassen, welche sich immer steiler aufbauen, bis zum Rande eines gewaltigen Hochlandes, dessen Alpenlandschaften, Plateaux und Felsengebirge mit ihrer tropischen Vegetation und ihren erquickenden Hochgebirgstriften im grellen Gegensatze zu den Mittelafrika stehen. Das ist das Hochland von Abessinien. Wie es in physischer Beziehung fast völlig isolirt von allen Nachbargebieten dasteht, so bildet es auch ethnographisch und politisch ein in sich abgeschlossenes Gebiet von ganz besonderer Eigenart. Die Bewohner dieses Landes gehören weder der Negerrace noch den benachbarten Stämmen der Hamiten im Nil- und Sahara-Gebiete an, sondern der semitischen Völkerfamilie. Nach Einigen sind die Abessinier eine alte Colonie der Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über das Rothe Meer herübersetzten.

Die Abessinier sind ihrer Mehrzahl nach Christen, und demgemäß ist auch das ganze Land überschwemmt mit

Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten. Daß diese ganze heilige Sippe nicht schwer wiegt, am wenigsten aber zur sittlichen Entwickelung der Hochländer beigetragen hat, ließe sich auf die weitschweifigste Weise ausführen. Für Volksbildung geschieht so gut wie gar nichts. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht; die übrigen wachsen wild auf und werden mit fünf bis sechs Jahren zur Arbeit herangezogen.—Auch in Abessinien lastet alle häusliche Sorge auf den Schultern des Weibes, welches übrigens wenig Neigung für seinen Wirkungskreis zu besitzen scheint. Die Wohnungen starren von Schmutz, und die Häuser sind Hütten der rohesten Art, aus Erde und Zweigen aufgeführt, so daß Wind und Wetter Durchgang finden; sie haben nur eine Oeffnung, die Thür, durch welche auch der Rauch abzieht.

Frauen vom oberen Nil.

Entsprechend der niederen Stufe, auf welcher die Kultur steht, ist auch die Stellung des Weibes. Zwar werden die Ehen kirchlich abgeschlossen in Gegenwart von Zeugen, doch ist es Jedermann frei, sich außereheliche Gefährtinnen in unbeschränkter Zahl zu halten. Diese Einrichtung dürfte auch zu dem schlechten Rufe Anlaß gegeben haben, welchen die Abessinier besitzen, ein Ruf, welcher durch die Behauptung einiger Reisenden gekennzeichnet wird, daß alle Laster der civilisirten Welt den abessinischen Charakter befleckten, und Scham ihnen unbekannt sei.—An der Westküste von Afrika, wo man gewißlich mehr als gewöhnliche Intelligenz erwarten sollte, sind die Menschen noch so tief im Finstern, als in der Mitte des Landes; höchstens, daß sie sich besser mit Waffen versehen, erfolgreichere Krieger sind, und daß die Mädchen und Weiber schon mehr zu stolz und Flatterputz geneigt sind. Auch mag man wohl sagen, diese verwilderten Menschen sind näher bei der Civilisation angelandet, weil sie sich bereits in zwei Classen theilen; nemlich Reiche und Arme. Die Reichen haben große Viehheerden, und leben hauptsächlich von Milch, während die Armen eigentlich nicht als vollberechtigte Menschen angesehen werden, und sich von der Jagd ernähren müssen. Die Männer sind im Allgemeinen schön gebildete Gestalten von sechs Fuß Höhe und correspondirender Schwere; weil sie aber alle unnöthige Anstrengung scheuen, vermögen sie nicht viel auszuhalten; ihre Constitution jedoch ist eine sonderbare: von Schmerz scheinen sie eigentlich gar keinen Begriff zu haben.—Ein Reisender meldet, daß eines Tages einer dieser Männer ein Bein brach, welches man dann natürlich einschin-

Frauen aus dem westlichen Afrika.

delte. Nach ein paar Tagen, als man das Bein reinigte und besorgte, hörte der Reisende ein fürchterliches Gelächter, und als er in den Raum eintrat, um nach der Ursache des Gelächters zu sehen, fand er, daß ein ungeschickter Gehülfe das Bein fallen ließ, nun hing dasselbe aufs neue gebrochen an der Haut zur Erde herab, und zwar mit den Zehen nach rückwärts. Als nun die Gehülfen des gebrochene Bein so hängen sahen, besonders weil der Fuß sich nach hinten drehte, entstand dieses furchtbare Gelächter, und Keiner lachte lauter als der Patient, über die einfältige Gestalt seines baumelnden Beines.

Ueber die Kleider der afrikanischen Damen läßt sich nicht viel sagen, denn sie tragen nicht viele. Kinder gehen nackend, bis sie ums Heirathen gefragt werden, dann aber kleiden sie sich nach der Art der Matronen,

Frau und Kind.

und auch nach dem neuesten Schnitt, sie tragen nemlich einen ledernen Gürtel um den Leib, und um den Körper winden sie zu Zeiten ein Stück Tuch, wie unser Bild zeigt; die Hauptbeschäftigung der Damen ist: Haar frisieren und sich das Ungeziefer zu vertreiben, welches ihnen eine Art Vergnügen macht.

Wir haben oben gesagt, daß diese Leute große Heerden haben, wenigstens die Reichen; ihre Freude besteht besonders darin, daß sie recht viele Stücke von einer Farbe haben; die Lieblingsfarbe ist braun. Weil aber das Vieh von Natur wild ist, und sehr lange, spitze Hörner hat, werden besonders die Stiere oft sehr gefährlich. Die Kühe geben nur wenig Milch, und wenn ihnen das Kalb stirbt, trocknen sie ganz auf. Um eine Kuh,

Krieger des westlichen Afrika.

im Fall ihr Kalb stirbt, bei Milch zu halten, stopfen sie gewöhnlich die Haut des Kalbes mit Gras aus und stellen diese Truggestalt auf die Weide; es scheint, die Kuh ist den Betrug zufrieden und gibt ihre Milch noch Monate lang.

Die Armen sind auf die Jagd und auf Wurzeln angewiesen für ihren Unterhalt, weßhalb auch schon Kinder, welche kaum laufen können, sich mit graben beschäftigen, und die aufgefundenen Wurzeln roh verzehren.

So verschieden die Volksstämme sind, gerade so verschieden ist auch ihre Religion. Die meisten Westafrikaner haben eigentlich gar keine Religion; bei Vielen brennt das Feuer beständig, welches mit allerlei abergläubischen Ceremonien unterhalten wird, und daraus schließt man, daß sie Feueranbeter sind. Obwohl sie die Unsterblichkeit der Seele leugnen, findet man bei genauer Beobachtung doch, daß sie oft Speisen auf die Gräber ihrer Verstorbenen tragen und dann zu ihnen beten für Wurzeln und Heerden. Wenn ein Häuptling stirbt, oft noch ehe er todt ist, brechen sie ihm den Rückgrat mit einem schweren Stein, dann wird er zusammengefaltet, wobei zerbrochen wird, was sich nicht genug biegen läßt, und in eine Ochsenhaut eingenäht; so wird er dann mit dem Angesicht nach Norden begraben. Nun nimmt der neue Häuptling sein Volk und seine Heerden, und zieht weg, oft vergehen ein paar Jahre, ehe sie wieder an die Stätte kommen.

Noch ist zu bemerken, daß die meisten Afrikaner den Eid kennen, aber ganz sonderbar schwören, nemlich: „Bei den Thränen meiner Mutter!" Es liegt etwas Poetisches und zugleich auch Pietätvolles in diesem Eid, welches auf große religiöse Neigung schließen läßt.

Meine erste Bestellung.

Von C. A. Thomas.

Es war am 13. November 1858. Der rauhe Herbstwind pfiff hohl und kalt durch die Straßen der einzig schönen Stadt Hamilton. Der Horizont war mit grauem Gewölk überzogen, das mit Schnee schwer beladen zu sein schien. Die lieben Wanderer huschten eilig an einander vorbei und gaben sich alle Mühe, dem eindringlichen scharfen Nord den Paß abzuschneiden.

Einen großen Theil des Nachmittags hatte ich damit zugebracht, je und dann zum großen Ladenfenster hinauszuschauen, ob mein Auge nicht bald unter der Menge der ab- und zugehenden Fuhrwerken eines zu entdecken vermochte, das an unserem großen Schildpfosten Halt machte. Aber nein! Trotz meines spähenden Auges und des sehnsüchtigen, inneren Verlangens, daß doch einer der Brüder kommen und mich abholen möchte, war keine Spur von ihnen zu sehen.

Es war schon gegen drei Uhr Samstag Nachmittags, und ich wollte nemlich noch nach dem achtzehn Meilen entfernten M. Die Freunde dort hatten ihrem damaligen Prediger, Bruder H., in die Hand hinein versprochen, mich abzuholen, dies war mir zur Kenntniß gekommen, und so harrte ich natürlich als angehender Predigtamtscandidat (sammt der eingeübten Predigt!) geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Aber sie kamen und — kamen nicht, die Dinge nicht und — die guten Brüder nicht. Was war da zu machen? Mal einstweilen noch abwarten; denn das hatte ich schon zu oft von meinem Vater gehört, daß man in dieser Welt eher etwas *erlauern* als *erlaufen* könne. So wurde denn gelauert und gelauert, bis es endlich immer lauer und die Witterung immer rauher wurde. Auch in meinem Herzen wurde es unter diesen Umständen trotz des schönen warmen Ladens, in dem ich stand, immer trüber, herbstlicher, und die Sonne des freudigen Hoffens verbarg sich schelmisch hinter grauem, sturmdrohendem Gewölk.

„Wärst ein rechter Thor, wenn du gingst," hieß es in mir, „die haben aus freien Stücken zugesagt, dich hin zu ‚fuhrwerken,' und sie sollen's thun."

„Weder Gott, noch Menschen können verlangen, daß du dich bei dieser rauhen Witterung auf den Weg machst — zu Fuß nemlich. Du bist frei und deines Wortes quitt, sofern du nicht abgeholt wirst," sagten meine Kameraden. Aber so vernünftig das Argument auch schien, so konnte es mich doch keineswegs beruhigen. Ich wußte gewiß, daß eine Predigt in M. für mich ausgegeben war; ich wußte auch, daß die lieben Leutchen kommen und — getäuscht werden würden, falls ich nicht hin käme. Hätte ich nur fliegen, oder aber einen der Brüder herbeiziehen können, mitsammt seinem „Rößli," ich hätte es so gewiß gethan, als daß die Welt auf keinem Elephanten ruht — so eine Art diensteifriger Ingrimm beseelte mich während meines Harrens.

Und in M.? Nun, da war's leider versäumt worden, ein definitives Verständniß zu treffen, und in Folge dessen hatte der Conrad gehört, der Jacob gehe, und der Jacob hatte für ganz, *ganz* sicher vernommen, der Conrad gehe, da er doch gerade ein Geschäftchen in der Stadt abzumachen habe. Aber am Ende ging Keiner, und ich wäre auch nicht gegangen, wenn—wenn—nun, wenn ich *Ruhe* gehabt hätte.—Gut!

Ich stehe also noch vor dem großen Ladenfenster und schaue hinaus, ob nicht Jemand aus dem bunten Straßengewirr sich herauswinde und auf mich zugehe. Ver-

gebliches Hoffen! So wird es langsam drei, und noch langsamer vier Uhr, und bald schon zeigen sich die fernen Schatten der Nacht, und ich warte noch immer. Da, auf einmal geht die Thür auf und — herein tritt ein abholender Bruder? Nicht doch, ich trete hinaus und mache spornstreichs meinen Weg nach der Hauptstraße der Stadt. Ich hatte einen Plan ersonnen, nemlich den: Meine erste Bestellung darf nicht versäumt werden, und wenn der „Bändel kracht," wenn's das bischen Leben kostet. Ein schlechter, grundschlechter Predigtamts-candidat, der keinen Muth hat, der sich vor achtzehn Wegmeilen oder vor grauem Herbstgewölk fürchtet.

Zunächst suche ich nun eine Fahrgelegenheit, ich dachte das könne gehen und — es ging auch. Gut war die „Fahrgelegenheit" leider nicht, aber es war die beste, die ich in so später Stunde im Tage und am Abschluß der Woche erhaschen konnte. Und das Sprichwort: Besser schlecht gefahren, als gut geloffen, oder aber besser demüthig gefahren, als stolz geloffen, wußte ich damals auch schon, und hab's seitdem gar manches Mal zu meinem eigenen Vortheil als richtig erprobt. Also ich nehme das Fuhrwerk, nein, damit ich's auch recht sage, das Fuhrwerk nimmt mich. Was war's für eins? Eine feine Kalesche? Nicht doch. Die Hauptbestandtheile waren vier Räder, die eins dem andern nachrollten, und doch keins das andere fing. Dazwischen war eine sogenannte „Langwiede," über welcher ein fußbreites Brett, an beide Enden der Achse reichend, schwankend auf und ab ging. Und an der Deichsel zogen zwei abgetriebene Rößlein. Leser, das war das Fuhrwerk.

Und nun ging's los, aber erst bei „Anzündung der Lichter." Mein lieber Fuhrmann, kein Bruder (oder aber nur im ausgedehntesten Sinne des Worts) saß in der Mitte, wo das Brett noch etwas schwankende Elastizität hatte. Und ich? Ich saß auf der Achse, gerade da, wo der Wagen am stärksten, das Polster aber am schwächsten ist. An eine warme Decke, an eine Lehne für den Rücken, an ein Auflegen der Füße nicht zu denken; ja, ich dachte daran, aber was halfs? Was die Sache für mich noch schlimmer machte, war, daß ich in meinem jugendlichen Diensteifer und auch in der Eile vergessen hatte, den inneren Menschen zu stärken, und zudem war ich nur städtisch leicht gekleidet. Aber ich hatte A gesagt, nun mußte ich auch B sagen. Fort ging's, über den furchtbar holperigen, gefrorenen Weg. So lange der Wagen in dem Geleise lief, war's auf der Achse hinten noch so ziemlich erträglich, aber schob er sich da heraus, je! da war's kaum zum Durchmachen. Und achtzehn Meilen solchen Wegs!

Es wurde immer kälter. Stockdunkel war's auch. Der schneidend kalte Wind blies uns unbarmherzig ins Gesicht, er drang durch Kleider und alles hindurch. Mein bärtiger Fuhrmann war mehr an dergleichen gewöhnt, ich hingegen noch nicht im Geringsten abgehärtet. Daher kam's, daß er mir endlich den guten Rath gab, als ich vor Kälte zitterte, ich möchte mich umkehren, und meinen Rücken gegen den seinen lehnen. Diese Freiheit hätte ich mir auf meine eigene Rechnung gewiß nicht erlaubt. Es ging jetzt etwas besser. In dieser „Sitzung" — Stellung wäre nicht logisch! — Rücken an Rücken auf dem Langwiedebrett auf- und abschwankend, kamen wir endlich am Half Way House an. Da war's denn schon gegen neun Uhr. Mein linkes Bein war so kalt geworden, daß ich zuerst fürchtete, ich hätte es erfroren. Als ich dasselbe am Feuer erwärmen wollte, fing es an, mich ungeheuer zu schmerzen. So ging ich denn hinaus und rieb es tüchtig mit Schnee, der mittlerweile gefallen war, und das half.

Jetzt das Nachtessen! Das bestand aus einem halbrohen Stück „Beef" und — einer ganz rohen Tischgesellschaft. O, was das Menschen waren, und wie's da herging die kurze Zeit, in welcher ich dort war nein, das werde, das kann ich nicht erzählen. Hinterwäldler sind in der Regel rauhe Menschen, aber diese „ewigen Wirthshausgesellen" sind noch viel rauher. Wie froh war ich und wie warm wurde mir's ums Herz, als mein alter Fuhrmann endlich sein hohles "Get off!" durch den zottigen Bart raunte. Wir hatten noch neun Meilen. Der Schnee fiel in dicken Flocken, und ehe wir M. erreichten, hatte die Erde ihr herbstliches Aussehen mit dem winterlichen vertauscht. Es war drum schön das!

Kurz nach Mitternacht stand ich vor einem alten ehrwürdigen, schloßähnlichen Steinhaus. Da, so war mir bedeutet worden, sollte ich über Nacht bleiben. Ich klopfe an. Keine Stimme noch Antwort! Ich klopfe zum zweitenmal an. Wieder keine Stimme noch Antwort. Alles um mich her ist mitternächtlich still. Bin über und über mit Schnee bedeckt. Ich warte und — klopfe zum drittenmal, und denke: Wer anklopft, dem wird doch aufgethan! Warum mir nicht? Siehe da, endlich regt sich's inwendig. Es schreitet auf die Thüre zu. Wer ist draußen? ertönt's auf einmal. Ich bin's. Ja, wer ist der Ich? Der ist Der und Der. Krrrach! und der Riegel des schweren eisernen Schlosses fällt dröhnend zurück, die Thür dreht sich krächzend in ihren Angeln, und ich trete, weiß wie das „Christkindchen" (bei uns), in die Stube.

„Und warum bist du nicht eher, warum so spät gekommen?" frug mich der alte Vater M., den ich aus seinem süßen Schlummer zu wecken gewagt hatte.

„Einfach, weil ich nicht konnte," war meine etwas rasche Entgegnung, denn mir war das Weinen viel näher, als das Lachen.

Kalt bis auf die Knochen legte ich mich zur Ruhe, allein der liebe „Sandmann" wollte lange nicht kommen, ich hatte zuviel gefroren. — — —

Der vierzehnte November 1858 war ein herrlicher Sonntag. Die Sonne war gar freundlich über der Erde aufgegangen, und sie schien durch ihre wärmenden Strahlen wieder gut machen zu wollen, was die frostige Nacht allenfalls geschadet. Von allen Enden strömten die Leute herbei, den „neuen Anfänger" aus der benach-

harten Stadt zu hören. Die Kirche wurde gedrängt voll, und — ich bediente meine erste Bestellung! Wie froh schlug das Herz mir im Leibe, daß ich gekommen war, daß mich nichts zurückzuhalten vermögend gewesen war!

Und die Brüder dort, als sie erfuhren, wie und mit wem ich gefahren, und was ich erfahren, lernten auch eine gute Lehre. Es gab von dort ab erst immer ein „Verständniß," wenn ein Prediger abgeholt werden sollte. Ich aber hatte einen urechten Vorschmack gehabt, von dem, was das Leben und die Vorrechte eines evangelischen Reisepredigers waren, vor sechsundzwanzig Jahren. Aber ich hatte auch gelernt, daß der liebe Gott dem Muthigen hilft, und daß wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg und — ein Fuhrwerk.

Wirf dein Anliegen auf den Herrn.

Von Ernst Köhne.

Im Jahre 1880, als unser werther Bischof Bowman die Deutschland Conferenz besuchte und in Tuttlingen, Württemberg, zu predigen hatte, wünschte auch ein lieber Bruder in A., etwa vier Stunden von Tuttlingen, den Bischof zu hören. Dieser Bruder stand aber in armen und drückenden Verhältnissen und hatte zu der Zeit nur noch eine Mark im Hause, gerade genug, um das Fahrgeld nach jener Stadt damit zu bezahlen.—Er hatte noch einen Schwager in A. wohnen, dieser war ebenfalls arm, dazu kränklich und noch unbekehrt.—Der Bruder hatte schon viel für ihn gebetet und versucht, ihn zu Jesu hinzuführen, und jetzt dachte er, wenn doch dieser Schwager nur die Predigt des Bischofs hören könnte, vielleicht würde er dadurch für Jesum gewonnen.—Er entschließt sich, dem Schwager seine letzte Mark zu geben, damit derselbe die Eisenbahn benützen könne, er selbst aber gedenkt den weiten Weg zu Fuß zu machen.

Am Abend bevor die Reise nach Tuttlingen angetreten werden sollte, fühlte der Bruder so recht, daß es doch unmöglich für ihn sei, den weiten Weg zu Fuß zu gehen, auch tritt seine Armuth recht vor seine Seele, und bange Sorgen wollen sein Herz erfüllen; stärker noch als alles dieses ist aber das Verlangen, die Predigt des göttlichen Worts zu hören.—Er kniet endlich nieder und sucht Trost und Hülfe bei dem Herrn, vor ihm schüttet er sein Herz aus im ernstlichen Gebet. — Nachdem er so gebetet, kehrt ein süßer Friede in sein Herz ein, und es wird ihm zur festen Gewißheit: „Der Herr hilft!"

Am andern Morgen kommt ganz früh die Tante dieses Bruders zu ihm, dieselbe ist ziemlich vermögend, jedoch sehr geizig, und sagte: „Höre, ich habe in der ganzen Nacht wegen auch keine Ruhe gehabt, und als ich diesen Morgen ins Feld gehen wollte, zog mich eine unwiderstehbare Macht zu deinem Hause; sage mir, habt ihr auch noch Geld und Lebensmittel?"

„An Lebensmittel fehlt es gerade noch nicht, aber Geld haben wir nicht mehr," antwortete der Bruder.

„Wieviel Geld braucht ihr?" frug die Tante weiter.

„O, wenn ich für heute nur eine Mark hätte; dann wäre mir ein großer Dienst gethan," war die Antwort.

„Nun," sprach die Tante, „ich will dir zwei Mark geben," und damit legte sie zwei blanke Markstücke in seine Hand.

Mit frohem, dankbarem Herzen gegen Gott eilte der Bruder jetzt nach dem Bahnhof. Unterwegs begegnet ihm sein Vater und erkundigt sich dann, wohin die Reise gehen sollte.—Nachdem der Bruder es gesagt, spricht der Vater: „Höre, ich will dir doch das Reisegeld geben, du wirst es brauchen," und damit überreicht er ihm noch ein Markstück.

Ganz erstaunt blickt der Bruder auf gen Himmel, und preist Den, der sein Gebet so über Bitten und Verstehen erhöret hat, wieder durfte er die Wahrheit der Worte: „Gebet, so wird euch gegeben," reichlich erfahren.

In Tuttlingen nun hörte er, wie der liebe Bischof über die Worte, Offenbarung 19, 9: „Und er sprach zu mir: Schreibe: Selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind," im vollen Segen des Evangeliums predigte.

Neu gestärkt und ermuthigt kehrte der Bruder mit seinem Schwager, welcher von der Predigt ganz ergriffen und erweckt war, wieder heim. — Die selige Erfahrung von der Wahrheit: „Was die Gerechten begehren, wird ihnen gegeben," bleibt ihm unvergeßlich. — Froh kann er bestätigen: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn!" und:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt,
Den Sternen, Wolken, Winden
Bezeichnet er die Bahn,
Sollt' er nicht Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann?

Winterabend.

Laßt Sturmwind und Regen
Ums heimische Dach,
Welch' traulicher Segen
Strömt dann durchs Gemach.

Wie schaut's aus dem Hause
Sich wohlig hinaus
Im Flockengebrause,
In Wetter und Graus.

Wie schaut's Abends immer
Sich hübsch in die Gluth!
Im Flur und im Zimmer
Wie spielt's sich so gut!

Wo gibt's solche Ecklein
Auf Treppchen und Gang,
So traute Verstecklein
In Kammer und Schrank?

Und spät und am Morgen
Ist Mütterlein da,
Mit Helfen und Sorgen
Allstündlich uns nah;

Sie küßt noch die Wänglein
Uns segnend zur Nacht;
Dann halten die Englein
Am Lager die Wacht.

Daheim ist's gemüthlich,
Daheim ist gut sein,
Ist's traulich und friedlich—
Ich lob' mir Daheim!

Der Schneider von Canterbury.

Unter Benutzung englischer Quellen frei von R. L.

In Matthäus 10, 16 werden wir ermahnt: „Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben." Diesem Gebot folgen vor anderen Christen besonders die „Freunde" (Friends), meist bekannt unter dem Namen „Quäker." Dieselben genießen seit langer Zeit den unbestrittenen Ruf, daß sie nicht lügen. Bekanntlich fluchen und schwören sie auch nie, und leisten selbst vor Gericht keinen Eid, sondern halten sich strict an Matth. 5, 37. Ueberdem nennen sie Jedermann „Du," selbst Könige, ziehen vor Niemandem den Hut ab, verweigern laut Matth. 5, 44; Jes. 2, 4 2c. Kriegsdienste, und vertheidigen nicht mit Schießen, Stechen oder Schlagen ihr Eigenthum gegen Diebe 2c., wie geboten in Matth. 5, 39–41 2c. Sie halten sich vielleicht einen starken Hund, aber Waffen, selbst zur Vertheidigung, wird man selten oder fast nie bei ihnen finden. Trotzdem werden sie, obschon meist wohlhabend, doch anerkannt weniger betrogen, bestohlen und beraubt, als andere Leute. Warum? Sie sind vorsichtig, einfach in Haushaltung, Kleidung 2c., und wecken nicht durch Goldumhängen und allerlei eitlen Firlefanz Neid und Habsucht. Sie leben auch in diesem Punkt wie sie beten: „Und führe uns nicht in Versuchung."

Die ersten Gemeinden der „Gesellschaft der Freunde" (Society of Friends) wurden 1649 von George Fox in England gegründet. Sie hatten anfangs viel Verfolgung zu erdulden seitens des gemeinen Volks, wegen Verweigerung der Kriegsdienste seitens der Regierung, und leider auch seitens der hochkirchlichen Geistlichkeit. Die Bezeichnung „Quäker" (Quaker) war ursprünglich ein Spottname, und bedeutet „Zitterer," weil sie während ihrer Versammlungen zuweilen in ekstasische Verzückungen geriethen, wie dies ja auch manchmal geschieht bei intensiven Gemüthsbewegungen, bei Bekehrungen 2c.

Laut Angaben des N. Y. Weekly Wittness hat die „Gesellschaft der Freunde" nach ihrem jüngsten Bericht in den Ver. Staaten eine Gliederzahl von 75,000, in England und Irland eine solche von 18,000. In andern Ländern finden sich vereinzelte Glieder und Familien, hin und wieder auch Gemeinden, in Deutschland, namentlich in der Gegend von Pyrmont und Lippe-Detmold. Ihr Missionseifer ist ein reger. Sie unterhalten gegenwärtig 13 Missionare auf der afrikanischen Insel Madagaskar, 5 in Ostindien, eine Missions-Station in der Türkei, zwei in Syrien, letztere umfassen eine Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen, drei Sonntags- und neun Wochentags-Schulen. Ueberdem unterhalten sie eine Schule zu Ramallah, bei Jerusalem, und 25 Lehrer unter den Indianern. — Ob wir „Evangelischen" uns im Missionseifer wohl mit ihnen messen dürfen?

Vorstehendes glaubten wir den meisten Lesern, namentlich den jüngeren, erwünscht zur besseren Würdigung des Folgenden. Die Kinder dieser Welt sind ja klüger, denn die Kinder des Lichts (Luk. 16, 8), wird aber solch ein loses „Weltkind" auch einmal „festgenageit," und dazu noch so recht gemüthlich, wie unlängst ein grundehrlicher Quäker es gethan — desto erfreulicher für alle Aufrichtigen!

Der gute „Freund," von welchem wir erzählen wollen, war zwar nur ein armer Mann — aber er verschaffte sich einen mächtigen Bundesgenossen. Dies war eine Zeitung. Zeitungen sind in unserem Jahrhundert ja eine Großmacht und werden es noch immer mehr. Hätte Jemand z. B. vor fünzig Jahren ein Prognostikon gestellt über die ungeheure Entwickelung des Annoncenwesens, hätte ec dessen heutige Bedeutung vorausgesagt — die Einsichtsvollsten seiner Zeit würden ihn ungläubig belächelt haben. Und doch übt das Anzeigen- und Reclame-Geschäft heute einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß, und derselbe ist noch in vielen Beziehungen am wachsen. Landcomplexe von der Größe manches deutschen Fürstenthums bis zur Kleinigkeit eines Zahnstochers; Nützliches und Angenehmes, von der Wichtigkeit einer Lebensgefährtin bis zur Geringfügigkeit einer Stecknadel — — alles empfiehlt sich uns durch Zeitungs-Annoncen. Bei dem vielen Guten dieses Systems zeigen sich leider auch viele Schattenseiten. Manches Unempfehlenswerthe drängt sich leichtgläubigern Käufern auf. Der vertrauensvolle Ehrenmann zahlt zuweilen in dieser Schule theures Lehrgeld, während der Schelm dasselbe einstreicht und nach seiner Meinung ein „gutes Geschäftchen" macht. Manchmal aber wendet sich das Blättchen, so geschah es unlängst in der altberühmten englischen Bischofsstadt Canterbury in der Grafschaft Kent.

Daselbst lebte in einem dürftigen Häuschen nebst zahlreicher Familie ein ehrsamer Schneidermeister; seiner kirchlichen Gemeinschaft nach ein Quäker. Kommt eines Tages ein stutzerhaft gekleideter junger Mann und bestellt sich einen neuen Anzug. Derselbe wird angefertigt und durch einen Lehrling dem neuen Kunden pünktlich übersandt. Herr Trongkins, der Besteller, prüfte die Kleidungsstücke mit kritischem Auge, probirte dieselben an und schien leidlich befriedigt. Dann instruirte er den Lehrling, dem Meister zu sagen, er würde in ein paar Tagen kommen, die Rechnung ins Reine zu bringen. Der arglose Quäker hegte keinerlei Mißtrauen, selbst aufrichtig, glaubte er leicht, Andere seien es auch.

Ein Tag nach dem andern verging, aber Herr Trongkins kam nicht. Beunruhigt ging der geldbedürftige Meister hinüber in die Wohnung des Säumigen. Dort erfuhr er, daß der Gesuchte die Stadt verlassen und nach London abgereist sei; Näheres konnte er nicht erfahren. Bei großer Familie und dem kärglichen Verdienst eines Schneiders brauchte der redliche „Freund" sein Geld recht nothwendig—aber was ließ sich jetzt thun? Nichts Besseres, als zu warten auf eine günstige Gelegenheit. Aber dabei verdroß ihn oft der nicht unbedeutende Verlust, der Gedanke daran verursachte ihm lange manchen Kummer. Einmal schmerzte ihn das verlorene Geld, er mußte sich und den Seinen deßhalb allerlei Entbehrungen auferlegen, sodann war er ein Mann von Charakter, und es ist immer demüthigend, sich von einem Schwindler übervortheilt zu wissen. Ueberdem klagte er sich an, als Christ einen unchristlichen Menschen in Versuchung geführt zu haben, unehrenhaft zu handeln.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Im Conto stand noch wohlgebucht jener verlorene Posten Geld, aber unser „Freund" hatte wenig Hoffnung, ihn je einkassiren zu können. Er machte zwar allerlei Pläne, meist verwarf er dieselben aber sehr bald als unausführbar. Schließlich brachte er eine gute Idee zur Reife. Er ging in eine Anzeige-Agentur und hatte eine längere Unterredung mit dem Geschäftsführer. Des andern Tages las man in mehreren Zeitungen:

Herr John Trongkins, vor fünf Jahren wohnhaft zu Canterburg, wird etwas von großem Vortheil erfahren, wenn er sich meldet bei der Agentur des Kent Herald, zu Canterburg.

Wenige Tage später kam aus London ein Brief mit der Bitte um nähere Angabe des vortheilhaften Ereignisses. Man antwortete dem Briefschreiber in würdevollem Styl, und gewählten Ausdrücken: die Tragweite der betr. Angelegenheit fordere eine mündliche Unterredung, indem aus einer brieflichen Verhandlung große Nachtheile erwachsen könnten.

Kurz darauf traf Herr Trongkins von London ein. In Erwartung eines großen Glückes meldete er sich in der bewußten Zeitungs-Agentur. Der Geschäftsführer lud ihn unter vielen Ehrenbezeigungen zum Sitzen ein, und eröffnete ihm, er werde sogleich den Herrn holen lassen, welcher jene Anzeige habe einrücken lassen. Wenn Herr Trongkins aber vorziehe, in seinem Hotel jenen Herrn zu erwarten, so wolle er demgemäß seine Anordnungen treffen. Herr Trongkins erwählte das Letztere und entfernte sich.

Währenddessen bereitete unser „Freund" seine Rechnung, vergaß nicht, Zinsen und Zinseszinsen für fünf Jahre hinzuzurechnen, nahm einen Gerichtsdiener (bailiff) mit sich und begab sich in das ihm genannte Hotel. Der Gerichtsdiener postirte sich vor die Thür, mit der Weisung, auf ein verabredetes Signal herbeizukommen.

Der Quäker ging ins Gastzimmer, schellte und ersuchte den herbeieilenden Aufwärter, Herrn Trongkins zu sagen, daß ein „Freund" ihn zu sprechen wünsche. Wenige Augenblicke später standen sich Gläubiger (creditor) und Schuldner (debtor) gegenüber.

"How doest thou do?—Wie ergeht es dir denn?" frug freundlich mit der höflichsten Zuvorkommenheit, der Quäker, "perhaps thou doest not know me?—Vielleicht kennst du mich nicht?"

„Ich glaube, ich hatte noch nicht das Vergnügen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," erwiderte mit etwas erzwungenem Lächeln der Londoner.

„Erinnerst du dich noch, daß du vor mehreren Jahren hier in der Stadt bei einem armen Schneider einen Anzug machen ließest und dann vergessen hast, dafür zu bezahlen?" frug der Quäker.

„Ach nein"—sagte der Gentleman etwas erröthend—„Sie müssen im Irrthum sein, ich bin unmöglich der, den sie zu finden wünschen!"

Aber unser „Freund" war nicht so leicht abzuschütteln. „Ach"—sagte er—„John, ich kenne dich ganz gut. Du bist gerade der Mann, den ich finden wollte. Du hast noch jetzt die Weste an, die ich dir gemacht habe. Du mußt zugeben, es war guter Stoff und gut gemacht, sonst hätte dir's nicht so lang gehalten."

„O ja"—sagte der Herr von London, scheinbar sich zurückerinnernd—„ich entsinne mich jetzt. Ja, ja—es war meine Absicht anzurufen und die kleine Rechnung zu berichtigen, in der Eile ist es aber vergessen worden und mir dann aus dem Gedächtniß entfallen, doch ich will jetzt alles in Ordnung bringen. Ich bin hierhergekommen, eine große Erbschaft in Besitz zu nehmen; sehen Sie hier die Anzeige, durch welche ich mein gutes Glück erfahren habe."

Dabei reichte er dem Quäker ein Exemplar jener Zeitung mit dem verfänglichen Inserat. Unser „Freund" betrachtete mit unerschütterlichem Gleichmuth die angedeutete Stelle, und sagte dann trocken: „Ja, mag sein, daß du Glück hast; was ich zu fordern habe, ist nur wenig, und da ich's brauche, muß ich drauf bestehen, daß du mir's bezahlst, noch ehe du Herr deiner großen Güter wirst."

Auf ein leichtes Klopfen an die Fensterscheiben erschien der Gerichtsdiener—er zeigte mehrere Papiere vor—der vornehme Schwindler war vor Erstaunen wie aus den Wolken gefallen.

„Was"—rief er aus—„Sie haben mich doch nicht etwa bei Gericht verklagt?"

„Ja, ich habe"—sagte der Quäker—„und du kannst froh sein, daß dir nichts Schlimmeres passirt ist."

„Kommt denn her"—sagte der Gentleman (?) von London, ich will die Lumperei bezahlen. Ihr hättet aber nicht so aufbegehren brauchen, mit solchen Streichen verjagt Ihr Euch die besten Kunden, ich lasse sicher nichts wieder bei Euch machen!"

Herr Trongkins blickte dann voll Unmuth flüchtig über das ihm freundlich dargereichte Papier, zog sein Taschenbuch und warf mit stolzer Miene eine Summe Geld auf den Tisch. Unser „Freund" strich dieses ver-

gnüglich ein, quittirte und reichte die Rechnung dem Bezahler zurück. Dieser nahm sie und betrachtete erst jetzt aufmerksam die einzelnen Posten. Er sagte nichts bis zum letzten Ansatz, dieser lautete: "For advertising."

„Halloh, was ist denn das?"—rief er bestürzt—„für Anzeigen? Das ist ja etwas ganz Sonderbares in einer Schneiderrechnung. Das bezahle ich nicht, Sie übervortheilen mich ja!"

„Ach, nicht doch"—erwiderte kühl der Quäker—„das hat alles seine Richtigkeit. Ich habe dir nichts angerechnet, als nur die Kosten des Inserats, das du mir vorhin gezeigt hast."

Nun wurde der überlistete Schwindler aber halb wild. Erbittert brüllte er: „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie jene Anzeige in die Zeitungen setzen ließen?"

„Sicherlich habe ich," erwiderte unser „Freund" mit der kühlsten Gleichmüthigkeit von der Welt.

„Dann gehen Sie mit abscheulichen Lügen um," rief heftig der Ueberlistete.

„Beweise mir das"—sagte ruhig der Quäker—„und du wirst mich bereit finden, meinen Fehler einzugestehn."

„Sie sagten in Ihrer Anzeige, ich würde etwas von großem Vortheil erfahren, wenn ich hierher käme."

„Nun ja, das habe ich, und ist es denn nicht von Vortheil für einen armen Schneider, wenn er eine alte Rechnung einkassiren kann?"

„Attrapire ich Sie aber 'mal auf der Straße," — rief der Schwindler voll Wuth—„dann dresche ich Sie durch, bis kein bischen Athem mehr in Ihrem Cadaver ist."

„Thorheit, John"—sagte ruhig der „Freund"—„wenn du so etwas thun willst, laß es uns gleich abmachen, dann bist du die Sorge los.—Ziehe deinen Rock hier aus, hinten im Hof ist ein guter Platz."

Der glattgeschmiegelte Schelm kam durch die unerschütterliche Heiterkeit unseres „Freundes" so außer Fassung, daß er fast nichts mehr zu sagen wußte, und wie versteinert seinen Gegner anglotzte.

„Nun"—sagte der Ritter von der Scheere und Nadel gutmüthig—„laß mich dir noch ein Stück guten Rath geben. Wenn du nächstens wieder Gelegenheit hast, einen neuen Anzug ohne Bezahlung zu bekommen, versuche lieber nicht, den armen Schneider zu hintergehen, sondern bezahle ihm ehrlich, was du ihm schuldig bist. Dann quält dich dein Gewissen nicht, dein Schlaf ist angenehm und erfrischend, und des Morgens stehst du froh und vergnüglich auf, denn:

‚Ein gut Gewissen,
Ist ein sanftes Ruhekissen.'

Und nun, John, Adieu, und denke auch öfters an den Schneider von Canterbury."

Schrifterklärung.*)

Von M. Höhn.

Schrifterklärung meint wohl nichts anderes, als in der Heiligen Schrift — der Bibel — Dasjenige klar machen, was dunkel ist. Das ist eine großartige und sehr wichtige Arbeit. Viele der besten und gelehrtesten Männer haben sozusagen ihre ganze Lebenszeit damit zugebracht, und Werke darüber geschrieben, zehnmal größer als die Bibel selbst, und immer noch bleibt Vieles zu wünschen übrig.

I. Die Nothwendigkeit einer Schrifterklärung.

Es ist erstens die Menschheit, welche eine Schrifterklärung nothwendig macht. — Dem Menschen ist eine religiöse Anlage, eine Ahnung von einem höheren Wesen als er selbst ist, gleichsam angeboren. Diese Anlage ist älter als die Schrift, und sie ist vorhanden auch ohne die Schrift. Paulus sagt in Bezug auf dieses: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret." (Röm. 1, 19 ff.) Diese Anlage zur Religion bleibt aber unentwickelt, wenn sie nicht durch Andere, in denen dieselbe nicht nur Anlage geblieben, sondern wirkliches Bewußtsein geworden ist, geweckt, entwickelt und genährt wird. Dieses sind zunächst lebende Menschen, das lebendige Wort. — Unter den Heiden sind es die Missionare; in der katholischen Kirche die Priester und Beichtväter; in der protestantischen und besonders bei uns, nach den Eltern, die Lehrer, die Sonntagschullehrer und die Prediger; bei jenem Kämmerer war es Philippus; bei den Emmaus-Jüngern Jesus. Je entwickelter und geweckter nun bei dem Menschen das religiöse Verlangen und Bedürfniß ist, je mehr erscheint ihm Der, welcher Religion lehrt, als ein Priester Gottes, und falls derselbe wirklich ein rechter Zeuge Gottes ist, sind seine Worte Gottes Worte (Luk. 10, 16).

Je mehr aber ein Mensch erweckt und erleuchtet ist, je mehr sehnt er sich nach einer volleren Offenbarung selbst, die menschliche Autorität genügt ihm nicht mehr, er hat das Bedürfniß, die Religion aus erster Hand zu empfangen. Diese erste Hand ist die Schrift. — Es gibt jedoch auch viele Menschen, bei denen jegliche religiöse Anlage ganz erstorben zu sein scheint, die kein Verlangen, sondern vielmehr Abscheu und Widerwillen gegen die Schrift äußern, und alles, was in ihrem Vermögen steht, versuchen, dieselbe zu zernichten. Aber gerade das beweist,

*) Vorgelesen an der Sonntagschul-Convention in „Linwood Park."

daß ein Etwas in ihnen ist, das sie gerne los wären, sonst wäre ihnen ja die Schrift nicht im Weg, und könnte ihnen einerlei sein, was sie sagt. — Viele lästern davon sie nichts wissen, sie halten sich nur an anscheinenden Widersprüchen und Anstößen. Das rechte Verständniß ermangelt ihnen, würden sie erkennen und sehen, daß die Bibel nur auf ihr zeitliches und ewiges Wohl bedacht ist, so würden sie dieselbe nicht hassen, sondern hochschätzen und lieben. — Wenn sie nicht an Gott glauben, wie sie sagen, warum denn Gott lästern? — Solche verkehrte Menschen sind gegen ihr eigen Wohl. Es sei hier erlaubt, in Bezug auf dieses nur ein kleines Beispiel anzuführen, das ich selbst in einer namhaften Stadt dieses Landes erlebt habe. Ein kleines Mädchen von etwa 10–12 Jahren, eine Sonntag-Schülerin, lernte zu Haus die Lection in der Bibel. Ihr Vater, ein Bibelverächter, sagte: „Geh' mit deiner Bibel, 's ist doch nicht's als Humbug drin!"—„Vater," sagte das Kind, „wenn nichts als Humbug in der Bibel steht, so ist das auch Humbug: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!' denn das steht auch darin." — Solche Menschen machen es nothwendig, daß man ihnen die Schrift erklärt.

Sei es nun, daß ein Mensch, wie das bei uns der Fall ist, von Kindheit an zur Heil. Schrift hingeführt und darin unterrichtet worden — oder sei es, daß er erst in späteren Jahren in Folge einer religiösen Erweckung zur Erkenntniß derselben gekommen ist — in jedem Fall verehrt und liebt er dieselbe als die Quelle seines religiösen und geistlichen Lebens, und er bekommt das Zeugniß des heiligen Geistes in sich zu empfinden, welches ihm die Wahrheit und Kraft der Schrift zusagt und unmittelbar nahe bringt. — Nun glaubt er dem Worte Gottes, weil er das innere Zeugniß dafür hat.

Es ist aber auch zweitens die Bibel selbst, welche eine Erklärung nothwendig macht. Dieselbe enthält bekanntlich 66 verschiedene Bücher, die in einem Zeitraum von etwa 1600 Jahren entstanden sind, geschrieben in den beiden alten Weltsprachen, welche den größesten, die Welt des Geistes umfassenden Gegensatz mit einander bilden, der hebräischen und der griechischen, d. h. wie Lange sagt, in der Sprache der naivsten, tiefsten und reinsten Unmittelbarkeit de rGeisteserfahrung, und der gebildetsten, feinsten und besonnensten Vermittelung des Geisteslebens. Die Verfasser waren Hirten, Könige, Gelehrte und Ungelehrte. Der Weltraum, in dem sie entstanden ist, reicht von Jerusalem und Babylon bis nach Rom und umfaßt ganz Palästina und Griechenland. Bedenkt man nun zu diesem noch, daß sie sehr oft abgeschrieben wurde, sehr viele Bilder und Gleichnisse enthält, so muß es uns, die wir bald wieder 2–3000 Jahre später leben, nicht befremden, wenn uns Manches in derselben dunkel erscheint.—Wenn schon ein Zeitgenosse von Paulus sagt, daß etliche Dinge in seinen Briefen schwer zu verstehen seien, wie viel mehr muß das seine volle Anwendung finden auf uns, nicht nur in Bezug auf die erwähnten Briefe, sondern auf die Schrift insgesammt. Es ist jedoch glaublich, daß das, was für besondere Zwecke, Personen und Zeiten geschrieben wurde, auch immer von den betreffenden Personen und zur Zeit verstanden worden ist; und das, was sich jetzt noch auf die Zukunft bezieht, und uns unklar ist, wird in derselben zur rechten Zeit auch verstanden werden; versteht man doch auch jetzt schon manches besser, als man es früher verstanden hat — dagegen mögen wir Vieles nicht verstehen, was man vor Jahrtausenden in jenen Ländern und unter jenen Verhältnissen sehr wohl verstanden hat. — Alles was übrigens zu der Menschen Heilserkenntniß und Seligkeit nothwendig ist, ist auch allgemein und zu jeder Zeit verständlich. Manches können wir zwar mit unserer Vernunft nicht begreifen, aber wir sollen es glauben, und wir können es glauben.—Ständen irgendwo in der Bibel alle unsere heutigen Erfindungen geschrieben, und Niemand wüßte etwas davon, wie unglaublich und lächerlich würde das erscheinen!

II. Wie soll man die Schrift erklären?

1. Wie haben Andere vor uns sie erklärt? Diese Frage erscheint um so weniger überflüssig, wenn man bedenkt, welche merkwürdige verschiedene Anschauungen, Kämpfe und Irrungen bezüglich der Schrifterklärung in den vielen Jahrhunderten stattgefunden haben; wenn man ferner bedenkt, daß auch heutzutage noch eine richtige und gesunde Schrifterklärung nicht unangefochten und unbemäkelt dasteht.—Der große Kirchenlehrer Origenes, der den größten Theil seines Lebens der Schriftforschung und Schrifterklärung gewidmet hat, und zwar sowohl nach der kritischen als der exegetischen Seite, nahm statt der bisherigen Annahme eines zweifachen Schriftsinnes, einen dreifachen an: Nemlich zunächst einen buchstäblichen, und dann einen zweifach höheren oder mystischen Sinn, nemlich 1) einen moralischen, und 2) einen geistlichen. Die Letzteren waren ihm ungleich wichtiger und höher, als der Erstere; den buchstäblichen betrachtete er blos als die Hülle des höheren, gleichwie die irdische Natur Christi die Hülle seiner göttlichen war.

Während also in Origenes sowohl die grammatisch-kritische als auch die mystisch-speculative Richtung vertreten war—ließ später die Alexandrinische Schule erstere ganz fallen, und gab sich ganz der allegorischen hin. Dieser trat dann die Antiochenische Schule wieder aufs schärfste entgegen, mit alleiniger Geltendmachung des historisch-grammatischen Sinnes.

Ungleich interessanter für uns ist die Art und Weise der Schrifterklärung in den späteren Jahrhunderten, und zwar vorzüglich in der protestantischen Kirche. Hier hielt man zur Zeit steifer und trockener Rechtgläubigkeit dafür, daß die Heilige Schrift Wahrheit, und zwar göttliche Wahrheit, lehren wolle; diese zu suchen und zu finden machte man sich zur Hauptaufgabe. Man irrte sich aber nicht nur darin, daß man die Mittel und Wege, diese Wahrheit zu finden, vielfach mißkannte und gering schätzte, sondern hauptsächlich auch darin, daß

man von vorgefaßten Meinungen und Ansichten ausging, an denselben festhielt, sie in die Bibel hinein trug, und dieselbe so auslegte, daß es paßte, und was nicht passen wollte, das wurde so ausgelegt, gedreht und gepreßt, bis es paßte.—Es durfte in Folge dessen nichts in der Schrift gefunden werden, was der entgegengesetzten Ansicht hätte günstig sein können, und wo solches wirklich sich doch vorfand, da wurde gekünstelt und nachgeholfen, während alle Stellen, welche die eigene Parteimeinung zu stützen schienen, ausgebeutet, und die ganze Schrift als Rüstkammer zur Bestreitung der Gegner betrachtet wurde. Einen verderblichen Einfluß übte dieser Schriftgebrauch auf die Schrifterklärung nicht nur dadurch aus, daß diese in den Schnürleib kirchlicher Rechtgläubigkeit gepreßt, sondern auch dadurch, daß die Schrift als eine Sammlung einzelner ausgewählter und unumstößlicher Lieblingsgrundsätze und Ideen angesehen wurde, wobei, was am allerschlimmsten war, das geistliche und göttliche Leben verloren ging.

Auf ähnliche Weise wird leider heutzutage noch die Schrift von mit Eigendünkel geplagten, allein rechtgläubig sein wollenden, und herrschsüchtigen Menschen mißbraucht.

Die pietistische Schrifterklärung hat sich der obigen mit Recht entgegengesetzt. Diese ging von der richtigen Ansicht aus: Die Heilige Schrift ist nicht nur bestimmt zur Belehrung des Verstandes, sondern auch zur Erweckung und Heiligung des Herzens und Lebens. — Sie hatte auch darin ganz recht, daß sie die Heilige Schrift über die kirchlichen Symbole stellte, und nicht von vornherein annahm, der Sinn der Schrift könne und dürfe diesen nicht widersprechen.—Zwar verfehlte es diese Richtung darin, daß sie die sprachlichen, geschichtlichen und logischen Hülfsmittel zu viel vernachlässigte, wodurch ja doch der echte Sinn der Bibel gefunden werden muß. Auch überschüttete diese Richtung die Bibel mit allerlei erbaulichen Anspielungen und Auslegungen, die eigentlich nicht darin liegen, und verwechselte so die Schrifterklärung mit der Schriftanwendung.

Die rationalistische Schrifterklärung war in sofern mit der pietistischen in einem gewissen Zusammenhang, als auch sie sich der steif-kirchlichen Rechtgläubigkeit entgegensetzte. Diese rationalistische Erklärung ging von der Ansicht aus, die heilige Schrift müsse vor allem historisch aufgefaßt und erklärt werden. Diese historische Erklärung setzte aber den Fesseln, welche bisher die steife Orthodoxie dem menschlichen Denken auferlegt hatte, den platten Menschenverstand als maßgebend entgegen, und ging von der Voraussetzung aus, daß die Bibel eigentlich nichts anderes als „die Vernunft-Religion" lehren wolle. Demzufolge bemühte sie sich, den Sinn der Schrift wo immer möglich—der Vernunft möglichst gemäß zu machen. — Aber gerade für die tiefsten, christlichsten Gedanken — für die, welche die Welt erneuert haben, und die das arme Menschenherz jederzeit zu erneuern, zu beleben und zu trösten vermögen, hat die rationalistische „Vernunft" gar keinen Sinn. Die rationalistische Schrifterklärung thut offenbar vielen Hauptpunkten der Schrift Gewalt an, und verdreht manches mit besserem Wissen, einfach darum, weil sie nicht glaubt. (Schluß folgt.)

Aus tiefer Noth.

Es war—so erzählt Herr N. N.—schon spät im Jahr. Der Herbstwind hatte die letzten braunen Blätter von den Obstbäumen gestreift; die Weinranken an der Giebelwand waren von dem Sturme der letzten Nacht losgerissen und schlugen bei jedem Windstoß unfreundlich gegen die Fenster; die Berge und der obere Theil des Thales, in dem unser Oertchen lag, waren in dichten, kalten Nebel eingehüllt. Noch nie hatte ich mich in meinem kleinen Häuschen so unheimlich gefühlt. So nahm ich Hut und Stock und ging thalauf zu einer befreundeten Familie, wo der verlassene Vikar stets ein freundliches Willkommen fand.

Als ich in das vom Kaminfeuer freundlich erleuchtete Zimmer eintrat, fand ich schon verschiedene andere Besucher vor, die hier gleichfalls vor der üblen Laune des Herbstabends Zuflucht gesucht hatten. Die menschenfreundliche Hausfrau brachte das Gespräch bald auf die Wohnungsnoth der „kleinen Leute," die bei dem so früh eintretenden Winter sehr drückend zu werden drohte. Besonders lebhaft wurde das Schicksal einer Familie, Namens Tagner, erörtert, wobei die Meinungen sehr aus einander gingen.

„Die Frau hat einen nichtsnutzigen Stolz," sagte der Ortsrichter; „hat sich nie mit ihren Hauswirthen vertragen können, kann auch jetzt wieder nicht Frieden halten, muß morgen ihr Quartier räumen. Ich weiß nicht wohin mit ihr und ihrem Manne und den Kindern, außer ins Armenhaus zu dem versoffenen Musikanten Pausmann."

„Das thut mir herzlich leid, um der Kinder willen," fiel der Lehrer ein. „Ich will über den Charakter der Frau übrigens nicht urtheilen, aber ihre Kinder hält sie vortrefflich. Die sind folgsam, bescheiden, fleißig und reinlich. Ich fürchte, der Haß ihrer Wirthsleute unten und oben im Dorfe stammt daher, daß die Frau ihre Kinder soviel wie möglich von der Gesellschaft, in deren Mitte sie leben mußte, fern gehalten hat. Ich denke aber, sie hat wohl daran gethan."

„Aber," fragte ich, „warum hört man denn gar nichts von dem Manne, dem rechtmäßigen Haupte der Familie? Warum ist denn immer nur von der Frau die Rede?"

„Das ist ein anderes Stück von menschlichem Elend," entgegnete der Oberförster, der bis dahin sich mehr zurückgehalten hatte. „Der Tagner war einer meiner tüchtigsten Arbeiter im Forst, und so lange ich ihn bei der harten Arbeit in den oberen Schlägen anstellen konnte, litt die Familie keine Noth. Aber vor etlichen Jahren ist ihm ein schwerer Stamm, den er auf der Schneebahn zu Thal bringen wollte, gegen den Rücken geschlagen. Seitdem kränkelte er, ist zeitweise ganz gelähmt und oft vollständig schwermüthig, entweder weil sein Gehirn von dem harten Schlag gelitten hat, oder weil er sich den theilweisen Verlust seiner Erwerbsfähigkeit zu sehr zu Herzen nimmt. Ich thue für ihn, so viel ich kann, ohne gegen seine Mitarbeiter unbillig zu werden; aber dies hat natürlich seine Grenzen, und leider geht's schnell bergab mit ihm."

Mir blutete das Herz bei diesen Mittheilungen. Ich hatte das Gefühl, daß hier eine im Grunde tüchtige Familie dem Verderben entgegen trieb. Entweder weil die Mutter des Hauses ein zu zartes Gewissen und ein allzuempfindliches Ehrgefühl hatte, oder weil die Umgebung, in der sie leben mußte, zu gemein für sie war, und die Heimsuchungen, die über sie kamen, fast allzuschwer waren.—Indessen war es spät Abend geworden. So gingen wir denn aus einander, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken über das Besprochene.

Als ich vor meiner Hausthür stand, halb mit dem Aufschließen beschäftigt, strich der kalte Nachtwind mit dumpfem Geheul über den nahen Weiher her; ich hörte das Plätschern der kalten Wellen am Ufersteg, und das Rauschen des dürren Rohres; dazwischen drangen Töne an mein Ohr, wie das Wimmern einer Kinderstimme und halblautes Gespräch.

Ich lauschte.—Alles still!—Am Ende überredete ich mich, meine aufgeregte Phantasie habe mir bange Töne und schreckliche Bilder vor die Seele geführt, und so ging ich schließlich in mein Haus und Schlafkämmerlein. Es dauerte lange, bis ich Ruhe fand, und mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen und mein erster Gedanke beim Aufwachen war der schwermüthige, kranke Mann, das Häuflein hülfloser Kinder, die stolze Mutter mit dem ungebeugten Sinne und dem gebrochenen Herzen. Und was ich für sie auf dem Herzen hatte, das drängte sich immer wieder in einen Seufzer zusammen: „Herr, führe sie nicht in Versuchung!"

Am andern Morgen, ehe ich zur Schule ging, sandte ich Botschaft nach dem Tagner'schen Hause und ließ die Frau bitten, um die Mittagsstunde zu mir zu kommen. Als ich heimkam, fand ich sie bereits an meiner Thür. Ich sah sie zum erstenmal, und obwohl sich nicht verkennen ließ, daß in ihren Gesichtszügen etwas Edles lag, so war ich doch fast erschrocken über den Ausdruck, den ihr Gesicht augenblicklich annahm. Ihre Züge hatten etwas so Starres, wie man es sonst nur bei Geisteskranken oder Sterbenden zu sehen pflegt. Ich lud sie ein, in mein Studierzimmer zu treten. Dort sagte ich ihr, die Hälfte meines Häuschens stände leer; ich möchte gern Jemanden haben, der während des Winters die Heizung und Reinigung des Hauses, sowie meine kleinen Botengänge besorge. Sie und ihre Kinder seien mir eingefallen. Ihr Mann könnte sich auch vielleicht, so oft er gesund sei, hier und da in meinem kleinen Anwesen nützlich machen. Wenn sie also alle mit einander zu mir ziehen und für die Dienste, die sie mir leisten, miethfreie Wohnung annehmen wollten, so sollten sie mir willkommen sein.

„Aber ich bin Ihnen ja wildfremd," stotterte die Frau.

„Nun, ich habe von Ihnen gehört, als von einer gottesfürchtigen Frau, die ihre Kinder in Gottes Wegen auferzieht und selber rechtschaffen zu wandeln trachtet."

„Barmherziger Gott!" brach sie aus, sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, während sie krampfhaft schluchzte.

Ich suchte sie zu beruhigen, und theilte ihr mit wenigen Worten mit, wie ich von ihrer bedrängten Lage gehört und seit letzter Nacht ihrer Familie mit vielen Sorgen und Seufzern gedacht, bis mir eingefallen sei, daß ich ihr ganz leicht selber und sogleich helfen könne.

„O, da haben Sie hier für mich gesorgt und gebetet, als ich gestern draußen stand und an Gott und der Welt verzweifeln wollte." Bei diesen Worten schauderte sie zusammen wie von Fieberfrost geschüttelt.

Eine grausige Ahnung stieg in mir auf; doch strengte ich mich an, meine Ruhe im Gespräch zu bewahren. „Waren Sie gestern Abend spät hier in der Nähe?" Sie nickte.

„Am Wasser?" Ein zweites Kopfnicken. „Ich denke, ich habe Ihre und eine Kinderstimme gehört. Hatten Sie die Kinder bei sich?" „Zwei," flüsterte sie und sank händeringend auf ihre Knie.

Ich brauche, was nun vorging, nicht weiter zu beschreiben. Der Leser wird ahnen, daß ich ein schreckliches Bekenntniß zu hören hatte. Die unglückliche Frau hatte in der Verzweiflung, mit ihrem Säugling auf dem Arm und dem ältesten Töchterchen, ihrem Liebling, den Weg zum Weiher angetreten, wo vorher schon Mancher seines zeitlichen Jammers Ende gesucht und des ewigen Verderbens Anfang gefunden hatte. Unterwegs fragte das Mädchen sie: „Mutter, wenn wir todt sind, werden Vater und die Geschwister dann satt zu essen haben?" Dann, als sie am Wasser standen und das kleine Brüderchen vor Kälte zu wimmern begann und die Mutter ihren kleinen Liebling noch einmal ans Herz drücken wollte, ehe sie sich zum letzten schrecklichen Schritt anschickte, fragte die Kleine: „Mutter, darf ich erst beten, ehe ich sterbe?" Die Mutter nickte stumm und das Kind betete:

„Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein;
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein!"

Das war zuviel für das Mutterherz. Sie nahm eilig ihr Kind bei der Hand und flog mehr als sie ging, ihrer elenden Herberge zu. Der Kinderfreund im Himmel hatte unsichtbar über Kind und Mutter die Flügel gebreitet. Sie ward mit ihren Kindern gerettet vor tiefem Fall und ewigem Verderben, gerettet durch das Gebet eines unmündigen Kindes.

Perlen.

Wer nur für sich selbst lebt, hat wenig wofür zu leben werth wäre.

Dem denkenden Menschen kann es unmöglich gleichgültig sein, ob er glücklich oder unglücklich ist in der andern Welt.

Ein Narr wählt keinen Narren zum Gesellschafter; er weiß besser, denn er bedarf Jemanden, worauf er sich stützen kann.

Liebe ist das einzige Capital, welches zunimmt, je mehr man davon braucht, und zusammenschmilzt, wenn man nichts davon ausgibt.

Ein wenig Narr ist jeder Mensch; die Weisen geben dieses lächelnd zu, die Thoren bestreiten es, und beweisen es dadurch geradewegs.

Wer im Inneren Frieden hat, hegt selten Verdacht gegen Andere; wer aber nicht im Frieden ist, der ist beständig voller Mißtrauen gegen Andere.

Jeder Bach, wenn er nicht einen unverzeihlichen Verstoß gegen die Naturgesetze macht, führt dich bergab, und endlich ans Meer, folge ihm nur.

Mancher Obstbaum trägt schlechte Frucht, weil er zu viel Nahrung empfängt. Ein Mensch muß zu kämpfen haben wenn er sich entfalten soll.

Thue nicht alles, was du kannst; verbrauche nicht alles, was du hast; glaube nicht alles, was du hörst und sage beileibe nicht alles, was du weißt.

Wer einen wahren Freund sucht, wird sicherlich mehr als einmal getäuscht, ehe er ihn findet; aber der gefundene Freund ist soviel werth, daß er alle erlittenen Verluste deckt.

Denke nicht weniger von deinem Nächsten, weil er nicht mit dir übereinstimmt; du möchtest ebensowohl dich selbst an den Schädel schlagen, weil du nicht mit ihm übereinstimmst.

Sieht Jeder sein vergang'nes Leben an,
Bereut ein Jeder etwas ganz gewiß:
Der Eine, was er alles hat gethan,
Der And're was er Alles unterließ.

Ein einziges bitteres Wort kann eine ganze Familie unglücklich machen für mehrere Tage lang, während ein gutes Wort Sonnenschein in betrübte Herzen bringt, ohne Jemanden wehe zu thun.

Jeder Mensch hat seinen Theil Sorgen zu tragen, und es ist nichts thörichter, als einen Andern zu beneiden; wir wissen ja nicht, was ihn drückt und quält, was ihm das scheinbare Glück versagt.

Unerschöpflicher guter Humor ist eine Himmelsgabe, welche sich wie Oel über die stürmenden Wellen der Gedanken ausbreitet; er erhält das Gemüth gleichmäßig und stille im stürmischsten Wetter.

Die Welt ist ein berechnendes, gefallsüchtiges Weib. Sie hält ihre Freier mit Hoffnung hin, bis sie ihre Sklaven sind. Fordern sie dann Lohn für ihre Mühe, dann kommt der Tod und wirft sie hinaus.

Ein Mensch kann viel besser, aber auch viel schlechter sein als sein Bekenntniß; wir dürfen deßhalb nicht nach dem Bekenntniß richten; an den Früchten erkennt man den Baum und an den Werken einen Menschen.

Einem wahren Kind Gottes kann die Welt nichts geben und nichts nehmen. Nehmen kann sie nichts, denn ein Kind Gottes hat nichts Weltliches, geben kann sie nichts, denn die Welt hat nichts Himmlisches.

Der Ruf eines Mannes ist wie sein Schatten; bald geht er vor ihm her, bald folgt er ihm nach; bald ist er groß, bald klein, und da kommt es sogar oft vor, daß der Schatten bedeutend kürzer ist als der Mann, und auch umgekehrt.

Niemand liebt widersprochen zu werden, darum hüte dich, wem du widersprichst. Durch Widerspruch werden oft die besten Freunde entzweit. Offenherzigkeit ist eine Tugend, welche Jedermann rühmt, aber Niemand an sich angewendet haben will.

Menschliche Werke, wie alle Dinge dieser Welt, wanken und verändern Gestalt und Farbe. Die Wahrheit bleibt und wanket nicht. Und wer ihr einfältig und beharrlich anhängt, der wittert Morgenluft, und hält sich an das, was er hat, bis er mehr erfahren wird.

Der Sonntagschullehrer.

Wirklich praktische Arbeit.

Was thun unsere Sonntagschulen für die Missionssache? Manche heben jährlich eine Collecte, andere monatlich, wieder andere haben Missions-Betstunden u. s. w., u. s. w. Schon recht soweit; aber was thun sie? Geben ist gut; Beten ist gut; aber gibt es denn nichts zu thun? Könnte man nicht in jeder Schule, besonders aber in den Städten, einen Arbeiterverein gründen, etwa eine Blumenmission oder einen Tractatverein? Wir kennen Sonntagschulen, welche durch ihren Arbeiterverein in einem Jahr 40 regelmäßige Schüler gewannen, indem die Schüler für ihre Schule missionirten. Es sind Schulen, welche monatlich 300 Tractate vertheilen durch ihre Schüler. Wir kennen eine Schule, welche eine Blumenmission hat. Sobald ein Schüler krank wird, sieht dieser Verein dazu, daß über jeden andern Tag ein frisches Blumensträußchen beim Krankenbett steht; daß der Lehrer in möglichst kurzer Zeit erfährt, daß einer seiner Schüler krank ist; und, wenn der Schüler arm ist, daß ihm von Zeit zu Zeit eine Orange, Zitrone, Traube oder sonst ein Leckerbissen nicht mangelt. Dieses sind Kleinigkeiten, aber sie binden Herzen zusammen und pflegen einen Geist der Liebe und Wohlthätigkeit, welchen wir durch die ganze Bibel hindurch warm anempfohlen finden. Solche Arbeit hält auch unsere Kinder von zweifelhaften Plätzen ferne, und lehrt sie in früher Jugend zu thun, was die Eltern und Lehrer sie zu beten lehren. Wir möchten dieses unseren Beamten und Lehrern zur Beherzigung und Berathung empfehlen.

Einige Fragen.

1. Warum findet man es nothwendig, Concerte, Festivals (Festübel) und andere dergleichen Dinge in die Kirche einzuführen? Wenn es nicht nothwendig ist, warum geschieht es?

2. Warum läßt man in der Kirche und Sonntagschule einen Unterschied merken zwischen reichen und armen Mitgliedern? Wo sitzt „des Zimmermanns Sohn?"

3. Warum kann die Lehrerversammlung nicht aufgehalten werden, und warum haben unsere Lehrer kein größeres Interesse in der Sache?

4. Warum lassen sich Christen, und besonders auch Sonntagschul-Lehrer, verführen, einander zu schaden, indem sie die Schwachheiten oder Mängel Anderer zur Schau tragen, welches doch ein Geschäft des Teufels ist?

5. Warum sollte es so hart sein in der eigenen Familie die Wahrheit ans Herz zu legen, während man Fremde so kräftiglich ermahnen kann?

Illustrationen.

Das Illustriren ist keine leichte Sache, denn es hat schon mancher Lehrer erfahren, daß man mit dem besten Willen seinen Zweck verfehlen kann. Hier ist eine Illustration, welche wirklich illustrirt. Es war einst ein kleines Mädchen, welches sehr krank darnieder lag; weil aber die Mutter eine arme Frau war, konnte sie unmöglich immer bei dem Kinde sein, und doch wollte sie es auch nicht allein lassen. Nun nahm die Mutter einen Zwirnfaden, band denselben am Bette fest und das andere Ende band sie um ihren Arm; nun konnte sie draußen im andern Zimmer arbeiten und ihre Geschäfte versehen, denn wenn das Kind etwas wollte, dann zog es blos an dem Faden, und die Mutter kam sogleich. Das Gebet des Gläubigen ist eine goldene Schnur, welche bis an den rechten Arm Gottes reicht; wir ziehen daran, und das bringt Gott zu uns, denn er hat versprochen, wir sollen nicht umsonst rufen.

Liebe macht Freunde.

Kuchen, Pfirsiche, Pasteten und gutes Brod waren durchgängig auf dem Speisezettel bei unserem Sommerfest im Wald mit der Sonntagschule. Als wir eben daran waren zu untersuchen, ob denn keine Möglichkeit wäre, Kaffee zu bekommen, da stand eine ältliche Frau auf der andern Seite des Zaunes und rief lachend: „Alle meine Verwandten können nun Kaffee haben!" Vierzig durstige Kinder und Erwachsene nannten die Frau nun Base, Cousine, Schwester und was sonst noch. Die wahre Liebe ist allen Bedürftigen verwandt, und die Noth darf nie eine Scheidewand zwischen Menschen bilden.

Für die Lehrer.

Als ich einst einen jungen Freund bat, er möge doch ein Christ werden, war seine Antwort: „Ich denke nicht oft darüber nach, wenigstens nicht öfter, als ich muß."

„Aber manchmal denkst du doch darüber?" fragte ich.

„Ja, wenn du oder sonst Jemand mich denken macht; aber ich suche, es bald wieder zu vergessen."

Ich habe oft an diese Worte gedacht. Wenn unsere Sonntagschüler nur an Christus denken, wenn wir sie denken machen — o, dann wollen wir sie recht oft und ernstlich denken machen. Bestimmt und klar wollen wir mit ihnen in der Schule reden, in Worten, die ihr Gewissen treffen; liebend wollen wir sie bitten, wenn wir ihnen allein begegnen; ernstlich wollen wir sie einladen,

sie denken machen über diese Dinge und so denken machen, daß sie es nicht wieder vergessen können. Mit inbrünstigem Gebet wollen wir diesen Samen begießen; dann wird er Frucht tragen. Sie werden an unsere Worte denken müssen, und wenn sie sich noch so sehr Mühe geben, sie zu vergessen. Wenn unsere Schüler nur dann an diese Dinge denken, wenn wir sie denken machen, dann lasset uns „zur Zeit und zur Unzeit" unausgesetzt uns Mühe geben, dies zu thun. Das Geheimniß, warum unsere Schüler so theilnahmlos sind, ist: sie denken nicht. Gott helfe uns, sie denken zu machen!

Unter Aufsicht.

Die Menschen arbeiten mit größerer Aufmerksamkeit, wenn sie wissen, daß man sie beobachtet. Prediger sind schon oft in Verlegenheit gekommen, wenn sie erfuhren, daß ein Lokal-Editor in der Kirche sei, und schon Mancher hat einen ganz neuen Curs eingeschlagen, weil er wußte, daß man Rechenschaft fordert, wenn er fertig ist. Hier ist eine Lection für uns, die wir in der Sonntagschule arbeiten: wir sind beobachtet, nicht nur durch die Augen von oben, sondern durch unsere Schüler. Was wir sagen dringt ein in ihre Herzen, und da sollte durch unser Zuthun wissentlich kein Irrthum eindringen. Ein guter Arbeiter bekümmert sich mehr um die Richtigkeit seiner Arbeit, als um seinen Ruf als Arbeiter, denn er weiß, daß das Werk den Meister lobt.

Gesetz und Liebe.

In meines Vaters Hause hing das Kruzifix, ein schöner fein geschnitzter Heiland am Kreuz in einer Ecke des Zimmers; dorthin mußten wir Kinder blicken, so oft gebetet wurde, und das geschah des Tages dreimal. Hinter diesem Kreuz war ein schöner Raum, um etwas Leichtes aufzubewahren; dort steckte der Riemen zu unserer Erziehung. Hier war also Gesetz und Evangelium in engster Verbindung; wir konnten nie zum Kreuz blicken, ohne den schlagfertigen Riemen zu sehen, aber auch nie zum Gesetz, ohne das Kreuz zu erblicken. O, daß doch Prediger und Sonntagschul-Arbeiter immer wüßten, wie man Gesetz und Liebe paart! Es wäre ein großer Segen für Kirche und Schule, denn Gesetz und Evangelium zusammen, regieren besser, als irgend eins derselben allein.

Deine Pflicht als Lehrer.

1. Du sollst jeden Sonntag wenigstens fünf Minuten vor der bestimmten Zeit auf deinem Platz sein; oder ein tüchtiger Stellvertreter, so du selbst nicht kommen kannst. Falls du aber keinen Stellvertreter finden kannst, berichte deinem Superintendenten in guter Zeit, daß du abwesend sein müssest.

2. Sammle dir eine Classe und halte dieselbe zusammen. Du sollst nicht blos diejenigen unterrichten, welche kommen; es sind noch viele Kinder, welche in keine Sonntagschule gehen, bringe sie herein. Sobald einer deiner Schüler fehlt, suche ihn auf und laß ihn unter keinen Umständen unregelmäßig werden.

3. Halte Ordnung in deiner Classe, indem du ihnen etwas zu thun oder zu denken gibst. Ein fleißiger Knabe ist allezeit ein guter Knabe.

4. Interessire deine Schüler in der Lection. Indem du selbst Interesse darin hast, mache Pläne, auch deine Schüler dahinzubringen; dann führe aber auch deine Pläne aus.

5. Sei ein gutes Beispiel für deine Schüler in Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Theilnahme an allem, was in der Schule vorgeht. Wenn du singst, singen deine Schüler auch; wenn aber du wisperst, werden es deine Schüler auch thun. Wie der Lehrer, so seine Classe.

6. Mache dich für deine Classe verantwortlich. Lade keine Verantwortlichkeit auf den Superintendenten, welche du selbst tragen kannst und sollst.

In der Erfüllung dieser Pflichten liegt der Grund zu einer erfolgreichen Wirksamkeit in der Sonntagschul-Arbeit.

Ein Vergleich.

Was würde man mit einem Prediger thun, wenn er am Sonntag öffentlich von der Kanzel Lehren verkünden würde, welche nicht mit den Glaubenslehren seiner Kirche übereinstimmten? Man würde ihm sagen, daß dieses ein Ende nehmen oder er sonstwo predigen müsse. Nun aber: wer garantirt uns dafür, daß unsere Sonntagschul-Lehrer den Kindern die Wahrheit so lehren, wie wir glauben, daß sie gelehrt werden soll? Hieraus ersehen wir die Nothwendigkeit ernster Untersuchung und Nachfrage. Aber mehr noch: wie kann ein Sonntagschul-Lehrer Bücher und Schriften anderer Kirchen denen unseres eigenen Verlags vorziehen? In diesen Dingen herrscht zuviel Gleichgültigkeit; und dieses kann man auch bezüglich der Bibliothek anwenden. Man sollte nie Bücher in die Bibliothek bringen, ohne dieselben genau geprüft zu haben. Oder bekümmern wir uns gar nicht um die Lehre, welche in unseren Sonntagschulen verbreitet wird? Eltern, Prediger und Beamte sollten dieses beherzigen.

Als wir „die Macht der Zunge" als Lection in der Sonntagschule hatten, suchte ein Lehrer seinen Schülern das Uebel der Verleumdung deutlich zu machen. Nachdem er eine Zeit lang erklärt hatte, fragte er einen Schüler:

„Warum sollten wir unter keinen Umständen unsere Nebenmenschen verleumden?"

„Wenn wir über unsere Nachbarn reden, gehen sie hin und thun das Gleiche über uns," sagte ein dreizehnjähriges Fräulein.

Erstes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Paulus zu Jerusalem.

5. Lection: Apstg. 21, 15–26. — Sonntag den 1. Februar 1885.

15. Und nach denselbigen Tagen entledigten wir uns, und zogen hinauf gen Jerusalem.

16. Es kamen aber mit uns auch etliche Jünger von Cäsarien, und führeten uns zu einem, mit Namen Mnason aus Cypern, der ein alter Jünger war, bei dem wir herbergen sollten.

17. Da wir nun gen Jerusalem kamen, nahmen uns die Brüder gerne auf.

18. Des andern Tages aber ging Paulus mit uns ein zu Jacobo, und kamen die Aeltesten alle dahin.

19. Und als er sie gegrüßet hatte, erzählte er eins nach dem andern, was Gott gethan hatte unter den Heiden durch sein Amt.

20. Da sie aber das höreten, lobten sie den Herrn, und sprachen zu ihm: Bruder, du siehest, wie viel tausend Juden sind, die gläubig geworden sind, und sind alle Eiferer über dem Gesetz;

21. Sie sind aber berichtet worden wider dich, daß du lehrest von Mose abfallen alle Juden, die unter den Heiden sind, und sagest, sie sollen ihre Kinder nicht beschneiden, auch nicht nach desselbigen Weise wandeln.

22. Was ist es denn nun? Allerdinge muß die Menge zusammen kommen; denn es wird vor sie kommen, daß du gekommen bist.

23. So thue nun das, das wir dir sagen.

24. Wir haben vier Männer, die haben ein Gelübde auf sich; dieselbigen nimm zu dir, und laß dich reinigen mit ihnen, und wage die Kosten an sie, daß sie ihr Haupt bescheeren, und alle vernehmen, daß nicht sei, weß sie wider dich berichtet sind, sondern daß du auch einher gehest, und haltest das Gesetz.

25. Denn den Gläubigen aus den Heiden haben wir geschrieben und beschlossen, daß sie der keins halten sollen, denn nur sich bewahren vor dem Götzenopfer, vor Blut, vor Erstücktem, und vor Hurerei.

26. Da nahm Paulus die Männer zu sich, und ließ sich des andern Tages sammt ihnen reinigen, und ging in den Tempel, und ließ sich sehen, wie er aushielte die Tage der Reinigung, bis daß für einen jeglichen unter ihnen das Opfer geopfert ward.

Haupttext: Da sie aber das höreten, lobeten sie den Herrn. — Apstg. 21, 20.

Geschichtliches.—Ein Mann wie Paulus, mit solchem feurigen Temperament, konnte nicht wohl anders handeln, als er handelte. Der Hoffnungsvolle, der Sanguiniker besinnt sich nicht, er handelt impulsiv, und das ist eine Schwäche in seinem Charakter, welche seine Feinde auszubeuten wissen. Daß es dem Paulus ebenso erging, zeigt die Geschichte nur zu deutlich. Kaum war er in Jerusalem angekommen, erfuhr er auch schon, daß seine Verleumder vor ihm da waren. Das ist das fünfte Mal, daß Paulus seit seiner Bekehrung in Jerusalem einzieht; selten kam er, aber nie ohne Grund für Furcht. Seine Freunde waren zahlreich aber hülflos, und gegen die Feinde nur eine Hand voll, zudem waren die Feinde so erbost, daß nur ein öffentliches Auftreten von Paulus schon genügend war, den Dolch im Gürtel zu lockern und Blut zu suchen. Trotz aller Verfolgung konnte Paulus eben nun einmal seine Ueberzeugung nicht fallen lassen, und die Idee, daß man trotz der Gnade Gottes auch das alte Gesetz der Ceremonien, wie z. B. die Beschneidung, noch halten müsse, schien ihm eine Absurdität; doch konnte man ihn nicht als einen Gesetzesverächter anklagen, ohne seine Reden zu verdrehen. Offene Feinde hätten es auch nicht gewagt aufzutreten; denn man schenkte damals bei den Gläubigen noch nicht jedem Verleumder ein willig Ohr, hier aber kamen Lehrer und Brüder als Kläger, da mußte man natürlich untersuchen. Wenn Paulus je gelehrt hätte, was man ihm zur Last legte, dann hätte er natürlich die Kirche zu Jerusalem mehr, als alle andern, an den Kopf gestoßen. Dieser Umstand in erster Instanz gab Veranlassung zu all den bitteren Erfahrungen Pauli, während dieses Pfingstfestes, und um des Friedens willen, nicht aus Ueberzeugung ließ er sich überreden einige jüdische Ceremonien mitzumachen. Aber die Gutmüthigkeit des Apostels und der Eifer Jakobi halfen wenig.

Ueber das Gelübde der Nazaräer lese man 4. Mos. 6. Nazarener ist unrichtig, eigentlich soll es Nasiräer heißen. Wer das Gelübde der Nasiräer that, der that nach Philo das große Gelübde, d. h. er gelobte nicht blos von seinem Habe und Gut dem Herrn zu geben, sondern er opferte seine Person, sich selbst dem Herrn. Joh. der Täufer hatte dieses Gelübde gethan, und es scheint in der Gemeinde zu Jerusalem waren etliche solcher. Nun soll Paulus sich anstellen als hätte er auch dieses Gelübde gethan, um dadurch den Verdacht von sich abzuwälzen. Wie wenig ihm dieses gelang, zeigt die Lection. Ob er nicht ebensowohl gefahren wäre, wenn er sich nicht dazu verständigt hätte?

Texterklärungen. — V. 15. **Und nach denselbigen Tagen u. s. f.** Als es Zeit war, um Jerusalem noch zeitlich zu erreichen, nahmen sie Abschied und traten die letzte Strecke dieser beschwerlichen Reise an. Sie hatten nach dem Berichte Josephus nun noch fünf und siebenzig englische Meilen zu gehen, und natürlich zu Lande.

V. 16. **Es kamen aber mit uns.** Einige Glieder der Kirche von Cäsarea begleiteten den Apostel und seine Genossen. **Der ein alter Jünger war.** Zu Jerusalem wohnte ein Mann Namens Mnason, der war sonst von Cypern, dieser Mann wurde scheint's schon sehr frühe bekehrt; vielleicht durch Paulum und Barnabam, als die zwei zusammen in Cypern wirkten, aber man kann auch schließen, er sei schon durch Christi Lehre überzeugt worden; weil er aber dem Paulus Herberge anbot, stelle ich mir vor, daß er mit ihm bekannt war.

V. 17. **Nahmen uns die Brüder gerne auf.** Der Empfang war also ein sehr liebreicher, dafür war aber auch Ursache genug vorhanden: einmal war Paulus berühmt geworden, und ihn zu herbergen, war eine Ehre; dann aber brachte er auch milde Steuer wie kein Anderer, er sorgte für die Armen, das half; dann war ja auch die Gastfreundschaft in jener Zeit noch so warm und herzlich, wie sie heutzutage sein sollte.

V. 18. **Des andern Tages . . . . zu Jacobo.** Also gleich nach ihrer Ankunft gingen sie zu Jacobus,

nicht der Sohn Zebedäi, derselbe war durch Herodes getödtet worden. Dieser Jacobus war der Prediger oder Bischof der Gemeinde allhier. Hier wollte Paulus, nicht Rechenschaft, sondern Bericht über seine Arbeit in dem Herrn ablegen. **Die Aeltesten.** Darunter haben wir wahrscheinlich die Aeltesten der Gemeinde zu verstehen; dieses scheint mit dem Text am besten in Einklang zu stehen.

V. 19. **Und als er sie gegrüßet hatte, erzählete er.** Der Gruß war bei den Morgenländern von Wichtigkeit, so daß dessen hier besonders Meldung geschieht. Die arabische Uebersetzung liest: „Und als er sie mit dem heiligen Kusse gegrüßt hatte." Nun folgte ein Bericht der Wirkung des heiligen Geistes unter den Heiden. Die englische Bibel redet allezeit von zwei Classen, nemlich: Griechen und Heiden; dieses ist hier zu beobachten, denn Paulus hatte zu dieser Zeit gar Vieles von Griechenland zu erzählen.

V. 20.—**Da sie aber das höreten, lobten sie den Herrn.** Paulus hat Alles Gott zugeschrieben, und dem Herrn gaben sie nun auch den Ruhm und den Dank. Paulus hat mehr gethan denn alle Apostel; Gott hat ihn zum besonderen Rüstzeug auserlesen, aber die Apostel beneideten ihn nicht. Selbstsucht ist ein Laster, welches man damals noch nicht kannte unter den Christen; anstatt ihn zu beneiden, munterte sie ihn auf, fortzufahren. **Bruder, du siehest.** Jacobus spricht im Namen aller die dort waren, und nennt den Apostel Bruder. Obwohl sie alle Conformisten, Paulus aber ein Nonconformist war, erkennen sie ihn doch als einen Bruder im Herrn an. Wenn er auch nicht die nemlichen Ceremonien macht wie sie, verfolgen sie ihn doch nicht, sondern wünschen ihm noch Gottes Segen zu seiner Arbeit. Der Sectengeist, und der dumme Ehrgeiz war noch fremd damals unter den Gläubigen. **Wie viel tausend Juden sind.** Damit sind jedenfalls nicht blos die Gläubigen Juden von Jerusalem gemeint, sondern alle, zu dieser Zeit in der Stadt anwesenden. **Alle Eiferer über dem Gesetz.** Diese bekehrten Juden drangen alle darauf, daß die bekehrten Heiden auch noch das jüdische Gesetz halten müßten, in seinen Haupttheilen. Es ging ihnen hart sich von den Werken des Gesetzes loszureißen. Warum hat aber Gott diese Juden nicht überzeugt, daß des Gesetzes Werke überflüssig sind? Es war ja nur noch ein paar Jahre bis ihr Tempel und dessen ganze Herrlichkeit zerstört wurde, dann hörte das von selbst auf. Uebrigens sollten wir lernen, daß ein Mensch selig werden kann, wenn er auch nicht unserer Meinung ist in den Nebendingen, Christus ist das Leben, nicht Gesetzeswerk.

V. 21. **Berichtet worden wider dich.** Man kann nicht entscheiden, ob sie berichtet waren Paulus lehre: es ist eure Pflicht die Kinder **nicht** zu beschneiden, aber es ist nicht eure **Pflicht** es zu thun.

V. 22. **Was ist es denn nun?** D. h. was ist nun zu thun in der Sache. Die Ankunft Pauli kann nicht geheim gehalten werden; Klagen werden kommen gegen ihn; es muß etwas gethan werden, die Vorurtheile zu entfernen, und aus dem Wege zu räumen.

V. 23. **So thue nun was wir sagen.** Ob dieses eine Bitte, oder ein Befehl war, ist nicht für mich zu entscheiden. Jacobus und die Aeltesten hatten einen Vorschlag, und nun kommt das Ansuchen, die Bitte oder der Befehl an Paulum zu gehorchen.

V. 24. **Wir haben vier Männer.** D. h. in unserer Gemeinde sind vier schwache Brüder, Eiferer über dem Gesetz, welche unter einem Gelübde sind. **Wage die Kosten an sie.** Geselle dich zu ihnen und halte das Gelübde mit ihnen, oder bezahle das Dankopfer für sie. Es war nemlich üblich und auch zuläßlich, daß Jemand, der kein Nasiräer war, das Opfer mit ihnen theilen konnte, und dadurch nahm er am Gelübde Theil. Die Kosten im gegenwärtigen Falle waren acht Lämmer, vier Böcke und das Oel. 4 Mos. 6. 14. 15. **Daß sie ihr Haupt bescheeren.** Dieses war die öffentliche Kundthuung, daß sie das Gelübde gehalten. Die Scheerung geschah in einem Raum des Tempels, und die Haare wurden unter dem Topf verbrannt. Wenn nun Paulus das Gelübde theilt, dann werden die Juden sehen, **daß nicht sei, was sie wider dich berichtet sind.** Also, daß du blos verleumdet worden bist. Paulus an und für sich selbst glaubte nicht an die Nothwendigkeit dieser Ceremonie, aber um des Friedens willen gab er nach. Geholfen hat es ihm aber nichts, wie die Geschichte ja auch deutlich zeigt.

V. 25. **Den Gläubigen aus den Heiden haben wir geschrieben.** Dieses wurde gesagt, um anzudeuten, daß ja die Ceremonie nicht bindend sei auf die Heidengläubigen, und werde ihnen deßhalb auch nicht zum Aergerniß gereichen, während es in Jerusalem großen Aufruhr verhüten würde. (War doch umsonst.)

V. 26. **Da nahm Paulus die Männer.** Er ging mit ihnen in den Tempel und fing dort die Tage der Heiligung eines Nasiräers an. Damit wird gesagt, daß Paulus öffentlich ein Gelübde ausführte, um den eifernden Juden zu zeigen, daß er persönlich nicht gegen das Gesetz eifere. Es ist oft schon zur Frage gekommen, ob Jacobus und die Aeltesten recht handelten, dieses von Paulus zu verlangen, oder auch von ihm es zu thun. Die Ansichten sind verschieden, aber so viel ist sicher. Jacobus und die Aeltesten haben gerade das über Paulum gebracht, was sie zu verhüten suchten; natürlich in der besten Absicht, ihm zu dienen. Doch sollte auch dieses uns eine Warnung sein, nie unsere eigene Ansicht zur Regel für eines Anderen Gewissen zu machen. Jedenfalls haben Jacobus und seine Aeltesten ihre Handlungsweise anders betrachtet, als sie die Folgen sahen, denn vorher.

Lehre und Anwendung. — 1. Gastfreiheit kennzeichnete die ersten Christen von Anfang, und ist eine stehende Ermahnung an alle Kinder Gottes. Wie aufmunternd muß es doch für Paulus gewesen sein, als er nach Jerusalem kam und solche liebevolle Aufnahme fand.

2. Brüderliche Liebe ist ein anderer Beweis, daß man Gott liebt. Kaum war Paulus in Jerusalem, als er auch sogleich die Brüder aufsuchte.

3. Alle wahren Gläubigen haben Freude, wenn sie hören, daß Gottes Werk gedeiht. Paulus erzählte von den großen Thaten Gottes, und alle, die es höreten, gaben Gott die Ehre. Auch Paulus erklärt, daß sein Werk nur durch Gottes Gnade also gelingen konnte. Wollen wir etwas für Gott thun, dann müssen wir seine Gnade haben.

4. Mißverständnisse gibt es wohl allenthalben, das kann auch nicht geändert werden, denn unser Verstand und unsere Ansichten sind verschieden. Mißverständnisse sind auch keine Sünde, aber Mißdeutung, vorsätzlich falsche Erklärung Anderer Reden und Handlungen sind vom Bösen und sollten unter Jesu Nachfolgern nicht vorkommen.

5. Um des Friedens willen sollte ein Mensch alles Mögliche thun, so lange sein Gewissen nicht darunter leidet. So viel an euch liegt, haltet Frieden mit allen Menschen, aber diese Ermahnung gibt Andeutung, daß es Menschen gibt, mit denen einfach Friede unmöglich ist, und da sollte dann natürlich auch keine Thorheit begangen werden, indem man gegen das Gewissen zum Zweideutigen oder gar Unrecht nachgibt.

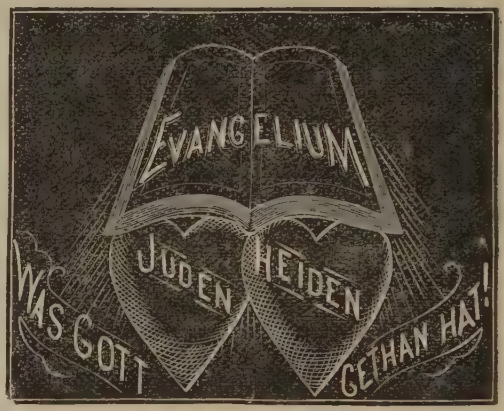
Illustrationen.—Mißgunst ist die Ursache von Mißverständnissen und besonders aber von Mißdeutungen.

Dyonisius der Tyrann strafte Philoxenius den Musiker, weil dieser besser singen konnte, als er selber.

Eine Anzahl Aerzte disputirten einst über die beste Methode, das Augenlicht zu verschärfen. Manche empfahlen das eine und Andere etwas sonst, bis zuletzt Einer sagte, daß nichts schneller wirke als Mißgunst, denn sie vergrößert alle Fehler der Menschen und vervielfältigt sie auch.

Gegen den Neid kann keine Wache ausgestellt werden, denn kein Mensch weiß, wo er herkommt. Unschuldige Menschen hegen selten Verdacht, bis der Stachel sie getroffen hat und die Wunde schmerzt. Der Neid ist nirgends daheim wenn man ihn sucht, und ist nicht zu finden, wenn man nach ihm fragt: aber seine Wirkung ist beständig offenbar.

Wandtafelerklärung. — Was keine Macht der Erde vermochte, das hat Gott gethan! Er hat die Herzen der Menschen geeinigt und zusammengebracht. Was Mode, Gebräuche und Ansichten strenge getheilt hatte, und was aller Stolz und aller Haß nicht zusammenließ, das hat das Evangelium fertig gebracht. Unter dem Evangelium sind Juden und Heiden Brüder geworden; das Evangelium hat alle Scheidewände eingerissen, darum sagt auch Paulus: Es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben! Juden und Heiden. Dieses Evangelium ist heute noch eine Kraft Gottes, und wer zu Jesu kommt, empfängt heute noch die beseligende Kraft wie damals.



Paulus Verfolgt.

6. Lection: Apstg. 21, 27–40. — Sonntag den 8. Februar 1885.

27. Als aber die sieben Tage sollten vollendet werden, sahen ihn die Juden aus Asien im Tempel, und erregten das ganze Volk, legten die Hände an ihn, und schrien:

28. Ihr Männer von Israel, helfet! Dies ist der Mensch, der alle Menschen an allen Enden lehret wider dies Volk, wider das Gesetz, und wider diese Stätte; auch dazu hat er die Griechen in den Tempel geführet, und diese heilige Stätte gemein gemacht.

29. Denn sie hatten mit ihm in der Stadt Trophimum, den Epheser, gesehen, denselben meineten sie, Paulus hätte ihn in den Tempel geführet.

30. Und die ganze Stadt ward beweget, und ward ein Zulauf des Volks. Sie griffen aber Paulum, und zogen ihn zum Tempel hinaus; und alsobald wurden die Thüren zugeschlossen.

31. Da sie ihn aber tödten wollten, kam das Geschrei hinauf vor den obersten Hauptmann der Schaar, wie das ganze Jerusalem sich empörte.

32. Der nahm von Stund an die Kriegsknechte und Hauptleute zu sich, und lief unter sie. Da sie aber den Hauptmann und die Kriegsknechte sahen, höreten sie auf, Paulum zu schlagen.

33. Als aber der Hauptmann nahe hinzukam, nahm er ihn an, und hieß ihn binden mit zwo Ketten, und fragte, wer er wäre, und was er gethan hätte?

34. Einer aber rief dies, der andere das im Volk. Da er aber nichts gewisses erfahren konnte, um des Getümmels willen, hieß er ihn in das Lager führen.

35. Und als er an die Stufen kam, mußten ihn die Kriegsknechte tragen, vor Gewalt des Volks.

36. Denn es folgte viel Volks nach, und schrie: Weg mit ihm!

37. Als aber Paulus jetzt zum Lager eingeführet ward, sprach er zu dem Hauptmann: Darf ich mit dir reden? Er aber sprach: Kannst du Griechisch?

38. Bist du nicht der Egypter, der vor diesen Tagen einen Aufruhr gemacht hat, und führetest in die Wüste hinaus vier tausend Meuchelmörder?

39. Paulus aber sprach: Ich bin ein jüdischer Mann von Tarsen, ein Bürger einer namhaftigen Stadt in Cilicien. Ich bitte dich, erlaube mir, zu reden zu dem Volk.

40. Als er aber ihm erlaubte, trat Paulus auf die Stufen, und winkte dem Volk mit der Hand. Da nun eine große Stille ward, redete er zu ihnen auf Ebräisch, und sprach:

Haupttext: Denn ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem um des Namens willen, des Herrn Jesu. — Apstg. 21, 13.

Geschichtliches.—Einige Zeit vor der Begebenheit dieser Lection trat ein Egypter in Palästina auf und gab sich für einen Propheten aus, der gesandt sei, Israel aus Roms Herrschaft zu befreien. Der Name dieses Pseudopropheten ist nirgends angegeben, die Geschichte selbst gibt Josephus in seiner Geschichte jüdischer Alterthümer. Dieser Mann behauptete, die Mauern Jerusalems würden einfallen, sobald er sich mit seinem Heere nahe. Durch sein Rednertalent und sein imponirendes Auftreten gelang es ihm, einen Anhang von 30,000 Juden um sich zu sammeln, und mit diesen drang er bis an den Oelberg gegen die Stadt vor. Nun drang aber Felix der Govenör, mit der römischen Besatzung gegen ihn heraus, und der Haufe wurde geschlagen und zerstreut; vierhundert wurden getödtet und zweihundert zu Gefangenen gemacht, doch entrann der Egypter mit den Uebrigen, und wurde nirgends gefunden. Als der Aufruhr wegen Paulus losbrach, war der Hauptmann Lysias der Meinung, Paulus sei jener Egypter. Die Gelehrten nehmen an, daß Lukas diesen Fall im Sinne hatte, obzwar die Berichte nicht ganz übereinstimmen.

Ich bin auch geneigt zu glauben, daß es die nemliche Begebenheit war, und schreibe den Unterschied des Berichtes den Uebersetzern oder dem Autor des Josephus zu,

welches natürlich Josephus selbst meint. Es entsteht nun freilich die Frage, wie denn der Hauptmann auf diesen Gedanken kommen konnte, indem nun bereits vier Jahre vergangen waren seit jenem Vorfall, doch ist da zu bemerken, daß eines solchen Beamten Pflicht es erforderte, mit den Angelegenheiten des Staates vertraut zu sein, und ein wachsames Auge zu haben in dieser Beziehung.

Texterklärungen. — V. 27. **Als aber die sieben Tage sollten vollendet werden.** Hierunter haben wir wahrscheinlich die Tage der Heiligung zu verstehen, welche vergehen mußten, ehe die Opfer gebracht werden konnten, die das Gelübde endigten. Es kann auch nicht angenommen werden, daß diese sieben Tage bereits verlaufen waren, denn acht Tage später sagt Paulus, daß er erst zwölf Tage in Jerusalem sei. Wir haben also zu verstehen, daß Paulus noch sieben Tage nöthig gehabt hätte, um sein Gelübde zu vollenden, als der Aufruhr stattfand. **Sahen ihn die Juden aus Asien.** Die verflossenen drei Jahre hatte Paulus in Asien (Kleinasien) zugebracht, und hatte viel zu leiden von den dortigen Juden. Ist also gar nicht zu verwundern, daß sie ihm auch hier widerstanden. Diese Juden waren wahrscheinlich aufs Fest gekommen, vielleicht von Ephesus. **Erregten das ganze Volk.** Erzählten von seinem Wirken in Kleinasien, und nannten ihn einen Bestreiter des Gesetzes Mosi, und logen noch hinzu, als hätte er den Tempel auch jetzt schon verunreinigt. Sie ergriffen ihn sogar und brachten ihn zum Tempel hinaus.

V. 28. **Ihr Männer von Israel, helfet!** Wozu dieses Geschrei wegen eines einzigen Mannes, den sie doch schon vor dem Tempel draußen hatten? Die Absicht war, andere damit zu verwickeln und sich so frei zu stellen. **Dies ist der Mensch.** Nun kommt die schreckliche Anklage als hätte Paulus gelehrt, die Juden wären nicht das einzige Volk Gottes, sondern er sei auch ein Gott der Heiden. Paulus wäre demnach ein Freigeist, der das Gesetz verachtet und den Tempel entheiligt. **Dazu hat er die Griechen in den Tempel geführt.** Es wird angenommen, daß ein Fremder an dem Orte, welcher der Vorhof der Heiden heißt, anbeten wollte, nun schiebt man Paulus die Schuld zu, er habe Fremde in den inneren Vorhof zu bringen gesucht, welcher doch nur für Israeliten bestimmt war, und über dessen Eingang geschrieben stand, mit griechischer und lateinischer Schrift: „Kein Fremdling darf hier eintreten!" Zu bemerken ist, daß ein Judengenosse, d. h. Jemand, der den jüdischen Glauben angenommen und sich beschneiden hatte lassen, vollberechtigt war. Paulus trat mit vier Männern, welche ein Gelübde hatten, in einen Vorhof des Tempels und wurde dort gesehen und erkannt.

V. 29. **Sie hatten mit ihm in der Stadt Trophimum, den Epheser gesehen.** Diesen Trophimum kannten sie von Ephesus her, und wußten, daß er ein Heide war. (Vergl. Cap. 20, 4.) Nun dachten sie, den hätte Paulus gewiß bei sich gehabt. Das zeigt die Bosheit ihres Herzens. Denn wir haben bereits in der vorigen Lection gesehen, daß Paulus alles that, was man von ihm forderte, um die Vorurtheile zu entfernen, würde er nun etwas thun, von dem er zum Voraus wußte, daß es ungesetzlich sei?

V. 30. **Und die ganze Stadt war beweget.** Das Geschrei im Tempel drang weiter und wurde in alle Stadttheile hinausgetragen, so daß das Volk zusammenlief, um zu erfahren, was denn eigentlich vorgehe. **Zogen ihn zum Tempel hinaus.** Diese Handlung läßt sich auf zweierlei Weise deuten: erstens soll sein Blut, im Falle es fließen sollte, nicht den Tempel verunreinigen, und zweitens sollte er keine Gelegenheit haben, die Hörner des Altars zu erreichen, denn dann wäre er sicher gewesen. Auch war zu befürchten, die Heiden möchten bei diesem Gedränge kommen und in den Tempel eindringen, meint, die Juden hätten das thun dürfen, denn das Gesetz erlaubte es, wenn ein Mensch einen Unbeschnittenen in den Tempel brachte, nur war dieses hier gar nicht der Fall. Aber die Juden hätten einen solchen Mord doch gerechtfertigt. **Kam das Geschrei hinauf.** Gewöhnlich waren an Festtagen Soldaten in der Burg Antonia stationirt, um Aufstand zu verhüten. Nun kam Nachricht von dem Aufstand vor den Obersten Claudius Lysias, welcher wahrscheinlich der älteste römische Beamte in Jerusalem war, und deßhalb wohl in der Burg wohnte.

V. 32. **Der nahm Kriegsknechte und Hauptleute.** Von Stund an meint alsobald, sogleich, und meint hier, er versäumte keine Zeit, denn er kannte das Volk, mit dem er es zu thun hatte. Wir dürfen mit Recht sagen, es waltete auch hierin schon die Hand der Vorsehung, denn wenn der Hauptmann nicht so zeitlich erschienen wäre, hätten sie Paulum getödtet. **Da sie aber die Kriegsknechte sahen.** Es scheint, die Juden waren sich's wohl bewußt, daß sie das nicht verantworten konnten, was sie jetzt thaten, aus Furcht, man möchte einen oder den andern als Thäter ausdeuten, hörten sie auf zu schlagen, und das war Pauli Rettung.

V. 33. **Ließ ihn binden mit zwo Ketten.** Noch wußte der Oberst eigentlich gar nicht, um was es sich handelte, aber theils um das Volk zu besänftigen, und auch um Paulus, von dem er hielt, daß er ein schwerer Verbrecher sei, in Verwahr zu nehmen, ließ er ihn binden. An jedem Arm eine Kette, welche dann wieder jede an einen Soldaten festgemacht wurde. Also ging bereits die Weissagung des Agabus in Erfüllung. **Und fragte, wer er wäre.** Das war eigentlich nicht die richtige Weise, er hätte erst untersuchen und dann binden lassen sollen. Wahrscheinlich fragte er das Volk und nicht den Apostel selbst.

V. 34. **Da er aber nichts gewisses erfahren konnte.** Die Unruhe und Aufregung war zu groß. Einer schrie so, der Andere wieder anders; man handelte leidenschaftlich und nicht denkend; gewaltthätig und nicht nach Billigkeit.

V. 35. **Und als er an die Stufen kam.** Um Paulum sicher zu stellen, ließ der Befehlshaber ihn nach nach der Burg bringen; diese lag erhöhet und mußte deßhalb durch Stufen erreicht werden. Da wurde nun das Gedränge so groß, d. h. die Wuth des Pöbelhaufens nahm so zu; sie sahen, daß sie nun Paulum doch nicht tödten konnten; sie drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, und so eine Untersuchung zu verhüten, denn sie wußten wohl genug, daß das Gericht ihn freisprechen würde.

V. 36. **Weg mit ihm!** So wie sie einst bei der Kreuzigung Christi schrien, so auch jetzt wieder, doch hatte zum Glück diesmal Pilatus nichts damit zu thun.

V. 37. **Darf ich mit dir reden?** Als man sich dem Lagerplatze näherte, fragte Paulus, wie es einem Ehrenmann zukommt, ob es wohl erlaubt wäre, sich zu vertheidigen. Diese Frage that Paulus in weiser Absicht in der griechischen Sprache, und es verfehlte den Zweck nicht, denn sogleich wurde der Hauptmann aufmerksam, und that eine andere Frage. **Kannst du Griechisch?**

Die ausländischen Juden redeten gewöhnlich Griechisch, weßhalb sie auch Hellenisten genannt wurden. Der Oberst verwunderte sich, denn er meinte, es handle sich um einen von den niederen jerusalemitischen Juden; jedoch kann man auch annehmen, daß er also fragte, weil ihm selbst die griechische Sprache am leichtesten war, und hätte darum jene Sprache vorgezogen.

V. 38. **Bist du nicht der Egypter?** Vergl. Geschichtliches.

V. 39. **Ich bin ein jüdischer Mann.** Damit will er sagen, ich bin nicht einmal in Egypten geboren, sondern bin ein Jude von Geburt und nach Gottesdienst. **Von Tarsen.** Dieses Tarsus liegt in Cilicien in Kleinasien, und war zu jener Zeit eine namhafte Stadt. Tarsus beanspruchte ein sehr hohes Alter; einige Erklärer wollen annehmen, es sei das die Stadt, welche Tharsis bauete (1. Mos. 10, 4), und sei das im Alten Testament gemeldete Tarsis. Durch diese Rede zeigte übrigens Paulus, daß er ein Recht habe, in den Tempel zu gehen, so oft er will. **Erlaube mir zu reden.** Paulus ersucht demüthig, er bittet um Gelegenheit, zu reden zum Volk. Um ihm ein gerechtes Verhör zu sichern, hat ihn ja der Hauptmann gerettet, und nun er hört, daß Paulus kein Bösewicht, sondern ein Ehrenmann ist, gibt er ihm diese Gelegenheit.

V. 40. **Trat Paulus auf die Stufen.** Die Erlaubniß zu sprechen war eigentlich kein Gnadenact des Hauptmanns, Paulus war berechtigt dazu. Durch die Bewegung der Hand entstand eine große Stille. **Redete zu ihnen auf Ebräisch.** Zum Hauptmann redete er Griechisch, denn dieser war ein Grieche; jetzt aber redete er zu den Juden, und redete in ihrer Landessprache. Alle verstanden das, und zudem wollte Paulus zeigen, daß er sein Vaterland und sein Volk nicht verleugnet. Doch mag noch Anderes dazu beigetragen haben, wie wir im Verlauf der Rede entdecken können. Paulus kannte das Kritische seiner Lage, und er mußte nun zusehen, daß er wenigstens seine Ehre retten kann. Ob es ihn wohl reuete, dem Jakobus gefolgt zu haben?

Lehre und Anwendung. — 1. Wenn die Gottlosen im Rath sind, muß der Gerechte leiden. Auch der Unschuldige ist nicht sicher, wenn Haß und Neid sich paaren gegen ihn.

2. Was dem Pöbel am Recht abgeht, macht er durch Lärm und Toben auf; aber Lärm ist am Ende doch nicht Recht, und am Ende muß selbst die Gewalt dem Recht noch weichen.

3. Es ist gewöhnlich der Fall, daß die Neider gerade das als Waffe benützen, was man ihnen zu Gefallen thun wollte. Um den Juden einen Gefallen zu thun, ging Paulus in den Tempel, und das wird nun der Punkt der Klage gegen ihn.

4. Das, was man dem Paulus jetzt zur Last legt, das thun seine Feinde zur nemlichen Zeit, sie waren es, welche den Tempel verunreinigten, nicht aber der Apostel. Haben sie nicht auch Christum gekreuzigt, weil er umher ging, Gutes zu thun?

Illustrationen. — Die Sinnlichen und Lasterhaften sind nicht die größten Feinde, welche das Christenthum hat; die Abergläubischen und Unwissenden, welche sich zu allem brauchen lassen, thun mehr Schaden.

Die Verfolger ernten gewöhnlich ihren Lohn, während der Gerechte dennoch siegt. Die Geschichte der römischen Kaiser ist ein Beweis dafür, und auch die Geschichte des jüdischen Volkes bezeugt es. Gott hält seine Kirche theuer und werth, und er nimmt sich der Seinen an zum Trotz seiner Feinde.

Einst weinte ein alter Schultheiß bitterlich, weil er am Wahltag nicht wieder erwählt wurde. Ein Freund sah das und fragte ihn: „Hast du dein Gewissen bewahrt, und so gut regiert, daß du weinen mußt?" „O, um meines Gewissens willen weine ich nicht, aber heute hat man alle meine Fehler gezählt und ausgerechnet, aber von den Wohlthaten, welche ich dieser Gemeinde erzeigte, hat man kein Wort gesagt; ja nicht einmal daran gedacht," antwortete der Gefragte. So hätte auch Paulus den Juden gegenüber sagen können.

Wandtafelerklärung. — Jesus sagt einmal: Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht werth. Paulus hat sein Kreuz auf sich genommen, um Jesu willen hat er Verleumdung erduldet, Verfolgung erlitten, und Trübsale ausgehalten, aber er ist nicht muthlos geworden. Um Jesu willen hätte er willig jeden Moment sein Leben gelassen. Doch muß man nicht denken, daß es ihm nicht wehe that, wenn er unschuldig und blos aus Neid und Haß gekettet, geschlagen und gequält wurde. Sein Werk war ein Liebeswerk, darum that es ihm um so weher, wenn er noch deßhalb verfolgt wurde; aber er achtete deren keines, denn er wußte ja, daß eine Krone seiner wartete. Wir sollen ein Beispiel an ihm nehmen, und ihm nachfolgen, so wie er Jesum nachfolgte.

Pauli Vertheidigung.

7. Lection: Apstg. 22, 1–21. — Sonntag den 15. Februar 1885.

1. Ihr Männer, lieben Brüder und Väter, höret meine Verantwortung an euch.

2. Da sie aber höreten, daß er auf Ebräisch zu ihnen redete, wurden sie noch stiller. Und er sprach:

3. Ich bin ein jüdischer Mann, geboren zu Tarsen in Cilicien, und erzogen in dieser Stadt, zu den Füßen Gamaliel's, gelehret mit allem Fleiß im väterlichen Gesetz; und war ein Eiferer um Gott, gleichwie Ihr alle seid heutiges Tages.

4. Und habe diesen Weg verfolget bis an den Tod. Ich

hand sie, und überantwortete sie ins Gefängniß, beide Männer und Weiber;

5. Wie mir auch der Hohepriester, und der ganze Haufe der Aeltesten Zeugniß gibt, von welchen ich Briefe nahm an die Brüder, und reisete gen Damascus, daß ich, die daselbst waren, gebunden führete gen Jerusalem, daß sie gepeinigt würden.

6. Es geschahe aber, da ich hinzog und nahe bei Damascus kam, um den Mittag, umblickte mich schnell ein großes Licht vom Himmel.

7. Und ich fiel zum Erdboden, und hörete eine Stimme, die sprach zu mir: Saul, Saul, was verfolgest du mich?

8. Ich antwortete aber: Herr, wer bist du? Und er sprach zu mir: Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgest.

9. Die aber mit mir waren, sahen das Licht, und erschraken; die Stimme aber deß, der mit mir redete, höreten sie nicht.

10. Ich sprach aber: Herr, was soll ich thun? Der Herr aber sprach zu mir: Stehe auf, und gehe gen Damascus: da wird man dir sagen von allem, das dir zu thun verordnet ist.

11. Als ich aber vor Klarheit des Lichtes nicht sehen konnte, ward ich bei der Hand geleitet von denen, die mit mir waren, und kam gen Damascus.

12. Es war aber ein gottesfürchtiger Mann nach dem Gesetz, Ananias, der ein gutes Gerücht hatte bei allen Juden, die daselbst wohneten.

13. Der kam zu mir, und trat bei mich, und sprach zu mir: Saul, lieber Bruder, siehe auf. Und ich sahe ihn an zu derselbigen Stunde.

14. Er aber sprach: Gott unserer Väter hat dich verordnet, daß du seinen Willen erkennen solltest, und sehen den Gerechten, und hören die Stimme aus seinem Munde.

15. Denn du wirst sein Zeuge zu allen Menschen sein deß, das du gesehen und gehöret hast.

16. Und nun, was verzieheſt du? Stehe auf, und laß dich taufen, und abwaschen deine Sünden, und rufe an den Namen des Herrn.

17. Es geschahe aber, da ich wieder gen Jerusalem kam, und betete im Tempel, daß ich entzückt war, und sahe ihn.

18. Da sprach er zu mir: Eile, und mache dich behende von Jerusalem hinaus; denn sie werden nicht aufnehmen dein Zeugniß von mir.

19. Und ich sprach: Herr, Sie wissen selbst, daß ich gefangen legte und stäupte die, so an dich glaubten, in den Schulen hin und wieder;

20. Und da das Blut Stephani, deines Zeugen, vergossen ward, stand ich auch daneben, und hatte Wohlgefallen an seinem Tode, und verwahrete denen die Kleider, die ihn tödteten.

21. Und er sprach zu mir: Gehe hin; denn ich will dich ferne unter die Heiden senden.

Haupttext: Ich sprach aber: Herr, was soll ich thun. — Apstg. 22, 10.

Geschichtliches.—Paulus hat im letzten Vers des vorigen Capitels einen großen Schritt gewonnen; es gelang ihm nemlich den Tumult zu legen und eine ungewöhnliche Stille zu erzeugen. Wenn wir nun aus Pauli Verhalten schließen dürfen, daß dieses dazu beitrug, eine solche Wendung zu schaffen, und wir sehen können, daß der Gemüthszustand Pauli eigentlich nicht derart war, unter solchen Umständen zu schweigen und kühl zu bleiben, sondern, daß er sich bemeistern mußte, um seinen Zweck zu erreichen; dann haben wir gewiß ein Beispiel der Selbstbeherrschung und einen Beweis vom Nutzen derselben. Mit Gewalt war hier ebensowenig etwas zu erzielen, als durch Geschrei und Zank.

Betrachte nun die Selbstbeherrschung, die Ruhe und Bedachtsamkeit in Pauli Angesicht. Nie wurde ein gewöhnlicher Mensch so angegriffen, so mißhandelt und bedroht, wie das hier der Fall war. Dort steht er: ruhig, gelassen, gefaßt, jede Wendung genau bemessend und ausbeutend zu seinen Gunsten. Worin lag die geheime Kraft dieses Mannes? Manche denken vielleicht in seinem Eifer für den Herrn, aber dieser Gedanke reicht nicht aus, denn Eifer allein hätte ihn am Ende noch mehr in Verlegenheit gebracht. Seine Menschenkenntnisse, seine Erfahrungen und auch seine Ueberlegungskraft gaben ihm diesen Vortheil. Wenn man sich Zeit nähme zu überlegen, würde mancher Irrthum verhütet, und die Leidenschaft hätte keine solche Gewalt über uns. Dann möchte ich besonders auch auf diese Gabe der Ueberlegung hindeuten in seinem Verhalten. Er redete in der hebräischen Sprache, obwohl er wußte, daß der Hauptmann das Griechische vorzog. Es handelte sich jetzt um das Volk zu gewinnen. Dann die Anrede an das Volk: obwohl wir Niemand mit falschen Ehrentiteln schmeicheln sollen, so dürfen wir doch Jedem die Ehre geben, die ihm gebührt. Paulus hätte Ursache gehabt, ziemlich grob dreinzufahren, aber er nennt sie Väter und Brüder. Zwei Dinge gelangen ihm: Erstens überzeugte er den Hauptmann, daß er kein Egypter, sondern ein Jude sei; zweitens überzeugte er die Juden zum Theil, daß er kein Verächter des Gesetzes sei.

Texterklärung.—V. 1. **Männer, Brüder, Väter.** Es ist zu bewundern, wie liebreich der Apostel seine Vertheidigung anfängt, gegen ein Volk, welches ihn so schmählich behandelt. Hierüber vergleiche man Geschichtliches. Paulus ehrte sie mit Namen, welche ihnen zwar gehörten, aber welche sie sicherlich nicht verdienten. Er redete sie liebreich an, um sie zu bewegen, seine Vertheidigung gegen ihre Verleumdungen doch wenigstens anzuhören.

V. 2. **Wurden sie noch stiller.** Als sie hörten, daß er hebräisch zu ihnen sprach. Paulus suchte auf alle mögliche Weise, die Vorurtheile aus dem Wege zu räumen. Ihre eigene Sprache, von einem Manne, den sie als einen Feind ihrer Sitten und Gebräuche achteten, den wollten sie hören. Man sollte sich nie seiner Muttersprache schämen: Paulus gibt Veranlassung zu diesem Gedanken.

V. 3. **Ich bin ein jüdischer Mann.** Damit will er sagen, von Geburt, väterlicher und mütterlicher Seite aus ein Hebräer; also ein wahrer Nachkomme Abrahams. **Geboren zu Tarsen.** Die Stadt, da man etwas auf Bildung und gute Sitten hält. **Erzogen in dieser Stadt.** Auch diese Thatsache ist in der Vertheidigung von großer Bedeutung. **Zu den Füßen Gamaliels.** Gamaliel war der Sohn von Rabban Simeon, dem Sohne Hillels des Großen, welchen Einige für den in Luk. 2, 25. gemeldeten Simeon halten. Gamaliel war also der Lehrer Pauli; sein Lehrberuf machte ihn zum Lehrer der Mischna, d. h. dem ungeschriebenen Gesetze. Er war der einunddreißigste dieser Lehrer seit der Ueberlieferung des Gesetzes auf Sinai. Man kann also leicht einsehen, daß es einem Manne zur Ehre und zum Vortheil gereichte unter einem solchen Lehrer Zeugnisse empfangen zu haben. Um die Zeit, wovon Apstg. 5, 34. handelt, war Gamaliel Vorsitzer des Sanhedrins. Diese angeführten Punkte sind sehr wichtig hier, denn Paulus knüpfte daran an, wie wir sehen werden, um zu zeigen, daß er glaube wie sein Lehrer Rabban Gamaliel. **Ein Eiferer um Gott.** Also nicht blos gut gelehrt, sondern ein Eiferer, d. h. einer, welcher Andern das Leben nahm, wenn sie nicht glaubten wie er.

V. 4. **Und habe diesen Weg verfolgt.** Damit will er den Widerwillen kund geben, den er früher hegte gegen die Religion Jesu. Der Tod Stephani ist Zeugniß dafür. Wo er dieses nicht ausführen konnte, da fehlte nicht der gute Wille, sondern die Macht.

V. 5. **Wie mir auch der Hohepriester u. s. w. Zeugniß gibt.** Das will sagen, wenn sie ihm nicht glauben, dann könnten sie dort Beweise finden. Der Rath hat Bezug auf den Sanhedrin, und die Thatsache aber auf seine Reise nach Damaskus. Cap. 9, 2.

V. 6. **Da ich hinzog und nahe bei Damaskus kam.** Man vergleiche Cap. 9. hiermit. Die Erklärung, welche Paulus hier gibt; besonders von dem strahlenden Licht, galt bei den Juden als ein Zeichen der Glanzgegenwart Gottes d. h. die Schechina.

V. 7. **Ich fiel zum Erdboden.** Er und diejenigen, welche bei ihm waren. Man lese die Begebenheit genau wie dieselbe Cap. 9. Apstg. verzeichnet ist. **Eine Stimme.** Diese Stimme hörten scheints damals alle, aber nur Paulus verstand die Worte.

V. 8—11. Diese Worte sind eigentlich eine Wiederholung jener Begebenheit im neunten Capitel, oder eine Erklärung derselben; so wohl auch eine Erzählung seiner Erfahrungen zu jener Zeit.

V. 12. **Ein gottesfürchtiger Mann nach dem Gesetze, Ananias.** Hier macht Paulus wieder ganz genau darauf aufmerksam, daß dieser Mann eine Person war, welche im Glauben und Wandel genau mit dem Gesetz übereinstimmte. Ananias wird für einen der 70 Jünger gehalten, und war Bischof der Gemeinde zu Damaskus. **Ein gutes Gericht bei allen Juden.** Nemlich zu Damaskus. Dieses war hier von großer Bedeutung, denn wenn die Juden dort ihn achteten, so war es ein Beweis zu Gunsten Pauli.

V. 14. **Gott unserer Väter hat dich verordnet.** Dieses hat Bezug auf die Altväter Abraham, Isaak, und Jakob. Hiermit deutet Paulus an, daß sein jetziger Glaube nicht dem Glauben der Altväter widerspreche, und auch keine neue Gottheiten einführe. **Und sehen den Gerechten.** Jesus Christus, gerecht, beides vor Gott und den Menschen. Paulus sah ihn und hörete ihn auf dem Wege nach Damaskus. Das Wort „verordnet" in diesem Vers, heißt eigentlich im Griechischen, verzeichnen, niederschreiben, und daher bestimmen.

V. 15. **Sein Zeuge zu allen Menschen sein.** Also bei Juden und Heiden. Diese Schriftstellen zeigen auch an, daß Pauli Ruf zum Apostelamt durchweg ein göttlicher war, und Menschen hatten keine Hand darin. Er hatte eine spezielle Offenbarung zu diesem Zweck.

V. 16. **Und nun, was verziehest du?** Ananias war also ein Christ, und selbst ein Prediger des Wortes, der das Recht hatte zu taufen. **Laß dich taufen.** Dann ist noch beigefügt **und abwaschen deine Sünden.** Damit soll nicht gemeint sein als wasche die Taufe Sünden ab, denn die Schrift liefert Beweise, daß man getauft und doch voll Bitterkeit sein kann; aber die Taufe kann indirekt ein Mittel sein, den Menschen dorthin zu bringen, nemlich zum Blute Christi. Bei älteren Personen war sie immer ein Zeichen der Demuth und ein Bekenntniß Jesu Christi. Daher sie auch die Taufe zur Bekehrung genannt wird. Ferner war sie ein Siegel der Vergebung, und kann daraus erklärt werden, warum sie die Taufe zur Abwaschung genannt wird. **Und rufe an den Namen des Herrn.** Darauf muß der Nachdruck gelegt werden. Jesus will angerufen sein; kann aber in diesem Vers als ausrufen, öffentlich bekennen, gelten. Vergl. Röm. 10. 9, 13, 14.

V. 17. **Da ich wieder gen Jerusalem kam.** Dies war drei Jahre nach seiner Bekehrung, denn er war vorher in Arabien. Es ist wahrscheinlich, aber nicht bestimmt, dieses die Begebenheit wovon 2. Cor. 12. 2. handelt. Auch nehmen Andere an, daß Pauli wirklicher Beruf zum Apostelamte zu dieser Zeit erhalten habe. Weil Paulus mehrere Entzückungen hatte, muß behutsam sein sie nicht zu vermischen.

V. 18. **Da sprach er zu mir.** Der Herr Jesus, den er auf dem Wege nach Damaskus sah, erschien ihm wieder, und befahl ihm Jerusalem eiligst zu verlassen; nicht weil sein Leben in Gefahr war, sondern weil anderswo ein ergibigeres Feld war, und er nicht mehr länger nutzlos verziehen sollte. **Denn sie werden nicht aufnehmen.** Der Herzenskündiger kannte den Unglauben der Juden und hatte auch bereits eine andere Bestimmung für den Apostel.

V. 19. **Herr, sie wissen selbst.** Paulus ist der Meinung, er könnte zu Jerusalem viel Gutes schaffen und meint, weil alle Juden wissen, was er für ein Verfolger war, so werden sie ihn natürlich eher glauben als einem Andern.

V. 20. **Und das Blut Stephani, deines Zeugen.** Stephanus war ein doppelter Zeuge, denn er zeugete durch sein Wort und durch sein Blut, als dieser getödtet wurde, betheiligte sich Paulus schon activ an den Verfolgungen. Nun meint aber der Apostel weil die Juden all dieses wissen, ist kein Mann, welcher erfolgreicher predigen kann unter ihnen als gerade dieser Verfolger. Paulus zeigte aber zugleich auch seine Neigung, seinen Brüdern nach dem Fleische das Wort göttlicher Predigt zu verkünden.

V. 21. **Ich will dich ferne unter die Heiden senden.** Gott erhörte Pauli Gebet nicht, aber er gab ihm mehr als er betete. Paulus kannte den Weg der Vorsehung noch nicht, wie er denselben später kennen lernte. „Ich sende dich." Das sind merwürdige Worte; wenn Jesus ihn sendet, dann ist auch der heilige Geist mit ihm.

Diese Rede seiner Erfahrungen gab Paulus, um das Volk zu überzeugen, daß er kein Verächter und kein Uebertreter des Gesetzes sei, aber auch, um zu zeigen, daß er sein Volk nicht verachte, sondern, daß er nur das thue, was eine allesregierende Vorsehung ihn zu thun antreibe.

Lehre und Anweudung. — 1. Verhalte dich ruhig. Mag es toben; mag es stürmen; so lange Jesus bei dir ist, sei ruhig. Er selbst ruft dir zu: Fürchte nicht, traue nur.

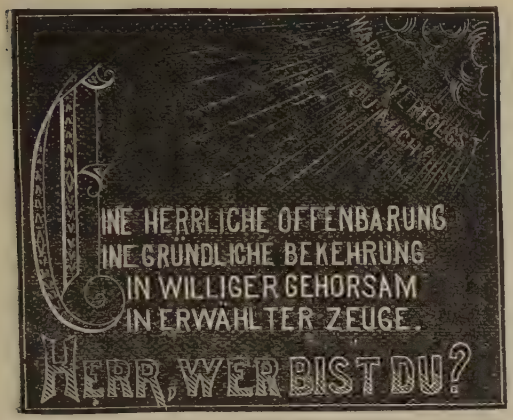
2. Höflichkeit ist eine Tugend, welche manchen reißenden Strom überbrückt und schadlos macht. Höflichkeit sollte jeden unserer Sonntagschüler besonders, überhaupt aber alle Christen kennzeichnen. Trotz der Verfolgung und Mißhandlung ist Paulus doch höflich geblieben.

3. Man kann die Sünde hassen, ohne deßhalb den Sünder zu hassen; man kann eines Menschen Gewohnheiten verachten und doch den Menschen lieben. Paulus hat dieses deutlich bewiesen in seinem Auftreten den Juden gegenüber.

4. Gottes Gnade verändert eines Menschen Herz so, daß er ganz neu, ein Anderer wird. Paulus war ein Verfolger und wurde dann ein Vertheidiger. Erst half er Andere tödten um Jesu willen, dann starb er selbst um seines Namens willen.

Illustrationen. — Als Alexander der Große einst gefragt wurde, wie es ihm möglich war, die Welt zu bezwingen, antwortete er: „Weil ich nie wankte."

Als Pompejus sein Leben der stürmischen See anvertraute, um zu einer gewissen Zeit Rom zu erreichen, suchten ihn seine Freunde zu überreden, zu verzichten und doch an die Gefahr zu denken; er antwortete: „Es ist nöthig, daß ich gehe, aber es ist nicht nöthig, daß ich lebe!" Als Cäsar den Rubicon überschritten hatte, ließ er die Schiffe verbrennen, damit seine Armee nicht zurückkehren könne.



Wandtafelerklärung.—Es ist nicht jedem Sterblichen beschieden ähnliche Erfahrungen zu machen wie Paulus; aber auch nicht Jeder hat ähnlichen Beruf. Das Licht vom Himmel zeigt die Gegenwart Jesu an, und die an Saul gerichtete Stimme ist Gottes Stimme. Im Staube fragt Saul, was er thun soll, und zeigt dadurch seine Uebergabe an. Von ihm haben die Gläubigen nichts mehr zu fürchten. Die göttliche Offenbarung, die darauf folgende gründliche Bekehrung, der willige Gehorsam, haben Paulus zu einem auserwählten Zeugen Gottes gemacht. Auch wir sollen uns bekehren, denn Gott hat sich uns geoffenbart, damit wir im Glauben vor allen Menschen Zeugniß ablegen, wie gnädig und mächtig der Herr ist.

Paulus vor dem hohen Rath.

8. Lection: Apstg. 23, 1–11. — Sonntag den 22. Februar 1885.

1. Paulus aber sahe den Rath an, und sprach: Ihr Männer, lieben Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott, bis auf diesen Tag.

2. Der Hohepriester aber, Ananias, befahl Denen, die um ihn standen, daß sie ihn aufs Maul schlügen.

3. Da sprach Paulus zu ihm: Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand; sitzest du und richtest mich nach dem Gesetz, und heißest mich schlagen wider das Gesetz?

4. Die aber umher standen, sprachen: Schiltst du den Hohenpriester Gottes?

5. Und Paulus sprach: Lieben Brüder, ich wußte es nicht, daß er der Hohepriester ist. Denn es stehet geschrieben: Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen.

6. Als aber Paulus wußte, daß ein Theil Sadducäer war, und der andere Theil Pharisäer, rief er im Rath: Ihr Männer, lieben Brüder, ich bin ein Pharisäer, und eines Pharisäers Sohn; ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferstehung willen der Todten.

7. Da er aber das sagte, ward ein Aufruhr unter den Pharisäern und Sadducäern, und die Menge zerspaltete sich.

8. Denn die Sadducäer sagen, es sei keine Auferstehung, noch Engel, noch Geist; die Pharisäer aber bekennen beides.

9. Es ward aber ein großes Geschrei. Und die Schriftgelehrten, der Pharisäer Theil standen auf, stritten und sprachen: Wir finden nichts arges an diesem Menschen; hat aber ein Geist oder ein Engel mit ihm geredet, so können wir mit Gott nicht streiten.

10. Da aber der Aufruhr groß war, besorgte sich der oberste Hauptmann, sie möchte Paulum zerreißen; und hieß das Kriegsvolk hinab gehen, und ihn von ihnen reißen, und in das Lager führen.

11. Des andern Tages aber in der Nacht stand der Herr bei ihm, und sprach: Sei getrost, Paule; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen.

Haupttext: Des anderen Tages aber in der Nacht, stand der Herr bei ihm, und sprach: Sei getrost, Paule. — Apstg. 23, 11.

Geschichtliches.—So lange Paulus in seiner Vertheidigung, welche wir in der vorigen Lection vorhatten, sich auf seinen Beruf und sein Wirken unter den Juden bezog, hörten sie ihm aufmerksam zu, und es scheint, wenn Paulus mehr auf seine Sicherheit und weniger auf Gottes Ehre bedacht gewesen wäre, hätte er sich leicht herauswickeln können; aber das war ihm ferne. Als er nun anfing von seinem Ruf für die Heiden, und sein Wirken unter denselben zu melden, geberdeten sie sich wie Rasende, und warfen Staub in die Luft. Der Hauptmann hatte scheint's in seinem ganzen Leben so etwas noch nicht gesehen, und er ließ Paulum eiligst in die Burg hinein bringen, denn sie droheten, ihn zu zerreißen. Nun wußte der Hauptmann aber immer noch nicht, um was es sich eigentlich handle, deßhalb befahl er, man solle Paulum geißeln, bis er eingestehe, weßhalb er eigentlich da sei. Schon war man daran, den Befehl auszuführen, als Paulus den Hauptmann an seine Pflicht erinnert und ihn fragt, ob er denn einen römischen Bürger nur so mir und dir nichts geißeln dürfe. Das Vergehen, einen römischen Bürger zu schlagen ohne Urtheil, wurde fast so strenge als Mord bestraft. Der Hauptmann ging hin, den Obersten in Kenntniß zu setzen: Gib Acht, was du thust, der Mensch ist ein Römer. Lysias hatte das Bürgerrecht um theures Geld erkauft, und glaubte nicht, das Paulus Vermögen genug besaß, das fertig zu bringen. Aber siehe, Paulus war römischer Bürger von Geburt. Der Oberste zitterte, denn er hatte nicht einmal das Recht, Paulum zu binden, denn das war eine verhaßte Missethat bei den Römern. Jetzt war der Oberst in Verlegenheit, er wußte nicht, was zu thun, und hätte wohl Vieles darum gegeben, den Mann los zu werden, denn er war nun selbst in Gefahr, noch ins Verhör zu kommen. Am folgenden Tag ließ er den hohen Rath in Sitzung treten, damit dieser eine Untersuchung anstelle, um auszufinden, worum es sich eigentlich handle. Damit fängt nun unsere Lection an.

Texterklärung.—V. 1. **Paulus aber sahe den Rath an.** Er richtete sein Auge fest auf die Rathsmitglieder, um ihnen zu zeigen, daß er ein furchtloses Herz und ein gutes Gewissen habe. **Bis auf diesen Tag.** Hiermit will Paulus andeuten, daß er bis zur Zeit seiner

Erscheinung vor ihnen in allen Dingen nach bester Ueberzeugung gehandelt habe. Also auch in seiner Verfolgung des Namens Jesu und dessen Nachfolgern handelte er ehrlich nach Ueberzeugung. Dieses nun heißt aber in anderen Worten schon am Anfang seiner Vertheidigung, daß er auch in seiner Bekehrung nach Gewissensüberzeugung handelte; in anderen Worten, daß er völlig von Wahrheit in Christo Jesu überzeugt sei, und deßhalb auch dafür sterben könne.

V. 2. **Der Hohepriester aber, Ananias.** Es ist nicht leicht festzustellen, was es für ein Ananias war (vergl. V. 5); allgemein nimmt man an, es sei des Nebedäus Sohn gewesen, und von Amtswegen Vorsitzer des hohen Raths. Dieser wurde zu Cumanus' Zeit nach Rom gefordert, um sich gewisser Vergehen halber zu vertheidigen und kam nur durch Fürsprache von Agrippa mit heiler Haut davon. **Befahl denen, die um ihn standen,** d. h. einigen Dienern, vielleicht auch Glieder des Rathes. Anzudeuten, daß das, was Paulus sagte, nicht gesagt werden sollte. Was die Ursache gewesen sein mag, ist nicht deutlich: Einige nehmen an, der Hohepriester sei ärgerlich gewesen, weil Paulus sich nicht speziell an ihn gewandt habe in seiner Anrede; doch scheint es mehr deßhalb gewesen zu sein, weil Paulus seine Erklärung so muthig und frei aussprach.

V. 3. **Gott wird dich schlagen.** Man kann dieses entweder als Wunsch oder Weissagung nehmen; einige Ausleger nehmen es sogar als Fluch auf den Hohenpriester, ein Fluch, welcher im Gesetz geschrieben ist. **Getünchte Wand** (vergl. Matth. 23, 27) soll andeuten, daß eine schöne Außenseite vorhanden ist, inwendig aber Schutt und Koth. Auf dem heiligen Stuhl sitzt ein unwerther Charakter. **Sitzest du und richtest.** Damit soll gesagt sein: „Bist du da, nach dem Gesetz zu richten, und du mißachtest selbst das Gesetz?" Paulus wurde über einer gottesdienstlichen Frage gerichtet, d. h. nach dem Gesetze Mosi, dieses Gesetz verbietet, Jemanden unverhört zu strafen (Joh. 7, 51).

V. 4. **Schiltst du den Hohenpriester Gottes?** Aus dieser Rede läßt sich schließen, daß der Rath Pauli Rede als einen Fluch betrachtete. Den Priester Gottes zu schelten war ein schweres Vergehen, vielmehr den Hohenpriester Gottes.

V. 5. **Ich wußte es nicht, daß er der Hohepriester ist.** Ueber diesen Vers bestehen mancherlei Ansichten. Hatte Paulus in der That nicht gewußt, daß er der Hohepriester war? Trug er vielleicht seine Auszeichnung nicht, und saß nicht auf seinem Stuhl? Paulus mag all dieses nicht gewußt haben, es kann ja wohl sein, daß der Hohepriester im Rath keine Auszeichnung trug. Dann mag es aber auch sein, daß Paulus eine Anspielung machte, denn wie kann man wissen, daß ein Mensch Hüter des Gesetzes ist, da er doch das Gesetz selbst nicht achtet! Zudem war Ananias, wenn es der oben genannte war, kein gesetzlicher Hohepriester; es war eine Streitfrage, und nur eine kleine Partei hing ihm an. In diesem Sinne betrachtet hätte freilich Paulus eine beißende Ironie auf den Priester und den Rath losgelassen.—Ist er der Hohepriester? Wie konnte ich das wissen, indem es nicht entschieden ist, und er nebenbei handelt, wie ein Thor? Am sichersten fährt man jedoch, wenn man annimmt, Paulus habe ihn wirklich nicht gekannt, oder aber er habe eine Weissagung geredet, denn diese ist ja fünf Jahre später wirklich erfüllet worden; Gott hat den Ananias geschlagen. **Denn es stehet geschrieben.** Für den gewöhnlichen Leser gibt Paulus hier genügend Licht, indem er zugibt, wenn er gedacht hätte, daß es der Hohepriester sei, hätte er nicht so geredet, denn es lag ihm etwas daran, das Gesetz nicht zu verachten. (Vergl. 2. Mosi 22, 28.)

V. 6. **Ein Theil Sadducäer . . . . der andere Theil Pharisäer.** Paulus wußte, daß der Sanhedrin in Glaubenssachen getrennt war; diese Trennung bezog sich auf Glaubenssachen, welche keine Vereinigung entfernen konnte durch Ausgleich, denn es handelte sich um die Auferstehung der Todten. **Ich werde angeklagt, um der Auferstehung der Todten willen.** Vgl. Cap. 4, 1. 2; 5, 17. Bis hieher hatte die Anklage keine feste Form, denn Niemand konnte eigentlich so recht klug werden, worum es sich handelte, nun bringt der Verklagte die Anklage in gehörige Form, und diese Behauptung Pauli hat auch ihre volle Richtigkeit, jedoch muß man zugestehen, daß Paulus von seiner bewährten Fachkenntniß Gebrauch macht, indem er die Verwirrung des Raths erzeugt, macht er sich frei, denn von einem Richter, welcher ihn schlagen heißt, ist wenig Gerechtigkeit zu hoffen.

V. 7. **Die Menge zerspaltete sich.** Es entstand Zwietracht unter den Gliedern des Raths, denn das Volk hatte ja nichts damit zu thun.

V. 8. **Denn die Sadducäer.** Dieser Vers gibt den Unterschied der Ansichten zwischen den Parteien kund. Die Saducäer leugneten die Fortdauer der Seele nach dem Tode und mithin die Existenz der Geister, die Pharisäer bekennen beides.

V. 9. **Es ward aber ein großes Geschrei.** Es erhob sich ein lautes Geschrei, besser: ein Wortstreit, und die Schriftgelehrten ergriffen Partei mit den Pharisäern. **Wir finden nichts arges an diesem Menschen.** Das war das Urtheil der Pharisäer, um nun den Sadducäern noch empfindlicher entgegenzutreten, sagten sie: **hat aber ein Geist u. s. w.;** d. h. wenn Paulus eine Offenbarung Gottes bekommen hat durch einen Geist oder Engel, dann geht uns das nichts an; denn wider Gott wollen wir nicht streiten. Hier ist eine Uebereinstimmung mit dem, was ein früherer Vorsitzer des Gelehrtenthums einst sagte. Cap. 5. 30.

V. 10. **Da aber der Aufruhr groß war.** Der Streit wurde so heftig, daß an einen friedlichen Vergleich nicht zu denken war, sondern Gefahr war, ein Aufruhr möchte unter dem Volk entstehen und schlimme Folgen haben. **Paulum zerreißen.** Es entstand ein solcher Streit um Paulum, daß der Oberst fürchtete, die Sadducäer möchten ihn vor Wuth zerreißen, oder die Pharisäer, im Eifer ihn zu vertheidigen, erdrücken. **Kriegsvolk.** Der Oberst war vielleicht mehr um die öffentliche Ordnung als um Paulum bekümmert, aber er ließ Paulum, wenn nöthig mit Gewalt aus ihrer Mitte nehmen. Zudem wußte nun auch der Hauptmann bereits, daß es sich um einen römischen Bürger handelte, für welchen er Rechenschaft abzulegen hatte.

V. 11. **In der Nacht stand der Herr bei mir.** In der größten Gefahr, und in der tiefsten Noth trat Jesus ihm nahe, um zu trösten. **Sei getrost, Pauli.** d. h. habe guten Muth. Jetzt bekam Paulus die Versicherung, daß er auch zu Rom vom Herrn zeugen dürfe, und daß Gott ihm auch dort beistehen würde. In dieser Offenbarung lag die Versicherung, daß er nicht in Jerusalem sterben wird; aber auch die Versicherung, daß, was er bis jetzt gethan hat, Gottes Billigung hat. Was sucht ein Kämpfer mehr als seines Feldherrn Wohlgefallen? Dieses hatte Paulus, und es feuerte ihn an zu größester Thätigkeit.

Lehre und Anwendung. —1. V. 1—3. Ist eine richterliche Ungerechtigkeit, welche nie in einem Gerichtssaal vorfallen sollte. Wurde Paulus übereilt, und ging er zu weit, so war er aber doch auch bereit, sogleich zu bekennen und sein Unrecht gut zu machen.

Die Leiden der Gerechten sind zahlreich, aber der Herr rettet sie aus allen. Dieses hat Niemand herrlicher erfahren als Paulus. Gott war mit ihm allewege und

half ihm, selbst da, wo Menschen ihn nicht schützen konnten. Wir haben gleiche Verheißungen in unsern Tagen.

Zwischen Freunden und Feinden ist der Gerechte oft in großer Gefahr. Die Freunde drohen ihn zu zerdrücken, und die Feinde zu zerreißen. So stand Paulus zwischen Pharisäern und Sadducäern, aber seine Hülfe stand im Namen des Herrn.

Illustrationen.—Sokrates sagt einmal, jeder Mensch hat einen guten Freund und einen bitteren Feind nöthig. Der Freund soll ihn recht berathen, der Feind aber soll ihn recht wachsam machen. Paulus hatte den besten aller Freunde, aber auch die grimmigsten aller Feinde. Der beste Freund ist in dem Himmel, auf Erden sind die Freunde rar.

Von Erzbischof Cranmer wurde gesagt: „Willst du, daß dir Cranmer Gutes thun soll, so mußt du ihm Böses thun." Obwohl er es zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, allen Menschen Gutes zu thun, so benutzte er doch besonders jede Gelegenheit, denen Gutes zu thun, welche ihm Unrecht thaten.

Wandtafelerklärung. — Als Paulus vor dem Rath stand und sich vertheidigte, da konnte er nicht wohl anders, als des Kreuzes Panier hoch halten. Hoffnung und Auferstehung haben ihn begeistert und belebt; ja, diese gaben ihm einen guten Trost und ein gutes Gewissen. Seine Hoffnung ruhte im Kreuz, und die Gewißheit der Auferstehung beruhte im Kreuz. Wenn nun Paulus mit solcher Gewißheit und Zuversicht zeugen kann; wie bereitwillig sollten nicht auch wir zeugen von dem, was wir erfahren haben! Paulus hätte sich gar manche Trübsal ersparen können, wenn er nicht so muthig für seinen Jesum in die Schranken getreten wäre; aber er achtete alle Verfolgung gering um seines Heilands willen.

Mit unsern Lesern.

Sei es uns erlaubt, wiederholt auf die Nothwendigkeit der Gründung von S. S. Normalclassen in unseren Gemeinden und Sonntagschulen hinzuweisen. Die Gründe dafür liegen auf der flachen Hand. Wir bedürfen je länger je mehr fähige, gründlich belesene Lehrer. Nur fähige Lehrer sind im Stande, eine Sonntagschule zu heben, und dieselbe ihrem hohen, edlen Endzweck entgegen zu führen. Nun fallen aber diese fähigen S. S. Lehrer nicht vom Himmel herab, sie müssen gebildet und durch die Kirche erzogen werden. Normalclassen, wenn gestiftet und recht fortgeführt, entsprechen diesem Zweck. Die Erfahrung in bürgerlichen Normalschulen lehrt das. Und seitdem unsere Kirche nun auch eine entsprechende Anzahl Bücher (Normalclassen—Serie 1–8) herausgegeben, so bleibt uns durchaus keine Entschuldigung mehr. Kommt, k o m m t! Brüder, und macht einmal die Probe. Die Kirche und Sonntagschule wird den Segen eurer Arbeit ernten! Die Sonntagschularbeiter sind willig!

T., aus O. Daß die Festnummer diesmal so spät erschien, ist sicherlich nicht Schuld der Editoren. Wir besorgen blos den Inhalt. Die Ausstattung, die Expedition der Blätter ꝛc. hingegen ist Sache der Verwalter. An diese hat man sich in dem fraglichen Punkt zu wenden und nicht an uns. Hoffen nicht, daß die Festnummer je wieder so spät erscheint.

Die Aussichten für einen schönen Zuwachs unseres Leserkreises ist immer noch recht günstig. Gott sei Dank! Wenn Brüder bis zum 19. Dez. so hoch als 25 neue Unterschreiber einsenden von einem einzigen Arbeitsfeld, so m u ß das Magazin wachsen. Bedeutend über Tausend neue Unterschreiber sind bereits eingesandt. Halten wir nun die Alten alle—ei ja—dann geht's.

H. L. M., Wis. Ist der gewohnheitsmäßige Gebrauch von Tabak im Lichte der Worte 1. Joh. 5, 17 zu billigen? Lieber Bruder! Der gewohnheitsmäßige Gebrauch des Tabaks ist sicherlich eine übele Gewohnheit, und folglich nicht anzurathen, damit stimmen selbst Diejenigen, die ihn gebrauchen, überein. Er kostet das Land jährlich eine ungeheure Summe Geldes und ist auch Vielen schädlich. Es wird auch gar oft jüngeren Seelen dadurch ein Vorbild gesetzt, das nicht nachgeahmt werden sollte. Aber Jemand deßhalb als Sünder hinstellen ist nicht unsere Sache. Dem Gebrauch des Tabacks sollte man in einem guten Geiste entgegentreten, und darauf achten, ob man nicht auch Dinge an sich hat, die ebenso schlimm sind. Dann kann man erfolgreich opponiren. Wir sind gegen den Gebrauch des Tabaks!

Und kann ein Christ, der gegen den Gebrauch des Tabaks ist, denselben mit gutem Gewissen pflanzen und verkaufen? fragt der Bruder weiter. Sicherlich nicht. Ein Christ sollte sich nicht widersprechen. Glauben und Werke sollten übereinstimmen. Ein Bierbrauer trinkt sicherlich den kleinsten Theil des Biers, das er braut, und doch ist sein Handwerk ein Gemeinschaden. Der Bruder hat für St. John gestimmt und fragt, ob das unrecht war? Stimmt Jemand für eine Sache aus fester, klarer Ueberzeugung, so ist das männlich, und Niemand sollte ihn des Unrechts beschuldigen. Jeder ist für sich per-

sönlich frei. Ob eine Sache unrecht ist, kann man manchmal auch an den Folgen sehen.—Daß die Fabrikation und der Verkauf von dem elenden „Gesöff" in unserem Lande (und in andern Ländern!) bald aufhöre, dafür beten und wirken wir. Möge mit dieser Sache nur offen, aber immer vorsichtig vorangegangen werden!

Wie man dem Magazin aufhelfen kann, zeigen uns manche unserer lieben Agenten auf eine recht handgreifliche Weise. Br. Köhne, von Altona, Pa., berichtete in der Woche vor Weihnachten zehn neue Unterschreiber ein. Es sind noch viele Andere, welche sehr löblich thun; kommt, Brüder, mit ein wenig Mühe können wir es durchschnittlich auf drei neue Unterschreiber Reingewinn für jedes deutsche Arbeitsfeld bringen, dann könnten wir jauchzen, und unsere Arbeit mit voller Lust thun im neuen Jahr. Gott segne eure Arbeit für unsere Zeitschriften!

H. H. B., Kansas. Kann ein Soldat Gott dienen und zugleich Feinde tödten?

Ei, man sollte meinen! Lese doch einmal von David und anderen alttestamentlichen Gotteshelden. Aber auch das Neue Testament ist nicht stille über diesen Punkt. Krieg ist ein Uebel und Gott mißfällig, was können aber Soldaten dafür, wenn's Krieg gibt? Ihnen schreibt Paulus: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat." Einige legen die Schrift so aus, als müsse man sich berauben, ja gar ermorden lassen, ohne sich verthiedigen zu dürfen; so verstehen wir die Schrift nicht.

A. H., Mo. Was ist der Unterschied zwischen einem Gesandten der Ver. Staaten und einem Ver. Staaten Consul?

Der Gesandte ist der diplomatische Repräsentant oder Vertreter seiner Regierung bei der Regierung, wo er steht. Ein Consul hingegen ist mehr ein commerzieller Agent, welcher das Interesse des Handels der Ver. Staaten bewacht und wahrt in den Städten, Landungsplätzen und Districten, wo er stationirt ist; auch schützt er die Rechte amerikanischer Seeleute in den Hafenstädten, wo sie genöthigt sind, sich längere Zeit aufzuhalten. Nebst dem ist es auch ihre Pflicht, Bürger des Landes im Ausland zu schützen, ihnen mit Rath, im Nothfall auch mit Mitteln beizustehen und sich bei den Behörden für sie zu verwenden. Diese und andere einstimmende Geschäfte sind ihrer Verwaltung anvertraut.

A. H. von O. schreibt, er habe noch nie ein Blatt gelesen, welches eine Rubrik Perlen liefert, bis er sie im Magazin sah, und da habe er mit jeder Nummer erwartet, die Perlen würden „ausgehen"; mit der Zeit hat er solch Interesse an den Perlen gefunden, daß er sie jetzt zuerst liest, doch meint er, es seien auch einige scharfe Diamanten darunter, welche Glas schneiden würden. Zum Schluß bittet Br. H. noch, wir sollten doch ja auf das Perlenkästchen wohl Acht haben, damit wir immer Vorrath behielten. Nur getrost, Lieber, der Vorrath ist noch nicht all, und es sind beständig ihrer Zwei am Suchen. Danke bestens für die wohlgemeinte Aufmunterung.

K. S., Wisc. 1. Wer soll die Lehrer anstellen in der Sonntagschule? 2. Wie ist mit einem Sonntagschul-Lehrer zu verfahren, welcher üble Gewohnheiten hat?

1. Bis jetzt ist es uns noch nicht vorgekommen, daß Jemand es auf sich nehmen wollte, dem Superintendenten Lehrer zu besorgen; er hat sie in der Regel selbst suchen und anstellen müssen. Hier ist eine Gegenfrage, für deren Beantwortung die Superintendenten dankbar sein werden: Wer soll es gewissen Gliedern der Gemeinde beibringen, daß es ihre Pflicht ist, sich dem Superintendenten zur Verfügung zu stellen, und wer soll es Anderen sagen, daß man sie nicht brauchen kann?

2. Ein Weg ist, wenn der Prediger oder der Superintendent solche Lehrer einmal öffentlich vor der ganzen Schule blosstellt und recht unchristlich bekrittelt; dann bleiben sie weg. Wir haben diese Methode schon anwenden sehen, bis der Superintendent keine Lehrer mehr hatte. Ob der Weg aber eingeschlagen werden sollte?

Ein anderer Weg wäre: Nur Fehlerlose (Engel) als Lehrer anzustellen.

Noch ein Weg ist, wenn man im Geheimen persönlich mit solchen Lehrern spricht, und sie überzeugt, daß sie sich selbst Schaden zufügen. Jeder Superintendent wird klug sein, und zusehen, daß er keinen Lehrer verliert, bis er einen besseren hat.

W. W., Nebraska. — 1. Wann, und auf welche Autorität hat die Vielweiberei angefangen, und wenn hat sie aufgehört? 2. Gehört sie unter die Sünden, welche Ehebruch einschließt? 3. Wie konnte David ein Mann nach dem Herzen Gottes sein, da er doch in dieser Sünde befangen war? Diese Fragen sind durch die S. S. Lectionen aus dem Alten Testament aufgekommen, und wir bitten um Aufschluß. 1. Lamech, der Vater Noahs, hat die Gott mißfällige Vielweiberei eingeführt, und ohne Autorität. Das ist geschichtlich erwiesen, ob die Geschlechter außerhalb der Familie Gottes Vielweiberei pflegten, ist nicht erwiesen. Das Laster hat noch nicht aufgehört, denn nicht nur ist sie bei den Heiden noch im Schwung, sogar in unserem Lande ist sie noch geduldet, nemlich bei den Mormonen in Utah. Daß Gott nichts mit der Einführung dieser Sünde zu thun hatte, das lehrt uns die Geschichte der Schöpfung, die Einführung des Ehestandes ganz deutlich; man vergleiche 1. Mos. 1, 27. und 1. Mos. 2, 24. Im alten Bunde wurde die Vielweiberei geduldet, aber nie als recht anerkannt; auch nicht mit der Verwerflichkeit wie in der modernen Zeit gehalten. Wir müssen hier auf das Licht jener Zeitperiode und unserer Zeit blicken. Die Gesetze Moses alle gingen in der Richtung stufenweiser Entfernung, mehr als plötzlicher Vernichtung; daher kann man auch sagen, ihre Tendenz war gegen Vielweiberei. 2. Nach der heiligen Schrift gehört Vielweiberei unter die Rubrik:

Unzucht, Hurerei und Ehebruch. Doch muß man hier nicht vergessen, daß die Landes- und Staatengesetze der heiligen Schrift oft zuwiderlaufen, daher kann etwas vor Gott sehr verwerflich, trotzdem aber nach den Landesgesetzen recht sein. Wir reden daher im streng biblischen Sinne.

3. David war ein Mann nach dem Herzen Gottes; nicht, weil er sündigte, sondern, weil er seine Sünden bekannte und bereute, sobald er zur Einsicht kam, daß er gesündigt hatte. Auch hat er für seine Sünden oft schwer gebüßt, ehe er Gottes Huld wieder genoß. Der Grundzug seines Charakters war Frömmigkeit, dabei aber war er ein Mensch, und daher sündlich und schwach. Sein Trost war, daß er Vergebung hatte und Gottes Gesetz liebte; also die Sünde haßte, obwohl er oft in der Versuchung fiel.

E. K., Penna. — 1. Gibt es ein Mittel, dick und blaß gewordene Tinte wieder flüssig und schwarz zu machen?

Nein. Die Tinte ist zu nichts nütze, als daß man sie hinwegschütte. Man kann zwar Tinte vor dem dick werden bewahren, wenn man einige Tropfen Schwefelsäure beigießt, dieses verhütet auch das schimmelig werden; ob es aber restaurirt, ist zu probiren. Sogenanntes Writing fluid ist jedenfalls besser als Tinte.

2. Ist es einem Christen erlaubt, sein Leben, Eigenthum und die Seinigen vor räuberischen Anfällen, „mit fleischlichen" Waffen zu schützen und zu vertheidigen, oder muß er es Gott anheim stellen?

Wir sagen: So lange Menschen nichts nach Gott fragen, hat der Christ das Recht, und es ist seine **Pflicht**, Leben und Eigenthum vor solchen schlechten Menschen, „mit fleischlichen," im Nothfall auch mit hölzernen, eisernen und anderen Waffen zu beschützen und zu vertheidigen. Wenn dem nicht so wäre, müßte man sich es ja gefallen lassen, wenn sie einem Haus und Hof fortschleppen würden. Vrgl. Luk. 11. 22; Matth. 24. 43.

3. Wiel ange währt des Sünders Gnadenzeit? Gibt es Umstände, wo dieselbe vor dem Tode aufhört?

Es gibt solche Umstände, aber damit hat ein evangelischer Prediger nichts zu thun, sonst würde er ja zum Richter seiner Mitmenschen, wovor uns Gott bewahren möge. Des Predigers Pflicht ist, Sünder zur Buße zu rufen bis zum letzten Augenblick ihres Lebens. Diese Antwort mag auch auf die Sünde wider den heiligen Geist anzuwenden sein. Es sollte kein Prediger sich unterwinden urtheilend aufzutreten, das gehört Gott zu, nicht Menschen; denn Gott blickt Dinge oft anders an als wir, und er hat uns nicht zu Richtern gesetzt.

4. Wenn ein junger Prediger ein Arbeitsfeld bedient, welches alle seine Zeit so sehr in Anspruch nimmt, daß er seinen Studien nicht obliegen kann, welches darf er versäumen, die Seelen oder das Studiren?

Ein solches Arbeitsfeld gibt es nicht, denn bei unseren Predigern heißt es: Dieses sollst du thun, jenes nicht lassen. Eine systematische Zeiteintheilung hilft dem ab. Wir haben den vierjährigen Chautauqua Kursus durchgemacht, und das Examen bestanden, blos durch strenges Festhalten am Vorsatz: jeden Abend zwischen zehn und elf Uhr gehört diesem Studium. Man kann unglaublich viel zusammenlesen in 365 Stunden, mit noch hie und da einige Stunden zwischen „hineingepreßt".

G. F., Pa. 1. Ist es unrecht für einen Christen in einen sogenannten Skating rink zu gehen und sich auf Schlittschuhen oder Rollschuhen zu üben, in guter Gesellschaft? 2. Wird es einer Kirche Schaden bringen, wenn von ihren Mitgliedern in solcherweise sich betheiligen?

1. Da sind einige Punkte zu berücksichtigen, um richtig antworten zu können, denn in Amerika ist fast keinem Ding, legitim oder anderweitig zu trauen. In dem Rollschuhlaufen an sich selbst ist vielleicht kein Unrecht, aber wir hatten einst einen solchen Rink in Cleveland, da wurde in kurzer Zeit eine Spiel- und Wettfalle daraus. Damen und Herren in tights rollten darin um die Wette, und es kam soweit, daß die gebildeten Menschen sich schämten, dort gesehen zu werden, die Geschichte brach zusammen, denn nur „Gesindel" ließ sich daselbst blicken. Ein Vergnügen ist nur dann unschuldig, wenn man dadurch keine Pflichten versäumt und das Vergnügen einen guten Zweck hat, wie Erholung, frische Luft ꝛc. Wenn man aber Predigtgottesdienst, Betstunde oder drgl. vernachlässigt um zu Schlittschuhen, dann hört die Unschuld auf einmal auf. 2. Die zweite Frage ergiebt sich demnach von selbst; nehmen Kirchenglieder gegen diese Regel theil, so muß Schaden erwachsen.

Rundschau.

Australien tritt mit einer neuen Erfindung in den Vordergrund, nemlich einer Maschine, um die Wolken zum Regnen zu zwingen, wenn lange dürre dem Erdreich zu schaden droht. Es ist ein Ballon mit einer starken Dynamitpatrone als Anhängsel, welche letztere durch einen Draht mit der Erde in Verbindung gehalten wird; sobald der Ballon in den Wolken ist, wird die Patrone vermittelst des Drahtes abgeschossen, und die Erschütterung soll den nöthigen Regen schaffen. Wenn diese Erfindung gelingt, dann gelingt in Zukunft noch Manches.

In der Schweiz fristen nicht blos arme Leute ihr Leben, sondern Reiche werden noch reicher, durch die Schneckenzucht. Diese werden im Sommer gesammelt und in besonderen Plätzen gehalten, wo sie sich an ge-

wissen Sträuchern mästen. Die Umzäunung besteht aus Sägspähnen, welche sie nicht übersteigen können. Im Herbst graben sich die Schnecken in diese Sägespäne ein, und werden dann mit Rechen herausgegraben, wie der Bedarf es erheischt. In Italien bringen diese Schnecken einen guten Preis, denn sie werden als Delikatessen verspeist.

In England hat der neuliche Census ergeben, daß die Frauen sich aus 350 verschiedenen Ernährungszweigen an siebenzig betheiligen. In der Arzneikunde, dem Unterrichtswesen und dem Drama sind mehr Frauen als Männer beschäftigt. Wer will sagen, die Frauen haben keine Rechte?

Fürst Bismark schreibt beständig mit einer Gansfeder, und trocknet seine Schrift mit blauem Streusand; er hält Gold- und Stahlfedern für eine Erfindung des Feindes, und Löschpapier als einen allgemeinen Schwindel, um Menschen zu ärgern.

Zwischen Jerusalem und Damaskus lebt ein israelitischer Stamm schon nahezu 2000 Jahre, etwa 3000 Seelen stark. Sie haben weder Dorf, noch Stadt, sondern leben in Zelten. Unter sich selbst sprechen sie hebräisch, aber mit Fremden nur arabisch. Sie gehen beständig bewaffnet, leben zufrieden vom Ertrag ihres Landes.

In Nebraska ist ein Prediger, welcher $100 Gehalt bezieht, während der Woche aber seine Familie durch Schuhflicken ernährt. Die Gemeinde ist das sehr zufrieden, als er aber unlängst von der Kanzel bekannt machte, er flicke besser und billiger als der neuangekommene Flickschuster im Städtchen, erhoben seine Glieder ein großes Geschrei, daß ihr Prediger sich so erniedrige und weltliche Geschäfte auf die Kanzel nehme.

Zu Syfran, in Rußland, lebt ein Mann 127 Jahre alt; es liegen Beweise vor, welche sein Alter unwiderlegbar beweisen. Der Mann wird von der Gemeinde erhalten und befindet sich wohl.

In der Schweiz kann man irgend Etwas durch die Post versenden; von einem Brief bis zu einem Sack voll Kartoffeln; so lange man das Postgeld bezahlt, macht es der Postregierung kein Unterschied. In keinem Lande der Welt sind Postdiebstähle so selten, als in der Schweiz.

Eine deutsche reisende Musikcapelle, welche gegenwärtig das Land beunruhigt, spielte unlängst nahe Cincinnati, O., nahezu eine Stunde in dem reizenden Schloßgarten eines fürstlichen Schlosses, und erwartete fürstlichen Lohn. Endlich erfuhren die Musikanten durch einen Vorbeigehnden, daß sie vor der Taubstummenanstalt gespielt hatten.

Um die Schuhmacher unseres Landes mit Schuhnägeln zu versehen, sind jährlich 100,000 Klafter Holz nöthig, und die Zündhölzchen erfordern alljährlich 300,000 Cubikfuß vom besten Tannholz.

Das „Weiße Haus," die Wohnung des Präsidenten zu Washington, wurde 1800 gebaut, und hat Bau- und Reparaturkosten bis zum Jahr 1884 netto $1,700,000 gekostet.

Es erfordert 150,000 Gallonen Parfümerie, um die europäischen und britisch-indischen Damen in gutem Geruch zu halten. Bis jetzt hat noch Niemand gegen die Verschwendung gepredigt, und doch soll „das Stoff" sehr kostspielig sein.

Die Trauerweide, welche ihre Zweige über dem Grabe Washington's in Mt. Vernon wiegt, war ursprünglich ein Zweig von dem Baume, unter dem Napoleon's Gebeine auf St. Helena ruhen. Ein Bewunderer Napoleon's und Washington's hat den Zweig nach Amerika gebracht und in Mt. Vernon gepflanzt.

Bismark ist unstreitbar der größte europäische Staatsmann, aber eine genaue Beobachtung der Zeitereignisse zeigt deutlich, daß er seine Macht über den deutschen Reichstag verloren hat, denn derselbe lebt ihm in vielen Dingen geradezu zum Verdruß und Aerger. Hat Bismarck es hintertrieben, daß die Reichsabgeordneten nun keine Gehälter beziehen, so hat der Reichstag sein Ansuchen für einen besoldeten Gehülfen verworfen. Wenn freilich die Abgeordneten besoldet würden, dann hätte Bismärck ehe lange ein Element zu bekämpfen, das ihm Kummer verursachen würde, denn dann käme das sozialistische Element in den Reichstag, welches bis jetzt seiner Armuth wegen nur sehr schwach vertreten ist.

Zellberg im Zillerthal. In der Gemeinde Zellberg fand am letzten Sonntag eine Kinder-Versteigerung statt. Drei Kinder eines armen Mannes, der sich beim Bergwerk verletzt hatte, wurden im Wege einer Versteigerung weggegeben. Wer den geringsten Ausstattungsbetrag verlangte, dem wurde das Kind zugeschlagen. Auf die Person des Erstehers wurde dabei keine Rücksicht genommen. Niedliche Zustände im schönen Zillerthal!

König Humbert von Italien hat einem Soldaten der Garnison Neapel 1000 Fr. aus seiner Privatcasse zustellen lassen. Es ist dies derselbe, welcher an der Cholera erkrankt, als der König zu seinem Bette trat, sich mit den Worten aus demselben emporgerichtet hatte: „Ich sterbe zufrieden, weil ich Sie gesehen habe." Der wackere junge Soldat genas inzwischen nach wenigen Tagen.

Selbst unsere vorangeschrittene Civilisation ist nicht ohne ihre bösen Folgen. Unlängst entdeckte eines Morgens im Staat Georgia ein Mann eine schwarze Schlange in seinem Bette, worüber er so erschrak, daß man eine Zeit lang glaubte, er sei unheilbar wahnsinnig. Eine nähere Untersuchung ergab, daß seine Gattin ihren falschen Zopf (switch) verloren hatte, welchen er als eine Schlange ansah.

Die Baumwollenernte vom Jahr 1884 ergab 5,683,000 Ballen.

Eine Perle, dreiundneunzig Karat schwer, die größte bis jetzt entdeckte Perle, wurde unlängst von Mexico nach England verschifft; ihr Werth ist $17,000, und wurde von einem Indianer, welcher dieselbe in Unter-California fand, für $90 erstanden.

Hinterstübchen.

Der lachende Mann. — Ein Mensch welcher lacht ist nie ganz hoffnungslos böse, sobald er wieder lacht, ist aller Zorn vergessen.

Der gründlich Verdorbene lacht nie, denn er brütet Unheil und will das Nest verborgen halten.

Gelächter war von jeher ein Lieblingsthema der Poeten, und wenn sie die Natur in ihrem schönsten Staat zu schildern suchten, dann muß sie lachend dargestellt werden.

Narren lachen; aber nicht weil sie Narren sind, sondern weil sie noch Weisheit genug besitzen, zu sehen, daß die Weisesten der Menschen lachen, wenn sie befriedigt sind.

Einem Menschen, der nie lacht, mag trauen wer will, aber wer ihm traut, zieht den Kürzeren.

Wer ein herzliches, unschuldiges Lachen nicht vertragen kann, den sollte man gehörig auslachen.

An dem zu vielen Lachen erkennt man den Narren.

Ein Magazinleser schreibt: Das Magazin ist sein Geld werth schon um des Hinterstübchens willen, denn da kann man öfters recht unschuldig und herzlich lachen, welches ein sicheres Mittel gegen Dyspepsia sei.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Während den langen Winterabenden haben zwei Nachbarn im Hinterstübchen gesessen, und haben allerlei Unterhaltung gepflegt; da haben sie unter Anderem auch ausgerechnet, daß ein Schachbrett gerade 64 Felder hat, wenn man nun auf das erste Feld ein Körnchen Korn legt, und es dann auf jedem Feld verdoppelt, dann fordert es alles Korn, das die Vereinigten Staaten in 550 Jahren ziehen, wenn sie jährlich 1,800,000,000 Bushel ziehen würden, und 100,000 Körnchen aufs Bushel rechnen, um die 64 Felder eines Schachbrettes zu decken, nach obiger Berechnung. So haben sie denn auch entdeckt, daß die Ver. Staaten nicht Vermögen genug besitzen, um ein Gespann Pferde beschlagen zu lassen, wenn der erste Nagel ein Cent kostet, und sich mit jedem Nagel verdoppelt, denn ein Pferd würde schon über 22 Millionen kosten, acht Nägel aufs Eisen gerechnet.

Geld oder Orden.—General Seydlitz erstattete einst Friedrich II. Bericht über eins jener kleineren Gefechte, wie sie fast täglich im siebenjährigen Kriege vorfielen, und erwähnte dabei lobend eines Hauptmannes, der sich durch seine musterhafte Anführung und Tapferkeit ausgezeichnet und daher einen Orden verdient habe.

Der König ließ den jungen Offizier zu sich bescheiden und sagte freundlich zu ihm:

„Er hat sich, wie ich gehört, brav gehalten. Ich will Ihn dafür belohnen. Hier liegen hundert Friedrichsd'or und hier der Verdienstorden, wähle Er."

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, griff der Offizier nach dem Gelde.

„Ehre scheint er doch nicht im Leibe zu haben," sagte der König unwillig.

„Verzeihen Eure Majestät," erwiderte der Offizier freimüthig, „ich habe Schulden, und die Ehre verlangt, daß ich sie zunächst bezahle. Den Orden werde ich mir schon in einigen Tagen nachholen."

„Brav, mein Sohn," sagte Friedrich, dem Hauptmann auf die Schulter klopfend, „nehm Er den Orden auch nur gleich mit, Er verdient ihn."

Eine treue Dienstmagd. — Zur Zeit der Restauration lebte in Paris ein Deputirter, Namens Piet, dessen lukullische Gastmahle bei den Pariser in einem bedeutenden Renommee standen. Als Legitimist vom reinsten Wasser wollte er sein Vermögen von 1,100,000 Francs dem Grafen Chambord vermachen, allein bei seinem ewig schwankenden und scheuen Charakter, und aus Furcht, sich zu compromittiren, konnte er lange nicht die Form finden, wie sein Entschluß auszuführen sei. Endlich war ein Ausweg gefunden. Er vermachte sein gesammtes Vermögen in guter Form alles Rechtens seiner Dienstmagd, und band ihr im Geheimen bei verschlossenen und verriegelten Thüren auf die Seele, nach seinem Tode das ihr vermachte Vermögen dem Grafen Chambord zur Verfügung zu stellen. Die Alte war ein Prachtexemplar von Ehrlichkeit, denn kaum war ihr Herr gestorben, so machte sie sich nach Frohsdorf auf den Weg. Vor dem Prinzen angekommen, überreichte sie diesem in guten Papieren die 1,1000,000 Francs und wollte sich mit einem steifen Knix entfernen. Der königliche Verbannte vermochte sie nur mit Mühe zurückzuhalten; eine Belohnung ihrer Ehrlichkeit wies sie mit Entschiedenheit zurück. Es war vergeblich, daß sie der Herzog dringend bat, doch wenigstens die 100,000 Francs zu nehmen, die über die Million wären. Nach langem Hin- und Herreden ließ sich die Alte endlich bereden, eine jährliche Pension anzunehmen, die sie selbst auf 365 Francs festsetzte. Daß ihr der Prinz schließlich mit Freuden ihren Wunsch, „ihn umarmen zu dürfen," gewährte, ist bei solcher unverhofften Erbschaft, die er durch die Ehrlichkeit einer Dienstmagd erhalten hatte, wohl nicht allzu bewunderungswürdig.

Den Schullehrerinnen in St. Johnsburg, Vt., ist angedeutet worden, daß sie ihre Stellung niederlegen müßten, so sie in Zukunft sich auf der Rollschuhbahn blicken lassen.

Aus Dietmanns wird gemeldet: Ein armer Häusler lag todtkrank im Bette, und sein Weib rüstete sich früh Morgens, im nahen Walde dürres Holz zu suchen. Der Mann spricht: „Geh', Wei', bleib heut' dahoam, mir is sterb'nsübel." Darauf das Weib: „I konn net, i muaß; mit wos that i denn in Winter einhoaz'n? Wonnst sterb'n sollst, so stell' i dir do am Tisch 'n Wachsstock hin und Zündhölzeln a dazu; lösch'n aber, bevorst ganz g'storb'n bist, guat aus, daß mit 'n Feuer koan Unglück g'schiacht." Als das Weib Abends nach Hause kam, war der Wachsstock zu Ende gebrannt und der Mann — todt.

Der Nußbaum mit dem Mühlstein.—Bei Walton Hill, in England lag viele Jahre lang als einziger Ueberrest einer Wassermühle ein gewaltiger Mühlstein. Vor längeren Jahren sproßte aus der in der Mitte befindlichen Oeffnung der Schößling einer keimenden Nuß empor. Das Bäumchen wuchs fort und fort, bis sein Stamm die ganze Oeffnung ausfüllte und dann bei weiterem Wachsthum den Mühlstein mit sich hob, so daß dieser jetzt in beträchtlicher Höhe den Stamm des gegen zehn Meter hohen, reichlich tragenden Baumes umschließt.

Mittelalterliche Kriminaljustiz.—Aus dem Königl. Archiv zu Nürnberg werden folgende Proben aus der Strafchronik früherer Jahrhunderte mitgetheilt:

Der Rath läßt streifen nach den „vagelaubigen" leuten" (Zigeunern?) und mehrere derselben ins Loch legen.

Eine Frau wird verbrannt „von ihrs Unglaubens wegen."

1396. L. wird ins Loch gelegt und erwürgt sich daselbst. Als Selbstmörder wird er durch den Züchtiger verbrannt.

1422. Einem Schusterknechte, der eine Frau gestochen hat, wird eine Hand abgeschlagen.

1423. Heinz Glaser wird durch die Stirn gebrannt, weil er durch seine Knechte die Fenster am Thore bei den Karthäusern einwerfen ließ, damit man ihm dieselben wieder zum Machen gebe. Die Knechte werden durch den Züchtiger mit Gerten aus der Stadt geschlagen.

1434. Hansen von Amberg des Taschners Frau wird durch den Züchtiger „von Zauberei wegen" ein Zipfel aus der Zunge geschnitten.

1435. Die Hefnerin und Jacob Pewlerin werden durch die Stirn gebrannt, von Zauberei wegen.

1436. Ein Jude kommt wegen Dieberei ins Lochgefängniß. Man will ihn rechtfertigen (d. h. prozessiren), er aber läßt sich im Loch taufen und wird dem Pfarrer zu St. Sebald überliefert.

1438. Dem Büttel Hans Hartlieb werden die Augen ausgestochen, weil er von Nürnberg Leute verrathen und hingeben wollte.

1440. Die Haberstrohn, die schon dreimal wegen Dieberei gestraft und „beim Halse" aus der Stadt gewiesen worden, kömmt abermals in die Stadt und stiehlt. Es werden ihr beide Augen ausgestochen, und sie wird neuerdings beim Halse aus der Stadt gewiesen.

Der Schulklopfer der Juden wird von gefährlicher Alchemie wegen ins Loch gelegt und vom Züchtiger durch die Stirn gebrannt.

Der bedeutsame Schleier. — Zu den Zeiten des Königs Wenzel lebte in Prag ein Bürger, Namens Johann Rothlöw, mit seiner jungen Frau in reichlichem Wohlstande. Er betrieb mit Eifer und Einsicht den Bergbau, wurde dabei schließlich aber vom Mißgeschick verfolgt, und setzte nach und nach, um das aufgewendete Capital zu retten, immer auch in der stillen Hoffnung, einmal auf eine reiche, alle Anstrengungen und Opfer belohnende Ader edlen Metalles zu treffen, sein ganzes kleines Vermögen zu. Gerade als seine Mittel völlig erschöpft waren, ward es ihm nach sorgfältigen Beobachtungen zur Gewißheit, daß die noch aus den Zeiten des Heidenthums stammende, längst aufgegebene „Eulengrube" die erhofften Schätze berge; aber woher die Geldmittel bekommen, um den Bergbau dort wieder aufzunehmen? Da bot seine Frau, aus wohlhabender Familie stammend, all' ihren Schmuck und sonstige kleine Kostbarkeiten zur Verwendung an, und Rothlöw, fest überzeugt von der Gewißheit baldigen Ersatzes, nahm das Opfer an und machte die Sachen zu Gelde. Aber auch dieser Einsatz blieb vergebens; die Ader fand sich nicht, und die Unruhe des Mannes, der sich nahe vor dem Ziel, wie er glaubte, gehemmt sah, stieg bis zur Krankheit. Nur noch eine kleine Summe, meinte er, sei aufzuwenden, um Alles zu gewinnen, aber woher sie nehmen? Wohl hatte seine Frau noch ein kostbares Werthstück, einen herrlichen, von den Voreltern ererbten Spitzenschleier, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, sie auch dessen zu berauben, und in diesem Streit der Empfindung versank er von Tag zu Tag mehr in Düsterkeit und Schwermuth. Da brachte die liebevolle Frau, die Alles durchschaute, freiwillig das Opfer, verkaufte den schönen Schleier und bot dem Manne das Geld zur Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit dar. Rothlöw war bis zu Thränen gerührt, ging aber dann mit neuem Muth ans Werk, und hatte das wunderbare Glück, schon nach wenigen Tagen auf die langgesuchte Silberader zu treffen, die in der That alle gebrachten Opfer aufwog und ihn zum reichen Manne machte. Er gewann aus dem im Bergwerk zur Eule geschlagenen ersten großen Gang — dem er den Namen, „der Schleierhauptzug" beilegte — einen reinen Ertrag von 300,000 Goldgulden, baute sich in der Altstadt zu Prag ein stattliches Haus mit prächtigen Sälen, Zimmern und Erkern, und verwahrte am Ehrenplatz unter Glas und Rahmen den schönen, segensreichen, wiedererworbenen Schleier. Hier lebte er mit der treuen Gattin schöne, glückliche Jahre, bis ihm im Jahre 1358 Kaiser Karl IV. das prächtige Haus für die von ihm gegründete Universität abkaufte, worauf demselben der Name „Carolinum" beigelegt wurde. Bisher hatte es im Volksmunde allgemein „das Schleierhaus" geheißen.

Ein gesunder Junge. — Der kleine Paul wird ausgescholten, weil er beim Fallen seine Hosen zerrissen hat: „Du ungeschickter Taugenichts! Die Hosen waren noch ganz neu!" „Aber Mama," erwiderte der Kleine, „ich bin so schnell gefallen, daß ich wirklich keine Zeit gefunden habe, die Hosen vorher auszuziehen!"

Auf seinem Gelde gestorben. — Aus Vincennes, Ind., wird Folgendes berichtet: Henry Seifert, ein alter Geizhals von Freelandville, Ind., starb gestern den Hungerstod. Er bildete sich in den letzten zwei Wochen ein, sein Gold würde ihm gestohlen, und hielt sich daher während der ganzen Zeit in der Bodenkammer seines Hauses auf, wo er seine Schätze verborgen hatte. Er nahm einen Laib Brod mit sich, und als derselbe verzehrt war, konnte er sich nicht entschließen, den Ort zu verlassen, und starb schließlich an Erkältung und Nahrungsmangel.

Rebuse.

1.

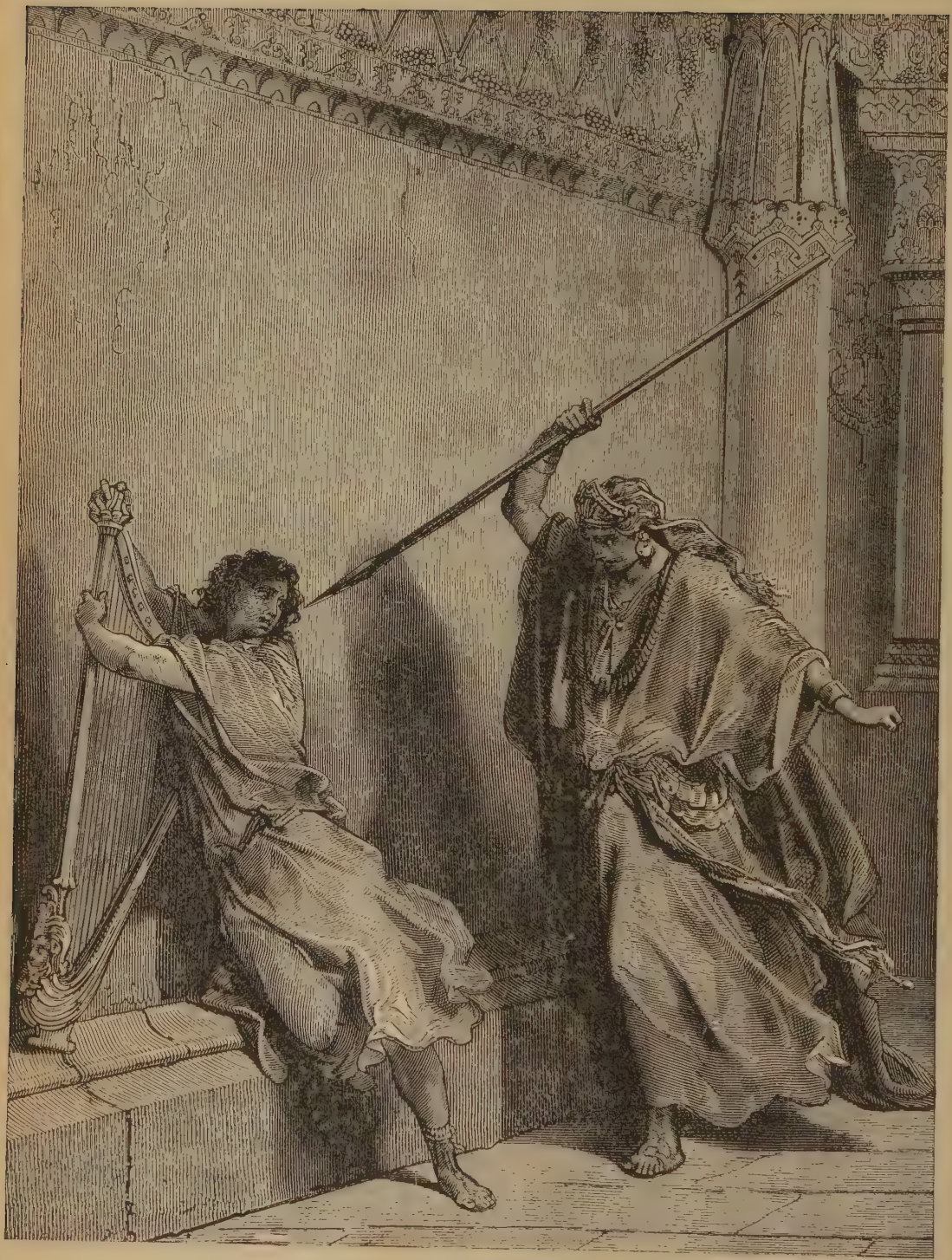
2.

Räthsel.

In der ewigen Wildniß tiefsten Gründen
Ist die erste Silbe mein zu finden
Und die zweiten zu der Bäume Füßen,
Traurig jedes Jahr hinunterfließen.
Und das ganze sind gar schöne Tage
Nach des strammen Dienstes ewiger Plage.

Auflösung der Räthsel im Dezemberheft.

1. **Wer erräth's?** (Dreisilbig.) — Christblume.
2. **Räthsel.** — Stahlfeder. — G. W. Reichert, F. Lüben, G. H. Movius, J. A. Henke, Alb. Reinke.
3. **Wer erräth's?** (Zweisilbig.) — Neujahr. — J. H. Movius, J. A. Henke, Alb. Reinke.



Unter dämoniſchem Einfluß.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. März 1885. Nr. 3.

David und Saul.

(Von A. Knapp.)

Blick' an die zween Verschied'nen:
Das dunkelgrimme Haupt,
— Und ihn, den Hochzufried'nen,
Der Gott in Liebe glaubt!
Der Eine schwebt im Streite,
Gleich Donnerwolken schn er;—
Der And're schlägt die Saite,
Und schaut wie Sonnen hehr.

Dem Einen zuckt's in Nerven,
Tiefbrütend, schauerlich:
„Du wolltest mich verwerfen,
Darum verwerf ich dich!"—
Dem Andern in der Seele,
Ertönt's nach langem Schmerz:
„Du bist's, den ich erwähle,
Ein Mann für Gottes Herz!"—

Der Eine strebt zu tödten,
Den Freund in Feindesgrimm,
Der And're, tief in Nöthen,
Schont, und vergibt es ihm.—
Der Eine forscht bei Todten
Um Lebenskunde nach;
Der And're folgt Geboten,
Die Gott vom Himmel sprach.

Der Eine stürzt sich endlich,
Verzweifelnd in sein Schwert;
Der And're unabwendlich,
Blickt auf zum Opferherd,
Der seine Schuld versöhnet,
Wo psalmreich wird sein Trieb,
Und wo das Wort ertönet:
„Komm her! Du bist mir lieb!"

„Der Eine wird verlassen,
Den Andern nehm ich an!" (Matth. 24, 40.)
So hat für alle Classen
Der Herr den Spruch gethan.
Was wird man für ein Wesen,
Wenn Gott es offenbart,
An deiner Stirne lesen?
Saul's oder David's Art?

Der Schneesturm in Podolien.

(Aus dem Polnischen von Kaczkowski.)

Die weiten, endlos erscheinenden Steppen zwischen Dniester und Bug sind zur Winterszeit gar oft der Schauplatz furchtbarer Schneestürme; gegen Abend gewöhnlich erst brechen diese los und verwandeln die ganze Fläche in ein einziges, treibendes, wogendes Schneefeld. Von einem solchen Wetter wurde der junge Ilia Wukowitsch mit seinem Gespann überfallen. Wie auf ein gegebenes Zeichen brachen von allen Seiten die dumpfbrausenden Winde auf und begannen auf der öden Steppe ihr Spiel. — Der Erdboden schien zu zittern, in der Luft ließ sich ein ohrenzerreißendes Heulen, Pfeifen und Zischen vernehmen, und aus der Ferne ertönte es wie tausendfaches Klagegestöhn und nie gehörte wilde Musik, als ob einige Werst weiter der Untergang der Welt mit Grausen und Schrecken begänne.

Hier fegten die Winde ungeheuere Schneemassen mit

gefrorenem Sande und Erde vermischt vor sich her, dort bildeten sie aus denselben wirbelnde, thurmhohe Säulen; bald stürzte eine Lawine auf die Reisenden hernieder, Minuten lang diese begrabend, bald stellte ein tanzender Schneeberg sich wie ein neckender Kobold ihnen entgegen, um im nächsten Augenblicke wieder zu verschwinden. Die Pferde drangen, die furchtbare Gefahr witternd, vorwärts; während der Rappe mit Kopf und Brust die anstürmenden Schneemassen durchschneidend, gleichsam zu schwimmen schien, eilte der Schimmel in wilden Sätzen weiter und der Schlitten bewegte sich mit rasender Geschwindigkeit.

Auf der Steppe wurde es allmälig dunkel, so daß weder Herr Ilia den Knecht, noch dieser die Pferde, geschweige denn den Weg, den diese genommen, bemerken konnte. Doch die Reisenden achteten nicht darauf, ihnen gellte in den Ohren das wilde Heulen der Winde, das sie zur schleunigsten Flucht, zur Rettung des Lebens ermahnte.

Nach einer, wie ihnen schien, unendlich langen Stunde wandte der alte, ergraute Diener sich um und sprach:

„Herr, mir gefällt heute die Witterung nicht; ich kenne die Steppe."

Erschrocken erhob sich Herr Ilia vom Sitze, um den Weg überschauen zu können — da stürzte eine große Schneemasse zischend zwischen ihn und den Diener, so daß er betäubt und geblendet kaum fragen konnte:

„Weißt du auch, wo wir uns befinden, Ostafi?"

„Wir müssen die Grenze soeben passirt haben," erwiderte zähneklappernd der Alte.

„Dann, Lieber, fahre, was die Pferde aushalten können," rief der Herr, und Ostafi peitschte auf die Thiere ein, und wieder flog der Schlitten wie ein Pfeil vorwärts, während es immer dunkler und immer kälter wurde und der Sturm noch grauenvoller zu rasen anfing.

Nachdem man eine Weile gefahren war und trotz der ungeheueren Anstrengung der Thiere nur eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, sagte Ostafi:

„Herr, es wird schlimm!"

„Ist neues Unglück geschehen?" fragte Herr Ilia mit bebender, heiserer Stimme, denn der Wind blies immer stärker, der Schnee wurde immer trockener und der Frost größer.

„Mir scheint, daß der Rappe bald stürzen wird," sagte wieder Ostafi.

„Dann rufe Gott um Hülfe an und vorwärts!" entgegnete Herr Ilia. „Der Himmel wird zwei ehrliche Leute nicht umkommen lassen."

„Theurer Heiland, stehe uns bei," murmelte mit starren, bläulichen Lippen der Knecht und hieb auf die Pferde von neuem ein. Der Sturm heulte dabei schrecklicher, und von Zeit zu Zeit warfen sich gefrorene Schneewolken dem in allen Fugen ächzenden Schlitten in die Seiten, während von oben ein wildes Kreischen und Tosen sich reibender, brechender und krachender Schneemassen herniedertönte. Die Kälte nahm fortwährend zu, sie drang durch die Pelze, durch das Fleisch, bis in die Knochen hinein, der Athem gefror, die Augenlider klebten zusammen.

Herr Ilia sah, daß es immer schlimmer, seine Lage immer trostloser wurde, daß der Schlitten sich allmälig langsamer bewegte, ja es schien ihm zuweilen, als ob er manchmal ganz stehen bliebe. Er wollte nachdenken, was nun zu thun sei, doch die Gedanken fuhren ihm wild im Kopfe herum, die Lippen froren zusammen, er konnte die Augen nicht öffnen, und eine tödtliche Abspannung und Schwäche schien sich seines bebenden Körpers bemächtigen zu wollen. Zuweilen kam es ihm vor, als sähe er den Kopf seines in wilden Sätzen eilenden Schimmels und höre dessen Keuchen und Stöhnen — da stieß wieder eine Schneesäule mit Macht in die Seiten des Schlittens—und das Gefährt stand wirklich still.

Nun sprang Ilia auf und sah sich erschrocken um, allein er konnte, wie sehr er sich auch anstrengen mochte, fast gar nichts erblicken, denn immer noch drangen fliegende Schneemassen wüthend auf die Reisenden ein, und auf der Steppe wurde es völlig dunkel. Plötzlich wurden die dumpfbrausenden Massen über seinem Haupte aus einander gerissen und ein Lichtstreifen fiel ihm in die Augen, so daß er auf einen Augenblick die Lage überschauen konnte. Das, was er erblickte, machte sein Blut vollends gerinnen.

Vor ihm lag der Rappe lang ausgestreckt und todt, der Schimmel bäumte sich auf, als wolle er versuchen, dem schrecklichen Orte zu entfliehen, und Ostafi stand bis an den Hals im Schnee, die erstarrte, mit der Nahajka bewehrte Rechte erhoben und blickte gläsernen Auges auf den zu seinen Füßen liegenden Rappen.

Jetzt, da Ilia auf keinen Schutz, auf keine Rettung zu hoffen wagte, kam es ihm vor, als ob er ganz nahe, kaum eine Werst weiter, das väterliche Haus erblicke, und er streckte ihm die Hände entgegen — da kamen neue Wolken heran, und das Gesicht verschwand, wie es gekommen.

Eine wilde Verzweiflung, eine unbeschreibbare Angst bemächtigte sich seiner; er kroch vom Schlitten herunter und fragte:

„Was ist das, Ostafi?"

„Der Tod, Herr," hauchte fast unhörbar der Alte—da pfiff ihm der Wind von neuem um die Ohren, die Kälte durchdrang seine Kleider, seinen zitternden Körper ..... und er erstarrte, die weitaufgerissenen Augen auf den Rappen und die Rechte gegen den Himmel gerichtet.

Ilia warf sich dem Diener entgegen, und als es ihm nach schwerer, fast übermenschlicher Anstrengung gelungen, ihn zu erreichen, rief er ihn an und rüttelte ihn, doch dieser rührte sich nicht, denn das war nicht mehr Ostafi, das war ein kaltes und steifes Standbild, das dem alten Diener nur ähnlich war.

„Ja, du hast recht, das ist der Tod!" murmelte Ilia.

Inzwischen warf sich der Schimmel, welcher bis jetzt

das Gefährt umsonst vorwärts zu bringen versucht hatte, auf den Schnee mit bedeckten, todten Gefährten, schlug einige Male wild um sich und verschied.

Nun versuchte Ilia noch schnell den mit Goldstücken gefüllten Geldbeutel vom Schlitten herunterzunehmen, um dann zu Fuß weiter vorwärts zu dringen; allein seine durch stundenlangen Kampf mit den Elementen erschöpften und halbstarren Glieder, wollten nicht mehr gehorchen.

Er faltete die Hände, um zu beten; er vermochte es nicht mehr; noch einen einzigen, gellenden Hülferuf ausstoßend sank er über den todten Knecht hinweg.

Zwei große, zottige Wolfshunde strebten durch den fliegenden Schnee, an langer Leine vier stämmige Knechte nach sich ziehend. Mit lautem, freudigem Geheul stürzten sich die treuen Thiere auf den erstarrten Herrn und leckten ihm die Schneekruste von Gesicht und Händen!

„Das war Zeit, Janko! Der Herr sei gelobt! Greif zu!"

Wenige Minuten später lag Ilia im Wohnzimmer seines kaum dreißig Schritt entfernten Hauses; die Dienerschaft war eifrig beschäftigt, ihn mit Schnee abzureiben, und so kam er allmälig wieder zu sich; Ostali aber war und blieb todt!

Gott läßt sich nicht spotten.

I.

Der Müller W. hat eben durch einen Meineid eine bedeutende Wassergerechtigkeit für alle Zeiten auf seine Mühle gebracht, zum Nachtheil seines Nachbars, dessen Mühle nur wenig Schritte unterhalb der seinen liegt. Aber noch auf dem Heimwege vom Gericht wacht sein Gewissen auf, der Schrecken Gottes kommt über ihn. Er meint, Jedermann müsse es ihm ansehen, daß er falsch geschworen, darum wagt er nicht, auf der Landstraße heimzukehren. Zu rasender Eile treibt er seine Pferde an und jagt auf einsamen Feldwege nach Hause. Dort versteckt er sich in der hintersten Kammer, und kein fremder Mensch hat ihn von dem Tage an mehr erblickt. Er wagt kaum den Hof zu betreten. Scheu und tiefsinnig schleicht er umher, sein Friede ist dahin, und alle Wasserwogen des Zornes Gottes gehen über sein Haupt. Einmal gelang es seinem Pastor, der ihn durchs ganze Haus unermüdlich suchte, bis zu ihm vorzudringen. Da schien ihm das Herz weich und der Mund weit werden zu wollen, denn er fragte: „Herr Pastor, glauben Sie, daß Gott jede Sünde vergeben kann?" Aber obgleich die Antwort war: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde," konnte er sich doch nicht entschließen, seine Missethat zu bekennen und Gnade zu suchen. Er brach das Gespräch ab. Nicht lange darnach starb er, friedlos und zitternd, wie er gelebt. — „Ich will ein schneller Zeuge sein wider die Meineidigen, spricht der Herr Zebaoth."

II.

Der Bauer E. hatte neben sonstigen Schlechtigkeiten und Sünden auch einen Meineid auf dem Gewissen, durch welchen er einem armen Mann einen Nachtheil von einigen Mark zugefügt hatte. Damit war das Maß seiner Sünden voll. Es ging rückwärts in seiner Wirthschaft, ihn selbst peinigte eine furchtbare Angst, er magerte ab und ward krank, der Arzt aber sagte: „Es ist ein Seelenleiden." Die Beängstigungen wurden furchtbar. Verzweiflung umnachtete seine Seele. Und eines Nachts sprang er, von verzweiflungsvoller Gewissensangst getrieben, aus dem Bett und geradeswegs in den am Haus vorbeirauschenden Bach. Nach acht Tagen fand man seinen Leichnam, von den Fischen halb gefressen, und in seiner Hosentasche einen Zettel, darauf er geschrieben: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"—„So wahr als ich lebe, spricht der Herr, so will ich meinen Eid, den er verachtet hat, und meinen Bund, den er gebrochen hat, auf seinen Kopf bringen."

III.

Der Handelsmann S. war ein ruchloser Mensch, der allen Glauben und alle Gottesfurcht von sich geworfen hatte und mit schrecklichen Lästerungen und Fluchen nur so um sich warf. Eines Tages fuhr er zu seinem Handel über Feld. Unterwegs verwirrt sich das Geschirr, und unter greulichen Fluchen und Selbstverwünschungen steigt er vom Wagen, es wieder in Ordnung zu bringen. Da schlägt das Pferd von ungefähr aus und gerade in sein Lästermaul. Die Zähne wurden ihm ausgeschlagen, der Unterkiefer gänzlich zerschmettert, keinen Laut konnte er mehr herausbringen. Es ist auch nicht wieder geheilt, sondern der Krebs kam daran, und er ist jämmerlich verdorben und gestorben. — „Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht."

IV.

Der alte Steinbrecher V. glaubte weder an Gott, noch an den Teufel, aber das Fluchen verstand er aus dem Grunde. Eines Morgens, als er gerade zur Arbeit in seinen Steinbruch gehen wollte, kam ihm irgend etwas in die Quere, und im Weggehen rief er aus: „So soll mich der Teufel heut noch zusammenreißen, wenn's einen gibt." Kaum im Steinbruch angekommen, wird er wirklich zusammengerissen, ein Schlagfluß streckt ihn nieder, und er wird für todt nach Hause getragen. Aber er erholte sich wieder, doch blieb alles an ihm gelähmt, bis auf die Zunge. Von Stund an begann eine große Sinnesänderung in ihm, er fing an, Gott zu suchen; aber da er nie zur Kirche gekommen, nie gebetet, nie in der

Schrift gelesen hatte, so suchte er nun vergebens nach Worten für sein Gebet, vergebens nach tröstlichen Sprüchen der Schrift; wüst und leer sah's in seinem Herzen aus, es war alles vergessen. Nur die zwei Gebete, die bei uns jede Mutter ihr Kind lehrt, sobald es nur sprechen kann, die fielen ihm jetzt wieder ein: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht mich rein von aller Sünde," vom Volk schlechthin „das Blut" genannt, und das andere: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm." Und diese zwei Kindergebete haben auch diesem alten Sünder den Himmel aufgeschlossen, nachdem Gottes starke Hand sein hartes Herz zerschlagen hatte. Er hat noch ein paar Jahre gelebt, aber als neuer Mensch, und ist dann endlich in Frieden entschlafen.—„So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe."

Rev. J. G. Zinser.

Von Vater C. Hammer.

Wenn man von einem ausgezeichneten Mann hört oder liest, so wird gewöhnlich ein Verlangen erweckt, diesen Mann zu sehen. Hier haben wir nun das Bild eines Dieners Gottes, der sich durch seinen Fleiß, seine Aufopferung und Nützlichkeit sehr ausgezeichnet hat in der Kirche. Viele von den Lesern des Magazins haben schon von Br. Zinser gehört und gelesen, konnten aber trotz all ihrem Wünschen ihn nie sehen, nun haben sie wenigstens das Vorrecht, sein Bild zu sehen, welches ihn recht natürlich vorstellt, so wie er in seinem Leben ausgesehen hat.

Br. Zinser wurde geboren in Gärtringen, Würtemberg, den 28. Nov. 1806, und kam mit seinen Eltern in dieses Land in seinem 11. Lebensjahre. Bald nach ihrer Ankunft macht sie sich ansässig in der Nähe von Orwigsburg, Pa. Ich lernte damals schon, in meinen Knabenjahren die Familie mehr oder weniger kennen, doch konnte sich Br. Zinser noch mehr von mir und meines Vaters Haus erinnern, indem er drei Jahre älter war als ich. Er hat deßhalb mir öfter erzählt von seinen Erinnerungen von mir ꝛc. Sein Vater war von Profession ein Schneider; beide Eltern waren gottesfürchtig und führten ein ehrbares Leben, wußten jedoch damals noch nichts von Herzensreligion. Ihre Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, suchten sie christlich zu erziehen, welche ihnen auch viel Freude machten durch ihren Gehorsam. Nachdem sie einige Jahre am obigen Ort gewohnt hatten, zogen sie nach Fairfield County, Ohio; daselbst wurde Zinser durch die Wirksamkeit von Br. J. Lang (später Bischof Lang) in seinem 18. Jahr zur gründlichen Bekehrung gebracht, aber nicht nur er, sondern auch seine Eltern und Geschwister. Nach Verlauf von zwei Jahren zogen sie nach Pickaway Co., O., allwo die Eltern ihre übrigen Lebensjahre zugebracht haben. Ihr Haus war eine angenehme Heimath für unsere Prediger. Im Jahr 1833, da ich den Lancaster Bezirk bereiste, habe ich manche angenehme Nachtherberge bei ihnen bekommen und in ihrem Hause gepredigt. Br. Z. wurde in seiner Bekehrung tief und fest gegründet, und war deßhalb vermögend, die Stürme dieses Lebens auszuhalten.

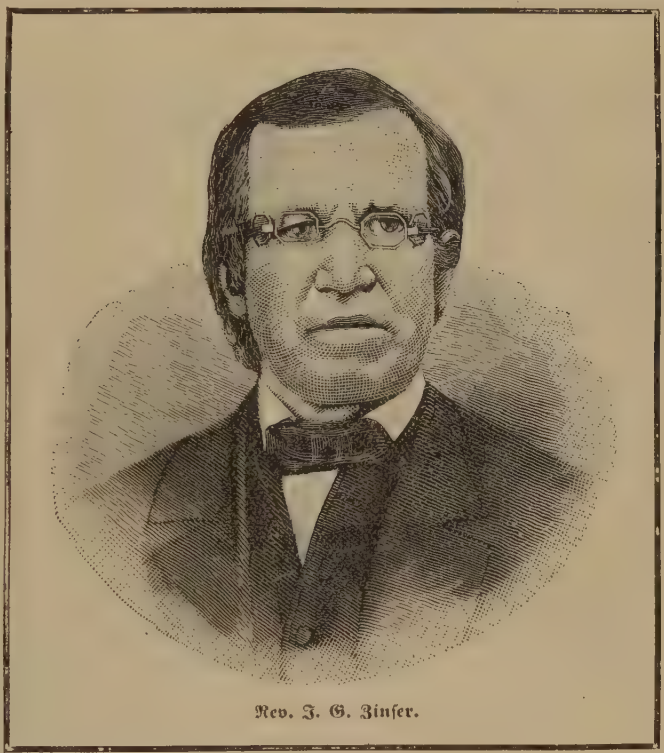
Zinser bekam nicht sehr lange nach seiner Bekehrung einen inneren Ruf von Gott, so wie auch einen äußeren Ruf von der Kirche, das Evangelium von Christo zu verkündigen, und obwohl er eine Zeit lang zauderte, entschloß er sich doch endlich, auch hierin Gehorsam zu leisten, so schwer es ihm auch fiel.

Im Jahr 1829, da er in seinem 23. Jahr war, wohnte er der westlichen Conf. bei, welche in Stark Co., O., tagte; daselbst wurde er als Probe-Prediger aufgenommen. Er wohnte etliche Wochen später der östlichen Conferenz, zu Neu Berlin, Pa., bei und wurde von derselben auf Union Bezirk bestimmt, mit Br. J. Bärber als College. In 1830 bediente er mit Br. Elias Stöver den Schuylkill Bez. In 1831 war Libanon Bez. sein Arbeitsfeld mit Br. J. P. Leib als College. In 1832 bereiste er mit den Brüdern H. Bucks und J. Rößner den York Bezirk, und in 1833 bediente er denselben Bez. mit Br. J. Harlacher. In 1834, nachdem er fünf Jahre mit Treue und Fleiß und zur allgemeinen Befriedigung gearbeitet hatte, wurde er schon zum V. A. gewählt und auf Salem Distrikt bestimmt. Dies war aber eine schwere Aufgabe für ihn. Ich kann mich noch ganz gut erinnern, welche Last auf ihm ruhte, da er am Schlusse der Nachmittags-Sitzung mit mir an unser Logis kamen (denn wir logirten bei einer Familie). Wir gingen in unser Schlafzimmer gleich bei unserer Ankunft am Hause, daselbst warf er sich auf die Knie, weinte und betete, daß es schien, als sei er in der größten Verlegenheit. Die Ursache davon war, er erkannte die schwere Verantwortlichkeit eines so wichtigen Amtes, und meinte, er sei zu untüchtig dazu. Es wäre zu wünschen, daß Alle, die dieses Amt bekleiden, die Verantwortlichkeit in solchem Maße erkennten. Er bediente diesen Distrikt einige Jahre, alsdann wurde er versetzt auf den Carmel Distrikt, in der Westlichen Conferenz. Im Jahre 1838 bereiste er den Lancaster Bez. in Ohio, und im Jahr 1839 wurde er wieder zum V. A. gewählt, welches Amt er bediente

bis zum Jahr 1857, mit Ausnahme von einem Jahr, in welchem er als Gehülfs-Editor des Chr. Botschafter diente. Nach diesem hat er wieder mehrere Bezirke bereist und auch als V. A. gedient.

Br. Zinser war im ganzen 54 Jahre im Predigtamt, welchem Amt er immer Ehre machte. Von diesen 54 Jahren war er 42 Jahre im activen Dienst, und von letzteren verbrachte er 25 Jahre als Vorstehender Aeltester.

Als Prediger zeichnete sich Br. Z. dadurch aus, daß er die Heilswahrheiten rein und lauter und dem Volk auf eine verständliche und wirksame Weise vortrug. Seine Predigten waren gesalbt und überzeugend, so zwar, daß viele Sünder durch ihn erweckt und bekehrt wurden. Nie predigte er oberflächlich. Er baute den Tempel Gottes nicht mit „Holz, Heu und Stoppeln, sondern mit Gold, Silber und Edelsteinen." Er sprach ein recht gutes Deutsch, und war gut bewandert in der Theologie und sonstigen Wissenschaften, war also vermögend, Altes und Neues aus dem Schatz seines Herzens dem Volk vorzutragen.



Rev. J. G. Zinser.

Ich hatte in meiner Zeit viel Umgang mit Br. Z. und lernte ihn gründlich kennen, hörte ihn oft predigen, und kann nichts als Gutes von ihm sagen. In seinem ersten Jahr, nemlich im Jahr 1829, da er auf Center Bez. war, hörte ich ihn predigen bei einer Lagerversammlung über Joh. 15, 2: „Einen jeglichen Reben an mir" ꝛc., welches eine solch durchdachte und gesalbte Predigt war, daß Prediger und Zuhörer sich darüber erstaunten. In seinem zweiten Jahr, da er auf Schuylkill Bez. wirkte, hörte ich ihn predigen über Psalm 110, 3: „Nach deinem Sieg wird dir dein Volk williglich opfern" ꝛc., welches auch an einer Lagerversammlung war. Es gab einen solchen Sieg in der Versammlung, ehe er fertig war, daß das Lobgetön hoch erschallte. Ich könnte so fortfahren und ihm folgen durch seine Lebenszeit und manches Interessante von ihm erzählen, wenn der Raum es gestattete.

Zinser zeichnete sich auch aus in der Erfüllung seiner Amtspflichten. Bestellungen versäumte er nie, wenn er sie anders erreichen konnte; auch war er sehr pünktlich, Hausbesuche zu machen, und die machte er nach rechter Art: zum Heil theurer Seelen; und hierin wußte er auch wie mit den Leuten umzugehen, um ihnen in ihrem Seelenheil beförderlich zu sein. Den katechetischen Unterricht schätzte er hoch, und versäumte auch diese Pflicht nicht. Er führte überhaupt ein musterhaftes Leben als Prediger und Christ, und konnte mit Recht sagen zu seinen Amtsbrüdern: Folget mir, wie ich Christo folge. Man kann von ihm sagen: Er war rein in der Lehre und unsträflich im Leben.—Ferner zeichnete er sich aus durch seine Aufopferungen, Beschwernisse und Entbehrungen, die mit der Verwaltung seines Amts verbunden waren. Er bereiste von den größten Arbeitsfeldern, die die Gemeinschaft je hatte, und einen Distrikt bereiste er zwei Jahre, der alle anderen an Ausdehnung übertraf. Er dehnte sich aus durch Ohio, Indiana, und bis an das westliche Ende von Illinois, und war in seinem Umfang etwa 3000 Meilen groß, und diese Reisen machte er zu Pferd, meistens über eine dünn bewohnte Wildniß, wo man öfter ohne Weg, will nicht sagen Straße, 10, 15 bis 20 Meilen gehen mußte, ohne ein Haus (sage Hütte) zu sehen, und manchen Abend, oder spät in der Nacht sich über eine kümmerliche Herberge recht freuen konnte — da ging's nicht ohne Unannehmlichkeiten zu. Ich bereiste solche Grenzen und Länder, sagte er, die man mit vollem Recht eine Wildniß heißen kann. Ohne große Strapazen lief es dabei nicht ab ꝛc., und er setzte noch hinzu: „Für meinen Gehalt bekam ich $100 das Jahr." Er sagte ferner: „In den ersten 10 Jahren meines Dienstes in der Kirche bekam ich nur ein Jahr $50, und da war alles mit eingeschlossen, was ich als Geschenke, sowie auch für Taufe und Eheeinsegnungen ꝛc. erhalten habe."

Er sagte mir, er hätte die erste Vierteljahrs-Versammlung gehalten, die je ein Vorst. Aeltester unter uns in Illinois gehalten hätte, und zwar in der ersten Kirche, die je dort unter uns gebaut wurde, und die war nur eine Blockkirche, die kaum $50 gekostet hat, welche jedoch große Dienste that. Dies, sagte er, war zu „Oplän," allwo Vater Escher wohnte. Man hat auch damals schon sehen können, daß etwas in den zwei Knaben steckte (er meinte Johann Jacob und Georg Escher, welches sich auch Gottlob! bestätigt hat). Er sagte, er habe die ersten zwei Lagerversammlungen halten helfen, die je unter uns in Illinois gehalten wurden, die eine bei „Oplän," und die andere bei Freeport. Er konnte oft fast nicht fertig werden, mir von seinen früheren Erlebnissen zu erzählen, da ich vor einigen Jahren bei ihm auf Besuch war. Es läßt sich schließen aus dem Obigen, daß Br. Z., da er den großen Distrikt bediente, Grund gelegt hat an vielen Orten, zu den seither bestehenden ältesten Gemeinden in Indiana, Michigan und Illinois.

Ferner zeichnete er sich durch sein Interesse aus, welches er an den Tag legte, die Gemeinden, welche unter seiner Aufsicht waren, mit unsern Büchern und Schriften zu versehen. Vor etwa 44 Jahren, da er den Ohio-Distrikt bereiste, kam er nach Neu-Berlin (ich war damals Haupt-Buchverwalter), um eine Anzahl Bücher zu holen, seinen Distrikt damit zu versehen. Da man aber nicht die Bequemlichkeit hatte, aus Mangel an Eisenbahnen 2c., wie seither, Bücher nach Westen zu senden, so kaufte er sich ein Fuhrwerk, bezahlte baar Geld dafür und machte eine Auswahl von Büchern, bis er eine Ladung hatte, die schwer genug war für ein Pferd, eine Reise von etwa 400 Meilen zu machen, sogar über die Alleghenny-Berge 2c. Um sich eine Idee machen zu können, mit welcher Mühe und Beschwerlichkeit diese Reise verbunden war, mußte man Br. Z. selbst hören. Er sagte mir nachhergehends, daß, nachdem er mit vieler Mühe über die Berge gekommen war, blieb er zuweilen beinahe im Morast stecken, bis er endlich an Ort und Stelle anlandete. Nun hatte er seinen Wagen, aber keinen Gebrauch für denselben; endlich konnte er ihn jedoch verkaufen, mußte aber lange warten, bis er das Geld für denselben bekam. Dies ist nur ein Beispiel unter andern, die man anführen könnte. — Welch einen ausgedehnten Bücherhandel hätten wir, wenn unsere Prediger überhaupt ein solch Interesse nehmen würden, ihre Gemeinden mit unsern eigenen Büchern und Schriften zu versehen!

Wegen seines Scharfsinns und Durchblicks, und Fähigkeit im Schreiben, wurde er im Jahr 1851 als Gehülfs-Editor des Chr. Botschafters erwählt. Er war auch nach Neu Berlin, Pa., gezogen mit seiner Familie und trat das Amt an, allein er konnte kaum ein Jahr aushalten wegen seiner Augen, die vorhin schon leidend waren, und die durch die harte Anstrengung verschlimmert wurden, so daß er genöthigt war, zu resigniren, welches sehr beklagt wurde, denn er hatte allgemeine Befriedigung gegeben in diesem Fach.

Br. Zinser war auch unser erster Waisenvater, und man möchte noch hinzufügen, einer der Hauptbefürworter und Hauptgründer der Waisenanstalt. Bei der Gründung der Anstalt, im Jahr 1866, lag die Hauptlast auf ihm. Er hatte zuzusehen, daß die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden, daß Geld herbeigeschafft wurde 2c., daher reiste er umher, collektirte und hat sich somit mancher Mühe und Arbeit unterzogen, aber nachdem er während zwei Jahren treulich gedient, wurden seine Augen so schlimm, daß er genöthigt war, zu resigniren. Es war zu bedauern, daß, nachdem er unter vielen Mühseligkeiten die Bahn gebrochen, nicht länger aushalten konnte.

Im Jahr 1868 zog er nach Illinois, in die Gegend von Elpaso, allwo er auch seine letzten Tage zubrachte. Er schloß sich alsdann der Illinois Conferenz an und bediente die Washington Station zwei Jahre und auch einige andere Bezirke, bis er wegen Alterschwäche 2c. genöthigt war, sich seßhaft zu machen. Ich hätte noch bemerken sollen, daß er im Jhar 1835 zum ersten Mal Glied der General Conferenz war und derselben als Schreiber diente. Seit jener Zeit war er jedesmal ein Glied dieser Conferenz mit Ausnahme der späteren Sitzungen. Br. Zinser nahm immer Antheil an den Besprechungen der jährl. und Gen. Conferenzen. Er war auch Glied der Committee wegen der Verlegung unserer Buchanstalt von Neu Berlin, Pa., nach Cleveland, O., ein für diese Anstalt geeignetes Grundstück anzukaufen und die nöthigen Gebäude zu errichten (1853). Auch war er eine Reihe von Jahren Glied der Publikations-Behörde der Evang. Gemeinschaft und leistete große Dienste.

Im Jahr 1837 (also in seinem 31. Lebensjahre) verehelichte sich Vater Zinser mit Rebekka Ferner von Somerset Co., Pa., in welcher er eine fromme und getreue Gehülfin fand; und welche ihm auch von unschätzbarem Werth war in seinen letzten Jahren, da er so hülflos wurde. Ihre Verbindung ward mit 11 Kindern gesegnet, von welchen ihm fünf vorangegangen sind in die Ewigkeit.

Wie schon angedeutet, litt Br. Zinser während viele Jahre an einer Augenkrankheit. Das eine Auge war schon vor Jahren erblindet und dem andern widerfuhr dasselbe Schicksal etwa drei Jahre vor seinem Ende, so daß er stockblind wurde. Dies war eine schwere Heimsuchung für ihn. Er war gewohnt mit seinen alten und vertrauten Brüdern viel zu correspondiren, die Bibel, unsere Zeitschriften und andere gute Bücher zu lesen. Nun hörte alles dieses auf. O, wie mußte ich ihn bemitleiden, da ich ihn besuchte! Er war aber geduldig und Gott ergeben, tröstete sich mit den Verheißungen Gottes und sehnte sich nach seiner Erlösung. Endlich schlug ihm die Stunde und er konnte heim gehen. Dies

geschah am 1. October 1883, im Alter von 76 J., 11 M. und 27 T.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß wer obige Skizze liest, zugeben muß, daß der Dienst, den Br. Zinser der Kirche leistete, fast nicht zu schätzen ist, und doch ist es zu fürchten, daß er von Manchen unterschätzt wurde. Ich freue mich, diesem alten Vorkämpfer und Bahnbrecher hiermit ein schlichtes Denkmal im Magazin errichten zu können, damit er im Andenken der Kirche bleibt. Bei seinem Gott, dessen treuer Diener er war, wird er in ewigem Gedächtniß bleiben.

Fremde Völker und Trachten.

Von M. M.

Eine georgische Familienscene.

II. Die Georgier.

Zwischen dem Kaukasus und dem armenischen Berglande liegt unter anderen Provinzen auch Georgien. Die Einwohnerzahl ist vielleicht 900,000 Köpfe stark. Dieses Volk gehört zu der kaukasischen Rasse, und ist berühmt durch Schönheit, weßhalb auch die georgischen Sklavinnen von den Mohammedanern sehr gesucht und theuer bezahlt wurden. Schade, daß die geistigen Eigenschaften der Georgier ihren körperlichen Vorzügen nicht entsprechen; man beschuldigt sie der Trägheit, der Unwissenheit, der Rachsucht und der Trunksucht. Die große Mehrzahl des Volkes bestand früher aus Leibeigenen, welche ganz in der Gewalt ihrer adeligen Herren waren, bis sich endlich durch Verwendung der Russen ihr Loos gebessert hat.

Die Hauptstadt dieses Landes ist Tiflis, in deren Nähe auch eine deutsche Colonie oder zwei sich befinden. Die Georgier bilden eine eigene Kirche, und selbst unter der mohammedanischen Herrschaft sind sie ihrem Glauben treu geblieben. Klöster gab es früher in Unmasse, aber nur wenig Schulen, und der Bilderdienst wurde noch mit größerem Aberglauben betrieben, als in der katholischen oder griechischen Kirche.

Heute ist Tiflis, das vielgepriesene Paradies Georgiens; was aber war es vor dem Erscheinen der Russen jenseit der kaukasischen Alpenkette? — ein unentwirrbarer Knäuel enger, schmutziger Gassen und dumpfer Lehm-

Georgierinnen.

bert fühlen, wenn er unvermittelt diesem morgenländischen Frauenbilde entgegentrete, welches Gemüth und Adel in jeder Hinsicht verräth!

Das blauschwarze Haar und das lichtblaue Auge mit einer wunderbaren Mischung von Sinnlichkeit und kindlicher Unbefangenheit im Blicke — der blendend weiße Teint, die hohe Stirn, an welcher kostbares Geschmeide funkelt, und die schlankhüftige Gestalt, welche die weiße Umhüllung, die „Tschadra," neidisch dem Blicke des Beobachters entzieht! Wenn die Frühlingsbrisen über die Kura hinweggleiten und die Bergsilhouetten im blauen Abendschatten liegen, dann schlüpfen die Tiflser Schönen aus ihren duftschwülen Verstecken. Die Häuserterrassen und die Altane bevölkern sich mit wispernden und lachenden Gruppen, und man genießt dann jenes liebliche Bild, welches die Poeten in ihren Liedern so schön geschildert haben.

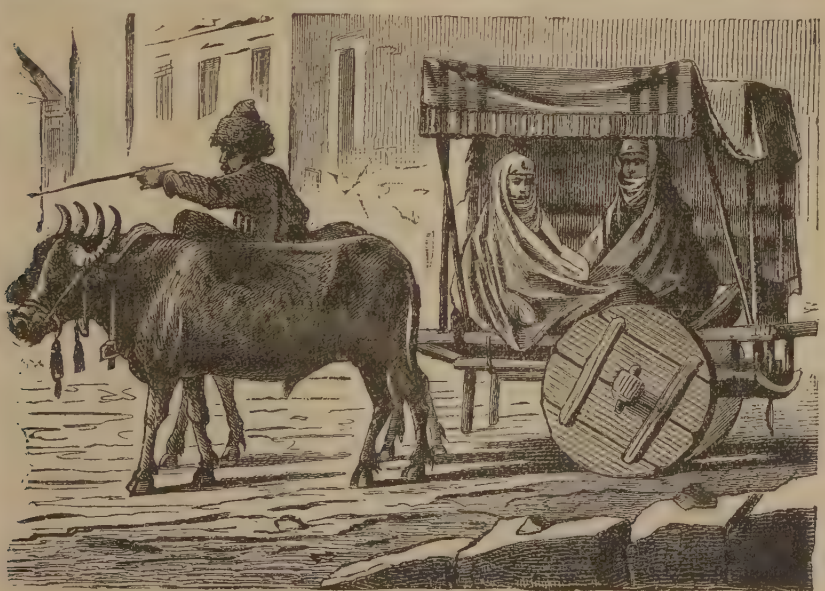
hütten, zusammengedrängt an dem hohen Ufer der schmutziggelben Kura. Erst in den letzten Jahrzehnten vermochte es sich aus seinen elenden Verhältnissen herauszureißen, und rasch entwickelte sich auch das sociale Leben. Die Natur und die Menschen waren ja wie geschaffen zu heiterem Lebensgenusse, und der Alpdruck der früheren Verhältnisse wich der Macht uralter Gewohnheiten, welche nur zeitweilig eingeschlummert waren. So entwickelte sich denn neuerdings jenes Tiflis, dessen Leben abendländische Poeten und Schriftsteller uns so verlockend zu schildern wissen. Sie haben auf der herrlichen Tapete, welche von Licht und Duft erfüllt und Rebenkränzen durchflochten ist, jene vollkräftigen Gestalten hingemalt, deren typische Erscheinung der leichtlebige Georgier und die noch leichtlebigere prächtige Georgierin ist. Wer würde sich nicht bezau-

Was die Georgierin ganz unverkennbar zur Orientalin stempelt, das ist ihre große Sorglosigkeit, und ihr Mangel an häuslichem Sinn. Wenn die eine oder andere

Georgisches Landleben.

Schöne von Tiflis ihre Zeit gerade nicht beim Becher feurigen Kuchetiers oder im Kreise musicirender Mädchen verbringt, dann ist sie sicher in den Bädern zu finden, welche im Tatarer Viertel der Stadt liegen. Damit ist auch eine von der europäischen Sitte wesentlich abweichende Gelegenheit verbunden, die nemlich, daß die Damen höchst selten — oder eigentlich nie — in ihrem Heim Frauenbesuche empfangen. Man macht sich gegenseitig die Einladung, einen Tag im Bade zu verbringen, und daß es sich dann hierbei nicht allein um das erquickende Bad handelt, liegt wohl sehr nahe. Man gibt sich bei stärkender Mahlzeit tollem Zeitvertreibe hin und schmückt und putzt sich von einer Stunde zur anderen. Da ist das breite, mit Gold- und Perlenstickerei gezierte Stirnband, welches durch die Haare geschlungen wird, nachdem dieselben durch Färbung den gehörigen Glanz erhalten haben; — dann kommt das Geschmeide an die Reihe, das farbige Untergewand, schließlich die schneeweiße Tschadra, welche wie eine Schneewehe den elastischen Körper umwogt. Natürlich fehlt es bei solchem Zeitvertreibe auch nicht an Musik und Gesang. Die Georgier singen leidenschaftlich, und tragen ihre Lieder mit Schiamemibegleitung (Guitarre) oder Violinenbegleitung vor; meistens Producte von ureigenem poetischem Reiz. Von Gemüthlichkeit nach unserem Verständniß ist eigentlich keine Rede, denn der Mangel an Reinlichkeit ist für einen gebildeten und civilisirten Menschen ganz abstoßend. In den östlichen Ländern stellt man eben an derlei Dinge keine zu großen Ansprüche, und den transkaukasischen Schönen genügt es, sich in der schwefeldunstigen Atmosphäre der Thermalquellen die Zeit nach altem Gebrauche zu vertreiben. Uebrigens fehlt es auch in Tiflis nicht an fashionablen Gesellschaften, wie ja solche durch die anwesenden Familien hoher russischer Beamten und Militärs sich von selbst ergeben.

Frau aus Tiflis. Zu Hause und im Straßencostüm.



Gurischer Wagen.

Wenden wir uns aus dem städti-

schen Tiflis zu der Landbevölkerung, worunter die Georgier unstreitig das interessanteste Volk des transkaukasischen Gebietes sind. Sowohl typisch, wie in ihren Charaktereigenschaften gleichen sie bei weitem mehr den Bergbewohnern, als ihren südlichen Nachbarn, den Armeniern. Sie sprechen ihre eigene Sprache, das Kartli, ein schwer zu erlernendes und schwer verständliches Idiom, welches übrigens in mehrere Dialecte zerfällt. Das ethnographische Gebiet der Georgier umfaßt indessen nicht allein das eigentliche Georgien oder Grusien mit Tiflis, sondern auch noch Kachetien im Osten, ferner Imerethien, Mingrelien und Gurien im Westen; die beiden letzteren Bezirke bilden das transkaukasische Küstenland am Schwarzen Meere. Verschiedenartig, wie der Naturtypus dieser Länderabschnitte, sind auch die Bewohner. Der Mingrelier, schön von Gestalt und Antlitz, kümmert sich wenig um die Arbeit, da ja das milde Klima seiner Heimath dieselbe allenthalben entbehrlich macht. Er wandelt im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, und die pontische Riesentraube, welche oft schenkeldick die höchsten Baumwipfel erklimmt, liefert ihm Früchte im Ueberfluß. Alle Mingrelier sind arm, und das Gemeinwesen ist bei ihnen sehr unentwickelt, da sich Jeder auf „den lieben Gott" verläßt und unter der südlich warmen Sonne vollends in ein behagliches Nichtsthun verfällt. Von diesem Extreme gibt es zwei Uebergänge, der eine zu der meist armen und bedürfnißlosen Bevölkerung Guriens mit dem Hauptorte Batum, dem Handelscentrum der pontischen Lasen — der andere nach den höher gelegenen Gebirgslandschaften Imerethiens. Hier lebt die Bevölkerung noch nicht so dicht zusammen, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergdistrikten. Gleichwohl gruppirt sich hier die Gemeinde um einzelne Culturcentren, während im Mingrelischen Tieflande, wo geschlossene Dörfer der Ackerbauer fast ganz fehlen, nur Einzelwirthschaften existiren.

Das Leben der Georgierinnen, als Typus der karthalinischen Frauen, hat seine mannigfachen Licht- und Schattenseiten. Das Leben in Tiflis haben wir flüchtig kennen gelernt; dennoch gilt die Capitole von Grusien als eine Art von transkaukasischem Paris, und die zahllosen kleinen und kleinsten grusinischen Fürstinnen—dicht gesäet, wie die Sterne am Himmel—schwärmen für das reizende „Thilisi" und seine Freuden. In den kleinen Ortschaften entbehren die Familien so ziemlich allen Comforts. Die Häuser sind zwar zumeist einstöckig und besitzen eine mit Schnitzwerk verzierte hölzerne Gallerie, der Innenraum aber ist meist sehr beschränkt. Vollends erbärmlich sind die sogenannten „Sakly," die halbunterirdischen Stein- und Lehmhütten der Landbevölkerung. In der nassen Jahreszeit sind diese Troglodytenlöcher unausgesetzten Einstürzen ausgesetzt, und darnach findet es der Georgier nicht der Mühe werth, diesem Uebelstande ein- für allemal abzuhelfen. Kommt aber die schöne Jahreszeit, dann erwacht unter dem heiteren Himmel Grusiens auch im armseligsten Sackly freudige Bewegung, und die angeborene Lebenslust kommt allenthalben zum Durchbruche. Die Frauen theilen mit den Männern die Sucht nach Putz, schönen Kleidern, nach Tanz, Gesang, geselligen Zusammenkünften und Lustbarkeiten aller Art. Auch dem Spiele und nicht zuletzt dem — Trunke sind erstere ergeben. Daß dabei Sitte und Moral sonderlich gewännen, wird man wohl kaum behaupten können, und so mag wohl einige Wahrheit an dem üblen Rufe hängen, welche die Georgierinnen meistentheils genießen.

Auch die Hausgeräthe und Alles, was im weitesten Sinne zu denselben zählt, sind höchst primitiv, wie beispielsweise die Wagen, welche roh gezimmert auf schweren Blockrädern ruhen und von Büffeln, dem einzigen Hausthiere des Gurier's und Mingrelier's, gezogen werden.

Zu solcher Primitivität der nothwendigsten Geräthschaften will die äußere Erscheinung der Bewohner keineswegs passen. Diese sind zumeist hoch und schön von Wuchs mit edel geschnittenen Gesichtszügen, frei in der Haltung, geschmeidig in jeder Bewegung—geborne „Dandies" — dabei oft blondhaarig und blauäugig in dem einen Gebiete, dunkelhaarig und gluthäugig in dem anderen, doch jederzeit von jenen physischen Vorzügen, welche man gemeinhin mit dem Begriff der kaukasischen Race verbindet.

Wenn wir von der kolchischen Küste gegen das innere Georgien oder gegen die nordöstlich ansteigenden Gebirgslandschaften ein allmäliges Wachsen der Arbeitslust, der Bedürfnisse, geistiger Regsamkeit und größerer Beweglichkeit in allen Lebensäußerungen wahrnehmen, so ist dies wieder wesentlich anders, wenn man die östliche Hälfte des transkaukasischen Isthmus betritt. Es sind die Repräsentanten anderer Völker, welche uns da entgegentreten — schroff und unvermittelt, wie die Natur des Landes, welches sie einnehmen. Die Südabhänge des Kaukasus fallen stufenförmig zur Kura ab und gehen schließlich in Steppenlandschaften mit tartarischen Nomaden über, welche kein ständiges Heim, kein Centrum des Gemeinwesens kennen und 8 Monate des Jahres auf den Hochweiden des Karabagh zubringen. Der Naturtypus dieser östlichen Hälfte des Isthmus ist von dem westlichen Georgien ein völlig verschiedener, keine Spur von Productenreichthum, von Vegetationsfülle oder den Gaben des großen pontischen Obstgartens. Wer demnach den kaukasischen Isthmus von seinem pontischen Gestade bis zu den Ufern des Caspi-See durchwandert, der durchzieht nicht nur Landschaften jeden Charakters: sandige Dünenwüsten und sumpfigen Urwald, Gartenland und Fruchtgärten, Weinhänge und luftige Waldhöhen, dürre Steppen, nackte Gebirgszüge und zuletzt wieder Sumpfland mit nordwärts vorliegendem Culturgürtel — sondern er macht auch die Bekanntschaft einer wahren Völkermusterkarte von antochthonen, theils eingewanderten Stämmen, wie blonde Mingrelier und brünette Georgier, fieberkranke Gurier und von Gesundheit strotzende Kache-

tier, unstäte tartarische Nomaden, armenische Troglodyten, fanatische Schiiten, schmächtige Parsis, gelben Antlitzes, gleich der ewigen Flamme, welcher sie es zuwenden, finster blickende Daghestaner; dann Kosaken und unweit Tiflis sogar ganz ansehnliche Colonien deutscher Einwanderer, Würtemberger, welche sich bei ihrer strengen Abgeschlossenheit typisch vollkommen conservirt haben.

Die georgischen Mädchen haben seit jeher eine große Rolle auf den türkischen Sklavenmärkten gespielt. Die Zahl solcher Unglücklichen, wie man bei uns sagen würde — betrug früher oft mehr als 1000 im Jahre. Ganz Transkaukasien und Armenien, sowie Lusistan lieferten diese lebende Waare. Die betriebsamsten Händler waren jederzeit die Lesghier, welche zu diesem Zwecke mitten durch Georgien ihre Schleichwege hatten. Aus ihren Bergen selbst brachten jene übrigens keine Mädchen zum Verkaufe, sondern sie stiegen zu diesem Ende allemal in die Ebenen hinab und raubten in den georgischen und armenischen Dörfern. Noch vor 40 Jahren war sogar Tiflis nicht selten der Schauplatz solcher Raubzüge. Später legten die Russen dem sauberen Geschäftsbetrieb Schwierigkeiten in den Weg.

Die georgischen Mädchen, welche als Sklavinnen verkauft wurden, waren übrigens keineswegs so unglücklich, als man bei uns gemeinhin glaubt. Genossen sie etwa daheim in ihrem erddumpfen Saklys besondere Freuden? Klopften nicht oft Hunger und Entbehrung an ihre Thüren? In der That war der Wechsel meistens ein glänzender, betäubender. Herrschsüchtig und intrigant wußten die Georgierinnen sich nicht nur sehr rasch in die neue Lage zu finden, sondern sie verstanden es auch, in den Frauengemächern mohammedanischer Großen entschieden zu dominiren. So war die Mutter des Sultans Abdul Meschid früher eine georgische Sklavin, und gar manches Weib, welches den einen oder den anderen der letzten osmanischen Sultane bis zu oft verhängnißvoller Tragweite beherrschte, hat ihre Kinderjahre freudlos in einem elenden Sakly Kachetiens oder Karthlis verbracht!

Zwei Bilder aus dem Arbeiterleben.

(Von Emile Zola.)

I. Arbeitslos.

1.

Es ist früh am Morgen. Wie seit Jahren schon, Tag aus Tag ein, nähern sich die Schaaren der Arbeiter dem Fabrikgebäude. Doch kalt, finster und traurig, öde wie eine verlassene Ruine starrt es ihnen heut' entgegen. Dort hinten im Grunde des Arbeitssaales steht sie stumm und still, die Maschine, unbeweglich verharren die Räder, die mageren Arme ragen in die Luft. Ihr Anblick erhöht noch die trübselige Melancholie des Ortes. War es doch ihre lebendige Thätigkeit, waren es doch ihre Athemzüge, welche dem ganzen Hause gestern noch Leben eingehaucht! War sie es doch, welche mit dem Herzschlage gleichsam eines Riesen, und mit dessen ruhiger Energie ihrer Arbeit oblag.

Der Fabrikherr steigt schweigsam herab aus seinem Arbeitscabinet und Betrübniß in den Mienen, wendet er sich zu den Arbeitern:

„Ich habe heut' keine Arbeit mehr für Euch..... Die Geschäftsaufträge bleiben aus. Von allen Seiten laufen Contre-Ordres ein, und bald werde ich die gesammte produzirte Waare auf dem Halse haben. Der December grade, auf den ich so sehr gerechnet, und der auch sonst stets uns Ueberfluß an Arbeit gebracht, er bedroht jetzt die solideste fundirten Etablissements..... Ich bin gezwungen, die Fabrik zu schließen."

Ein flüchtiger Blick auf die Schaar der Arbeiter wies ihm, wie sie einander anstarrten, die Furcht in den Mienen vor der drohenden Arbeitslosigkeit, die Furcht auch vor der hereinbrechenden Noth mit ihren Entbehrungen, ihrem Hunger. Gedämpften Tones fährt er fort:

„Glaubt mir, ich bin kein Egoist. Meine Lage ist ebenso schrecklich, schrecklicher vielleicht noch als die Eurige. Binnen kaum acht Tagen habe ich die Summe von fünfzigtausend Francs eingebüßt. Ich stelle heute die Arbeit ein, um nicht noch tiefer in den Abgrund zu gerathen, und doch erblicke ich heut' noch keinen Ausweg, meinen Verbindlichkeiten am künftigen 15. nachzukommen. Ihr seht, ich spreche als Freund zu Euch, ich verberge Euch nichts. — Morgen vielleicht schon werden die Gerichtsvollzieher hier ihres Amtes walten. Aber Ihr wißt so gut als ich, daß es nicht unsere Schuld ist. Wir haben ausgeharrt, bis es nicht mehr ging. — Ich hätte Euch gerne geholfen, diese trübe Zeit zu überstehen, doch ich bin am Ende meiner Mittel, ich bin ein ruinirter Mann, ich besitze nicht ein Stück Brod mehr, es mit Euch zu theilen."

Die Arbeiter verharren auf dem Platze, während einiger Minuten starr den Blick auf das überflüssig gewordene Werkzeug gerichtet; die Fäuste ballen sich krampfhaft. Sonst hatten die Feilen vom frühen Morgen an ihr singendes Geräusch, die Hämmer ihren Rythmus zu schlagen begonnen. All' das schien bereits im Grabe des Fallissements seine Ruhe gefunden zu haben. Zwanzig, ja dreißig Familien werden vielleicht nicht wissen,

wo die nothwendigste Nahrung hernehmen in der künftigen Woche. Einigen Frauen, welche auch in der Fabrik Arbeit und Brod gefunden, stehen die verschwommenen Augen voller Thränen. Die Männer bemühen sich, diese Schwäche nicht zu zeigen. Sie heucheln Muth und Zuversicht, und meinen, man sterbe nicht vor Hunger in dem großen, weiten Paris.

Doch die Luft in dem weiten Raum erscheint ihnen stickig. Sie wenden sich langsam heimwärts, Einer nach dem Anderen. Die Kehle ist ihnen wie geschnürt, das Herz in der Brust will aufhören zu schlagen, eiskalt scheint es ihnen, gleich als kämen sie aus einer Todtenkammer. Und der Todte? Es ist die Arbeit, die stumme Maschine, deren Skelett aus dem Dunkel des Hintergrundes herüberwinkt.

2.

Der Arbeiter ist hinausgestoßen auf die Straße, auf das kalte Pflaster. Acht Tage hindurch hat er sich die Füße wund gelaufen von des Morgens früh bis spät in die Nacht—Arbeit hat er nicht gefunden. Von Thür zu Thür ist er gewandert, hat die Kraft seines Armes, seiner Hände, ja sich selbst und sein ganzes Können angeboten zu gleichviel welcher Arbeit. Nicht die widerlichste, nicht die härteste, nicht die todtbringendste hätte ihn zurückgeschreckt. Unerbittlich haben sich alle Thüren vor den flehenden Augen des Anfragenden wieder geschlossen. — Er offerirt seine Arbeit zu halben, ja zu Viertels-Preisen. Die Thore bleiben geschlossen. Und wenn er umsonst hätte arbeiten wollen, man würde ihn nicht haben aufnehmen können.—Die Krisis mit ihrem grausigen Gespenste der Arbeitslosigkeit beginnt ihr unheimliches Todtengeläute in den Dachstuben, in den Kellerwohnungen. Die Panik hat alle Branchen der Industrie ergriffen und das Geld, das feige Geld, es hat sich verkrochen.

Nach Verlauf von weiteren acht Tagen ist es vollends aus. Der Arbeiter hat einen letzten Versuch gemacht. Langsam einherschleichend kehrt er heim, seine Hände sind leer, er selbst gebrochen von Elend. Der Regen strömt hernieder; unheimlich finster ist Paris in seinem Schmutze zu dieser Jahreszeit. Und vorwärts schleppt er sich unter dem strömenden Guß. Er fühlt ihn nicht; er fühlt nur, daß es ihn hungert, und er bleibt stehen von Zeit zu Zeit, um weniger schnell daheim zu sein. Sein Weg führt ihn über die Seine. Er beugt sich hinab über das Brückengeländer, die geschwollenen Wassermassen eilen dahin in langem, gedehntem Gemurmel, kleine weiße Spritzwellen an den steinernen Brückenpfeilern emporschleudernd. Er beugt sich weiter hinab. Der Riesenstrom stürzt unaufhaltsam seines Weges, ein gleichsam wüthendes: Komm mit mir! zu ihm hinaufrufend. Dann überlegt er, daß er im Begriff gestanden, eine Feigheit zu begehen, und er nimmt seine schleichenden Schritte wieder auf.

Der Regen hat nachgelassen. Blendend winkt die Gasflamme herüber aus dem Schaufenster der Juweliere. Wenn er solch eine Scheibe zerschlüge—ein einziger Griff und er würde Brodeswerth auf Jahre hinaus in der Hand halten. Auf dem Herde der Garküche flackert das Feuer, und hinter den weißen Musselin-Vorhängen bemerkt er Leute, welche—essen. Schleuniger setzt er seine Füße vor einander und wendet sich aufwärts der hügeligen Vorstadt zu, vorüber an den hellerleuchteten Restaurants, an den Fleischläden, an den Bäckereien, an all jenen Punkten von Paris, welche zur Geltung kommen, sobald der Magen seine Ansprüche erhebt.

Sein Weib und die Kleinen hatten so bitterlich geweint am Morgen, daß er ihnen Brod für den Abend versprochen. Er hat nicht gewagt, vor hereinbrechender Nacht heim zu sein, ihnen zu bekennen, daß er gelogen. Während des Gehens überdenkt er, wie er bei ihnen eintreten soll, welche Miene aufsetzen, was ihnen erzählen, damit sie sich aufs Neue gedulden? Länger können sie doch unmöglich ohne Nahrung gehen. Er selbst würde es wohl noch versuchen, aber sein Weib und sein Kind, sie sind gar zu schwach.

Da, für einen Augenblick, kommt ihm der Gedanke zu —betteln. Doch, so oft eine Dame oder ein Herr vorübereilt, und er die Hand zur Bitte ausstrecken will, erstarrt sein Arm, und seine Kehle ist wie zugeschnürt. Festgebannt bleibt er auf dem Trottoir. Die vornehmen Leute wenden sich um, sie halten ihn für betrunken, wie er so dasteht, mit seinem wüsten, ausgehungerten Antlitz.

3.

Das Weib des Arbeiters ist hinabgestiegen und hat sich zwischen die Pfosten der Hausthür gestellt, die eben eingeschlafene Kleine unbewacht oben in der ärmlichen Kammer lassend. Sie ist mager von Körper, die Frau, und ein schlichtes Kattunkleid schützt sie nur dürftig. Sie schauert zusammen unter dem eisigen Hauche des Decemberwindes.

Oben ihr Stübchen besteht jetzt kaum noch aus mehr als den nackten vier Wänden. Sie hat nach und nach Alles zur Pfandleihe wandern lassen. Acht Tage kaum der Arbeitslosigkeit haben hingereicht, die Wohnung zu leeren. Gestern erst hat sie die letzte Hand voll Wolle aus der gemeinschaftlichen Matratze an einen Nachbar verkauft; die ganze Lagerstätte ist so dahingegangen, und jetzt bleibt von ihr nichts als die Leinwand. Diese hat sie vor das Fenster genagelt, damit der Luftzug nicht eindringe, denn die Kleine beginnt stark zu husten.

Ohne dem Gatten ein Wort davon zu sagen, ist sie ihrerseits auf die Suche gegangen. Aber die Krisis und die allgemeine Arbeitslosigkeit haben die Frauen noch härter getroffen, als die Männer. Auf dem nemlichen Treppenflur hat sie das laute Schluchzen und Wehklagen der Unglücklichen die ganze Nacht hindurch vernommen. Der Einen ist sie begegnet, wie sie an der Straßenecke lauerte, eine Andere ist gestorben, wieder eine Andere verschwunden.

Zum Glück besitzt sie einen braven Mann, der nicht dem Trunk ergeben ist. Sie hätten ein ganz behagliches

Dasein führen können, wenn nicht eine Reihe von arbeitslosen Monaten schon vordem ihrer Habe sie beraubt hätte. Sie hat allen Credit erschöpft. Sie schuldet dem Bäcker, dem Krämer, der Gemüsehändlerin, und kaum noch wagt sie es, an den Läden derselben verstohlen vorüber zu huschen. Am Nachmittage hat sie ihre Schwester aufgesucht, um von ihr zwanzig Sous zu entlehnen. Aber auch dort sind ihre Blicke auf ein solches Elend gefallen, daß die Thränen ihr ins Auge traten, und das Wort ihr auf der Zunge erstarb. Die Schwester und sie haben dann beide mit einander geweint, lange, lange. Schließlich beim Fortgehen hat sie versprochen ein Stück Brod hinüberzubringen, wenn ihr Mann mit etwas Erworbenem heimkehren würde.

Der Mann kehrt nicht heim. Der Regen gießt in Strömen.

Sie macht einen Schritt nach rückwärts in den Hausflur hinein. Große dicke Tropfen fallen klatschend zu ihren Füßen nieder, und ein feiner Staubregen durchnäßt ihr dünnes Kleid. Von Zeit zu Zeit packt sie die Ungeduld, sie verläßt den Schutz des Hauses dem Regen zum Trotz, sie geht bis zur nächsten Straßenecke, ihm, den sie erwartet, entgegenzuschauen. Immer und immer vergebens. Bis auf den Körper durchnäßt, die Kleidungsstücke triefend, kehrt sie zurück. Sie fährt mit der Hand über die nassen Haare und schickt sich an, aufs Neue zu warten, geschüttelt von kurzen Fieberschauern.

Passanten eilen ihres Wegs. Sie duckt sich und macht sich klein, um ja Niemandem im Wege zu stehen. Männer blicken ihr ins Antlitz und von Moment zu Moment spürt sie den heißen Athem der Vorübergehenden. Sie hat die Empfindung, als ob alle zweideutigen Elemente von Paris, als ob die Straße mit ihrem Schmutz, mit ihrer grellen Beleuchtung, mit dem dumpfen Rollen der Fahrzeuge sie zu ergreifen und in die Gosse zu werfen versuchten, als ob Jedermann ein Recht auf sie habe, weil sie Hunger leiden muß. Ihr gegenüber befindet sich ein Bäckerladen, und ihre Gedanken wandern hinauf zu der Kleinen, welche oben schläft.

Endlich erblickt sie den Gatten, der einem Verbrecher gleich an den Mauern der Häuser entlang schleicht. Sie stürzt ihm entgegen, sie blickt ihm angsterfüllt ins Auge.

Nun? wagt sie kaum fragend herauszustoßen.

Seine Lippen haben keine Antwort. Er senkt das Haupt. Sie steigt im voran die Stiegen hinauf; Todtenblässe bedeckt ihre Züge.

4.

Die Kleine oben schläft längst nicht mehr. Sie ist erwacht und schaut nachdenklich zu dem flimmernden Talglichtstumpf hinüber, der dort in einer Ecke den Todeskampf kämpft. Etwas Ungeheuerliches, etwas Ergreifendes scheint ihr durch das kindliche Köpfchen zu ziehen; wenigstens spiegelt sich dergleichen wieder in den welken, schon weiblich entwickelten Zügen dieses kaum siebenjährigen Wesens.

Sie sitzt am Rande des Koffers, welcher ihr zur Lagerstätte dient. Die entblößten Beine hängen schlotternd herab und ihre krankhaft mageren Händchen versuchten mit den Lappen, in die sie gehüllt ist, wenigstens die schmale Kindesbrust zu bedecken. Sie empfindet dort ein Brennen, ein Feuer, welches sie löschen möchte. Sie hängt ihren wachen Träumen nach.

Irgend ein Spielzeug hat sie niemals in Händen gehabt. In die Schule hat sie nicht gehen können, weil es ihr an Fußbekleidung fehlte. Als sie ganz klein gewesen (meinte sie sich zu entsinnen) hat ihre Mutter sie in die sonnenhelle Luft hinausführt. Aber das ist lange, lange her. Die Eltern haben umziehen müssen, und seit jener Zeit, will es sie bedünken, ist ein eiskalter Hauch durch ihr Leben gezogen. Zufrieden ist sie seitdem niemals so recht gewesen. Immer hat sie Hunger gehabt.

Sie vertieft sich in diese Gedanken und vermag die Sache doch nicht zu erfassen. Muß denn alle Welt hungern, ohne jemals satt zu werden? Sie hat ja versucht, sich an den Hunger zu gewöhnen, aber es hat ihr nicht gelingen wollen. Dann wieder meinte sie, daß sie wohl noch zu klein sei, um das zu begreifen; daß nur die Erwachsenen es verstehen. Ohne Zweifel kennt ihre Mutter das Geheimniß, welches man vor den Kindern verborgen hält. Wenn sie es wagte, würde sie die Mutter fragen, wer denn die Menschen so in die Welt setzt, damit sie Hunger leiden?

Und dann ist alles so häßlich bei ihnen. Sie blickt zum Fenster hinüber, wo das grobe Linnen der Matratze sich bewegt, sie blickt auf die kahlen Wände, auf die abgegriffenen Möbel, auf all' das, was die verzweifelte Misere der Arbeitslosigkeit kennzeichnet! In ihrer Unwissenheit vermeint sie von erwärmten Zimmern mit herrlich blinkenden Gegenständen geträumt zu haben. Sie schließt die Augen, um das Bild von Neuem zu schauen. Und durch die gesenkten Augenwimpern hindurch wird die Flamme des Talglichtes für sie zu einem glänzenden Meere von Goldstrahlen, zu welchem sie sich hingezogen fühlt. — Ein Windstoß führt eisige Zugluft durchs Fenster und das Kind wird von einem Husten-Anfall ergriffen. Thränen treten ihr ins Auge.

Einst hatte sie Furcht, wenn man sie allein ließ. Jetzt gilt es ihr gleich. Da sie seit gestern nichts zu essen erhalten, meinte sie, die Mutter sei hinab, um Brod zu kaufen. Der Gedanke macht ihr Spaß. Sie stellt sich vor, wie sie das Brod in ganz kleine Stückchen zerbröckeln und langsam verzehren wird. Sie will spielen mit ihrem Brode.

Die Mutter ist soeben hereingetreten; der Vater hat die Thür hinter sich geschlossen. Das Kind blickt ihnen überrascht auf die leeren Hände, und da keines von ihnen ein Wort verlauten läßt, beginnt sie nach einer Weile in halb singendem Tone:

„Mich hungert; mich hungert."

Der Vater sitzt, den Kopf zwischen beide Fäuste gepreßt, in der dunkelsten Zimmerecke. Dort verharrt er lange, geschüttelt von mühsam unterdrücktem heftigem Schluch-

zen. Die Mutter erstickt die eigenen Thränen und macht sich daran, die Kleine wieder auf ihr Lager zu betten. Sie bedeckt das Kind mit allen verschossenen Lappen, welche der Raum noch aufweist, sagt ihr sie solle artig sein und wieder einschlafen. Doch das Kind, dessen Zähne vor Frost an einander schlagen, und welches wieder das brennende Feuer in der Brust verspürt, faßt Muth. Sie hängt sich der Mutter an den Hals und mit leiser, sanfter Stimme fragt sie:

— Mutter, sage mir, weßhalb müssen wir denn hungern?

II. Der Dorfschmied.

Er war groß, der Größte meilenweit im Umkreise. Starknochig waren seine mächtigen Schultern; geschwärzte Arme und Antlitz von den Flammen der Schmiede, vom Eisenstaub der Schmiedehämmer. Aus seinem vierkantigen Schädel, unterhalb des gewaltigen Busches seiner Haupthaare, leuchteten zwei große blaue Kinderaugen hervor, klar wie der blinkende Stahl. Seine Kinnbacken rollten, lachend, in geräuschvoller Bewegung zum Athmen ausholend, gleich der mächtigen Respiration des Blasebalgs seiner Werkstatt in scheinbar gigantischer Lustbarkeit. Und hob er die Arme empor mit dem Ausdruck befriedigter Kraftprobe — ein Ausdruck, ihm eigen geworden durch die Gewohnheit der Amboß-Arbeit — dann schien er das stattliche Päckchen seiner 50 Lebensjahre noch leichter und jugendkräftiger zu tragen, als sein nerviger Arm „das Fräulein," wie er seinen Riesen-Hammer nannte, die 25 Pfund schwere Eisenmasse, eine robuste „Maid," die er allein zu Tanze führen konnte, von Vernon bis Rouen.

Ein volles Jahr habe ich beim Schmied verbracht, ein Jahr der geistigen und körperlichen Wiedergenesung. Ich litt unsäglich an Gemüth und Geist, und war lange umhergeirrt, ein Fleckchen Erde zu finden, der Ruhe und der Arbeit allein geweiht, wo es mir vergönnt wäre, aufs Neue männlichen Lebensmuth zu sammeln. Da fiel mir auf meiner Wanderung eines Abends jenseits des Dorfes an der breiten Heerstraße die Schmiede ins Auge, isolirt, und mit flackerndem Heerde quer über die Kreuzung des Weges gestellt. Der grell leuchtende Flammenschein strahlte durch den weitoffenstehenden Thorweg so hell über die Landstraße hin, daß dieselbe in Brand gesetzt, daß die Pappeln längs des Feldrains der Schmiede gegenüber brennenden Fackeln gleich erschienen. — Fern am Horizont, inmitten der lauen Lüfte abendlicher Dämmerung, konnte man auf eine halbe Meile Entfernung deutlich das regelmäßige Aufschlagen der Hämmer vernehmen, vergleichbar dem sich nähernden Galopp eines eisengepanzerten Regiments. Dort in jenem weit offenen Thorweg, in der Helle des Feuerscheins, inmitten des Lärms und des donnerähnlichen Hammergetöns blieb ich stehen, wie festgebannt, glücklich schon und zufrieden im Angesicht dieser Arbeit, im Anschauen dieser manneskräftigen Hände, unter denen das rothglühende Eisen sich wandte und krümmte.

An jenem Herbst-Abend sah ich den Schmied zum ersten Male. Er arbeitete an den Eisentheilen eines Pfluges. Das Hemd offen über der sichtbaren rauhen, kräftigen Brust, wo die Seitenrippen einem stahlfesten Panzer gleich hervortraten, warf er sich hinüber, ausholend zum wuchtigen Hammerschlage, ohne sonderlichen Kraftaufwand, geschmeidig, den Körper wiegend, die unermüdlichen Muskeln in nerviger Thätigkeit entfaltend. Gleichförmig im Kreise geschwungen, sauste der mächtige Hammer hernieder, blitzähnliche Funkenschwärme hinter sich dreinziehend—das war „das Fräulein," die „Maid," welche er so mit beiden Händen kräftig gepackt hielt, während sein Sohn, ein stämmiger Bursche von zwanzig Jahren das in Flammen erglühende Eisen mit der Schmiedezange hielt und seinerseits dumpfe Schläge herniederfallen ließ, überdröhnt durch den „Tanz" der robusten „Maid" des Alten. Toc, Toc—, Toc, Toc! Man vermeinte die ernste gewichtige Stimme einer Mutter zu hören, welche das erste Stammeln ihres Kindes ermuthigen möchte. Das „Fräulein" walzte unaufhörlich fort, deutliche Spuren hinterlassend auf dem Eisen, welches sie formte, so oft sie gewaltig aufprallte auf den mächtigen Amboß. Eine blutige Flamme schien auf die Erde hinabzugleiten, scharf die Umrisse zeichnend der beiden Arbeitergestalten, deren Riesen-Schatten sich hinzogen bis in die dunklen, kaum unterscheidbaren Winkel der Schmiede.

Langsam, nach und nach erbleichten die Flammen; der Schmied hielt inne mit seiner Arbeit. Er blieb stehen, geschwärzt wie er war, auf den Stiel seines Hammers gestützt. Leichter Schweiß perlte auf seiner Stirn, doch er entfernte ihn nicht. Ich sah, ich hörte seine Rippenknochen Athem ziehen, ihrer normalen Bewegung noch nicht Herr, während der Blasbalg unter der Hand des Sohnes dumpf vor sich hin stöhnte.

Ich fand die Nacht ein Unterkommen beim Schmied, und habe ihn seitdem nicht mehr verlassen. Er hatte oben im ersten Stock, oberhalb der Schmiedewerkstatt ein Zimmer verfügbar, welches er mir anbot, und das ich sofort bezog.

Mit dem frühen Morgen, ehe noch der Tag angebrochen, trat ich gleichsam mit meinem Gastgeber zur Arbeit an. Das fröhliche Lachen des ganzen Hauses, welches sich selbst bis tief in die Nacht hinein mit seiner eigenartigen Riesenfröhlichkeit Leben einhauchte, weckte mich aus dem Schlafe. Unterhalb meines Zimmers begannen die Hämmer ihren Tanz, und es schien mir, als zöge „das Fräulein" mich vom Lager, indem sie an das Plafond der Schmiede pochte und mich einen Faulpelz schalt. Das ganze, armselig möblirte Kämmerchen, mit seinem Schrank von enormer Größe, mit seinem weißgescheuerten Holztisch, mit seinen beiden Stühlen, krachte in seinen Fugen und hieß mich eilen. Ich mußte hinunter und da unten fand ich die Schmiede längst bei voller Arbeit, grell im Lichte der Flammen des Herdes. Der Blasbalg keuchte dumpf, eine bläulich-rosa Flamme stieg aus der Kohle empor. Der Schmied war daran, seine Tagesaufgabe zu dispo-

niren. Aus den Winkeln suchte er Eisenstücke hervor, kehrte die Pflugmaschinen um und um, und prüfte die Räder.

Als er meiner ansichtig ward, stemmte der brave Kerl die Fäuste in die Seiten und lachte so recht aus vollem Herzen, den Mund breit gespalten bis zu den Ohren hinauf. Der Gedanke, mich um fünf Uhr Morgens vom Lager getrieben zu haben, verursachte ihm ungemessene Fröhlichkeit. Ich glaube fast, er schlug des Morgens auf den Amboß aus reiner Lust, eben nur um zu schlagen, um den Tagesanbruch einzuläuten, mit dem gewaltigen Glockengetöne seiner Hämmer. Er legte seine großen Hände auf meine Schulter und beugte sich zu mir herab, gleich als spräche er zu einem Kinde, und meinte, ich sähe bedeutend wohler aus, seit ich inmitten seines Eisengerümpels mein Leben verbrächte.

Oft hielt ich mich den ganzen Tag in der Schmiede auf. Zumal im Winter, an Regentagen, habe ich Stunde auf Stunde dort zugebracht. Ich nahm Interesse an der Arbeit. Dieser unablässige Kampf des Schmiedes gegen die brutale Eisenmasse, welche er nach Gutdünken knetete, regte mich an, wie ein packendes Drama. Ich folgte dem Metall mit den Augen, vom Herd zum Amboß, und immer gab es neue Ueberraschungen für mich, wenn ich so sah, wie das Eisen sich bog und reckte, und schließlich sich rollen ließ gleich weichem Wachs unter der Kraftanstrengung des siegreichen Arbeitsmannes. Und war so ein Pflug vollendet, dann beugte ich mich herab, betastete ihn und erkannte kaum noch den unförmigen Rohstoff vom gestrigen Tage. Ich prüfte die einzelnen Theile, und mir schien alsdann, daß Hände von übermächtiger Kraft sie so geformt, *ohne* die Hülfe des Feuers.—Zuweilen auch überkam mich ein Lächeln, wenn ich vergleichshalber eines jungen Mädchens gedachte, das ich vor Jahren meinem Hause gegenüber Tage lang beobachtet hatte, wie es mit seinen zarten, durchsichtigen Fingern künstliche Blumen mittelst feiner Seidenfäden an Stifte von Messingdraht befestigte.

Niemals habe ich den Schmied sich beklagen hören. Ich sah ihn zu Zeiten nach oft vierzehnstündigem Arbeitstage in sein sonores herzliches Lachen ausbrechen, wobei er sich mit der Miene der Zufriedenheit die nervigen Arme rieb. Traurig war er niemals, niemals müde. Seine Schulter hätte hingereicht, das ganze Haus zu stützen, wenn es hätte zusammenbrechen wollen. —Im Winter fand er, daß es wohlig sei in der Schmiede. Im Sommer ließ er Thür und Thor weit offen stehen, und den duftigen Heugeruch von den Feldern hereinströmen. Und wenn der Sommer kam und der Abend hereinbrach, setzte ich mich neben ihn vor die Thüre. Wir befanden uns auf der halben Höhe eines Hügels, und konnten von hier aus das Thal in seiner ganzen Breite überschauen. Der Anblick dieses Riesen-Teppichs fleißig beackerter Erde, welcher sich hinter dem Horizont in der violetfarbenen Dämmerung verlor, machte ihn glücklich.

Er scherzte oft. Er meinte, all' diese Aecker gehörten ihm, denn seit zwei Jahrhunderten habe *seine* Schmiede dem Lande Pflüge geliefert. Das war sein Stolz. Ohne ihn konnte keine Ernte heranreifen, und wenn die Ebene grün im Mai und goldgelb im Juni dreinschaute, so hatte sie das ihm zu verdanken. Er liebte die Jahreszeiten wie seine leiblichen Töchter, in dankbarem Entzücken stehend vor den reifebringenden Sonnenstrahlen, und drohend die Faust ballend gegen heranstürmende Hagelwolken.

Oft sah ich ihn dastehen, an heißen Sommernachmittagen, herrlich in seiner Riesengestalt! Entblößt war er alsdann bis zum Gürtel herab, nervig traten seine gespannten Muskeln hervor, und er glich den übermenschlichen Gestalten der alten Heldensagen. Er erschien mir wie der Herangereifte Heros der Arbeit, das unbezwingliche Kind dieses Jahrhunderts, welches unablässig auf den Amboß schlägt, um mit Feuer und Eisen die künftige Gesellschaft zu schmieden.—Wenn ihm das Bedürfniß kam, einmal hell aufzulachen, dann griff er nach seiner „Maid" und schwang sie mit voller Kraft; dann krachte und donnerte es in seinem Hause beim flimmernden Flammenschein des Schmiedeherds.

All' das alte Eisengerümpel, welches unterhalb meines Wohnraumes unter den Hammerschlägen erdröhnte, trieb mir gleichsam Eisen in's Blut. Das war bessere Medizin für mich, als jegliches Apothekergebräu. Ich hatte mich an dieses Getöse gewöhnt, ich bedurfte dieser Eisenhammer-Musik, um zu fühlen, daß noch Leben in mir war. Beim Schmied waren Herz und Gemüth mir genesen. Toc, toc — toc, toc — das war der Pendel, welcher die Arbeitsstunden meines Lebens regelte.

Und ich vermeinte den Seufzer des Volks bei der Arbeit zu hören.

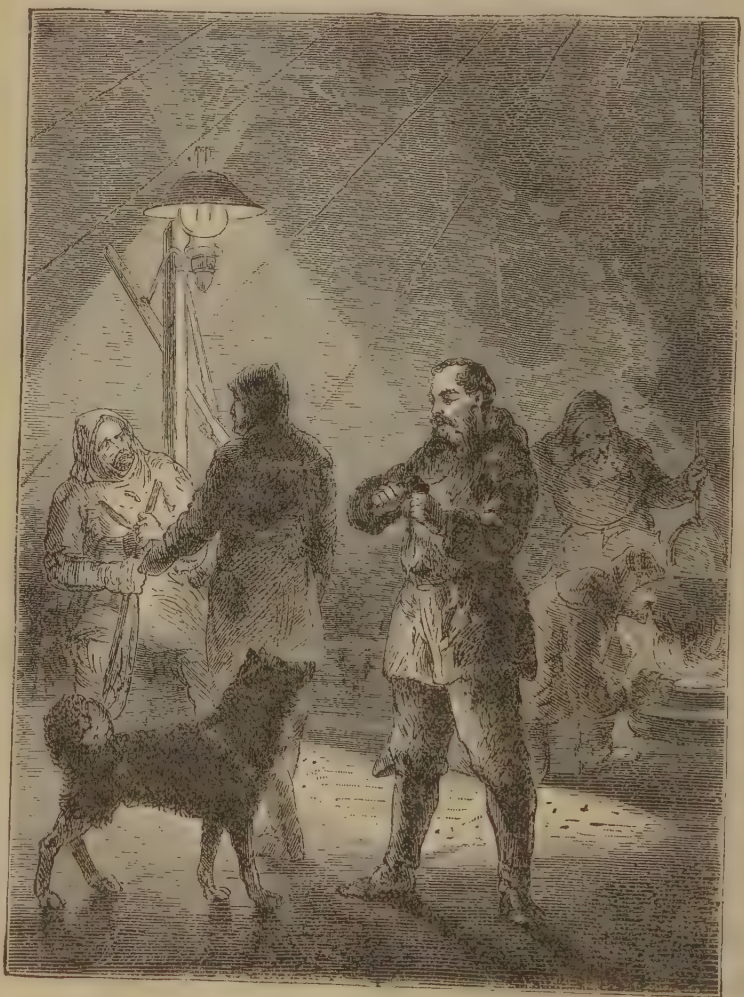
Am Nordpol.

Wer hätte nicht in den letzteren Jahren mehr oder weniger von den Entdeckungsreisen im nördlichen Eismeer gehört und gelesen? Ist es doch kaum einige Monate her, seit die Greely-Expedition von einem schrecklichen Tode gerettet wurde, und doch hört das Forschen und Reisen nach dem Nordpol nicht auf. Ob es sich endlich lohnen wird, wenn das Problem gelöst ist, bleibt einstweilen noch eine sehr zweifelhafte Frage.

Unter den berühmtesten Nordpolfahrern finden wir den Namen des Amerikaners Kane, welcher auszog, um die unglückliche Franklin-Expedition aufzusuchen; ihm war es beschieden, bis zu einer Höhe gegen den Nordpol vorzudringen, die kein Reisender vor ihm erreichte; aber

auch keiner hat ähnliche Leiden und Entbehrungen durchgemacht. Seine Schilderungen übertreffen alles, was die Phantasie eines Romanschreibers je ersinnen konnte. Wir geben etliche seiner Schilderungen in seinen eigenen Worten:

Während wir die Littleton-Insel passirten, sah ich vom Mastkorb aus leider den verhängnißvollen Eisblick im Norden. Der Wind war schon etliche Tage von Norden, und wenn er noch einige Tage so bleiben sollte, mußte er uns unbedingt in die Eisfelder hineinführen. Wir errichteten also auf der Littleton-Insel einen Steinkegel und legten an einem passenden Ort eine Vorrathsniederlage an; wir begruben am Kap Hatherton ein kleines Boot, welches mit Proviant gefüllt war, und umgaben es mit schweren Felsstücken, füllten die Zwischenräume mit Sand und Moos aus, welches wir dann mit Wasser begossen, und weil dieses sehr schnell gefror, gedachten wir, es sei ganz sicher vor den Klauen der Eisbären. Hier war kein Zeichen von Pflanzenleben, aber wir fanden Zeichen, daß wir nicht die ersten menschlichen Wesen hier waren, denn altes zerfallenes Gemäuer zeigte uns, daß einst eine Ansiedlung hier gewesen sein mußte. Knochen vom Walroß, Ueberbleibsel vom Fuchs und Narval fanden wir, aber kein Zeichen vom Seehund oder Rennthier. Auch Gräber, Vorrathskammern und Ueberreste von alten Waffen gab es noch zu sehen. Als wir unsere Vorkehrungen getroffen hatten, schifften wir weiter und fanden uns am nächsten Morgen mit mehreren Winter altem Packeis umgeben; es schien sicher, daß wir an die grönländische Küste verschlagen würden, unser Kampf mit den Elementen war ein nutzloser.



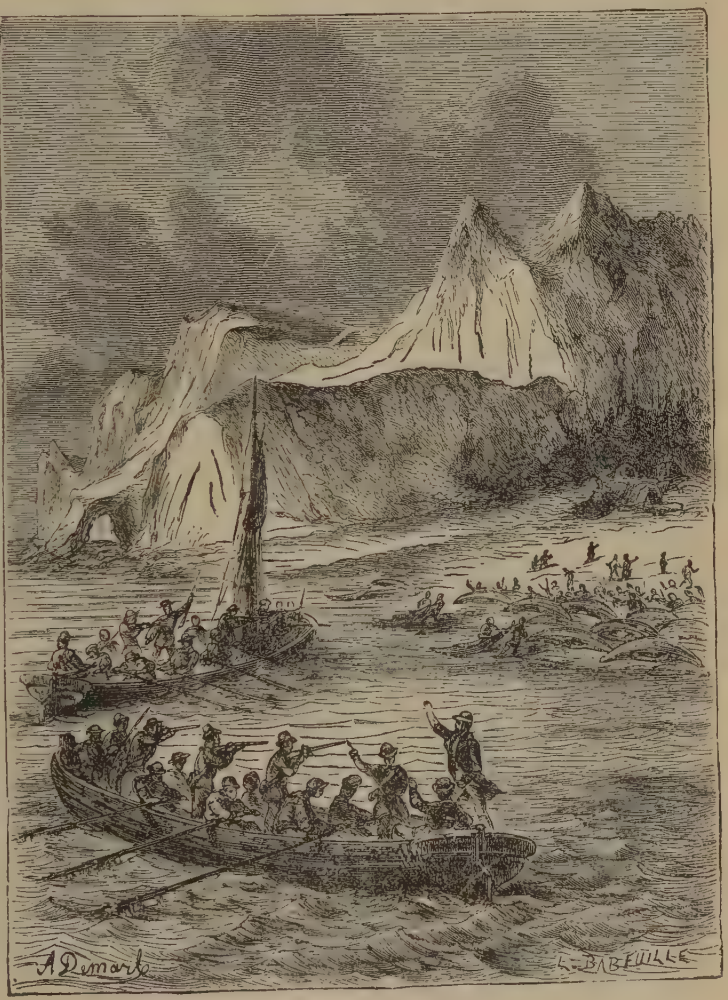
Beim Zubereiten der Mahlzeit.

Zu unseren kleinen Leiden gehörte, daß mir mehr als 50 Hunde an Bord hatten, von denen die Mehrzahl reißende Wölfe genannt werden konnten. Es war keine leichte Sache, diese Gesellschaft mit Futter zu versorgen. — Wegen Mangel an Küsteneis konnten wir von unseren Flinten keinen Gebrauch machen, und die zwei Bären, welche wir früher geschossen, vermochten die Vielfraße nur acht Tage zu sättigen. Ich mußte sie auf die äußersten Rationen setzen, denn Salzfleisch hätte sie uns umgebracht. Endlich trafen wir auf einen Rudel Walrosse, aber unsere Kugeln prallten ab auf der dicken Haut, und auf Harpunennähe kamen wir nicht; jetzt entdeckte ein Matrose einen todten Narval, welchen wir zerschnitten und etwa 150 Pfund gutes Fleisch für die Hunde bekamen, nebst zwei Fässern guten Thranes.

Auf einem meiner Bootausflüge, zur Entdeckung eines Ausweges für unser Schiff, kam ich an eine lange Reihe Klippen, welche mit Moos und Binsen schön grün bekleis

bet waren. Ich hatte bereits gelernt, solche Vegetationserscheinungen auf die düngende Wirkung der Abgänge zu beziehen, welche sich um menschliche Wohnungen aufhäufen; hier fand ich denn auch eine noch gut erhaltene Eskimohütte, welche sich in ein paar Stunden wohnlich herrichten ließ. Knochen vom Walroß, Fuchs und Seehund lagen umher; auch einen todten, noch unverwesten Hund fanden wir, und einen Bärenfellanzug. Leider konnten wir hier nicht landen, denn der Wasserstand war zu niedrig, so suchten wir eine kleine Felseninsel zu erreichen, um geschützt besseren Wind abzuwarten, denn so wie es eben war, konnten wir nicht von der Stelle kommen.

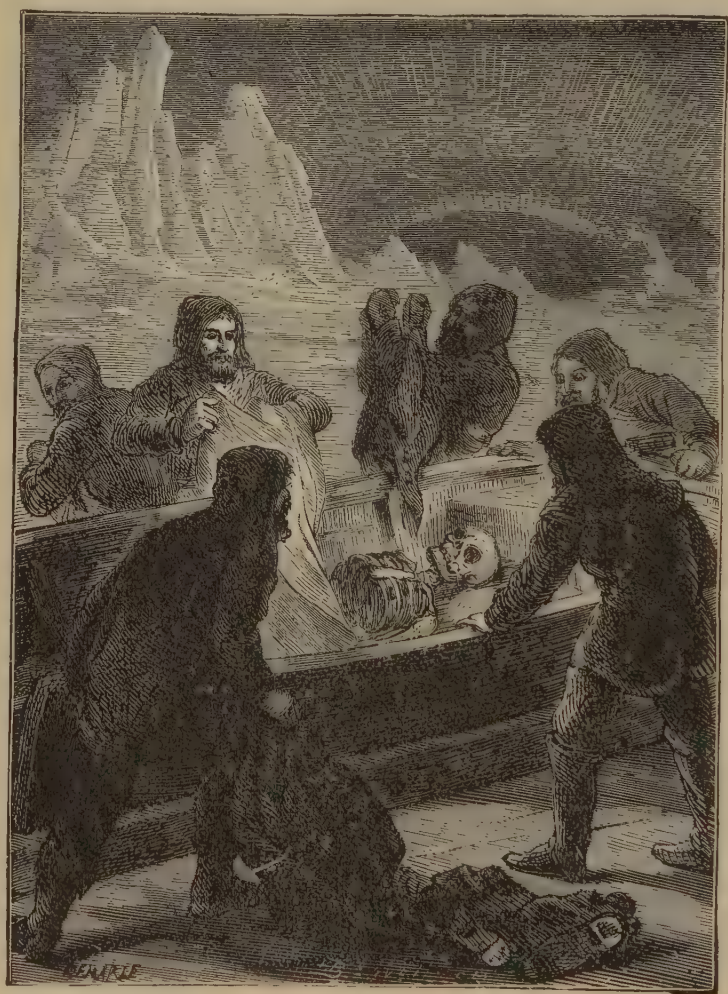
Hier lagen wir nun eine Zeit lang sicher, und suchten, so gut es ging, Nahrung für die Hunde zu schaffen. Ein verwünschter Hundekrawall, schlimmer als hätte eine ganze Straße von Constantinopel sich auf unser Deck ausgeleert, zeigte sich aber auf unserem Schiffe. Die Hunde waren unbändige, wilde, diebische Bestien; keine Bärenpfote, keinen Eskimoschädel, keinen Korb mit Moos, nichts konnte man auch nur eine Minute in ihrem Bereich lassen, ohne daß sie darauflosstürzten, und es nach kämpfendem Geheul verschlangen. Ich habe gesehen wie sie sich an ein Federbett machten und es zerrissen; selbst heute sah ich eine dieser Bestien zwei ganze Vogelnester verschlingen, welche ich erst vom Felsen geholt hatte. Wenn wir eine Felseninsel, Eisberg oder Land erreichten, sprang die ganze Meute davon, und ließ sich weder durch Worte, noch Schläge zurückhalten. Zwei der größten waren bei der Nebelinsel geblieben; ich mußte ein Boot mit Leuten abschicken, um sie zu fangen. Man fand sie schließlich fett und frech bei den Resten eines todten Narvals. Nach einer Stunden langen Jagd wurde der Eine gefangen und gebunden zurückgebracht; der andere mußte seinem Schicksal überlassen werden.



Ein Scharmützel mit den Eskimos.

Jetzt kam ein straffer Wind vom Süden; die Eisflarden scheuerten unbarmherzig an den schweren Tauen, mit denen wir uns an die Felsen geklammert hatten. Diese Insel rettete unser Schiff und Leben, daher nannten wir sie „Gottesgabe"—"Godsgift-ledge." Der Himmel sah drohend aus, die Vögel schienen dem Wetter nicht zu trauen, denn sie hatten den Canal verlassen; aber die Walrosse umkreisten uns in Schaaren, sie kamen uns auf zwanzig Schritte nahe, schüttelten ihre finsteren Häupter und wirbelten mit ihren Hauzähnen das Wasser auf. Dieses ist immer ein sicheres Zeichen von Sturm, und er kam; sechsunddreißig Stunden mußten wir kämpfen, um nicht vom Eis zerdrückt zu werden, dann wurde das Meer wieder ruhig, und als die Fluth sich verlaufen,

saßen wir fest auf dem Grund, umgeben von gewaltigen Eismassen. Nun mußten wir stark arbeiten, um uns fertig zu machen, mit der wiederkehrenden Fluth loszukommen, denn hier konnten wir unmöglich bleiben, vom Ueberwintern gar kein Gedanke. Die Vögel hatten uns verlassen, und waren bereits südlich gezogen; wir hatten alle Hände voll zu thun, denn es schien die lange Nacht sei nicht mehr ferne. — Wir mußten den Schiffsraum leeren, und unseren Winterproviant an das Land schaffen. — Salzfleisch war in unserer Lage stets ungesund, wir mußten es erst einige Zeit ins Wasser legen, ehe wir es überhaupt genießen konnten. Alle gesalzenen Artikel wurden zwölf Stunden lang eingeweicht und dem Frost ausgesetzt, dann öfters untergetaucht, aber jedesmal vor dem Eintauchen wurde die formirte Eiskruste abgenommen. Unsere Boote zogen wir ans Land, um die Vorräthe darin aufzubewahren; aber das Schiff blieb unsere Festung und unsere Burg, denn die Oefen waren gut und wir konnten leicht das Thermometer auf 70 Grad Fahrenheit im Schiffsraum halten, während es draußen 20 Grad unter Null war.



Ein unerwarteter Fund.

Hier waren wir also, lebendig Begrabene, und warteten auf den wiederkehrenden Tag. Unsere Nacht währte 64 Tage, welche wir hier zubringen mußten, denn erst Anfangs März fing es an zu dämmern. Von unseren Hunden, von deren wir uns so große Versprechungen machten, überlebten die Nacht nur sechs, die anderen krepirten alle. Aber wie leben denn Menschen in einem solchen Kasten und in einem solchen Winter? Wie es eben geht! Die Ordnung und die Arbeit wird streng beobachtet. Arbeit muß gethan werden, ob es nothwendig ist oder nicht, denn Arbeit ist Bedürfniß zum Leben; sonst aber wird geschneidert, geschustert und geklempnert. — Mitunter geht man auf die Jagd, bringt aber selten etwas mit nach Haus, denn die Füchse und die Hasen haben sich landeinwärts geschafft bei der größeren Kälte.

Während des Winters hatten wir einen Besuch von Eskimos; es lag in unserem Vortheil, unsere Schwäche verborgen zu halten vor den Kameraden, denn sonst hätten wir sie gar nicht im Zaum halten können. Sie waren freundlich gesinnt, aber stahlen, was nicht nagelfest war. — Einer unserer Leute diente als Dolmetscher, so daß wir uns leidlich verständigen konnten. Um den kleinen Strolchen zu zeigen, daß sie es mit gewaltigen und reichen Leuten zu thun haben, schenkte ich ihnen einen Arm voll alter Faßdauben und einige Nadeln. Die Schelme hatten sich theuer verpflichtet, wieder zu kommen; wir sahen sie nie wieder.

Ueber die Behauptung, ob ein Europäer oder ein Ame-

rikaner sich an das Klima im hohen Norden gewöhnen kann, sagt Dr. Kane: „Der Allmächtige möge jeden civilisirten Mann vor dem Schicksal bewahren, eine Reihe von Jahren in dieser aufreibenden Finsterniß zubringen zu müssen; bis zum 72. Grad hinauf, wo es nur darauf ankommt, der Kälte zu widerstehen, da geht es noch, denn es ist hell genug, um im Freien arbeiten zu können." Kane war bis zu seiner letzten Stunde der Meinung, daß von den 138 auserlesenen Männern des Franklin noch eine Anzahl am Leben sein müßten, denn es waren alle abgehärtete junge Leute, und an das Leben im Norden gewöhnt.

Schrifterklärung.

Von M. Höhn.

(Schluß.)

Es ist bekannt, wie gewisse einzelne Schriftstellen so sehr verschieden erklärt werden, z. B. Stellen über Taufe und Abendmahl; über Berufung und Erwählung; über den Fels Petri; die Wiederbringung; die ewige Dauer der Höllenstrafen u. s. w., nichts zu sagen von dem tausendjährigen Reich, der Zukunft Christi u. s. w. Bekannt ist auch, wie jüdischerseits die messianischen Verheißungen des alten Testaments erklärt werden. Derselben zufolge ist nemlich—um nur eine Stelle anzugeben—unter dem „Reis aus dürrem Erdreich" nicht der Messias, sondern das jüdische Volk selbst zu verstehen.—Nun aber zur Frage: „Wie soll man die Schrift erklären?" Oder eigentlich besser, um gleich heim zu kommen:

2. Wie sollen wir die Schrift erklären? a. Schrifterklären setzt Schriftforschen voraus. Da kommt es nun vor allem Andern und ganz besonders auf unser eigenes Verhältniß zur Schrift selbst an—was wir selbst von der Schrift halten. Sind wir in Bezug auf die Schrift uns selbst nicht klar, so ist es selbstverständlich, daß wir auch keine rechte Erklärung geben können.—

Der Schlüssel zur richtigen Schrifterklärung ist erstens ein unbedingter Glaube an die göttliche Autorität und Inspiration der heiligen Schrift. Freilich, dieser Glaube muß mit einem heiligen Respekt, mit einem positiven Interesse und mit einer gläubigen Wißbegierde verbunden sein. — Nun tritt aber gerade dieser Inspirationsglaube heutzutage wieder in sehr gemilderter Form auf. Derselbe gibt Menschlichkeiten in der Bibel zu, er will die Textkritik und die sprachgeschichtlichen Abweichungen und Schwankungen nicht verschmähen. Aber es ist nicht einzusehen, was eigentlich die Inspirationslehre noch soll, wenn einmal die Annahme fallen gelassen ist, daß der heilige Geist der Autor und erste Ursache der Schrift sei, und man glaubt, daß die menschlichen Schriftsteller nur seine Werkzeuge waren, es kann dann sehr wenig bedeuten, ob die Grenzen der menschlichen Verstandes- und Willensthätigkeit etwas weiter oder enger gesetzt werden. Es bleibt dann von dem ganzen Inspirationsdogma nur noch die Annahme übrig, daß die biblischen Schriftsteller unter dem Einfluß des heiligen Geistes geschrieben haben. —Es ist ein großer Unterschied, der vielleicht von Unbefangenen nicht so leicht bemerkt wird: zu glauben, die heilige Schrift enthält Gottes Wort, oder zu glauben, die heilige Schrift ist Gottes Wort. — Es kommt gewaltig viel darauf an, wie man die eine Stelle auffaßt: 2. Tim. 3, 16. Die lutherische, die katholische Allioli, sowie die revidirte englische Uebersetzung geben dieselbe: „Alle Schrift von Gott eingegeben." Dagegen hat die alte englische Uebersetzung: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben." Weizsäcker hat: Jedes Schriftwort ist von Gott eingegeben." Van Eß! „Die ganze Schrift ist von Gott eingegeben." De Wette: „Jegliche Schrift ist Gott gehaucht." Lange setzt in der lutherischen Uebersetzung das Wörtlein „ist" in ( ) hinein.—

Wir Evangelische glauben nicht: „Die heilige Schrift enthält Gottes Wort," wie etwa der Acker den Schatz, oder die Schale den Kern, — sondern wir glauben: „Die heilige Schrift ist Gottes Wort, sie ist der Schatz, sie ist der Kern. — Die ganze, alle Schrift ist von Gott eingegeben. — So haben wir übrigens obige Stelle immer aufgefaßt, und von diesem Glauben ausgehend, erklären wir die Schrift, und da haben wir, wie obige Citate zeigen, von den besten wissenschaftlich- anerkannten Autoritäten auf unserer Seite, und ich glaube, die Hauptautorität, der heilige Geist, ist auf unserer Seite! — Nur von diesem gesunden Standpunkt aus kann eine gesunde und gründliche Schrifterklärung erwartet und geliefert werden. — Wenn durch öfteres Abschreiben Fehler entstanden sind, so ist das kein Beweis gegen die ursprüngliche, göttliche Echtheit.—

Zweitens ist der Schlüssel zur richtigen Schrifterklärung der heilige Geist. Der göttliche Sinn und Geist der Schrift kann nur vermittelst des göttlichen Geistes verstanden werden. Die Schrift muß in demselben Geiste gelesen, erforscht und erklärt werden, in welchem sie geschrieben ist, denn nur Verwandtes kann Verwandtes verstehen.—Die Schrift, die Worte Jesu und der Apostel enthalten Geheimnisse, welche nur für wahrhaft Gläubige und geistlich Gesinnte verständlich sind. Die ganze Tendenz der heiligen Schrift ist: Die Ehre Gottes und die Heiligung des Menschen. Ueberall in derselben ist

der Mensch als ein abhängendes, sündiges und heilsbedürftiges Wesen vorausgesetzt. Dies ist so sehr der Fall, daß derjenige, welcher die Menschen, und vorab sich selbst, als gut und recht ansieht, geradezu des Verständnisses für die heilige Schrift ermangelt, daß sie ihm vielmehr als Thorheit vorkommen muß; während nur demjenigen der Sinn und Geist der Bibel sich erschließt, der durch Lebenserfahrung und Selbsterkenntniß zum Bewußtsein der eigenen und allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit und Heilsbedürfniß gelangt ist, und die seligmachende Gnade Gottes, das Licht des heiligen Geistes von oben, die rechte göttliche Erleuchtung erlangt hat. Ein rechtes Hineindenken und Hineinfühlen in die Schrift ist nur Demjenigen möglich, der mit eigenem religiösem Erlebniß an dieselbe hinantritt. Ihm lösen sich viele Schwierigkeiten und Anstöße von selbst auf. Auch in dieser Beziehung ist es vollkommen wahr, daß der natürliche Mensch nicht erkennt—vernimmt—was des Geistes Gottes ist. Der Geistliche aber richtet geistliche Sachen geistlich. Dabei verschmäht er durchaus nicht in hochmüthiger Verachtung geeignete und nothwendige menschliche Mittel, welche ein gründliches und gesichertes Schriftverständniß bedingen, er sieht im Gegentheil in Allem den Finger Gottes, und ist demüthig genug bei etwaigen geheimnißvollen Stellen und Sachen, die er einmal nicht wissen kann, zu sagen: Ich weiß es nicht!—Er behauptet nicht, was er nicht weiß und nicht mit guten Gründen beweisen kann. Nicht behauptend, sondern fragend und lernend tritt er zum Studium und zur Erklärung der Schrift, als dem Worte des Lebens und der heiligen Urkunde unseres Glaubens, hinan. Die rechte Stellung zu derselben ist eine horchende, eine empfangende, eine betende. Eine innere Uebereinstimmung des Auslegers mit dem Geiste der heiligen Schrift ist eine absolute Bedingung des Verständnisses derselben.

b. Aber bezüglich der Frage: „Wie sollen wir die Schrift erklären?" müssen wir uns auch unseres Verhältnisses zu dem Schüler, dem Zuhörer, deutlich bewußt sein. Unsere Stellung zum Schüler ist eine mittheilende, wir stehen zwischen ihm und der Schrift; so wie wir in derselben forschen und lernen und aus derselben nehmen, so geben wir dem Zuhörer und Schüler lehren ihn denken, erkennen und nehmen. Wir können ihm nur dann das rechte Verständniß der Schrift beibringen, wenn wir ihn in den Stand versetzen, daß er das darin sieht, was wir darin sehen, daß er das davon denkt, was wir davon denken, und daß er es so denkt, wie wir es denken. Er soll auch überzeugt werden, daß unsere Schriftkenntniß sich gründet auf Verständniß des Textes, der Sprache, der Orts- und Zeitverhältnisse u. s. w.—und was das Religiöse betrifft, ganz besonders auf unsere eigene Herzenserfahrung und Herzensredlichkeit. — Keine Schrifterklärung taugt etwas, wenn sie nicht auf dieses gegründet ist. Nur daraus kann ein aufrichtiger und ernster Wille hervorgehen, die Schrift verständlich zu machen.—Der Schüler soll ferner überzeugt werden, daß das Schriftverständniß nicht anders als durch gewissenhafte Arbeit und Gebet erworben wird.—Ein Schrifterklärer, welcher dem Schüler nur text-kritischen, grammatischen und geschichtlichen Stoff mittheilt, kann sich nicht rühmen, daß er ihm die Schrift erklärt und ihn in den Geist und Sinn derselben hineingeführt habe.—Die biblischen Schriftsteller wollen Gedanken und eine religiöse Wirkung hervorbringen, und das muß auch der biblische Ausleger wollen.—Er muß so mit dem Geist der Schrift im Einverständniß sein, daß das, was er sagt (ohne viel Ermahnungen) auf den empfänglichen Hörer den Eindruck macht: So ist es.—Die religiöse Ueberzeugung und das Licht von oben muß dem Zuhörer gleichsam als reife Frucht der Erklärung in den Schooß fallen, und der Hauptgedanke einer Stelle vor seinen Augen entstehen.— Je gründlicher der praktische Theologe im Schriftstudium erfahren ist, je reichlicher er das betreffende Schriftstück bei sich selbst durchgearbeitet hat, desto besser nnd praktischer wird — unter Voraussetzung hinreichender religiöser Menschenkenntniß und Lehrgabe — seine Erklärung sein. Je mehr er selbst darin lebt, desto besser wird er lehren, und je mehr er sich zu dem Schüler herabläßt, und sich innerlich an ihn anschließt, desto leichter wird er seinen Zweck erreichen. In jedem Fall haben wir auf die Beschaffenheit unserer Schüler und Zuhörer ganz besonders Rücksicht zu nehmen. Ist unsere Erklärung für Gelehrte bestimmt, was nur dann der Fall sein wird, wenn entweder der betreffende Gegenstand oder Abschnitt schwierig oder streitig ist, oder die gegebenen Erklärungen noch Wesentliches zu wünschen übrig lassen, so hat man vieles vorauszusetzen, was bekannt und anerkannt ist, desto ausführlicher aber da zu sein, wo die Sache bestritten und wir uns bewußt sind, etwas Neues geben zu können.—Ist aber unsere Erklärung für Lernende, für Studirende, oder für Leute im Allgemeinen bestimmt, so werden wir um so viel besser erklären, je besser uns der Stand und die Kenntnisse derselben bekannt sind. Diesem haben wir uns anzubequemen. In jedem Fall können wir hier nicht so viel voraussetzen und haben eine gewisse Vollständigkeit erst anzustreben.

Bei uns hier handelt es sich insonderheit um die Schrifterklärung in der Sonntagschule. Da müssen wir bedenken, daß wir es hauptsächlich mit der Hoffnung der Kirche, mit jungen Leuten und Kindern, zu thun haben, und da ist vor allem Andern absolut nothwendig, daß wir uns in dieselben schicken, uns zu ihnen herablassen und uns herzlich und liebevoll an sie anschließen. „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!" findet auch hier seine besondere Anwendung. Kindern im rechten Sinn und Geist die Schrift zu erklären (nicht Dogmatik zu predigen), ist, obwohl eine etwas schwierige und geduldübende, doch auch eine sehr herrliche und für Zeit und Ewigkeit nutzbringende und lohnende Arbeit. Sei die Bildungsstufe und Fähigkeit der Schüler, welche sie wolle, unser Zweck ist für alle nur einer, nemlich sie durch

die Bibel zu Jesu zu bringen, zu wahren Christen und glücklichen Menschen zu machen. Unaussprechlich groß und herrlich sind die Vorrechte solcher, von denen in Wahrheit gesagt werden kann: „Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Denn alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung und der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt."

c. Wie sollen wir die Schrift erklären? — Das heißt, nach welcher Methode, auf welche Art und Weise? — Eine bestimmte Regel für alle Fälle ist nicht wohl anwendbar, und man muß sich immer nach Umständen zu richten wissen. — Bezüglich der Schrift selbst mag hier noch bemerkt werden, daß wir immer zuerst, unparteiisch und vorurtheilsfrei, den rein historischen und buchstäblichen Sinn so genau wie möglich erforschen, darnach den geistlichen, und machen sodann auf das religiös-praktische Leben die Anwendung. — Dabei vermeiden wir ungesunde, unberufene, müßige und gefährliche Grübeleien, wobei man mit dem einfachen und gesicherten Sinn nicht zufrieden ist, sondern auf Kosten der praktisch-religiösen Tendenz seine Lieblings-Ideen geltend machen will, um vielleicht gar in der Kirche und Theologie doch auch etwas von Bedeutung zu sein. Bezüglich der Art und Weise, wie die Schrift zu erklären, mögen etwa folgende Punkte ihre Anwendung finden:

1. Wo immer es geschehen kann, ist zuerst die Feststellung des Textes am Platz durch Anwendung der Textkritik. Sodann

2. Die Ermittelung des Wortsinnes der Sprache, wobei man auch verschiedene Uebersetzungen und Parallelen wohl anwenden kann. An dieses schließt sich, wo es nöthig ist,

3. Die Geschichte und die Geographie, wobei man besonders Rücksicht nimmt auf Zeit- und Ortsverhältnisse, und die biblische Archäologie im allgemeinen sehr gut in Anwendung bringen kann, wozu nicht allein Volks-, Landes- und Zeitenkunde gehört, sondern auch Natur, Kultur- und Religionskunde.

4. Die Logik, und

5. Die Exegese, absonderlich die practische und moralische.

Wie viel man übrigens beim Bibelerklären von einem wissenschaftlichen Apparat Gebrauch machen kann, hängt von Umständen ab, je nachdem der Bibelabschnitt ist, ist ein homiletisch-exegetisches Verfahren wohl angewandt, nach welchem man Vers für Vers erbaulich und leicht verständlich erklärt. Oder man gibt, wenn der Abschnitt solches nicht zuläßt, eine kurze Uebersicht über das Ganze, sucht den oder die Hauptgedanken auf; oder wenn der Abschnitt aus einem Ganzen herausgenommen ist, weist man den Zusammenhang nach, und kommt dann besonders auf die Hauptsache im vorliegenden Abschnitt zurück. — Ist das zu erklärende Schriftstück von einiger Ausdehnung, so ist die Gliederung und Gruppirung des Ganzen aufzuzeigen, und dann die Erklärung im Einzelnen vorzunehmen. — Immerhin ist der Gedanke des heiligen Schriftstellers so zu entwickeln und zu erläutern, daß der Schüler in den Stand gesetzt wird, das zu denken, was der Schriftsteller gedacht hat, und es so zu denken, wie er es gedacht hat. Es ist nicht genug, daß alles Einzelne, was gesagt wird, richtig ist, es ist nicht genug, daß alles Rechte gesagt wird, sondern das Richtige muß auch in der rechten Ordnung gesagt werden, d. h. daß so viel als möglich das Eine auch das Andere führt, dieses durch jenes bedingt ist. Der Schüler muß so in daß Wesentliche der Untersuchung eingeführt werden, daß er dadurch schrittweise dem Ziel zugeführt wird, und dasselbe an der Hand des Auslegers selbst gefunden zu haben scheint. Das Ziel ist, das Verständniß dessen, was darin liegt. Schwierige Ausdrücke sind nach Sprachgebrauch und Zusammenhang zu ermitteln. — Bezüglich der Art und Weise in der Sonntagschule ist noch zu bemerken, daß die Methode, wodurch man durch Fragen den Schüler zum Denken, zum Finden und zum Antworten veranlaßt, dem vielen ununterbrochenen Reden weit vorzuziehen ist. Selbstverständlich müssen aber die Fragen derart sein, daß der Schüler nicht blos mit ja oder nein zu antworten braucht.

Was die Hülfsmittel zur Schrifterklärung betrifft, so hat man dieselben heutzutage fast im Ueberfluß, man thut jedoch wohl, manche derselben mit Vorsicht zu gebrauchen, besonders die sogenannten vermittelungs-theologischen Werke: Die sind gut genug, bis es an die Hauptsache geht, an die Gottheit Jesu Christi, — da fehlts. — Und vor einer Schrifterklärung, welche Christus, den gottmenschlichen Erlöser und Heiland, der uns von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung gemacht ist, — hinaus erklärt, wollen wir uns hüten. — Eins der Hauptschrifterklärungsmittel ist die Bibel selbst und das gläubige Gebet. — Wir Evangelische, obwohl für Fortschritt, sind doch noch ein wenig altmodisch. — Wir sind für eine altmodische Bibelerklärung, für einen altmodischen Heils- und Himmelsweg, für altmodisches Christenthum, für eine altmodische Bekehrung und Heiligung; — für eine altmodische Hölle, (vor der es uns aber nicht graut); für einen altmodischen, aber ewig neuen Himmel, auf den wir uns freuen. — Gott sei ewig Lob und Dank für die frohe und selige Hoffnung,

Daß wir einst mit allen Frommen,
Werden dort zusammenkommen!

Der alte Vinke.

War ein merkwürdiger Mann, dieser Vinke. Ein Oberpräsident seines Königs, und doch ein gemeiner Mann mit dem geringsten im Volke, schlecht und recht, nie auf das Urtheil am grünen Tisch sich verlassend, sondern am liebsten immer selbst nachsehend, so durchzog er in einfacher Kleidung das Land, um sein wichtiges Amt ehrenhaft auszurichten.

So kam er auch eines Abends zu Fuß in ein westphälisches Wirthshaus, indem sein Wagen auf dem Umwege der Landstraße nachkam. Als nun der einfache Mann im blauen Bauernkittel mit hohen Klappstiefeln, eine alte blaue Mütze auf dem Kopf, in der Herrenstube des Gasthofes gerade Platz nehmen will und die Kappe höflich niederlegt, fühlt er sich in demselben Augenblick von einer derben Faust an der Schulter gefaßt.

„He, Vettersmann, was fällt euch ein?" fragte der Gastwirth, denn er ist es selbst.

„Ich bitt' um ein gutes Nachtessen," antwortete der Fremde.

Allein der Wirth, welcher Vinke wohl für einen „Fechter" ansah, sprach derb: „Etwas Brod und Wurst wird's für den Abend auch thun; das findet ihr dort drüben; dort ist euer Platz, Vettersmann," und mit diesen Worten zeigte er nach der Fuhrmannsstube auf der andern Seite.

Der alte Oberpräsident erhebt sich ruhig und geht in die Fuhrmannsstube. Dort läßt er sich Brod und Wurst geben, plaudert mit den Fuhrleuten und Arbeitern, und erfährt so über Land und Leute zehnmal mehr, als die ehrsamen Philister in der Herrenstube ihm hätten sagen können.— —

Zehn Minuten später fährt ein herrschaftlicher Wagen vor. Gefällig eilte Herr Spanke, der Wirth, um die vornehme Herrschaft zu empfangen. Allein der Wagen ist leer.

„Ihr kommt ohne Herrschaft?" fragte der Wirth.

„Meine Herrschaft ist schon da!" antwortete der Kutscher.

„Hier ist keine Herrschaft abgestiegen, Vettersmann!" versicherte der Wirth.—„Wer ist denn Eure Herrschaft?" fragte er erwartungsvoll.

„Seine Excellenz, der Herr Oberpräsident von Vinke?"

Den Wirth überläuft bei diesem Namen eine dunkle Ahnung heiß und kalt. Er hat so viel von dem alten Vinke gehört, der in seinem blauen Kittel und den langen Schlappstiefeln schon so manche Leute angeführt hat. Oft hat er schon zu sich selbst gesagt: Mich würde er wohl nie anführen? und jetzt — wer ist der Mann im blauen Kittel, den er in die Fuhrmannsstube gewiesen?

Kleinlaut führte er den Kutscher hinein. „Kommt, guter Freund, ist Euer Herr vielleicht hier?"

In der Fuhrmannsstube ja, da fand er seinen Herrn beim Abendbrot, in lebhafter Unterhaltung mit Bürgern und Handwerkern, Fuhrleuten und Taglöhnern.

„Da sitzt er ja," ruft der Kutscher, und geht auf seinen Herrn zu, sich zu melden.

Der Herr Spanke erliegt fast unter dem Schrecken. Nie hat er einen dummen Streich gemacht, stets war er ein Mann von Ansehen in dem Städtchen, immer haben die Gäste was auf ihn gehalten; und — — — jetzt? Jedes Kind wird mit dem Finger auf ihn deuten, jeder Reisende, der bei ihm einkehrt, wird mit Spott und Hohn auf den guten Mann sehen.

Hilft alles nichts. Er tritt vor. „Excellenz!" — stotterte er und kann nicht weiter. Doch er faßt sich:

„Excellenz! — — ich war ein Thor."

„Ja!" erwiderte trocken der alte Vinke.

„Aber Excellenz sind doch gewiß in Ihrem Leben schon oftmals mit Thoren zusammen getroffen!"

„Ja, ja!" antwortete der alte Herr.

„Aber der Schlimmste werde ich nicht sein! Und wenn Sie den andern haben verzeihen können — — Darf ich Sie in die Herrenstube führen, oder wollen Sie sich vielleicht auf ihr Zimmer zurückziehen?"

„Hm," sagte der Alte, „hab' ich die Fuhrleute und Bürger kennen gelernt, muß ich doch auch Ihre Herren kennen lernen." Mit diesen Worten stand er auf und folgte ruhig dem Wirth in die Stube, als ob gar nichts geschehen sei. Das war kindliche Demuth und—adelige Größe.

Bilder aus dem Elsaß.

Von G. Heinmiller.

II. Land und Leute.

Elsaß-Lothringen ist im Ganzen ein schönes Ländchen. Als ich dasselbe etwas näher kennen lernte, wurde es mir klar, warum es jenseits der Vogesen so große Schmerzen verursacht, als Bismarck vor nicht sehr langer Zeit die Grenzen des deutschen Reiches hinter dieser Gebirgskette herzog. Es bildet dieses Gebirge wie das Ländchen überhaupt auch eine sehr bedeutsame Schutzwehr dem deutschen Reiche gegen Frankreich, wie das früher umgekehrt der Fall war. Elsaß-Lothringen wird zwischen diesen beiden Ländern wohl immer das Schlachtfeld abgeben müssen. Wir wollen aber hoffen

— und diese Hoffnung entspringt weder der Sympathie noch der Antipathie für oder gegen das Reich der Deutschen, oder der Republique Francaise, sondern der Liebe zum Frieden überhaupt, wie der Liebe zu diesem Volke ins besondere — das dieser Boden nie wieder auf solche Weise mit Menschenblut getränkt werde.

Hopfenernte.

Hier böte sich mir nun Gelegenheit, in eine Polemik über die immer noch brennende Frage, ob Elsaß-Lothringen Deutschland oder Frankreich gehöre, mich einzulassen. Wäre ich Politiker oder Diplomat, so könnte ich mich versucht fühlen, diese Gelegenheit zu benutzen; da ich aber ein evangelischer Prediger bin, interessirt mich die Ausdehnung des Reiches Christi mehr, als die Vergrößerung oder Verkleinerung irgend eines irdischen Reiches; zudem würden meine Ausführungen wohl weder auf Bismarck noch auf M. Ferry einen entscheidenden Einfluß ausüben. Wir überlassen diese Arbeit also den wirklichen und seinwollenden Fachmännern.

Die Mehrzahl der Bewohner Elsaß-Lothringens widmet sich der Landwirthschaft. Der Boden ist auch recht ergiebig, so daß die Mühe des Ackermannes oft reichlich belohnt wird. Man trifft infolge dessen im Elsaß die Armuth in dem Grade nicht, wie in manchen Gegenden Altdeutschlands. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Wein, Hopfen und Tabak, und aus dem Walde werden jährlich große Summen Geldes gelöst — im Jahre 1879–80 über 15 Mill. Mark. Etwa der 50. Theil des Landes sind Weinberge. Daß man hierzulande demzufolge auch das Weintrinken versteht, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Wenn es bei dem mäßigen Genuß des reinen Landweins, wie man ihn hier wirklich noch findet, wenigstens so lange er noch nicht in die Hände der Händler übergegangen ist, bliebe, so könnte auch der Enthaltsamkeitsmann noch Nachsicht üben; aber leider ist die Mäßigkeit auch nicht jedes Elsäßers Ding, und der Bier- und Schnappskonsum hat in den letzten zehn Jahren — leider nicht ohne Preußens Verschulden — eine solche Höhe erreicht, daß es geradezu schreckenerregend ist.

Der Anbau des Hopfens und des Tabacks ist ebenfalls von besonderer Wichtigkeit. Nebst dem Wein werden diese beiden Produkte den ganzen Sommer hindurch vom Bauer genau beobachtet und sorgfältig gepflegt, und bilden dieselben gewöhnlich das Hauptthema seiner Unterhaltung. Ganz satt bekommt man oft Wein, Hopfen und Tabak, wenn man das Unglück haben muß, etwa einen halben Tag in einem Eisenbahncoupee in der Gesellschaft einiger badischer oder Elsäßer Handelsjuden zuzubringen.

Interessant ist, wie das auf den hohen Bergen gefällte Holz herunter und in den Handel gebracht wird. Pferd und Wagen können nicht verwendet werden, so fehlen auch die wilden Bergwasser (wie etwa der Giesbach in Schweiz), um das Holz hinunter zu stürzen. Diese Schwierigkeit führte zur Errichtung von hölzernen Schlittenbahnen.— Diese werden dadurch hergestellt, daß man in gewissen Abständen halbrunde Hölzer auflegt,

Holzschlitter in den Vogesen.

wie auf dem Bild ersichtlich, auf welche die Schlitten leicht herabgleiten können und die zugleich dem Fuß des Lenkers einen Halt bieten, um ein allzuschnelles Fahren zu verhindern. Es gehört ein geübtes Auge und große Körperstärke und gewandtheit dazu, den hoch beladenen und durch seine Schwere vorwärts treibenden Schlitten richtig zu lenken. Ein kleines Versehen, und der Schlitter ist ein Krüppel und seine Fuhre ist zerschellt!

Elsässerin und Lothringerin.

Es mag überflüssig scheinen, daß ich daran erinnere, daß diejenigen Bewohner des Elsaß, die dieses Land ihr „Heimetland" nennen, Elsässer sind. Doch das ist nicht ohne Bedeutung. Als ich zuerst ins Elsaß kam und die guten Elsässer wohl etwas sarkastisch, doch in guter Meinung, wie sie es meinem redlichen amerikanischen Gesicht abzumerken schienen, fragte, was sie denn eigentlich seien, Deutsche oder Franzosen, wurde mir gewöhnlich die Antwort: „Mer sin net ditsch und mer sin kei Franzosse, mer sin Elsässer." Da habt ihr's. Obwohl es nicht schwer nachzuweisen sein mag, daß sie von Haus aus der großen und bunten deutschen Familie angehören, besitzen sie doch in manchen Beziehungen eine Eigenart, die wir weder deutsch noch französisch nennen können — wir wollen sie also auch elsässisch nennen. Und diese Eigenart haben sie auch unter dem langen und einflußreichen französischen Regiment bewahrt — oder erst recht angeeignet? Sie sind Elsässer und sollen es auch bleiben, sowohl wie der Preuße Preuße und der Schwabe Schwabe bleiben soll.

Im Vergleich mit den Franzosen schildert Eduard Reuß, einer der berühmtesten Gelehrten, die Elsaß hervorgebracht (geb. 1804 zu Straßburg), seine Landsleute folgendermaßen: „Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus gröberer Wolle gesponnen, wir fabrizieren weniger feine Sachen, wir drucken auf schlechterem Papier, wir rechnen nicht so fix, wir machen weniger statistische Tabellen — ja, ja, ja, aber dafür sind uns die Menschen auch keine Zahlen geworden; wir sind treuherzig, und Jeder weiß gleich, wie er mit uns d'ran ist; wir sind noch einer Begeisterung für das Heilige fähig; wir meinen nicht, daß die Religion für die Pfaffen gut sei; wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt; wir haben unsere Ideale noch nicht weggewitzelt; wir opfern nicht unser Schooßkind, die Wissenschaft, dem Moloch der Industrie; wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menschheit glaubt, oder wenn ein Mann sich in ihrem Dienste verzehrt; wir wollen nicht blos scheinen, sondern sein; unsere Seele ist — ich borge den Ausdruck aus der neuesten französischen Literatur — noch nicht eine verstimmte Windharfe geworden. Wir tauschen nicht, wir dürfen nicht tauschen."

Daß nun der Altelsässer immer noch eine französische Gesinnung bekundet, wer könnte ihm das gerade verargen oder verbieten? Die lieben Amerikaner erinnere ich an die Nachwirkungen der blutigen 60er Jahre. Wir wissen ja wie es im „Süden" noch aussieht. Der Elsässer glaubte, mit dem Regierungswechsel manche, namentlich auch bedeutende materielle Interesse einbüßen zu müssen; das meint er bis jetzt wirklich reichlich gethan zu haben; aus dem Grunde konnte er noch nie ein Freund der deutschen Regierung sein. Die gegenwärtige Generation hofft Deutschland auch nicht mehr verdeutschen zu können; seine Aufgabe ist, die elsässische Jugend deutsch zu erziehen und zu erhalten. Gelingt es Deutschland, dieses Land hun-

Wyhl mers Plonny d'Eh versproche,
Wurr ih notte Hocksyt moche.

So muoßs Kelt mit syner Kron
Zue syns Brittgoms Hocksyt gohn.

dert oder mehr Jahre zu halten und zu beeinflussen, dann dürfte dem künftigen Elsässer ein Wechsel zum Französischen wohl eben so schwer fallen, wie dem jetzigen umgekehrt.

Die elsässische Eigenart findet Ausdruck in Sprache und Sitten des Volkes. Die Trachten haben bei den Elsässern auch noch immer eine Rolle gespielt. Die einfachsten Trachten findet man bei den ältesten und einfachsten Völkern; mit der Zeit sind die Menschen und somit ihre Trachten umständlicher und complizirter geworden. Ein buntes und für uns Modernen lächerliches Trachtenbild bieten uns das 15., 16. und 17. Jahrhundert, doch meines Erachtens steht unser Zeitalter mit Bezug auf unsinnige Moden, dem bunten und firlefanzigen 16. Jahrhundert kaum nach, und werden wohl die Generationen des 20. Jahrhunderts Anlaß genug haben, sich über uns lustig zu machen. In Europa hält nun die Landbevölkerung theilweise noch sehr fest am Althergebrachten, so daß man noch die merkwürdigsten Trachten zu sehen Gelegenheit bekommt. Doch ist dies nicht so allgemein, wie Jung-Amerika sich vorstellt, welches sich bekanntlich keinen Deutschen ohne lange Pfeife, Zipfelmütze, kurze Hosen oder Röcke, beschlagene, viereckigen Stiefeln u. dgl. denken kann. In den Großstädten Europas kleidet man sich so ziemlich wie überall, wo die Mode de Paris ihr Scepter schwingt. Das ist natürlich bei dem heutigen Weltverkehr nicht anders möglich. Eine Nationaltracht wird keineswegs als nothwendig zur Beförderung der Vaterlandsliebe betrachtet; gesittete Menschen brauchen sich nicht nach Schnitt und Farbe ihrer Kleider von einander zu unterscheiden; doch zur Erhaltung der Eigenart eines Volkes trägt auch der Kleider-Conservativismus nicht Unbedeutendes bei, welches Festhalten am Hergebrachten der deutsche Kronprinz unlängst irgendwo rühmend hervorhob.—Doch ein paar Elsässer Bilder sollen es sein, die wir dem geneigten Leser vorführen möchten.— Die beschlupfte Elsässerin und die behaubte Lothringerin, wie man sie heute noch oft sieht, werden in manchem Leser angenehme Erinnerungen an das alte Vaterland wachrufen.

Eine adelige elsässische Jungfrau.

Ein Ammeister von Straßburg.

Was man in früheren Zeiten in dieser Richtung vermocht, mögen uns die hier gegebenen Bilder veranschaulichen. Aber — Lachen strengstens verboten!

Und dennoch, lieber Leser, so sonderbar und eigenartig diese Trachten aus dem letzten Jahrhundert erscheinen mögen, so sind sie doch noch lange nicht so närrisch, als viele modische Erscheinungen unserer jetzigen Fortschrittstage. Damals berührte die Mode mehr nur gewisse Stände — reichere Leute, allein jetzt durchdringt sie alle Volksschichten — und in manchen Ländern (denke an Amerika!) ist oft zwischen der Kleidung einer Magd und ihrer Herrin kaum ein merklicher Unterschied. Sicherlich wäre etwas mehr Festhalten am Hergebrachten sehr heilsam! Tausende von Thalern würden dem Land erspart bleiben, die so für unnöthigen Putz, der weder kühl ist im Sommer, noch warm hält im Winter, verausgabt werden. — Das beständige Haschen nach Neuem, nach etwas Anderem, lenkt den Gedanken leider zu viel vom Guten ab, und es gibt gar manche Dame, die Abends auf den verflossenen Tag mit keiner anderen Erinnerung zurückschauen kann, als daß sie sich zwei bis dreimal in andere Kleider geworfen hat. Und was liegt dem ganzen Drängen nach immer Neuem in der Kleidertracht wohl anders zu Grund, als die Sucht, zu gefallen, beobachtet und — bewundert zu werden? O, welch ein arges Stück Selbstsucht!

Wann ich werd' also betrachtet,
Schein ich trefflich schön zu sein:
Kommts Gesicht in Augenschein,
So werd' ich vielleicht verachtet.

Mein bekränktes Herz, ach leider,
Zeigen an die Trauer-Kleider.

Wie gut ist es unter solchen Umständen, wenn

ein Theil des Volks einigermaßen am Alten festhält, und sich der Einfachheit in dem erwähnten Punkt befleißigt. Das dann ist — und wir können es unsern lieben Elsässern wohl nachsagen — auch in diesem schönen Lande der Fall. Doch wir brechen hier ab:

„Sag' an, wo ist ein Land so schön,
Wie unser holdes Ländchen ist?
Führ' mich ins Thal, hin zu den Höh'n,
Wo du, wie hier, so selig bist!
Die Welt ist groß: zieh' hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr."

Mit diesem Herzenserguß eines guten Elsässers schließen wir diese Skizze. B'hüet i Gott! bis zum Wiedersehn in der „wunderschönen Stadt."

Reisebriefe.

Von Bischof J. J. Escher.

I.

Es war an einem schönen Herbsttage — so etwa würde eine Erzählung nach der Mode beginnen — ja, an einem Herbsttage, dem 27. November im Jahr unseres Herrn 1884, am Nationaldanksagungstage war es, daß wir mit Kindern und Kindeskindern, und meinem lieben Amtsbruder und seiner Gehülfin noch einmal an der Familientafel beisammen waren, und dann auch noch einmal mit einander anbeteten an der Stätte, wo wir in vergangenen Tagen oder Jahren oft mit einander angebetet hatten. Mein Amtsbruder betete vor, befahl uns, die wir auf die Reise gehen wollten, dem Schutz und der Gnade Gottes, bat um das Geleit des Engels des Herrn, und daß Gott unsere Reise für Christen und für Heiden segnen und uns eine glückliche Heimkehr bescheren wolle; und als er dann schließlich um ein frohes Wiedersehen Aller hierunten in der lieben Erdenheimath bat, sagten wir alle Amen! Ja, es soll geschehen. Das walte Gott. Amen.

Ob der Tag sonst ein schöner war, wüßte ich kaum zu sagen. Es waren andere Dinge und Umstände, die an jenem Tage Herz, Sinn und Gemüth beschäftigten. Schon viel gereist, etwa eine halbe Million Meilen oder mehr in der Welt umher, aber doch noch nie so weit auf einmal, und das noch über fremde Meere und durch fremde Länder. Jung ist man mit mehr als 60 Jahren auch nicht mehr, auch nicht mehr so rüstig und fest wie einst, hängt aber gerade deßhalb um so fester an der Heimath, sammt Allem, das ihr angehört, und fürchtet so Manches, was man einst nicht geachtet hat. Bei einem Menschen macht sich das alles geltend, bei dem einen minder, dem andern mehr; ich bekenne mich hier zu den Schwachen; was ja auch dieser Eingang meiner „Reisebriefe" verräth. Wie Mancher würde von diesem allem nichts gesagt, wohl aber sofort von der Reise selbst berichtet haben. Bei mir muß der Ausgang aus der Heimath zum Eingang auf die Reise dienen.

Des ersten Tages Fahrt geht durch eine der schönsten und besten Landstrecken auf unseres Gottes Erde, und so gehören auch die Einwohner derselben im Ganzen zu der besseren Classe der Erdenbewohner. Das bezeugt schon Alles, was das Auge wahrnimmt, aber meine nähere Bekanntschaft mit Land und Leuten dieser Strecke läßt mich das mit desto mehr Bestimmtheit sagen. Es wohnt hier ein aufgeklärtes, christlich gebildetes Volk, das, weil es christliche Grundsätze festhält, auch christliche Cultur entwickelt, die sich kurzum in Allem als fortschrittsmäßig nach oben hin erweist. Man muß diese Gegenden vor 40 bis 50 Jahren gesehen haben, als sie in Wildniß da lagen, und sie jetzt in ihrem bereits hohen Culturstand, mit ihren vielen tausend prächtigen Farmen, auf deren vielen die Landwirthe wie Fürsten wohnen, ihre vielen größeren und kleineren Städte mit ihren Kirchen, Schulen, höheren Lehranstalten, Asylen für die Leidenden, und dann die Verkehrsmittel, den allgemeinen Wohlstand und das Wohlbehagen der Einwohner wahrnehmen, und so dann bedenken, daß diese Umgestaltung in dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren vorgegangen ist; so erscheint einem dieselbe als beispiellos in der Geschichte, wie sie das denn in aller Wirklichkeit auch ist. Und diese Umgestaltung ist auf Rechnung der Religion unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi zu schreiben. Denn auch die Vorarbeiten, durch welche diese ans Wunder grenzende Umgestaltung möglich geworden war, sind durch die Wirkung des Christenthums geschehen. Wie schön wird die Welt einst sein, wenn einmal unseres Herrn Jesu Lehre überall verkündigt und geglaubt und befolgt werden wird; wenn einmal die ganze Erde den Sonntag hat und hält, christliche Lebens- und Gesellschaftsregeln überall anerkannt und in Geltung sein, und christliche Anstalten blühen werden! Das wird das tausendjährige Reich und die sichtbare Herrschaft Jesu Christi, freilich aber nicht das persönliche Sichtbarsein des Herrn, sondern, wie gesagt, die hohe Erscheinung seines Sieges durch das Evangelium und den heil. Geist, und seiner Gnadenherrschaft sein. Das Reich unseres Herrn Jesu Christi ist ein geistliches, ein Reich der Gnade, die von Sünde und allem Uebel erlöst, und ein Reich der Kraft und Herrlichkeit, in welchem „durch Wirkung seiner mächtigen Stärke" alles rein und heilig, voll des Lebens, das aus Gott und sodann göttlich verherrlicht ist.

Die zweite Tagreise war der ersten ähnlich; sie führte

uns durch das ebenso schöne als fruchtbare, dabei mit Kohlenreichthum und auch mit schönem, gesundem Clima gesegnete Kansas. Dieser Staat hat eine herrliche Zukunft vor sich; denn auch seine Bevölkerung ist im Ganzen eine — man mag sagen in allen Hinsichten vortreffliche—eine christlich aufgeklärte, die mit einem Bildungsgrad, wie man ihn in diesen westlichen Staaten überhaupt findet, und der dem der älteren Staaten in keiner Hinsicht nachsteht—eine Thatkräftigkeit verbindet, welche den vorhandenen Naturreichthum mit beiden Händen an faßt und ausbeutet. Das Schul- und Erziehungswesen wird wohl nirgendwo besser als hier bestellt sein, denn es ist hier nicht nur gut entwickelt und gepflegt, sondern auch verpaart, möchte sagen vermählt mit dem Christenthum, dessen Grundsätze sich wohl kaum in irgend einem anderen Staat mehr geltend machen als hier; wofür ja auch das in Kraft und Wirksamkeit bestehende Prohibitionsgesetz Zeuge und Beweis ist.

Am dritten Tag fahren wir durch das große Weidegebiet, die Fleischkammer Nordamerikas, auf welchem eine fast ununterbrochene Heerde beiderseits der Bahn, so weit das Auge reichen kann, ein paar hundert Meilen weit weidet. Und über dem wir durch diese Menge Viehes, Pferde und Schafe dahin fahren, steigen wir unvermerkt bergan zu den Höhen des Felsengebirges, an dessen schneegekrönten Häuptern in geringerer und größerer Entfernung sich die Sehlust ergötzt. Dazu scheint uns die Sonne so lieblich klar, das Alles umher ganz festlich erscheint und unser Geist entzückt über dieser Herrlichkeit der Werke Gottes unseres Heilandes in dem noch viel klareren Licht vom höheren Himmel her empor sich erhebt zu den Höhen der unvergänglichen Welt, und zu Ihm, der das alles schuf und ordnete, und der unser Vater ist.

Am vierten Tag sind wir in der Wüste Neu Mexicos und Arizonas. Aber auch hier wohnen Menschen, zwar meist in elenden Lehmhütten. Einige sind Hirten, andere fristen mit einer kümmerlichen Landwirthschaft ein ebenso kümmerliches Dasein, die Meisten sind mit dem Minenbetrieb beschäftigt. Gott hat große irdische Schätze in den Schooß dieser sonst öden Landesstrecke gelegt, und es werden hier noch Viele „ihr Glück," aber eine weit größere Anzahl ihr Unglück finden. Die fruchtbaren Aecker der Prairiestaaten sind jedenfalls nicht nur zuverlässigere, sondern auch reichere Schatzgruben, als diese kahlen Hügel und Berge mit ihren verborgenen Schätzen.

Unser halbschwarzer Porter tröstet uns mit der Versicherung, daß wir nun bald nach Californien und somit in den Garten der Welt kommen. Schon in dem ersten Theil dieser Aussicht liegt für uns ein Trost, denn Californien ist zunächst unser Reiseziel, und nachdem man vier Tage und eben so viel Nächte in einem fort auf der Eisenbahn gefahren ist, so möchte man doch lieber einmal wieder ein wenig Ruhe haben. Aber der zweite Theil der Versicherung schien uns nach der Ueberfahrt über den großen Colorado-Fluß bei den Nadeln (Needles) und also aus Arizona in den Staat Californien, mithin aus einer doch nicht ganz pflanzenleeren Wüste in eine total kahle Sand- und Kiesel-Einöde, doch nicht gerade besonders zuverlässig zu sein; wir entschuldigten jedoch unseren Farbigen auf den einfachen Grund hin, weil er in Californien daheim ist. Denn das hat in That und Wahrheit seine fast alles Andere überwiegende Bedeutung: dort wo unsere Heimath ist, wenn wir überhaupt eine haben, dort ist uns der Garten der Welt, und wenn es gleich in der Wüste wäre. Armes Erdenkind, das keine Heimath hat! Selig, die eine Heimath in Gott, und sodann Gott in ihrer Heimath bei sich haben — eine Heimath, da der Hausvater in Liebe und Ernst sonnegleich das Haus regiert, die Hausmutter voll Anmuth und Muttertugend und Familienmagnet ist, und die gehorsamen und frommen Kinder schimmernde Sterne dieses himmlischen Kreises sind.

Der Staat Californien hat große Strecken öder Wüsteneien, aber auch weite Gebiete wahren Gartenlandes. Man findet selten die Gegensätze so ausgeprägt neben einander, wie in diesem Staat, dessen einziger Vortheil vor anderen, namentlich sog. westlichen Staaten sein schönes Clima ist, aber mit dem Clima hängt freilich noch manches Andere zusammen. Aber auch nicht überall hat Californien das liebliche Clima, wie es z. B. San Jose mit jener ganzen Strecke, dann das Thal, in welchem Petaluma liegt, die Los Angeles Gegend ꝛc. haben. Und selbst hier hat es auch seine Mängel; denn es ist doch immerhin entsprechender, wenn Gott aus seinen Wolken das Land wässert, und feuchtet sein Gepflügtes, als wenn der Gärtner und Landmann das selbst thun müssen, und da oft nicht wissen woher, manchmal es einfach gar nicht können.

Unterdessen landen wir in Oakland, der Vorstadt San Franciscos, besteigen, von mehreren guten Freunden, die uns entgegen gekommen waren, begleitet das Fährboot und fahren über die schöne Bucht von San Francisco, und zugleich Hafen dieser Weltstadt, hinüber und sodann auf dem Cable-Car die große und sehr belebte Stadt hinauf und finden endlich in der Predigerwohnung einen herzlichen Empfang, und eine liebe, angenehme Ruhestätte bis zur Weiterreise. Mit Danksagung gegen Gott kehren wir ein, und fühlen uns bei den l. Geschwistern bis zur Abfahrt übers Meer recht zu Hause, und werden auch als Hausgenossen mit aller zuvorkommenheit bewirthet und behandelt. Die drei Tage unseres Aufenthalts werden zuförderst den nöthigen Vorkehrungen für die Seereise, sodann etlichen freundschaftlichen Besuchen, einem Ausflug an das Seeufer, zu den Seal-Rocks beim Goldnen Thor und den dort in großer Menge hausenden Seelöwen, und inzwischen einem Gottesdienst in unserer Kirche gewidmet. Ueberdem kommt die Stunde, daß wir die Taue lösen müssen, und die letzte Brücke hinter uns abgebrochen wird.

Auf dem Stillen Meer, den 10. Dec. 1884.

Der Mond in der Poesie.

Von C. A. Thomas.

Von je her haben sich die deutschen dadurch ausgezeichnet, daß sie die herrliche und freie Natur, die Schöpfung mit ihrem eigenen Empfinden und ihren poetischen Ergüssen verwebten und so dieselbe zum Spiegel ihrer Gefühle machten. Ihre Lust am Symbolisiren fand hier ein reiches, fast unbegrenztes Gebiet, und ebenso wie Nachtigall und Rose einen Ehrenplatz in unserer Lyrik einnehmen, so gilt auch der liebe Mond, dieser Stille Himmelsschiffer, mit seinem milden Silberlicht als unentbehrlicher Faktor dieser Dichtart. Von den heidnischen Völkern wird dem Mond bekanntlich göttliche Ehre erwiesen. Er wird als die Personification der Mondgöttin Astarte, bei den Phöniciern und bei den Griechen als Selene verehrt. Sein mildes Licht, sein stiller, friedlicher Gang durch die Himmelsräume, muß den alten Völkern nach allem doch lange nicht so imponirt haben als uns Deutschen, hat ja doch die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts es vermocht, eine förmliche Mondscheinpoesie zu schaffen. In diesem Streben stehen die Deutschen denn bei weitem im Vordergrund, und ist dies bei ihrer intensiven Gefühlswelt auch leicht erklärlich. Wenn man die vielen, vielen Gedichte an den Mond ꝛc. liest, so werden ihm darin die verschiedentlichsten Prädicate gegeben, welche alle seine Milde hervorheben.

Ich bin eigentlich kein Dichter, und in der Poesie nur schwach beschlagen, aber ein Vergnügen gewährt es mir doch, den Leser mit unserer reichen Mondscheinpoesie etwas näher bekannt machen zu können. Die Quellen stehen mir zu Gebote.

Göthe sagt, der Mond sei:

„Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer."

Klopstock preist und begrüßt ihn also:

„Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallt nur hin."

Ein wunderschönes Lied, das ich als Knabe in der Schule auswendig lernte, und auch oft sang, werde ich nie vergessen. Der alte fromme Matthias Claudius schrieb es, und es war eine mondbeglänzte Zaubernacht, die ihn so mächtiglich erhob, daß er den Pegasus bestieg, und risch also beginnt:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil uns're Augen sie nicht sehn". ꝛc.

Göthe hat uns selbst seinen Faust vorgeführt, der da wünscht:

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht!

Denn über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir.
Ach könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn!

Um Bergeshöhlen mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden."

Den ganzen Zauber der Mondscheinstimmung weiß jedoch der deutsche Dichterfürst in seinem Gedicht: „An den Mond," also auszugießen:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick." ꝛc.

In zartester Weise läßt ein anderer Dichter den Mond also auftreten:

„Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht!
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr hold,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Angesicht."

Nach allem aber ist's, als ob Worte uns die ganze Situation nicht vergegenwärtigen könnten, wir schauen nur wie in einen Spiegel, der gleichsam die ganze Landschaft zurückstrahlt. Nimm zum Beispiel diese Strophe:

„Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünem Kranz."

Erstaunlich ist's, welche Zauberkraft die Herren Poeten dem friedlichen Nachbar Mond unablässig zuschreiben, wie in diesen Versen:

Als der Mond in voller Pracht,
Wie ein sel'ger Geist erwacht,
Himmelsabglanz unverhüllt
Zauberisch die Nacht erfüllt:

War's, daß mir wie Sphärensang
Jenes Lied das Herz durchdrang;
Seine Anmuth wunderbar,
Machte mir die Nacht erst klar!

Und Julius Sturm sagt:

„Es blickt der Mond ins stille Thal,
Und kaum hat sich sein milder Strahl
In meine Brust ergossen,
Als auch mein Herz, vom Traum erwacht,
In heiligstiller Mondscheinnacht
Als Blüthe sich erschlossen" 2c.

Den Mondaufgang besingt Hermann Lingg recht schwungreich etwa so:

„Ferne blasse Blitze sprühen,
Leuchtend durch die schwüle Luft,
Und der Blumen erstes Blühen
Haucht im allerstärksten Duft;
Nachtigallen in trunk'ner Lust
Fluthen im Springquell, heben die Brust,
Oestlich am Aether entdämmert ein Glühen.
Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergeslüfte, tiefe Teiche
Zittern lichter. Blond und hold
Neigt sich herüber das Mondgesicht,
Lieblich ein schlafendes Sonnenlicht,
Glänzend in ruhiger Bleiche."

Nur selten liest man ein Lied über die Nacht, worin der liebe Mond beim deutschen Dichter nicht mitspielt. Verse wie dieser gibt's zu Tausenden:

„Als ob in seinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied sich sang;
Als ob geheim in Tausend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang;
Als stiege schon vom Himmel nieder
Der Träume leicht beschwingter Chor,
Und sänge Märchen, sänge Lieder
Dem Schlummernden ins wache Ohr!"

Ich will hier abbrechen mit dem wiederholten Hinweis auf die Thatsache, daß die Gedichte über den Mond, unseren nächsten Nachbar, herrliche Edelsteine sind, die die Krone deutscher Dichtung zieren. Mögen wir aber doch auch alle im Leben höher schauen lernen, als bis an den Mond, hinauf bis zu dem, der diesen alten lieben Bekannten geschaffen, daß er unsere Nacht erhelle! Und mögen wir auch, „schön wie der Mond," die moralische Nacht der Welt mildhelle aufleuchten helfen! Leser, willst du?

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen.

1.

Es war am 14. Januar des Jahres 1878, da herrschte in R., einem großen Dorfe Norddeutschlands, eitel Jammer und Wehklagen. Die Einwohner, die sich Abends vorher in friedlicher Sicherheit in ihren stattlichen, festen Häusern zur Ruhe gelegt, irrten am Morgen jammernd und suchend zwischen den rauchenden Trümmern ihrer Habe umher; denn die ganze linke Seite des großen Ortes lag in Asche. Es war stürmisches Wetter gewesen in der Nacht, und derjenige, der seine ruchlose Hand gebraucht hatte, um Feuer an das letzte Haus des Dorfes zu legen, hatte seine Zeit klug abgewartet; er konnte voraus sehen, das die ganze eine Hälfte des Dorfes ein Opfer seiner That werden würde.

Als der Ortspfarrer, der in der Frühe des Morgens von seinem Pfarrdorf herüber gekommen war, den Ort betrat, war's ihm traurig zu Muth. Noch gestern, am Sonntag, hatte er sich an dem Anblick der stattlichen Häuserreihe erfreut, die reinlich und friedlich in sonntäglicher Ruhe dalag, nur durch die lange Reihe der Kirchgänger belebt, die in sauberer Tracht und anständiger Haltung heimkehrten. Heute begegnete sein Blick nur schwarzen Schutthaufen, aus denen mitunter die rothe Flamme noch züngelnd hervorleckte, als grolle sie, daß es nichts mehr für sie zu verzehren gebe. Kirche und Schule, die auf der anderen Seite des Dorfes lagen, waren zwar verschont geblieben, aber sie schauten rauchgeschwärzt zu den Trümmerhaufen herüber.

Der Pfarrer trat von einem seiner Pfarrkinder zum anderen, und fand sie, wie sie traurig in die Flammen blickten, hie und da noch etwas vom Feuer Verschontes zu finden trachteten, hie und da auch wohl schon berechneten, wie weit die Versicherungssumme zum Aufbau der neuen Gehöfte reichen werde, und ob es rathsam sei, dieselben auf der Stelle der alten zu errichten. Traurig die verödete Dorfstraße hinabschreitend, suchte er Jedem ein Wort zu sagen, wie's ihm noth that; ein Wort der Theilnahme, des Bedauerns, der Ermuthigung, der Hinweisung auf den Herrn, der wohl niederreißt, aber auch wieder aufbaut. So war er bis fast an's Ende des Dorfes gekommen; erstaunt stand er hier still. Mitten unter den Trümmern sah er einen einzelnen Hof mit allen seinen Gebäuden ganz unversehrt. Zwar hatten die Flammen einen Angriff auf ihn gemacht; die Fenster des großen Hauses waren gesprungen und die Giebelbal-

ken der Scheune waren geschwärzt; aber es sah aus, als hätten die Engel des Herrn hier Wacht gehalten und die wilde Naturkraft gebändigt. Jenseits des Hofes hatte das Feuer weiter gewüthet; er allein ragte als Zeugniß der bewahrenden Gnade des Herrn aus dem Greuel der Verwüstung hervor.

Auf der Straße stand Susanne Blank, die Eigenthümerin des Gehöfts. An ihr sah der Pfarrer heut das erste frohe Gesicht. Die Freudenthränen rannen der Frau über die Wangen, und sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er kannte sie wohl; er war ihr in mancher schweren Trübsal ihres Hauses nahe getreten, aber er hatte sie niemals so bewegt gesehen, wie heute.

„O Herr Pastor," rief sie weinend, „wie haben sie mich damals getröstet, als mir mein braver Mann starb und mich mit den beiden kleinen Kindern so kummervoll zurückließ! Damals sagten Sie mir, ich solle mich nicht fürchten, denn der Herr im Himmel sei der Waisen und der Wittwen Schutz! Damals haben sie gesagt: der Engel des Herrn lagert sich um die Schwachen und bewahrt, die Ihn fürchten! O sehen Sie, wie das Alles eingetroffen ist! — Als ich in der Nacht hier mit meinen Kleinen allein stand, da habe ich an ihre Worte gedacht! — Die Knechte und Mägde waren fortgelaufen, — die Freunde hatten mit sich selbst zu thun; — auch die drüben auf der andern Seite. Sie hatten genug zu thun, die fallenden Feuerflocken zu löschen, die ihnen auf die Dächer und auf die Dünghaufen im Hofe trieben. Da stand ich mit den Kindern allein, — wer sollte mir armen Wittfrau helfen? — Aber ich rief zu Gott, daß er seine lieben Engel sollte Wache stehen lassen um die Habe der Waisen. Und jetzt schauen Sie das Wunder an!" Sie zog ihn an den Händen in den Hof hinein. „Sehen Sie? nicht einmal das Storchnest auf dem Scheunendache ist angesengt! — O Gott, mein Gott, wie soll ich dir genug danken?" — Und sie schlug die Schürze vor's Gesicht und brach von Neuem in Thränen aus. —

Der Pfarrer sagte ihr sanfte und beruhigende Worte. Er ging mit ihr in's Haus und ließ sich die Erlebnisse der Schreckensnacht noch einmal erzählen. Er kannte die Bäuerin genau; er wußte, daß sie trotz ihrer eben gesprochenen frommen Worte ein stolzes, unruhiges Herz in der Brust trug, und suchte durch seine Mahnung den Eindruck der Gnadenthat Gottes in ihr zu vertiefen und sie das Demüthigende und Reinigende dieses Erlebnisses fühlen zu lassen. Als er wieder ging, drückte er ihr herzlich die Hand, und sie geleitete ihn mit Danken und Bitten um baldiges Wiederkommen bis auf die Straße hinaus. —

2.

Der Sommer war gekommen und in R. waren alle Hände eifrig beschäftigt. War's ja in diesem Jahre nicht die Feldarbeit allein, die im Schweiße des Angesichts gethan werden mußte; 67 in Asche gelegte Gebäude sollten vor der Ernte neu erstehen, damit der Segen geborgen werden könne, und die Menschen, die jetzt nothdürftig untergebracht waren, vor dem Eintritt der kalten Jahreszeit wieder ihre festen Wohnungen hätten. Susanne half treulich mit ihrem Fuhrwerk den Nachbarn Steine und Bauholz heranfahren, war auch sonst gerne zu Diensten aller Art bereit, wo es Noth that. Indessen je mehr die neuen Häuser sich über die Erde erhoben, desto mehr verlor sich der Freudenschimmer von ihrem Gesicht.

Es war am Erntesonntag, als sie mit ihrem Bruder, der aus dem benachbarten Dorfe herüber gekommen war, die Straße entlang ging, um ihm das veränderte Dorf zu zeigen. „Sieh, Willem," sprach sie, „was die Brauer's für einen Palast gebaut haben! Das Haus hinten quer vor und die neuen Scheunen und Ställe rechts und links davon, wie bei Amtmann's! — Na, man muß es den Leuten schon gönnen, — sie haben's Geld dazu, — aber sie hätten doch nicht so großprächtig zu bauen brauchen!"

„Was willst?" antwortete er, „die Versicherungssumme war groß, und wenn einmal gebaut wird, muß auch ordentlich gebaut werden! — Jetzt ist ihr Hof ein paar Tausend Thaler mehr werth, als vor dem Brand.

„Du hast wohl recht, Bruder. Aber es ärgert mich doch, wenn solche Leute, wie die Frank's da, die lange nicht haben, was ich hab', so'n Haus aufbauen, wie dieses! — Sieh die großen Fenster! und die Thürmchen über der Hausthür! Für die ist das Feuer ein Glück gewesen!"

„Das kann man von Manchem sagen, Schwester! Die Lorenzen hätten ohne das Versicherungsgeld verkaufen müssen,—denn bauen mußten sie nothwendig, und hatten keine Mittel und keinen Credit mehr. Und jetzt haben sie so prächtig gebaut, wie die Uebrigen. Gönn's ihnen; du hast doch das größte Glück gehabt."

„Sieh nur die Straße an," seufzte sie wieder. „Als ob man in Berlin wär! Gerad', bis man an meinen Hof kommt. — Der paßt nicht in die Reihe!"

„Ist er dir übrig?" fragte er, sie scharf ansehend. „Hat's doch den Eltern drin gefallen und auch dir bisher!"

„Ja," versetzte sie kleinlaut. „Aber wenn ich nach Haus komme, wie eben jetzt, und denk', daß er früher der größte und schönste Hof im ganzen Dorfe war, so kommt's mir hart an, daß die anderen jetzt so stolz auf ihn niedersehen!"

„Es würde dir doch noch härter angekommen sein, wenn du hätt'st bauen sollen, du als Wittfrau! — Und ohne die Hülfe der Versicherung könntest du auch gar nicht bauen!"

„Meinst du? — na, das käme drauf an, Bruder!"

„Schwester, was redst! — Aus bloßem Hochmuth möchtest du doch gewiß den Hof nicht abreißen, der fest und gut und geräumig ist! — Und in dem wir Alle geboren und unsere lieben Alten gestorben sind!"

Damit waren sie zum Hofe zurückgekommen, der reinlich und friedlich im Schatten alter Bäume dalag, und

gar traulich aussah, wenn auch nicht so prächtig, als die neuerbauten Höfe.

„Das freut mich doch am meisten, daß die alten Linden noch stehen," sagte der Bruder. „Wir haben so oft drunter gespielt, als wir Kinder waren, und mir ist, als sähe ich Mutter noch drunter sitzen mit der Bibel auf den Knieen, wie sie Sonntags am Nachmittag that, oder alltags, wenn die Arbeit zu Ende war! — Wie lange werden die Anderen warten müssen, ehe sie solchen Schmuck des Hofes, wie Du einen hast, wieder aufgezogen haben! — Verschonen könntest Du die Bäume nicht, wenn du bauen müßtest, und aus bloßem Uebermuth haut man so etwas nicht ab."

Der Bruder schritt auf die Bank zu, nahm die kleine Anna auf die Knie, und rief den Gustav zu sich heran, während Susanne ins' Haus ging, um den Abendimbiß zu besorgen.

„Na, Annele, dir gefällt dein Haus noch, nicht wahr, Mädchen?"

„Marie Frank's ihr's ist schöner, Onkel!" antwortete die Kleine rasch.

„Aber sie hat nicht schöne grüne Bäume, wie Du!"

„Nein, Onkel. — Aber ich mag es nicht hören, daß die anderen Kinder sagen, sie haben nun ein Amtmannsschloß und wir nur ein Bauernhaus! Mutter ärgert sich darüber und ich auch!"

„Aber, Annele, was sind das für Reden! — Doch höre, hustet Mutter oft so, wie eben? — Horch nur!"

„Ja," sagte Annele, „oft. Wenn sie sich ärgert."

„Woher weißt du das?"

„Weil sie sagt, daß sie sich so viel ärgern muß, und weil sie dann immer hustet!"

Der Bruder seufzte tief. „Susanne," sagte er ernst, als er seiner Schwester am Abend die Hand zum Abschiedsgruß bot, „schlag' dir die neidischen Gedanken aus dem Kopf! Danke Gott, daß er dir die Noth erspart hat, die die anderen durchgemacht haben, und gönn's ihnen, daß sie nun auch wieder ihre Freude haben! — Und denk an deine Gesundheit: dein Husten will mir nicht gefallen. Gieb' acht auf dich; sei dankbar und schone dich auch, um deiner Kinder willen."

3.

Susanne fühlte, daß ihr Bruder recht habe; sie wollte versuchen, sich die neidischen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, aber es wollte ihr nicht glücken. Sie hatte dem bösen Geist den Finger gereicht; jetzt griff er nach der ganzen Hand. Die Wintertage kamen, und die Abgebrannten zogen in ihre neuen Wohnungen ein. Wenn Susanne zu Besuch ging, zeigten ihr die Nachbarinnen in der Freude ihres Herzens die neue Einrichtung in Küche und Keller, und rühmten, wie Alles so viel schöner und größer und praktischer geworden sei, als vorhin, und wenn sie dann wieder zu Hause war, wollte ihr das eigene Heimwesen weniger und weniger gefallen.

„Unser Herrgott hat uns vergolten, was wir ausgestanden haben!" sagte die Nachbarin. „Aber du kannst's glauben, wenn ich's noch einmal durchmachen sollte, — ich bitte Ihn alle Abende auf den Knien, mich und meine Kinder vor solchem Unglück in Zukunft zu bewahren!"

Susanne aber dachte anders. Bauen wollte und mußte sie, — das stand fest. Hätte nicht Gott ihr auch die Hülfe der Versicherungssumme zuwenden können? — Was hatte sie da groß zu danken? — Sie dachte an dem Morgen nach dem Brande zurück, an ihre Freude an ihren Dank für die gnädige Bewahrung, und das kam ihr jetzt thöricht vor. Es wäre ja besser gewesen, sie wäre damals mit abgebrannt! — Sie erschrak fast selbst über diesen Gedanken; — aber er kam ihr immer wieder, und Haus und Hof, die Denkmale von Gottes Wundermacht, wurden ihr zum Greuel. Sie lag nachts auf ihrem Lager und hustete, und wenn der Schlaf sie floh, machte sie im Geiste den Plan eines neuen Hauses und Hofes, die noch ganz anders und prächtiger dastehen sollten, als die der Nachbarn. Als das Weihnachtsfest vorüber war, reichte sie das Gesuch ein um den Bauconsens. Sie wollte mit ihrem neuen prächtigen Hause weit aus der Reihe vorspringen, damit es alle Augen um so besser auf sich lenke, und zugleich Raum für größere Zimmer biete, als die Nachbarhäuser aufwiesen. Auch begann sie Bauholz und Fundamentsteine anzufahren und mit den Bauhandwerkern zu verhandeln.

Aber die Angelegenheit wollte nicht so schnell von statten gehen, als sie wünschte. Der Amtsvorsteher machte Schwierigkeiten wegen des erbetenen Consenses. Sie sollte in der Häuserreihe bleiben, aber das wollte sie nicht. Dieser Widerstand machte ihr viel Verdruß. Sie beschwerte sich höheren Orts, aber die Angelegenheit wurde dadurch sehr verzögert, und sie begann zu fürchten, daß die beste Bauzeit vorüber sein werde, ehe sie mit dem Bau beginnen könne. Auch wollte ihr Husten nicht nachlassen, und sie fühlte oft einen warnenden Schmerz in der Brust. „Das kommt von all dem Aerger!" sagte sie am Pfingsttag zu ihrem Bruder, der zum Besuch gekommen war. „Das hat der Amtsvorsteher zu verantworten. Und es wird auch nicht besser werden, bis ich mit dem Bau durch bin, und in einem bequemen Hause wohne!"

Der Bauer stand am Fenster und sah traurig auf den Hof hinaus. Er wußte, das es zu neuen Warnungen von seiner Seite zu spät war; er mußte sie ihren bedenklichen Weg gehen lassen, so weh es ihm that.

„Wenn die Linden noch stünden, wären sie jetzt schon grün," sagte er, „und wir könnten uns noch draußen in ihren kühlen Schatten setzen. Ich weiß nicht, Schwester, daß du das Herz hattest, sie umzuhauen! Mir däucht, du hast dir den Segen vom Hof getrieben!"

„Red' nicht so, Bruder!" sagte sie kleinlaut. „Es hat mir auch weh gethan! — Aber wo sollte ich mit dem Bauholz hin? Sie hinderten den Platz so sehr! — Und da sie nachher doch fallen mußten, war mir's leichter sie niederzuschlagen, ehe sie grün waren!"

„Mir ist's, als wär's der alte Hof nicht mehr!"

„Wird auch bald ein neuer sein, und der soll dir dann schon gefallen, Bruder!"

So redete Susanne, aber noch immer prozessirte sie um den Bauconsens.—Endlich—die Ernte war vor der Thür—hatte sie gewonnen. So weit ihre Grenze ging, durfte sie bauen, und das war um mehr, als fünf Fuß. —Jetzt durfte sie also endlich beginnen; aber jetzt war die Landarbeit zu dringend und—der Schmerz in der Brust zu heftig.—Mit schwerem Herzen sah sie ein, daß sie den Bau verschieben müsse—bis zum nächsten Frühjahr.—Sie erhielt auch dadurch Zeit, etwas für ihre Gesundheit zu thun, und das war nöthig.

„All' der Aerger hat mich zu sehr angegriffen," sagte sie zum Pastor, der kopfschüttelnd ihre glänzenden Augen, ihre hohlen Wangen und mageren Hände betrachtete. „Nun das vorüber ist, wird's auch besser mit mir werden!—Der Doctor will mich noch im September nach Görbersdorf schicken; was meinen Sie dazu, Herr Pastor?"

„Wenn der Doctor dich schickt, so meine ich, du sollst gehen, Susanne!" antwortete er. „Aber Susanne, hast du recht gethan um die Sorge für deines irdischen Hauses Glanz deine Ruhe und Deine Gesundheit preiszugeben?—Hast du auch gedacht an das Haus dort oben?"

Susanne hustete hohl und tief. Dann gab sie dem Pfarrer die Hand und kehrte sich ab. „Glauben Sie, daß es so schlecht mit mir steht, Herr Pastor?"

„Ich glaube, daß wir allezeit daran denken sollen, daß wir Pilger und Fremdlinge sind und hier keine bleibende Stadt haben!" antwortete er.

4.

Susanne ging nach Görbersdorf und kehrte nach sechs Wochen zurück. Sie sah wohler aus und fühlte sich kräftiger, aber der Husten war nicht ganz geschwunden, und je mehr der Winter wieder ins Land rückte, desto mehr nahm er zu, und die neu gewonnenen Kräfte verzehrten sich wieder. — Es ward ihr bald zu schwer, in Haus und Hof herumzuwirthschaften wie bisher; sie saß müde im Stuhl am Fenster und fing die wenigen Strahlen der Wintersonne begierig auf — denn es fror sie fast immer. Aber je mehr ihr körperlicher Zustand sie hätte darauf hinweisen sollen, daß ihre Laufbahn hier auf Erden sich dem Ende zuneige, um so ängstlicher mied sie jeden Gedanken daran, um so eifriger betrieb sie ihre Bauangelegenheit. Sie ließ die Handwerker kommen, die sie zu beschäftigen dachte; Zeichnungen und Pläne besah und prüfte sie, und, da sich im Winter nichts weiter vornehmen ließ, ließ sie Thüren und Fenster anfertigen, Treppen und Verschläge herrichten. Sie freute sich an dem Gedanken, wie diese hohen Fenster und breiten Thüren das neue Haus schmücken würden, und ließ dann all' die schönen neuen Dinge sorgfältig auf dem Hausboden unterbringen. „Im Frühjahr, wenn ich wieder gesund bin," sagte sie, „wird's mich dann schon freuen, daß schon etwas zum Bau zugerichtet ist! Die Arbeit drängt sich dann doch genug!"

Und das Frühjahr kam und mit ihm die Bauzeit. Susanne hatte schon im Jahre vorher ein Stübchen im Speicher herrichten lassen, das sie beziehen wollte, wenn mit dem Abbruch des Hauses begonnen werde. Der Tag brach an, an welchem sie ihren Umzug bewerkstelligen wollte; er fand sie krank im Bette. Noch immer konnte sie sich nicht in das Aufgeben ihrer Pläne schicken; noch immer hatte sie gehofft, zu rechter Zeit würden sich auch die nöthigen Kräfte wiederfinden. Da sie aber den Versuch machen wollte, aufzustehen, fiel sie in die Kissen zurück und weinte bitterlich. Sie hatte sich gewaltsam gegen die Wahrheit und die Zeichen Gottes verschlossen. Heute ward's ihr zum ersten Mal klar, daß „wo der Herr nicht das Haus bauet, die umsonst arbeiten, die daran bauen!"—Heute fiel's wie Schuppen von ihren Augen; heute erkannte sie, daß sie gesündigt, daß sie die Gnade Gottes verachtet, die ihr doch Haus und Hof so väterlich bewahrt hatte, daß sie in der Sorge für das Zeitliche die große Hauptsache, das Heil ihrer Seele, vernachlässigt habe. Sie ging tief und ernst mit sich zu Rathe, und der Geist Gottes arbeitete nicht umsonst an ihrer Seele.

In den wenigen Wochen, die sie noch zu leben hatte, waren die Besuche ihres Bruders ihr größter Trost. So war er auch am Himmelfahrtstage zu ihr gekommen und hatte lange an ihrem Bette gesessen. Sie war heute besonders matt, und die heiße Sonne, die ihre Strahlen schräg auf ihr Bett fallen ließ, that ihren müden Augen weh. Er bemühte sich, die Kranke vor dem Lichte zu schützen. „Wenn die Bäume noch stünden," sagte Susanne wehmüthig, „so läge ich jetzt im Schatten. Gott erinnert mich an alles Unrechte, das ich gethan habe. Aber ich weiß auch, er hat mir meine Sünde vergeben!"

Der Bruder rüstete sich zum Heimgange. Sie aber streckte ihm die magere Hand entgegen und bat mit leiser Stimme: „Bleibe noch ein wenig! Lies mir das Johanniscapitel noch, was du mir vorig Mal vorlasest."

Er legte Hut und Stock noch einmal ab, zog die Bibel hervor und schlug auf Johannis am 14. Während er las, ruhte die Schwester matt und lauschend in den Kissen. Die Worte aber lauteten: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen, ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.—Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin!"

„Amen!" sagte er, aber sie antwortete nicht. Ihr Haupt war zur Seite gesunken, ihrer Augen geschlossen; ihre Seele aber stand vor Gott.

5.

Es war ein heißer Maitag, als man Susanne in die Erde bettete. Ein schwüler Dunst machte das Athmen schwer, Himmel und Erde waren verschleiert, die Sonne

schien durch eine nebelhafte Dunstschicht. Als der Zug des Trauergeleites sich durch die Dorfstraße dem vor dem Orte liegenden Gottesacker zu bewegte, sah man manch sorgenvollen Blick zu den dunkeln Wolken hinüberfliegen, die sich schnell und drohend am Horizont zusammenzogen. Das Geläute der Glocken wurde von dem dumpfen Ton des fernen rollenden Donners begleitet. — Der Sarg war eingesenkt, der Pfarrer hatte mit bewegtem Herzen seines Amtes gewartet, und die Todtengräber begannen ihr trauriges Werk, Erde zu Erde zu schütten. Dunkler und dunkler hatte sich der Himmel überzogen, und eben als die Leute die Hüte abnahmen und die Häupter zu einem stillen Gebet senkten, ehe sie sich anschickten, den Kirchhof zu verlassen, erhellte ein greller Strahl die Luft, und ein markerschütternder Donnerschlag machte die Erde erbeben und die Augen aufschauen. Da siehe—eine kleine, helle Flamme züngelte aus einem der Häuser des Dorfes empor. Schrecken erfaßte die Dorfbewohner; in ungeordneter Hast, der Veranlassung, die sie herbeigeführt hatte, vergessend, allein eingedenk der Gefahr, in welcher das jetzt menschenleere Dorf schwebt, lief und stürzte alles dem Orte zu.—Je näher man kam, desto deutlicher gewahrte man, daß das Feuer am andern Ende des Dorfes war. Dort stand Susannes Hof, aus dem sie soebenherausgetragen worden war, in Flammen, derselbe, der in der ersten Feuersnoth stehen geblieben war, derselbe, den sie hatte abreißen wollen in sündlichem Uebermuth, weil sie der gnädigen Verschonung gezürnt hatte. Die Flammen, die ungehindert Zeit gehabt hatten, sich auszubreiten, schlugen bereits aus Thüren und Fenstern, und liefen wie lebendige Zünglein auf dem Dache zum Stall und zu der Scheune.—Da war keine Rettung mehr möglich; man ließ brennen, was brannte und begnügte sich, die Nachbarhäuser zu schützen. Am Abende jedes Tages war von der Hofreite, von dem aufgefahrenen Bauholz und den neuen Thüren und Fenstern, die Susanne's stolze Freude gewesen waren, nichts mehr übrig als Schutt und Asche.

Noch heute liegt die leere Stätte da, Allen, die ihre Geschichte kennen, ein Denkmal von Gottes Walten. Susanne's Bruder hat ihre Kinder zu sich genommen und erzieht sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Vielleicht ist's ihrem Söhnchen gestattet, später einmal den neuen Hof auf der alten Stätte wieder aufzubauen. Wenn es geschieht, möge dann der Herr selbst der rechte Baumeister sein!

Die zweite Probe.

Nach dem Englischen von M. M.

Die Zeit der Schlußfeierlichkeiten im G. Collegium war gekommen; das Volk des Städtchens bewegte sich in Gruppen nach der Kirche, wo die Uebungen stattfinden sollten. Auch ich machte mich langsam auf den Weg, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Als ich in der Kirche ankam, waren die begehrenswerthesten Sitze bereits eingenommen, weßhalb ich mich ziemlich vornehin schaffte, um womöglich noch ein günstiges Plätzchen zu erlangen. Im vordersten Sitz fand ich noch einen Raum, da ein kleines Mädchen etwas rückte, als es mich sah, und dadurch noch einige Andere bewog, auch ein Bischen zu rücken. Nachdem ich mich gesetzt hatte, blickte ich die Kleine neben mir an und entdeckte, daß auch sie mich schon „gemustert" hatte, denn mein Blick fiel in ein Paar große, blaue, durch Glanz und Feuer belebte Augen hinein, deren Glanz durch lange Wimpern in etwa gebrochen wurde. Das junge Gesichtchen war offen und frisch, wie eine frische Rose in den Strahlen der aufgehenden Sonne, und der Blick war so kindlich aufrichtig, daß ich mich augenblicklich zu der Kleinen hingezogen fühlte. Immer und immer wieder, ohne es zu beabsichtigen, wanderte mein Blick nach dem kleinen Rosengesichtchen, und allemal begegneten mir die unschuldigen Aeuglein, und das kleine Mäulchen verzog sich zu einem heiteren, fast schelmischen Schmunzeln. Das Kind schien auf Gelegenheit zu warten, mit mir „aufzumachen," d. h. Unterhaltung anzuknüpfen; diese Gelegenheit kam, als mir unversehens mein Taschentuch zu Boden fiel, welches das Kind mir diensteifrig aufhob und überreichte; auf mein „Schönen Dank" war das Eis gebrochen, und die Unterhaltung begann.

„Es kommen heute Abend viele Leute zusammen," sagte das Mädchen.

„Es scheint so," antwortete ich; „die Leute wollen vermuthlich alle sehen, wie man aus Knaben Männer macht, denn alle, welche ihr Diplom erhalten, treten nun in die Reihe der Lebenskämpfer ein und sind Männer geworden."

Des Kindes Angesicht glänzte vor innerer Freude, als es mich anblickend sagte: „Mein Bruder ist auch dabei, und er hält eine Rede diesen Abend; ich habe diese Blumen mitgebracht, um sie ihm zuzuwerfen, wenn er fertig ist."

Es waren keine Treibhausblumen, auch waren sie nicht durch künstlerische Hand in einen Strauß gebunden, wie man es bei Gärtnern sieht; es waren ganz gewöhnliche Gartenblumen und in buntem Gemisch vermengt, wie sie nur ein reines, noch durch keine falsche Etikette verkünsteltes Kinderherz pflücken und binden kann, wenn ein geliebtes Wesen erfreut werden soll. Ich dachte bei mir selbst: dies ist der werthvollste Strauß, der diesen Abend überreicht wird.

„Dort sitzt mein Bruder, auf der Bühne, unten bei den Sprechern," fuhr das Kind fort, indem es mit seinem Strauß nach ihm hindeutete.

„Der dort mit dem rothen Haar?" fragte ich.

„O nein, nicht der Rothe," sagte das Mädchen kopfschüttelnd; „jener Schöne mit dem braunen Lockenhaar; seine Augen sind blau, aber man kann sie von hieraus nicht genau erkennen — es ist der, welcher eben jetzt mit der Hand durch die Haare gefahren; sehen Sie ihn?"

„Ja, jetzt sehe ich ihn; er ist schön, und in der That, ein recht netter Bursche."

„Ja, er ist schön," sagte das Kind in ungekünstelter Freude; „aber er ist auch gut; er studirt sehr hart. Er hat auf mich Acht gegeben, seit die Mutter vor drei Jahren gestorben ist, und er ist mein einziger Bruder. Sehen Sie, da steht sein Name auf dem Programm, er ist nicht Valediktorian, aber er hat eine Oration."

An des Kindes Rede konnte ich wohl merken, daß dasselbe ganz in seinem Bruder lebte; seine Hoffnungen und auch seine Täuschungen theilte, denn es gebrauchte ja sogar die Schulausdrücke, welcher jener sich bediente.

„Er dachte zuerst," fuhr das Kind wieder fort, „er wolle einen Aufsatz schreiben über ‚das Romantische des Mönchslebens.' "

Welch sonderbare Reden das — solche Gelehrtensätze vom Munde eines Kindes! Das Interesse am Wohl des Bruders hat im Schwesterchen so tief gewurzelt, und der stete Umgang mit ihm allein hat sogar technische Reden und studirte Phrasen ihm so aufgeprägt, daß man im Schwesterchen den Bruder erkennt. „Aber," fuhr das Kind fort, „er entschloß sich endlich über ‚Historische Parallelen' zu schreiben; er hat einen gelungenen Vortrag und kann ihn ohne Stocken hersagen; ich habe ihn so oft gehört, daß ich denselben ganz auswendig kann; er fängt so an: ‚Mitten in allen Wechseln und Wendungen; durch alle Verknüpfungen und Lösungen wirkender Kräfte, welche das Kaleidoskop der Weltgeschichte bilden, finden wir oft die Hand einer unsichtbaren Macht, durch eine einzige Wendung—.' "

„Ach, das Kind!" mußte ich unwillkürlich bei mir selbst denken, als ich in das unschuldige, reizende Angesicht des Mädchens hineinblickte. Es ist unbeschreiblich, wie sonderbar mir das Kind mit den großen unschuldigen Augen und den langen gelehrten Phrasen im Munde vorkam. Nun ertönte aber die Musik und unterbrach unsere Unterhaltung, sonst hätte mir am Ende das Ding die ganze Oration hergesagt.

Die Uebungen nahmen ihren Verlauf, ohne einen bemerkenswerthen Vorfall, genau nach dem Programm; je näher es jedoch dem Punkte kam, welcher für das Mädchen eigentlich der Hauptpunkt war, desto mehr konnte ich merken, daß es nervös und unruhig wurde. Seine Augen schienen größer zu werden und ein ganz erhöhter Glanz leuchtete aus denselben hervor; auf den Wangen zeigte sich eine tiefe Röthe, und die Hände fingen an meisterlos an dem Blumenstrauß herumzuspielen, als wenn ein Opfer für den Altar zurechtgelegt werden müßte.

„Jetzt kommt die Reihe an ihn," sagte das Mädchen, indem es mich ganz traulich anblickte. Furcht und kindlicher Stolz schienen in dem jungen Herzen zu streiten; als aber die Musik verstummte und der Name des Bruders gerufen wurde, da erhob es sich, um ihn recht sehen zu können; es vergaß Alles um sich her, es lebte und athmete nur für den Bruder. An seinem tiefen Athmen konnte ich bemerken, daß das kleine Herzchen sich bis fast in den Hals gehoben;—aber an der Weise, wie der junge Mann auftrat, konnte ich auch merken, daß er zitterte und in Gefahr war, die Hände hingen schlaff herab, das Gesicht war bleich und die Lippen blau geworden; mir bangte für den Helden. Auch das Mädchen schien zu fassen, daß Gefahr vorhanden sei, denn auf seinem Angesichte trieb eine eisigkalte Bleiche jeden Blutstropfen aus den Wangen.

Der Jüngling machte eine mechanische, steife Verbeugung, dann ließ er einen wilden, stieren Blick über die Versammlung gleiten, hülflos wie ein Träumender stand er vor der wartenden Versammlung, aber kein Wort entfloß seinen Lippen, die Augenblicke schwanden und noch stand er stumm—die Bühnenangst hatte ihn erfaßt, es war keine Hülfe, keine Hoffnung! Armes Schwesterchen! Das Kind richtete einen hülfesuchenden Blick auf mich.— „Er hat's vergessen," sagte es, indem es schnell einen Seufzer hinunterschluckte. Jetzt trat ein Wechsel ein auf dem Angesicht—ein entschlossener Blick— jetzt ertönte durch die Todtenstille der Versammlung eine süße, zarte Mädchenstimme:—„Mitten in allen Wechseln und Wendungen!—"

Es entstand eine allgemeine Bewegung, Aller Augen waren auf das Kind gerichtet. Die lautlose Stille, die kindlich zarte Stimme und die langen unnatürlichen Worte machten einen zauberhaften Eindruck auf die Anwesenden, aber die Hülfe war zu spät, denn allbereits trat der Jüngling beschämt—gedemüthigt und überwunden von der Bühne; ein lebhaftes Stück Musik deckte in etwa noch seinen Rückzug und jubelte über die Niederlage.

Ich blickte nach dem Kinde, um ihm zu zeigen, daß ich Mitleiden hatte, aber es blickte mich nicht an, seine thränenvollen Augen waren auf den Bruder gerichtet. Ich umarmte das Kind, aber es war zu aufgeregt, es entwand sich meinen Armen, und ehe ich den Sinn errathen konnte, war das Kind auf der Platform bei dem schambedeckten Bruder, welcher einer Marmorsäule ähnlich, dort saß.

Als er das Schwesterchen neben sich fühlte, änderte sich sein Blick und die Augen wurden feucht. Die andern jungen Männer rückten zusammen und machten Raum. Jetzt saß das Kind auf seinem Schooß und umhalste den Bruder, ich sah, daß es leise zu ihm redete, und merkte auch, daß er antwortete; später erfuhr ich, daß es ihn fragte, ob er nun sein „Stück" sprechen könne, welches er bejahte.

Als der nächste Redner gesprochen hatte, während die Musik wieder eine Pause ausfüllte, machte sich das Kind vom Bruder los und ging zu seinem Schrecken von ihm weg, direkt auf den Präsidenten zu, welcher mit den Professoren und der Prüfungs-Committee auf einer erhöhten Platform saß:

„Bitte, mein Herr," sagte das Kind mit einer Verbeugung, „würden Sie und die Herren Trustees meinem Bruder nicht eine ‚zweite Probe' geben, ich weiß, er kann seine Rede jetzt ganz gut hersagen?"

Einen Augenblick richtete der Präsident seinen Blick durch die goldumrahmten Gläser seiner Brille auf das Kind, dann, die kindliche Bitte und den eigenthümlichen Fall beherzigend, lächelte er freundlich und ging selbst zu dem beschämten Bruder hin und sprach einige Worte mit diesem.

Als die Musik endete, trat der Präsident auf und theilte der Versammlung mit, daß auf besondere Vermittlung nun Mr. —— seine Oration „Historische Parallelen" vortragen werde.

Ein Augenblick der Spannung, der Erwartung lastete über der Versammlung, dann herrschte Todtenstille; Jedermann schien bange zu sein, der Redner möchte wieder erschrecken und falliren. Keine Gefahr! der jugendliche Held war aufgewacht und er kam, um zu siegen, denn er fühlte, daß es keine dritte Gelegenheit gab für ihn, um sich zu erholen und dem weinenden Kinde die Thränen zu trocknen. Ich mußte immer das Kind betrachten, wie es gefesselten Auges, mit offenen Lippen und geistvollen Blickes nach dem Bruder hinschaute. Der Jüngling schien sich selbst ganz zu vergessen, er schöpfte Kräfte aus dem Angesicht des Mädchens, und in seiner eigenen Begeisterung merkte er gar nicht, daß er die ganze Versammlung mit sich fortriß und inspirirte. Sein Kampf war ein harter, denn er hatte Vorurtheile zu überwinden, aber er überwand sie; der Eindruck war überwältigend und der Beifall allgemein. Blumen, welche dem Valediktorian zugedacht waren, wurden nun in der Begeisterung unserem Helden zugeworfen; aber der größte Triumph lag in den Augen des Schwesterchens, und der werthvollste Blumenstrauß war der ihrige, denn er war mit Thränen benetzt. Das Angesicht jenes Kindes, nach der ersten und der zweiten Probe, werde ich nie vergessen, es war das Angesicht eines rettenden Engels zur guten Stunde gesandt.

Aus einem Kellnerleben.

(Von Emil Frommel.)

„Es war nur ein Kellner," sagte mir ein respektabler Bürgersmann auf der Straße, den ich frug, wer wohl der Gestorbene sei, den eben der Leichenwagen zum Kirchhof fuhr. „Nur ein Kellner," wiederholte ich mir unwillkürlich halblaut, als ob so ein Mensch in Abgang kommen könnte wie ein altes Möbel in einer Haushaltung oder wie ein Sperling unter dem Himmel. Ich sah lange dem Wagen nach, der so einsam, nur mit der allernöthigsten Begleitung versehen, durch die Straßen fuhr. Mich wunderte, ob ich nicht vielleicht diesem Menschen im Leben begegnet, und ging hinaus auf den Kirchhof, ob ich vielleicht von seinem Lebensgange was hören könnte. Der Geistliche, der Küster und ein Todtengräber empfingen die Leiche. Die beiden letzteren machten ein Gesicht, als wollten sie bitten, es „kurz" zu machen und die Rede ward allerdings so kurz als der Lebenslauf, der in einem ärmlichen Leichenschauerschein bestand. Niemand kannte ihn. Ich warf ihm die drei Schaufeln Erde hinunter auf seinen Sarg, an dem sich der Schreiner keine sonderliche Mühe gegeben hatte, betete für ihn und ging weg.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Lebhaft wurde ich aber wieder an dieses Wort erinnert, als ich einen Abriß aus der Lebensgeschichte eines Kellners erzählen hörte, der mich einen Blick thun ließ in den Jammer und das Elend derer, die sich „Kellner" nennen in dieser Welt, einen Blick, der mich mit tiefer Wehmuth erfüllte, aber bei der Wehmuth blieb's nicht. Die Geschichte hat mir etwas gesagt, was ich nicht vergessen will. Ob sie dir, lieber Leser, dasselbe sagen wird, wie mir, das kommt auf dein Herz und Gewissen an.

I.

Im Gasthof zum rothen Hahn, einem der Gasthöfe ersten Ranges in *** wars am 20. November des Jahres 1844 sehr lebendig. Der verspätete Abendzug hatte eine Menge von Reisenden gebracht. Schimpfend und fluchend über die Verspätung waren die Einen eingetreten, hungrig und verstimmt, wenigstens die Andern. Der Besitzer des Hotels riß an der Glocke hin und her, um die halbschläfrigen Kellner zu wecken, die angstvoll mit den Servietten unter dem Arm zu den verschiedenen Thüren hereinstürzten, um die meist sehr barschen Befehle der Gäste entgegen zu nehmen.

Während im Speisesaal Alles in größter Arbeit ging, war's stille in dem kleinen Salon, der nebenanstieß. Es war der Salon der Honoratioren, die noch nicht lange ihn verlassen hatten. Derselbe war dunkel. Der Mond aber schien traulich hinein und beleuchtete ein eigenthümliches Genrebild. In einem großen Fauteuil lag ein junger Mann in schwarzer, kurzer Jacke, weißer Weste

und weißer Halsbinde, die Haare in kleinen Locken gebrannt. Die Hände hatte er über dem Herzen gefaltet, während die beiden Ellbogen auf der Sammtlehne sanft ruhten. Das Gesicht war auffallend blaß und ließ die Züge, durch das Mondlicht unterstützt, stark hervortreten, in denen eine gewisse Gutmüthigkeit, aber auch eine große Abspannung sich ausdrückte.

Offenbar hatte sich der junge Mann vor lauter Schlafsucht dorthin geflüchtet, und als er sich geraume Zeit einem ruhigen Schlummer hingegeben hatte, glaubte er im Traume den Ruf eines seiner Angehörigen zu hören und antwortete: „Ja, ja, ich komme schon." — „So, so, Sie kommen schon, Sie elender Tagedieb," rief plötzlich eine derbe Stimme und eine noch derbere Hand fuhr dem Schläfer an den Arm. Es war der Wirth, der ihn gerufen hatte, und der ihn nun aus dem Stuhle herausriß. „Sehen Sie denn nicht, daß das Haus voller Leute ist und Sie Bauernlümmel schlafen hier? Wer heißt Sie hier hereingehen?" — „Ich war so müde," sagte der Blasse, der den Namen Friedrich trug. „Ich bin heute Nacht erst um drei Uhr zu Bette gekommen." — „Was geht mich das an," schrie der Wirth. „Schlafen Sie auf dem Kirchhof aus, wenn Sie wollen, aber nicht bei mir. Machen Sie sich auf der Stelle fort ins Speisezimmer und das sage ich Ihnen, Sie sind heute der Letzte im Haus, der sein Bett sucht."

Der Blasse ging. Als er ins Speisezimmer trat, war er allerdings sehr verwundert über die Menge Gäste. An den Gesichtern seiner Mitkellner sah er, daß ein großes Wetter losgebrochen sein mußte, denn sie waren alle ungewöhnlich ernst und diensteifrig.

Er ging sogleich auf einen Herrn zu, der sehr ungeduldig schien, und frug nach seinem Begehr.

„Was sagen Sie," rief der Angeredete, ein Mann mit kleinen stechenden Augen. „Vor einer halben Stunde habe ich schon bestellt. Das ist eine wahre Hundebedienung."—Von einem zum andern Kellner frug Friedrich. Keiner konnte ihm Auskunft geben, was jener Herr bestellt hatte, keiner wollte etwas gehört haben. Er mußte sich entschließen nochmals zu fragen. „Entschuldigen Sie, mein Herr," fing er darum in bittendem Tone wiederum an.

„Ich entschuldige Nichts," schrie der kleine Herr so laut, daß der Wirth herzutrat und nach der Ursache frug.

„Vor einer halben Stunde," schrie der kleine Herr, „habe ich bei diesem Menschen da ein Nachtessen bestellt, und nun kömmt der Esel und frägt mich, was ich wolle. Das ist ja eine Unverschämtheit sondergleichen."

„Aber, mein Herr," fiel der Blasse ein, „ich war ja—"

„Schweigen Sie," rief der Wirth, „da ist Ihr verfluchter Schlaf daran schuld. Marschiren sie sich hinaus." Friedrich war schnell hinausgegangen und lehnte sich unters Hofthor, mit finstern und dunkeln Gedanken in der Seele.—„So ist's recht," riefen ein paar Herren am nächsten Tische, die dem Streit zugehört hatten, „es gibt kein elenderes Volk als diese Kellner, diese Classe von eleganten und raffinirten Tagedieben."

Nach dem Tische hin aber, an welchem dies Urtheil gefällt wurde, sah ein Mensch mit durchbohrendem Blicke. Es war der Oberkellner des Hauses, der in eine Fensternische sich lehnte, ein Mensch, dem man auf hundert Schritte ansah, daß er „gelebt" hatte.

Nach und nach wurde es stiller im Saal, nur in einer Ecke saß noch ein Club Gäste eifrig im Kartenspiel beim Rheinwein. Auch die Kellner hatten sich wieder nach dem bösen Wetter zusammengefunden und standen, sich wärmend an dem Ofen, dessen Feuer am Ausgehen war, denn es war bereits über Mitternacht.

Mittlerweile war auch Friedrich wieder vom Hofthor hereingekommen, und nachdem er durch die Gardinen geschaut, ob der Wirth zu Bette gegangen, sich still an die andere Seite des großen Ofens gelehnt.

„Ach, sieh da, der Blasse!" sagte der Oberkellner. „Du hast heute den Ritter von der traurigen Gestalt gespielt. Aber was! ich glaube gar du hast geweint. Pfui, Thränen! So ein alter Mensch!"—

Friedrich trat etwas vor. Er hatte wirklich geweint, aber sein Gesicht war nicht mehr zu erkennen, seine Augen waren stark geröthet und blickten wild und unsicher umher und seine Lippen zitterten krampfhaft. Er war noch bläßer als zuvor. Sie erschraken Alle, als sie ihn sahen.

„Nun, laß dir's nicht zu sehr zu Herzen gehen," sagte einer der Kellner. „Heute dir, morgen mir, und einmal auch dem alten Hahn und dem kleinen Schreier da unten, dem ich den Hals zudrehen könnte."

„Kinder, laßt uns fortgehen in unsere Höhlen," sagte der Oberkellner. „Der Blasse soll aufbleiben, hat Hahn gesagt." Lachend nahmen die Kellner ihre Lichter Es war gegen halb zwei Uhr des Morgens. Friedrich blieb allein zurück. Er stützte seinen fieberheißen Kopf in beide Hände, in ihm wogte es, als wollt's ihm die Brust zersprengen. Die Herren spielten noch unten am Tische, nicht mehr um Wein, sondern um blankes Gold. Endlich brachen sie auf, unter ihnen auch der kleine Herr mit den stechenden Augen, der ihm zu seinem Verweis verholfen hatte. Beim Hinaufleuchten in sein Zimmer wünschte ihm Friedrich eine gute Nacht, für die der Herr aber nicht dankte.—Aber wie er draußen stand, murmelte er halblaut etwas vor sich hin, das etwa lautete: daß lieber heute als morgen des kleinen Herrn Seele zum—fahren könnte. Friedrich ging hinunter und wollte eben den Speisesaal abschließen, als es leise aus dem obern Stockwerk klingelte.

II.

Es war in der Beletage, in der es geklingelt hatte. Friedrich raffte seine Kräfte zusammen, strich sich vor dem großen Spiegel die Haare zurecht und trat in das elegante Zimmer. Auf dem Tische standen Geldkassetten und eine Menge von Briefen. Hinter demselben saß ein ältlicher Herr in weißem Haar und einem rothblumigen

Schlafrock. Es lag ein großes Wohlwollen in diesem Gesichte.

„Es thut mir leid, mein Lieber," sagte er, „daß ich Sie noch einmal aus dem Schlafe wecken mußte, allein der verspätete Zug dieses Abends läßt mich mehrere nothwendige Geschäfte noch in der Nacht besorgen. Ich muß nun an Sie die Bitte stellen, mir diese drei Briefe noch zur Post zu befördern. Es liegt mir viel daran, da es sehr wichtige Briefe sind. Ich werde mich Ihnen dafür morgen dankbar erweisen.—Wie lange sind Sie schon in diesem Hause?" frug theilnehmend der alte Herr.

„Drei Jahre schon," antwortete Friedrich.

„Waren Sie es, den der Gastwirth heute ausgezankt?"

„Ja," antwortete Friedrich.

„Nun," sagte der Alte theilnehmend, „es ist meine Absicht nicht, Sie zu kränken, aber ich bemerkte, daß Sie etwas gethan haben, was nicht recht war."

„Wie so, mein Herr?" brauste Friedrich auf; „ich schwieg ja."

„Wohl, Sie haben geschwiegen, aber der Blick in Ihrem Auge war auch ein Wort. Junger Mann, auf Ihrer Seele liegt Etwas. Lassen Sie die Sonne nicht über Ihrem Zorne untergehen, vergeben Sie Ihrem Feinde."

„Das kann ich nicht," rief zornig der Kellner, „er soll's fühlen, ich werde ihn und sein Haus beschimpfen."

„Schämen Sie sich, wie können Sie das vor Gott verantworten?"—Um den Mund des Blassen spielte ein häßlicher Zug, er besann sich etwas und sagte dann: „Ja, wenn's einen Gott gäbe, dann möchten Sie Recht haben."

„Unglücklicher junger Mann," erwiderte ernst der Alte, „es ist hier nicht der Ort zu streiten, aber glauben Sie es mir und meinen weißen Haaren, glauben Sie dem Worte Gottes und Ihrem eigenen Gewissen. Es lebt ein Gott, dem Sie nicht davon laufen, der Sie kennt und einst Ihr Richter sein wird. Ich bedaure Sie von Herzen, daß Sie in Ihrem schweren Berufe Ihren besten Freund und Ihren einzigen Trost verloren haben." — Diese Worte hatte der Alte mit weicher Stimme gesprochen. So freundlich und ernst hatte noch Niemand zu ihm gesprochen.

„Ich nehme nun Anstand," fuhr der Alte Herr fort, „Ihnen diese wichtigen Briefe anzuvertrauen."

„Mein Herr, ich bin kein Dieb," sprach Friedrich rasch.

„Das habe ich auch nicht gesagt, wer aber an keinen Gott glaubt, und ihn nicht fürchtet, was sollte sich der vor Menschen fürchten. Sie können nicht vergeben, werden Sie auch nicht stehlen?"

„Mein Herr, so gesunken bin ich noch nicht," sagte mit einer Aufwallung von Stolz der Blasse. „Geben Sie mir die Briefe und Sie sollen sehen, daß Sie an Ort und Stelle kommen."

„Zum Zeichen, daß ich Sie nicht für das halte, was Sie glaubten, übergebe ich Ihnen diese Briefe. Junger Mann, gedenken Sie daran, wenn Sie einst ins Glück kommen sollten, daß es Einen gibt, der Sie in einer Nacht zu einem Bettler machen kann, und wenn Sie ins Unglück kommen, so vergessen Sie nicht, daß es Einen gibt, dessen Herz offen steht für Alle, die nach ihm rufen. Lebe ich bis dahin noch, so wenden Sie sich an mich, was ich thun kann werde ich dann für Sie thun. Und nun leben Sie wohl!"

* * *

Es war eine finstere, regnerische Nacht, in welche der Blasse hinaustrat. Der ganze Abend mit seinen entgegengesetzten Eindrücken ging noch einmal an ihm vorüber. Die Behandlung des Wirths, der Hohn seiner Collegen hatte in seiner Brust so durcheinander gewogt, als er den fieberheißen Kopf zwischen die Hände stützte im Salon. Er hatte drunten den Entschluß gefaßt sich zu rächen und dann davon zu gehen, nur das Eine machte ihn bedenklich: das Geld oder vielmehr das, daß er keines hatte. Aus diesen Gedanken hatte ihn die Klingel des alten Herrn aufgeschreckt und dieser alte Mann mit seiner weichen Stimme — er hatte ihn wankend gemacht und seine Herzensgedanken getroffen. —

Sein Herz wollte wieder stiller werden und die bösen Gedanken niederkämpfen. Da griff er unwillkürlich nach den Briefen. Zwei davon waren leicht, der dritte auffallend schwer. Der Gedanke war ihm aufgestiegen, ob der Brief nicht Geld enthalten könne, Alles schien ihm dafür zu sprechen.

„Wenn's nur hundert Thaler wären," sagte er leise vor sich hin, „und mir wäre geholfen."

Die beiden anderen Briefe hatte er bereits in den Schalter geworfen, aber den dritten hineinzuwerfen, dazu konnte er sich nicht entschließen. Der Kampf war lang und schwer. Er erwog alle Folgen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß das die beste Rache für den rothen Hahn wäre, wenn er das Geld nähme und es hieße, ein Reisender sei von einem der ältesten Kellner bestohlen worden.

Mit diesen Gedanken schob er den Brief in die Tasche und kehrte um. Und doch — als er durch die finsteren Straßen ging, da war's, als ob eine dunkle Gestalt neben ihm herginge. Er schrack zusammen und blieb stehen. —

„Was hast du zu dem Herrn gesagt: Herr, ich bin kein Dieb — und doch bist du jetzt einer?" So lautete es ihm.

Aber mehr als das brannte in ihm das Wort des Alten: „Es gibt Einen, dem laufen Sie nicht davon." Erschrocken wandte er wieder um. Noch einmal stand er vor dem Schalter, noch einmal schwankte er, prüfte den Brief in den Händen und endlich ließ er ihn schwer in den Schalter hinabfallen. Schnell ging er nach Hause, als wollte er seinen eigenen Gedanken entlaufen.

Morgens um 6 Uhr, als viele Gäste wieder verreisen wollten, war auch unser Blasse wieder auf seinem Posten, wurde aber vom Oberkellner auf Befehl seines Herrn wieder hinaufgeschickt. Vergeblich erkundigte sich der alte Herr nach demselben; ein schweres Geldstück für die nächtliche Mühe übergab er dem Oberkellner zu dessen Händen.

Friedrich bekam aber nie etwas davon zu sehen.

III.

Als die Kellner wieder nach abgedeckter Tafel an einem Tage der nächsten Woche beisammenstanden, traten zwei Polizeibeamte ein, die nach dem Besitzer des Hotels fragten. Bald klingelte es heftig und Friedrich wurde vor seinen Herrn gerufen. „Die Herren sind beauftragt, Sie mitzunehmen," sagte der Wirth erregt. Eine dunkle Röthe zog über des Blassen Gesicht, er wollte sich vertheidigen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Man zwang ihn hinaufzugehen. Einer der Beamten ging voraus, der andere folgte dem Wirthe. Friedrich stieg unter dem Geflüster der Kellner und Dienstmädchen, die im ganzen Hause zusammengelaufen waren, die Treppen hinauf. Er ersah aber den Augenblick, wo die Beiden über dem Gespräche stehen blieben, ließ den einen Beamten vorausgehen und sprang eine Hintertreppe des oberen Stockwerkes hinab. Die Kellner zeigten sich sehr unanstellig im Verfolgen ihres Collegen, der mit der Behendigkeit einer Katze über die Gartenmauer geklettert war und in den Gärten von einem Zaun zum anderen stieg und durch eine Hintergasse das Freie erreichte, wo er in einem übelberüchtigten Hause aufgenommen und den Tag über versteckt wurde. In der Nacht ging er als Fuhrmann verkleidet fort. Er übernachtete im Walde und lenkte seiner Heimath zu, die eine kleine Tagreise von da lag.

Es war gerade Sonntag. Alles war so fröhlich und still um ihn her. Die Glocken von den Dörfern rings umher, der Vogelgesang aus den Büschen, das Alles erinnerte ihn so lebhaft an die alte Zeit, und er machte sich den Plan, wieder auf dem Lande zu bleiben bei den Eltern.

Daß er so harmlos auf die Heimath zuging, und daß das gerade der Weg war, wo er am ersten ergriffen werden mußte, daran dachte er im Bewußtsein seiner Unschuld nicht. Er trat in das Gasthaus, das seinem Pathen gehörte, traf dort eine Menge junger Burschen, die seine Kameraden gewesen, setzte sich zu ihnen und erzählte aus der Stadt, wie er nun ausgelernt sei und vielleicht dableiben wolle.

Als er im besten Zuge mit dem Erzählen war, traten zwei Landjäger in die Wirthsstube.

„Da ist ja auf den ersten Zug der saubere Vogel gefangen," sagte der erste. „Diesmal wollen wir ihm aber die Flügel beschneiden, damit ihm das Durchgehen vergeht."

Damit zog er ein Paar Handketten heraus. Die Bauern wurden still und schauten sich verdutzt an. Der Roßwirth fragte mit entsetztem Angesicht: „Was hat er gethan?"

„Gestohlen hat der Herr, wenn Sie's wissen wollen.

„Ich bin unschuldig," schrie Friedrich in höchster Verzweifelung. „Ihr Landsleute, helft mir!" In diesem Moment traten zwei ältere Leute, ein Mann und eine Frau herein, des Blassen Eltern. „Ist's wahr, ist unser Friedrich da?" riefen sie in die Todtenstille hinein. „Ja, er ist da, aber er geht wieder fort," sagte der erste Landjäger. „Um Gottes Willen, Friedrich, was hast du gemacht?" Derselbe konnte nichts erwidern, er warf nur einen verzweiflungsvollen Blick ihnen zu; die Hand konnte er ihnen nicht reichen. „Ich bin unschuldig," sagte er leise und ließ sich willenlos fortführen.

Seine Eltern liefen ihm nach, weinend und die Hände ringend und bestürmten ihn mit Fragen. Aber er gab keine Antwort. Spät am Abend schlossen sich die Thüren des Bezirksgefängnisses hinter ihm.

Schluß folgt.

Perlen.

Was all zu scharf ist legt sich leicht um.

Demuth ist die Mutter der Zufriedenheit.

Arbeit hat bittere Wurzeln, aber süße Frucht.

Wer zu viel wünscht erlangt gewöhnlich nichts.

Wer zwei Wölfen zugleich nachspringt, erhascht keinen.

Je tiefer du etwas versteckst, desto leichter findest du es.

Ein alter bewährter Freund ist mehr werth als zwei neue.

Große Bäume geben durchschnittlich mehr Schatten als Frucht.

Neid ist eine Krankheit, welche durch des Nächsten Glück entsteht.

Alle Menschen sind Brüder. — Cain's und Abel's wenigstens.

Die Nacht offenbart Sterne, und die Trübsal offenbart Wahrheit.

Nie wähle einen krummen Pfad, so lange du einen geraden siehst.

Das Alter ist ein Hospital, in welches allerlei Krankheiten Eingang finden.

Aberglaube ist zur Religion gerade das, was Astrologie zur Astronomie ist; nemlich, die sehr einfältige Tochter einer guten Mutter.

Freue dich deines Lebens ohne dasselbe mit dem Leben Anderer zu vergleichen.

Ein undankbarer Mensch schadet allen Hülfsbedürftigen, durch seine Undankbarkeit.

Die größten Schwierigkeiten findet man gewöhnlich da, wo man sie am wenigsten sucht.

Wer sich einspannen läßt, muß auch ziehen; und wer sich satteln läßt, muß gewißlich tragen.

Furcht treibt schrecklich stark, besonders wenn ein schuldiges Gewissen die Peitsche schwingt.

Wer schweigt hat wenig zu sorgen,
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

Liebe deckt eine Menge von Sünden vor Gott, und Höflichkeit thut dasselbe vor den Menschen.

Lasse dich nie ehren um deiner Vorfahren willen, aber um deiner Tugenden willen, werde dir Ehre.

Gold kauft alles was die Welt besitzt, aber das nicht, was der Mensch am nothwendigsten braucht.

Friede ist ein so köstliches Kleinod, daß man alles daran opfern sollte ausgenommen die Wahrheit.

Alle Blumen, welche gegenwärtig im Paradies blühen, sollen vom Oelberg hinein verpflanzt worden sein.

Das Gewissen ist ein großes Buch, welches unsere Sünden enthält; mit der Zeit erinnert es uns an alle.

Die Menschen sind am lebensmüdesten, welche am wenigsten gethan haben; sie haben nicht gelebt, sondern nur geathmet.

Bedenke, daß du täglich älter wirst; wenn du üble Gewohnheiten hast, diese werden auch älter, und je älter ihr zusammen werdet, desto härter wird die Trennung.

Wenn man die ersparte Zeit wie Geld aufbewahren könnte, dann wäre Niemand faul, aber die halbe Welt wäre sparsam.

Dies bleibt unter allen Umständen wahr: es ist nichts in der Welt, das einer Lüge zur Stütze bedürfte, ausgenommen eine Lüge.

Manche Menschen haben Glauben genug, um sie unglücklich zu machen, der wahre Christ hat aber Glauben genug, ihn glücklich zu machen.

Es ist keine Schmach, wenn man auch nicht alles thun kann; aber zu unternehmen, was man zum Voraus weiß, das man nicht ausführen kann, ist nicht blos schmählich, sondern auch schädlich.

Wer das Herz in der Bibel hat, der hat die Bibel auch im Herzen.

Nicht Jeder, den Gott liebt, liebt auch ihn; wer aber ihn liebt, wird von Gott mehr geliebt.

Nicht unsere Liebe zu Gott bewegt ihn, uns zu lieben, sondern unser Elend und Hülflosigkeit und Bedürftigkeit.

Manche Menschen beklagen es, daß Gott Dornen an den Rosen wachsen läßt; warum denn nicht danken, daß er Rosen an Dornen wachsen läßt?

Aufrichtig sein heißt: zu sprechen, wie man denkt; zu thun wie man vorgibt; zu halten, was man verspricht, und zu sein, was man zu sein vorgibt.

Um Menschen kennen zu lernen, muß man nicht warten bis sie zu uns kommen; man muß zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie man sie zu Haus antrifft.

Manche Leute tragen das Herz im Kopf; Andere tragen den Kopf im Herzen, es ist nicht leicht sie zu trennen, am besten läßt man sie zusammen schaffen.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe?
Das überliefere deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es noch zu gut.

Nichts ist ganz unparteiisch, das der Mensch vollbringt; sogar der Spiegel ist nicht aufrichtig, denn er macht die rechte Hand zur linken, indem er die Gestalt umwendet.

Willst du erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Wenn der schwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

Wenn ein Mensch es einmal soweit gebracht hat, daß Jedermann in seinen Augen verdorben ist, dann ist es Zeit zu fragen, ob nicht vielleicht er verdorben ist. Wenn ein Spiegel einmal kein einziges Bild mehr richtig reflectirt, dann ist es Zeit zu untersuchen, ob nicht der Fehler im Glas ist.

Singe und siege! Die Freude im Herrn ist unsere Stärke. Traurigkeit schwächt, Zweifel lähmt, Satan und Sünde, Schwermuth und Trägheit hassen den heiligen Gesang. Ein freudiger Christ ist ein Grauen für die Macht der Finsterniß, ein Schwermuth brütender Christ ihr Gespötte. Glaubensmuth ist Siegesmuth und Siegesmacht. Also nur immer frisch und freudig!

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen;
Die beim Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Der Sonntagsschullehrer.

Nur treu.

Der Herr weiß, daß du ein unübertrefflicher Säemann bist, darum läßt er dich nie Schnitter werden, wo du vielleicht nicht erfolgreich wärst. Im Weinberge Gottes ist Arbeit für Alle, aber nicht für Alle die nemliche Arbeit, auch nicht für Jeden nach eigener Wahl; Gott kennt die Fähigkeiten seiner Diener und gebraucht sie zu seiner Verherrlichung. Was immer dir zu thun aufgetragen ist, das thue mit Treue; weiter fordert dein Herr nichts von dir.

Erklärung

Das beste Licht, welches ein Lehrer auf die dunkeln Stellen der Bibel fallen lassen kann, ist biblisches Licht. Es ist geradezu merkwürdig, wie deutlich sich die Schrift selbst erklärt, wenn man ihr Gelegenheit gibt. Man vergleiche daher die Parallelstellen, und beachte die biblische Geschichte, Zeit, Geographie und biblische Gebräuche, dann wird man auf wenig Hindernisse stoßen in der Erklärung für Classen in der Sonntagschule. Die Behauptung, daß die Bibel die beste Erklärung der Bibel ist, hat in diesem Sinne volle Berechtigung.

Arbeite im Glauben.

Es sind nicht Alle treu geblieben, welche sich unter Pauli Predigt bekehrten; ja selbst die sich unter Jesu Predigt bekehrten, sind nicht alle standhaft geblieben. Wenn ein Knabe in den Fluß fällt, sollten wir ihn deßhalb nicht herausziehen, weil er später wieder hineinfallen möchte? Wirke du im Glauben und überlasse die Zukunft deinem Meister und Herrn.

Ein Kampf.

Es ist nicht immer leicht, seine Pflicht zu thun; es kostet öfters sogar einen schweren Kampf. Wer seiner selbst Herr wird, verdient eine Aufmunterung, und dieses findet man auch erklärt, ohne lange zu suchen. Ein Knabe, kaum drei Jahre alt, gibt uns hier eine Lehre. Er war im Begriff, etwas Verlockendes zu unternehmen, als ihm sein Vater sagte: „Du sollst nicht." Der Kleine hatte einen inneren Kampf, aber er siegte und folgte seinem Vater. Als der Vater schwieg, fragte der Kleine: „Papa, warum sagst du nicht: das ist ein braver Junge?" Der Vater befolgte den Rath und lobte sein Kind, welches ja alles that oder unterließ, um seinem Vater zu gefallen. Man kann selbst in der Sonntagschule noch viel gewinnen, wenn man zur rechten Zeit ein wohlverdientes Lob spendet. Selbst der Herr verheißt, daß es einst anerkannt werden soll, wenn wir unsere Pflicht gethan haben: „Ei du frommer und getreuer Knecht" u. s. w.

Kleine Handlungen.

Kleinigkeiten sind oft am schwersten zu erfüllen. Es ist fast leicht, im Augenblick eine That zu thun, welche die Menschen in Erstaunen setzt; nicht so leicht aber sind die alltäglichen Pflichten, bei denen uns Niemand beobachtet. Du bist vielleicht nicht berufen, Großes zu vollbringen, aber du hast tägliche Pflichten zu erfüllen, welche in Zeit auch die Kräfte angreifen, und Gnade fordern. Sei froh für deinen Beruf, denn auch dieser hat die Verheißung einer Krone. Wer hier getreu ist, wird dort Lohn empfangen. Das sollten sich auch unsere Sonntagschularbeiter merken.

Vorbereitung.

Die Zeit, welche man in Vorbereitung für eine Sache zubringt, ist nie verloren, so einfach die Vorbereitung auch sein mag. Manches Unternehmen ging fehl, einfach weil man es nicht der Mühe einer Vorbereitung werth achtete. Es ist falsche Berechnung, wenn ein Baumeister Zeit sparen will am Fundament, vielleicht blos, weil man es nicht sieht; denn es kann leicht geschehen, daß das ganze Gebäude darunter leiden muß. Hier ist eine Lehre für Lehrer; ihre Arbeit schließt Vorbereitung in sich, und Zeit hier verbraucht, ist nicht verloren, selbst wenn erst die Ewigkeit es offenbaren müßte.

Es ist ein großer Unterschied.

Es macht ziemlich viel aus, von welcher Seite man eine Sache beurtheilt! Wenn ein Mann unsere eigene Ansicht hegt und vertheidigt, den nennen wir einen Enthusiasten für das Recht; wenn aber der nemliche Mann die uns widersprechende Ansicht vertheidigt, nennen wir ihn einen schwachen Kopf, oder einen engherzigen Parteigeist. Wer um der Sache willen leidet, welche wir vertheidigen, den nennen wir einen Märtyrer seiner Grundsätze; wer hingegen um entgegengesetzter Umstände willen leidet, der leidet einfach an den Folgen seines Irrthums. Es ist eine große Gabe, zu wissen, was die Vorsehung meint in den unterschiedlichen Wegen, welche sie einschlägt, aber es ist sehr unweislich, seine Weisheit zu offen zur Schau zu tragen, denn gar leicht kann es geschehen, daß ein geworfener Stein zurückprallt und dem Werfer den Schädel zerschmettert.

Wie kommt das?

Wir leben in einer sehr geschäftigen Welt, alles eilt und treibt; man muß Kenntnisse sammeln, und Geld sammeln; man muß Aemter antreten und Aemter verlassen; man wird krank und wieder gesund; man hat eine eigenen Sorgen und auch Familiensorgen. Unter allen Menschen sind die Männer die geplagtesten, aber auch die Frauen haben wenig Zeit, sich umzuschauen, denn die Familie bringt Sorgen, die Haushaltung will beachtet sein; die Kinder liegen der Mutter am Herzen. Man hat wahrhaftig kaum Zeit, sich einen Augenblick hinzusetzen, um zu ruhen, viel weniger um zu sehen, ob man nicht irgendwo etwas Gutes nebenbei thun könnte. Wie kommt es, daß so geschäftige Menschen Zeit finden, die Theater und andere öffentliche Belustigungsorte allabendlich zu füllen? Wie kommt es, daß sie Zeit finden, Novellen und Liebesromane zu lesen, oder sich an fremdem Skandal zu sättigen? Ja, wir sollten gar sehr geschäftig sein, aber geschäftig an der Arbeit, nicht geschäftig in eitel thörichten Dingen. Der Meister kommt, Knecht, was thust du?

Das Gewissen.

Diejenigen, welche behaupten, daß sie ihr Gewissen einzig und allein zur Lebensrichtschnur wählen, stehen in einer doppelten Gefahr: Erstens, das Gewissen kann so gefällig sein, daß es die verführerischsten Sünden als harmlose Vergnügen darstellt. Zweitens kann es so verzerrt und intolerant sein, daß es wirklich harmlose Dinge als grobe Sünden darstellt. Wie kann man diese beiden Uebel vermeiden? Nur dadurch, daß man das Gewissen beständig mit Gottes Wort reguliert; dann kann man auch ohne Gefahr das Leben nach dem Gewissen einrichten. Daher ist auch der Sonntagschul-Unterricht von so großer Bedeutung, und so hohem Werth.

Ueberanstrengung.

Was ein Schüler zu thun vermag, und thun sollte, wird nicht genug in Erwägung gezogen; hier sind einige Beispiele:

Ein Mädchen, welches seit drei Jahren hilflos auf seinem Bette liegt, ist so geworden durch die Ueberanstrengung des Gehirns in einer dreiwöchentlichen Vorbereitung für eine Schulprüfung. Die Eltern waren stolz auf die Tochter, und um den Eltern zu gefallen, strengte sich das Kind mehr als gewöhnlich an, ohne zu fühlen, was die Folgen sein möchten. Kaum war die Prüfung vorüber, als alle Kräfte des Körpers erschlafften und eine fast vollständige Lähmung eintrat, welche das heitere Gemüth verfinsterten und unsägliche Schmerzen verursachten.

Ein Knabe, welcher in der Prüfung in der lateinischen Sprache zurückfiel, wurde von seinem Vater darüber verspottet und noch gar geschmäht. Als die Zeit zur nächsten Prüfung kam, war er oft ganze Nächte auf, um sein Latein zu meistern; ohne zu bedenken, daß das Sprachstudium eine besondere Gabe sein möchte. Durch Gewalt und Ueberanstrengung gelang es ihm, aber er zog sich eine solche Nervenschwäche zu, daß er gänzlich zerrüttet ist, und es ist zweifelhaft, ob er sich je so erholt, daß er geschäftsfähig wird.

Vor einigen Jahren suchte ein Mädchen den ersten Preis für Auswendiglernen zu erringen, und sie erlangte ihn auch, aber die Anstrengung hat ihr Gedächtniß vollkommen leer gelassen, so daß sie jetzt gar nichts kann, als achthundert Bibelverse auswendig hersagen. Die Aerzte sind der Meinung, das Kind müsse noch einmal frisch zu leben anfangen, und alle Bücher ohne Unterschied müssen entfernt bleiben.

Falsche Ansichten.

Man soll den Kindern keine Geschenke geben in der Sonntagschule, denn das wäre ja Fleiß und Aufmerksamkeit gekauft. Man hat es auch nie gethan, als wir noch jung waren."

Damals hat man auch noch viele andere Dinge nicht gethan, welche man jetzt thut. Wenn wir durch Geschenke Fleiß und Aufmerksamkeit erzielen können, dann in Gottes Namen erzielt sie. Die Zeiten haben sich geändert; Satan bietet allenthalben Geschenke an, und bezaubert unsere Jugend. Warum sollten wir über Schicklichkeit zanken, während Andere den Rahm abschöpfen? Als Satan noch keine vergoldeten Billiardhallen offen hatte, da brauchten wir noch keine Vereine, Gesellschaften und Zusammenkünfte, denn die Gefahr war gering; jetzt müssen wir dem Feind begegnen mit Dingen, die ebenso reizend sind, als seine Sachen, ohne jedoch gefährlich zu sein.

Komm, Bruder Kritikus, wirf deinen Schild, Speer und Helm in die Rumpelkammer, und ergreife ein Zündnadelgewehr, oder gar eine Kugelspritze, denn man kämpft jetzt anders, als damals, da wir beide Knaben waren. Komme an die Arbeit, der Herr braucht dich; höre auf zu murren und zu kritteln, mache dich nützlich, und erfahre wie glücklich du sein kannst.

Druckfehler.

Druckfehler sind kleine Dinge, und oft kaum zu entdecken; aber sie haben schon Unheil angerichtet, und auch schon Winke gegeben. Unlängst hat ein Setzer anstatt ein „b" zu setzen, ein „m" genommen. Nun, das ist gewiß nicht von Bedeutung; aber als die Schrift gesetzt war, las der Haupttext zu einer Sonntagschul-Lection: „Meinen (anstatt deinen) Willen, Gott, thue ich gerne." Wie viele Lehrer und Schüler haben wir wohl, welche gerade so leben, als wenn es wirklich hieße: mein anstatt dein? Lasset uns ernstlich prüfen und forschen, ob wir frei sind von diesem Selbstwillen, denn er soll sich auch hie und da in Sonntagschulen herumschleichen wie in Druckereien, und überall macht er ein „m" anstatt ein „d."

Erstes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Paulus zu Felix gesandt.

9. Lection: Apstg. 23, 12–24. — Sonntag den 1. März 1885.

12. Da es aber Tag ward, schlugen sich etliche Juden zusammen, und verbanneten sich, weder zu essen noch zu trinken, bis daß sie Paulum getödtet hätten.

13. Ihrer aber waren mehr denn vierzig, die solchen Bund machten.

14. Die traten zu den Hohenpriestern und Aeltesten, und sprachen: Wir haben uns hart verbannet, nichts anzubeißen, bis wir Paulum getödtet haben.

15. So thut nun kund dem Oberhauptmann, und dem Rath, daß er ihn morgen zu euch führe, als wolltet ihr ihn besser verhören; wir aber sind bereit, ihn zu tödten, ehe denn er vor euch kommt.

16. Da aber Paulus' Schwester Sohn den Anschlag hörete, kam er dar, und ging in das Lager, und verkündigte es Paulo.

17. Paulus aber rief zu sich einen von den Unterhauptleuten, und sprach: Diesen Jüngling führe hin zu dem Oberhauptmann, denn er hat ihm etwas zu sagen.

18. Der nahm ihn an, und führete ihn zum Oberhauptmann, und sprach: Der gebundene Paulus rief mich zu sich, und bat mich, diesen Jüngling zu dir zu führen, der dir etwas zu sagen habe.

19. Da nahm ihn der Oberhauptmann bei der Hand, und wich an einen besonderen Ort, und fragte ihn: Was ist es, daß du mir zu sagen hast?

20. Er aber sprach: Die Juden sind eins geworden, dich zu bitten, daß du morgen Paulum vor den Rath bringen lassest, als wollten sie ihn besser verhören.

21. Du aber traue ihnen nicht; denn es harren auf ihn mehr, denn vierzig Männer unter ihnen, die haben sich verbannet, weder zu essen, noch zu trinken, bis sie Paulum tödten; und sind jetzt bereit und warten auf deine Verheißung.

22. Da ließ der Oberhauptmann den Jüngling von sich, und gebot ihm, daß er es Niemand sagte, daß er ihm solches eröffnet hätte.

23. Und er rief zu sich zween Unterhauptleute, und sprach: Rüstet zwei hundert Kriegsknechte, daß sie gen Cäsarien ziehen, und siebenzig Reiter, und zwei hundert Schützen auf die dritte Stunde der Nacht;

24. Und die Thiere richtet zu, daß sie Paulum darauf setzen, und bringen ihn bewahrt zu Felix, dem Landpfleger.

Haupttext: Leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich nicht, er ehre aber Gott in solchem Fall. 1. Petri 4, 16.

Geschichtliches. — Bisher haben wir in der Lebensgeschichte des Apostels Paulus gar manches gesehen, was uns unbegreiflich erscheinen mußte; jetzt aber fängt es zu tagen an, und die Hand der Vorsehung wird immer deutlicher in der Geschichte. So wie Paulus ein Vorbild in Arbeit und Muth war, so mußte er auch ein Vorbild im Leiden und in der Verfolgung werden. Schon einmal hat die Heidenwelt sich der jungen Kirche angenommen und das Ihrige beschützt vor jüdischer Verfolgungswuth, und sie muß es noch einmal thun. Paulus wurde durch den römischen Hauptmann aus den Klauen des Sanhedrims erlöst und nach der Burg Antonia gebracht, wo er während der Nacht eine Erscheinung hatte; es war der Herr mit Trostesworten. Während Paulus mit gutem Gewissen auf seinem Lager ruhte, machten die Feinde Pläne, wie sie Paulum in ihre Gewalt bekommen könnten, denn sie sahen allbereits, daß sie von dem römischen Hauptmanne wenig zu hoffen hatten. Als der Morgen graute, war ein Plan gereift und auch von allen Betheiligten gut geheißen; worin dieser Plan bestand, das erklärt die heutige Lection.

Wir müssen wohl Philipp und die Gläubigen gefühlt haben, als die Schaar der Soldaten von Jerusalem in Cäsarien einrückte, und man die Nachricht verbreitete, sie haben einen schweren Verbrecher Namens Paulus bei sich! Wie muß es ihnen wohl aufs Gemüth gefallen sein, zu hören, daß ihre Ahnungen schon so schnell in Erfüllung gegangen seien! Ja, er war es; am hellen Tag reitet Paulus, an einen Soldaten angekettet und mit Kriegsknechten umringt in Cäsarea ein. Das Wort Kriegsknecht scheint zu jener Zeit das richtige Wort gewesen zu sein, denn Soldaten waren es in der That nicht, sondern blos gedungene Knechte zum Kriegführen und das Bluthandwerk zu treiben.

Diese Lection fällt nach genauest bekannter Angabe auf den 25. Mai A. D. 58, den auf die vorige Lection folgenden Tag.

Texterklärung.—V. 12. **Schlugen sich etliche Juden zusammen.** Wahrscheinlich solche, welche sich durch ihren blinden Eifer hinreißen ließen. **Verbanneten sich.** Verfluchten sich selbst, nahmen einen Eid auf sich. Diese Eiferer unter den Juden richteten viel Unheil an. Josephus erzählt, daß sie unendliche Metzelungen anrichteten, und gewöhnlich billigten die Hohenpriester und der Rath solche Greuelthaten. **Weder zu essen, noch zu trinken.** Es war also keine Zeit zu verlieren, der Plan mußte unverzüglich ausgeführt werden. Der Talmud hatte einige Schlupflöcher gemacht für solche Hitzköpfe, welche diesen Eid auf sich nahmen und dann nicht vollbringen konnten, so daß sie doch nicht verhungern brauchten.

V. 13. **Ihrer aber waren mehr denn vierzig.** Also eine hinlängliche Zahl, um Paulus aus den Händen der Soldaten zu entreißen. Warum aber solchen Schwur? Einfach weil die Juden Niemand mehr tödten konnten nach dem Gesetz, Paulus aber kein Verbrechen begangen hatte vor dem Gesetz, so daß keine Hoffnung war, ihn verurtheilt zu sehen.

V. 14. **Die traten zu den Hohenpriestern.** Wenn diese Priester und Aeltesten ihres Amtes treu gehandelt hätten, dann hätten sie die ganze Rotte ins Gefängniß geworfen; es scheint aber, sie gehörten sammt und sonders zu den Sadducäern, welche an kein zukünftiges Leben, also an keine Verantwortlichkeit glaubten.

V. 15. **So thut nun kund.** Die Meinung ist, man solle eine Rathsversammlung berufen, dann den Hauptmann benachrichtigen, daß man sich um Pauli willen versammelt habe, man möge ihn zum Verhör bringen. **Wir aber sind bereit.** Ehe Paulus vor den Rath kommt, wollen wir ihn aus dem Weg schaffen. Sie wollten sich irgendwo versteckt halten und dann über die

Soldaten herfallen und Paulum tödten, ehe er den Tempel erreicht, denn der Tempel durfte nicht verunreinigt werden.

V. 16. **Paulus' Schwester Sohn.** Dieses ist die einzige direkte Anmerkung über Pauli Familie in der heiligen Schrift. Ob diese Schwester in Jerusalem wohnte, ist nicht bestimmt; vielleicht war der Junge dort als Student auf der Schule. Jedenfalls hat er von der Sache gehört und es seinem Onkel kund gethan. **Verkündigte es Paulo.** In der ganzen Geschichte sehen wir, daß Paulus als Gefangener ziemlich viel Freiheit genoß, und daß ihm die römische Wache viel Zutrauen schenkte, so daß seine Freunde ihn besuchen durften, wenn immer sie es nöthig fanden.

V. 17. **Diesen Jüngling führe zu dem Oberhauptmann.** Der Apostel stand also unter einer militärischen Wache; daß er ein römischer Bürger sei, war den Soldaten wohl schon bekannt, und das gab ihm Einfluß, so daß er frei reden konnte. **Denn er hat ihm etwas zu sagen.** Obwohl Paulus die Versicherung hatte vom Heiland, daß er in Rom von ihm zeugen werde, versäumte er es jetzt doch nicht, alle ehrlichen Mittel zu seiner Erhaltung anzuwenden. Zu wissen, daß Gott mit uns ist, sollte die erste Ursache sein, uns zur Thätigkeit anzuspornen. Das ist ein Beweis von Schwärmerei, wenn ein Mensch glaubt, weil Gott für ihn sorge, könne er die Hände in den Schooß legen.

V. 18. **Dieser nahm ihn an.** D. h. er that also, und in seiner Anrede an den Oberhauptmann gab er zugleich zu verstehen, daß er mit der Sache selbst nicht bekannt sei. Pauli Einfluß wird hier deutlich gezeigt, welches wir später (Cap. 27) wieder sehen werden.

V. 19. **Und wich an einen besonderen Ort.** Einige Ausleger wollen dem Hauptmanne hier falsche Motive unterschieben, als hätte er ein Geldanerbieten gehofft, aber dafür ist gar kein Grund vorhanden; er nahm ihn auf die Seite, um dem Jüngling Gelegenheit zu bieten, einen geheimen Auftrag auszurichten. Daß ihn der Oberst bei der Hand nahm, geschah, um ihm Zutrauen einzuflößen, denn zweifelsohne hat der Knabe gezittert, so zum erstenmal vor einen Hauptmann über Tausende hinzutreten.

V. 20. **Die Juden sind eins geworden.** Wir haben hier nicht blos die vierzig Verschworenen zu verstehen, sondern den ganzen Rath. Der Jüngling hatte also entdeckt, daß der Rath mit dem Plan einverstanden war.

V. 21. **Du aber traue ihnen nicht.** Laß dich nicht überreden, Paulum aus der Burg zu bringen. Nun folgt die Wiederholung des Planes, wie schon oben angegeben. Also in der letzten Stunde vereitelt Gott den boshaften Plan der Feinde.

V. 22. **Gebot ihm, daß er es Niemand sagte.** Nachdem er alles vernommen, gebot er Verheimlichung. Dieses war klug gehandelt, denn der Hauptmann faßte nun auch einen Plan, und den durften die Juden nicht vereiteln, welches sicher geschehen wäre, wenn sie erfahren hätten, daß ihr Plan entdeckt sei. Whedon sagt: „Pauli plötzliches Verschwinden von Jerusalem wurde demnach nicht nur ein Geheimniß und eine ärgerliche Täuschung für den Rath und die Verschworenen, sondern der Jüngling blieb auch geschützt vor der Feinde Wuth." Das Geheimhalten hatte also drei Ursachen: 1. Damit des Hauptmanns Pläne nicht vereitelt werden konnten; 2. Damit der Jüngling außer Gefahr blieb, und 3. Damit der Hauptmann den Juden keine Auskunft zu geben brauchte.

V. 23. **Rüstet zwei hundert Kriegsknechte u. s. w.** Man möchte sagen, es wäre zuviel Aufsehens gemacht werden wegen 40 Verschworener; aber man muß den Zustand des jüdischen Volkes um jene Zeit in Rechnung ziehen, und dann bedenken, daß es eine Reise von 70 Meilen war, welche gemacht werden mußte. Zudem waren der Zeloten (Eiferer) so viele, daß sie ja nur einige Jahre später Jerusalem einnahmen und mehrere Tage lang mordeten, sengten und würgten. Dann handelte es sich auch um einen römischen Bürger hier, welches nicht vergessen werden darf. **Auf die dritte Stunde der Nacht.** Also um 9 Uhr Abends oder sobald hernach als thunlich, soll Paulus in Begleitung von 470 Soldaten auf die Reise, um vor Tagesanbruch aus den Händen der Feinde frei zu sein. Das Ausrücken der Truppen um diese Zeit machte keinen Aufruhr, denn man war es gewohnt zwischen den beiden Städten, indem der Landpfleger zu Cäsarien, die Garnison aber zu Jerusalem war.

V. 24. **Zu Felix, dem Landpfleger.** Zu Antipater kehrten die 400 Fußsoldaten um, und nur die 70 Reiter zogen mit Paulus nach Cäsarien. Felix war ein Bruder des Pollas, welcher in den wichtigsten Sachen des Kaisers Anwalt war; beide waren einst Sklaven, wurden aber durch Kaiser Claudius frei gemacht. Ueber den Felix schreibt Tacitus: Weil er auf seines berühmten Bruders Einfluß bei Hofe bauen konnte, scheute er vor keinem Unrecht zurück. Nach Josephus war er einer der verdorbensten und tyrannischsten Beamten, welche je von Rom nach Judäa gesandt wurden. Nach Suetonius war er der Gatte von drei Gemahlinnen, alle aus königlichem Geblüt: eine war Drusilla, die Tochter Agrippa's; eine war die Enkelin von Antonia und Cleopatra, eine Nichte von der Kaiserin Antonia, volle Cousine des Claudius; die dritte ist unbekannt. Er regierte nahezu oder volle acht Jahre, und wurde erst unter Nero abberufen.

Lehre und Anwendung.—Lerne hier, wie bitter der Sectenhaß einen Menschen machen kann. Unter dem Namen Religionseifer planen sie Mord und Todtschlag. Aber wir lernen auch, daß der Herr sein Volk zu beschützen weiß in allen Nöthen. Und ob auch 40 zu 1 die Zahl der Feinde wären, der Herr deckt ihre Pläne auf.

Lerne, wie Vorurtheile die Menschen blenden können; sogar die Priester lassen sich dahinreißen und werden Theilnehmer am Mordplan. Aber der Engel des Herrn lagert um die her, so ihn fürchten, und der Herr hilft ihnen aus dem allem.

Lerne, wie ein geringes Werkzeug in der Hand Gottes Großes vermag; dieses lese in Vers 16–22. — Welche Schmach für uns, daß die Diener des Feindes eifriger sind, als die Diener Gottes.

Hast du versprochen zu thun, was unrecht ist, breche dein Versprechen; denn ein Versprechen, das böse That zur Erfüllung braucht, ist an sich selbst ein böses Versprechen.

Alle Pläne der Gottlosen müssen zu Schanden werden, denn es soll keine Macht der Erde die Verheißungen Gottes umstoßen.

Illustrationen.—Die Gottlosen legen Pläne. Einst war ein Prediger in England, welcher in einer Predigt sehr gegen das Fluchen redete; ein Flucher, der gegenwärtig war, schwur, den Prediger zu ermorden. Er versteckte sich in ein Gebüsch, da der Prediger vorbei mußte, und als er kam, wollte er ihn erschießen, aber das Gewehr versagte zweimal. Eine Woche später probirte er es wieder am nemlichen Platz, aber das Gewehr versagte abermals; da kam eine große Furcht über den Mann, so daß er ausrief: „Gott beschützt diesen Prediger!" Er kam aus dem Gebüsch hervor, fiel dem Prediger zu Fuße und bat ihn um Verzeihung. Von Stund

an war er ein besserer Mensch und wurde ein treuer Christ.

Freunde in der Noth. Man hat deren nicht viele; aber ein einziger Freund in der Noth ist mehr werth, als zehn andere in Zeiten des Glückes. Unglück ist wie ein starker Wind, welcher die Spreu fortweht, aber den guten Samen liegen läßt. Glücklich ist der Mensch, welchem in der Noth noch ein Freund bleibt. Es ist ein Freund, der hält länger aus, als ein Bruder.

Wandtafelerklärung. — Der Hauptgedanke sammelt sich um Paulus; gegen ihn war eine Verschwörung im Gange, ihn zu tödten. In dieser Noth, als Spieß und Schwert gegen ihn gerichtet war, kam ein Freund in der Noth zur rechten Zeit; es war der Neffe Pauli, welcher von der Verschwörung Kenntniß erlangt hatte. Dieser mahnte seinen Vetter zur Vorsicht. Paulus ließ die Sache vor den Obersten bringen, und dieser gebot Vorsicht, welches auch in solchem Falle mehr als gewöhnlich nothwendig war. Aber was hilft menschliche Weisheit gegen teuflische Bosheit? Gottes Auge wachte über Paulus, und eine allweise Hand war mit im Rath, so daß der böse Plan vereitelt, Paulus gerettet und Gott verherrlicht wurde. Lerne hieraus, wie man Gott vertrauen kann, und wie er Alles lenket.

Paulus vor Felix.

10. Lection: Apstg. 24, 10–27. — Sonntag den 8. März 1885.

10. Paulus aber, da ihm der Landpfleger winkte zu reden, antwortete: Dieweil ich weiß, daß du in diesem Volk nun viele Jahre ein Richter bist, will ich unerschrocken mich verantworten.

11. Denn du kannst erkennen, daß nicht mehr denn zwölf Tage sind, daß ich bin hinauf gen Jerusalem gekommen, anzubeten.

12. Auch haben sie mich nicht gefunden im Tempel mit Jemand reden, oder einen Aufruhr machen im Volk, noch in den Schulen, noch in den Städten.

13. Sie können mir auch nicht beibringen, deß sie mich verklagen.

14. Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Secte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetz und in den Propheten;

15. Und habe die Hoffnung zu Gott, auf welche auch sie selbst warten, nemlich daß zukünftig sei die Auferstehung der Todten, beides der Gerechten und Ungerechten.

16. In demselben aber übe ich mich, zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und den Menschen.

17. Aber nach vielen Jahren bin ich gekommen, und habe ein Allmosen gebracht meinem Volk, und Opfer.

18. Darüber fanden sie mich, daß ich mich reinigen ließ im Tempel ohne allen Rumor und Getümmel.

19. Das waren aber etliche Juden aus Asien, welche sollten hier sein vor dir, und mich verklagen, so sie etwas zu mir hätten.

20. Oder laß diese selbst sagen, ob sie etwas Unrechtes an mir gefunden haben, dieweil ich stehe vor dem Rath,

21. Ohne um des einigen Worts willen, da ich unter ihnen stand und rief: Ueber der Auferstehung der Todten werde ich von euch heute angeklaget.

22. Da aber Felix solches hörete, zog er sie auf, denn er wußte fast wohl um diesen Weg, und sprach: Wenn Lysias, der Hauptmann, herabkommt, so will ich mich eures Dinges erkundigen.

23. Er befahl aber dem Unterhauptmann, Paulum zu behalten, und lassen Ruhe haben, und Niemand von den Seinen wehren, ihm zu dienen, oder zu ihm zu kommen.

24. Nach etlichen Tagen aber kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und forderte Paulum, und hörete ihn von dem Glauben an Christum.

25. Da aber Paulus redete von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gericht, erschrak Felix, und antwortete: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen.

26. Er hoffte aber daneben, daß ihm von Paulo sollte Geld gegeben werden, daß er ihn los gäbe; darum er ihn auch oft fordern ließ, und besprach sich mit ihm.

27. Da aber zwei Jahre um waren, kam Portius Festus an Felix' Statt. Felix aber wollte den Juden eine Wohlthat erzeigen, und ließ Paulum hinter sich gefangen.

Haupttext: In demselben aber übe ich mich zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und den Menschen. — Apstg. 24, 16.

Geschichtliches. — Diese Lection hebt an fünf Tage nach der vorigen, und umfaßt einen Zeitraum von zwei Jahren, nemlich: von Ende Mai 58 bis im Mittsommer 60. Es lagen zu Cäsarea drei Anklagepunkte vor gegen den Apostel, nemlich 1. Er sei ein Volksaufwiegler, also ein politisches Verbrechen; 2. Er sei ein Ketzer oder Anführer einer religiösen Secte; und 3. Er sei ein Tempelschänder. Tertullus, welcher als Anwalt gegen Paulus auftrat, sah wohl ein, wie die Sache enden mußte, daher beantragte er nicht die Bestrafung Pauli, sondern suchte darzuthun, daß man ihn (Paulum) den Juden ausliefern müsse, damit sie ihn richten können, denn er sei ja ein jüdischer Verbrecher. Was das für Folgen gehabt haben würde, ist wohl jedem Leser klar.

Während Paulus zu Cäsarea gefangen lag, gingen einige Veränderungen in Palästina vor. Der Haß der Juden gegen die Römer stieg bis zu offener Rebellion, und selbst in Cäsarea kam es zu einem Ausbruch, so daß

Felix Befehl gab, die Juden hinzurichten. Ananias wurde vom Hohenpriesteramt abgesetzt und Ischmael an seiner Stelle ernannt. Nero, der gottloseste aller römischen Kaiser, hatte seine eigene Mutter, die schreckliche und gefürchtete Agrippina, hinrichten lassen. Felix wurde von Cäsarea abberufen, und an seiner Statt wurde Portius Festus Landpfleger.

Pauli Vertheidigung vor Felix war ein Meisterstück von Offenheit und Ernst, gegenüber den Schmeicheleien der Juden und ihren kläglich zusammengestellten Sophistereien. Er beantwortet jede Anklage insbesondere und thut schließlich dar, daß er mit einem Almosen für die Armen nach Jerusalem gekommen sei, und nicht, um Aufruhr anzustiften. Um das Religiöse, das in der Geschichte enthalten sein mochte, bekümmerte sich natürlich Felix wenig, und um die Juden selbst nur so viel, als er für nöthig fand, um sie im Zaum zu halten, denn die Gemüther waren um diese Zeit nicht leicht zu halten. Ein Glück war es für Paulus, daß er überhaupt nicht in der Gewalt weder der einen, noch der anderen Partei war, denn als römischem Bürger war ihm jedenfalls ein unparteiisches Verhör gesichert, und im Nothfall konnte er doch immer noch appelliren, welches ihm sonst nicht gestattet gewesen wäre.

Texterklärung.—V. 10. **Da ihm der Landpfleger winkte.** Als Tertullus seine Rede vollendet hatte, während welcher Paulus geschwiegen, gab ihm der Landpfleger ein Zeichen, d. h. er winkte ihm, nun sich zu vertheidigen. **Viele Jahre Richter bist.** Etwa sechs oder sieben Jahre um diese Zeit. Paulus machte diese Bemerkung, um anzudeuten, daß er Vertrauen in Felix setzte als Richter, denn er meinte, weil Felix schon so lange Richter war, hätte er Gelegenheit gehabt, die Juden und deren Religion kennen zu lernen.

V. 11. **Nicht mehr, denn zwölf Tage.** Hier fängt nun Paulus seine Vertheidigung an, und zwar zuerst bezüglich des politischen Verbrechens. Wie konnte er eine Rebellion anzetteln wollen, da er doch erst zwölf Tage in der Stadt war und schon am dritten Tag gefangen wurde? **Nach Jerusalem gekommen, anzubeten.** War es anzunehmen, daß ein betender Mann den Tempel verunreinigen oder Rebellion befürworten würde?

V. 12. **Auch haben sie mich nicht gefunden.** Im Tempel zu reden war keine Missethat, aber der Apostel will andeuten, daß er nicht einmal mit Jemanden sprach, vielweniger das Volk aufrührerisch gemacht habe. Daß ein Aufruhr entstand, daran waren die Juden, nicht aber Paulus schuld.

V. 13. **Nicht beibringen, daß sie mich verklagen.** Weder durch Zeugen, noch durch andere Gründe beweisen. Ihre Pflicht war, ihre Anschuldigungen zu bestätigen; aber sie konnten nicht. Das endet die Vertheidigung gegen die erste Anklage.

V. 14. **Das bekenne ich aber dir.** Was wahr war, das bekannte er frei und offen, was immer auch die Folgen sein mochten. **Den sie eine Secte heißen.** D. h. daß er einer der Führer sei von den Nachfolgern Jesu von Nazareth. Auf diese Anschuldigung hatte er fünf Punkte zu erwidern. 1. Er diene Gott auf eine Weise, welche von den Juden als Secte verschrien, aber nicht also bewiesen war. Paulus nennt es nicht Ketzerei, noch Sectirerei, sondern **diesen Weg.** Obwohl er auch an einem anderen Ort von dem Wort Gebrauch macht, so geschah es doch nie in einem verächtlichen Sinne, wie das bei den Sectirern oder Sectenfressern der Fall ist. Das griechische Wort, von welchem Secte eine Uebersetzung ist, hat den nemlichen Sinn, wie unser Wort Ketzerei. 2. **Dem Gott meiner Väter.** Er dient also keinem andern Gott, ist immer noch ein Jude und hat weder ein jüdisches, noch römisches Gesetz gebrochen durch Einführung neuer Götter. Paulus zeigt hier, daß zwischen den Gläubigen des alten und denen des neuen Bundes kein Unterschied im Gottesdienst sei, so weit es den Gegenstand der Verehrung betrifft; also steht er auch noch unter dem Schutz des römischen Gesetzes. Dieses endet die Vertheidigung auf die zweite Anklage oder den zweiten Punkt auf die erste Anklage. 3. **Was geschrieben sieht im Gesetz.** Er glaubt das ganze Gesetz, ist also mehr als ein Sadducäer, hat auch die Irrthümer der Pharisäer einsehen gelernt und abgelegt. Paulus behauptet, er habe durch die Annahme der Lehre Jesu den Glauben der Väter nicht verworfen. Die christliche Religion war also in seinen Augen nur eine Erfüllung des Alten Testaments.

4. V. 15. **Und habe die Hoffnung zu Gott.** Das, was er im Gesetz und in den Propheten glaubte, gab ihm diese Hoffnung. Dann zeigt er wahrscheinlich mit dem Finger auf den hohen Rath, und erklärt, daß auch diese, nemlich die Pharisäer, das Nemliche erwarten, ohne deßhalb verfolgt zu werden. Die Auferstehung der Todten war der allgemeine Glaube der Juden, denn die Sadducäer waren doch nur eine geringe Zahl.

5. V. 16. **In demselben aber übe ich mich.** Hier will Paulus sein Verlangen und Bestreben, Recht zu thun, darlegen. Also: sein Glaube macht ihn zu einem besseren Menschen; er speculirt nicht in theologischen Ansichten, sondern beweist seinen Glauben durch sein Leben. Da ich Hoffnung habe, übe ich mich! **Gegen Gott und den Menschen.** Durch das unverletzte Gewissen ist hier ein unanstößiger Wandel zu verstehen, welcher Gott Ehrerbietung erweist, und was die Menschen betrifft, Recht thut, ohne sich zu ärgern.

Nun zur Vertheidigung auf die zweite Anklage.

V. 17. **Aber nach vielen Jahren.** 21 Jahre sind verflossen seit seiner Bekehrung und 10 Jahre seit er auf der ersten Missionsreise auszog. **Gekommen mit Almosen.** Hiemit will er andeuten: wie kann Jemand glauben, ich sei gekommen, um Aufruhr anzustiften, da ich nach 14 Jahren zum erstenmal und jetzt mit Almosen komme! Diese Almosen umfaßten natürlich auch die Tempelopfer noch.

V. 18. **Darüber fanden sie mich.** Paulus wünschte hier scheint's etwas über seine Verkläger zu sagen, nemlich die Juden aus Asien, aber er hielt inne und stellt in seiner Vertheidigung blos den Antrag.

V. 19. **Welche sollten hier sein.** Die, welche den Aufruhr verursacht haben, sollten hier sein, denn das sind eigentlich die Zeugen, welche man verhören sollte.

V. 20. **Oder laß diese selbst sagen.** Wenn sie etwas haben, sei es wegen Aufruhr, Lästerung, Irrthum oder Ketzerei, wenn sie etwas beweisen können. Aus diesen Worten erhellt deutlich, daß Paulus sich keines Vergehens schuldig wußte.

V. 21. **Ohne um des einigen Wortes willen.** Diese einzige Handlung, daß er sich zu einer der Parteien im Rath bekannte, nemlich zu den Pharisäern, indem er den Glauben an die Auferstehung der Todten im Rathe öffentlich bekannte. Daß keine Zeugen da waren, hatte seine guten Gründe: 1. Durften die Rathleute sie nicht bringen, denn die Untersuchung hätte ja gezeigt, daß sie die Aufrührer waren, und 2. Hätten sie sich selbst anklagen müssen in ihrem Vorangehen im Tempel.

V. 22. **Da aber Felix solches hörte.** Felix war durch seine Residenz unter den Christen zu Cäsarien zu gut bekannt mit der Lehre, als daß die Juden ihn hätten hintergehen können. Denn hier wohnte ja Philippus der Evangelist und Cornelius der Hauptmann! Darum heißt es auch: **er wußte fast wohl um diesen Weg.** Felix schob die weitere Untersuchung auf, und

zwar, weil Lysias der Hauptmann, ein Hauptzeuge, fehle. Aber Paulus gab er ihnen nicht.

V. 24–27. **Nach etlichen Tagen.** Felix wohnte nicht beständig zu Cäsarea, sondern machte oft längere Reisen über sein Gebiet. Nach einer solchen Reise kam er mit seinem Weibe Drusilla (siehe Geschichtliches) **und forderte Paulum auf.** Drusilla war eine Jüdin, d. h. im jüdischen Glauben erzogen; ihr zum Gefallen sollte nun der Apostel eine Rede über Religion halten. **Da aber Paulus redete.** Paulus kannte seine Zuhörer nur zu gut, und wußte seine Rede auch zu lenken, daß sie fruchtbar war. **Gerechtigkeit, Keuschheit und das zukünftige Gericht.** Die englische Uebersetzung temperance ist nicht zuläßlich, denn das griechische Wort umfaßt weit mehr, als Mäßigkeit in sich begreift; es meint Macht über die fleischlichen Lüste. **Erschrak Felix.** Das Gewissen wachte auf, und er gerieth in Furcht. **Wenn ich gelegene Zeit habe.** Durch diese Handlung ist Felix das warnende Beispiel des gleichgültigen Aufschubs in Sachen der Religion geworden. Jetzt war seine Zeit, und er verscherzte dieselbe. Wir haben keinen Grund, daß er sich je änderte, denn als die Juden ihn zwei Jahre später verklagten beim Kaiser, da ließ er ihnen, um Gunst zu erwerben, Paulus gefangen zurück. **Er hoffte aber daneben.** Felix hatte von dem großen Almosen gehört, dachte auch, Paulus sei der Anführer einer einfluß- und mittelreichen Partei, welche am Ende seine Freiheit erkaufen würde; deßhalb wurden auch Paulum große Vorrechte eingeräumt, und seine Freunde konnten ihn nach Belieben besuchen. Obschon es schwer gewesen sein muß für Paulus, zwei Jahre dort zu verharren, so wird doch Niemand daran zweifeln, daß diese Ruhepause ein Bedürfniß für ihn war, denn es stand ihm noch eine neue und große Wirkungsperiode bevor, und er bedurfte der Ruhe. Braucht auch Niemand denken, daß Paulus diese Zeit arbeitslos zubrachte; man nimmt ja, nicht ohne Grund, an, daß hier Lukas sein Evangelium unter Pauli Aufsicht geschrieben habe, und wenn dem so ist, dann mag wohl auch hier das Material zur Apostelgeschichte geordnet worden sein.

Lehre und Anwendung. — Ein Christ sollte allezeit höflich und in der Behandlung seiner Mitmenschen, selbst wenn diese ihm feindlich sind, männlich sein; denn er muß allerlei Angriffe, Mißdeutungen und Vorurtheile gewärtig sein.

Die Lehre der Auferstehung von den Todten kann keinem Menschen gleichgültig sein, entweder ist sie seine Furcht oder seine Hoffnung! Wenn diese Lehre unsere Hoffnung ist, dann gibt sie Muth und Weisheit zur Arbeit für den Herrn; Geduld und Kraft im Leiden; und Trost und Freude im Tod.

Das Evangelium ist nicht gesandt, um des Menschen Neugier zu befriedigen, noch um einen Classenunterschied in der Gesellschaft zu machen; es dringt auf das Gewissen und dringt ins Herz hinein.

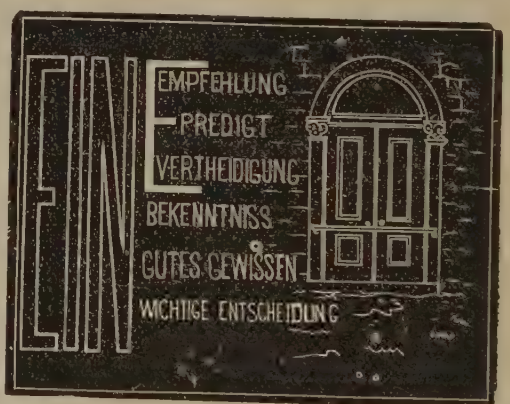
Aufschub der Gnade, bis auf gelegenere Zeit, ist schon Tausenden zum Verderben geworden. Wenn uns Satan die gegenwärtige Zeit rauben kann, dann raubt er uns alle damit verbundenen Verheißungen.

Illustrationen.—Wenn wir eine Weckuhr im Zimmer haben, aber einigemal liegen bleiben, und wieder einschlafen, nachdem sie uns geweckt hat, hört sie auf, ein Wecker zu sein. So ist es mit dem Gewissen des Menschen, wenn man demselben ungehorsam ist.

Pauli Gefangenschaft hat Aehnlichkeit mit John Bunyan's. Jedermann dachte, es würde dem Werke Gottes Schaden thun, wenn solche Männer nicht mehr wirken könnten; aber Gott bereitete sie im Gefängniß für größere Nützlichkeit vor.

Auf hoher See sinkt selten ein Schiff; aber zwischen den Riffen und Klippen ist Gefahr. Die Sandbank der Menschenfurcht, der Weltliebe und der Selbstsucht; die Felsen des Stolzes und des Unglaubens, diese sind dem Gläubigen gefährlich; daher hinaus auf die hohe See der göttlichen Liebe; da kann man auch den stärksten Sturm des Lebens aushalten.

Als Cyprian sich auf dem Weg zum Märtyrertod befand, sagte ihm der Kaiser, er wolle ihm Zeit geben, zu bedenken, ob es nicht besser sei, den Göttern ein Körnlein Weihrauch ins Feuer zu werfen, als so schmählich zu sterben. „Es bedarf keines Bedenkens!" erwiderte der edle Märtyrer triumphirend.



Wandtafelerklärung. — Paulus steht nun beschützt, und hat freie Gelegenheit, sich zu vertheidigen. Worin diese Vertheidigung eigentlich bestand, oder was sie in sich faßte, ist auf der Wandtafel angedeutet. Eine Empfehlung (V. 10); eine Predigt (V. 14–16); eine Vertheidigung (V. 17–21); ein Bekenntniß (V. 14–16); eine Erklärung (V. 16); eine wichtige Entscheidung dem Felix vorgelegt (V. 24–26). Aufschub ist der Dieb der Zeit. Die Gnadenthür war weit offen, und Felix hätte eingehen können, aber er verschob es auf gelegenere Zeit, und die Thüre ist geschlossen. Wir haben keine Andeutung, daß er sich je bekehrt hat. Die Anwendung: Jetzt ist die angenehme Zeit! Heute ist der Tag des Heils!

Paulus vor Agrippa.

11. Lection: Apstg. 26, 1–18. — Sonntag den 15. März 1885.

1. Agrippas aber sprach zu Paulo: Es ist dir erlaubt für dich zu reden. Da verantwortete sich Paulus, und reckte die Hand aus:

2. Es ist mir sehr lieb, lieber König Agrippa, daß ich mich heute vor dir verantworten soll, alles, deß ich von den Juden beschuldiget werde;

3. Allermeist, weil du weißt alle Sitten und Fragen der Juden. Darum bitte ich dich, du wollest mich geduldiglich hören.

4. Zwar mein Leben von Jugend auf, wie das von Anfang unter diesem Volk zu Jerusalem zugebracht ist, wissen alle Juden,

5. Die mich vorhin gekannt haben, wenn sie wollten bezeugen. Denn ich bin ein Pharisäer gewesen, welche ist die strengste Secte unseres Gottesdienstes.

6. Und nun stehe ich, und werde angeklagt über der Hoffnung an die Verheißung, so geschehen ist von Gott zu unsern Vätern;

7. Zu welcher hoffen die zwölf Geschlechter der Unseren zu kommen, mit Gottesdienst Tag und Nacht emsiglich. Dieser Hoffnung halber werde ich, lieber König Agrippa, von den Juden beschuldiget.

8. Warum wird das für unglaublich bei euch gerichtet, daß Gott Todte auferwecket?

9. Zwar ich meinete auch bei mir selbst, ich müßte viel zuwider thun dem Namen Jesu von Nazareth.

10. Wie ich denn auch zu Jerusalem gethan habe, da ich viele Heilige in das Gefängniß verschloß, darüber ich Macht von den Hohenpriestern empfing; und wenn sie erwürget wurden, half ich das Urtheil sprechen.

11. Und durch alle Schulen peinigte ich sie oft, und zwang sie zu lästern, und war überaus unsinnig auf sie, verfolgte sie auch bis in die fremden Städte.

12. Ueber welchem, da ich auch gen Damascus reisete, mit Macht und Befehl von den Hohenpriestern,

13. Mitten am Tage, lieber König, sahe ich auf dem Wege, daß ein Licht vom Himmel, heller denn der Sonnen Glanz, mich und die mit mir reiseten, umleuchtete.

14. Da wir aber alle zur Erde niederfielen, hörete ich eine Stimme reden zu mir, die sprach auf Ebräisch: Saul, Saul, was verfolgest du mich? Es wird dir schwer sein wider den Stachel zu löcken.

15. Ich aber sprach: Herr, wer bist du? Er sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgest: aber stehe auf, und tritt auf deine Füße.

16. Denn dazu bin ich dir erschienen, daß ich dich ordne zum Diener und Zeugen deß, das du gesehen hast, und das ich dir noch will erscheinen lassen.

17. Und will dich erretten von dem Volk, und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende,

18. Aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe sammt Denen, die geheiliget werden durch den Glauben an mich.

Haupttext: Ich aber sprach: Herr, wer bist du? Er sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgest. Apstg. 26, 15.

Geschichtliches. — Als Paulus zwei Jahre im Gefängniß gelegen hatte, wurde Felix abberufen und ein neuer Govenör von Rom gesandt, um Judäa zu regieren; er hieß Portius Festus, und Josephus beschreibt ihn als einen Mann von gutem Charakter. Ueber das nördliche Paläſtina regierte Herodes Agrippa II. unter dem Königstitel. Dieser Herodes war seinem Bekenntniß nach ein Jude, und in den jüdischen Gesetzen und Gebräuchen gut bewandert. Bernice war seine Schwester. Diese Dame war zuerst mit ihrem Onkel verehelicht; nach dessen Tode aber lebte sie als Gattin mit ihrem Bruder; sie verehelichte sich zum zweitenmal mit Ptolemon, verließ ihn aber nach kurzer Zeit und kehrte zu ihrem Bruder zurück; später lebte sie in ruchlosen Verhältnissen mit dem Kaiser Vespasian, und auch mit dessen Sohn, dem Kaiser Titus. Herodes hatte einen Palast zu Jerusalem und brachte viele Zeit daselbst zu, besonders da er und der Govenör von Judäa gute Freunde waren. Sobald der neue Govenör nach Jerusalem kam, waren auch die Anführer der Juden bereit, mit ihren Klagen gegen Paulum aufzutreten; sie verlangten, man solle den Gefangenen nach Jerusalem vor Gericht bringen, hatten sich aber bereits schon wieder verschworen, ihn unterwegs zu tödten. Der Govenör machte keinerlei Versprechen, denn er wollte sich erst genau informiren über den Klagefall. Als er nach Cäsarea kam, ließ er Paulum und seine Verkläger vor sich bringen und hörte beide Seiten an, dann, um sich bei den Juden wohl dran zu machen, stellte er den Antrag, Paulus nach Jerusalem zu senden, um dort verhört zu werden. Paulus durchschaute den ganzen Plan, die Willigkeit seiner Kläger, es so zu haben schien ihm verdächtig, er sah, daß er in Gefahr war, und plötzlich gab er der Geschichte einen Umschlag; es kam ihm der Gedanke, daß der Herr ihm sagte, er müsse auch in Rom noch zeugen; er beansprucht sein Recht, die letzte Zuflucht eines römischen Bürgers: er beruft sich auf den Kaiser. Das endete nun allen Hader, denn es machte ein Ende zur Gerichtsbarkeit vor dem Landpfleger, der Fall ging vor ein höheres Gericht. Nun mußte aber Festus den ganzen Fall zu Papier bringen, um ihn dem Kaiser vorzulegen; aber wie das deutlich zu thun: einen römischen Bürger wegen einer jüdischen Religionsfrage vor den Kaiser zu bringen, war keine leichte Sache. Daran war er beschäftigt, als Agrippa und Bernice auf Besuch kamen.

Texterklärung. — V. 1. **Es ist dir erlaubt, für dich zu reden.** Um den Rath Agrippa's zu erlangen, ließ Festus Paulus vorführen, und nun ist ihm erlaubt, sich zu vertheidigen, oder eine Erklärung zu machen. Festus war eigentlich Richter in diesem Falle, bis Paulus sich auf den Kaiser berief. **Reckte die Hand aus.** Dieses geschah, um anzudeuten, daß er bereit sei. Die gewöhnliche Methode der Redner um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Merkwürdiger Gedanke! er hebt die Rechte, und die Kette rasselt, mit welcher er gefesselt ist; um Jesu willen.

V. 2. **Es ist mir sehr lieb.** Damit will er sagen: ich schätze mich sehr glücklich; welches gewiß die Aufmerksamkeit des hohen Zuhörers um somehr fesselte. Auch mag Paulus es als einen Vortheil betrachtet haben, indem ja der König mit den jüdischen Fragen wohl vertraut war. **Vor dir verantworten soll.** Paulus dachte wohl, daß eine gute Vertheidigung hier ihm günstig sein müsse, denn Agrippa's Ansicht war gewissermaßen maßgebend in der Formirung der Klageschrift an den Kaiser.

V. 3. **Darum bitte ich dich.** Weil also Agrippa die Gesetze und Gebräuche kannte, Paulus aber als ein Uebertreter verklagt war, deßhalb ersuchte er den König ihm doch Neigung und Gehör zu schenken.

V. 4. **Zwar mein Leben von Jugend auf.** Sein Wandel von der Zeit an, da er nach Jerusalem kam. Seit seinem fünfzehnten Jahr war er in dieser Stadt bekannt; war also über 20 Jahre unter den Juden gewandelt, hat sogar mit einigen der gegenwärtigen Rathsmitgliedern selbst im Rathe gesessen. **Wissen alle Juden.** Paulus macht den König auf drei Punkte aufmerksam: 1. Die Länge der Zeit, welche er unter ihnen gelebt; 2. der Ort wo sie ihn kannten, nicht in Griechenland oder Kleinasien, sondern in ihrer Hauptstadt, und 3. was sie von ihm wußten, daß er nemlich ein strenger Pharisäer war.

V. 5. **Wenn sie wollten bezeugen.** Wenn es ihnen darum zu thun wäre, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Das wollten sie nicht, denn sie wußten, daß sie dadurch Zeugniß für das Christenthum ablegen müßten.

V. 6. **Und nun stehe ich angeklagt.** Paulus hält fest an der eigentlichen Ursache des Aufruhrs. In der Person des Messias concentrirt sich die Hoffnung der Auferstehung, wer an Jesum Christum glaubt, der glaubt an die Auferstehung der Todten. Diese Hoffnung hatten die Pharisäer; ja, sie war im Tempeldienst enthalten, und kein strenggläubiger Jude leugnete sie.

V. 7. **Zu welcher hoffen,** d. h. zur Erfüllung der Verheißung im Messias; **die zwölf Geschlechter.** Die Nachkommen der zwölf Stämme; **mit Gottesdienst Tag und Nacht.** Bedeutet ohne Aufhören, emsiglich und mit Eifer. Weil er nun sagt, das, was sie alle hoffen, sei im Messias erfüllt, deßhalb steht er in Ketten und Banden.

V. 8. **Warum wird das für unglaublich gerichtet?** Hier handelt es sich in erster Instanz um die Auferstehung Jesu Christi, dann natürlich um die daraus entsprießende Auferstehung der Todten im Allgemeinen. Daß es geschehen war, daß schon im alten Bund Todte erweckt wurden, konnte kein Jude leugnen, denn seine Bibel sagt es ja.

V. 9. **Ich meinte auch bei mir selbst.** Diese Worte enthalten eine Selbstanklage, indem auch er so unwissend war, andrerseits aber enthalten sie den Ausdruck der Hoffnung, indem er einst glaubte, er müßte verfolgen, und kam zur Ueberzeugung, warum sollte das nicht auch Andern geschehen können?

V. 10. **Wie ich denn auch gethan habe.** Paulus redet von seinem Verhalten zu Jerusalem, beim Tode Stephani; auch scheint hervorzuleuchten, daß noch Andere um jene Zeit den Märtyrertod gestorben sind. **Half ich das Urtheil sprechen.** Nicht als wäre er damals schon im Rath gesessen, sondern er nahm das geschriebene Urtheil, und überbrachte es dem römischen Statthalter, um es unterschreiben zu lassen.

V. 11. **Und zwang sie zu lästern.** In Jerusalem waren viele Schulen, Synagogen; diese besuchte er, und peinigte die Gläubigen darin, bis sie Jesum lästerten. **War unsinnig über sie.** Damit will er sagen, daß er sich in seinem Eifer geberdete, wie ein Mensch von Sinnen, unvernünftig.

V. 12. **Da ich gen Damascus reisete.** In seinem Eifer reiste er, mit Vollmachten versehen, nach Syrien, um auch dort seine Henkerarbeit zu treiben, und die Gläubigen gefangen zu nehmen. **Mit Macht und Befehl.** Also ausgerüstet als ein gesetzlicher Henkerknecht, betrieb er das Werk der Verfolgung.

V. 13. **Mitten am Tage.** In diesem Vers erhalten wir nun die Geschichte von Pauli Bekehrung zum Drittenmal; man vergleiche die Berichte, denn sie sind nicht durchweg gleich eingehend gegeben. **Ein Licht vom Himmel.** Dieses Licht übertraf der Sonne Licht, deßhalb die merkwürdige Wirkung auf die Reisenden.

V. 14. **Da wir aber alle zur Erde niederfielen.** Aus Furcht vor der Majestät Gottes fielen sie zu Boden. **Hörete ich eine Stimme.** Paulus scheint griechisch gesprochen zu haben, indem er ausdrücklich betont, daß die Stimme auf hebräisch zu ihm geredet hat. **Was verfolgst du mich?** Der Nachdruck im Urtext liegt auf mich, denn Jesus hat schon längst bekannt, daß was man dem Geringsten der Seinen thut, will er so ansehen, als hätte man es ihm gethan.

V. 15. **Herr, wer bist du?** Die Antwort blieb nicht aus. **Jesus, den du verfolgest.** Merke: persönlich hatte Paulus nichts gegen die Leute, aber als Nachfolger Jesu waren sie ihm verhaßt.

V. 16, 17 und 18. **Denn dazu bin ich dir erschienen.** Dieses, und was die zwei folgenden Verse von der Begebenheit geben, wird in den anderen Berichten nicht gefunden. Die Worte waren also an Paulum gerichtet, um ihm zum Voraus kund zu thun, daß Gott etwas mit ihm vor habe. Nicht um Rache zu nehmen, sondern um ihn zum Zeugen auszurüsten. **Und will dich erretten.** Unter dem Volke muß man hier die Juden verstehen, denn Jesus wußte, daß sie seine, des Paulus, größte Feinde werden würden, wenn er sich bekehrte. Diese Ansicht wird auch bestätigt, weil ja Heiden noch besonders genannt werden. **Aufzuthun ihre Augen.** Paulus soll sie von ihrem Irrthum und ihrer Finsterniß überzeugen; d. h. ihn will der hl. Geist als Mittel und Werkzeug gebrauchen, dieses zu bezwecken und zu erfüllen. Dieser Vers enthält für die Juden: 1. göttliche Erleuchtung; das ist der erste Schritt. 2. Bekehrung; d. h. der Gewalt des Satans entrinnen und zu Gott kommen. 3. Vergebung und Aufnahme in die Familie Gottes; 4. ein Erbe unter Denen, die geheiligt sind. Diese Gnadengaben sind in Christo Jesu allen verheißen, welche zu ihm kommen. Paulus war berufen, diese frohe Botschaft zu tragen, und hier erklärt er mit Glaubensfreudigkeit, wie ihn Gott fand und ausrüstete.

Lehre und Anwendung. — Der Christ kann sich getrost auf seine Feinde berufen, und sagen: sie kennen mich, laß sie zeugen. Wo das Gewissen unbefleckt ist, da braucht man nichts zudecken.

Der beste Beweis für die Göttlichkeit der Religion ist die große Veränderung, welche sie im Charakter, und folglich im Leben des Menschen hervorbringt. Wer sich Gott wahrhaftig hingibt und seinen Geist empfängt, der erfährt solche Veränderung.

Die Erfahrung und die Erkenntniß des Christen sind progressiv, in allen Verhältnissen, und auf allen Stufen heißt es: „Vorwärts gilt's zu ringen." Aber der wahre Nachfolger Jesu Christi ist bereit, in allen Verhältnissen sein Zeugniß für Jesum abzulegen.

Die Bekehrung hat zwei Haupttheile: 1. Abwenden von der Sünde; 2. Hinwenden zu Gott. Das Erstere umfaßt das Absterben des alten Menschen; das Letztere die Erneuerung des Geistes und Lebens in Gott.

Wandtafelerklärung. — Paulus hat Gelegenheit bekommen, sich vor Agrippa zu vertheidigen, aber ihm ist mehr daran gelegen, Zeugniß für Jesum abzulegen, denn Paulus weiß, daß seine Sicherheit im Sieg des Evangeliums liegt. Er ist Gottes Diener und Christi Zeuge, und hier ist Gelegenheit, etwas für seinen Herrn zu thun, darum benutzt er diese Gelegenheit, und erzählt seine Er-

fahrung vor und nach seiner Bekehrung. Ein gutes Bekenntniß ehrt Gott, und das sollten wir nie vergessen, wenn der Feind, Menschenfurcht oder Zaghaftigkeit uns vom Bekennen abhalten wollen. Zur Aufmunterung lese man nur den 1., 2. und 3. Vers. Ein Jedes prüfe sich!

Illustrationen.—In den Bergwerken Sibiriens werden Kinder in den Minen geboren, welche Jahre lang kein anderes Licht sehen, als das Fackellicht der Bergwerke. Sie haben eine Idee vom Licht und von der Farbe, aber die Schönheit der freien Natur oben können sie sich nicht vorstellen, und darum haben sie auch keinen Begriff davon, und wollen es auch nicht glauben, wenn man ihnen davon erzählt; sie sagen beständig wieder: Warum nehmt ihr mich denn nicht hinauf.

Ein junges Mädchen wurde bekehrt. Als man sie fragte, ob ihr Herz verändert sei, gab sie die schöne Antwort: „Ich weiß, daß etwas verändert ist; sei's nun die Welt, oder sei's mein Herz. Ich weiß, daß irgendwo eine große Veränderung vorgegangen, den Alles ist verschieden von dem, das es einst war."

Paulus gerechtfertigt.

12. Lection: Apstg. 26, 19–32. — Sonntag den 22. März 1885.

19. Daher, lieber König Agrippa, war ich der himmlischen Erscheinung nicht ungläubig;

20. Sondern verkündigte zuerst denen zu Damascus und zu Jerusalem, und in alle Gegend des jüdischen Landes, auch den Heiden, daß sie Buße thäten, und sich bekehreten zu Gott, und thäten rechtschaffene Werke der Buße.

21. Um deßwillen haben mich die Juden im Tempel gegriffen, und unterstanden mich zu tödten.

22. Aber durch Hülfe Gottes ist es mir gelungen, und stehe bis auf diesen Tag, und zeuge beides den Kleinen und Großen; und sage nichts außer dem, das die Propheten gezeuget haben, daß es geschehen sollte, und Moses,

23. Daß Christus sollte leiden, und der Erste sein aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volk und den Heiden.

24. Da er aber solches zur Verantwortung gab, sprach Festus mit lauter Stimme: Paule, du rasest; die große Kunst macht dich rasend.

25. Er aber sprach: Mein theurer Feste, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte.

26. Denn der König weiß solches wohl, zu welchem ich freudig rede. Denn ich achte, ihm sei der keins nicht verborgen, denn solches ist nicht im Winkel geschehen.

27. Glaubst du, König Agrippa, den Propheten? Ich weiß, daß du glaubest.

28. Agrippas aber sprach zu Paulo: Es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde.

29. Paulus aber sprach: Ich wünschte vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande.

30. Und da er das gesagt, stand der König auf, und der Landpfleger, und Bernice, und die mit ihnen saßen,

31. Und entwichen beseits, redeten mit einander, und sprachen: Dieser Mensch hat nichts gethan, das des Todes oder der Bande werth sei.

32. Agrippas aber sprach zu Festo: Dieser Mensch hätte können losgegeben werden, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte.

Haupttext: Aber durch Hülfe Gottes ist es mir gelungen, und stehe bis auf diesen Tag. Apstg. 26, 22.

Geschichtliches. — Paulus hatte Gelegenheit erhalten, sich zu erklären, oder zu vertheidigen gegen die Anklagen der Juden, und er benützt diese Gelegenheit; nicht als wäre es ihm darum zu thun, frei zu werden, obwohl er wie jeder andere Mensch die Freiheit liebt, sondern um der Wahrheit Zeugniß zu geben, denn ob auch er getödtet wird; die Wahrheit wird bestehen; doch ist kein Mensch bereit, sein Leben thörichter Weise hinzuwerfen, so lange es dem Reiche Gottes noch Nutzen bringen kann. Die Lection ist eine Fortsetzung der vorigen, nemlich der Rede Pauli, vor einer Versammlung, wie solche nicht jedem Sterblichen zu Theil wird.

Texterklärungen. — V. 19. **Daher, lieber König.** Mit solcher glanzreichen Erscheinung des Herrn, konnte ich doch nicht ungehorsam sein. Es scheint also, daß trotz aller Ueberzeugung, und aller Erscheinungen, Pauli Wille auch noch dabei sein mußte; dieses, blos um zu zeigen, daß der Mensch unter allen Umständen freier Agent, daher verantwortlich gehalten wird. Einer der herrlichsten Charakterzüge in Pauli ganzem Leben ist seine Entschlossenheit. Kaum bekehrt, fängt er an zu predigen; sein Bestreben war, den Willen Gottes zu wissen, und dann zu thun.

V. 20. **Zuerst denen zu Damaskus und zu Jerusalem.** Den Juden zu Damaskus, dann zu Jerusalem und im jüdischen Lande. Man vergleiche Gal. 1. 17. 18 mit Apstg. 9. 28. **Auch den Heiden.** Hier hat er Bezug auf alle heidnischen Länder, welche er bereist hatte. **Daß sie Buße thäten.** Die Juden mußten sich von den menschlichen Satzungen, und ihren eigenen Sünden bekehren; die Heiden aber mußten von ihrer Abgötterei und ihren gottlosen Wesen umkehren, dieses mußte aber nicht blos eine gesetzliche Umkehr sein, sondern mußte durch ein Gefühl der Liebe Gottes erweckt und gegründet werden. **Sich bekehreten zu Gott.** Wenn die Gnade Gottes einen Menschen also ziehet und bekehrt, so muß der Mensch von der leidenden sogleich in die active Stellung übertreten, und ein Leben beginnen, welches Gehorsam gegen Gottes Gebote zeigt. **Rechtschaffene Werke der Buße.** Diese werden besonders 2 Cor. 8, 11. genannt. Diese rechtschaffenen Werke erlangen ihren hervorgehobenen Charakterzug, indem dieselben aus Liebe zu Gott herrühren, und so sind sie also eine Bestätigung der wahren Bekehrung und des neuen Lebens.

V. 21. **Um deßwillen.** Weil er den Heiden predigte, daß auch sie selig werden können, daß war die wahre Ursache, warum ihn die Juden im Tempel griffen. Man lese hier auch Cap. 21. 27–31.

V. 22. **Aber durch die Hülfe Gottes.** Beides, im Predigen und im Dulden ist ihm Gott beigestanden, und hat ihn aus den Händen der Juden und Heiden erlöst. Durch das, was er hier sagt, gibt er auch deutlich zu verstehen, was er von der letzten Rettung aus den Klauen seiner Feinde hält. **Und sage nichts, außerdem.** Dieses fügt er bei, um zu bekräftigen, daß er der schweren Anklagen nicht schuldig sei, indem ja seine Lehre mit Moses und den Propheten übereinstimmt.

V. 23. **Daß Christus sollte leiden.** Daß nemlich diese Lehre schon von den Propheten verkündet wurde, und er jetzt blos behauptet, sie sei erfüllt. Pauli Lehre stimmt also mit allen Weissagungen überein, **und verkündigen ein Licht dem Volk und den Heiden.** In den Schriften Mosi finden wir all dieses niedergeschrieben, und diese Schriften hat der Apostel in seiner Predigt bekräftigt; den Juden zuerst, aber auch den Heiden.

V. 24. **Sprach Festus:** Weil Paulus sich in seiner Vertheidigung beständig auf die Juden selbst berufen hatte, und nun noch die göttliche Erscheinung hervor hob, rief Festus erstaunt aus: so daß es alle hören konnten; möglicherweise mochte er auch ein wenig entrüstet gewesen sein, weil Paulus sich beständig an Agrippe wandte: **Paule, du rasest.** Du bist nicht bei Verstand. Allem Anscheine nach, glaubte Festus, Paulus hätte sich in die mystischen Dinge der alten Weisen verstiegen, und sich Dinge angeeignet, wie man sie vor ihrer Zeit den Göttern zudichtete; daher der Ausdruck. Die große Kunst; d. h. die große Gelehrsamkeit macht dich zum Schwärmer. Wenn man nun bedenkt, daß Festus sich nie viel um Religionssache bekümmerte, darf es einen auch gar nicht wundern, daß er auf diesen Gedanken kam. Aber eine schrecklichere Schwärmerei gibt es wohl nicht, als daß ein Mensch das Heil seiner Seele verscherzt, und dabei von Sicherheit schwärmt, wie dieses bei Festus der Fall war.

V. 25. **Mein theurer Feste, ich rase nicht.** Obwohl Festus dem Paulus nicht ehrenhaft begegnete, so antwortet Paulus doch standesgemäß. **Mächtiger,** oder **excellenter** Feste, ist vielleicht eine bessere Uebersetzung als **theurer.** Diese Antwort nimmt sich schön aus, hier, und zeigt, wie man Menschen begegnen soll, selbst wenn ihre Handlung es nicht verdient. **Wahre und vernünftige Worte.** Worte, welche an sich wahr sind, und mit der Schrift übereinstimmen, sind gewiß Worte eines gesunden Verstandes, denn sie lehren den Menschen mäßig, gerecht, gottselig zu leben, und einen heiligen Wandel zu führen. Das ist das genaueste Gegentheil zu Raserei.

V. 26. **Der König weiß solches wohl.** Vielleicht lag ein wenig Ironie in diesen Worten. Der König, zu dem ich rede, weiß das, wenn du, Festus, es auch nicht weißt. — Der König ist mit der jüdischen Lehre bekannt, darum redet Paulus so freimüthig vor ihm. **Solches ist nicht im Winkel geschehen.** Die Amtsverwaltung Jesu geschah nicht im Verborgenen, seine Wunder geschahen offen, und sein Tod am Kreuz geschah auch nicht im Geheimen; ebensowenig hat Paulus im Geheimen gepredigt.

V. 27. **Glaubest du, König Agrippa?** D. h. Glaubest du den Weissagungen des alten Bundes, über den Messias? Paulus fühlt sicher daß Agrippa diese Schriften glaubt. **Ich weiß daß du glaubst!** Dieser Ausdruck gibt dem Agrippa gelinde zu verstehen, daß wenn er an die Propheten glaubt, muß er – um konsequent zu sein, auch an Christum glauben, denn von ihm haben ja jene geweissaget. Das war scharf, aber logisch argumentirt, doch sind Pauli Worte nicht so zu verstehen, als deuten sie Erleuchtung oder Ueberzeugung in des Königs Gemüthe an.

V. 28. **Agrippas aber sprach zu Paulo:** Die persönlich Anrede bewog den König darauf zu antworten. **Es fehlt nicht viel, du überredest mich.** D. h., deine Rede ist so ergreifend, die Beweisführung so schlagend, es fehlt nicht viel, ließ ich mich bewegen. **Daß ich ein Christ würde.** Daß heißt, den Glauben an Jesum als den Messias bekennete. Es ist kaum anders anzunehmen, als daß Agrippa von einem äußeren Bekenntniß und Beifall redet, eben ungefähr so, wie er ja auch Jude war; an die von Paulus berührte Herzens- und Sinnesänderung, dachte Agrippa nicht. Hat Agrippa im Ernst, oder nur im Spott geredet? Diese Frage wird viel besprochen. Mir scheint der ganze Hergang der Begebenheit anzudeuten, daß es ernste Worte sind, welche im Ernst gesprochen wurden; freilich kann von einer Herzensänderung, wie schon angedeutet, nicht die Rede sein. Aber daß nach einer solchen Rede, wie diese, noch Jemand spötteln wollte, dagegen zeugt die ganze Begebenheit. Daß es nicht als Frage betrachtet werden darf, wie Einige meinen, geht aus Pauli Antwort hervor, und das Agrippa hier den Heuchler gespielt haben solle, läßt sich auch nicht feststellen, denn es mangelt die Ursache, warum er es hätte thun sollen. Es war also die ernste Rede eines Mannes, welcher wohl die Worte verstehen, aber den tiefen geistlichen Sinn nicht fassen konnte. Für Sprachforscher, will ich noch beifügen, daß das nemliche Wort, welches hier übersetzt wird: es fehlt nicht viel; das präzise nemliche Wort in der Epistel an die Epheser, Cap. 3. V. 3, wieder vorkommt und dort „auf's kürzeste" übersetzt wird. Wenn Agrippa nicht im Ernst geredet hat, dann kann ich einfach keinen Sinn in seiner Rede sehen, es sei denn, man ändere den ganzen Satz um, und dafür ist sicherlich kein Grund vorhanden. Daß Paulus ihn im Ernst verstand, glaube ich ganz sicher aus seiner Antwort herauslesen zu können.

V. 29. **Ich wünschte vor Gott.** Paulus zeigt in dieser Antwort an, daß gerade dieses der Zweck seiner Arbeit, seines Wünschens und seines Wirkens sei; aber nicht Agrippa allein, sondern alle seine Zuhörer. **Ausgenommen diese Bande.** Alles was er war, wünschte er auch Andere, nur die Banden, die Gefangenschaft ausgenommen.

V. 30. **Stand der König auf.** Das war das Zeichen, daß die Audienz beschlossen sei; vielleicht auch um zu verhüten, daß der Eindruck, den Pauli Rede machte, nicht zu weit greife.

V. 31. **Und entwichen beiseits.** Das heißt: sie gingen in ein Zimmer neben an, wo sie allein waren, um über Paulum zu berathen. **Dieser Mensch hat nichts gethan.** Damit will Agrippa sagen: in den römischen Gesetzen ist kein Paragraph, nach welchem man diesen Mann zum Tode verurtheilen könnte. Gegen Christen waren um jene Zeit noch keine Gesetze in den römischen Statuen.

V. 32. **Dieser Mensch könnte losgegeben werden.** Weil Paulus sich auf das höchste Gericht berufen hatte, konnte kein anderes Gericht mehr einschreiten. Ob es hier wohl scheint, Paulus habe sich zu früh auf den Kaiser berufen, so müssen wir doch auch bedenken, daß seine Mörder, die Verschworenen, noch in der nemlichen Stadt lagen; hätte man ihn heute frei gegeben, dann wäre er nach menschlichem Ermessen morgen todt gewesen.

Lehre und Anwendung. Gott öffnet die Thore der Erlösung für jeden Sünder, aber der Mensch muß die Entscheidung treffen und hinzunahen. Hat ein Sünder Gnade erlangt, so sucht er von Stund an andere zum Glauben zu bewegen.

Die erste Pflicht des Sünders ist, Buße zu thun, und diese Buße offenbart sich in rechtschaffenen Früchten der Buße.

Der Mittelpunkt aller Lehren des Evangeliums ist Jesus, der Auferstandene; denn so Christus nicht auferstanden ist, ist unsere Hoffnung verloren, und wir sind noch in unseren Sünden.

Es gibt einen Glauben an die Bibel, welcher das menschliche Herz nicht berührt. Dieser Glaube ist todt und bringt auch keine Veränderung im Sünder hervor.

Der wahre Nachfolger Jesu Christi hat nur ein Ver-

langen und nur ein Bestreben, wie er nemlich Gott gefallen möge, im kindlichen Gehorsam. Paulus ist uns hierin ein Muster und Vorbild, welchem wir getrost nachfolgen können.

Illustrationen. Zu Columbia, S. C., ist ein eiserner Palmettobaum, so dem natürlichen Baume ähnlich, daß sogar die Blätter beim leichtesten Wind erzittern, und man fast die Fasern in denselben zu erkennen meint. Erst im Herbst, wenn die Farbe verwettert und veraltet ist, sieht man schon von Ferne, daß es kein natürlicher Baum ist. So gibt es auch Bekenner der Religion, man kann auf den ersten Blick kaum unterscheiden, daß sie nur einen todten Glauben haben, aber die Stürme des Lebens bringen die richtige Farbe zum Vorschein.

Ein Hofbeamter des Kaisers Friedrich III. sagte einst, er möchte nur einmal an einen Ort kommen, wo keine Heuchler wären; ihm antwortete der Kaiser: dann müssen Sie aber weit über das nördliche Eismeer hinaus, denn wenn er auch hingelangt sei, wo kein Mensch mehr wohne, finde er doch immer noch einen Heuchler daselbst. Die Kunst der Verstellung ist leider fast allgemein und so leicht erlernt, daß man fast meint, man bringe sie mit auf der Welt.

Wandtafelerklärung. Als Paulus seine Rede vollendet hatte, erklärte Agrippa, daß der Mann unschuldig sei. So stellt ihn die Wandtafel vor, wie er als Richter, das Urtheil in seiner Hand hält. Es ist wahr, der Herr beschützt seine Diener; er hat den Paulus beschützt und trotz allem Haß, steht er nun gerechtfertigt seinen Feinden gegenüber, welche in ihrer Wuth ganz ohnmächtig sind. Leider hat Agrippa das Beste überhört; ihm war die Gnade nahe getreten, aber er hat der Stimme nicht gehorcht. O wie viele thun heute noch so! Ein Jedes prüfe sich doch heute: sind wir das in der That und Wahrheit, was Agrippa nur beinahe war?

Wiederholung.

Schriftabschnitt: Apstg. 20, 17–36. — Sonntag den 29. März 1885.

Haupttext: Aber ich achte derer keins, ich halte mein Leben auch nicht selbst theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. — Apstg. 20, 24.

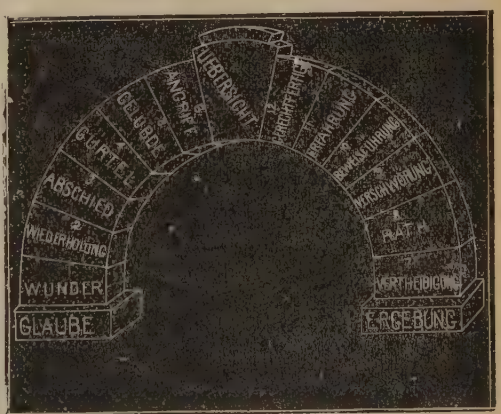
Zeit. — Die Lectionen dieses Quartals umfassen einen Zeitraum von etwa drei Jahren und zwei Monaten, nemlich vom 28. Mai A. D. 57 bis August A. D. 60. Paulus war etwas über 55 Jahre alt um diese Zeit; und das Evangelium hatte bereits 30 Jahre Wirksamkeit, nemlich vom Pfingstfest A. D. 30.

Umkreis. — Das Evangelium wurde bereits im größten Theil des römischen Reichs verkündet, d. h. östlich von Rom. Es hatte in Europa, Asien und Afrika festen Fuß gefaßt, und in fast allen größeren Städten waren Gemeinden.

Personen. In den Lectionen des verflossenen Quartals, werden wir mit einer Anzahl hervorragender Personen bekannt, besonders mit den Mitarbeitern Pauli, Agabus ein Prophet, Philippus und seine Töchter; Jacobus der Apostel; und dann die römischen Beamten: Felix, Claudius, Lysias, Festus und Agrippa. Fragen bezüglich dieser Personen sind von großem Interesse.

Pauli Reisen. Der Apostel hatte jetzt seine dritte große Missionsreise vollendet: 1. Von Antiochien durch Kleinasien und zurück; A. D. 48–50. 2. Von Antiochien durch Kleinasien nach Macedonien und Griechenland, dann zurück über Jerusalem nach Antiochien. A. D. 51–54, drei oder vier Jahre. 3. Von Antiochien durch Kleinasien, drei Jahre in Ephesus, nach Macedonien, Griechenland und zurück nach Jerusalem. A. D. 54–58.

Pauli Bekehrung. Diese Begebenheit wird uns zweimal erzählt in diesem Quartal und sollte besonders genau betrachtet und in der Wiederholung ausgebeutet werden. Einer der älteren Schüler, sollte diese Geschichte vortragen können. Ueberhaupt kann man das Leben des Apostels Paulus zu einer sehr lehrreichen Wiederholung gebrauchen. Für Fragen u. s. w., siehe Lectionsheft.



Wandtafelerklärung. Die Wandtafel bildet uns heute ein Gewölbe aus Bruchsteinen ab. Das eine Ende des Gewölbes ruht auf Glauben und das andere auf Ergebung; beide sind uns als sehr wichtige Grundsteine

des christlichen Lebens bekannt. Auf diesen Grundsteinen folgen nun von beiden Seiten die Bausteine des Gewölbes; jeder einzelne Stein repräsentirt eine Lection des verflossenen Quartals, und enthält diesmal, anstatt der Ueberschrift der Lection, ein Hauptwort derselben, um dem Schüler augenblicklich eine kurze Andeutung zu geben vom Inhalt. Wir glauben in dieser Veränderung den Lehrern und Schülern genützt zu haben.

Mit unsern Lesern.

Es freut uns sehr, daß das Evang. Magazin auch unter den Menoniten-Brüdern in Kansas sich Eingang verschafft und gar gern gelesen wird. J. J. Krehbiel, Lake View, hat die Unterschreiberliste von 20 auf 25 erhöht, trotzdem daß drei Leser aus der Gegend verzogen sind. Das heißt man nobel gethan. So hat auch G. E. Vogt, Christian, McPherson Co., Kans., nicht weniger als 29 Unterschreiber eingesandt, natürlich nicht alle neue. Dank für die Bemühungen!

In Galveston, Texas, muß es schön sein! Unser dortiger Missionar, Br. Gomer, ladet uns mitten im Winter zu einem freundschaftlichen Besuch ein, und verspricht uns nicht nur einen hübschen Blumenstrauß aus seinem eigenen Garten, sondern auch Orangen frisch vom Baume weg. So was läßt sich hören. Und hier ist alles im Froste erstarrt! Hatten wir ja gestern selbst in Cleveland neun unter Null. Ah, wenn wir nur gehen könnten! Um ein schön Theil Orangen wollten wir Galveston (oder Br. Gomer) ärmer machen.

Unter unseren vielen fleißigen Agenten, welche sich den Verdienstorden erworben haben durch ihr Bestreben für das Magazin steht Br. G. Braun von Canada noch unübertroffen da; er hatte bis zum 20. Januar bereits 32 neue Unterschreiber eingesandt, und war noch lange nicht am Nordpol angekommen, d. h. er war noch nicht fertig mit Sammeln. Andere Brüder haben verhältnißmäßig ebenso gut gethan, und wir müssen lobend bekennen, daß wir unseren fleißigen Agenten zu vielem Dank verpflichtet sind. Wir werden suchen, am Magazin selbst zu zeigen, daß wir euren Fleiß zu schätzen wissen, liebe Brüder. Man lasse ja nicht nach, den Freunden das Magazin anzubieten, denn man kann es ja mit gutem Gewissen anpreisen, und so werden ihm Freunde gesichert.

Ein Bruder vom Westen schreibt: „Die Sonntagschul-Lectionen im Magazin gefallen mir je länger je mehr; dieselben sind in unserer Schule entscheidend, und war bis jetzt noch kein Grund zur Klage vorgekommen. Gott segne euch, Brüder, in eurem Werk." Es gewährt uns Befriedigung, zu wissen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Unser Ideal vom Magazin haben wir noch nicht erreicht, denn es ist noch nicht vollkommen; aber an ernstem Bestreben, es jeden Monat mehr und mehr zu heben und interessant machen, soll es gewiß nicht fehlen. Wir danken für die Aufmunterung.

Pommeranus. Uns ist das noch gar nicht aufgefallen, daß die Erklärungen der Wandtafel nicht so deutlich seien, als sie sein sollten. Es muß überlegt werden, daß wir wenig Raum für diesen Zweck verwenden. Daß aber trotz der beifolgenden Erklärung die „Zeichnungen" studirt werden müssen, muß Jedem einleuchten. Die Tafel aufhängen und gerade darüber reden wollen, selbst nach einer einmaligen Lesung der Erklärung, ist kaum möglich. Man sollte die Bilder wiederholt in Augenschein nehmen, und wo man nicht sicher ist, den Prediger oder sonst Jemand, der sich darauf versteht, fragen. Dann wird's schon Aufschluß genug geben. Uebrigens wollen wir uns den Wink merken. Für die aufmunternden Worte unsern Dank!

J. A. H., Cal. „Ob Gott die Welt wirklich in sechs Tagen vollendet habe?" So sagt die Schrift. Perioden können die Tage nach unserer Ansicht nicht gewesen sein, denn der vierte Tag, da unsere jetzige Sonne schon schien, und unsere jetzige Ordnung der Dinge bestand, wird auch als „Tag" bezeichnet. So wird auch der siebente Tag, der Sabbath, in gleicher Weise als Tag bezeichnet. Wären jene sechs Tage Perioden, so müßte dieser (der siebente) auch eine solche gewesen sein. Und das war er doch sicherlich nicht. Und warum sollen's denn nun auch Perioden gewesen sein, lieber Bruder? Um die Wissenschaft zu reimen? Gar nicht nöthig, diese Zuflucht! Für eingehendere Auseinandersetzungen hier leider keinen Raum.

Deutscher, Pa. „Weshalb wurde Saul als König über Israel erwählt, als Benjamite, da doch Juda der regierende Stamm war?"—Saul wurde deßhalb König über Israel, weil ihn Gott erwählte. So sagt Samuel bei seiner (Saul's) Salbung: „Hat dich nicht der Herr über sein Erbtheil gesalbet, daß du sein Herrscher sein sollst?" Damit war auch Israel einverstanden. Später setzte Gott den David an Saul's Stelle, und nun merke, Bruder! Erst in David's Familie machte der liebe Gott das Königreich erblich. Trotzdem aber hörte damit die Theokratie noch nicht auf. Ueber Bedingungen des Königthums über Israel und Juda lese 5. Mose 17, 15–20.

J. H. M., Dakota.—1. Warum stimmten die englische und deutsche Bibel bei Apstg. 13, 39 nicht überein? Ant. Eine genaue Betrachtung wird dir klar machen, daß sie

genau stimmen; nur die Verseintheilung (eine Nebensache) ist nicht gleich. Die Manuskripte hatten weder Capitel, Verse, noch Satzabtheilungen, kann also hier nicht ins Argument gezogen werden.

2. Warum stimmen die englischen und die deutschen Bibeln bei 1. Joh. 2. 23 nicht überein? Ant.: Der letzte, d. h., der Nachsatz in jenem Vers: „Aber wer den Sohn erkennet, hat auch den Vater," hat Luther gar nicht; die englische Bibel gibt ihn gewöhnlich mit italienischen Buchstaben, um anzuzeigen, daß er eigentlich nicht bestimmt zum Text gehöre. Griesbach — eine anerkannte Autorität—nimmt den Nachsatz nicht in den Text auf, weil kein Beweis für die Echtheit vorliegt. Viele Handschriften haben den Satz, z. E. die alexandrinische und auch die alten lateinischen; weßhalb auch alle katholischen Uebersetzungen ihn geben. Da diese Ergänzung oder Wiederholung nicht nur dem Vorhergehenden vollkommen gemäß ist, sondern sogar den Satz verdoppelt, welches dem Johannes eigen war, so hat er viel Wahrscheinlichkeit des Originals für sich, doch läßt sich nichts bestimmen. Was der Nachsatz enthält, ist auch schon im Vorsatz enthalten, und die Weglassung ist von keinerlei Bedeutung. Luther ist also wieder gerechtfertigt, ohne daß Andere verurtheilt wären.

Ein Magazinleser. — Wir wollen eine Kirche bauen und sammeln Unterschriften; ein Saloonhalter bietet uns $25 an für den Bau, sind wir berechtigt das Geld anzunehmen und zum Bau zu verwenden?

Wenn ihr durch eure Lehre und durch euer Leben des Mannes Geschäft verurtheilt und verdammt, dann solltet ihr konsequent sein und sein Geld nicht annehmen, auch nicht eine einzige Schindel für das Dach; wenn ihr aber den Mann in seinem Geschäft unterstützt, resp. eine biertrinkende Gemeinde seid, dann möget ihr schon von dem Profit, welchen er an euch macht, wieder ein wenig zurücknehmen; d. h., wenn solche Prinzipien als recht anerkennt werden, macht es nichts aus, wie ihr eure Kirche bezahlt. Uns hat einst ein Saloonwirth $5 für die Mission gegeben, und wir haben ihm sein Geld wiedergegeben; später hat er selbst gesagt, er hätte es blos gethan, um uns zu geißeln damit, aber wir seien trotz unserem Namen, zu scharf gewesen.

J. L., Osten.—Ist es unter Umständen zu rechtfertigen, uns anvertraute Geheimnisse zu offenbaren?

Wenn wir Br. L. recht verstehen, dann bezieht er sich auf Geheimnisse zwischen Freunden. Nein, es ist nie zu rechtfertigen, das, was man im Vertrauen erfährt, zu veröffentlichen, selbst dann nicht, wenn die Freundschaft aufgehört hat. Ehrenmänner, unter den Weltmenschen, thun es nie, und Ehrenmänner unter den Christen sollten es noch viel weniger thun. Leider denken nicht alle Menschen so, und selbst unter Christenbekennern darf man nicht Jedem trauen. Wer ein Geheimniß auf Ehre und im Vertrauen empfängt, hernach aber ohne Erlaubniß der anderen Partei veröffentlicht, besteht es in Briefen oder in mündlicher Ueberlieferung, der gehört zum Geschlecht Judas Ischariots und verdient angespien zu werden.

C. S. Sch., California. — Wie haben wir den 29. Vers im 11. Capitel 1. Corinther zu verstehen?

Es sind mehrere Punkte zu beachten. Man genießt unwürdig, wenn man in seinem Herzen nicht allen Feinden vergibt und noch Zwietracht nährt; man genießt unwürdig, wenn das Gemüth an den Symbolen hängt, wie z. B. zu Pauli Zeit, viele zum Uebermaß genossen und gar nur an Wein und Brod dachten. Jedoch ist der Hauptsinn, das Mahl wider die Beschaffenheit und Absicht der Einsetzung zu genießen, und gar blos einen weltlichen Sinn auf die Feier zu legen. Unter Gericht meint der Apostel wohl nicht die ewige Verdammniß, sondern Schuld, Gericht oder Verurtheilung, weil man es unwürdig, wie oben gezeigt, genießt. War in jener Zeit auch oft mit Krankheit und anderen Strafen heimgesucht worden. Den Leib Christi nicht unterscheiden, meint: daß man so weltlich gesinnet ist, daß man nicht begreifen kann, daß in den Symbolen, der gebrochene Leib Christi, abgebildet und vorgestellt ist. Wer sich in seinem Leben als Feind der Gnade beweist, und doch im heiligen Mahl an dem Leib und Blut, der Vergebung Theil nimmt, der entehrt Gott und macht sich des Gerichtes schuldig. Zwischen gewöhnlichem Brod und Wein und dem gesegneten Brod und Kelch, ist ein sehr großer Unterschied; wer also genießet, als genösse er eine Mahlzeit und vergisset, daß es sich hier um ein Opfermahl handelt, der isset auch unwürdig.

W. S., Iowa.—Wie verhält sich die Größe des Territoriums Dakota zu andern Territorien und Staaten? Wir haben uns gesellschaftlich in diese Dakotafrage verwickelt und überlassen die Entscheidung den Editoren in „Mit unseren Lesern."

Der Flächenraum von Dakota, ist größer als irgend ein Staat der Union, ausgenommen Texas und Californien. Der Theil des Territoriums, welchen man zu einem Staate machen will, beträgt allein 10,000 Quadratmeilen; also größer als die sechs Neuengland-Staaten zusammen, oder ein Achtel des ganzen Gebietes der Ver. Staaten. Ueber die gegenwärtige Einwohnerzahl des Territoriums, läßt sich nicht Bestimmtes sagen; Süd-Dakota beansprucht zwischen 200,000 bis 350,000 Einwohner und ist daher zur Repräsentation im Congreß berechtigt. Ob aber die politische Stellung der Gegenwart, die Aufnahme zuläßt, ist eine andere Frage.

J. R., Ontario.—War es möglich für die Apostel an jenem Pfingstfest zu Jerusalem, die 3000 Bekehrten am nemlichen Tag zu taufen? Ein hiesiger Prediger behauptet dieses.

Behauptungen sind nicht immer Thatsachen. Die Taufe hätte jedenfalls ohne Ceremonien vorangehen müssen. 250 Täuflinge auf einen Apostel, ergibt zu zehn Stunden Arbeit, 25 per Stunde. Und wo war das Wasser für Alle in und bei Jerusalem? Weil man die Behauptung nicht glauben muß, kann man getrost das Gegentheil thun.

Rundschau.

Der Ort, welchen man allgemein als den Garten Eden anerkennt, liegt beim Zusammenfluß des Euphrat und Tigris. Es ist ein fruchtloser Landstrich, wo gegenwärtig nur eine Gruppe Dattelbäume gedeihen, sonst wächst nichts daselbst. Ein kleines Dorf, Gurna genannt, enthält eine türkische Garnison und Telegraphen-Office. Die Bewohner zeigen heute noch den Baum der Erkenntniß; ein elendes Gewächs, mit kleinen, grünen Beeren, von welchen selbst die Ziegen sich mit Abscheu wegwenden.

Eine Anzahl italienischer Arbeiter im Staat New York erhielten unlängst Notiz, daß man ihnen zehn Cents täglich am Lohn abkürze. Anstatt zu „striken," gingen sie Abends daran und machten ihre Schaufeln um einen Zoll kürzer. Der Vormann fragte, was das bedeute, und erhielt zur Antwort: „Nicht so viel zahlen, nicht so viel Grund schaufeln; schon gut, Arbeit währt länger. Italiener nicht ‚strike'."

Die Viehhöfe zu Chicago wurden vor zwanzig Jahren errichtet und sind die größten in der Welt. Hier ist Raum für 20,000 Rinder, 150,000 Schweine, 10,000 Schafe, und 1500 Pferde. Siebenzehn verschiedene Eisenbahnen landen in den Höfen.

In Maryland wird die Arbeit der Neger auf öffentlicher Versteigerung erlangt. Wer am meisten bietet, der erhält den Neger. Die Versteigerung findet wöchentlich statt. Dieses sieht fast aus, wie Sklaverei unter einem anderen Namen.

In der Nähe von Plant City, Florida, steht ein Orangengarten von alten Bäumen, welche dieses Jahr 150,000 Orangen trugen—10,000 Stück pro Baum. Sonst behauptet man, nur junge Bäume tragen so reichlich, diese sind 40 Jahre alt.

Der Ocean-Dampfer Oregon braucht auf seiner kurzen Reise von New York nach Liverpool $18,872 werth Kohlen; das zeigt, daß die Schnelligkeit auch an dem Feuermaterial zehrt.

Was man in Amerika treibt, das übertreibt man gewöhnlich. In den Neuenglandstaaten werden mehr als 100,000 Paar Rollschuhe benützt. Die dumme Geschichte hat das Gute, daß sie nicht lange währt. Es ist kaum der Mühe werth, hier einen solchen Schwindel anzugreifen; er vergeht so schnell, als er entsteht.

Zehn Jahre von jetzt werden die Vereinigten Staaten allem Anscheine nach anstatt 38 Staaten, 48 zählen.

Ein Schuhmacher zu Tanners Fall, Pa., erhält alljährlich eine offizielle Notiz, daß in Dublin, Irland, in einer Bank 5000 Pfund Sterling für ihn deponirt liegen, und daß bereits Interessen seit 25 Jahren angewachsen sind. Alljährlich schreibt der Schuster hin, daß er das Geld nicht eher berührt, bis der Deponent, sein Onkel, ihm für zugefügtes Unrecht Genugthung leistet, d. i. Abbitte thut.

60,000 Personen logieren in New York in den Gasthöfen; darin sind die 100,000 täglichen Fremdengäste nicht miteingerechnet.

Die politische Spaltung, welche Herrn Cleveland zum Präsidentenamt beförderte, scheint permanent zu werden. Die sogenannten unabhängigen Republikaner haben sich vollständig organisirt, und die Prohibitionisten, welche es sehr hart aufnehmen, daß man ihrem Bannerträger, St. John, nachweisen will, er habe sich der republikanischen Partei für $25,000 feilgeboten, das Feld zu verlassen, haben auch eine Convention abgehalten und eine Exekutivcommittee ernannt. St. John's Name ist jedoch sonderbarer Weise nicht genannt.

Mme. Clovis Hugues, welche in Paris einen Mann unter sehr sensationellen Umständen erschoß, ist von den Geschworenen freigesprochen worden, obschon sie zuerkannte, daß sie mit Vorbedacht und kühler Ueberlegung handelte. Auch wurde durch Fachkenner bewiesen, daß der Ermordete die Schmähbriefe nicht geschrieben hatte, welche sie von ihm erhalten zu haben vorgab. Die Dame erhielt eine öffentliche Ovation. Solche Dinge haben sich in den schlimmsten Tagen des zweiten Kaiserreichs nicht zugetragen.

Die Socialisten zu Chicago haben sich in militärische Compagnien formirt, und sind bewaffnet. Ihr Motto ist: „Die Capitalisten müssen die Armen in Geschäftsverbindung aufnehmen, oder sie werden durch Dynamit aus der Welt befördert." Eine Dame sagte in einem öffentlichen Vortrag: „Es ist Pflicht der Geistlichen, dem Volke zu sagen, daß es sein Vertrauen in Dynamit, anstatt in Gott setzen soll." Wenn solche Grundsätze einmal Grund finden, dann darf man sich auf Alles gefaßt machen.

In London hat ein Magistrat große Popularität bei der niederen Volksclasse gewonnen, weil er von seiner Amtlichen Stellung aus über die deutschen Arbeiter von London losgezogen hat. Es sind gegenwärtig an 20,000 Deutsche in London, meistens Kellner, Friseure und Schneider—welche alle für geringeren Lohn arbeiten als die Englischen zu erhalten pflegten. Die drei Handwerke sind von den Deutschen monopolisirt und werden heute bereits nach deutschem Maßstab, d. h. zu niedrig bezahlt; daß dieses ein bitteres Gefühl gegen die Deutschen erweckt—ist ja ganz natürlich—fast wie in Californien gegen die Chinesen.

Hinterstübchen.

Folgendes ist eine wörtliche Uebersetzung der Geschäftsannonce eines chinesischen Tintenfabrikanten.

„In der Fabrik Tae-sching (sehr gedeihlich)— sehr gute Tinte! fein! fein! Alte Fabrik. Urgroßvater, Großvater, Vater und Selbst machen diese Tinte; fein und hart, sehr hart; mit Vorsicht auserlesen, und mit Bedacht bereitet. Diese Tinte ist schwer; so ist Gold. Das Auge des Drachen glänzt und ist blendend; so ist meine Tinte. Niemand macht Ihresgleichen! Andere machen Tinte um schnöden Geldeswillen, ich fabrizire, um mir einen Namen zu machen. Sehr viele Herren kennen meine Tinte — meine Familie hat nie betrogen — sie trug allezeit einen guten Namen. Ich mache Tinte für den Sohn des Himmels und alle Mandarinen des himmlischen Reiches. Wie das Brüllen des Löwen das Land erfüllet, so thut es auch der Ruhm des „Drachen Kleinod" (das ist meine Tinte).

Als vor einiger Zeit auf einem Markte in Indien Bibeln verkauft wurden, kam eiligen Schritts ein Hindu herbei und sprach: „Was kostet das N. T. Jesu Christi? Ich gebe Ihnen alles, was Sie verlangen." Nachdem er das Buch bezahlt, sagte er mit feierlichem Ernste: „Ich habe Jahre lang nach solch einem Buche gesucht. Gott sei Dank, daß ich's endlich gefunden habe." Als er fortging, küßte er das Buch wieder und wieder. Ist dir, mein lieber Leser, deine Bibel auch so werth und theuer?

Indische Aphorismen. — Aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt ein kleines indisches Büchlein, das sich „der Juwelenkranz" nennt und viele bedeutsame Sprüche enthält. Wir theilen einige zur Probe mit: Wer ist ein Freund? Der vom Bösen abhält.—Was ist unstet wie der Wassertropfen auf dem Lotosblatt? Die Jugend, der Reichthum, das Leben. — Was ist Schmuck der Reden? Die Wahrheit. — Was trägt Unheil als Frucht? Ein ungebändigtes Herz. — Wer ist stumm? Der nicht zur rechten Zeit liebe Worte zu reden weiß.—Was ist die Schmarotzerpflanze der Existenz? Die Begier. — Was ist zu erstreben? Das Wohl aller Wesen. — Wen soll man sich zur Liebsten nehmen? Das Mitleid, die Freundlichkeit, die Güte. — Was ist so schwer zu erlangen, wie der Stein der Weisen? Freigebigkeit, von freundlicher Rede begleitet, und Wissen ohne Stolz. — Wer ersiegt die Welt? Der Wahrhaftige und Geduldige.

Auf der Eisenbahn in Schwaben.—Ein Herr suchte für seine Frau einen Platz in einem Wagen 2. Classe; endlich findet er einen solchen, allein auf demselben liegt eine kleine Reisetasche; er wendet sich deshalb an den Herrn gegenüber und es entspinnt sich mit diesem, einem ehrlichen Schwaben, folgendes Gespräch: Fremder: Mein Herr, wollen sie so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen?—Schwabe: Noi, mein gut's Herrle, das Täschle werd' i net wegnehme?—Fremder: Sie nehmen sie nicht weg?—Schwabe: Noi, noi!—Fremder: In diesem Falle wäre ich genöthigt, den Conducteur zu rufen.—Schwabe: Ruefet Sie nur den Conducteur.—Conducteur (herbeieilend): He, mein Freund, Sie müsset so gut sein, 's Täschle wegz'nehme!—Schwabe: Noi, sel thue i net — i nehm's net weg. — Conducteur: Ich müßte wohl den Herrn Oberconducteur rufen.—Schwabe: Ruefet Sie den Herrn Oberconducteur. — Oberconducteur: 's ischt mir gesagt worde, daß sie 's Täschle net wegnehme wollet. — Schwabe: Ja, 's ischt nu sö, i nehm's amol net weg. — Oberconducteur: Spaßet Sie net, i mueßt wahrhaftig den Herrn Schandarm ruefe. — Es geschieht. Säbelrasselnd naht der Wächter des Gesetzes: Mein Herr! — Schwabe: Befehlet, Herr Wachtmeister! Gensd'arm: Ich frage Sie ins T. . . . . Namen, ob Sie 's Täschle wegnehme wollet?—Schwabe: Noi, Herr Wachtmeister, noi.—Allgemeine Bestürzung. — Gensd'arm: Aber warum wollet Sie 's Täschle net wegnehme? — Schwabe: Ja, mein' Seel', weil's net mein ischt, i werd' doch a fremd's Täschle net wegnehme, bin ja kan Dieb!

Ein Advokat, der niemals zu einem Vergleiche räth, ist ein unvergleichlicher Advokat.

Die Damen als Mörderinnen der kleinen Vögel. —Bekanntlich war und ist es noch Mode bei den Damen, die Hüte mit den Flügeln kleiner Vögel zu schmücken. Am beliebtesten sind selbstverständlich die goldstrahlenden Federn des Kolibri. Der englische Professor Tomlinson hat berechnet, daß ein einziges Haus 40,000 dieser niedlichen Vögelchen bestellt hat. Ein anderer Engländer, John Newton, berichtet, daß man in London im Laufe eines einzigen Monats öffentlich versteigerte: 15,574 Kolibri, 25,000 Papageien, 17,000 Eisvögel, 10,000 Silberreiher—zum Schmucke von Damenhüten. Solche Verkäufe wiederholen sich fortwährend in London.

Eine sonderbare Inschrift findet man einem Hause zu Bridgewater in England. Das Häuschen wird von Vater und Sohn zugleich bewohnt, Ersterer ist Schmied, Letzterer Barbier. „Burneß und Sohn, Schmieds- und Barbiergeschäft aller Art; hier werden Pferde beschlagen und der Bart geputzt, große Schlösser ausgebessert und Haare gekräuselt, Zähne ausgerissen und Pferden und Menschen zur Ader gelassen und dergleichen Hufschmieds- und Babiersachen mehr. Dabei alle Sorten geistiger Getränke und Liqueres. Meine Frau hält eine Schule, unterrichtet im Lesen, Schreiben und fremden Sprachen, und hat überdem Gehülfen und Gehülfinnen für Mathematik und Putz- und Modenarbeit." — Jedenfalls eine vielversprechende Familie!

Für was die Gesichter gut sind.—Wer ihre Sprache versteht, kann darin lesen. Der Doctor liest den Zustand des Kranken; der Advokat liest die Stimmung der Geschwornen; der Kaufmann liest die Ehrlichkeit seiner Kunden; der Polizist die Gewissen der Uebertreter; der Lehrer den Charakter seiner Schüler; die Eltern — die können lesen, im Angesicht ihrer Kinder, eine ganze Welt, aber leider nur wenige verstehen diese Sprache, und doch, wer sie nicht versteht, ist unfähig, Kinder gut zu erziehen.

Neuer Kaffeetrichter. — Schusterjungen beim Kaffee. Erster Junge: „Du, was is denn das for Kaffee, wie schmeckt denn der?" Zweiter Junge: „Na, sehre dinne is er, den wird de Meestern woll widder durch die Sparbüchse haben loofen lassen."

Redensarten. — „Das ist überflüssig," sagte die Köchin — da lief die Milch über.

„Da steckt etwas dahinter," sagte der Schulmeister — da klang es, als fielen die Prügel, die er dem ungehorsamen Buben gab, auf Pappendeckel.

„Das kann ich nicht zugeben," sagte der Fleischer— da verlangte die Köchin einen Suppenknochen als Zugabe.

Hausregeln für Ehefrauen.

Dein Wille, Weibchen, merk es fein,
Muß nur des Gatten Willen sein!
Sprich nicht: Wir Weiber sind zu schwach,
Das Schwächere gibt am leichtsten nach.
Hat's Männchen oft den Kopf so voll,
Mach ihn durch Widerspruch nicht toll.
Geh ihm liebkosend um den Bart,
Nur schmeichle nicht nach Katzen Art.
Ein freundlich Wort zu rechten Zeit
Hat manchen Unmuth oft zerstreut.

Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick,
Bringt frohe Launen oft zurück.
Auf Klatschereien höre nie,
Denn nichts als Eh'zwist stiften sie.
Dein Zimmer, Putz und ganzes Haus,
Sieht allezeit nett und reinlich aus.
Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
Dein größter Ruhm: Wirthschaftlichkeit.
Gibt Gott dir Kinder: liebe sie,
Allein verzärtele sie nie.

Aus der Schule. — Lehrer: „Ulrich, warum ist Absalom auf der Flucht mit seinem Haare hängen geblieben?" Ulrich: „Weil er kein falsches Haar getragen hat."

Leichtfaßliche Erklärung.—Schüler: „Was ist denn das: eine Fabel?" Lehrer: „Eine Fabel ist, wenn z. B. der Esel mit dem Fuchs so spricht, wie ich mit dir!"

Aus der Geographie.—Der Staat, der die Männer beschäftigt, hat geographische und politische Grenzen. Der Staat aber, den die Weiber machen, ist—grenzenlos.

Väterliche Ermahnung beim Abschied. — Vater: Henu so de, Köbi, so gang jetz in Gott's Name und wenn's d'r Oeppis sött gä: wenn de söttist krank werde, oder sogar sterbe, so schrib emel de geng, damit me sich öppe cha irichte.

„Herr Doctor, gestern habe ich etwas Pikantes in Ihren Gedichten gefunden." — Das freut mich, darf ich mir die Frage erlauben, was es war?" — „Ein Stück Schweizerkäse."

Treffend.—Der Minister v. Thiele hatte unter anderem ein nähres Verhältniß zu dem durch seine Offenheit und Grabheit bekannten Pfarrer Goßner, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Antwort zu hören, welche Goßner gab, als ihm der Minister einmal den Gedanken entwickelte, daß man als Staatsmann öfter etwas thun müsse, was man als Privatmann entschieden verwerfen würde. „Wenn nun aber," fragte Goßner, „der Teufel den Minister v. Thiele holt, wo bleibt denn dann der Herr v. Thiele?"

Revanche.—Im Feldzuge don 1813 und 1814 ertranken viele Franzosen bei einer „Retirade" über den Rhein. „Wai," sagte ein Jude, „heute mir, morgen Dir. Seind die Franzosen oft genug über den Rhein gegangen, därf ach ämol der Rhein über d'Franzosen geh'n! Wie haißt?"

In einem kleinen Orte Thüringens hatte man bisher noch kein Velociped gesehen. In den letzten Tagen fuhr der erste Velocipedist stolz durch den Ort. Ein kleiner Knabe wurde durch diese neue Erscheinung so erschreckt, daß er sich zu seiner Mutter flüchtete und rief: „Mutter, Mutter, es esch e Schüreschliefer (Scheerenschleifer) wüthig wor'n!"

Heimgeleuchtet. — Claus zur Mühlen, ein reicher Hamburger Großhändler, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, war ein origineller Kauz. Einst erwarb er einen prächtigen Garten, ließ denselben durch neue, herrliche Promenaden noch verschönern und dann an der Thüre die Worte in großen goldnen Buchstaben anbringen: „Diesen Garten werde ich Demjenigen zum Geschenke machen, der vollkommen zufrieden ist." Es dauerte nicht lange, so ließ sich Philipp Spermaker, ein reicher schmutziger Geizhals, bei zur Mühlen melden und erklärte demselben mit kriechender Freundlichkeit: „Verehrter Herr, ich bin der zufriedenste Mensch von der Welt und bitte daher um Ihren Garten." — „Mein Herr," versetzte der Großhändler lächelnd, „es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie entweder mich oder sich selbst zu belügen versuchen; denn wären Sie in der That so zufrieden, wie Sie es betheuern, so würden Sie nicht noch meinen Garten haben wollen." L. M.

Räthsel.

Niemand sieht mich, Jeder kennt mich,
Brauchen muß mich Jedermann,
Bin ohn' Anfang, bin unendlich,
Und mich Niemand halten kann.
Und es finden wohl die Leute
Bald zu kurz mich, bald zu lang,
Doch das „Gestern" nicht, noch „Heute"
Kümmert mich auf meinem Gang.
Kann nicht bei dem „Morgen" weilen,
Immer weiter geht mein Lauf,
Bis in meinem Vorwärtseilen
Mich die Ewigkeit nimmt auf.

Buchstabenräthsel.

Mein Erstes ist in Demuth
Und Sanftmuth kennt es nicht,
Mein Zweites ist in Liebesgluth
Geduld vermag es nicht.
Mein drei ist in der Einigkeit
Doch ist's der Liebe fremd,
Mein Vier und Fünf in Zwistigkeit,
Wenn man's zusammen nimmt.

Mein Ganzes ist ein Wort so klein,
Doch die Gedankentiefe!
Vergangenheit schließt's in sich ein
Als ob man sie durchliefe;
Dann blickt es in die Zukunft fern,
Und spricht von künft'gen Zeiten,
Vertiefet sich mitunter gern
In ew'ge Ewigkeiten. W. C. Lebzelter.

Logogryph.

Mit A ist es im Ungarland
Ein mächtiger Herr vom Adelsstand,
Mit E hat es die Eigenschaft
Gesteigerter Anziehungskraft.

Auflösung der Räthsel im Januarheft.

1. Rösselsprung.

Sonst spielt ich mit Scepter, mit Krone und Stern,
Das Schwert schon als Kind, ich schwang es so gern,
Gespielen und Diener bedrohte mein Blick;
Froh kehrt' ich zum Schooße des Vaters zurück,
Und liebkosend sprach er: Lieb' Knabe bist mein,—
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein. B. Bracker.

2. Rechnungsaufgabe.—$700.—Franz Glock, Wm. Hehr, G. W. Reichert, C. Gegenheimer, Joh. Riem, J. H. Movius, Wm. Ackermann, H. Seide, David D. Eidt, Karl Adam, Joh. A. Henke, B. Bracker.

3. Wer erräth's? — Christbaum.— G. W. Reichert, C. Gegenheimer, J. H. Movius, Wm. Ackermann, H. Seide, David D. Eidt, Joh. A. Henke, B. Bracker.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. April 1885. Nr. 4.

"Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?"

(Nach Lukas 24, 5.)

Von R. L.; Cleveland, O.

Der Herr ist erstanden, die Gruft sie ist leer,
Er blieb nicht im Reiche der Todten;
Ihn künden als Sieger erhaben und hehr
Den Jüngern, die himmlischen Boten.
Die Felsen des Grabes sie wanken und spalten:
Sie können den Weltüberwinder nicht halten!

Bezwungen hat Jesus der Unterwelt Macht,
Durchleuchtet des Schattenreichs Grauen,
Die Pforten der Hölle zu nichte gemacht,
Daß selbst die Dämonen es schauen:
Wie Jesus im Kampfe von Siegen zu Siegen,
Zur Höhe des reinsten Triumphes gestiegen!

O Morgen der Ostern, o Fülle voll Licht,
Rings über die Erde gespreitet;
Erlöst ist die Menschheit, manch hehres Gedicht
Von Harfen der Sel'gen begleitet,
Wallt aufwärts in süßen, melodischen Chören,
Dem siegenden Fürsten des Lebens zu Ehren.

Hell glänzen im lieblichen Morgenrothschein
Die Engel, den Jüngern gesendet;
Mild tröstlich erklingt's aus der Himmlischen Reih'n,
Daß nun die Erlösung vollendet.
Der Lebende ist nicht bei Todten zu finden:
Erstanden und frei ist der Retter von Sünden!

Wer suchet den Schöpfer des Alls im Ruin,
In Nacht und in Dunkel die Sonne:
Von deren Gefunkel die Himmel erglühn
In sel'ger, nie endender Wonne!
Wer suchet am Ort des Verwesens den Meister,
Den Todten-Erwecker und König der Geister?

Wer bangt nun noch länger vor Grab und vor Tod
Im nächtigen Thale der Thränen?
Sie währt ja nicht lange die irdische Noth,
Bald krönet Erfüllung das Sehnen!
Wo ist nun dein Stachel, o Tod, für die Frommen:
Seit Jesus der Retter die Macht dir genommen?

O selige Ostern, o Morgen voll Licht,
Da Jesus vom Tode erstanden;
Hoch rühmen Erlöste—wer rühmte ihn nicht:
Den starken Durchbrecher der Banden;
Und könnt ihr nichts rühmen vor irdischem Kummer:
Auf! laßt euch erleuchten—erwachet vom Schlummer!

Von Ewigkeit war er das Leben der Welt,
Noch ehe die Berge gegründet;
Er ist's, der das Dunkel des Daseins erhellt,
Licht, Wärme und Liebe entzündet.
Wem durch ihn die Räthsel des Jenseits entschwanden,
Rühmt: Christos aneste*)—Der Herr ist erstanden!

Eine Tasse Milch.

(Eine Erzählung von Adolf Fischer.)

Unsere französischen Nachbarn sind im Allgemeinen besser, als ihr Ruf. Mäßig und sparsam pflegen selbst die Wohlhabenden unter ihnen mehr Brod als Fleisch zu essen; des Morgens ziehen sie die weit nahrhaftere und doch nicht theure Schokolade dem Kaffee vor. Es gibt daher in allen Städten Frankreichs und besonders in Paris eine größere Anzahl Schokoladewirthschaften, in denen meistens auch sonstige Speisen zu haben sind, und welche zum Unterschied von den prunkvollen Cafés Cremerien genannt werden.

Zur Zeit, als ich in der französischen Hauptstadt arbeitete, bestand eine solche Cremerie in einem der ersten Häuser der Lafayette-Straße, nicht weit von der jetzigen

*) Griechisch = Christ ist erstanden.

Großen Oper. An Schönheit der Einrichtung konnte sie einen Vergleich mit dem Cafe Marquardt in Stuttgart aushalten, an Billigkeit übertraf sie sowohl dieses, als jedes andere der mir bekannten Speisehäuser der schwäbischen Residenz.

An einem trüben Februarmorgen des Jahres 1869, als sich sämmtliche Morgengäste entfernt hatten, erhob sich Frau Rigaud, die Besitzerin dieser Anstalt, von ihrem Sitz am Comptoir, um ein wenig in der Küche nachzusehen. In demselben Augenblick aber trat Prosper, der erste Kellner, ihr in den Weg.

Nun, Patronne (Meisterin)! fragte er: haben Sie nachgedacht wegen der 10,000 Franken?

Da ist nichts nachzudenken, Prosper! erwiderte die Angeredete; unter 15,000 Franken kann ich mein Geschäft nicht abgeben. Es ist ohnedies halb geschenkt.

Halb geschenkt! rief der Kellner unwillig. Finden Sie in der Geschwindigkeit einen Andern, der Ihnen für Ihre paar hundert Teller und Schüsselchen bare zehntausend Franks auf den Tisch legt? Voyons, patronne! Seien Sie vernünftig, hier ist das Geld, zählen Sie es nach, und kommen Sie gleich mit zum Notar; den Kaufvertrag will ich auch noch aus meiner Tasche bezahlen!

Frau Rigaud lächelte über den Eifer ihres Gehülfen, fuhr aber gleich ernsthaft fort: Es kann nicht sein, Prosper! Bedenken Sie doch; im vorigen Jahr habe ich meine Nichte ausgestattet, dabei sind alle meine Ersparnisse aufgegangen. Warten Sie noch ein paar Jahre; wenn das Geschäft so fortgeht, kann ich Ihnen bis dahin vielleicht noch tausend Franks nachlassen.

Meine Braut will nicht mehr länger warten! brummte der Kellner. Sie wollen also nicht, Patronne? — Gut, schweigen wir davon!

Damit steckte er eine große Brieftasche, in welcher offenbar die Kaufsumme in guten Banknoten aufbewahrt lag, wieder in seine Jacke, und schickte sich an, zu dem Tisch zurückzukehren, an welchem er mit dem Reinigen der Messer beschäftigt gewesen war. — —

Aber kaum hatte er einen Schritt gemacht, als er betroffen inne hielt; auch Frau Rigaud drehte sich um und wechselte ein wenig die Farbe.

Es war nemlich, während sie das eben erzählte Gespräch mit ihrem Gargon (Gehülfen) geführt hatte, unbemerkt ein Gast eingetreten, dem augenscheinlich kein Wort ihrer Unterredung entgangen war. Aber nicht dieser Umstand hatte die Speisewirthin erschreckt, sondern das Aussehen des neuen Ankömmlings. Er war von so furchtbarer Bläße, daß er einem Sterbenden glich. Seine langen, gelockten Haare waren schneeweiß und umrahmten ein Antlitz, das trotz der Magerkeit und der fahlen Farbe schön genannt werden konnte. Sein tadellos zugeschnittener schwarzer Anzug war zwar sauber, aber im höchsten Grad fadenscheinig und abgetragen; deßgleichen sein Cylinderhut, den er mit einer leichten Verbeugung abnahm, indem er mit kaum vernehmlicher Stimme flüsterte: Madame, könnte ich eine Tasse Milch und ein Brödchen bekommen?

Recht gern! erwiderte Frau Rigaud freundlich. Aber möchten Sie nicht lieber ein Schüsselchen? Eine Tasse ist doch zu wenig. — O nein, ich danke Ihnen! war die Antwort; eine Tasse genügt.

Die Wirthin winkte ihrem Gehülfen, worauf derselbe bei Seite ging, um eine Minute später mit einer Tasse Milch und einem Vier-Pfennigbrod zurückzukehren, welch ärmliches Mahl er vor dem Fremden aufstellte.

Dieser machte sich langsam und mit sichtbarem Behagen an die Arbeit des Speisens. Als er sich endlich erhob, sah die Tasse so rein aus, als wäre sie eben gespült worden; von dem Brod aber war nicht das winzigste Krümchen übrig geblieben. Der alte Herr näherte sich dem Comptoir, an welchem Frau Rigaud, die aus der Küche zurückgekommen war, Platz genommen hatte; und einige Worte des Dankes stammelnd, machte er eine tiefe Verbeugung vor der Dame und verließ das Lokal.

Kaum war er draußen, als Prosper laut auflachte: Das ist mir ein wunderlicher Kostgänger! sagte er, an seine Principalin gewendet. Wenn er wieder kommt, will ich ihn doch erst fragen, ob er auch zahlen kann, nicht wahr, Patronne? — Wenn er wieder kommt, entgegnete Frau Rigaud mit Nachdruck, bringen Sie ihm seine Milchtasse und sein Brödchen, ehe er es verlangt. Ob er bezahlt oder nicht, ist meine Sache.

Der Kellner machte ein ziemlich erstauntes Gesicht und begab sich wieder an seine Arbeit.

Am andern Tag fast zur gleichen Stunde öffnete der Greis wieder die Thüre der Cremerie und trat erst ein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine andern Gäste mehr da seien. Frau Rigaud aber fragte ihn sofort aufs freundlichste: Eine Tasse Milch und ein Brödchen, nicht wahr, lieber Herr?

Der Alte nickte bejahend, und sein kummervolles Gesicht verklärte sich für einen Augenblick.

Als ihm der Kellner sein bescheidenes Mahl vorgesetzt hatte, verzehrte er es mit derselben Umständlichkeit, wie am Tag zuvor; ehe er aber ging, näherte er sich dem Comptoir, hinter welchem die Wirthin saß, und sagte mit der artigsten Verbeugung: Tausend Dank, Madame! was diese mit einem freundlichen: Nichts zu danken! erwiderte.

Dieser Auftritt wiederholte sich etwa vierzehn Tage lang, als Frau Rigaud einst zu ihrem Kellner sagte: Prosper, wenn der alte Herr kommt, werden Sie ihm statt einer Tasse eine Schüssel Milch bringen und ein Zwei-Sous-Brod dazu. Ich glaube wahrhaftig, der arme Mann hat den ganzen Tag sonst nichts zwischen die Zähne zu legen; und mit einem Sousbrödchen kann er doch unmöglich bestehen.

Aber, Patronne! wandte Prosper ein, was geht denn Sie eigentlich der alte Bettelsack an, daß Sie ihn füttern wollen?

Nichts! sagte Frau Rigaud. Aber es kommt mir im-

mer vor, als ob der liebe Gott den hungernden Greis gerade zu mir schickte; und außerdem macht mich das bischen Milch und Brod nicht ärmer und nicht reicher.

Bald nachher trat der Unbekannte ein, und die gute Wittwe brachte ihm diesmal selbst eine Schüssel Milch und ein großes Weißbrod für acht Pfennige.

Was fällt Ihnen ein, Madame? rief er erstaunt. Das ist ja die doppelte Portion!

Das macht nichts! entgegnete Frau Rigaud freundlich—wenn es Ihnen nur schmeckt.

So vergingen mehrere Wochen, bis der sonderbare Gast eines Tages ausblieb. Es verflossen noch etliche Tage, und er kam nicht wieder. Der arme alte Herr! sagte die brave Wirthin mit betrübter Miene; wenn ihm nur nichts zugestoßen ist!

Jedoch, wie es in der geräuschvollen Weltstadt zu gehen pflegt, als noch einige Milliarden Liter Wasser die Seine hinabgeflossen waren, dachte Niemand mehr an den bleichen Alten. — —

Eines Abends kam Prosper, welcher Ausgang gehabt und seine Braut besucht hatte, erhitzt und aufgeregt in der Cremerie an.

Wissen Sie, wen ich gesehen habe? fragte er seine Herrin.—Nun, etwa den Lulu mit seiner Mutter, der Kaiserin? versetzte Frau Rigaud lachend.

Ach was Lulu! sprach der Kellner wieder. Ihren alten Schmarotzer, Ihren Milchbettler sah ich, aber nicht arm und abgerissen, sondern fein wie ein Marquis, in elegantem Phaëton mit Kutscher und Bedienten. Zum Glück ging es bergauf, so daß ich ihm folgen konnte, ohne außer Athem zu kommen; und als bald nachher der Wagen vor einer reizenden Villa in Paßy hielt, faßte ich mir ein Herz, trat hinzu und sagte laut: Bonjour Monsieur! Ihnen scheint es jetzt recht gut zu gehen; das wird die Frau Rigaud freuen . . . Weiter ließ er mich aber nicht kommen, sondern indem er mich mit vornehmen Blicken maß, fragte er: Was wollen Sie, wer sind Sie?—Ich bin Geschäftsführer bei Madame Rigaud und nenne mich Prosper Leguyon! sagte ich etwas gereizt; ich dächte doch, der Herr sollte mich noch kennen!—Nun, Herr Prosper Leguyon! sagte er darauf, wenn man einem Edelmann etwas mitzutheilen hat, redet man ihn nicht auf der Straße an, sondern frägt in seinem Hotel nach, ob er zu sprechen sei. Merken Sie sich das; bonjour! Mit diesen Worten ließ er sich von seinem Bedienten aus dem Wagen helfen, und einige Augenblicke später war er hinter seiner Hausthüre verschwunden.

Frau Rigaud hatte dem Bericht ihres Kellners mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht. Je länger aber derselbe währte, desto trüber wurde ihr Gesicht. Die hochmüthige Art, mit welcher der ehemalige Bettler ihren braven und tüchtigen Gehülfen abgefertigt hatte, empörte sie. Dennoch verschluckte sie ihren Aerger und fragte mit anscheinend gleichgültiger Miene: Nun, und haben Sie nicht herausgebracht, wer er ist, und wie er heißt?

Freilich habe ich das, Patronne! antwortete Prosper. Kaum war mein Edler verschwunden, als ich mich an die Hausthür machte, und da las ich auf einer schwarzen Marmortafel: A. G. baron de Chanzé. Das Häuschen habe ich mir genau gemerkt, es steht ganz vereinzelt in der Avenue Josephine etwa 500 Schritte vom Triumphbogen und trägt als Numero: Siebzehn. Ich hätte gern Jemand gefragt, ob der alte Sünder auch wirklich der Baron selber sei; aber ich sah keine Seele. In diesem Viertel könnte man, glaub' ich, einen halben Tag todt auf der Straße liegen, ehe es Jemand merkte. Daß der Alte und der Baron Chanzé ein und dieselbe Person sind, wollte ich jedoch beschwören. Die Villa ist klein und einstöckig und kann nicht wohl von zwei Familien bewohnt sein.

Damit war das Gespräch zu Ende. Der Speisesaal füllte sich mit Abendgästen, und Herrin und Diener waren bis zum Schließen des Lokals so beschäftigt, daß an Wiederaufnahme ihres Zwiegesprächs für heute nimmer gedacht werden konnte. — —

Monate vergingen. Prosper hatte sein Abenteuer mit dem räthselhaften Greis längst vergessen, nicht aber Frau Rigaud.

Der Undank des Alten, welchem sie doch gewiß einen großen Dienst erwiesen hatte, schmerzte sie sehr. Manchmal fragte sie sich in ihrem Innern, ob sie wohl, wenn sich ein derartiger Fall wiederholen sollte, noch ebenso gutmüthig thöricht handeln würde. Es geschah aber nichts Aehnliches mehr. Die Kunden, welche jetzt zahlreicher als je in das Speisehaus der Lafayettestraße strömten, hatten Geld die Fülle und bezahlten stets bar, indem sie Prosper, dessen aufmerksame und rasche Bedienung sie anerkannten, mitunter fürstliche Trinkgelder gaben. Es waren dies nemlich meist junge Maler und Bildhauer, die an der großen Oper arbeiteten, zuweilen 20 Franken und mehr den Tag oder die Nacht—denn die Dekorationsmaler arbeiten lieber bei Gaslicht—verdienten und nach Künstlermanier flott und lustig lebten, so lange der Goldstrom floß.

Prosper aber ließ sich durch ihr Beispiel nicht verleiten. Sous für Sous und Frank für Frank legte er sein Erspartes zurück und hatte gegründete Hoffnung, dieselben nach Ablauf des Jahres auf 12,000 Franks angewachsen zu sehen, die Mitgift seiner Braut dazugerechnet. Mit dieser Summe nun hegte er keinen Zweifel, das Anwesen, in welchem er schon seit Jahren als Kellner gedient hatte, zu erwerben.

An einem Nachmittag im December des genannten Jahrs, kurz vor Weihnachten, kam ein Büreaudiener mit einem großen versiegelten Schreiben in die Cremerie. Als Frau Rigaud dasselbe erbrochen hatte, entfaltete sie zu ihrem größten Staunen ein Papier, das die Worte enthielt:

Madame!

Sie werden hiemit aufgefordert, unverzüglich mit Ihrem Garçon, dem Sieur Prosper Leguyon, in der Amtsstube des maitre Jaques Oudinet, Notar, rue des

martyrs Nr. 44 zu erscheinen, woselbst Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen ist.

Paris, 20. December 1869. Bour, erster clerc.

Mit klopfendem Herzen, obwohl mit gutem Gewissen machte sich unsere wackere Wirthin auf den Weg, begleitet von ihrem Oberkellner, der zuvor seine Braut geholt und auf den leeren Lehnstuhl am Comptoir gesetzt hatte.

Der Notar empfing die beiden aufs artigste. Als die Wirthin Platz genommen hatte, stellte er folgende Frage an dieselbe: Frau Rigaud, haben Sie nicht von Anfang Februar bis Mitte April dieses Jahrs einen armen Greis jeden Tag umsonst gespeist?

Gespeist? erwiderte die Wittwe; das wäre zu viel gesagt; ich gab ihm blos eine Tasse Milch.

Auf dieser Tasse Milch—nahm der Beamte wieder das Wort — scheint ein besonderer Segen geruht zu haben. Sie hat einem edlen Menschen, der unverschuldet ins Unglück gerathen war, das Leben gerettet. Dafür hat er Sie zu seiner Universalerbin eingesetzt.

Wie? rief Frau Rigaud in Thränen ausbrechend; sollte der arme Herr gestorben sein?

Gestern wurde Baron von Chanzé begraben! erwiderte maitre Oudinet; und da die Ueberschrift seines Testaments dessen Eröffnung am Tag nach seinem Begräbniß vorschreibt, so haben wir nicht gesäumt, Madame, Sie und Ihren majordomus dazu einzuladen.

Das Testament aber lautete: Paris, den 17. April 1869. Ich, Adrien Gaston de Chanzé, der am heutigen Tage durch die Gnade Gottes wieder einen großen Theil seines Vermögens erlangt hat, vermache dasselbe, dreihunderttausend Franks, der Frau Wittwe Madeleine Rigaud, geb. Malandru, zum Dank dafür, daß sie mich, ohne mich zu kennen oder zu wissen, ob ich ihr je einen Gegendienst leisten könne, vor dem Schrecklichsten bewahrt hat, was einem Sterblichen begegnen kann, nemlich vor dem Hungertod. Zugleich aber knüpfe ich daran die Bedingung, daß sie ihre Cremerie dem sieur Prosper Leguyon, ihrem ersten Garçon, zu dem ihr von demselben gebotenen Preis von 10,000 Franks zu überlassen hat, falls besagter Leguyon noch gewillt ist, das Geschäft zu kaufen. —

Umsonst sollen Sie die ganze Bude haben; rief Frau Rigaud — mein guter Prosper, ich schenke es Ihnen. Herr Notar, wollen Sie gleich die Schenkungsacte aufsetzen?

Drei Wochen später thronte Prosper's junge Gattin auf dem Comptoirstuhl der Frau Rigaud. Letztere war unmittelbar nach der Hochzeit des Paares, das sie sonst noch reichlich beschenkt hatte, zu ihrer Nichte nach Caudebec in der Normandie gezogen, woselbst sie jetzt noch unter dem Beinamen „die gute Pariser Dame," von Jedermann geehrt und geliebt, leben soll.

Die größte Liebe.

1.

Einst fuhr in raschem Trabe ein Schlitten durch die polnischen Wälder. Der Winter war hart, und der Schnee lag hoch; hungrig durchstreiften die Wölfe den Wald. Was aber hungrige Wölfe zu bedeuten haben, das wissen wir Norddeutschen nicht; die Polen aber wissen es, und der Edelmann, der mit seinem Weibe und seinen zwei Kindern im Schlitten saß, und der Knecht, der ihn fuhr, wußten es auch. Darum jagte der Schlitten durch die Wälder, was die Pferde nur laufen konnten. Aber es dauerte nicht lange, so hörten die Insassen des Schlittens ein fernes Geheul, das jedoch immer näher und näher kam, trotzdem der Knecht die Pferde zur größten Eile antrieb, und bald war der Schlitten von einem Rudel hungriger Wölfe umringt. Der Edelmann war gut bewaffnet, schoß auf die Wölfe und traf gut. Aber so manchen Wolf er auch tödtete, es blieben ihrer doch zu viele übrig, und er sah nichts, als den Tod vor Augen für sich, sein Weib, seine Kinder, seinen Knecht und die Pferde. Da reichte der treue Knecht seinem Herrn die Zügel mit den Worten: „Herr, sorget für Euch, mein Weib und meine Kinder," und sprang, den Säbel in der Faust, mitten unter die Wölfe. Der Herr peitschte das Gespann, daß es dahin flog wie der Sturmwind, und bald blinkten ihm die Lichter menschlicher Wohnungen entgegen; er war gettetet mit den Seinen. Da gedachte er mit tiefem Schmerze seines treuen Knechtes, und ging mit einer ermuthigenden Anzahl Männer zurück in din Wald, wo sein Knecht mit den Wölfen gestritten. Die Wölfe fanden sie nicht, wohl aber fanden sie abgenagte Gebeine des treuen Dieners. — Das war doch große Liebe! War es aber die größte Liebe? Nein, sie war es nicht.

2.

In einem Dorfe der Lüneburger Heide brach einst Feuer aus. Das Haus war mit Stroh gedeckt, und so schnell brach das Feuer aus, daß die Bewohner kaum Zeit hatten sich ins Freie zu retten. Neugierig umstand die Menge das brennende Haus, da mit einem Male drang zu ihr herunter ein herzerschütternder Schrei: zwei kleine Mädchen waren im Hause geblieben und schrien um Hülfe. Schon schickten sich starke Männer an, in das Haus zu dringen, als das Strohdach herabfiel und nun wie eine feurige Mauer das brennende Haus umgab. Davor bebten auch die stärksten Männer zurück. Will denn Niemand helfen in so großer Noth? — Siehe da, durch Gluth, Rauch und Flammen springt die treue Magd des Hauses! Vielleicht, so denkt sie wohl, gelingt

es mir, die Kinder zu retten. Doch, man sieht sie nicht wieder; das Stroh verbrennt, man dringt in das Haus, und auf der Diele liegt die Magd todt und verbrannt, die beiden ebenfalls todten Kinder in ihren Armen. — Das war in der That doch große Liebe! War es aber die größte Liebe? Nein, sie war es nicht.

3.

In dem Hochgebirge Schottlands raubte einst ein Adler einer Mutter ihr jüngstes Kind, als sie während der Arbeit in der Heuernte dasselbe in das weiche Gras hineingelegt hatte. Der Adler trug das Kind hinauf in sein Nest, den Jungen zur Speise. Das Adlernest war deutlich zu sehen auf einem hohen Felsen. Aber wer wagt es hinaufzuklettern, das Kind zu retten? Ein kühner Jäger versucht es. Allein, auf halbem Wege wird ihm schwindlich, und er steigt herab. Ein anderer wagt es ihm nach; jedoch beim Klettern thut er einen Fehltritt und stürzt in die Tiefe.—Da sieht man plötzlich ein Weib hinaufklettern. Es steigt immer höher und höher, kommt bis ans Adlernest, ergreift das Kind, wickelt es in die Schürze und kommt wohlbehalten herab unter dem Jauchzen und Beten der harrenden Menge. Es war die Mutter des Kindes.—Ja, Mutterliebe ist wahrlich große Liebe! Ist sie aber die größte Liebe? Nein, sie ist es nicht.

4.

Es ist Festzeit in Jerusalem, Ostern ward gefeiert, da steht eine große Menschenmenge um ein Kreuz, woran ein Mann genagelt ist, um den schrecklichsten Tod eines Missethäters zu erleiden. Er ist mit Blut überflossen, mit einer Dornenkrone gekrönt und wird dazu noch verhöhnt von der wüthenden Menge in seinen letzten Seufzern und Gebeten. Warum leidet und warum stirbt er denn? Wer ist er? Er ist kein Sünder, wie der polnische Knecht, kein Sünder, wie die Lüneburger Magd, kein Sünder, wie die schottische Mutter, die im Tode doch jedenfalls als Sünder auch ihrer eigenen Sünde Sold oder Lohn empfingen — nein, er ist der Heilige Gottes, der Sohn des Allerhöchsten. Er leidet und stirbt nicht um seiner Sünde willen, auch nicht für seine Herrschaft, die ihm Gutes erwiesen hätte, auch nicht für die geliebten Kinder seiner Herrschaft, auch nicht für die eigenen Kinder — nein, er leidet und stirbt für seine Feinde, und für die, welche ihn an das Kreuz geschlagen haben und ihn im Todeskampfe noch verfolgen, bittet er. Für die boshaften, sündigen, abgefallenen Menschen, die unzählige Male seinen Vater beleidigt, die beständig ihn betrübt und verfolgt haben, für die stirbt er den martervollsten Kreuzestod, für die nimmt er den Zorn des Vaters auf sich und erduldet die unsägliche Pein der Gottverlassenheit am Kreuze, um sie zu erretten von der ewigen Verdammniß. —Das ist die größte Liebe!

Wie manches Mal werden Menschen bewegt, wenn solche Thaten der Liebe und Aufopferung erzählt werden, wie sie der polnische Knecht, die Lüneburger Magd und die schottische Mutter vollbracht haben. Aber wie trocken bleiben die Augen und wie kalt die Herzen, wenn von der größten Liebe gepredigt wird, von der Liebe des Herrn Jesu zu uns Sündern! Und doch ist diese Liebe so unendlich viel größer und die einzige, durch welche der Sünder ewig gerettet werden kann.

O Menschenherz, o Menschenherz,
Wie hart bist du!
O Heilandsherz, o Heilandsherz,
Wie weich bist du!
Erbarme dich unser, o Jesu!

Fremde Völker und Trachten.

Von R. M.

III. Die Armenier.

Die Armenier erregen unter den vorderasiatischen Völkern ein besonderes Interesse. Als Glied der cranischen Völkerfamilie war das armenische Volk vom Anbeginn her in die großen historischen Ereignisse verwickelt, welche bereits in den ältesten Zeiten—mit Beginn des ersten Assyrischen Weltreiches—in diesem Theile Vorderasiens sich abspielten. Uralt sind demnach auch die Traditionen der Armenier. Ihr Stammvater war Haik, ein Enkel Japhet's, und er war es, welcher über den Ararat herüberzog und mit seinem Geschlechte in Araxes-Lande als erster Städtegründer auftrat. Dann kamen zum Theile fabelhafte Könige, während gleichzeitig die cranische Sagenwelt in den ersten Culturkundgebungen des Volkes Platz griff. Greifbare historische Gestalten treten erst aus den Ereignissen hervor, welche die Epoche des zweiten Assyrischen Weltreiches ausfüllen. Ein Jahrtausend hindurch hat dieses letztere gedauert, und die Keil-Inschriften von Wau geben Kunde von Schemiram (Semiramis) und Xerxes.

Lange Zeit beherrschten dann die Arsakiden die Armenier, ebenso die Sasaniden, ihre grimmigsten Feinde. Besonderen Glanz brachte das Georgische Herrschergeschlecht der Bagratiden über Land und Volk. Leider hatten die Völkerstürme des Mittelalters, die Seldschuken, Mongolen, Tartaren, gerade das Armenische Gebiet als Passageland nach dem Westen benutzt, wodurch die gewaltigsten Umwälzungen hervorgerufen wurden. Gleichwohl hat das armenische Volk sich seine ethnische Individualität zu erhalten gewußt, einestheils infolge

ihres großen Gemeingeistes, durch Anhänglichkeit an ihr Volksthum und die Liebe zum Vaterlande, andererseits durch eine gründliche Pflege einer sehr beachtenswerthen Literatur, welche uns durch die gelehrten Mechitharisten vermittelt wurde.

Was ganz besonders an den Armeniern interessant ist, das ist ihr patriarchalisches Familienleben. In der Hand des Familien-Oberhauptes liegt aller Wille und alle Gewalt. Die männlichen Glieder der Familie dürfen zwar selbstständig erwerben, das Erworbene selbst aber fließt dem Ganzen zu. Bei der großen Achtung und Verehrung, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, ist eine Verletzung dieser strammen Familienverfassung geradezu undenkbar; Fälle von grober Indisciplin sind so selten, wie schwere Verbrechen. Stirbt das Oberhaupt, so tritt dessen ältester Sohn an die Spitze der Familie, häufig aber auch die Wittwe, was auf eine ganz besonders freie Stellung des weiblichen Geschlechtes hindeutet. Und diese Freiheit ist in der That eine solche, wie man sie im gesammten übrigen Orient nirgends anderswo trifft. Keine Spur von dem Töchterverkauf, wie er rings in den Ländern um Armenien im Schwunge ist — keine

Frauen aus Manilla.

Abgeschlossenheit der jungen Mädchen hinter Vorhang oder Gitter. Die heirathsfähigen Jungfrauen gehen frei und unverschleiert umher, und man legt ihrem Verkehr mit jungen Männern, soweit derselbe sich in den Grenzen der Achtbarkeit und Sittsamkeit bewegt, keine Hindernisse in den Weg. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß eben bei dem sonst so nüchternen, geschäftseifrigen und mit großer Liebe am Gelde hängenden Volke der Armenier Liebesheirathen keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Die Mädchen treten meistens im zartesten Alter in den Ehestand. Bräute von 14–15 Jahren sind nichts Seltenes; häufig zählen sie auch nur 12 Jahre, während die jungen Männer meistens schon mit 18, längstens mit 20 Jahren daran denken, sich Lebensgefährtinnen zu nehmen. Ganz ohne allen orientalischen Beigeschmack ist übrigens auch die Armenische Ehe nicht. Die junge Frau tritt mit ihrem Ehrentage förmlich aus dem Kreise der Familie; sie muß Gesicht und Gestalt umhüllen (auch im Hause); sie darf selbst mit Frauen — und wären sie ihre eigenen Verwandten — keinen Umgang pflegen, und wo etwa häusliche Arbeiten oder andere Umstände es er-

Armenische Mädchen von Anti Tauris.

fordern, sich nur durch Zeichen verständlich machen. Die junge Armenische Frau bleibt nemlich so lange zur Stummheit verurtheilt, bis sie das erste Kind geboren hat. Bis dahin darf sie nur mit dem eigenen Gatten sprechen—nach der Erstgeburt zunächst mit ihrer Schwiegermutter—dann mit ihrer eigenen Mutter—später mit den Schwestern des Gatten, und dann nach und nach auch mit den übrigen Familiengliedern. Diese Uebergangs-Epoche währt bis zum Eintritte völliger persönlicher Freiheit oft 5 oder mehr Jahre. Natürlich bleibt es für die verheirathete Armenierin auch fernerhin unschicklich, mit fremden Männern zu sprechen oder sich unverschleiert außer dem Hause zu zeigen. Tritt ein männlicher Gast in das Haus, so hat sie sofort zu verschwinden. Die männlichen Familienglieder nehmen übrigens niemals ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den Frauen und Mädchen; die Hausfrau besorgt einfach den Tisch und zieht sich dann hinter eine Art von Haremsgitter zurück, wo sich die übrigen weiblichen Mitglieder der Familie an dem Treiben ihrer Verwandten und Gäste ergötzen. Daß dieses neidische Gitterwerk oft die schönsten Gesichter dem Anblicke der Gäste entzieht, ist bei den großen äußeren Vorzügen, welche der Race eigen ist, selbstverständlich.

Armenische Frauen von Pontus.

Die Armenier innen haben große dunkle oft tiefliegende Augen, welche einen äußerst bestrickenden milden Schimmer von sich geben. Der Teint ist weiß, die Haut frisch und geschmeidig, wird aber mit vorrückendem Alter häufig röthlich und ledern. Besonders schmächtig ist das Haar von tief blauschwarzer Farbe. Zu der äußeren Erscheinung harmonirt die bunte Tracht recht sehr, obwohl sie ganz und gar nach orientalischem Schnitte ist; rothe oder grell bunte Stoffe sind die beliebtesten; diese sind häufig sehr kostbar, und nicht minder prachtvoll und werthvoll sind die Stickereien, welche die Kleider zieren. Die Hauptstücke der Kleidung sind die rothen Pluderhosen, die Jacke und der talarartige Ueberrock, welcher häufig in eine lange Schleppe endet; um letztere nicht durch allen Unrath zu ziehen, wird die untere Hälfte des Ueberwurfes bis zur Hälfte emporgezogen und dann frei um dieselbe in Form eines Shawlgürtels geschlungen, was der Gestalt ein energievolles, dabei aber groteskes Ansehen gibt. Den Kopf bedeckt meist ein goldgesticktes Käppchen, um welches der Schleier geschlungen ist. Alle Armenierinnen schmücken sich mit großer Vorliebe. Der nationale Schmuck besteht aus den im ganzen Orient gebräuchlichen Münzenketten, welche entweder durchs Haar geflochten oder an die Mütze befestigt werden. Ist der Vorrath solchen Zierrathes besonders groß, dann werden auch Brust und Arme damit überladen. So im Sonnenlichte glänzend und funkelnd, mit scharlachrothen Beinkleidern, goldgestickter Jacke und buntprächtigem Ueberwurf, den durchschimmernden Schleier malerisch um das Gesicht geschlungen, bildet die Armenierin ein orientalisches—prächtiges Bild, wie man es sich schöner gar nicht wünschen kann.

Bei aller Putzsucht ist die Armenierin gleichwohl eine vorzügliche Hausfrau. Die Betriebsamkeit steckt eben dem ganzen Volke in den Gliedern; die Männer erwerben und sparen, die Frauen arbeiten, putzen und vervollständigen den Hausbedarf, ohne hierzu etwa angetrieben zu werden. Ja, der bäurische Armenier ist zärtlich genug, seine Ehehälfte von den Feldarbeiten ferne zu halten, damit die Sonne sie nicht bräune. Natürlich haben wir hier immer nur die National-Armenier vor Augen, welche mit den für Orientale im Allgemeinen so zweifelhaft werthvollen Gaben und Einrichtungen abendländischer Civilisation noch nicht bekannt geworden sind. Hat die Armenierin einmal von solchen Früchten genascht, dann verwandelt sie sich in jenes unerquickliche Zwittergeschöpf, an welchem die orientalische Halbcultur niemals ganz verwischt wird, die europäische fashion aber als

ganz plumpe Nachäfferei sich erweist, wovon die Armenierinnen in Stambul ein abschreckendes Beispiel liefern.

Von den 2½ Millionen Armeniern, welche es angeblich geben soll, wohnen höchstens 500,000 in ihrer engeren Heimath. Die Anderen sind über drei Welttheile verbreitet und überall treiben sie, wie die Juden, das Handelsgeschäft, welches ihnen ehestens große Reichthümer verschafft, die sie wieder mit großer Sorge für ihre Familie zu erhalten bestrebt sind. In Kleinasien gibt es in allen Küstenstädten zahlreiche Armenische Familien, namentlich in Trapezunt und Smyrna.

Ueber den Charakter der Armenier kann man fast nur Gutes sagen; doch muß man zwischen den Landbewohnern und ihrer Heimath und den Kaufleuten in der Fremde wohl unterscheiden, denn die Letzteren gelten als betrügerisch und unzuverlässig im Verkehr; doch muß man selbst auch da nicht vergessen: Druck und Armuth demoralisiren überall. Das muß man aber den Armeniern lassen, sie unterstützen einander und halten zusammen. Außer den Juden gibt es kein Volk, das um seines Glaubens willen so viel gelitten hat, als die Armenier. Ihr innerer Nationalverband hält sie aufrecht. Religion und Nationalität schmelzen sich in einander bei diesem Volk, und der Glaube ist Nationalreligion; deßhalb kann man auch mit recht sagen, das ganze Volk spiegelt sich in der einzelnen Familie ab; kein Volk der Erde zieht die Familienbande fester und inniger, als die Armenier. Gegenüber den andern asiatischen Völkern ist jedoch hier ein gewaltiger Unterschied zu Gunsten der Frauen.

Bezüglich der Religion als Glaubensbekenntniß unterscheiden sich die Armenier von allen andern Confessionen. Sie erkennen in Christo nur eine gemeinsame Natur, d. h. sie glauben nicht, daß in ihm die göttliche und menschliche Natur zugleich unvermischt geblieben sind. Bei der Taufe wird der Täufling dreimal in Wasser untergetaucht; beim Abendmahl reicht man den Laien in Wein getauchtes Brod. Mariendienst und Bilderverehrung gehen noch in hohem Schwang. Im Allgemeinen sind die Armenier weit aufgeklärter, als die umliegenden katholischen Länder, welches den ausgezeichneten Schulen unter Aufsicht der aufgeklärten Mechitaristenmönche zuzuschreiben ist. Rom hat deßhalb auch keine Freude an diesem Volk, und als Nebenspiel zum ökumenischen Concil im Jahr 1870 wollte man sogar den Patriarchen von Armenien und seinen Genossen von Antiochia mit Gewalt in Rom zurückhalten; doch entflohen sie, und man kann sich leicht vorstellen, daß die Unfehlbarkeit in Armenien wenig gilt.

Armenien, in der Reihe der alten Völker, hat eine sehr interessante Geschichte, welche des Lesens wohl werth ist, aber leider viel zu weitläufig für unseren Raum.

Wespenstiche.

Man ist in den letzteren Jahren mehr oder weniger genöthigt worden, seine Aufmerksamkeit auf diese schlimmen Insekten, die Wespen zu richten, denn man hat entdeckt, daß sie nicht blos den friedlichen Landmann plagen, seine Kinder in beständiger Furcht halten und sogar sein Vieh quälen, sondern sie sollen sich auch an das junge zarte Obst machen, dasselbe zerstechen mit ihrem giftigen Stachel und dadurch zerstören, woraus man schließt, daß das Stechen der Wespen eigentlich kein Bedürfniß ist, daß sie nicht stechen, blos um sich zu vertheidigen, sondern daß es einfach eine böse Wespengewohnheit ist, und es in ihrer Natur liegt, Schaden zu thun.

Man hat entdeckt, daß eine Art dieser Stechfliegen menschliche Wesen sind, welche aber ganz mit einer Wespennatur begabt sind, und welche auch völlig mit Wespenart in ihrem Leben übereinstimmen. Man kann nicht behaupten, daß sie aus Nothwehr stechen, aber stechen thun sie; auch hat man nachgewiesen, daß sie darin von den gelben Wespen verschieden sind, weil diese nur einmal zu stechen vermögen, dann aber ihren Stachel zurücklassen müssen. Die menschlichen Wespen hingegen stechen immer wieder, und sie sollen sogar durch die Uebung eine Fertigkeit erlangen, daß sie im Fluge stechen. Auch gehen sie nicht, wie andere Wespen, in einen langen Winterschlaf über, noch ziehen sie nach einem wärmeren Clima, so ernstlich man es auch wünscht; sie bleiben das ganze Jahr, und werden ihre böse Gewohnheit, das Stechen, nie müde. Man will sogar bemerkt haben, daß sie durch beständige Uebung nicht nur eine größere Fertigkeit erlangen, sondern auch mehr Gift.

Das Stechen ist bei den Wespen eine Art Instinkt; so auch bei diesen, nur in erhöhtem Maßstab: der giftige Stachel wird als wie zum Vergnügen in Bewegung gehalten, denn sie stechen nicht blos zur Vertheidigung. Auch kann man nicht sagen, daß sie Honig zu beschützen hätten, denn diese Art sammelt nicht; sie ist nur fleißig im Stechen und Opfer für ihr Geschäft zu suchen.

Wo eigentlich das Gift dieser Wespen sitzt, hat noch kein Naturforscher entdeckt; doch hat man herausgebracht, daß die beständig unruhige Zunge der Hauptsitz ist, obgleich alle Glieder dienstbar sein müssen. Bezüglich der Vertheidigung ist es mit diesen, wie mit allen Wespenarten, man kann sich nicht vertheidigen gegen sie, denn man weiß nicht, daß sie einem nahe sind, bis man gestochen ist, und die Wunde brennt; leider kommt dann der Schlag zu spät, oder man trifft die wunde Stelle und macht das Uebel nur noch größer, während die schadenfrohe Wespe summend nach einem anderen Opfer

fliegt, um zu zeigen, daß sie ihre Stechkraft nicht verloren hat.

Die Wissenschaft hat uns schon Manches aufgedeckt, und wir sind dankbar; aber noch mehr so würden wir fühlen, wenn sie ein unfehlbares Mittel gegen diese menschliche Wespenpest entdecken würde; sie würde sich dadurch einen ewigen Denkstein setzen. Daß diese Wespen nicht blos Gift haben, sondern giftiger Natur sind, geht daraus hervor, weil sie sich an den Schmerzen ihrer Opfer erfreuen, und an den Krümmungen derselben eine wahrhaft teuflische Freude erzeigen. Leider kann man sie auch nicht in ihrer eigenen Münze zurückbezahlen, denn die Wespe ist gefühllos, und Manche wollen behaupten, sie sei unverwundbar, wie „der gehörnte Siegfried."

Bis jetzt kennt man nur ein Gegenmittel, um dieser Wespe das Stechen zu entleiden, nemlich: seine Haut gegen den Stachel abzuhärten—ihr eine Schwielenhaut zum Stiche darzubieten und dann sie ihre Kunst probiren lassen; denn da, wo sie keinen Eindruck machen kann, sticht sie nie zweimal; weil sie aus Vergnügen sticht, hat sie keine Freude am Stechen, wo sie nicht verwunden kann. Hörst du also eine dieser Wespen in deiner Nähe summen, dann beiße die Zähne zusammen und biete ihr eine dicke Haut dar; aber selbst, wenn es wehe thut, laß es nicht merken, sonst hat sie ihren Zweck erreicht, und du bist überwunden. Nimm also den Schein der Gleichgültigkeit an; sei so gleichgültig, daß sich selbst eine Wespe darüber zu Tode ärgern möchte, und dann laß sie stechen. Beben darf man aber nicht unter der Tortur; auch darf man nicht nach ihr schlagen, denn das würde Gefühl verrathen. Ein gleichgültiges Lächeln, höchstens ein hingeworfenes shoo fly! kann eine solche Brut so erzürnen, daß sie vor Aerger den Stachel einzieht und davon fliegt, um ein anderes Opfer zu suchen.

Man will von einigen Fällen wissen, wo sich eine solche alte Wespe vor blauem Aerger selbst gestochen hat und gestorben ist, blos weil sie eine Haut gefunden hatte, welche ihrem Stachel zu dick war.

Dieser Aufsatz ist einer noch ungeschriebenen Naturgeschichte und dem Capitel über „Ungeziefer" entnommen; vielleicht thun wir der Menschheit einen Liebesdienst durch Veröffentlichung desselben. Das ist der Zweck.

R. M.

Der Pfandleiher.

Von R. M.

Dieses Menschengewächs gedeiht am besten in den größeren Städten, und da zu einer Zeit, wo alle anderen Geschäfte in Stockung gerathen sind und darniederliegen, denn der Pfandleiher lebt vom Blute der Armen und Nothleidenden. Je härter der Druck der Noth, desto besser florirt er, denn er ist der Noth Begleiter, und bietet seine Hülfe überall an, wo es etwas zu erwerben gibt. Hat sich in einer ehrlichen Familie die Noth eingestellt, ist Krankheit in der Familie eingekehrt, dann erwartet er Beute, und seine Opfer laufen ihm ins Garn, wie der Spinne die Fliegen; daher spannt er sein Netz aus und sitzt dann, einer fetten Kreuzspinne gleich, sein Opfer ruhig erwartend. Sein Netz hängt er in den Zeitungen aus, wo es auch ein ganz unschuldiges Aussehen hat, man lese nur:

Herr H. hat Geld zu verleihen auf Möbeln und Hausrath, ohne dieselben zu entfernen, und zu den niedrigsten Zinsen.

Es geschieht hie und da einmal, daß ein Opfer seine Gefahr erkennt und dann bei den Gerichten Hülfe sucht, dann erfährt das Publikum einmal etwas von der Geschäftsverwaltung des Pfandleihers, aber das wird durch Uebereinkommen geschlichtet, und man achtet nicht darauf, bis ein neuer Fall eintritt, die Aufmerksamkeit zu ziehen. Ich habe von Geschäftsverwaltung geredet; es ist in soferne ein Geschäft, als man Diebstahl ein Geschäft nennen kann, denn der Pfandleiher lebt vom Raub; nur hat er den Vorzug, daß ihn das Gesetz schützt, wenn er nicht alle Schranken übertritt und die strafende Nemesis auf sich herniederreißt. Er kann also ganz sicher seine Daumenschrauben anlegen und sein Opfer aussaugen, wenn er Zeit nimmt und nicht gar zu eilig ist. Nicht selten kommt ein mildthätiger Samariter und erlöst das Opfer; der Wolf flieht von der Thür, es brennt wieder Feuer im Ofen, und dem Hunger ist gewehrt; aber es hält nicht aus, denn der Winter ist lange, die Noth drückt, und nach kurzer Zeit hat die Spinne ihr Opfer wieder in den Krallen.

Was kann aber die Leute bewegen, solchen Räubern in ihre Höhle zu laufen? Die Noth! der blasse Hunger, und das drohende Verderben. Die Hausmiethe muß bezahlt werden, sonst werden Frau und Kinder bei Wind und Wetter auf die Straße gesetzt. Oft muß man den Arzt und Medicin haben, das fordert Geld, und woher nehmen, wenn keine Arbeit ist? Oft ist der Mann so glücklich, einem Krankenverein anzugehören, dann geht es noch, aber andernfalls ist einfach keine Hülfe da. Wo aber keine Einnahmen sind, geht es schwer, die Ausgaben zu decken, und solche Leute haben dann auch selten Credit. Eine Wittwe hat ihr Alles aufgeboten, ihrem Gatten das Leben zu erhalten; er starb. Jetzt findet sie sich mit ihren Kindern und mit ihren Schulden allein, was bleibt ihr noch zu wählen übrig? Jetzt sieht sie die An-

zeige des Pfandleihers, sie hat ein weibliches Herz und denkt, der Mann hat gewiß ein menschliches, und darin irrt sie.

Die frechste Unwahrheit liegt in der Anzeige, „zu niedrigen Zinsen," denn gerade der Zins ist der grellste Diebstahl, doch das erfährt der Aermste erst später. Man sucht in der Noth den Pfandleiher auf, denn sonst getraut der verschämte Arme Niemand zu belästigen. Er empfängt sein Opfer mit teuflischer Zuvorkommenheit, und obschon er weiß, was Menschen zu ihm treibt, hört er doch das ganze Elend mit heuchlerischer Miene an, und hat dann hundert Fragen vorzulegen, alle um hinterlistig zu erfahren, ob die Mobilare bezahlt, nicht schon verpfändet und gegen Feuer versichert sind. Wenn er seiner Sache gewiß ist, dann zieht er den Rock an, um den Hausrath zu besichtigen; er klagt über geringen Werth, über altes Gerümpel u. s. w., bis der arme Mann selbst glaubt, er darf nur die Hälfte fordern von dem was er zu erlangen hoffte. Sind die Sachen $150 werth, dann läßt sich der Blutsauger herab, dreißig Dollars darauf zu borgen. Denn er will fünffach gesichert sein. Nun stellt er eine Hypotheke aus, und bringt die Sache ins Reine; dann überreicht er seinem Opfer $20. Ja, wie so denn, blos zwanzig Dollars? Ei, denkst du, er ist umsonst gegangen, die Sachen zu besehen und zu schätzen? Denkst du, er schreibt umsonst Pfandbriefe und läßt sie gerichtlich eintragen? Das kostet Geld, und der Arme muß es bezahlen. Jetzt hat der Hungrige zwanzig Dollars und verzinst dreißig, mit zehn Procent per Monat; dafür besitzt der Pfandleiher fünffache Versicherung und zehn Dollars Baar zum Voraus.

Kann nun der Mann nicht auf die Stunde bezahlen, dann muß er um Verlängerung der Frist bitten; er bezahlt vielleicht fünf oder zehn Dollars, das ist Zins, und erhält eine Galgenfrist; aber die Summe wird zusehends größer. Jetzt sieht der Mäkler, daß es vielleicht zu einem Verkauf kommt, er sendet dem Opfer Wort zu bezahlen, denn er, der Pfandleiher, wolle ein anderes Geschäft anfangen (eine Unwahrheit). Der Mann kann nicht bezahlen, die Hypotheke wird an einen Mitgenossen verkauft, und nun wird gepfändet, und das Jammern geht an.

Der Pfandleiher ist ein weiser Mann, seine Kenntnisse sind vielseitig, er kennt alle Philanthropen und alle mildthätige Frauen der Stadt, nun gibt er seinem Opfer einen Wink, da oder dort anzufragen um Hülfe; merke, das thut er alles aus Liebe zu den Armen; der Schurke! In der Noth geht der Mann oder seine Frau zu allen Menschen, und findet gewöhnlich auch noch Abhülfe; freilich muß dann der Pfandleiher für die letzte Woche mit vier Procent vorlieb nehmen; kann auch, nachdem er Monate lang 15 bis 18 genommen hat. Wird es helfen? Der Winter ist lang, die Noth ist hart, und der Hunger nagt; was man dem Wolf aus den Zähnen gerissen hat, geht nun dem „Hai," einem anderen Pfandleiher, in den Rachen.

Endlich kommen bessere Zeiten, der Hausvater hat wieder Arbeit, aber es dauert den ganzen Sommer, bis er die Schulden bezahlt und die Kinder gekleidet hat; dann bricht der Winter wieder herein, und das alte Elend fängt wieder an. All die beschriebenen Scenen wiederholen sich, wenn möglich in vergrößertem Maßstab.

Und doch will Alles in die Stadt, wo man hohen Lohn hat; Niemand will aufs Land, weil der Lohn zu niedrig ist, und doch steht sich der Arbeiter im Land bei niedrigem Lohn bedeutend besser, denn die Ausgaben sind viel geringer. Selten verdirbt ein Mann auf dem Lande, während in der Stadt Tausende hungern.

Wehe Dem, der einem Pfandleiher in die Krallen fällt, er wir nicht frei werden, so lange noch Blut abzuzapfen ist.

"Kommet her und sehet die Stätte."

(Von C. Rink.)

Diese Einladung der heiligen Engel (Matth. 28, 6) hat von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert Millionen von Menschen aus den verschiedensten Völkern und Zeiten nach Gethsemane und Golgatha gerufen. Auch wir machten uns nach unserer gemeinsamen Morgenandacht auf, um ihr zu folgen, zuerst nach Golgatha und der Grabeskirche, welches beides nur zwei bis drei Minuten von unserem Hospiz (in Jerusalem) entfernt lag. Nur wenige Schritte die Straße hinab, dann rechts unter einem langen, dunkeln Bogengewölbe hin, durch eine sehr belebte, enge und schmutzige Gasse, nun wieder die erste Straße rechts an dem Muristan und an vielen Läden mit Raritäten für Pilger vorüber, und wir sind schon am Ziele. Durch einen Thorbogen gelangen wir auf drei bis vier Stufen zu einem Vorplatz hinab, der mit vielen Bettlern und ganzen Reihen von Verkäufern besetzt ist, welche Rosenkränze, Crucifixe und alle möglichen andern Olivenholzwaaren, Perlmutterkränze und Gefäße von dem schwarzen sogenannten Stinkstein des Todten Meeres, die in Bethlehem gefertigt werden, feil halten und die christlichen Pilger damit versehen wollen. Das Ganze gleicht mehr einem belebten Marktplatz, und die Scenen, welche sich hier abspielen, erinnern nur allzusehr

an das Unwesen, dem auch der Herr schon im Tempel begegnet, und das er mit Geißeln austrieb. Es macht einen tiefschmerzlichen Eindruck, die heiligen Stätten so durch gemeines Feilschen und wilden Lärm entweiht zu sehen. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

Zu beiden Seiten dieser Vorhalle liegen kleine Kapellen, z. B. die sogenannte Apostelkirche mit dem Melchisedek-Altar, die Kapelle der Abessinier, die vierzig Märtyrer-, die Maria Magdalenen-, die Erzengel Michael-, die Jakobskapelle u. s. w.

Nun stehen wir vor der Grabeskirche. Wer sich dieselbe als ein einheitliches und harmonisch gebautes Gotteshaus vorstellen wollte, würde sehr irren. Dieselbe ist vielmehr ein wahres Labyrinth in einander gewachsener Kirchen, an einander gereihter Kapellen und aller möglichen sonstigen Baulichkeiten, als z. B. Klosterräume, Dienstwohnungen, Pilgerherbergen, Küchen, Refektorien u. s. w., kurz, wie schon ein Blick auf die buntgestaltete Ueberwölbung zeigt, ein ungeheuer mannigfaltiger Complex, der im Laufe der Jahrhunderte endlose Veränderungen, An-, Ein- und Umbauten erlitten hat und aus dem Bestreben erwachsen ist, nach und nach all die zahllosen, durch die heilige Geschichte oder durch die Legende geweihten Orte in einem einzigen Raum zusammenzufassen und unter ein gemeinsames Dach zu bringen.

Wie auf vielen Bildern des Gekreuzigten auch Adam's Schädel am Fuß des Crucifixes zu sehen, und darin die große Wahrheit ausgesprochen ist, daß durch des zweiten Adam's Versöhnen des ersten Adam's Sünde wieder gut gemacht ist, so will man uns hier gar beweisen, daß der Letztere wirklich unter dem Kreuze Christi begraben liegt und die ersten Blutstropfen desselben auf ihn gefallen seien. Deß zum Gedächtniß hat man unter Golgatha über seinem vermeintlichen Grabe die Adamskapelle erbaut und zeigt dicht daneben sogar auch Eva's und Abel's Ruhestätte. In einiger Entfernung soll Melchisedek, der alte König von Salem schlafen. Hat es auch einen tiefen Sinn, daß man so diese ältesten Repräsentanten der Menschheit in einen nahen Zusammenhang mit der höchsten neutestamentlichen Heilsoffenbarung gebracht hat, so haben wir's doch selbstverständlich hier nur mit maßlosen Legenden zu thun. Führt man uns dann weiter an das Grab des Longinus, jenes Kriegsknechtes, der dem Heiland die Specrwunde beigebracht, sowie an dasjenige des Joseph von Arimathia und Nikodemus, ferner an die Kapelle der Kleidervertheilung, an die Geißelungssäule, an die Säule der Verspottung, an die Erscheinungskapelle, wo der Herr nach der Auferstehung seiner Mutter erschienen, und an die Auferstehungskapelle, wo er sich der Maria Magdalena zu erkennen gegeben haben soll u. s. w., so können wir uns hier schon beruhigen, wenn diese Begebenheiten auch nicht grade an den bezeichneten Stellen geschehen sind. Sie sind jedenfalls in der Nähe zu suchen, und ein kindlich frommes Gemüth läßt sich gern, unbeirrt von wissenschaftlicher Nachweisung, auch äußerlich an die Fülle allerheiligster Vorgänge erinnern, welche auf diese engen Räume des Erdbodens zusammengedrängt sind.

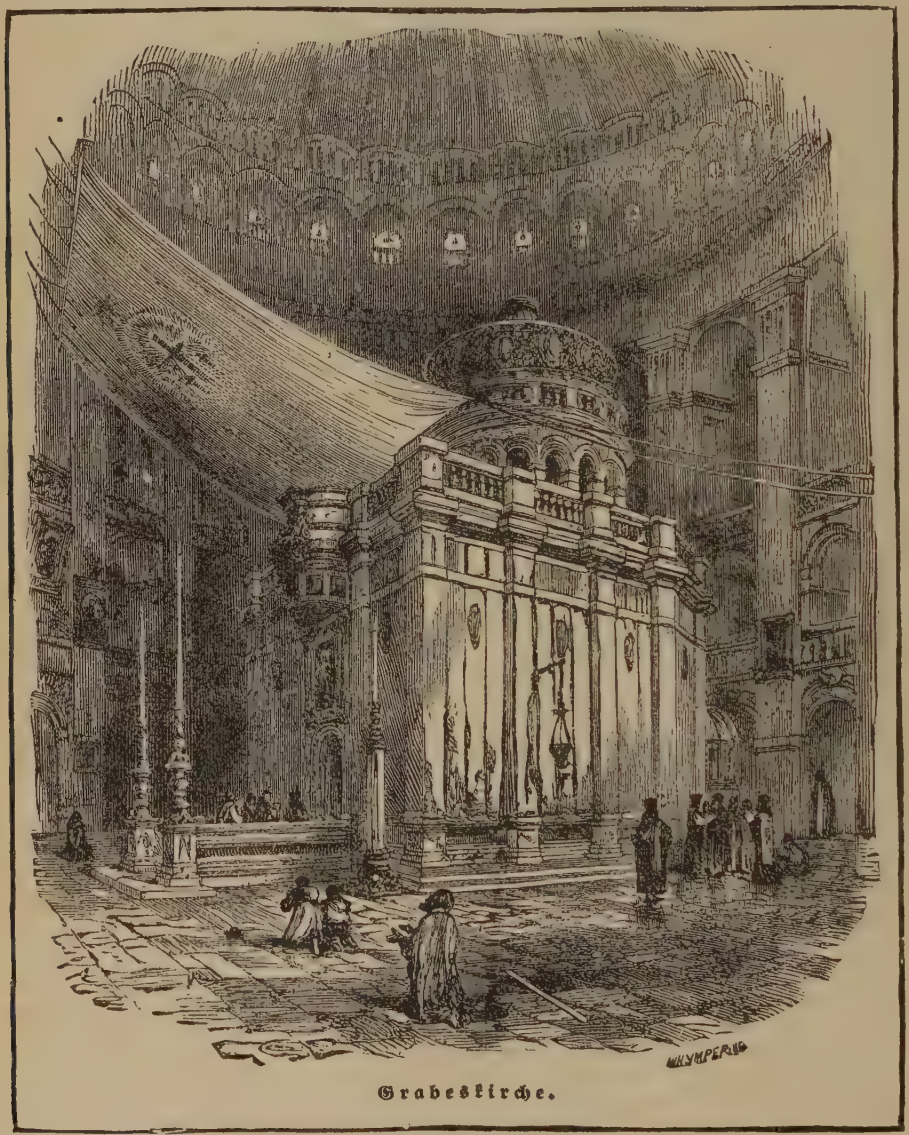
Für uns haben in diesen weiten Hallen nur zwei Stätten einen besonderen Werth, und wir lassen gern alle andern dafür links liegen, das ist Golgatha und das heilige Grab. Doch wir stehen noch in der Vorhalle der Grabeskirche und besehen uns deßhalb zunächst einmal die äußere Façade. Dieselbe ist in schönem, gothischem Stil erbaut. Zwei Portale erheben sich mit zwei Fenstern darüber; das östliche ist zugemauert. Die Säulen neben den Thüren sind aus Marmor, ihre Kapitäler byzantinisch, die Simse sind mit alten, trefflichen Reliefs aus der biblischen Geschichte geschmückt. Nun treten wir durch das offene Thor ein und begegnen zunächst links einem sehr widerlichen Anblick. Da sitzen oder liegen auf bequemem Divan, ihre Pfeife rauchend oder Kaffee schlürfend, etliche türkische Wachtposten, welche die traurige, aber leider nothwendige Aufgabe haben, die Ruhe und den Frieden unter den Christen an heiliger Stätte aufrecht zu erhalten. Da sich nemlich die Griechen, die Lateiner, die Armenier, die Syrer, die Kopten, die Abessinier in den Besitz der verschiedenen Räume in der Grabeskirche theilen, so entstehen, namentlich um die Osterzeit, wo die Zahl der Pilger eine ungeheure ist, oft Grenzstreitigkeiten und ärgerliche Ruhestörungen, ja, es ist sogar schon zu tödtlichen Verwundungen gekommen.

Wir haben es selbst in der heiligen Passionszeit, wo verhältnißmäßig nur wenige Pilger in Jerusalem anwesend waren, wiederholt erlebt, daß innerhalb der Grabeskirche eine ganze Compagnie türkischer, also muhamedanischer Kriegsleute, das Gewehr im Arm, im Karree aufgestellt waren, um nöthigenfalls den Golgathawallfahrern (!!) und Jüngern des Friedensfürsten zur Eintracht behülflich zu sein. Man möchte sein Angesicht vor Scham verhüllen, wenn man solches an den heiligsten Stätten der Erde mit ansehen muß. Wie ist es aber möglich, daß die Verehrer des falschen Propheten vor dem Kreuz Christi Respekt bekommen und sich zum Evangelium bekehren, wenn sie so den heiligsten Ort der Christenheit als Mördergrube bewachen müssen und dazu hier nur äußerlichen Lippendienst und todtes Zeremoniell gewahren. Mit stolzer, vornehmer Verachtung schauten denn auch jene türkischen Wächter am Eingang zur Grabeskirche auf uns herab. Wir müssen uns das mit Beschämung gefallen lassen und gehen weiter ins Innere hinein. Geradeaus sehen wir eine viereckige, röthliche Marmorplatte, neben welcher große Leuchter stehen, und über welcher Lampen von der Decke herabhängen: es ist der Salbungsstein, auf dem Nikodemus den Leichnam Christi gesalbt haben soll (Joh. 19, 39 f.). Einige Schritte davon findet sich wieder ein Stein, von dem aus die Frauen der Salbung zuschauten. Gleich zur Rechten führt eine Treppe von 22 Stufen in eine kleine Kirche hinauf, die etwa achtzehn Schritte im Quadrat mißt und in zwei gewölbte Kapellchen getheilt ist. Das eine ganz

schmucklos und einfach, den Lateinern oder römischen Katholiken gehörend, soll die Stätte bezeichnen, wo der Herr ans Kreuz genagelt wurde und heißt darum auch Kapelle der Kreuznagelung; die andere links, von zahlreichen, goldenen Lampen erhellt, über und über mit Mosaik und herrlichen Gemälden bedeckt und im Besitz der

Das Haupt zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'.

Hier erklangen von seinen sterbenden Lippen die sieben Lebensworte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"—„Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!" — „Weib,



Grabeskirche.

Griechen, erhebt sich über der Stätte der eigentlichen Kreuzigung und führt deshalb den Namen Kreuzerhöhungskapelle. Hier sind wir also auf Golgatha, wo der Allerverachtetste und Unwertheste voller Schmerzen und Krankheit hing:

Das Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,

siehe, das ist dein Sohn!" und: „Siehe, das ist deine Mutter!" — „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — „Mich dürstet!" — „Es ist vollbracht!" — „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!"—Hier starb er für dich und für mich!

Wir empfanden es bei diesem ersten Besuch recht störend, hier statt eines felsigen Hügels im Freien, wie man

wohl erwartet, eine reichgeschmückte Kirche zu betreten. Doch gewöhnten wir uns bald daran, und mußten es auch wieder ganz natürlich finden, daß die Christen das tiefe Bedürfniß fühlten, den Ort der höchsten Liebe Gottes auch durch ihre dankbare Gegenliebe würdig zu schmücken. Aus aller Welt Enden sind sie hierher gekommen, die Großen und Reichen haben Gold, Weihrauch und Myrrhen, die Armen und Geringen kleine und unscheinbare Opfer an dieser Stätte niedergelegt, alle aber, um damit die Gelübde ihres Dankes gegen den zu bezahlen, der sie zuerst geliebet hat. Mag darin auch viel todte Werkgerechtigkeit sich äußern, so sind doch gewiß an dieser Stätte dem Lamme, das erwürget ward, so viele wirkliche Liebesopfer dargebracht worden, wie an keinem andern Orte der Erde. Bei mir hieß es:

„Nun, ich danke dir von Herzen,
Jesu, für gesammte Noth;
Für die Wunden, für die Schmerzen,
Für den herben, bittern Tod,
Für dein Zittern, für dein Zagen,
Für dein tausendfaches Plagen,
Für dein Ach und tiefe Pein,
Will ich ewig dankbar sein."

Kreuzerhöhungskapelle.

Aus einem Kellnerleben.

(Von Emil Frommel.)

(Schluß.)—IV.

Der Gerichtstag kam, an dem Friedrich verhört werden sollte. Wegen seines Ungehorsams und seines Entlaufens war er bereits eine Woche eingesperrt worden mit dem Auswurf der Gesellschaft. Die Anklage lautete auf Unterschlagung des Briefes, den der alte Herr ihm mit den beiden andern eingehändigt hatte.

Friedrich behauptete, ihn mit den andern Briefen befördert zu haben. Seine Mitkellner wurden zum Zeugniß aufgefordert. Sie bezeugten, daß er oft im Traume von den Briefen geredet, von zwei leichten und einem schweren, auch der Oberkellner und der Wirth zeugten wider ihn, obwohl ohne wesentliche Gründe. Allein, Friedrich's übereilte Flucht, seine Widersetzlichkeit gegen die Gensd'armen, sein eigenes Zeugniß, daß er geschwankt habe, den Brief hinein zu werfen, das Alles zusammengenommen gab ein Gesammtbild, und seine Schuld schien erwiesen. Dennoch machte er durch sein Betragen auf den Richter einen günstigen Eindruck. Die Zeugen legten ihren Eid ab, und Friedrich wurde wieder abgeführt. Er hatte gehofft, daß seine Unschuld an den Tag käme; als diese aber immer mehr schwand, fing sein Herz an sich zu verstocken, und mit den erbittertsten Ausdrücken machte er seinem Grolle Luft, der durch die Gesunkenheit seiner Mitgefangenen noch vermehrt wurde.

Nach 14 Tagen kam die Sache wieder vor. Diesmal weinte Friedrich nicht mehr, er nahm manches von seinen früheren Aussagen zurück, namentlich daß er geschwankt habe. Und gerade dieses Wort war's, was den Richter zu seinen Gunsten gestimmt hatte. Er legte sich nun vornehmlich aufs Leugnen, das hatte ihm ein Gefangener als bestes Mittel mitgetheilt.

Die öffentliche Rechtspflege ist seitdem eine bessere geworden und das Gerichtsverfahren ein anderes, denn vor vierzig Jahren. Es ist ein großer Schritt damit vorwärts geschehen, daß das Volk weiß, daß Leugnen nichts mehr hilft und Eingestehen mildern kann.—Friedrich half sein Leugnen aber diesmal nichts; seine Schuld, die dem Richter zweifelhaft geschienen nach dem ersten Verhöre, wurde ihm jetzt zur Gewißheit, und er wurde zu einem Jahr Arbeitshaus verurtheilt. — Dazumal waren diese Häuser nur Hochschulen des Verderbens, und es konnte dort Einer noch das, was er von Gewissen mitbrachte, gründlich verlieren.

Friedrich mußte zwar streng arbeiten, aber an ihm arbeitete nichts, als nur der Zorn über sein erlittenes Unrecht, und er galt für einen der bösartigsten Gefangenen.

Die ungewohnte harte Arbeit, der innere Grimm und die veränderte Lebensweise steigerten wieder das Fieber, das ihn seit jenem Abend nie ganz verlassen hatte, zu einem solchen Grade, daß der Doctor ihn in die Krankenstube schickte. Dort lag er nun still und abgesondert in einem Eckthurm des Gefängnisses in einem weichen Bett mit schneeweißer Leinwand überzogen. Alles war so reinlich da droben, die Stube blank gescheuert und mit weißem Sand bestreut. Ein paar alte biblische Bilder hingen an der Wand und vor den Fenstern standen Blumen. Es war so recht ein Zimmer, um drin still zu werden. An dem Kopfende des Bettes saß eine alte treue Seele, des Gefangenwärters Frau. In einem fieberfreien Augenblick bemerkte sie Friedrich und er sagte: „Was thun Sie hier?" — „Ich schaue dir zu und warte, ob ich dir was helfen kann, denn ich habe immer die Kranken lieb gehabt." Friedrich schaute sie betroffen und gutmüthig an. Ja allerdings, man brauchte der Frau nur ins Gesicht zu schauen und in ihre treuen Augen hinein, und man mußte sie lieb bekommen in ihrer schneeweißen gefältelten Haube und dem schneeweißen Haar darunter. Sie duzte alle Gefangenen, und sie ließen sich's auch gerne von ihr gefallen, und Jeder hatte Vertrauen zu ihr. Es waren schon fünfzehn Jahre, daß sie nicht mehr in der Stadt unten gewesen, denn ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen. So hatte sie in ihrem Erker in der Gefangenenkrankenstube sich eine eigene Welt aufgebaut. Sie war eine lebendige Chronik der alten Zeit und schaute mütterlich von ihrem hohen Sitze auf das junge Geschlecht hinunter. „Hast noch eine Mutter daheim?" fragte sie nach einer Pause. — „Ja," antwortete er. — „O, armes, blutiges Mutterherz," rief wehmüthig die Alte. Friedrich fing an zu weinen. — „Wein' dich nur 'mal recht aus. Wenn's regnet oben, da kann vielleicht unten was wachsen im Herzen. Was bist du denn gewesen in der Welt?" — „Ein Kellner," antwortete Friedrich. — „Ein Kellner im Wirthshaus?" wiederholte langsam die Alte. „Wirthshaus — gefährlich Haus! Wie bist du denn hingekommen?" Vertraulich schaute Friedrich zu ihr auf, als wollte er sie prüfen. „Kannst mir Alles sagen, komm nimmer den Thurm hinunter. Nur einmal noch, aber dann tragen sie mich hinunter, wenn's auf den Kirchhof geht, dann bin ich still und kann nichts mehr sagen."

„Euch will ich's erzählen, weil Ihr mich lieb habt," antwortete Friedrich, und dann theilte er der Alten mit, wie er ohne Wissen und Willen seiner Eltern von seinem Pathen, dem Roßwirth, an den rothen Hahn verhandelt worden sei, weil dessen Eltern in einem Schuldverhältniß zu ihm standen.

„Hast denn ein Kellner werden wollen?“ fragte die Alte.

„Nein, ich wäre lieber ein Schulmeister geworden.“

„Bist denn auch in die Kirche gekommen?“

„Nein, kein einziges Mal. Gleich am Anfang hab' ich's meinem Herrn gesagt, ich wollte gerne gehen, da hat er mich ausgelacht vor allen andern Kellnern, und ich hab' keine Kirche mehr gesehen. Er hat aber auch ganz recht, es ist lauter Kinderzeug mit dem Kirchengehen.“ — „So,“ sagte die Alte, „bist auch Einer von denen? Sei 'mal still und denk an den Spruch:

Vorbei an der Kirch' und Schulhaus,
Geht der Weg ins Zuchthaus.“

„Das hätt' mich nicht hineingebracht, aber wenn ich nicht in den verfluchten rothen Hahn gekommen wäre, so wär dies nicht geschehen,“ rief Friedrich. — „Horch, laß dir sagen, such nicht die Schuld an Andern, sondern in deinem Herzen. Das Kellnerleben ist freilich ein gefährlich Geschäft, aber du hättest doch auch da einen Blitzableiter haben können, an dem alle bösen Wetter heruntergefahren wären.“—„So, was für einer?“ fragte Friedrich lächelnd. — „Das weißt du noch nicht? Wärst du in der Kirche gewesen, thätst's wissen. Rath einmal, und wenn du's nicht herauskriegst, so will ich dir's das nächste Mal sagen; es hat geläutet, ich muß gehen. Gute Nacht!“

Friedrich wußte nicht warum, aber der Alten konnte er Alles sagen. Es gibt ja solche Leute, denen man Alles sagen kann und die Einem auch Alles sagen können, ohne daß es weh thut. Er wartete wirklich mit Sehnsucht auf die Alte. Am folgenden Abend saß sie wieder an seinem Bette mit der aufgeschlagenen Bibel auf dem Schooß und dem Strickzeug in der Hand. „Wem hast du denn bis heute gedient,“ fragte sie theilnehmend. — „Dem Rothenhahnwirth, daß Gott erbarm.“ — „Ja, wahrhaftig, daß Gott erbarm, wenn du keinem Andern dienst. Da begreif ich, warum du so bist. Es heißt aber: Lasset euch dünken, daß ihr Gott und nicht den Menschen dienet.“—„So, wo sieht das?“

„Da im Blitzableiter, mein Lieber, jetzt hast ihn gesehen. Sieh, in meinem Dienst, da seh ich wohl auf den gestrengen Herrn Amtmann und wie sie Alle heißen, und dann sag ich: Aufgeschaut, es sitzt Einer über ihnen! Wenn sie mich schelten mit Recht, sag ich: Der droben hat sie's geheißen; und wenn sie mich schelten mit Unrecht, so sag ich: Der droben sieht's; wenn sie mich aber loben, so sag ich: Der droben weiß es besser, daß ich ein unnützer Knecht bin. Sieh, das ist mein Blitzableiter, an dem fährt Alles hinunter. Thät'st auch so denken. Schau, jeden Gast thät ich ansehen als Einen, den unser Herrgott schickt, und thät ihn bedienen, als ob er's selber wär.“ — Friedrich schaute das Mütterlein gar mitleidig an und sagte dann: „Gute Mutter, wenn Ihr einen Tag im rothen Hahn wäret, das weiß ich, Ihr thätet anders reden, da lernt man die Menschen verachten bis ins Herz hinein, und schämt sich selber, ein Mensch zu sein.“ — Durch manches wohlgemeinte Wort suchte die Alte den Gefangenen auf bessere Gedanken zu bringen, allein bald fühlte sie, daß hier mit Reden nicht viel auszurichten sei, darum sprach sie nicht mehr viel mit ihm und sah ihn nur oft mit einem Blick voll erbarmender Liebe an.

Friedrich hatte sich derweilen etwas erholt, und da nichts aus ihm herauszubringen war und die Kosten sich von Tag zu Tag häuften, so beschloß man, ihn per Schub über die Landesgrenze zu setzen. Seinen Eltern, die ihn noch besuchen wollten, ließ er sagen, er wolle sie nicht mehr sehen, er habe seine Heimath verflucht und wolle nun keine Vorwürfe mehr hören.

In bitterem Tone betheuerte er nochmals seine Unschuld vor dem Richter. Der Abschied wurde ihm leicht; die Alte wollte er nicht mehr sehen, denn er fürchtete, sie möchte ihm noch etwas auf den Weg mitgeben, an dem er schwer zu tragen hätte.

Die drei Viertel Jahre Gefängniß, die ihm zum Segen hätten werden können, hatten nichts an ihm ausgerichtet. Das Bewußtsein, mit Unrecht zu leiden, hatte allem Zuspruch die Spitze abgebrochen, darum ballte er die Faust beim Herausfahren zwischen den beiden Gensd'armen und verfluchte das Zuchthaus und den rothen Hahn in den Erdboden hinein.

V.

So war denn Friedrich aus dem Strafhause entlassen worden. Die Brücke zur Heimath hatte er sich selbst abgebrochen. Kein „Daheim“ mehr zu haben ist ein großes Wort, da muß sich ein Mensch doppelt verlassen und doppelt arm fühlen auf der weiten Gotteserde, wenn er in seinem Elend auch noch sagen muß: „Ich hab kein Daheim mehr.“

Der Friedrich war ärmer, als er selbst nur wußte, denn er hatte auch keine himmlische Heimath mehr, und so sieht er da mit zerrissenem, fried- und freudlosem Herzen, unstät und flüchtig.

Zuerst bewegte ihn das Gefühl, wieder frei zu sein, freudig, er war nun sein eigener Herr und wollte sich nicht mehr binden lassen. Aber er bedachte nicht, daß seine Rechnung falsch war, und daß das Sprichwort: ein Jeder ist seines Glückes Schmied, sein großes „Aber“ hat, daß es nemlich Einen gibt, ohne den man seinen Arm nicht aufheben kann. Denn wie er in der nächsten Stadt nach dem ersten Gasthof sich umsieht, frägt der Wirth nach seinen Zeugnissen, aber die hat er nicht und sein Wanderbuch will er nicht zeigen, weil darin sein Aufenthalt in der Strafanstalt steht, und da wurde er abgewiesen. So ging's ihm im zweiten und dritten Gasthof auch. Da mußte er dann heruntersteigen, und statt nach dem Hof von Holland oder Hotel de Paris u. s. w. zu schauen, mußte er vorlieb nehmen mit dem Bären und dem Rößlein und fragte da an. Aber Niemand wollte ihn nehmen; endlich fand er ein Unterkommen in einem Gasthof letzten Ranges, wo Musikbanden, Seil-

tänzer und dergleichen Leute einkehrten. Der Wirth war dem Trunk ergeben, so wußte sich Friedrich hier bald das Regiment anzueignen und auch tüchtig für seine eigene Tasche zu profitiren.

Auf redliche und unredliche Weise hatte er sich bald eine hübsche Summe erspart, die er droben in seinem Strohsack verbarg. Wenn er des Nachts ermüdet hinaufkam, war ihm das Zählen seines Geldes ein Trost. Er machte sich allerlei Pläne, wie er mit dem Geld übers Meer wollte und sich dort eine Existenz verschaffen. Seine Gedanken gingen aber noch weiter. Unter den Seiltänzern befand sich ein junges Mädchen, die man „Aurora" nannte, und mit der er in einem vertraulichen Verhältniß stand. Blutjung war sie unter die Bande gekommen, elternlos und heimathlos schien sie sich Friedrich vertrauensvoll hinzugeben, und theilte ihm mit, sie sei dieses Lebens überdrüssig und suche eine andere Existenz.

Nichts war Friedrich erwünschter, er vertraute ihr nun auch sein Geheimniß an, und zeigte ihr den verborgenen Schatz im Strohsack und einige eingeschmolzene silberne Bestecke aus der Wirthschaft seines Herrn. Zu gelegener Zeit wollten sie dann beide die Flucht ergreifen und nach Amerika auswandern. Aurora willigte ein und beide gaben sich die Hand darauf. Eines Abends aber, als Friedrich aufs neue seine Schätze zählen wollte, fand er Alles ausgeplündert. Statt des Geldes lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Wir danken dir, daß du so schön für uns gesorgt hast. Bemühe dich nicht, uns nachzusetzen, wir sind schon weit. Wenn du aber redest, so werden wir auch reden. Adieu!

Dein Aurorchen."

So war mit einem Schlag all seinen Plänen ein Ende gemacht. Seine Verzweiflung kannte keine Grenzen. Der Brief mit seiner bitteren Wahrheit überzeugte ihn von der Erfolglosigkeit aller seiner Schritte, die er in der Wuth erst thun wollte. Unwillkürlich kamen ihm in jener Nacht die Worte der alten Frau in den Sinn, daß Stehlen Stehlen sei und unrecht Gut nicht gedeihet. Er wußte vor Verzweiflung nicht, was er that, packte eilig seine Effekten zusammen, nahm das wenige Geld, das ihm geblieben, und ehe der Morgen graute, war er schon ein gut Stück Weges mit in die Welt hineingefahren. Wohin wußte er selbst nicht.

VI.

In einer norddeutschen Stadt saß in einem prächtigen Zimmer eine trauliche Familie bei einander; der Vater, ein alter Herr mit einem großblumigen Schlafrock, ist uns kein Fremdling, denn seine freundlichen Züge bringen uns jenen Fremden in Erinnerung, der im Gasthof zum rothen Hahn dem blassen Kellner jene wichtigen Briefe zur Besorgung übergeben hatte. Eben wurde ihm ein Brief gebracht, den er flüchtig überschaute und dann seiner Frau und seinen Töchtern vorlas. Er lautete:

„Hochwohlgeborener Herr!

Ihre Güte läßt mich hoffen, daß Sie die Zudringlichkeit eines Ihnen völlig unbekannten Mannes entschuldigen werden. Ich rede hier für einen meiner Patienten, der hier im Spital liegt. Er ist ein Kellner und seiner Zeit im rothen Hahn in ** gewesen, wo er Sie gesehen haben will. Er behauptet, von Ihnen Briefe empfangen zu haben zur Beförderung, von denen einer, ein Geldbrief, nicht an seinem Bestimmungsort ankam. Da der Verdacht der Unterschlagung auf ihn fiel, so wurde er während drei Viertel Jahren im dortigen Gefängniß behalten, woselbst er krank wurde. Derselbe langte hier krank an Leib und Seele an. Sein altes Fieber brach mit neuer Macht los, und da nannte er oft Ihren Namen. Nachdem einige Besserung eingetreten, frug ich nach Ihnen, und da erzählte er mir die erwähnte Briefgeschichte und noch manches Andere, woraus mir klar wurde, daß der arme Mensch von da an immer weiter heruntergekommen ist. Das Elend hat ihn aber mürbe und weich gemacht, er spricht mit besonderer Hochachtung von Ihnen, und bat mich, Ihnen zu schreiben, daß er jene Briefe nicht unterschlagen habe, es würde ihm das zur großen Beruhigung dienen. Ich habe seiner Bitte nachgegeben, indem ein Wort von Ihnen den Unglücklichen sehr beruhigen würde, und wenn ich noch eine weitere Bitte an Sie stellen dürfte, so wäre es diese, ob Sie dem Menschen durch Ihre ausgedehnten Verbindungen nicht eine gute Stelle verschaffen könnten, da ich glaube, daß dies ein Mittel zu seiner sittlichen Rettung sein könnte. Mit Hochachtung Ihr ergebenster

R. S., Spitalarzt."

Bewegt hatten alle zugehört. Der alte Herr gab dann den Damen noch nähern Aufschluß über die ganze Angelegenheit und erzählte: „Ich habe angefragt wegen des Briefes, aber die Sache kam ohne mein Wissen zur Klage von der Postdirection. Seitdem meine ich gehört zu haben, daß eine Untersuchung gegen einen Postbeamten in jener Stadt, eingeleitet wurde und es mag wohl sein, daß jener Mensch unschuldig ist. Ich werde nun sogleich an den menschenfreundlichen Arzt schreiben und seine Summe beilegen, die den Unglücklichen aus der ersten Noth reißen wird, einen andern Brief will ich an meinen Freund in B. richten, der ihm zu einer Anstellung verhelfen wird."

Wir lassen nun unsern lieben alten Herrn bei den Seinen und suchen unsern Friedrich wieder auf. Ja, da liegt er im Bette im Spital, er sieht aus, als ob er um zehn Jahre älter geworden wäre. Nur weniges weiß ich zu berichten, um den Zusammenhang zwischen seinem Weggang aus dem Wirthshaus und dem Spital wieder herzustellen. Er hatte sich seither in vielen elenden Kneipen herumgetrieben und sich zu den niedrigsten Diensten hergeben müssen. Statt der früheren Verbissenheit lag aber in seinem Gesicht mehr eine stumme Verzweiflung. Wohl war er nach jener Beraubung mit dem Gedanken

umgegangen, seinem Leben ein Ende zu machen, aber dazu fehlte ihm weniger der Muth, nein es war etwas anders, was ihm davon abhielt. Einer stand vor ihm mit ausgebreiteten Armen und schaute ihn so durchdringend an und dieser Eine war der, von dem der alte Herr und die Gefängnißmutter geredet hatten. Er konnte sich nicht entschließen, den großen Sprung in die Nacht hinein, die Freiheit heißt, zu thun. So trieb er sich zwei Jahre herum, als in der Stadt, in welcher er sich befand, sich eines Tages eine ungewöhnliche Volksbewegung kund that. Er erkundigte sich nach der Ursache und hörte, daß eine Kindsmörderin, Aurora . . . hingerichtet würde.

Der Eindruck, welchen diese Kunde auf ihn machte, war ein so gewaltiger, daß er das Bewußtsein verlor. Als er seine Augen wieder aufschlug, lag er in einem reinen Bette, ein theilnehmender Arzt stand oben an seinem Haupte und sagte: „Er lebt wieder!" Das andere wissen wir.

Die Freude, die sein Gesicht überflog, als er den Brief des alten Herrn bekam, läßt sich nicht beschreiben. Die Erholung ging rasch vor sich. Mit dem Geld des alten Herrn kleidete er sich von Kopf bis zu Fuß und bereitete sich zur Weiterreise nach B. Der Arzt sprach ernst mit ihm, Friedrich nahm Alles willig an, zur ernstlichen Reue war es aber mit ihm noch nicht gekommen, er war vom Elend gebeugt, vom Walten Gottes durchschauert, aber tiefer gings nicht. So zog er dahin mit den besten Vorsätzen und beschloß bei sich, durch die ganze Vergangenheit einen Strich zu machen. An seinen Wohlthäter schrieb er einen dankbaren, bewegten Brief. So stand er Ausgangs der vierziger Jahre vor einem der ersten Hotels der Stadt B.

VII.

„Sie sind mir sehr gut und von hoher Seite empfohlen worden, ich hoffe, Sie werden diesem Briefe Ehre machen," sagte der Gastwirth, als er Friedrich empfing. „Ich für meinen Theil werde streng auf Zucht und Sittlichkeit achten. Dafür soll es Ihnen an nichts fehlen. Wenden Sie sich in jeder Angelegenheit immer direkt an mich und vor Allem halten Sie sich fern von aller schlechten Gesellschaft."

So hatte Friedrich noch keinen Wirth reden hören, der ganze Geist in diesem Hause war ein anderer, weder von Kellnern noch Reisenden wurden Grobheiten geduldet. Friedrich füllte denn auch wirklich seinen Posten zur größten Zufriedenheit seines Herrn aus, so daß dieser, als der Platz eines Oberkellners frei wurde, ihm die Stelle antrug, und nun kam er sich vor wie ein gemachter Mann. Später trat er in den Winterabenden, da er manche freie Stunde hatte, mit Wissen seines Herrn in einen Klub ein, wo andere Kellner und Oberkellner der Stadt sich auch einfanden, und in welchem er sich nach und nach eine Stellung zu machen wußte und dort sehr oft das große Wort führte.

Mehrere fremde Gesichter saßen an der langen Reihe und unter Andern auch Einer, der Friedrich bekannt erschien, doch konnte er nicht darauf kommen woher. Das Gespräch kam auf vielerlei Dinge, Einer überbot den Andern. Friedrich, vom Geist des Weines angefacht, hatte eben geäußert, wie Viele unter den Kellnern nichts Besseres als Lumpen seien, als plötzlich jener Fremde mit starker, höhnischer Stimme rief: „Was willst denn du sagen, du bist ja selbst im Zuchthaus gesessen." Wie wenn eine Schlange sie gestochen, fuhren plötzlich Alle von ihren Sitzen auf.— „Was sagen Sie!" rief Friedrich.—„Er soll sagen, ob er nicht selber im Zuchthaus war," rief der Kellner. „Gib der Wahrheit die Ehre, Blasser, wir waren ja selber miteinander im rothen Hahn!" Friedrich schaute ihn durchbohrend an, — ja es war sein Mitkellner gewesen, der jetzt so gegen ihn auftrat. Da sah er plötzlich vor sich seine Existenz geknickt, der Boden wollte ihm unter den Füßen wanken, und unfähig, ein Wort zu reden, nahm er das volle Weinglas und warf es dem Kellner ins Gesicht. Kaum hatte er das gethan, als der Kellner ihm mit seinem Messer einen Schlag auf den Kopf versetzte und ihm tief in die Stirne hineinfuhr. Als Friedrich das Blut nun herunterrinnen fühlte, griff er schnell nach einem daliegenden Tranchirmesser und ehe die Andern beispringen konnten, hatte er die Brust des Kellners mit Wucht getroffen, daß er zusammensank. Friedrich sah ihn fallen und hörte sein fürchterliches Röcheln. Willenlos ließ er sich von dreien seiner Freunde hinausführen und floh in die dunkle Nacht hinein.

VIII.

Ein Jahr nach diesem Vorfall wurde der Anstaltsgeistliche gegen zehn Uhr des Nachts zu einem Kranken ins Spital gerufen. „Als ich hinging," erzählte er, „sah ich eine Scene, die mir für jene Nacht den Schlaf raubte. In einem Bette lag, gehalten von den Wärtern, ein Mensch mit stieren Augen, den Schaum vor dem Munde, in schrecklichen Zuckungen. Er mochte in den dreißiger Jahren sein. Als ich den Oberwärter frug, wo es ihm fehle, zuckte er die Achseln und sagte: ‚Wir wissen's nicht, die Doctoren haben Alles an ihm probirt, allein wenn's den ganzen Tag ruhig und still mit ihm ist, fängt er gegen neun Uhr Abends an, unruhig zu werden, wirft sich im Bette hin und her, und dann steigert es sich bis zur völligen Wuth, er zittert am ganzen Körper und windet sich wie ein Wurm, und schlägt um sich, wie wenn Jemand vor ihm stände. Unsere Kranken können's bald nicht mehr ertragen.' Ich ließ ihm ein besonderes Zimmer anweisen. Am folgenden Abend ging ich wieder hin. Der Oberwärter nahm mich bei Seite und bat mich, in ihn zu dringen, indem er zusammenhangslose Worte gebraucht hatte, die auf ein Verbrechen deuteten. Ich ging zu den Kranken hinein. Er lag still und starr auf seinem Bette, reichte mir die Hand und schien froh, mich bei sich zu haben. Die Wärter standen mir zur Seite. Ich frug ihn nach seinem Befinden, und ob er mir Etwas zu vertrauen habe, worauf er mir stückweise erzählte, er habe einen Menschen erstochen im Streite, vor 14 Monaten,

seit dieser Zeit habe er keine Nacht mehr geschlafen. Alle Nacht um 9 Uhr, eben zu der Stunde, da er den Menschen erstochen, beuge sich eine Gestalt über ihn und ein schweres Röcheln zucke an seinem Bette herauf, immer stärker und stärker. Er fühlte dabei an seine Stirn, auf der ich eine zwei Zoll tiefe Wunde erblickte. Kaum hatte er mir dies gesagt, als er schon unruhig wurde und rief: ‚Hu, das Röcheln kommt!' Die Wärter traten hinzu, ich legte ihm die Hand auf den Kopf und betete mit ihm. Nachdem er wieder ruhiger geworden, erzählte er mir nun mit großer Genauigkeit seine Lebensgeschichte von Jugend auf, es ist keine andere als diejenige unseres Friedrich.—Ich hatte große Mühe, ihm das Evangelium nahe zu bringen, er konnte es kaum erfassen und sich den herrlichen seligmachenden Trost zueignen. Aber ich glaube doch, daß es ihm tief in die Seele drang, denn er hing mit seinen Augen fest auf meinen Lippen, und es ging ein eigenthümlicher Glanz über sein Angesicht, wenn ich ihm von der Vergebung der Sünden sprach und vom Schächer am Kreuze erzählte, zu dem der Herr sprach: ‚Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.' Wenn ich ging, drückte er mir die Hände und bat flehentlich, bald wieder zu kommen. Einige Zeit schien es, als wollte es besser werden mit ihm, dann aber wurden die Paroxismen wieder heftiger in Folge Aufbrechen der Kopfwunde, so daß er ins Irrenhaus gebracht werden mußte.

Später erfuhren wir, daß der Kellner, aus dem Irrenhaus geheilt entlassen, in sein Heimathland spedirt worden sei. Ob er sein stilles Dörflein wieder gefunden, ob der Fluch, den er einst dagegen ausstieß, ihm von der Seele genommen worden, ob er Friede und Vergebung für sein schweres Verbrechen gefunden hat und einen seligen Tod gestorben ist, oder ob er noch herumzieht in der Welt, ich habe es nicht erfahren können.

Papa Wrangel als Dichter

Ein preußischer Offizier erzählt über eine poetische Conferenz, die er einst mit Wrangel hatte, Folgendes: Durch seine Stellung als ältester Offizier der Armee kam Wrangel öfters in die Lage, vom Könige mit der Leitung von Angelegenheiten betraut zu werden, welche das gesammte Offiziercorps der Armee betrafen. Eine solche war die Ueberreichung einer Ehrengabe an Se. Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen (den jetzigen Kaiser) aus Veranlassung seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums (1. Januar 1857). Die Gabe bestand in einem silbernen, mit Gold ausgelegtem Schilde, welcher einen kurzen, kernigen Spruch als Rundschrift am Rande tragen sollte. Die dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von den Generälen für diesen Zweck vorgeschlagenen Sprüche hatten seinen Beifall nicht erlangt; vielmehr ertheilte er Wrangel den Auftrag, sich deßhalb an die jüngeren Offiziere zu wenden, unter denen ja einige eine poetische Ader hätten — er hatte auch meinen Namen genannt. Wrangel ließ mich zu sich in seine Wohnung bescheiden, empfing mich in seinem Arbeitszimmer und lud mich ein, auf dem Sessel ihm gegenüber Platz zu nehmen. „Siehst du, dir hat der König persönlich genannt," schloß Wrangel seine kurze Mittheilung über den Gegenstand, um den es sich handelte. Dabei hielt er mir ein Blatt Papier vor, auf dem einige Verszeilen von seiner Hand geschrieben standen. Sie lauteten:

„Hast du erspäht den Feind,
Dann wäge nicht, dann drauf,
Und dein ist der Sieg, hast
Du im Herzen Gott den Herrn!"

„Siehst du, mein Junge," sagte er, indem er auf das Blatt in seiner Hand wies, „dies ist ganz in dem Sinne, wie Se. Majestät der König es meint. Es ist nemlich von mir selbst aufgesetzt, fehlt nichts, als die Reime. Verstehen Sie mir?"

„Ew. Excellenz wollen verzeihen" — — hub ich schüchtern an.

„Weiß schon," unterbrach mich Wrangel. „Die vierte Strophe hat einen Versfuß zu viel, das muß mit den Reimen abgeschliffen werden. Davor sind Sie Dichter."

Ich wollte noch etwas erwidern, aber ich merkte, daß eine Einwendung nicht gerne gehört wurde.

Wrangel war inzwischen aufgestanden, schob mir das Papier in die Hand und sagte, indem er mir freundlich die Backe streichelte: „Nu geh, mein Junge, und dichte vor deinem Könige!"

Die Worte stehen lassen und Reime anhängen, das war eine kniffliche Aufgabe. Ich half mir indessen, so gut ich vermochte, indem ich einige Sprüche verfaßte, in denen das Wort „drauf," auf das es Wrangel besonders anzukommen schien, vorkam, andere, in denen ich ganz meiner eigenen Eingebung folgte. So mit einer ganzen Anzahl von Schildsprüchen ausgerüstet, ließ ich mich an einem der nächsten Vormittage wieder bei ihm melden. Aufgefordert, meine Verse vorzulesen, begann ich mit denjenigen der eigenen Erfindung:

„Zum Schild den Schaft,
Zum Muth die Kraft,
Zum Wort die That,
Dann wird uns Rath."

Der Alte nickte, schien aber nicht eben ganz befriedigt; denn er horchte auf, als ob er noch etwas Besseres erwarte. Ich fuhr fort:

„Zu Schirm und Schutz,
Zu That und Trutz,
Zu Sieg im Streit
Von Gott geweiht!"

„Das ist alles ganz gut," sagte Wrangel. „Sie haben sich aber nicht am Thema gehalten. Ihre Verse sind zu frei."

Nun hielt ich es an der Zeit, mit Sprüchen der anderen Art vorzurücken, in denen das „drauf" vorkam. Ich las:

„Vertrau' dem Schild,
Zu Gott blick auf,
Und wenn es gilt,
Dann führ' uns drauf!"

„Das ist schon besser," nickte Wrangel beifällig, „mehr von der Art!"

Der nächste Spruch war genau dem Thema nachgebildet, er lautete:

„Hast du erspäht den Feind,
Dann wäge nicht, dann drauf!
Ist Gott mit dir vereint,
Wer hemmt des Sieges Lauf?"

„So ist's richtig," erhob sich jetzt Wrangel sichtbar befriedigt. „Jetzt hast du mir verstanden, mein Junge. Nun wollen wir das Weitere Sr. Majestät dem Könige überlassen."

Damit nahm er mir das Blatt mit den verschiedenen Schildsprüchen aus der Hand und dankte mit der höchsten Gunst, die er einem jungen Schützlinge in besonderen Fällen widerfahren ließ. Er zog mich nemlich an sich und hielt mir die linke Wange entgegen mit den Worten: „Küß mir hier, mein Junge!" und er fügte mit fast feierlicher Stimme hinzu, indem er auf einen bestimmten Fleck der rechten Wange wies: „Hier küßt mir Se. Majestät der König."

In der Folge zeigte sich übrigens, daß König Friedrich Wilhelm IV. in seinem dichterischen Geschmacke mit seinem Feldherrn nicht ganz übereinstimmte; denn er wählte unter den ihm vorgelegten Schildsprüchen für den Prinzen von Preußen den zweiten (Zu Schirm und Schutz ꝛc.). —

Bilder aus dem Elsaß.

Von G. Heinmiller.

III. Die wunderschöne Stadt.

Das Elsaß ist mein Vaterland,
Und Straßburg ist sein Diamant.

„Straßburg" und „wunderschöne Stadt" sind identisch geworden. Wer aber mit Straßburg bekannt ist, weiß, daß diese alte Festungsstadt im Vergleich mit vielen anderen Großstädten der Jetztzeit diese Bezeichnung kaum verdient. Die Reimen sind auch schon alt und werden wohl früher besser Anwendung gefunden haben, als heute. Natürlich dem treuen „Strosburjer" bleibt seine Vaterstadt trotz allen Wandelungen doch die „wunderschöne Stadt." Sehen wir uns heute ein wenig in derselben um.

Die Hauptpersönlichkeit, die seit 1871 in Straßburg residirt, war bis 1879 der Oberpräsident D. von Möller und ist jetzt Seine Excellenz der kaiserliche Statthalter, Freiherr von Manteuffel. Schon am 6. Sept. 1871 trat an Stelle des Generalgouverneurs Graf Bismarck-Bohlen, v. Möller als Oberpräsident von Elsaß-Lothringen, und alsdann erfolgte am 30. Dec. 1871 die Neueinrichtung der Verwaltung. Hiernach war der Oberpräsident mit dem Sitze in Straßburg die oberste Verwaltungsbehörde des Reichslandes. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, die sehr erregten Gemüther der Bevölkerung zu besänftigen und das Schiff so zu lenken, daß es mit den gefahrdrohenden Klippen nicht in Collision komme. Durch das Gesetz vom 4. Juli 1879 wurde eine neue Organisation geschaffen, und an die Spitze des Reichslandes ein kaiserlicher Statthalter gestellt. Der mit landesherrlichen Befugnissen betraute Statthalter des deutschen Kaisers wurde General-Feldmarschall von Manteuffel.

Auf der umstehenden Seite findet der Leser die Worte, die er bei seinem Amtsantritt an das Volk richtete.

Straßburg ist bekannt als alte Festungsstadt. Seit 1871 hat sich die Stadt infolge der Verlegung der Stadtwälle bedeutend erweitert. Nebst den mächtigen Wällen, durch welche elf Thore Eingang bieten, ist Straßburg von 14 Außenforts umgeben. Die Widerstandsfähigkeit der Festung ist somit bedeutend erhöht worden. Will der Feind Straßburg beschießen, so muß er vor Allem eine Reihe gut ausgestatteter Forts unschädlich machen, was nicht gerade die leichteste Aufgabe sein dürfte. In der Reihe der Garnisonsstädte ist Straßburg die drittgrößte. Zuerst kommt Berlin mit über 18,000 Mann, darnach Metz mit über 14,000 Mann, und dann Straßburg mit mehr als 9000 Mann Soldaten. Was diese Stadt für eine ganz andere Physiognomie tragen könnte, wenn nahezu 10,000 Vaterlandsvertheidiger (sonst auch collectiv „glänzendes Elend" genannt) nicht innerhalb ihrer Mauern wohnten, konnten wir letzten Herbst in Etwa sehen, als der größte Theil derselben auf ein paar Wochen zum Manoeuvre ausgezogen war. Eine ungewohnte Stille — weder schmetternde Militärmusik, noch das Rrrrrrrube-dubdub der Tambours — ganz amerikanisch — Freiheit — eine Frucht der internationalen Friedensliga —! Doch halt, nicht zu eilig, sie kommen wieder, die Friedens-erhalter. Solcher Friede ist von kurzer Dauer. Ob der „Friede" viel länger gedauert hätte, wenn die Blauröcke

nicht zurückgekehrt wären, das glaubt man wohl weder diesseit, noch jenseit des Vogesen, und zwar aus bekannten Gründen.

Eine besondere Charakteristik Straßburgs sind seine Störche. Besteigt man im Sommer die Münsterplatform, so bieten einem die vielen Storchnester einen schönen Anblick. Ihre Nester bauen sie oben auf die bedeckten Schornsteine. Ihre Zahl beträgt etwa zwei- bis dreihundert. In den Flüssen und Sümpfen finden sie ihre Nahrung, bestehend aus Fröschen, kleinen Fischen 2c. Bringt Vater Storch 'mal so einen fetten Braten nach Haus, da zwitschern und schnappen die kleinen Herren und Fräuleins, daß es eine wahre Lust ist zuzusehen. Sehr interessant ist es auch zu beobachten, wie sie ihre Jungen fliegen lehren. Ausgangs August machen sie sich wieder auf nach Afrika. Sind die Kleinen noch nicht stark genug, um die lange und beschwerliche Reise mitzumachen, so werden sie von ihren sonst zärtlichen Eltern umgebracht. Im März kehren sie wieder, schicken aber gewöhnlich einen Pionierstorch eine Woche voraus. Ihre Ankunft wird von den Bewohnern der Stadt mit großer Freude begrüßt, und achtet man es ein besonderes Glück, wenn einem der Storch aufs Haus baut. Dieselben Störche nehmen jedes Jahr ihre alten Nester wieder ein.

Selbst die traurigen Kriegszeiten von 1870 und 1871 haben die Störche nicht zu vertreiben vermocht. Ihre Kleinen waren schon flügge geworden, als die ersten deutschen Kugeln durch die Luft schwirrten, und sie hätten leicht versucht werden können, Reißaus zu nehmen; aber sie blieben trotz dem Schießen, bis ihre Zeit gekommen war, ins Winterquartier zu ziehen. Einen lieblich-traurigen Anblick gewährt uns beistehendes Bild. Sie mögen es bei ihrer Rückkehr im Frühjahr wohl etwas besser angetroffen haben.

D. Eduard von Möller,
Oberpräsident von Elsaß-Lothringen 1871–79,
geb. den 3. Juni 1814 in Minden,
† den 2. November 1880 in Cassel.

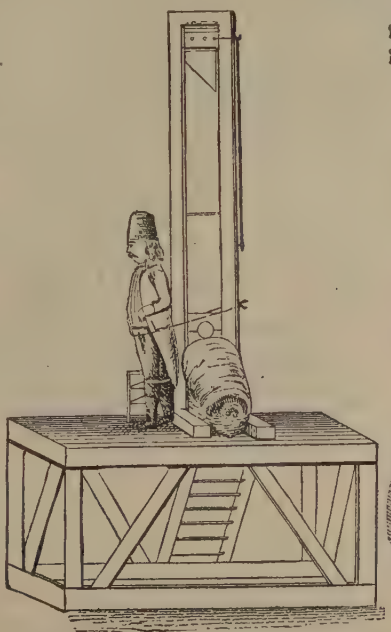
Von den Denkmälern, welche Straßburg berühmten Persönlichkeiten gesetzt, sind besonders die des Generals Kleber (auf dem Kleberplatz) und des Erfinders der Buchdruckerkunst, Johann Gutenberg's (auf dem Gutenbergplatz nicht fern vom Münster) hervorzuheben. — Der Kleberplatz, so ziemlich den Herzpunkt der alten Stadt bildend, war früher Paradeplatz des französischen Militärs. Hier konnte der alte Held oft auf die stattlichen Reihen der Söhne des III Napoleon's herabblicken, aber oft mußte er auch Zeuge der Degradation untreuer Soldaten sein, wie sie hier nicht selten öffentlich vorgenommen wurde. Seit einigen Jahren ist der alte Paradeplatz durch den Verschönerungsverein mit prächtigen Blumenanlagen versehen worden, welche ihm ein recht anmuthiges Aussehen gewähren. Besondere Berühmtheit hat dieser Platz aber schon zu den Zeiten der französischen Revolution erlangt. Hier war es, wo der berüchtigte Eulogius Schneider das mit der ersten französischen Revolution untrennbar verbundene, fürchterliche Mordwerkzeug, die Guillotine, aufrichtete, auf dem auch viele unschuldige Opfer hingerichtet wurden. Eulogius Schneider war den 20. October 1756 zu Wipfeld im Bisthum Würzburg in Bayern geboren. 20 Jahre alt, wurde er Mönch, studirte eifrig, verfocht aber bald die freisinnigen Gedanken, welche damals von Frankreich aus die Welt bewegten. Später war er kurze Zeit Hofprediger in Stuttgart und Professor in Bonn. Nirgends war seines Bleibens lange. In Straßburg wußte er sich durch sein einschmeichelndes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung Eingang und Einfluß zu verschaffen. Hier wurde er Professor am katholischen Seminar und bischöflicher Vikar. Von den Gemäßigten trennte

Karl Rochus Edwin, Freiherr von Manteuffel,
kaiserlicher Statthalter,
geb. den 24. Febr. 1809 in Dresden.

er sich bald und trat mit erbitterten Worten gegen seine früheren Freunde auf. Nachdem er sich den Deutschjakobinern angeschlossen, erlangte er das Amt eines öffentlichen Anklägers am peinlichen Gerichtshof des niederrheinischen Departements. Damit begann für Straßburg eine Schreckensherrschaft traurigen Angedenkens. Mit blutiger Strenge handhabte er sein Amt. Manche brave Bürger wurden für Feinde der Freiheit und der Republik und für Verschwörer erklärt und oft ohne ein ordentliches Gerichtsverfahren auf der Guillotine hingerichtet. Einen merkwürdigen Begriff hatte man damals von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit." Nach dem Sinne dieser Halsabschneider sollte Alles republikanisch werden, die Frauen nicht ausgenommen. Wenn die Frauen auf die Straße gingen, so wird erzählt, mußten sie eine dreifarbige Schleife (Kokade) am Brusttuch oder der Haube tragen und sich gegenseitig mit dem republikanischen „Du" anreden. In Straßburg ritt ein Richter durch die Straßen, um die Befolgung dieser Verordnungen genau zu überwachen und die Widerspenstigen sofort zu bestrafen. — „Schneider's Macht nahm ein schnelles und jähes Ende. Er heirathete ein Mädchen aus Barr und hielt mit ihr am 14. December 1793 in einer sechsspännigen Kutsche seinen Einzug in Straßburg. Dieser Prunk kam ihm theuer zu stehen. Noch in derselben Nacht wurde er gefangen genommen, am anderen Tage auf der Guillotine ausgestellt und den Schmähungen des Volkes preisgegeben, dann nach Paris gebracht und dort zum Tode verurtheilt. Nachdem ihm letzteres mitgetheilt worden war, sagte er zu seinen Richtern: ‚Ihr konntet Frankreichs Frieden keine größere Freude gewähren, als mich zum Tode zu schicken.' Am 1. April 1794 wurde er hingerichtet." — —

Johann Baptist Kleber.

Kleber wurde den 6. März 1753 in Straßburg geboren. Er wählte sich anfänglich die Baukunst zu seinem Berufe. Durch Vermittelung zweier junger bayrischer Edelleute wurde er bald in die Kriegsschule in München aufgenommen. Er diente eine Zeit lang im östreichischen Heere; weil er dort aber seiner bürgerlichen Stellung wegen auf Beförderung nicht rechnen konnte, kehrte er wieder ins Elsaß zurück. Während der französischen Revolution diente er in der französischen Armee. Hier erhob er sich zum Range eines Divisionsgenerals. Als Napoleon Bonaparte 1797 nach Egypten zog, schloß er sich diesem an und verrichtete unter ihm große Waffenthaten. Nachdem Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt war, erhielt er den Oberbefehl in Egypten. In Kairo erlag er am 16. Juni 1800 dem Dolchstich eines Meuchelmörders. Seine Gebeine wurden 1818 nach Straßburg gebracht und 1838 auf dem alten Paradeplatz, wo man ihm zwei Jahre zuvor das Denkmal gesetzt, begraben. Auf dem Standbild wird er in dem Augenblicke dargestellt, wie er nach der Aufforderung des englischen Admirals Keith, die Waffen zu strecken, seinen Leuten zurief: „Soldaten, auf eine solche Unverschämtheit antwortet man nur mit Siegen; macht euch bereit zum Kampfe!"



Eulogius Schneider auf der Guillotine ausgestellt.

Johann Gutenberg war gebürtig aus Mainz, woselbst er auch im Jahre 1468 verstarb. Er hielt sich den größten Theil seines Lebens in Straßburg auf. Im Jahr 1436 machte er seine ersten Experimente in der Buchdruckerkunst, und zwar vor Straßburgs Thoren, in der Gegend heute noch „Grüner Berg" genannt. Auf dem Blatt, welches er in der Hand hält, lesen wir: "Et la lamière fat" („Und es ward Licht"), obgleich seine ersten Versuche

Johann Gutenberg.

nicht in der französischen Sprache gemacht wurden. Das erste gedruckte Buch war die lateinische Bibel.

Von epochemachender Bedeutung für die Geschichte Straßburgs und wohl des deutschen Reiches war die am 26. October vorigen Jahres stattgehabte Einweihung der neuen Kaiser-Wilhelms-Universität. Ein solches Ereigniß mußte natürlich großartig begangen werden, wie das auch wirklich der Fall gewesen. Drei Tage dauerten die Einweihungsfestlichkeiten und was damit zusammenhing; ein mancher Magen mußte jedoch infolge des Zuviel alles Guten (?) wohl oder übel eine längere Nachfeier sich gefallen lassen. Wirthshausphilosophen nennen dies, glaube ich, Katzenjammer.

Straßburger Störche nach dem Bombardement.

Schon im 16. Jahrhundert konnte Straßburg von einer Hochschule rühmen, gegründet von dem Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck. Eine Universität hatte Straßburg in den Jahren von 1621–1794, mit welcher manche berühmte Namen eng verbunden sind. 1770–1771 studirten Göthe, Herder und Jung Stilling hier. An einem alten Hause auf dem Alten Fischmarkt, wo Göthe seiner Zeit gewohnt, ist eine Marmorplatte mit der Inschrift: Hier wohnte Göthe ꝛc. angebracht, und kommt man auf den Münsterthurm, so möchte der Wächter dortselbst nichts Eiligeres thun, als einem die in den Sandstein eigenhändig eingegrabenen Namen von Göthe, Klopstock, Voltaire und anderer Celebritäten zeigen. — Die alte deutsche Universität wurde 1794 von den französischen Republikanern unterdrückt. Neun Jahre später errichtete Napoleon I. an dessen Stelle eine französische Akademie. — Nach dem großartigen Siege des zweiten Barbarosse's über Napoleon III. lag es ihm nahe, seinen Namen im alten Straßburg auch auf andere Weise als durchs Schwert zu verewigen; er befahl die Errichtung einer deutschen Universität, welche dann am 1. Mai 1872 eröffnet wurde. Seither sind auf dem durch die Ausdehnung der Stadtwälle gewonnenen Terrain prachtvolle Universitätsgebäude errichtet worden, in welchen alle Fakultäten, mit Ausnahme der medicinischen, welche in der Nähe des Bürgerspitals eigene zweckmäßige Gebäulichkeiten besitzt, Aufnahme finden. Von dem neuen Kaiserplatz aus gesehen, bildet das Collegiengebäude die Front (nach dem Plane des Professors Warth in Karlsruhe); hinter demselben befinden sich die physische und chemische Institute (nach dem Plane von Eggert); noch weiter hinten ist der neue botanische Garten, und dann kommt

die Sternwarte, mit den allerbesten Instrumenten ausgestattet, welche nun eine der ersten astronomischen Observatorien der Welt ist.

Ueber dem Hauptportal des Collegiengebäudes leuchtet uns in Goldschrift entgegen: Litteris Et Patriae (der Wissenschaft und dem Vaterland); unter derselben stehen die Büsten von Aristoteles, Archimedes, Paulus, Solon und Hippokrates. Auf den flügelartigen Theilen des Collegiengebäudes befindet sich eine Reihe von mehr als lebensgroßen Statuen berühmter Helden der Wissenschaft, gleichsam Wache haltend über das neue Alma Mater.

Kaiser Wilhelm's Universität.

Unter diesen sehen wir v. Leibnitz, Luther, Melanchthon, Joh. v. Müller u. a. Könnten sie nur reden, wie würden sie nicht manchem schwelgerischen, sich durchochsenden Studiosus die Schamröthe ins Gesicht treiben!—Straßburg besitzt nun Universitätsgebäulichkeiten, wie sie wohl nur wenige andere deutsche Universitätsstädte haben. Möge auch hier die wahre Wissenschaft gepflegt und gefördert werden! So muß ein jedes deutsches Christenherz beten und wünschen; aber nicht nur bezüglich Straßburgs, sondern auch aller anderen deutschen Universitäten, wo seit Jahren der Unglaube in allen Formen sich in allen Fakultäten, den theologischen leider nicht ausgenommen, große Geltung verschafft hat, wo die absolute ewige Wahrheit schon längst vielfach der „großen Wahrscheinlichkeit" gewichen ist. Und ganz besonders wünschen wir das von der hiesigen, zum größten Theile liberalen (rationalistischen) theologischen Fakultät. Traurig, sehr traurig ist es, daß auch in der jüngsten der deutschen Universitäten dieser verschmitzte, heuchlerische Unglaube, Rationalismus oder Liberalismus genannt, sein Scepter schwingen darf. Elsaß-Lothringen wird die Früchte davon genießen dürfen, ja, genießt sie schon.—

Brechen wir hier ab. In nächster Nummer statten wir dem berühmten Straßburger Münster einen Besuch ab. A revoir!

Eine Eisenbahnfahrt.

Das schöne Herbstwetter — erzählt ein Freund — hatte mich veranlaßt, mein schon vor geraumer Zeit einem Freunde in Karlsruhe gegebenes Versprechen, „ihn zu besuchen," nunmehr wirklich einzulösen.—Ich nahm mir ein Billet dritter Classe und fuhr mit dem ersten Morgenzuge von Freiburg ab.—

Als der Zug sich der ersten Station, Denzlingen, näherte, war ich Zeuge eines seltsamen Schauspiels.

Ich sah einen frischen, kräftigen Bauernburschen, der auf seinen Armen ein altes Mütterchen trug, die mit ihren mageren Armen seinen wettergebräunten Hals umschlungen hielt. — Das gelbliche und gerunzelte Gesicht

des alten Weibchens ruhte auf der Schulter des Burschen, dessen lebhafte Gesichtsfarbe durch die Anstrengung noch höher geröthet war.

Unser Zug hielt still. — Ein Mann und eine Frau, die erst kurz verheirathet sein konnten, drückten nach einander herzliche Küsse auf den Mund der Alten, und zwischen dem Geräusch der Dampfmaschine und dem Lärm auf der Station vernahm ich von beiden Seiten herzliche Abschiedsworte und die Ermahnungen an den Burschen, die Alte gut in Acht zu nehmen. —

Diese Reisegesellschaft wollte ich mir nicht entgehen lassen. — „Hier, Leute, hier!" rief ich durch die offenstehende Wagenthür hinaus, und der junge Ehemann, der mich zuerst sah, sagte hastig zu dem Burschen, der das Mütterchen trug: „Schnell, Georg! dort in dem Wagen ist Platz; der Herr wird helfen. Aber schnell, vorsichtig, ich werde dich von hinten unterstützen."—„Laß mich nur allein einsteigen," entgegnete Georg.

„Auch gut," versetzte der Andere. „Nun Adieu, Mutter! Halte dich gut und auf Wiedersehen zu Weihnachten!"

Das Mütterchen, welches neben mir auf dem Schooße ihres Sohnes saß, sagte mit zitternder Stimme: „Adieu, Lorenz! Adieu, Rosa! Gott segne euch, Kinder, hört ihr?"

Puff! Ohne viel Complimente warf der Conducteur die Thür zu. — Rosa erhob sich draußen auf die Zehen empor, um der Mutter zum letzten Male zuzunicken; Lorenz rief noch: „Vorsichtig beim Aussteigen, Georg!" Und fort brauste der Zug.

Der Bauernbursche, der in der Nähe gesehen, älter war, als ich vorher dachte, wischte sich mit der Hand den Schweiß aus dem Gesichte und fragte: „Wie ist es, Mutter, sitzest du auch gut?"

„Köstlich, köstlich!" klang es, für mich kaum verständlich.

Inzwischen kam der Conducteur an das Fenster und coupirte unsere Billets. „Wollt Ihr die Frau nicht auf die Bank setzen?" sagte er in herablassendem Tone.

„Danke schön!" klang die Antwort. Als der Conducteur mit einem raschen Achselzucken sich weggewendet hatte, erkundigte ich mich bei dem Sohne, was seiner Mutter denn wohl fehle.

„Was ihr fehlt — ? Ja, was soll ich darauf sagen?" antwortete der Bauer, „es ist das Alter, wissen Sie, Herr, nur das Alter. Mutter wird immer schwächer und schwächer, obgleich sie noch gar nicht so alt ist, nemlich siebenzig Jahre. Mutter ist von Kindheit an klein und mager gewesen, aber seit vergangenem Jahre ist sie so zusammengeschrumpft, daß es merkwürdig ist; sonst gesund von Herz und Sinn und immer fröhlich und munter," und mit lauter Stimme fragte er die Alte: „Nicht wahr, Mutter, wir Zwei fahren noch zum Vergnügen auf der Eisenbahn?"

Die alte Frau lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Aber würden Sie nicht besser thun, Ihre Mutter neben sich auf die Bank zu setzen?" fragte ich ihn.

„Nein, das geht nicht," entgegnete er, „sie ist zu schwach dazu und sie liegt so bequem gegen mich angelehnt, wie ich vor 34 Jahren auf ihrem Schooße lag." Und wieder fragte er mit erhobener Stimme die Alte: „Nicht wahr, Mutter, vor 34 Jahren hast du mich das Tragen gelehrt? Ich mag schwer genug gewesen sein!"

Die Mutter lächelte dazu.

„Nun reisen Sie wohl zu einem Arzte?" fragte ich, aber der Bauer lachte und entgegnete: „Doctoren können der Mutter nicht helfen. Unser Doctor sagt: ‚Kräftig essen und Muth behalten,' und der Herr Pfarrer sagt: ‚Wir kommen und wir gehen,' und die Mutter ist so gefaßt und ruhig, wie ein Kind, das zu Bette muß. Ich meinestheils kann nicht daran denken—Thorheit!"— — Und lauter sagte er weiter: „Nein, Mutter, bleib nur ruhig mit dem Kopfe auf meiner Schulter liegen, du bist heute früh auf gewesen. Oder willst du durch das Fenster sehen? Das geht schnell, nicht? Sieh den Baum —schwupp! er ist vorbei. Der alte Christian wird dich recht beneiden, daß du auf der Eisenbahn gefahren bist. — Siehst du das Haus? Eins, zwei, drei—schwupp — da sind wir vorüber!"

Das alte Mütterchen gab ein Zeichen der Verwunderung, und der gesprächige Bauer fuhr gegen mich gewendet fort:

„Wissen Sie, Herr, weßhalb wir auf der Eisenbahn fahren? Wir wohnen in Elzach und jeden Tag hieß es: Wie es sich doch wohl auf der Eisenbahn fahren mag? Nun ist Wilhelm, ein Bruder von mir, in Karlsruhe verheirathet, und gar oft sagte Mutter: ‚Wie mag es Wilhelm nur gehen? Wenn ich das doch nur noch sehen könnte!' Da dachte ich denn: Das soll die alte Frau doch noch erleben, sie soll auf der Eisenbahn fahren und sehen, wie Wilhelm mit seiner Frau eingerichtet ist. — Und so sind wir denn zusammen auf die Reise gegangen, denn allein könnte Mutter es nicht wagen. — Seit drei Jahren kann sie nicht mehr gehen und muß immer getragen werden: des Morgens vom Bett auf den Stuhl und des Abends vom Stuhl ins Bett und bei gutem Wetter ins Freie."

„Aber es war doch keine kleine Lust für Euch, mit der alten Frau die Reise zu machen," warf ich dazwischen.

„Eine Last? Warum nicht gar!" entgegnete der Bauer, während der Ausdruck seines Gesichtes sagte: Da will ich Ihnen ganz etwas Anderes erzählen. „Daß die Mutter zwei Jahre nach der Geburt meiner Schwester, als der Vater starb, Wittwe blieb und dann für uns vier Kinder mit diesen Händen — —" hier zeigte er auf die runzeligen Hände des immer nach außen blickenden Weibes — „Alles allein besorgen und das Wenige, was da war, zusammenhalten mußte, sehen Sie, das war eine Last; denn ohne dieses kleine Mütterchen, die uns Vieren in Arbeitsamkeit und Gottesfurcht voranging und uns in Ehren groß gebracht hat, ohne dies

kleine, magere Mütterchen hätten wir auf der Straße gelegen. Ich mag gar nicht daran denken, aber das weiß ich, wenn morgen ihr letzter Tag kommt, dann geht ihre Seele direkt in den Himmel, das glaube ich so gewiß, wie ich an unsern Herrgott selbst glaube."

Ich nickte zustimmend und dachte bei mir selbst, daß die alte Frau, wie sie da von ihrem Sohn getragen wurde und in seinen Armen ruhte, wohl schon jetzt ein Vorgefühl jener himmlischen Herrlichkeit haben müßte.

Die Dampfpfeife verkündigte die Ankunft an unserem Reiseziel. Ich half dem braven Sohn mit seiner theuren Last aus dem Wagen und dann sah ich ihn, nachdem ich mich von Beiden aufs herzlichste verabschiedet, und er mir noch das Versprechen abgenommen, wenn mich meine Geschäfte einmal nach Elzach führen sollten, ihn jedenfalls zu besuchen, draußen auf einer Bank Platz nehmen und das alte Mütterchen auf Alles aufmerksam machen, was sie noch gerne einmal sehen wollte, bevor sich ihre Augen auf immer schlossen.

Viele Menschen sahen sich nach dem seltsamen Schauspiele um, und es waren manche darunter, die sich des Lachens nicht enthalten konnten, aber ich bemerkte auch doch solche, die etwas Anderes empfanden.

* * *

Nach zwei Jahren traf es sich, daß mich Geschäfte nach Unter-Prechthal führten und ich auf dem Wege dorthin Elzach passiren mußte.

Die Eisenbahnfahrt mit dem alten Mütterchen war mir in steter Erinnerung geblieben, und ich ließ es mir nicht nehmen, in Elzach mich beim Posthalter sofort nach dem Hofbauer Georg Schantelmeyer zu erkundigen.

Man bezeichnete mir dessen Besitzthum. — Er wohnte etwas außerhalb des Städtchens, an einer Berglehne angebaut.—Durch üppige Wiesen und Felder gelangte ich an das Besitzthum.—Das Haus war ganz im Schwarzwälderstyl in Holz aufgeführt und die sauber geputzten Fenster, die Reinlichkeit auf dem Wirthschaftshofe, der sorgsam gepflegte Hausgarten mit seinen mächtigen Nußbäumen und anderen Obstarten ließen schon von außen eine tüchtige Wirthschaftsführung erkennen. Ich trat in das Haus ein und fand Georg und seinen Bruder Lorenz, sowie dessen Frau Rosa und das Gesinde gerade Anstalt treffen, ihr Nachtmahl zu essen. Georg erkannte mich sogleich wieder und auf meine erste Frage, wie es dem guten alten Mütterchen erginge, erhielt ich von ihm zur Antwort: „Mutter, lieber Herr, ist leider schon über anderthalb Jahre todt und nun wohl bei unserm Herrgott. Ich kam damals nur mit knapper Noth mit Mutter wieder nach Hause; dann legte sie sich und ist auch von ihrem Krankenbette nicht wieder aufgestanden. Viel Müh' und Arbeit war ihr Leben, und dennoch nannte sie es köstlich. Sie starb, nachdem sie uns noch Alle gesegnet, so sanft und ruhig wie ein Kind, im festen Glauben an ihren Heiland Jesus Christus."

Die letzten Worte sagte er mit gerührter Stimme, und dann trocknete er sich die Thränen auf der Wange, die vom Auge heruntergerollt.

Ich tröstete den braven Sohn und gab ihm zu verstehen, daß in einem Hause, wo eine solche vortreffliche Frau gelebt und gewirkt, deren Geist auch nach ihrem Tode noch fortlebe und seiner Mutter im Uebrigen die wohlverdiente Ruhe in Gott redlich zu gönnen sei. — —

Die guten Leute gaben nicht nach, ich mußte mit ihnen das Abendessen theilen. Nachdem das Tischgebet gesprochen und ich im Laufe des Gesprächs so recht die innere brüderliche Herzlichkeit der Drei, auch im Umgange mit ihren Dienstboten erkennen lernte, gedachte ich unwillkürlich des 133sten Psalms:

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen."

Von den Brüdern erfuhr ich denn auch, daß Gottes Segen reichlich auf ihrem Haus ruht. — Ackerbau und Viehzucht, Beides gedeiht ihnen vorzüglich und sie waren in der angenehmen Lage, mir sagen zu können: „Irdische Sorgen, lieber Herr, hat uns unser Herrgott keine gegeben." Ich setzte hinzu: „Und auch wohl keine, wenn wirklich der Herr einmal Prüfung schickte? Da hilft schon das feste Vertrauen, das Ihnen die gute Mutter vorgelebt, wohl drüber hinweg?"—Und Beide nickten verständnißinnig mit dem Kopf. — — —

Ich schied in später Abendstunde von den wackern Bauersleuten. — Ihrer Bekanntschaft verdanke ich einen jener Lichtstrahlen, die wir in diesem Erdenleben so nöthig haben, und der mir wieder recht deutlich die kostbare Wahrheit des göttlichen Wortes offenbarte: „Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt."

Die Ernte ist vergangen.

(Von D. L. M.)

Vor einigen Jahren meldete sich am Schluß einer Versammlung bei mir ein Mann mit der Bitte, ich möchte für ihn beten. Mein Herz jubelte; gerade um diesen Mann war ich lange Zeit recht bekümmert gewesen. Ich nahm ihn bei der Hand und sagte: „Nicht wahr, Sie wollen nun dem Herrn dienen?"

Er sagte mir: „Ja, ich möchte gern; Eins aber steht mir im Wege."

„Nun, was denn?"

„Mir fehlt der rechte Muth." Er nannte einen seiner

Bekannten und setzte hinzu: „Wenn der heut Abend hier gewesen wäre, wäre ich nicht zu Ihnen gekommen."

Ich redete ihm zu und sagte: „Ist denn der Himmel nicht werth, daß wir für ihn leben? Und warum sollen es denn die Menschen nicht merken, was unseres Herzens größtes Anliegen ist?"

Er zitterte am ganzen Leibe, aber blieb dabei: „Ich hab' nicht recht den Muth."

Ich betete mit ihm und hatte von jetzt an die Freude, ihn regelmäßig in den Versammlungen zu sehen. Nach einiger Zeit aber blieb er aus; er war wieder unter seine alten Kameraden gerathen und schämte sich vor ihnen seines Heilandes.

Sechs Monate darauf ließ er mich zu sich rufen; er lag schwer krank darnieder, wie es schien, auf den Tod. Aengstlich fragte er, ob wohl noch in der elften Stunde Hoffnung für ihn wäre. Ich sprach und betete mit ihm und besuchte ihn Tag für Tag. Wider alle Erwartungen erholte er sich. Als er fast so weit war, daß er ausgehen konnte, setzte ich mich an seine Seite und sagte: „Sie werden nun bald wieder zur Kirche gehen können; nicht wahr, von jetzt an werden Sie doch den Herrn Jesum offen vor der Welt bekennen?"

„Ja," sagte er, „als ich auf den Tod lag, da hab ich es dem Herrn gelobt, ich wolle ihm dienen, wenn er mich wieder gesund mache; ich will's auch wirklich thun. Nächstes Frühjahr kauf ich mir eine Farm am Michigan-See, und dann werde ich vor aller Welt als Christ leben."

„Aber, liebster Freund, wissen Sie denn bestimmt, daß Sie das Frühjahr erleben? Wollen Sie denn nicht von jetzt an, schon hier in Chicago, als ein Christ leben?"

„Lassen Sie nur, quälen Sie mich nicht! Sie sollen sehen, in Michigan mach' ich vollen Ernst. Ich fühle mich ja jetzt, Gottlob! prächtig gesund; ich bin noch ein wenig schwach, aber Sie sehen ja, wie ich täglich wohler werde."

Ich warnte ihn: „Hüten Sie sich, daß Sie Gott nicht versuchen! Wenn Sie hier in Chicago von der elenden Menschenfurcht nicht loskommen, werden Sie es in Michigan auch nicht."

Er wurde verstimmt und sagte: „Nun, Sie brauchen sich nicht mehr um mein Seelenheil zu kümmern, ich weiß selbst, was ich zu thun habe."

Niedergeschlagen ging ich von ihm.

Acht Tage darauf schickte seine Frau zu mir, ich solle doch schnell einmal hinkommen. An der Thür kommt sie mir weinend entgegen.

„Nun, was weinen Sie?"

„Eben waren mehrere Aerzte hier, und alle sagen, es stehe sehr bedenklich, es sei keine Hoffnung mehr."

Ich fragte: „Wünscht Ihr Mann mich zu sprechen?"

„Nein; ich hab' Sie aber gebeten herzukommen, weil ich den Jammer nicht mitansehen kann; er sagt, seine Verdammniß sei beschlossen, und er werde sehr bald zur Hölle fahren."

Ich ging ins Krankenzimmer, aber er wandte sich ab. „Wie geht es Ihnen?"

Er antwortete keine Silbe; er war stumm wie der Tod. Ich wiederholte meine Frage — keine Antwort. Ich rief ihn bei Namen und bat: „Wollen Sie mir denn nicht sagen, wie es Ihnen geht?"

Nun wandte er sich zu mir, sah mich mit einem entsetzlich unglücklichen Blick an, zeigte hin nach dem Ofen und sagte: „Mein Herz ist so schwer wie das Eisen hier am Ofen; es ist zu spät, meine Verdammniß ist beschlossen, ich werde sehr bald zur Hölle fahren."

Ich sagte: „Sprechen Sie nicht so; Sie können noch gerettet werden, wenn Sie ernstlich wollen."

Er antwortete: „Ach, spotten Sie nicht, ich weiß es besser."

Ich führte eine Verheißung nach der anderen aus der Bibel an.

Er aber sagte: „Auf mich paßt das alles nicht. Christus hat so manches Mal bei mir angeklopft; das letzte Mal habe ich ihm auch versprochen, ich wollte ihn in mein Herz einlassen; als ich aber wieder gesund wurde, hab ich mich wieder von ihm gewandt. Nun ist alles vorbei; ich muß sterben ohne ihn!"

Alles, was ich weiter sagte, war an ihm verloren. Endlich warf ich mich nieder auf meine Knie.

Er aber sagte: „Sie können für meine Frau und meine Kinder beten; für mich brauchen Sie nicht zu beten; es ist alles verloren, es ist alles zu spät."

Ich versuchte zu beten; aber es schien, als wäre der Himmel ehern über mir. Ich stand auf, nahm seine Hand und hatte das Gefühl, als müßte ich von einem Freunde auf Nimmerwiedersehen für Zeit und Ewigkeit Abschied nehmen.

Bis zum Abend blieb er noch am Leben. Nachher erfuhr ich von seiner Frau, daß sein Ende schrecklich gewesen war. Alles, was er noch sagte, waren die furchtbaren Worte: „Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und mir ist keine Hülfe gekommen." Dann lag er eine Weile still. Hernach sprach er jene Worte noch einmal mit gepreßter Stimme. Gerade als die Sonne hinter den Prairien des Westens unterging, umfingen ihn die Arme des Todes. Ehe er seine Seele aushauchte, bemerkte seine Frau, wie seine Lippen bebten; er wollte versuchen, etwas zu sagen. Sie beugte sich über ihn und hörte das Wort: „Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und mir ist keine Hülfe gekommen."

Dann trugen die Engel seine Seele ins Gericht. Er hat ein christusloses Leben gelebt, er ist einen christuslosen Tod gestorben; wir haben ihn in ein christusloses Leichentuch gehüllt, haben ihn in einen christuslosen Sarg gelegt, und haben ihn in ein christusloses Grab gesenkt. O wie finster, o wie traurig! Herr, Herr, du heiliger Gott, erbarme dich über uns; Herr, erlöse unsere arme Seele; Herr, schenk uns einen seligen Tod und das ewige Leben. Amen.

Die Frauen unserer Präsidenten.

Indem die Frauen ihren Männern jedenfalls ebenbürtig sind, so wollen wir hier den Frauen unserer Präsidenten ein kleines Denkmal setzen.

Maria Skelton war die Gattin von Th. Jefferson, und soll eine berühmte Schönheit gewesen sein; aber sie ruhte bereits 19 Jahre unter der Erde, als ihr Gatte zu den Ehren des Amtes kam.

Rachel Donelson war die Frau des heißblütigen A. Jackson; sie hatte ihre ganze Garderobe fertig und war zur Uebersiedlung nach Washington bereit, als sie drei Monate vor der Zeit der Inauguration des „alten Hickory" starb.

Hannah Hoes, die Gattin des alten Van Buren, starb 17 Jahre, ehe der alte Martin Präsident wurde, und Präsident Harrison starb zu Washington, ehe seine Frau hinziehen konnte.

Die Präsidentenfrauen, welche gegenwärtig leben, sind: Frau Polk zu Nashville, Tenn.; Frau Tyler zu Richmond, Va.; Frau Grant in New Jersey; Frau Hayes zu Fremont, O., und Frau Garfield zu Cleveland, O. — Frau Polk, Frau Tyler und Frau Garfield sind Wittwen und beziehen jährlich $5000 Pension von der Regierung.

Frau Taylor war sehr erbittert, als ihr Gatte Präsident wurde; sie erklärte rundweg, daß sie nichts mit der Washington Elite zu thun haben wolle. Sie starb in Louisiana während der Administration, für welche ihr Mann erwählt wurde.

Abigail Fillmore starb in Willard's Hotel zu Washington, kurz nachdem sie das Weiße Haus verlassen hatte. Die Ueberanstrengung im Weißen Haus hatte ihren Tod beschleunigt.

Frau Lincoln lag nach dem Tode ihres Gatten lange Zeit krank im Weißen Haus, so daß Präsident Johnson seine Amtspflichten im Schatzamts-Departement verwaltete.

Martha Washington starb 1801 zu Mount Vernon, zwei Jahre nach ihrem Gatten. Sie schloß sich in ein Dachstübchen ein und empfing keine Besuche. Sie schnitt unten in die Thüre eine Oeffnung für die Katze, ihre einzige Gesellschafterin. Wenn Frau W. zu unserer Zeit gelebt hätte, dann hätte man sie als leicht geisteskrank angesehen.

Abigail Adams wurde im Weißen Haus krank. Sie ging heim nach Massachusetts, wo sie starb.

Dolly Madison mußte von Washington fliehen, als die Engländer 1804 das Capitol niederbrannten; doch kehrte sie später wieder und starb 1849 zu Washington.

Die Frau von J. Q. Adams wurde zu London geboren und erzogen. Ihre Flitterwochen verbrachte sie mit ihrem Gatten zu Berlin in Preußen. Sie war 22 Jahre alt, da sie sich verehelichte.

Ostererinnerungen aus meiner Jugend.

Von C. A. Thomas.

Ostern! Welch herrliche Erinnerungen ruft doch dies liebliche Fest der Auferstehung und des neuen Lebens in meiner Seele wach! Es versetzt mich nach Deutschlands Gauen, in das traute elterliche Heim und den fröhlichen Kreis meiner jugendlichen Genossen. Drei Dinge bleiben mir unvergeßlich: Der Osterhase, die Ostereier und — das Osterlamm. Laßt mich davon hier einiges erzählen.

1. Also der Osterhas. Mit diesem furchtsamen Thierlein, dem „geläufigen" Meister Lampe und seiner Stellung zur christlichen Osterfeier ist zwar manches Sagenhafte verbunden, allein das machte uns Knaben nicht viel Kopfzerbrechens, Hauptsache waren bei uns die hübschen rothbackigen Eier, die sich unsern spähenden Blicken nach langem Suchen endlich zeigten. Schon Freitags, meistens aber gegen Osterheiligenabend (Samstag) wurden die Nester zubereitet — groß genug, versteht sich, daß ein Hase hineinlegen konnte. Bei der Arbeit wollten sich hie und da wohl allerlei Bedenken geltend machen, wie es komme, daß Hasen auch Eier legten und so schön gefärbte noch dazu, und daß man nie einmal den Osterhasen selbst im Nest treffe et cetera, allein der herrliche Fund am Ostermorgen, die Eier, beseitigten alle Bedenken. Und das Nest? Nun ja, da schnitzten wir Jungens eine Anzahl kleiner stacketenartiger Pfählchen, trieben sie in Form eines Kreises dicht neben einander in die weiche Erde, holten dann etwas frisches Moos, breiteten es in dem kleinen Hasengärtlein aus, und — fertig war das Nest. Konnten wir das Nest irgendwo in ein nettes Versteck postiren, so viel besser. Sorge wurde aber in allen Fällen getragen, daß die Mutter am heiligen Abend noch ausfand, wo der Has hinzulegen habe, und daß das Nest dem Zweck wohl entspreche. Dabei entging es unserem jugendlichen Scharfblick keineswegs, daß das liebe Mutterauge oft ein Bischen schelmisch dreinschaute; aber was kümmerte uns das? Kam der Osterhase, und legte er tüchtig, ei ja, dann war Alles recht. —

Voller Erwartung und seliger Osterhoffnungen ging's am heiligen Abend zur Ruhe. Frühe am Ostermorgen fuhr der weckende Engel mit seinem sanften Flügelschlage an unserem Lager vorbei, und nicht selten schon vor Sonnenaufgang erhoben wir uns, und im Sturm ging's hinaus, um die Nester zu untersuchen. Langsam wurde die obere Moosschichte aufgehoben. Richtig! da lagen die Eier—zwei, drei, vier, je nachdem, je mehr, je lieber. Nun ging's in unbändiger Freude dem Hause zu, um dort die Geschichte zu vermelden. Der bewundernde Blick der Mutter über die Eier, die der Hase gelegt habe, war wieder so eine Art schelmisch lächelnd, aber der Zweifel schwand, wenigstens für ein Jahr, denn da waren ja die—Haseneier oder aber

2. Die Ostereier. Die machten uns nun große Freude, aber—auch manches Leid. Das kam so: Freude machten sie uns 'mal zuerst, weil wir sie hatten. Der Mensch ist aber nur selten zufrieden mit dem, was er hat, und so ging's uns Knaben auch mit unsern Ostereiern: wir mochten gerne mehr. Da wurde denn „getupft." Erwerben konnte man dann wohl einige Eier, wenn man glücklich war; aber wehe, wenn des andern Knaben Ei härter war! Da gab's anstatt „Erwerben" Verderben; denn das zerbrochene schwächere Ei gehörte allemal dem siegreichen Gegner. Daß da oft mit sehnsüchtigen Blicken dem verlorenen Ei nachgeschaut wurde, läßt sich denken. Osterfreud, Osterleid! Wer „tupfen" wollte, mußte sich auf Verluste gefaßt machen.—Zuweilen ging's auch am zweiten Festtag hinab auf die Wiesen. Nicht selten waren diese zu Ostern schon grün und mit einzelnen Blumengräsern geschmückt. Hier wurden dann die Ostereier hoch in die Höhe geworfen, und helle Freude verursachte es, wenn das Ei bei seinem Fall ein recht tiefes Loch in die Wiese machte und — ganz blieb. Zwischen hinein suchten wir uns auch wohl 'mal ein grünes betupftes Kuckucksblatt und riefen:

„Der Kuckuk hat's geschrieben:
Alle Tage Grieben,
Alle Tage Speck
Und dazu noch Weck'!"

Dieser geistreiche (?) Spruch war eine Anmeldung des nahen Frühlings und der besseren Zeit. Die bessere Zeit aber für Knaben kommt immer mit dem besseren Essen und—dem häufigeren Spiel im Freien. Aber von einer weiteren Ostererinnerung wollte ich erzählen, nemlich.

Osterkuchen.

3. Vom Osterlamm. Da komme ich denn zuletzt noch an das Beste. Die liebe Mutter war's, die uns in ihrer guten Meinung oft sagte, wenn man auf Ostermorgen früh in die Sonne schaue, so könne man in der-

selben das für uns geopferte Osterlämmlein sehen. Und daß ich das sehen wollte, ist leicht denkbar. So stand ich denn eines schönen Ostermorgens neben der Mutter

Ostereier.

und einigen Geschwistern im Garten und schaute ostwärts in die liebe Sonne, so gut das eben gehen wollte. Ich wollte das liebe Osterlamm sehen und ich sah's auch, aber erst später, nicht in der Sonne, aber im Geiste und im Glauben der Wahrheit.—Eins war bei dieser schönen Sage gut: die Mutter nahm dort im Lichte der lieben Ostersonne die Gelegenheit wahr und erzählte uns Kindern, wie Christus für uns in diesen Tagen gestorben, begraben und am dritten Tage siegreich auferstanden und im Himmel sei. Er sei, sagte sie, das wahre Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen. Diese Worte

der Mutter hafteten und blieben im Herzen und legten den Grund zum sel'gen Bibel- und rechten Auferstehungsglauben, zu dem Glauben, der Christum ergreift und aus dem Grabesdunkel der Sünde und des Todes befreit.

Und gut wär's drum, wenn alle Menschen aus Ostern (und auch sonst!) nach dem Lamm Gottes schauen und dasselbe sehen wollten, und zwar wie es auf dem Kreuzaltar sich für uns Sünder opfern ließ! Und das ist auch wahr an jener Sage, daß man das Osterlamm nur im Lichte, im Lichte der Sonne des göttlichen Wortes schauen kann, und dann nicht ohne den Ostertag, den Tag des neuen Lebens. — O herrlicher Siegestag für die Welt! O Tag seliger Erinnerung, an dem ich mit Christo erstand vom Tode und hineindrang in den Ostertag neuen Lichtes und neuen Lebens! Dein vergesse ich nimmer!

Der Bergmannsknabe.

(Von ihm selbst erzählt.)

1.

Wenn ich mich nicht irre, so bin ich jetzt etwa fünfundvierzig Jahre alt. Freilich kann ich dieses nicht genau bestimmen; denn ich verlor meine Eltern zu frühe, als daß ich bei Tag und Datum mein damaliges Alter feststellen könnte. Doch darauf kommt es ja auch gar nicht an. Eins aber ist ausgemacht, nemlich, daß Tage des Kummers und Elends länger in unserer Erinnerung bleiben, als Tage der Freude und des Glückes. Wir vergessen nicht selten schnell das genossene Gute, während das erlittene Mißgeschick und die erduldeten Mißhandlungen oft bis zur letzten Stunde eines langen Lebens in unserem Gedächtniß haften bleiben. Mir ist daher besonders jedes Leid, wodurch ich in meinen Kindheitstagen heimgesucht worden bin, unvergeßlich geblieben. Eigentlich habe ich — im wahren Sinne des Wortes — nie die Freuden der Jugend gekostet. Für mich gab es deren keine. Finsterniß, Kälte und Hunger, rohe Flüche und unmenschliche Gewaltthätigkeiten erstickten im Keime jedes Wonnegefühl, welches sich von Zeit zu Zeit in meiner Brust regte, und verhüllten mein junges Leben wie das Leichentuch den Sarg eines Todten.

Wenn ich, soweit mein Gedächtniß reicht, bis zur äußersten Grenze meiner Kindheit zurückschaue, dann schwebt stets ein in Nebel gehülltes, in die Ferne gerücktes, halb verschwommenes Bild vor meiner Seele. Ich sehe mich dann auf dem Schooße einer jungen, bleichen, abgezehrten Frau, die mich in stürmischer Bewegung an ihre Brust drückte und sich von Zeit zu Zeit leise stöhnend über mich hinbeugte, so daß ich mich von ihren Umarmungen und ihren Küssen fast erdrückt fühlte. Der Raum, in welchem wir uns befanden, war niedrig, enge und dunkel und glich — von jeder Art von Hausgeräth entblößt — eher einem Keller, als einem Wohnzimmer. Diese kummervoll aussehende, niedergebeugte Frau war, wie ich später erfuhr, meine Mutter. Eine unheimliche Oede beherrschte die Umgebung; außer den Seufzern und kurzen Athemzügen der Unglücklichen unterbrach kein Laut das todesähnliche Schweigen.

Dennoch aber waren wir nicht allein; denn auf dem Boden lag, in ein mit Blut befleckes Tuch gehüllt, starr und regungslos die Gestalt eines Menschen. Ich entsinne mich, daß ich, wie groß meine Scheu auch sein mochte, der Neigung nicht widerstehen konnte, mein Gesicht der seltsamen Erscheinung zuzuwenden, wodurch meine Mutter, um dieses zu verhindern, sich genöthigt sah, mich um so fester an sich zu pressen und durch ein sanftes Hinundherwiegen in den Schlaf zu schaukeln. Erst viele Jahre nachher habe ich erfahren, daß die am Boden liegende, eingehüllte Gestalt der Leichnam meines Vaters gewesen war. Er hatte als Bergmann das Unglück gehabt, in der Steinkohlengrube durch den plötzlichen Zusammenbruch eines Stollens getödtet worden zu sein, und war etwa eine Stunde nachher als Leiche der trauernden Wittwe ins Haus gebracht worden, von deren Kummer sich der Leser kaum eine Vorstellung zu machen im Stande sein wird.

Doch wie hart und freudenleer mein Loos in jenen meinen frühesten Lebenstagen auch sein mochte, so fehlt mir doch fast der Ausdruck, um die Leiden und Mühsale schildern zu können, die für mich im Schooße der Zukunft verborgen lagen. Ja, ich muß es laut bekennen, daß das wenige, was von meiner Mutter in meiner Erinnerung zurückgeblieben ist, im Vergleich mit den Bitterkeiten meines späteren Lebens, einen Glanzpunkt bildet, der auf meine dunkelsten Pfade stets einen matten Hoffnungsschimmer warf. Ich war gewiß, daß jenes unglückliche, abgehärmte Weib, deren Arme mich umschlungen, deren Lippen mich geküßt hatten, das einzige Wesen in dieser Welt gewesen war, welches mich je wahrhaft geliebt hatte. Ach! warum ist sie so schnell meinen Blicken entrückt worden? Warum ist sie nicht bei mir geblieben?—Auf diese Fragen fehlte mir stets die Antwort. Was in meinem Gedächtniß fortlebt, beschränkt sich darauf, daß ich mich, als ich eines Morgens erwachte, in einem fremden Zimmer sah, und daß, als ich nach meiner Mutter verlangte, ein häßlich aussehendes Weib mir eine Tasse Milch reichte und — mir zu schweigen gebot. Ihre harten Worte erschreckten mich, mehr aber noch das ver-

wegene Gesicht ihres Mannes, der kurz nachher ins Zimmer trat und mir, da ich noch fortweinte, einen Schlag auf den Arm gab.

So hatte für mich eine Leidensschule begonnen, deren Ende nicht abzusehen war. Nie wurde von meinem Vater und meiner Mutter gesprochen, und ich—noch zu sehr ein Kind — gewöhnte mich allmälig an die neuen Verhältnisse und habe lange Jahre Benz und sein Weib für meine Eltern gehalten. Daß ich unter den Mißhandlungen dieser beiden Creaturen nicht geistig und körperlich zu Grunde gegangen bin, darin erkenne ich jetzt die Hand meines Heilands, der, ohne daß ich ihn kannte, in großer Gnade und Treue über mich wachte. Das saubere Ehepaar lag sich beständig in den Haaren; und ich wurde von Jahr zu Jahr mehr der Gegenstand, an welchem beide ihre Wuth kühlten.

Es würde zu weit führen, alle die Scenen des Zankes und der Zwietracht zu schildern, deren Zeuge ich täglich war. Die Ehe war kinderlos; und ich wurde von beiden Seiten als eine Hausplage betrachtet. Als ich nach ihre Meinung alt genug war, um mein Brod verdienen zu können, nahm mich Benz — den ich, wie bereits erwähnt, für meinen Vater hielt — mit sich in die Kohlengrube, um ihm bei seiner Arbeit behülflich zu sein. Aber nie werde ich den Schrecken vergessen, der, um die Grube zu erreichen, mich täglich beim Hinabsteigen des furchtbaren Schachtes erfaßte.

Zum Verständniß meiner Leser wird es indeß nöthig sein, sie in etwa mit der Einrichtung einer Kohlenmine bekannt zu machen. Vielleicht werden die meisten von ihnen bereits wissen, daß, um die Kohle zu gewinnen, ein Schacht oder ein senkrechtes Loch tief in die Erde gegraben wird. Ein solcher Schacht besteht meistens aus zwei Theilen, wovon der eine den Zweck hat, die für die Arbeiter nöthige Luft einzulassen, und der andere zum Hinabsteigen der Leute und zum Befördern der Kohlen dient. Wenn der Schacht die nöthige Tiefe hat, so beginnen die Bergleute nach allen Richtungen hin Gänge auszuhauen, wobei sie stets den Kohlenadern folgen. Da nun diese Gänge sich oft meilenweit ausstrecken, so ist eine beständige Cirkulation der frischen Luft eine unerläßliche Nothwendigkeit; und zwar nicht nur, damit die Grubenarbeiter athmen können, sondern auch um die stets aufsteigenden gefährlichen Gase zu entfernen. Dieses geschieht dadurch, daß man etwa zwanzig oder dreißig Meter von dem ersten Schacht entfernt einen zweiten gräbt und unten beide durch einen breiten Weg mit einander verbindet. Zugleich wird um die Grube ein Gang angelegt, der am Fuße des zweiten Schachtes entweder schräg abwärts oder bis zu dem Fuße des ersten Schachtes schräg aufwärts läuft. Um nun die eindringende Luft nach allen Richtungen, wo die Bergleute beschäftigt sind, zu leiten, sind an verschiedenen Stellen größere und kleinere Thüren angebracht, die, wenn geschlossen, die Zugluft abschneiden, und geöffnet, derselben die gewünschte Richtung bezeichnen. Zudem wird in den schräg aufsteigenden Gängen beständig ein starkes Feuer unterhalten, um dadurch die Cirkulation der von der Hitze angezogenen Luft in den angrenzenden Gängen zu verstärken.

Wie nothwendig indeß das rechtzeitige Oeffnen und Schließen der Thüren ist, um der frischen Luft in den verschiedenen Gängen einen Zugang zu verschaffen, so wird die Wichtigkeit einer solchen Thätigkeit noch dadurch erhöht, daß die gefährlichen Gase, die zuweilen aus den Spalten dringen, sich, ohne Schaden zu bringen, verflüchtigen können. Denn wenn diese Gase Feuer fingen, so würde unvermeidlich bald die ganze Grube in Flammen stehen. Nichtsdestoweniger wurde in jenen Tagen eine Anzahl von Knaben für diese Thätigkeit verwandt, die durch schnelles Schließen der Thüren dem brennenden Gase die Nahrung entzogen, um sich nicht weiter ausbreiten zu können. Die Beschäftigung dieser kleinen Thürschließer war eben keine leichte. In geduckter Haltung preßten sie ihren Körper in eine Höhle, die, in der Seitenmauer der Passage ausgehauen, kaum groß genug war, um hineinkriechen zu können, öffneten hier mittelst eines Seiles die Thüre, sobald ein Geräusch das Herannahen eines mit Kohlen beladenen kleinen Karrens ankündigte, und schlossen dieselbe wieder, sobald der Zug vorüber war.

Die Kohlengrube, in welcher ich meine erste Beschäftigung fand, war, bezüglich der Cirkulation der Luft, eine der schlechtesten und gefährlichsten in dem ganzen Kohlenrevier. Dazu kam, daß die von dem Hauptwege auslaufenden Nebengänge so schmal und niedrig waren, daß die Bergleute stets gezwungen waren, in gebückter Stellung oder gar auf dem Bauche liegend ihre Arbeit zu verrichten. Der Schacht bestand, wie oben bereits erwähnt, aus zwei Theilen, wovon der eine zum Ausströmen der schlechten Luft und zum Auspumpen des sich in der Tiefe sammelnden Wassers, und der andere zum Ein- und Aussteigen der Bergleute und zum Befördern der Kohlen diente.

Es überfällt mich noch jetzt ein unwillkürliches Schaudern, wenn ich jenen kalten, düstern Wintermorgen, an welchem mich Benz zum erstenmale mit sich in die Grube nahm, in mein Gedächtniß zurückrufe. Der Weg, von der öden, freudenleeren Hütte, wo ich mit meinen gefühllosen Pflegeeltern wohnte, war sehr weit; und der kalte Regen, der in Strömen fiel, durchnäßte mich bis auf die Haut, die nur durch einige Lumpen vor der Kälte geschützt war. Das Neue, welches mich jetzt in der Nähe der Mündung der Grube umgab, fesselte jedoch meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich für den Augenblick all mein Elend vergaß. Ich sah, wie eine Menge von Männern und eine Gruppe von Knaben und Mädchen, die vor Kälte zitterten, die weite Oeffnung umstanden, die ich natürlich für einen Brunnen hielt; ich sah dann, wie man über derselben eine halb verfallene Rolle, von welcher aus ein langes Seil in die Tiefe hinabhing, in Bewegung zu setzen begann, und wie einer der Männer sich

das Seil, gleich einer Schlinge, um seine Arme und Füße wickelte und sofort in den Abgrund sank. Den Erwachsenen folgten jetzt zankend, schreiend und lachend die Kleinen, bis ihre Stimmen schwächer und schwächer wurden und endlich gänzlich verstummten. Der finstere Schlund hatte alle verschlungen; Todesstille herrschte ringsum.

Mein Vater war Aufseher dieser Grube und ließ daher die Bergleute hinabfahren, bevor er selbst dazu die nöthigen Anstalten traf. Das plötzliche Geräusch der durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Rolle, mittelst welcher ein langes Seil zum Hinaufziehen der Kohlen in die Tiefe hinabgelassen wurde, fesselte für einen Augenblick meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich mich, von der kräftigen Faust meines Vaters erfaßt, plötzlich und ehe ich es ahnte, über dem schauerlichen Abgrunde baumeln sah. In meiner unbeschreiblichen Angst stieß ich ein jämmerliches Geheul aus, welches zur Folge hatte, daß der darüber erzürnte Mann mich in einer Weise hin und her schüttelte, wie ein großer Hund eine Ratte oder ein Wiesel nach allen Seiten zu schleudern pflegt. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit fuhren wir jetzt zur Unterwelt hinab, während, da ich am Kragen gefaßt war, es mir vorkam, als lösten sich unter dem Gewicht meines Körpers die Kleider von meinem Leibe. Obgleich ich erst sechs Jahre zählte, so erkannte ich dennoch deutlich die Gefahr, in der ich schwebte. Fürchtend, daß meine Lumpen sich vollends von einander trennen würden, wagte ich kaum, Athem zu schöpfen. Unwillkürlich schloß ich meine Augen und umklammerte mit beiden Händen krampfhaft die mich festhaltende Faust, ohne die Stöße zu beachten, die mein Kopf infolge der drehenden Bewegung des Seiles an den Wänden erlitt. Ach! mir war es, als sollte ich den Himmel und die Oberwelt nimmer wieder sehen.

Als wir endlich den Boden erreichten, schleuderte mich der hartherzige Mensch mit einem Fluch und einem Fußtritt von sich. Meine Sinne waren lange Zeit zu verwirrt, um mir über meine neue Lage irgend eine Vorstellung machen zu können. Das erste, was mich meiner Bewußtlosigkeit entriß, war die Erkenntniß, daß ich bis an die Knöchel im Wasser stand, welches, da die schwache Maschine dasselbe nicht zu bewältigen vermochte, gleich einem See sich ausgebreitet hatte. Mein Vater zündete jetzt ein kleines Licht an, und ich sah mich in einem großen, viereckigen, etwa zehn Fuß hohen Raume, der mit Ausnahme des einem Schornstein ähnlichen, über tausend Fuß zur Höhe emporragenden Schachtes, gänzlich verschlossen zu sein schien. Obwohl ich kurz vorher noch vor Kälte an allen Gliedern gezittert hatte, so war im Gegentheil die Hitze dieses Platzes so drückend, daß mir der Schweiß aus allen Poren drang und mir das Athemholen beschwerlich wurde. Jemehr sich indeß mein Auge an das mich umgebende Düster gewöhnte, desto deutlicher erkannte ich zu meiner Rechten und Linken das Vorhandensein kleiner Gänge, aus denen dichte Nebel gleich weißen Rauchwolken hervorquollen. Zwei von diesen waren größer, als die zahlreichen Nebengänge, die ringsumher nach allen Richtungen hin in die Wände gebohrt worden waren.

Mein Vater bereitete sich jetzt zur Arbeit vor, indem er sich der ihn hindernden Kleider entledigte und seine Bergmannslampe zur Hand nahm. Ich erhielt dann die Weisung, in einen der Gänge zu kriechen, den er mir mit seiner schwieligen Hand bezeichnete; und der barsche Ton, in dem er mir seine Befehle ertheilte, ließ mich nur zu deutlich erkennen, daß von meiner Seite jedes Widerstreben nutzlos sein würde. Klopfenden Herzens kroch ich daher in die mir angewiesene finstere Oeffnung, aus der mir eine fast erstickende Luft entgegenströmte; und wie sehr mich auch meine blutenden Knie schmerzen mochten, so wußte dennoch der mir folgende mitleidslose Mensch jede Zögerung dadurch zu verhindern, daß er von hinten meine Beine und Füße mit seinem Knotenstocke fortwährend stachelte. Die Schnelligkeit, zu der ich auf diese Weise gewaltsam angespornt wurde, brachte meinen Kopf plötzlich in eine unsanfte Berührung mit einer hölzernen Thür, die jedoch wie durch einen Zauberschlag geöffnet wurde. Ein unbestimmtes Gefühl, als sollte ich für immer in einen unterirdischen Kerker eingesperrt werden, schnürte mein Herz fast zusammen. Es war stockfinster um mich her und der Raum so beschränkt, daß ich mich kaum von einer Seite zur andern wenden konnte. In der That, wie elend mein Dasein in der Hütte, die ich mein Heim nannte, bisher auch gewesen sein mochte, so gab es dort doch wenigstens Raum, Licht und Luft zur Genüge — ein Umstand, der jene elende Behausung, im Vergleich mit der Oede dieses unterirdischen Kanals, mir als ein Paradies erscheinen ließ.

Während mein Kopf infolge des erlittenen Stoßes fast schwindelte, setzte ich keuchend meine Wanderung fort, indem mich zugleich die Frage beschäftigte, wodurch denn eigentlich das schnelle Oeffnen und Schließen der Thüren bewirkt werden möchte, deren ich noch mehrere zu passiren hatte. Zu meiner Befriedigung erreichte ich endlich einen Gang, der hoch genug war, um einem erwachsenen Manne zu gestatten, auf dem Boden aufrecht stehen zu können. Von diesem Hauptgange aus zeigten sich an verschiedenen Seiten kleinere Ausläufer; und während jener dem Tunnel gegenüber, den wir durchkrochen hatten, seinen Lauf in ziemlicher Breite fortsetzte, führte mich mein Vater zu einem der am äußersten Ende liegenden Seitengänge, den ich bis jetzt in dem Dämmerschein der Berglampe nicht bemerkt hatte. Brummend befahl er mir, hinein zu kriechen, und zwar bis zur nächsten Thür, die ich, sobald sich das Gerassel eines herannahenden Kohlenwagens vernehmen lasse, hurtig öffnen und, sobald die Durchfahrt geschehen, ebenso schnell wieder schließen sollte. Damit ich mir diesen zum Absperren der Zugluft so nöthigen Dienst für alle Zeiten einpräge, begleitete er seinen Befehl mit einer derben Ohrfeige; und um einer wiederholten Einschärfung dieser Art aus-

zuweichen, bückte ich mich, um ohne Widerrede meine Wanderung anzutreten. Jedoch mir Halt gebietend, mußte ich zu meinem Peiniger zurückkehren, um ihm, nachdem er sich rücklings auf den Boden gelegt hatte, die nöthigen Geräthschaften zu reichen. Es war mir ein seltsamer Anblick zu sehen, wie er, nachdem ich ihm seine Spitzhacke und andere verlangten Werkzeuge eingehändigt hatte, sich—den Kopf voran—in einen engen Gang hineinschob, den er Tags zuvor selbst zu graben begonnen hatte, wie er dann am äußersten Ende dieser Höhle sich als Stütze einen Kohlenblock unter den Nacken schob und die Laterne in eine Nische stellte; und wie er endlich, obwohl kaum Raum vorhanden war, seine Spitzhacke gebrauchen zu können, die über ihm hängenden Kohlen loszutrennen begann und dieselben mit seinen Händen und Füßen der Oeffnung zuschob. Es war dieses selbstredend eine höchst beschwerliche Arbeit, deren Verrichtung viele Schweißtropfen kostete und die, da oft derbe Blöcke auf seinen Körper fielen, nicht ganz gefahrlos war.

Ein derber Fluch, der über seine Lippen glitt, weckte mich aus meinen Betrachtungen; und mit einem tiefen Seufzer kroch ich in die mir angewiesene pechschwarze Höhle. Der Weg bis zu der mir angedeuteten Thür, die ich bedienen sollte, schien sich mir bis ins Unendliche auszudehnen; und als ich, an den Wänden umhertappend, endlich mein Ziel erreichte, entdeckte ich zu meiner Linken eine kleine Vertiefung, in welcher ich nach der Weisung meines Vaters Platz nehmen sollte, die aber so enge war, daß ich mich, wenn die geöffnete Thür wieder zufiel, auf den Fersen hockend, gleich einem Igel zusammenziehen mußte, um einem derben Stoße auszuweichen. Auch war der Boden, auf dem ich mich niederkauern mußte, durch das aus den obern Erdschichten niederträufelnde Wasser so gänzlich durchweicht, daß ich mich den ganzen Tag über wie in einem Dampfbade fühlte.

Ich glaube, daß es zu den größten Unmenschlichkeiten gehört, ein Kind in so zartem Alter in ein solch grauenhaftes Grab — hunderte von Klaftern unter der Erde — einzusperren und es zu zwingen, in dieser Einöde und Dunkelheit täglich zwölf bis vierzehn Stunden zubringen zu müssen. Zum Glück war in jener Zeit mein Gemüth zu abgestumpft, um mir eine richtige Vorstellung von meiner Lage machen zu können; denn sonst würde das, was ich in den traurigen Stunden dieses ersten Tages durchgemacht habe, ohne Zweifel meinen Verstand zerrüttet haben.

Es mochten etwa zwei Stunden verflossen sein, als der Bergmann, der am äußersten Ende dieses Ganges arbeitete, seinen Kohlenwagen genügend angefüllt hatte, um ihn in Bewegung zu setzen. Das Geraffel näherte sich und ich öffnete mittelst eines Seiles schnell die Thüre; und von dieser Zeit an folgte Stunde auf Stunde ein solcher Wagen und passirte herwärts voll und hinwärts leer den von mir zu bedienenden Durchgang; und das Oeffnen und Schließen der Thür bildete die einzige Veränderung in meiner einförmigen Beschäftigung.

Da die Räder des Wagens über eiserne Schienen liefen, so konnte das Fortschaffen desselben zweien Knaben aufgetragen werden; aber leider wurde die Fahrt mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die mir keine Zeit ließ, auch nur ein Wort mit den mir in dem Dunkel gänzlich unsichtbaren kleinen Fuhrleuten ein Wort wechseln zu können, die die Kohlen bis zur Sohle des Schachtes schaffen mußten, von wo aus dieselben durch eine Maschine zur Erdoberfläche befördert wurden. Wie nöthig es war, meiner Pflicht, die mir mein Vater in fühlbarer Weise eingeschärft hatte, pünktlich nachzukommen, sollte ich erst später aus eigener Erfahrung kennen lernen; denn da der Knabe, der mittelst einer um seine nackten Lenden geschlungenen Kette den Wagen hinter sich herzog, in gebückter Stellung und, auf Händen und Füßen kriechend, sich fortbewegen mußte, so würde er seinen Kopf zerstoßen haben, wenn das sofortige Oeffnen der Thüre auch nur um eine Sekunde versäumt worden wäre.

Der erste Tag, den ich in dieser trostlosen Lage zubrachte, ging zu Ende; und die Tage, die jetzt folgten, glichen sich, wie ein Ei dem andern. Ich hatte ein lebhaftes, empfängliches Gemüth. Alles machte auf meine Einbildungskraft einen tiefen Eindruck. Es wurde mir nach und nach zur Gewohnheit, in meiner finstern Höhle zu sitzen und über jeden Vorfall, den ich sah und hörte, so lange nachzudenken, bis ich in meiner unreifen Weise das Geheimniß löste oder irgend eine Erklärung für das fand, was irgendwie meine Befürchtung oder Bewunderung erregt hatte. Dadurch sammelte ich mir eine Menge Erfahrungen, die mir nach etlichen Jahren selbst bei älteren Bergleuten ein gewisses Ansehen verschafften. Meine Rathschläge beim Suchen einer verlornen Kohlenader, sowie meine Vermuthungen bezüglich des Vorhandenseins „schlagender Wetter" erwiesen sich fast immer als die richtigsten und stempelten mich in den Augen meiner Mitarbeiter zu einem Wunderkinde. In der That hat der Bergmann unübersehbare Hindernisse zu überwinden, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu ertragen und selbst Lebensgefährlichkeiten auf allen seinen Wegen zu bestehen. Es gibt dort Gefahren, deren er jeden Augenblick ausgesetzt ist, und die, wenn nicht rechtzeitige Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden, nicht selten in einem Nu seinem Leben ein Ende machen. Am meisten zu fürchten sind die gasförmigen Stoffe, Wetter genannt, die, in den natürlichen Höhlen des Kohlenbeckens verschlossen, oft mit erstickender Gewalt dem Arbeiter entgegenströmen, sobald seine Hacke einen solchen Gasbehälter öffnet. Jedoch will ich nur von zwei Arten dieser Wetter berichten, die ich selbst kennen gelernt habe — von den aus Stickgas bestehenden leichten Wettern, welche bei der Nahebringung eines Lichts dasselbe entweder auslöschen oder durch dasselbe entzündet werden, sowie von den schlagenden Wettern, welche beim Herannahen eines Lichts eine furchtbare Explosion bewirken, wodurch die Mannschaft sofort getödtet und die Grube zur Ruine gemacht wird. Die meisten dieser Unglücksfälle entstehen dadurch, daß der Bergmann unvorsichtiger Weise mit seinem Grubenlichte diese Räume betritt. (Fortsetzung folgt.)

Der Christ am Ostermorgen.

Auferstehn aus tiefem Todesschlummer,
Aus des Grabes schauervoller Nacht,
Leis' entrückt der Erde Lust und Kummer,
Zu des ew'gen Morgens Glanz erwacht,
Alles, Alles hinter sich zu lassen,
Was den edlen Geist zum Staube zog,
Wann er das Unsterbliche zu lassen,
Ach! im Traum nur seiner Hüll' entflog!

Aufzublühn in mildern Sonnenstrahlen,
Gleich der Blume, die dem sanften Licht
Sich erschließet im besonnten Thale,
Wenn des Winters harte Decke bricht,
Frei und rein von allen Erdenmängeln,
Der Vollendung neue Bahn zu gehn
Und als Bruder froh gegrüßt von Engeln,
An des Mittlers Gnadenthron zu stehn.

Schuldlos, wie die Kindheit ohne Reue,
In die Tiefe seiner Brust zu schaun,
Und gewiß, daß seiner Gott sich freue,
Jeden Wunsch ihm freudig zu vertraun,
Dort gereift zu schöner Frucht zu finden
Manche Blüthe, die der Sturm hier brach,
Und mit Wonneleben zu ergründen,
Was der ew'gen Liebe Huld vermag.

(Dr. Hugo Reitzke.)

Der einsame Alte.

Wie ist es einsam um mich her!
Und zieht das Heimweh mehr und mehr,
Doch weiß ich, bald wird es gestillt,
Und meines Herzens Wunsch erfüllt,
Des Herzens Wunsch: Daß ich zur Ruh'
Bald schließ' das müde Auge zu —
Und wischt die letzten Thränen hier
Mein Vater von den Augen mir!

Es ist gar einsam und stille hier im kleinen Stübchen! Die kalten Wände starren mich so traurig an, und doch war es nicht immer so. Schon lange ist es her — ja, damals war es anders, da herrschte lautes Leben und Treiben hier und war gar nicht so kalt und leer wie jetzt. In meinen einsamen Stunden denke ich oft und gerne an jene Zeit und bin dann glücklich. Es war eine schöne Zeit, die Zeit meiner Kindheit, wo ich mich hier im kleinen Stübchen mit meinen sieben Geschwistern herumtummelte. Der Vater und die Mutter lebten noch und waren glücklich in den Kindern, und die Kinder wiederum in den guten Eltern. Ich sehe das schöne Bild noch, wenn wir Abends vom Spiele erhitzt und hungrig um den Tisch saßen, und die gute Mutter kaum im Stande war, die vielen ausgereckten Händchen mit Butterbrod zu füllen, und der treue Vater bald hier, bald da einen Zwist beschwichtigen mußte, wenn das eine des andern Butterbrod für vollkommener ansah, oder der dicke Karl dem schwächlichen Dortchen in das seinige gebissen hatte. — Und wie schön war das Bild, wenn wir dann im Gänsemarsch zur Schlafstube zogen: Voran der Vater, dem kleinen Karl auf der Schulter ein: „Hopsa, Hopsa, Reitersmann!" singend; ihm folgte das erste mit dem Licht, das zweite mit einem Krüglein Trinkwasser, das dritte die Kissen des Wiegenbettes auf dem Arme, das vierte das Ueberbleibsel eines Steckenpferdes mitführend, das fünfte mit dem arg zerlesenen Bilderbuch, das sechste die alte Puppe, der Pathe Weihnachtsgabe nachschleppend, und endlich bildete den Schluß des Zuges die Mutter mit klein Trinchen auf dem Arme. Der Vater pflegte oft lächelnd diesen Zug den Auszug aus Egypten zu nennen. Und wirklich, droben im Kämmerlein war auch unser gelobtes Land, dort war es ja, wo die gute Mutter uns die ersten Gebetlein gelehrt, die biblischen Geschichten, vom Christkind, den Englein und dem schönen Himmel erzählte, wo alle frommen Kinder hinkommen sollen. Ja, dort war es auch, wo so herzliche Gebete für uns Kinder von dem Hausaltare aufstiegen zu dem Vater, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und der liebe Gott jeden Abend acht Englein herniederschickte, die Bettlein der Kleinen zu behüten.

Ach, das war schöne Zeit, und wenn ich heute das Wort gute, alte oder goldene Zeit höre, muß ich immer denken: das wird wohl meine goldene Zeit gewesen sein.

Es kam dann andere, ganz andere Zeit und wurde nicht mehr fröhlich gespielt und gesungen. Die Mutter

hatte rothe Augen, und klein Dortchen hat oft gesagt: „Ach, Mama, wein' doch nicht." Aber die Mutter weinte gar viel, und der Vater sang unserm Karl kein: „Hopsa, Reitersmann" mehr! Es war stille geworden, denn die bösen, schwarzen Männer waren schon viermal dagewesen und hatten jedesmal ein mit schönen Blumen und Kränzen geschmücktes Brüderchen oder Schwesterchen im engen Bettlein fortgetragen. Vater und Mutter waren still hinterdrein gegangen, und wenn sie wieder zurückkamen, waren sie allein, und wenn Dortchen die Mutter gefragt: „Wo ist denn's Schwesterchen?" hat die Mutter sich eine Thräne aus den Augen gewischt, Dortchen einen Kuß gegeben und gesagt: „Es ist im Himmel und spielet mit den Engelein."

So ward es stiller und leerer hier, aber auch in der Stille zogen die Tage dahin und nahmen Vieles mit. Wieder war einmal der Lenz ins Land gekommen, und drüben im Gärtchen pflückte ich das erste Veilchensträußchen. Die Sonne schien warm, aber in diesem Stübchen war es trüb und kalt; die Vorhänge waren vorgezogen, und auf zwei Schemeln stand ein enges, schwarzes Bett, darinnen lag die gute Mutter still und bleich. Weinend legte ich das Veilchensträußchen auf ihre Brust unter die drei Wermuthskreuze. Der Vater stand gebeugt neben dem Sarg, die linke Hand auf die Brust gepreßt, die rechte auf der Mutter kalte Stirn gelegt und sprach mit fester Stimme: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" Dann faltete er die Hände, richtete den thränenumflorten Blick gen Himmel und betete: „Du aber, du Gott der Gnade und des Trostes, bleibe bei mir und meinen Kindern! Amen." Die schwarzen Männer kamen dann herein und haben die gute Mutter auch fortgetragen, und im Stübchen gab es einen großen, leeren Platz. So ward es noch stiller, und langsam zogen die Tage vorüber, und wir hofften, daß es bald wieder einmal licht und schön werden sollte. Aber nur wenig Lenze waren ins Land gekommen, und die Blumen auf dem Grabe der Mutter hatten nur wenig geblüht, da hat der liebe Gott eines Morgens zu den Engelein gesagt: „Schwebt nieder zur Erde, und dort im kleinen Stübchen holt die müde Seele heim, denn sie hat genug gelitten." Und die Engelein sind mit den lichten Sonnenstrahlen niedergeschwebt, haben das „Kyrie eleison, ach, mach' mich frei!" des Vaters gehört und seine Seele heim ins Paradies getragen, daß er nach dem Kyrie eleison das ewige Halleluja vor dem Throne des Lammes singen sollte. So ward es gar still und einsam hier, und die warmen Sonnenstrahlen wärmen mir manchmal das Herz mit den lieben Erinnerungen. Mit dieser Einsamkeit bin ich alt geworden, und durch das Flüstern des Abendwindes hör' ich die Melodie:

Nun kommt des Winters Schneegelock,
Das Silberhaar—die Todtenglock'
Und läutet um die Stirne dir
Das ernste Lied vom Scheiden hier.

Und drunten im Thale auf dem kleinen Friedhof ist neben den einfachen Kreuzen meiner Lieben noch ein schmales Plätzchen für einen einsamen, alten Mann. Ich gehe gern dorthin, wo der Pulsschlag der Ewigkeit mir so fühlbar ans Herz schlägt, und durch das Flüstern der Trauerweiden höre ich den süßen Trost heraus:

Eines Tages ganz gewiß,
Wird die Mutter Jesus fragen:
„Wird denn nicht ins Paradies
Bald mein Kind heraufgetragen?"
Und Herr Jesus spricht dann fein:
„Heut' noch soll er oben sein!
Hab' schon Englein hingesandt,
Die ihm unsre Lieder singen,
Aus dem bösen Erdenland
Ihn herauf gen Zion bringen!"

Und ich spreche dann: Herr Jesu, ich halte dich bei deinem letzten Wort, das in der Bibel steht: Siehe, ich komme bald! und bete: Ja komm', Herr Jesu!

Der einsame Alte wird dann heimkommen, wo es nicht mehr leer und kalt ist und durch Christi Blut und Gerechtigkeit vor den Thron des Lammes treten und mit allen Seligen in das ewige Halleluja einstimmen.

(N. N.)

Reisebriefe.

Von Bischof J. J. Escher.

II.

Eine Seefahrt hat für uns Land-Leute immer ihren Ernst, ob nun die Gründe dafür wirklich oder nur eingebildet sind. Eine Reise über das Stille Meer kommt Einem, der noch nie zuvor über dieses Meer gereist ist, noch viel ernster vor, als die Fahrt über den Atlantischen Ocean, über den man auf einem der besseren Schiffe in circa acht Tagen fährt, während es, wenn man westwärts reist, auf dem Großen oder Stillen Meer von achtzehn bis achtundzwanzig Tage dauert. Dort auf dem Atlantischen Meer reist man auch auf den besten Schiffen der Welt, ist auf der Reise unter seinen eigenen Volks- und Landes-Leuten, und findet sich, wenn man hinüber kommt, wenigstens im großen Ganzen in den gewohnten Lebensumständen; die Fahrt über das Stille Meer macht man auf einem, wenn auch ausgezeichnet guten, Frachtdampfer, befindet sich während derselben unter einem

ungewohnten Gemisch von allerlei Leuten, wie sie sich einst am Pfingstfest vorfanden, nur daß hier die „Ausländer" von China die Mehrzahl bilden, und wenn man hinüber kommt, so betritt man das Ufer einer in jeder Hinsicht ganz fremden Welt, und das sogar noch der „Heidenwelt." Vor der Heidenwelt war mir's von kind-auf unheimlich, und wenn ich früher als Missionar dahin bestimmt worden wäre, so wäre ich zwar gegangen, würde aber, wie unsere alten Prediger oft zu sagen pflegten, „das Leben in die eine Hand, und die Bibel in die andere genommen," und mich auf das Märtyrerthum gefaßt gemacht haben. Seit späterer Zeit ist das freilich anders. Immerhin hat eine Seefahrt ihre besonders ernste Seite, das glauben wenigstens diejenigen Seereisenden, die seekrank werden, und auch Alle, die der Meinung sind, „das Wasser habe keine Balken." Aber Ernst, wenn er gemäßigt und mit kindlichem Vertrauen auf Gott gepaart ist, ist in diesem Leben immer und in allen Umständen gut angebracht, und verschönert das Leben, und gibt jeder Lebensrichtung höheren Werth; eigentlicher Ernst ist auch etwas, womit sich weder Unredlichkeit, noch Heuchelei mischen können; er ist eine Eigenschaft der rechten Gottesfurcht, und diese wieder ist der Anfang und eine Wesenheit der rechten Weisheit, der Weisheit, die von oben ist.

Auch uns war es gründlich ernst mit unserer Reise über das Stille Meer, deßhalb bestellten wir uns erst einmal unsere Passage, und das recht frühzeitig, und durch einen Freund, der es redlich und gut mit uns meint, und so kam es, daß wir das beste Zimmer auf dem Schiff bekamen. Hieraus kann man auch eine Lehre ziehen, und das für tausenderlei Lebensumstände und Angelegenheiten der Zeit und der Ewigkeit. Säume, zögere nie mit dem Nöthigen, „auf und dran!" wie Blücher, der Haudegen und Held Preußens, zu sagen pflegte, und aber noch vielmehr, wie der heil. Geist im Wort sagt: „Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch." Das ist schon in irdischen Angelegenheiten eine hohe Klugheit, aber vielmehr noch in den Angelegenheiten des Heils und der ewigen Seligkeit. „Heute, wie gesagt ist, heute!" Was der Mensch für seine unsterbliche Seele thut, das nützet auch dem Leib, und alles, was er thut im Dienste Gottes, unseres Heilandes, das macht ihn besser, glücklicher und nützlicher—adelt ihn in seinem ganzen Wesen und Leben, zur stets höheren Aehnlichkeit mit unserem Herrn Jesus Christus, der unser Vorbild ist. Darum sollte man denn damit nicht zögern.

Weiter sorgten wir für Alles, das heißt, wir bemühten uns frühzeitig, Alles zu besorgen, was nach unserem Ermessen auf der langen Seefahrt, auf der es keine Stationen gibt, und wir zu keinen Stores (Kaufläden) kommen, nöthig sein möchte, oder dienlich sein könnte. Als dann die Zeit eingetreten war, aufs Schiff zu gehen, da war nichts mehr zu besorgen, als höchstens noch die allerneueste Tageszeitung; da konnten wir denn ruhig erst noch ins „Kämmerlein" gehen, wie uns unser Herr angewiesen hat, und uns dann in schöner Ordnung und in Begleitung liebender Freunde aufs Schiff begeben, und die letzte Brücke hinter uns, die uns mit dem Diesseits verband, abbrechen lassen, den auf dem Ufer stehenden Freunden, die nun eben nicht mehr weiter mitgehen konnten, uns aber ihre Glücks- und Segenswünsche und ihr „Gottseimiteuch" mit ihren weißen Taschentüchern nachwehten, so lange sie uns sehen konnten, unser „Behüteuchgott" auf dieselbe Weise zurücksenden, und von so Vielen der Gnade Gottes und dem Geleit seines Engels anbefohlen dahin fahren.

Und so fuhren wir denn nun auch mit unserem großmächtigen Dampfer City of Tokio schnell an dem Goat Eiland und Alcatras vorbei, die schöne Bay von San Francisco hinab, durchs Goldne Thor, den Ausgang ins Meer, hinaus auf das angestüme Meer, und mußten anstatt uns noch eine Zeit lang durch den Blick auf das Ufer am Heimathsland festzuhalten, auf einmal entweder seekrank sein, oder den Seekranken abwarten. Denn der Herr hatte einen Sturmwind erregt, der die Wellen erhob, daß wir schon in der ersten Stunde „gen Himmel fuhren, und in den Abgrund fuhren," „daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener, und wußten keinen Rath mehr," nemlich die Seekranken, also daß wir, die wir nicht seekrank waren, uns der, wenn auch nicht „süßen," Pflicht anstatt der Plaisir hingeben und Krankenwärterdienst versehen mußten — ein Dienst der, wenn die Lehre oder eigentlich der Irrthum und Aberglaube der Römisch Katholischen von der Verdienstlichkeit der Selbstpeinigung und guter Werke wahr und richtig wäre, zu den höchsten Verdienstlichkeiten gezählt werden müßte; jedenfalls scheint die Frage, welches das Schwerste ist, seekrank zu sein, oder einem Seekranken abzuwarten, bis jetzt noch unerledigt zu sein. Ich, der ich nicht seekrank war, würde jedenfalls mit meiner Seekranken, der ich abwarten mußte, getauscht haben; was allerdings auch einen anderen als den in der erwähnten unerledigten Frage enthaltenen Grund haben mochte.

Nachdem es schon dunkel geworden war, passirten wir die Faralone Inselchen, auf deren einer ein Leuchtthurm steht, zur Warnung für die Seefahrenden vor diesen Klippen, und zum Wegweiser nach dem sicheren Hafen. Aber weit heller noch als das Licht auf jenem Thurm leuchtete uns bis fern auf das tobende Meer hinaus ein brennender Busch auf einem der Uferberge Californiens. Es war dies ein so wunderherrlicher Anblick, daß mir's rein unmöglich ist, denselben zu beschreiben. Ich mußte ob dieser Erscheinung beten: „Lieber Gott und Vater, laß doch unsere Evang. Gemeinschaft, ja laß die amerikanische Kirche, laß unser nach dem Bekenntniß christliches Amerika also wie jener feurige Berg westwärts hin auf das Meer der Völker Asiens leuchten; o, laß die Kirche den Sendboten dort im Missionsschiff auf jenem Völkermeer ein mit Missionsfeuer durchglühter, mit der Liebe Christi durchdrungener, helleuchtender Berg sein!" Aber endlich schwand auch dieses Leuchten, sein letzter Schim-

mer, wie ja alles Irdische, die Erde selbst, ein Ende nimmt. Aber ein anderes Licht bleibt uns, die wir im Glauben wandeln, und dieses unser Licht scheint auch mitten in der Finsterniß: „Es ist der Herr."

Aber der hohe Wind, der das Meer so ungestüm machte, mußte uns dennoch auf andere Weise dienlich sein, nemlich den Lauf des Schiffes fördern. Doch auch das nur durch entsprechende Einrichtung und gleich entsprechende Anwendung dieser Einrichtung. Denn was hätte uns auch der Wind nützen können ohne Segel? Und was würden Mast und Segel genützt haben, wenn man die Segel entweder gar nicht oder doch verkehrt ausgespannt haben würde? So ist es auch auf unserer Lebensfahrt über das Meer dieser Zeit und Welt. „Oft wehen hohe Winde hier," und richten Ungestüm um uns her an, daß „sich die Wellen erheben, und wir gen Himmel fahren, und in den Abgrund fahren, und taumeln und wanken, wie ein Trunkener, und keinen Rath mehr wissen"; aber das rechte Verhalten in den Nöthen des Lebens und der richtige Gebrauch der Hülfsmittel, die uns Gott gegeben hat, führen ohne Fehl jedesmal die Erfüllung von Röm. 8, 28 herbei. Selbst von dem an Sturmesgewalt grenzenden Gegenwind, den wir „viele Tage lang" hatten, und der oft die sich jagenden Wellen in grausige Höhen trieb, mußte ich zur Zeit, und muß ich heute noch denken, wie einst ein gottseliger Franzose in allen Widerwärtigkeiten des Lebens, auch als er einst ein Bein brach, zu sagen pflegte: „Wer weiß, wozu es gut ist?" Der Beinbruch, der Jenen nöthigte, in der „Bartholomäusnacht," oder „Bluthochzeit" das Bett zu hüten, hat ihm das Leben gerettet. Es ist der Herr, der mit seinem Sprechen den Sturmwind erregt, daß sich die Wellen erheben, Ps. 107; aber so wie Gottes Walten und Thun nach Paul Gerhardt lauter Segen ist, also ist es besonders auch sein Mitunssein im Sturm und Ungewitter, und das selbst wenn er schliefe, wenn er nur mit uns auf dem Schiffe ist, denn er läßt sich gern und leicht wecken, so man nur rechter Art ruft, und „wenn er gebietet, der Sturmwind sich legt, alles dann wohl, alles dann wohl."

Unser vortreffliches Schiff von 429 Fuß länge, 48 Fuß Breite, über 40 Fuß Höhe, und fünf Verdecken erwies sich ganz ausgezeichnet auf des Meeres Ungestüm; freilich schwankte und taumelte es in solchem Ungestüm dermaßen, daß Alles, was nicht nagelfest war, hin und her geschleudert, vieles auch zerschleudert wurde, und man sich selbst oft mit beiden Händen festhalten, oder innerhalb dem Bretterverschlag des Bettes (bunk) verbarikadiren mußte, um nicht auch hingeschleudert zu werden, aber wenn man sein unten blieb, und die Ports (Seitenfensterchen) verschlossen hielt, so war man dennoch im Trockenen; wollte man aber den Luxus der frischen Luft auf dem Verdeck genießen, so mußte man entweder sein hinter einer Barikade bleiben, oder sich auf ein Sprengbad mit Seewasser, hie und da auch auf ein Tauchbad gefaßt machen. Oder auch wenn man die Ports nicht ganz sicher und fest verschloß, so durfte man möglicherweise sogar in dem state room (Schlafzimmer) ein Sturzbad genießen; wie das dem Herrn J. von Boston und seinen Damen Nachts einmal zu Theil wurde, indem eine Welle das nicht gehörig geschlossene Fensterchen aufschlug, und alle Insassen mit „platsch-wäsch-nassen" Nachtkleidern aus ihren Betten ins Freie trieb. Vorsicht ist immer gut, ungleich besser als Champagner, dem diese Leute ihr unliebsames Naßwerden zu verdanken hatten.

Auf dem Schiff waren wir unser 1100 Seelen, gegen 1000 Chinesen im Zwischendeck, etwa 30 Kajütenpassagiere, und beiläufig 70 Mann Schiffspersonal, mit dem menschenfreundlichen Commodore oder Capitän Maury an der Spitze. Freundlichsein kostet ja nichts, aber es versüßt und verköstlicht das Leben, und wenn man bei dem Freundlichsein auch aufrichtig und redlich ist, so adelt es; wenn Einer aber dabei unaufrichtig und unredlich ist, so ist er Judas des Verräthers und des Teufels Geselle, und da will man es doch noch lieber mit einem Bären zu thun haben, als mit einem solchen. Unser Commodore ist offenbar ebenso redlich, wie er freundlich ist, und weiß so gut mit Kindern fröhlich zu sein, als ein Schiff zu regieren, und beides versteht er ausgezeichnet. Auch die Officiere sind alle recht ordentliche Leute, von denen man kein Unwort vernahm und die, wenn sie überhaupt starke Getränke gebrauchen, es so heimlich thun, daß man's nicht wahrzunehmen vermag. Die sämmtlichen Matrosen sind Chinesen, so das ganze Bedientenpersonal, das sich so lautlos und regelrichtig bewegt, wie eine gut konstruirte Maschine, und wenn sie nicht doch menschliche Gestalt hätten, so möchten sie zur Verfassung der Maschinen gezählt werden. Sogar das Oehlen hat bei ihnen dieselbe Wirkung, wie an einer anderen Maschine, wie ich das an unserm stockchinesischen Tischwärter erfuhr. Uebrigens sind diese chinesischen Tischabwärter den englischen, deutschen u. a. auf dem Atlantischen Meer hierin total gleich. Aber sie sind eben doch keine Maschinen, diese Asiaten, schon in ihrem Wesen nicht, sie sind Mitgeschöpfe unseres Gottes und Schöpfers, Miterkaufte unseres Erlösers, Mitberufene zum Reiche Gottes, und sollen mit uns selig werden. In ihren Lebens- und Berufsfähigkeiten stehen sie wohl kaum hinter den Kaukasiern; man lasse sie nur unter eine bessere Regierung kommen, und die Wirkung einer christlichen Civilisation, oder einfacher und richtiger gesagt, des wahren Christenthums für entsprechende Zeit genießen, so wird diese größte aller Nationen der Erde, die chinesische, die unter dem Heidenthum doch nicht noch tiefer versunken ist, wenig hinter den Völker ersten Ranges zurückbleiben. Das Verhalten der Masse dieser Leute im Zwischendeck ist im Ganzen ordentlicher, als man es unter den Zwischendeckpassagieren auf dem Atlantischen Dampfern findet, aber damit ist doch noch lange nicht gesagt, daß diese Chinesen minder unordentlich sind, als der bei weitem naturkräftigere Europäer ist. Die menschliche Natur wird sich im Ganzen am Ende wohl überall so ziemlich gleich sein; aber die Umstände, mit denen das Dasein eines Men-

schen verbunden ist, kommen in seinem ganzen Wesen und Leben stark in Betracht. Indessen hat doch das willkürliche Verhalten eines Menschen hinsichtlich seiner Charakterbildung noch weit mehr zu bedeuten, und man weiß auch, daß der Mißbrauch guter Dinge, ja selbst die Mißachtung derselben in dem Grad zum Schaden gereicht, in welchem sie durch den rechten Gebrauch genützt haben würden. Wenn also der Europäer, der die „große Seligkeit," d. h. die hohen Vorrechte, mit denen ihn das Christenthum umgibt, nicht achtet, sittlich ungerathener ist, als der Heide, der solche Vorrechte nicht genießt, so ist das noch lange kein Beweis, daß der Buddhismus dem Christenthum vorzuziehen sei, wie mir das „Richter" McC. auf unserem Schiff einzuprägen sich bemühte, wohl aber entschieden das Gegentheil, und das in der schluß- und folgerichtigsten Weise. Um einen richtigen Ausweis zu constatiren, muß man einen Christen nehmen, der christlich glaubt und christlich lebt, muß eine wahrhaft christliche Gemeinde nehmen, und sie mit irgend einem beliebigen Heiden, oder einer heidnischen Gemeinde zusammenstellen! Freilich, eine heidnische Gemeinde gibt es eigentlich gar nicht, das Heidenthum bildet keine Gemeinde, am wenigsten der grundsatzlose Buddhismus, der man sage, was man will, am Ende aus lauter ganz gemeiner Selbstsucht zusammengesetzt ist. Dies zwar alle falschen Religionen. Das Christenthum ist adelnder Glauben der Wahrheit, und reine, sich selbst opfernde, den Nächsten beglückende und Gott ehrende Liebe.

Auf der ganzen lieben langen Fahrt von dreiundfünfzighundert Meilen sahen wir auch kein einziges Schiff, und nur zweimal sahen wir einige Fische. Aber etwas sah ich, und zwar ich allein, als ich an einem der minder stürmischen Tage um den Mittag an der Seite des Schiffes stand und in die Wellen schaute, und was war ein Baumstamm einer tropischen Holzart, mit einem Theil seiner Wurzeln, hier fast mitten auf dem Meer, gut 2000 Meilen vom nächsten Land. Wie ist der dahin gekommen, und warum nur der allein? Die Antwort wird sein: In einer Meeresströmung. Wohl; aber das ist am Ende nur eine halbe Antwort. Die Thatsache jedoch bleibt, der Baumstamm ist dort. Also ist noch Vieles, ob wir es erklären können oder nicht; unsers Wissens Grenzen sind eben noch bei weitem nicht die Schranken des Möglichen, und man wird noch lange genöthigt bleiben, Einiges zu glauben, das man weder verstehen, noch begreifen kann.

Um so höher erfreut waren wir, als man uns endlich am 25 Tag, früh am Morgen, den Fusi-Yama, Japans höchsten Berg in einer Entfernung von gut achtzig Meilen zeigte. So überwältigend war das Frohgefühl über dem Nahesein des Ziels unserer Seereise und Ueberstandensein der Gefahren und Unannehmlichkeiten der nunmehr nahezu überstandenen Fahrt, daß die Begeisterung völlig Meister ward, und man hinab in den Saal und in die state rooms eilte, die noch Schlafenden aufzuwecken, und sie mit dem Ruf: Land! zu Mitgenossen der neuen Freude zu machen. Und wie eilig standen sie auf! Wie bald waren sie auf dem Verdeck! Auf einmal sahen wir auch eine hohe Rauchsäule, die scheinbar bis gegen die Wolken hin ragte. Auf unser Befragen sagte man uns, es sei ein feuerspeiender Berg. Als wir näher kamen, sahen wir den Berg selbst. Unterdessen hatte sich auch das hügelige Ufer Japans gegen Norden hin unserem Blick enthüllt, Fischerboote kamen in Sicht, aber solche, wie wir noch nie welche gesehen hatten, die auch auf eine uns neue Weise vorwärts gerudert wurden, in immer größerer Zahl erschienen, bis wir bei der Einfahrt in die Bay von Yeddo oder Tokio förmlich von ihnen umschwärmt waren. Ob die Leute in den Booten Männer oder Frauen waren, oder beides Männer und Frauen, konnten wir weder an ihrer Kleidung, noch ihrer Gestalt unterscheiden, was freilich mehr unserer Unkenntniß als ihrer Erscheinung wird zuzuschreiben sein. An ihrer Vielen war freilich die Kleidung selten.

Also, nach mehr als 24tägigem Schaukeln und Schwanken, fuhren wir nun die überaus schöne Bay von Yeddo stolz hinauf. Hüben und drüben sind Ufer etwa wie um den Hafen von Cork in Irland, und unten an dem Fuß der Hügel ein Fischerdörfchen und andere, links auf einer Insel der Vulkan, den wir schon seit früh am Morgen sahen. Vor uns, etwas zur Linken, der Fusi-Yama in aller seiner kolossalen Dimension und seiner Schneehülle; eine Erscheinung, die einen, wenn man nicht Größeres und Höheres kennte, wirklich zur Anbetung stimmen möchte. Um den Fusi herum gleichsam ist ein Kranz von kleinen Bergen, auch mit Schnee bedeckt, die aber nur deßhalb so klein erscheinen, weil sie neben einem so viel größeren liegen — ein Umstand, der auch in anderen Kreisen seine Bedeutung hat. Das Panorama ist ein ausnehmend reizendes. Unterdessen kommen wir hin, wo sich die Bay nordwärts umbiegt und hinauf nach Tokio, der Kaiserstadt, dem früheren Yeddo, erstreckt — etwa 20 Meilen. Einer unserer Mit-Passagiere beschrieb mir, als wir noch weit auf dem Meer draußen waren, die Beschaffenheit dieser prächtigen Bay und gab auf meine Frage, wie weit es von der Einfahrt in dieselbe bis Yokohama sei, zur Antwort; Ein und eine halbe Meile. Nun fahren wir aber schon mehr als zwei Stunden lang schnellen Laufs daher, und immer noch können wir, die wir noch nie dort waren, die Hafenstadt nicht sehen. Die schon dort waren, sagen, sie sehen sie. Nun ja, der Glaube schärft auch das Gesicht, mitunter thuts auch die Sehnsucht, manchmal ist auch was man zu sehen glaubt, nur eine „Gemüthsvorstellung." Jener Mann aber, der mir gesagt hatte, es sei nur anderthalb Meilen vom Meer nach Yokohama, gehört zu einer Classe von Menschen, die mehr wissen, als sie je gelernt haben, und die man besonders auf Reisen oft antrifft. Unterdessen kamen wir zur Ankerstätte, denn einen Hafen im eigentlichen Sinne hat Yokohama nicht, wenigstens nicht für größere Schiffe. Diese liegen eine viertel- bis halbe

Meile von der Landung vor Anker. Passagiere und Güterbeförderung zwischen den größeren Schiffen und dem Ufer geschieht mit Ruderbooten und kleinen Dampfschiffen.

Es war ein wunderlieblicher Tag, an dem wir nach Japan kamen. Schon auf dem Schiff wurden wir im Auftrag unserer Missionare freundlich begrüßt, und sodann ans Ufer befördert und nach dem Windsor Hotel geleitet. Man wollte uns auf Jin-ri-ki-schas, zu Deutsch Mann-Wagen hin spediren, aber dazu waren wir jetzt noch zu unverdorben. Ein Mensch soll nicht unser Pferd sein, da gehen wir eher zu Fuß, so lange als uns unsere Füße tragen mögen. So wars uns in ganz gründlichem Ernst. Aber leider! wie es oft mit gutgemeinter Gesinnung geht, so sollte es uns mit dieser Meinungsfassung gehen. Denn kaum hatten wir uns in dem angenehmen Windsor Haus bequem gemacht, und mit einer ruhigen Nachtruhe nach so vielen unruhigen geschmeichelt, so stürmen unsere drei Missionare von Tokio zu uns heran, bewillkommen uns aufs freundlichste und melden uns mit dem nemlichen Athemzug an, daß wir eiligst auf und mit ihnen noch nach Tokio müssen, und da die Strecke zum Bahnhof zum Gehen zu groß, auch die Zeit zu kurz sei, so fährt man mit Jin-ri-ki-schas dahin. Und also, Gewissenskrupel hin oder her, auf diesen Mann-Wägelchen fahren wir zum Bahnhof, unsere Fünfe hinter einander her, dann auf dem Bahnzug nach der Kaiserstadt, dort, spät am Abend angekommen, wieder auf Mann-Wägelchen zu unseren Missionshäusern, werden hier aufs freundlichste von allen Missionsgeschwister empfangen, und finden wieder bei den l. Geschwister Vögelein herzliche Aufnahme, eine erwünschte Ruhestätte und angenehme wahre Heimath.

Tokio, den 22. Jan. 1885.

Perlen.

Wer Luftschlösser bauet, verliert seinen Grund.

Das Gift des Mißtrauens tödtet die Begeisterung.

Eine ehrliche Absicht ist noch kein Beweis für Fähigkeit.

Wer ist reich? Der, welcher genug hat um wohlthätig zu sein.

Wer das Herz in der Bibel hat, der hat die Bibel auch im Herzen.

Erzwungene Ehre ist werthlos; unverdiente Beleidigung ist schadlos.

In der Natur geht Alles nach Gesetzen: sogar Atome und Federn.

Die größten Bäume sind am meisten der Gewalt des Windes ausgesetzt.

Wer nur die Guten als Freunde wählt, gibt Zeugniß von eigener Güte.

Es ist eine Schmach, zu sterben und von Niemand betrauert zu werden.

Bei der Erziehung deiner Kinder, denke an ihr Alter, mehr als an deine Jugend.

Einer Schlange oder einer Tarantel mache ihr Nest nicht streitig, gehe lieber vorbei.

Stelle deinen Kindern nichts vor, das nicht einfach ist, du möchtest ihren Geschmack verderben; aber stelle ihnen auch nichts vor, daß nicht unschuldig ist, du möchtest ihr Herz verderben.

Wahre Liebe erbarmt sich über das Elend Anderer, und beweist dadurch, daß sie echt ist.

Umgang mit der Welt verhärtet oder erweicht das Herz; unbeeinflußt läßt sie Keinen.

Nicht Jeder, den Gott liebt, liebt auch Ihn; wer aber Ihn liebt, wird von Gott mehr geliebt.

Ein guter Freund hat Erbarmen mit dir in deinem Unglück, aber der beste Freund hilft dir.

Der Furchtsame zittert vor der Gefahr; der Feigling in der Gefahr, und der Muthige hernach.

Wir können nicht wahrhaft groß werden, bis wir alle kleinlichen Beweggründe vermeiden lernen.

Moden und Gebräuche verleiten Menschen in allerlei Irrthümer, aber sie rechtfertigen Niemand.

Kein Mensch hat es je bedauert, daß er fromm war und in seiner Jugend das Joch tragen lernte.

„Glück" ist ein scheuer Vogel; Wenige sehen ihn; aber was ein Mensch säet, das erntet er wieder.

Freunde finden, wenn man ihrer nicht bedarf, und Freunde mangeln, wenn man sie gebraucht, kommt öfters vor.

Wenn es eine kleine Selbstverleugnung ist, den Gebrauch des Weines aufzugeben, so thue es um Anderer willen; ist es eine große Selbstverleugnung, so thue es um deinetwillen.

Der Sonntagschullehrer.

Ein Wink für Lehrer.

Ein berühmter Richter besuchte einst eine Sonntagschule in einer östlichen Stadt und wurde vom Superintendenten eingeladen, eine Classe zu unterrichten, und zwar eine Classe von Knaben, welche schon geraume Zeit ohne regelmäßigen Lehrer war, indem mehrere Lehrer dieselbe nach der ersten Probe aufgaben. Der Richter besann sich einen Augenblick, dann nahm er die Classe an. Aber wie nun beginnen? das war die Frage.

Die Lection handelte von den zwölf Jüngern, und der Richter dachte bei sich selbst: „Wenn ich diese Knaben zum Aufmerken bewegen kann, wenn ich sie interessiren kann, dann habe ich gewonnenes Spiel mit ihnen." Nun fiel ihm ein, daß er ein Stück Kreide in der Tasche habe; eine Wandtafel war nicht da, aber er wußte sich zu helfen. Er bat die Knaben ruhig zu sein, damit die andern Schüler nicht gestört würden, dann bückte er sich und zeichnete auf den Boden. „Ich mache hier Zeichen," sagte der Mann, „welche Männer repräsentiren, hernach reden wir darüber." Er hatte noch nicht zehn gemacht, als einer der Knaben sagte: „O wehe, er wird doch nicht über jeden Einzelnen sprechen wollen?" „Nein," antwortete der Lehrer, welcher die Bemerkung hörte; „ich will blos über Etliche einige Worte sagen." Jetzt waren die Jungens aufmerksam; einer sagte: „Lehrer, Sie haben dort einen krummen gemacht." „Gewiß und darüber habe ich etwas zu sagen," war die Antwort.

Nun begann der Lehrer mit der Geschichte der Apostel, und erzählte von Petrus, seiner Treue, seiner Liebe u. s. w., und dann von seinem Fall in der Verleugnung. Einer der Schüler wurde so ergriffen, daß er sich ganz selbst vergaß und sagte: „Der sollte immer krumm gemalt werden." Als aber der Lehrer von Petri Reue, Thränen und Umkehr redete, und wie ihn Jesus nach der Auferstehung behandelte, sagte der nemliche impulsive Knabe: „Bitte, Lehrer, mache ihn grad', es gehört ihm."

Der Richter befolgte den Rath; er sagte, er hätte in seinem Leben nie probirt, eine geradere Linie zu ziehen.

Nun sagte ein anderer Schüler: „Aber dort ist ja eine ganz schiefe Linie, während die andern gerade sind." Nun erzählte der Lehrer die Geschichte vom Judas Ischarioth, wie er alle Gelegenheit hatte, gut und groß zu werden u. s. f. Dann erzählte er von seinem Fall und endlichem Verderben. Einen Augenblick innehaltend, blickte er dann seine Schüler an und fragte: „Was soll man mit ihm thun?" Es war ein Augenblick stille, dann sagte der Impulsive: „Auswischen." Und so geschah es.

Das war das erste Mal seit Monaten, daß der Superintendent keine Mühe hatte mit dieser Classe, aber auch das erste Mal, daß die Classe keine Mühe hatte mit ihrem Lehrer. Die Knaben gingen denkend nach Hause. Nun sagten wohl andere Lehrer: Ja, das kann der, weil er ein angesehener Mann ist; aber die Geschichte zeigt, daß er es konnte, weil er die Aufmerksamkeit der Knaben zu fesseln verstand.

Im Glauben wandeln.

Ein Prediger ritt einst zu Pferd nach seiner Bestellung und kam an einen Fluß; weil er das Wasser nicht kannte, zögerte er hineinzutreten. Ein im Felde arbeitender Bauer rief ihm zu: „Nur vorwärts, Sie sind all recht!" Der Prediger ritt hinein, bis das Wasser an den Sattel reichte, dann hielt er an und blickte zurück.

„Vorwärts! es ist alles recht!" erschallte jetzt vom Feld herüber.

Der Prediger nahm den Mann beim Wort und ritt weiter; freilich mußte er noch tiefer hinein, ehe das Wasser seichte wurde, aber es war alles recht, wie der Bauer sagte. Das heißt man im Glauben wandeln.

G und B.

Ein Prediger besuchte eine alte Mutter in Israel; während der Unterhaltung öffnete er auch ihre Bibel, und fand darin viele Stellen, welche mit einem G bezeichnet waren; andere hingegen hatten G und B. „Was bedeuten denn diese Buchstaben?" fragte der Prediger.

„Ei, das sind Gottes liebe Verheißungen," antwortete die Frau; „manche derselben habe ich gelesen und geprüft, dann mache ich ein G hin; andere aber habe ich nicht nur geprüft, sondern auch erfahren, und sie haben sich an mir bestätigt, Halleluja! Dann mache ich ein G und ein B hin, das heißt dann Geprüft und Bestätigt."

Hier ist eine herrliche Lehre für Jung und Alt, besonders aber für unsere Sonntagschul-Lehrer.

Eine Warnung.

In einem sogenannten „Jungen-Männer-Club," welcher sich fast allabendlich in einem Wirthshaus versammelte, haben sie einen Negerknaben angestellt, welcher außerordentlich begabt war, Leute nachzuahmen und nachzuäffen. Dieser mußte oft Abende lang durch seine Aeffereien und Possen den Club unterhalten, wofür er dann eine kleine Belohnung und auch hie und da einen Schluck Wein bekam. Eines Abends verlangten sie, er solle nun den berühmten Prediger Georg Whitefield vorstellen; dieses zu thun weigerte sich der Junge, allein sie drangen in ihn, er müsse. Nun stellte er sich auf einen Stuhl, und nahm des Predigers Manier und Stimme genau an und sagte: „Ich rede die Wahrheit in Christo,

und lüge nicht; es sei denn, daß ihr Buße thut und euch bekehrt, werdet ihr gewißlich verdammt!"

Diese unerwartete Rede machte einen solchen Eindruck auf die jungen Leute, daß von jenem Abend an nie wieder drei zusammenkamen; der Club ist aufgebrochen, und mehrere der Mitglieder haben ernstlich Buße gethan und sich bekehrt. Gott hat allerlei Wege, um Sünder zu erwecken; wohl denen, die seine Stimme hören!

Kleinkinderclassen.

Das wichtigste Departement in der Sonntagschule ist ohne Zweifel das Kleinkinder-Departement, und dieses braucht eine besonders begabte Person, wenn möglich eine Mutter oder recht mütterlich gesinnte Frauensperson als Lehrerin. Damit ist aber ja nicht gesagt, daß Männer nicht auch solche Classen lehren können. Kleine Kinder können nicht an Regeln gebunden werden, wie die größeren, darum sollten sie, wo immer thunlich, ein Zimmer oder einen Raum für sich selbst haben. Ein Besuch vom Superintendenten schadet nie; aber im Allgemeinen weiß die Lehrerin am besten, ob Fremde in ihrer Classe Nutzen stiften können. Eine Lehrerin der Kleinen sollte nur im dringendsten Nothfall gewechselt werden, und ihre Regeln sollten strenge befolgt werden. Es ist viel leichter eine sogenannte Bibelclasse zu unterrichten, als eine Classe, welche noch nicht lesen kann. Es taugt nicht immer, eine deutsche Kleinkinderclasse nach einem englischen Muster zuschneiden zu wollen, denn die Englischen haben die Sprachvortheile auf ihrer Seite und auch die Alltagschule. Ich wollte lieber eine ganze Gemeinde von Erwachsenen unterrichten und aufmerksam halten, als eine Classe kleiner Kinder. Liebe, Geduld und anhaltender Fleiß sind hier die besten Stützen des ernstlichen Gebets.

Wehe dem, der Aergerniß gibt.

„Mutter, jetzt kann ich aber diesen alten Hut nicht mehr länger tragen für die Sonntagschule, das Band ist so abgetragen, und die Spitzen sind auch fade und bestaubt." So sagte ein Mädchen zu seiner Mutter, als es den besagten Hut traurig in der Hand umwendete und betrachtete.

„Er muß noch eine kleine Zeit halten, Jennie; ich denke nicht, daß die anderen Mädchen viel darauf achten," antwortete die Mutter.

„Es sind nicht die Mädchen, welche ich meine, Mutter; es ist meine Lehrerin. Sobald sie sich gesetzt hat und ihr Kleid zurechtgelegt, die Armspangen gedreht und ihre Backen befühlt, dann blickt sie uns alle an von Kopf bis zu Fuß; hat ein Schüler etwas Neues, dann sieht sie es und redet davon. Ich kann ihre Augen fühlen, wenn ich sie auch nicht sehe, wie sie mich anschaut."

Sind nicht manche junge Herzen, welche gerade auf diese oder ähnliche Weise betrübt werden durch leichtfertige oder flatterhafte Lehrer? O, wenn ihr wüßtet, wie viel Sonnenschein ihr in eines Kindes Herz hineinsenden könnt, blos durch ein paar freundliche Worte, ja, durch einen freundlichen Blick, es würde eure Herzen erweichen, und wenn sie von Diamanten wären. Es ist zu befürchten, daß manches arme Kind und auch seine Eltern gerade durch den unmäßigen Tand und durch solche Eitelkeit von Kirche und Sonntagschule weggetrieben werden. Leset doch recht aufmerksam jene Stelle, welche vom Aergerniß und von einem Mühlstein handelt, ehe ihr irgend ein armes Kind verachtet oder ärgert.

Ein Stücklein christlicher Arbeit.

O, traut, ihr Erzieher, dem Knaben;
Und glaubt an die Kindesnatur;
Meint nicht, sie allein sei die schlimmste
Und stets nur auf Satanas' Spur!
Mit eifriger Treue bewacht ihn,
Doch laßt ihn auch manchmal allein,
Und fehlt er, so sucht ihn voll Liebe,
Und sucht ihm auch ganz zu verzeihn.

So viele verlorene Kinder
Hat Mißtraun zum Abfall gebracht,
Wie sehr sie schon kämpften, hat keiner
Der zürnenden Richter bedacht.
Drum helft ihm im Kampfe zum Siege,
Steht bei ihm mit tröstendem Wort!
Ermuthigt ihn freundlich! es hilft ja
Uns allen der ewige Hort!

Wiederholung.

So nothwendig die zeitweilige Wiederholung der Lectionen ist, gerade so schwer ist es auch, die Wiederholung interessant zu machen. Viele Superintendenten haben die Wiederholung ganz aufgegeben, weil es ihnen nie gelang, erfolgreich zu wiederholen. Keine Form, keine Methode hat sich bei ihnen als passend erzeigt. Dieses ist leicht glaublich, denn nicht Jeder vermag die Schuhe eines Andern zu tragen, und Niemand sollte sich buchstäblich an Formen halten, welche blos Anleitung geben wollen. Die Hauptsache bei der Wiederholung ist zu erfahren, ob die Schüler gelernt, erkannt und dem Gedächtniß eingeprägt haben, was im verflossenen Quartal gelehrt wurde; um dieses am sichersten zu bewerkstelligen, sollte jeder Superintendent und jeder Lehrer die ihm am paßlichsten Methode einschlagen. Vierteljahrsheft und Magazin geben Anleitung, wie zu wiederholen, aber keine Gesetze, daß es gerade so und nicht anders geschehen soll.

Schnapps ist der Feind der Menschheit, gefährlich für eines Mannes Tasche, Heimath, Gehirn, Seele und Leib. Er ist betrügerisch, und jeder Mann und jede Frau im Lande sollte Schutz durch Gesetz gegen diesen großen Feind behaupten.

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Pauli Reise nach Rom.

1. Lection: Apstg. 27, 1 u. 2; 14–26. — Sonntag den 5. April 1885.

1. Da es aber beschlossen war, daß wir in Welschland schiffen sollten, übergaben sie Paulum und etliche andere Gefangene dem Unterhauptmann, mit Namen Julius, von der kaiserlichen Schaar.

2. Da wir aber in ein Adramitisch Schiff traten, daß wir an Asien hinschiffen sollten, fuhren wir vom Land; und es war mit uns Aristarchus aus Macedonien von Thessalonich;

14. Nicht lange aber darnach erhob sich wider ihr Vornehmen eine Windsbraut, die man nennet Nordost.

15. Und da das Schiff ergriffen ward, und konnte sich nicht wider den Wind richten, gaben wir es dahin und schwebten also.

16. Wir kamen aber an eine Insel, die heißt Clauda; da konnten wir kaum einen Kahn ergreifen.

17. Den hoben wir auf, und brauchten der Hülfe, und banden ihn unten an das Schiff, denn wir fürchteten, es möchte in die Syrten fallen, und ließen das Gefäß hinunter, und fuhren also.

18. Und da wir großes Ungewitter erlitten hatten, da thaten sie des nächsten Tages einen Auswurf.

19. Und am dritten Tage warfen wir mit unsern Händen aus die Bereitschaft im Schiff.

20. Da aber in vielen Tagen weder Sonne noch Gestirn erschien, und nicht ein kleines Ungewitter uns zuwider war, war alle Hoffnung unsers Lebens dahin.

21. Und da man lange nicht gegessen hatte, trat Paulus ins Mittel unten sie, und sprach: Lieben Männer, man solite mir gehorchet und nicht von Creta aufgebrochen haben, und uns dieses Leidens und Schadens überhoben haben.

22. Und nun ermahne ich euch, daß ihr unverzagt seid; denn keines Leben aus uns wird umkommen, ohne das Schiff.

23. Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, deß ich bin, und dem ich diene,

24. Und sprach: Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen.

25. Darum, lieben Männer, seid unverzagt; denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist.

26. Wir müssen aber anfahren an eine Insel.

Haupttext: Denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist.—Apstg. 27, 25.

Geschichtliches. — In unserer vorigen Lection haben wir Paulum im Gefängniß zu Cäsarea verlassen, doch war er durch König Agrippa von jedem Verbrechen frei gesprochen. Indem aber Paulus an den Kaiser appellirt hatte, mußte er nach Rom gesandt werden; doch hatte Paulus die Versicherung, daß keine Klagen als Bürger gegen ihn waren; alles, was vorkommen konnte, waren die Klagen hinsichtlich religiöser Punkte. Etwa zwanzig Tage wurden mit Vorbereitungen für die Reise verbraucht, dann hieß es: Auf, nach Rom!

Abfahrt den 21. August A. D. 60; segelt nördlich 67 Meilen nach Sidon.

Den 22. August berührt Sidon, segelt nordwestlich nach Cypern, und dann der Küste Kleinasiens entlang, bis nach Lycien, wo Schiffe gewechselt wurden.

11. September. Man erreichte Gnidus; die Südwest-Spitze Kleinasiens; dann Südwest nach Creta.

Den 23. September. Festtag, oder der lange Tag.

Den 26. September. Man erreichte Gutfurt zu Creta, wo das Schiff in einer Windstille lag.

Den 10. October. Man entschließt sich, nach Phönice zu fahren.

Den 18. October. Die Reise nach Phönice wird angetreten.

Den 19. October. Von einem Nordost (Windsbraut) überfallen.

Den 20. October. Die Ladung über Bord geworfen.

Den 21. October. Die Geräthschaften und Tackelage über Bord geworfen.

Den 1. November. An Malta (Melite) gestrandet.

Also treffen wir Paulus auf seiner längstgewünschten Reise nach Rom. Das Gelenk, welches den Osten mit dem Westen binden soll, wird geschmiedet, und das göttliche Leben in Christo Jesu soll nun trotz allen Hindernissen von den Juden zu den Heiden überfließen; denn was bisher geschehen war in dieser Richtung, war nur vorbereitend; jetzt soll es aber auch unter den Heiden selbstständig werden. Keine Weltgeschichte gibt so viel Einsicht in die Methode der Alten bei ihren Seefahrten, als gerade dieses Capitel; darum ist es auch umso mehr von Bedeutung für alle Leser, besonders aber für die Jugend, welche sich solche Alterthumsstudien zur Aufgabe macht.

Texterklärung. — V. 1. **Da es aber beschlossen war.** Welschland war ein anderer Name für Italien, und wurde so genannt wegen der Sprache, die man dort führte. Die Hauptstadt Italiens war Rom, dort war der kaiserliche Hof, und darum mußte Paulus dorthin. Unter dem Ausdruck **wir** haben wir Pauli Mitgefangene, welche um anderer Ursachen willen ebenfalls nach Rom gesandt wurden, zu verstehen; nur im weitesten Sinne, den man dem Worte beilegen kann, mag man annehmen, es umfasse die ganze Reisegesellschaft. Diese anderen Gefangenen hatten sich entweder auch auf den Kaiser berufen, oder waren wegen Uebertretung besonderer Gesetze zum Gericht nach Rom gesandt. **Dem Unterhauptmann.** Dieser Hauptmann gehörte der kaiserlichen Schaar an, und sein Name (Julius) läßt schließen, daß er ein Adeliger aus dem julianischen Geschlecht war, denn diese Schaar trug ihren Namen Augusta dem Kaiser zu Ehren.

V. 2. **Ein Adramitisch Schiff.** Adramyttis war eine Stadt in Mysien, doch gab es auch eine Insel dieses Namens; weil aber das Schiff in Myra blieb, scheint erstere Annahme die richtigere zu sein. **Daß wir an Asien hinschiffen sollten.** Weil sie an den Küstenstädten Kleinasiens anhalten, also nicht direkt nach Italien fahren sollten. **Es war mit uns.** Lukas schreibt und bezieht sich auf die Reisegefährten, welche in innigem Verband zu Paulus und ihm, „uns," standen. **Aristarchus aus Macedonien.** Dieser gute Mann war viel um Paulus auf seinen Missionsreisen (siehe Cap. 19, 29; 20, 4; Col. 4, 10).

V. 14. **Nicht lange aber darnach.** Sie waren noch

gar nicht lange zur See, als ein Sturmwind sich erhob. **Eine Windsbraut.** Im Griechischen steht „typhonischer Wind," abgeleitet von der heidnischen Gottheit Python, als sei dieser Sturm jener Göttin zuzuschreiben. Die allgemeine Uebersetzung nennt diesen Sturm Nordost, und in Anbetracht der Schiffsrichtung kann man sehen, daß es ein gefährlicher Sturm war.

V. 15. **Und da das Schiff ergriffen war.** Es war außer der Gewalt der Schiffsleute, dasselbe zu lenken, und den Wellen preisgegeben. **Gaben wir es dahin.** Ueberließen es der Macht des Sturmes und den Wellen.

V. 16. **Wir kamen aber an eine Insel.** Diese Insel lag unweit Creta und schien Schutz zu bieten vor der Gewalt des Sturmes, daher suchten sie ihr nahe zu kommen, um Zuflucht zu nehmen zu dem mehr stillen Wasser. **Kaum einen Kahn ergreifen.** Dieses hat Bezug auf ihr eigenes Nothschifflein, welches bisher an einem Strick befestigt nachgeschleppt wurde, nun aber mit großer Mühe aufs Verdeck gehoben wurde.

V. 17. **Und brauchten der Hülfe.** D. h. sie nahmen Stricke und Ketten, zogen dieselben unter den Kiel des Schiffes, um dasselbe vor Spaltung zu bewahren. **In die Syrten fallen.** Die Syrten sind jene gefürchteten Sandbänke an der afrikanischen Küste, südwestlich von Creta. Virgil verlegt den Schiffbruch des Aeneas auf diese Syrten. **Ließen das Gefäß hinunter.** Richtiger: strichen die Segeln ein, ließen den Canvaß herab, den letzten Segel zogen sie ein und überließen sich ganz dem tobenden Elemente.

V. 18. **Da thaten sie des nächsten Tages einen Auswurf.** Weil das Unwetter sie so gewaltig schleuderte, erleichterten sie das Schiff, indem sie vorerst die Ladung, Kaufmannswaaren, über Bord warfen. Die Nacht hatte also keine Legung des Sturmes zur Folge gehabt, deßhalb, um das Schiff mehr lenksam zu machen und die Gewalt der Wellen zu brechen, die Erleichterung.

V. 19. **Am dritten Tag.** Nachdem der Sturm schon drei Tage mit solcher Heftigkeit gewüthet hatte und noch kein Ende zu sehen war. **Die Bereitschaft im Schiff.** Worin diese Bereitschaft bestand, ist nicht angegeben; aber ohne Zweifel waren es die Schiffsgeräthschaften, welche zum Haushalt der Matrosen und Passagiere nöthig waren; es mögen auch die Waffen der Soldaten damit gemeint sein.

V. 20. **Da aber in vielen Tagen.** Seit sie auf dem Wasser waren vom letzten Hafen. **Weder Sonne, noch Gestirn.** Weil man damals den Compaß noch nicht kannte, hatten die Seeleute keinen Führer, wenn kein Land sichtbar war, als die Sonne und Gestirne; nun war aber der Himmel die ganze Zeit bewölkt, und sie hatten ihre Richtung verloren. **Alle Hoffnung dahin.** Sie wurden kleinmüthig und gaben sich verloren, denn jeden Augenblick erwarteten sie die Strandung des Schiffes.

V. 21. **Da man lange nicht gegessen hatte.** Darunter ist kein freiwilliges Fasten zu verstehen; vielmehr waren sie wegen beständiger Arbeit und auch wegen der Schwankungen des Schiffes verhindert, etwas zum essen zu bereiten; dann waren sie wohl auch von Furcht so geplagt, daß aller Appetit vergangen war. **Trat Paulus ins Mittel.** Jetzt muß der Glaube helfen, alle menschliche Hülfe ist fruchtlos. Nun erinnert sie Paulus an die Warnung vor der Abfahrt; also kann dieses Leiden und Schaden eine Strafe sein.

V. 22. **Und nun ermahne ich euch.** Als alle Hoffnung hin war, trat Gott ins Mittel. **Seid unverzagt.** Lasset den Muth nicht sinken. Paulus hatte Grund für seine Ermahnung. **Keines Leben.....ohne das Schiff.** Paulus tröstete das Volk, indem er eine Weissagung macht; aber hatte er Grund? Hier war Gelegenheit, etwas zur Ehre Gottes zu thun, und Paulus war bereit, es zu thun.

V. 23. **Der Engel Gottes, deß ich bin.** Während der Nacht, als die Andern in Verzweiflung waren, hatte Paulus Gemeinschaft mit Gott. An einen Traum ist bei solcher Gefahr nicht zu denken. Pauli Zuhörer waren Heiden, er mußte deßhalb zu ihnen reden, daß sie ihn verstehen konnten. Deß ich bin hat Bezug auf Gott, nicht auf den Engel. Also: der Gott, deß ich bin, hat einen Engel zu mir gesandt.

V. 24. **Du mußt vor den Kaiser gestellt werden.** Also auch in dieser Gefahr sieht Gott ihm nahe; es ist Gottes Wille, Paulus muß nach Rom, und da kann kein Sturm ihn hindern. Doch ist hier zu bemerken, daß selbst Paulus anfing zu zweifeln, denn er erhält die Mahnung, doch ja nicht zu fürchten; erst nachdem er mit Gott geredet hatte, kehrte sein früherer Muth zurück. **Gott hat dir geschenkt alle.** Das ist, auf dein Gebet hat Gott beschlossen, das Schiffsvolk zu verschonen. So kann also das Gebet eines Frommen das Leben vieler Menschen erhalten.

V. 25. **Ich glaube Gott, es wird also geschehen.** Paulus hatte die Macht und Treue des Allerhöchsten erfahren, er wußte an wen er glaubte. Muth ist in allen kritischen Lagen des Lebens eine Hauptsache; aber um Muth zu fassen, ist doch auch ein Grund nöthig: Paulus gründete seinen Muth auf die himmlische Erscheinung, die Schiffleute mußten ihren Muth auf Pauli Worte gründen. Daß der Hauptmann völliges Zutrauen zu Paulo hatte, haben wir schon vor diesem gesehen.

V. 26. **Anfahren an eine Insel.** Dieser Umstand wird vorhergesagt, damit wenn es kommt, desto offenbarer würde, daß Gottes Hand in dieser Sache mitwirke und es nicht von ungefähr also geschah. Auch konnten sie aus der Erfüllung dieses Umstandes schließen, daß alles Andere ebenso wohl in Erfüllung gehen werde, und sie also gerettet werden würden.

Wandtafelerklärung.—Gott erschien einst dem Abraham und sprach zu ihm: „Ich bin dein Schild." Das war die Versicherung des Schutzes Gottes; diese Versicherung gehört jedem Gläubigen. „Fürchtet euch nicht!" erschallt an jedes gläubige Herz. Paulus hatte Gott zum Freunde; vor wem sollte ihm grauen? Kein Sturm, keine Noth kann ihm Schaden zufügen. Ist auch je ein Kind Gottes getäuscht worden? Paulus weiß, daß seine Unschuld offenbar werden müsse, daher konnte er getrost den Mitreisenden Muth zusprechen. Das Bild ist gut, aber die Anwendung müssen wir selbst machen. Ist Gott unser Schild und unsere Zuflucht? Trauen wir ihm, wie dieses unsere Pflicht und unser Vorrecht ist?

Lehre und Anwendung. — Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich, aber er führt sie herrlich aus, und keiner bleibt unerfüllt.

Alle Gefahren, Hindernisse und Trübsale haben soweit noch immer zur Verherrlichung Gottes gedient, und auch Paulus hat nur Ehre davon getragen; dieses lehrt uns, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.

Der Christ begegnet im Leben allerlei Prüfungen, Täuschungen und Gefahren; aber er bleibt ein Christ und sein Gottvertrauen wanket nicht.

Das ist des Gläubigen Freude und Trost, daß die Gemeinschaft mit Gott nie aufhört, und er sich in allen Lagen des Lebens Rath und Trost holen kann.

Gebet ist des Christen Waffe, Schutz, Zuflucht und erste und letzte Hoffnung. Paulus wußte selbst nicht mehr, wo er war; aber Gott wußte es, und Gottes Engel fand ihn in der Stunde der Noth.

Wenn wir Gottes Verheißung haben, sollten wir nicht zweifeln, denn der Glaube des Einzelnen stärkt viele Schwachen.

Illustrationen. — Ein frommer Mann sagte einst, er ruhe auf drei Kissen: Gottes Liebe; Gottes Weisheit, und Gottes Macht.

Melanchthon pflegte zuweilen, wenn voller Befürchtungen und Sorgen; wenn er gar nicht mehr sehen konnte, wie es endlich enden werde, auszurufen: „Philipp, höre auf, die Welt zu regieren!"

Böse Menschen befinden sich in einer so großen Selbsttäuschung, daß sie sich oft anmaßen, die göttliche Vorsehung zu meistern. Sie schauen den Stab im Wasser mit ihrem sinnlichen Auge an, und behaupten er ist krumm, während er doch gerade ist.

Osterlection.

Luk. 24, 13–26. — Sonntag den 5. April 1885.

13. Und siehe, zween aus ihnen gingen an demselbigen Tage in einen Flecken, der war von Jerusalem sechzig Feldwegs weit, des Name heißt Emmahus.

14. Und sie redeten mit einander von allen diesen Geschichten.

15. Und es geschahe, da sie so redeten, und befragten sich mit einander; nahete Jesus zu ihnen, und wandelte mit ihnen.

16. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten.

17. Er sprach aber zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr zwischen euch handelt unterweges, und seid traurig?

18. Da antwortete einer, mit Namen Kleophas, und sprach zu ihm: Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen darinnen geschehen ist?

19. Und er sprach zu ihnen: Welches? Sie aber sprachen zu ihm: Das von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk;

20. Wie ihn unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet haben zur Verdammniß des Todes, und gekreuziget.

21. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist.

22. Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern, die sind früh bei dem Grabe gewesen,

23. Haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe.

24. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe, und fanden es also, wie die Weiber sagten, aber ihn fanden sie nicht.

25. Und er sprach zu ihnen: O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben allem dem, das die Propheten geredet haben;

26. Mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen?

Haupttext: Mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen? — Luk. 24, 26.

Vorbemerkung. Wir geben unseren Sonntagschularbeitern eine Festlection, nebst der regelmäßigen, in der Reihenfolge; sie können nun nach bestem Erachten handeln und ihre eigene Wahl machen.

V. 13. **Und siehe, zween aus ihnen.** Nicht aus den Aposteln, sondern aus den Jüngern; vielleicht den 70, oder aus der Gesellschaft der 120. Wer der eine war, das wird im 18 Vers klar gemacht. **Emmahus.** Der Ort wird nicht gemeldet weil er von Bedeutung oder Wichtigkeit an sich selbst war; sondern vielmehr wegen der Gewißheit der Begebenheit. Dieser Ort lag etwa 9 Meilen von Jerusalem.

V. 15. **Nahete Jesus zu ihnen.** Unvermuthet, als ob er auch ein Reisender wäre, hat er sie eingeholt, oder sie ihn, und ging nun mit ihnen.

V. 16. **Aber ihre Augen wurden gehalten.** Wahrscheinlich durch göttliche Einwirkung so geleitet, daß sie ihren Reisegefährten nicht kannten. Die Absicht war eine gute, denn sie sollten ihn kennen lernen, wie sie ihn früher kannten, und zwar genau, damit sie es bezeugen können wenn es nöthig wird.

V. 17. **Was sind das für Reden.** Jesus stellte die Frage nicht als wenn er nicht wüßte was sie verhandelten, sondern um ihnen Gelegenheit zu bieten sich auszusprechen. **Und seid traurig?** Das traurige Wesen eines Gemüthes offenbart sich durch Niedergeschlagenheit, und daß sie voller Schwermuth waren ließ sich aus Rede und Blick vernehmen.

V. 18. **Kleophas.** Dieser war einer von den 70. Der Vater der Apostel Jakobus und Judas, und ein Bruder des Josephs, welcher war der Mann der Maria, der Mutter Christi; dieser antwortete: **Bist du allein u. s. w.** Die persische Uebersetzung liest: „Diese zween Tage." Der Verstand ist, daß, weil Jesus von Jerusalem zu kommen schien, er doch wissen müßte, selbst wenn er auch nur durchgereist wäre, was sich in den letzten paar Tagen dort zugetragen hatte, indem ja Jung und Alt davon redet und darüber verhandelt.

V. 19. **Welches?** Er stellte sich noch unkundig, um von ihren Lippen eine ausführliche Erzählung zu bekommen, ehe er eine Erklärung gibt. **Das von Jesus von Nazareth.** Nun erzählen sie ihm, daß er von Gott zum Propheten gesalbt und ausgerüstet, aber auch öffentlich bestätigt worden war, und wie sich die Begebenheit zutrug.

V. 20. **Ueberantwortet ..... und gekreuzigt.** Die

Ueberantwortung bezieht sich auf die Ueberlieferung der Person Jesu an den Römer Pontius Pilatus. Aber obwohl dieser das Urtheil fällte, liegt doch die Schuld auf den Juden, und deßhalb auch die Verantwortung. So hat es Petrus, Apstg. 4. 10 dem jüdischen Sanhedrin zur Last gelegt.

V. 21. **Wir aber hofften.** Hier gaben sie nun zu, daß sie ihn als den Messias anerkannten, und Israels Erlösung durch ihn hofften; nun aber wußten sie nicht mehr, was zu denken von der Geschichte, da er todt war. Zwar waren sie nicht ganz hoffnungslos, denn das Gerücht seiner Auferstehung war bereits verbreitet, aber sie wußten nicht wie weit dasselbe wahr sein könnte. **Ist heute der dritte Tag.** Dieses sagten sie wohl nicht so viel um dem Fremdling die Zeit zu bestimmen, als um ihr Bedauern auszudrücken, daß bereits drei Tage verflossen seien, und sie noch keine bestimmtere Nachrichten hätten. Auch liegt darin der wichtige Gedanke, daß der Dritte Tag immer eine wichtige Zeit war bei den Juden, in diesem Falle aber besonders auch, weil Christus selbst gesagt hatte, daß er am dritten Tage auferstehen würde, aber bis jetzt hat er sich noch nicht gezeigt.

V. 22. **Auch haben uns erschreckt.** Durch Gerüchte und Nachrichten unruhig gemacht, so daß wir nicht mehr wissen, woran wir sind, denn wir können es weder annehmen noch verwerfen. **Weiber der unseren.** Diejenigen, welche bei Tagesanbruch beim Grabe waren, um ihn zu salben und einzubalsamieren. **Wir fürchten die Nachricht ist zu gut um wahr zu sein.**

V. 23. **Haben seinen Leib nicht gefunden.** Diese brachten die Schreckensnachricht, daß sie das Grab leer, aber offen gefunden hätten. **Haben ein Gesicht der Engel gesehen.** Die syrische Uebersetzung sagt ausführlich **daselbst**; nemlich bei dem Grabe. **Welche sagen, das er lebe.** Das ist der Punkt, welchen sie weder annehmen, noch verwerfen konnten; sie hofften es sei wahr, aber sie fürchteten das Gegentheil.

V. 24. **Und etliche unter uns.** Als wir die Nachricht vernahmen gingen etliche hin, nemlich zum Grabe **und fanden es also.** Nemlich, daß der Leichnam fort war, und daß nur die leinen Grabtücher noch dalagen. Die Thatsache, daß die Grabtücher da waren, ist übrigens ein starker Beweis, daß der Leichnam nicht gestohlen worden, denn Diebe hätten schwerlich denselben entblößt, und auch noch Zeit verschwendet, die Tücher zu falten und ordentlich hinzulegen. **Aber ihn fanden sie nicht.** Was die Weiber sagten, hat sich alles bestätigt, mit Ausnahme des Punktes, daß sie behaupteten **Ihn** gesehen zu haben, welches den Aposteln nicht widerfuhr. Natürlich schien das den Aposteln fremd, daß er sich den Weibern erzeige, seine Apostel aber im Dunkeln lassen sollte, deßhalb kam es ihnen auch verdächtig, wenn nicht zweifelhaft vor.

25. **Und Er sprach zu ihnen.** Jetzt redet Jesus und macht die beiden aufmerksam auf einige Punkte, welche sie in ihrem Kummer übersehen oder vergessen zu haben schienen. **O ihr Thoren.** Dieser Ausdruck ist natürlich nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu fassen, als wenn ihnen gewöhnlicher Menschenverstand mangelte; sondern ganz mit Bezug auf ihre Schwachheit in diesem vorliegenden Falle die Begebenheiten der letzten paar Tage mit der Heiligen Schrift zu vergleichen und stimmen zu machen; besonders solcher Stellen, welche sich auf Jesu Leiden und Sterben beziehen; es war demnach eine Art Vorwurf, daß sie sich so von den Vorurtheilen ihrer Erziehung einnehmen ließen, daß sie die Wahrheit nicht erkennen konnten. **Trägen Herzens zu glauben.** Diese Worte haben hier den Sinn der Unachtsamkeit; indem sie sich weigerten, den Bericht der Weiber zu glauben, indem doch derselbe genau mit den Weissagungen stimmt.

V. 26. **Mußte nicht Christus;** d. h. mußte er nicht alle die genannten Dinge leiden? War das denn nicht zuvor verkündet? So redet Jesus nun zu den Zweien, und erklärt ihnen den ganzen Rathschluß Gottes im Plan der menschlichen Erlösung. **Zu seiner Herrlichkeit eingehen.** Also wäre dieses der einzig mögliche Weg gewesen, kein anderer war offen, und Jesus war willig daß Werk zu thun, nach der Weissagung der Vorväter und den Propheten.

Also legte Jesus ihnen die Schrift aus bis sie in den Flecken kamen, und dort, am Brodbrechen erkannten sie ihn. Sie eilten dann zurück nach Jerusalem um die Freudenbotschaft den Elfen zu überbringen. Jesus lebt, und er ist wahrhaftig auferstanden. Halleluja!

Lehre und Anwendung. Der Frommen Trost und Zuversicht ist Christi Gegenwart; ohne ihn ist die Seele verlassen und verwaist.

In der größten Trauer und tiefster Noth naht sich Jesus den Seinen oft unvermerkt und bringt ihnen Trost und Labung, denn er will sie nicht in Trauer und Trübsal lassen.

Am Brodbrechen erkannten sie ihn; entweder an der Weise, wie er es brach, oder an den Ceremonien, welche er gewöhnlich damit verknüpfte, und welche ihnen genau bekannt waren.

Die Auferstehung Jesu Christi von den Todten ist der wichtigste aller Lehrpunkte der christlichen Religion, denn so Christus nicht auferstanden ist, so sind wir noch in unseren Sünden und alle unsere Hoffnung ist eitel.

Welche Freude es den Jüngern machte, als sie erkannten, daß es der Herr sei! So sollen auch wir in allen Erlebnissen den Herrn suchen, und was uns auch begegnen mag, wenn wir finden, daß Jesus bei uns ist, wird sich alles Leid in Freude verwandeln.

Pauli Schiffbruch.

2. Lection: Apstg. 27, 27–44. — Sonntag den 12. April 1885.

27. Da aber die vierzehnte Nacht kam, und wir in Adria fuhren um die Mitternacht, wähneten die Schiffleute, sie kämen etwa an ein Land.

28. Und sie senkten den Bleiwurf ein, und fanden zwanzig Klafter tief, und über ein wenig von dannen senkten sie abermal, und fanden fünfzehn Klafter.

29. Da fürchteten sie sich, sie würden an harte Oerter anstoßen, und warfen hinten vom Schiff vier Anker, und wünschten, daß es Tag würde.

30. Da aber die Schiffleute die Flucht suchten aus dem Schiff, und den Kahn niederließen in das Meer, und gaben vor, sie wollten die Anker vorne aus dem Schiff lassen;

31. Sprach Paulus zu dem Unterhauptmann, und zu den Kriegsknechten: Wenn diese nicht im Schiff bleiben, so könnet ihr nicht beim Leben bleiben.

32. Da hieben die Kriegsknechte die Stricke ab von dem Kahn, und ließen ihn fallen.

33. Und da es anfing licht zu werden, ermahnete sie Paulus alle, daß sie Speise nähmen, und sprach: Es ist

heute der vierzehnte Tag, daß ihr wartet und ungegessen geblieben seid, und habt nichts zu euch genommen.

34. Darum ermahne ich euch, Speise zu nehmen, euch zu laben; denn es wird euer keinem ein Haar von dem Haupt entfallen.

35. Und da er das gesagt, nahm er das Brod, dankte Gott vor ihnen allen, und brach es, und fing an zu essen.

36. Da wurden sie alle gutes Muths, und nahmen auch Speise.

37. Unserer waren aber alle zusammen im Schiff zwei hundert und sechs und siebenzig Seelen.

38. Und da sie satt geworden, erleichterten sie das Schiff, und warfen das Getreide in das Meer.

39. Da es aber Tag ward, kannten sie das Land nicht, einer Anfurt aber wurden sie gewahr, die hatte ein Ufer; da hinan wollten sie das Schiff treiben, wo es möglich wäre.

40. Und da sie die Anker aufgehoben, ließen sie sich dem Meer, und löseten die Ruderbande auf, und richteten den Segelbaum nach dem Winde, und trachteten nach dem Ufer.

41. Und da wir fuhren an einen Ort, der auf beiden Seiten Meer hatte, stieß sich das Schiff an, und das Vordertheil blieb fest stehen unbeweglich, aber das Hintertheil zerbrach von der Gewalt der Wellen.

42. Die Kriegsknechte aber hielten einen Rath, die Gefangenen zu tödten, daß nicht Jemand, so heraus schwömme, entflöhe.

43. Aber der Unterhauptmann wollte Paulum erhalten, und wehrete ihrem Vornehmen, und hieß, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Meer lassen, und entgehen an das Land;

44. Die andern aber, etliche auf den Brettern, etliche auf dem, das vom Schiff war. Und also geschahe es, daß sie alle erhalten zu Lande kamen.

Haupttext: Und sie zum Herrn schrien in ihrer Noth, und er sie aus ihren Aengsten führete. Psalm 107, 28.

Geschichtliches. — Was die Geschichte Joseph's ist im Alten Testament, das ist Pauli Reise nach Rom im Neuen Testament — eine ganz vortreffliche Illustration der Wahrheit und der Methode in der göttlichen Vorsehung. Paulus hat lange gewünscht und sogar gebetet für eine Gelegenheit, einmal seine Brüder zu Rom zu besuchen, immer kamen Hindernisse in den Weg, welche er nicht zu controliren vermochte; unter anderen besonders die weite Reise und die damit verbundenen Kosten. Jetzt auf einmal bestellt Gott das Fuhrwerk, und Satan bezahlt die Reisekosten, denn man muß ja nicht vergessen, daß Paulus auf Kosten seiner und des Herrn Jesu Feinde gereist ist. Dazu wird ihm noch kaiserlich-militärische Ehrenwache zur Begleitung mitgegeben. Gott sorgt noch weiter, als er nach Rom kam, waren keine Verkläger da gegen Paulus, und der begleitende Hauptmann gibt einen solchen Bericht von Paulus, daß man ihn nicht ins Gefängniß wirft, sondern er darf sich ein Haus miethen, und kann ein- und ausgehen, wann und wie er will, nur in beständiger Begleitung der Wache; aber was bekümmert die Wache einen Mann, welcher nichts Böses im Sinne hat? Der Gefangene in Rom hat mehr Freiheit, als der Freie zu Jerusalem; und eben weil er als römischer Bürger gesandt wurde, hatte er mehr Einfluß im römischen Lager, als er gehabt hätte, wenn er als Pharisäer gekommen wäre. So haben alle Dinge: der Aufruhr zu Jerusalem, der ungerechte Felix, der unentschlossene Festus, der infame Agrippa, der Sturm, die Bande, alle diese Dinge zum Besten dienen müssen in dieses Mannes Leben. War das nicht ebensowohl der Fall mit Joseph in Egypten? „Ihr habt es Böse mit mir gemeint, Gott aber hat es gut gemeint."

Der Sturm, von welchem die vorige Lection handelte, dauerte zwei Wochen, und jetzt finden wir das Schiff ein Spielzeug der Wellen, keine Hoffnung, daß es das Land erreichen kann, und nur die schon angedeutete Verheißung hält den Muth der Schiffsleute noch in etwa aufrecht.

Texterklärung. — V. 27. **Da aber die vierzehnte Nacht kam.** Also vierzehn Nächte ohne Segel gefahren waren. **Adria.** Der Centralpunkt des Mittelländischen Meers, zwischen Italien und Griechenland. Der ganze Theil des Meeres südlich von Italien wurde adriatisches Meer genannt, selbst der Meerbusen von Venedig gehörte dazu. **Um Mitternacht.** Das Schiffsvolk machte Wahrnehmungen, als wären sie in der Nähe von Land; was die Anzeichen waren, ist nicht gesagt, aber wahrscheinlich erkannten sie es am Getöse der Wellen, welche an den Felsen anschlugen.

V. 28. **Senkten den Bleiwurf ein.** Ein Stück Blei an einem Seil, dieses wurde über Bord geworfen, um so die Tiefe zu messen. Gewöhnlich ist der untere Theil des Bleis mit Fett bestrichen, um an den anhängenden Theilen zu erkennen, ob man lehmigen oder sandigen Grund habe; war das Blei rein, konnte man auf felsigen Grund schließen, welches auch oft an Reibungen und Quetschungen des Bleis kenntlich war; **zwanzig Klafter** (Faden). Der Faden eines Kriegsschiffes betrug sechs Fuß, wäre demnach 120 Fuß gewesen.

V. 29. **Da fürchteten sie sich.** Weil die Tiefe so schnell abnahm, kam Furcht, sie möchten bei der Finsterniß an die Felsen geworfen werden. **Hinten am Schiff vier Anker aus.** Dieses ist nicht die heutige Methode, denn man wirft die Anker gewöhnlich von vornen aus. Als Admiral Nelson vor Copenhagen erschien mit seiner Flotte, welches im Jahr 1801 war, ließ er die ganze Flotte von hinten Anker auswerfen. Nach der Schlacht, welche Nelson gewann, sagte der Admiral: „Ich habe in der Frühe das 27. Capitel der Apostelgeschichte gelesen, und nach jener Begebenheit gehandelt, das hat meine Flotte gerettet." **Daß es Tag würde.** Ein solcher Wunsch ist auch ganz natürlich, denn beim Licht des Tages kann man doch wenigstens noch sehen, ob keine Hülfe möglich ist.

V. 30. **Und den Kahn niederließen.** Weil die Schiffsleute Lebensgefahr sahen, suchten sie sich selbst zu retten, ohne sich um das Volk zu bekümmern, denn es war ja unmöglich, die 276 Personen in dem Nothschifflein zu retten. **Gaben vor.** Unter irgend einem Vorwand wollten sie sich des Schiffleins bemächtigen und dann fliehen.

V. 31. **Wenn diese nicht im Schiffe bleiben.** Abermals legt sich Paulus ins Mittel für das Wohl der Reisenden. Die Erhaltung der Menschen hing zwar nicht unbedingt von dem Verbleiben der Mannschaft ab, aber weil diese mit der Schiffsleitung vertraut waren, konnten sie doch als Mittel Gottes zur Rettung beitragen, und den natürlichen Verlauf fördern; denn Gottes Verheißungen schließen die Mitwirkung natürlicher Mittel nicht aus. Es ist auch zu bemerken, daß es sich um theure Leben handelte, in der Noth aber ist sich Jeder selbst der Nächste; Pauli Drohung feuerte die Soldaten zur Verhinderung des Planes an, denn nach Vers 32 wurden der Hauptmann und Paulus einig, diesen Plan zu vereiteln; der Hauptmann setzte unumschränktes Vertrauen in Pauli Worte. Sie hieben die Stricke durch, und das Nothschiff verschwand in den Wellen.

V. 33. **Und da es anfing, licht zu werden.** Als der vierzehnte Tag anbrach, dieser Tag scheint in den Augen der Seeleute ein entscheidender Tag gewesen zu sein. **Ungegessen geblieben seid.** Das Wort im Urtext bedeutet Fasten, aber nicht im Sinne gänzlicher Enthaltung von Speisen, sondern vielmehr: „Ohne ordentliche Mahlzeiten zu genießen."

V. 34. **Darum ermahne ich euch, Speise zu nehmen.** Diese Ermahnung war nöthig, denn erstens sollte der Genuß den Muth auffrischen, dann aber brauchten sie auch Kraft für das, was noch am Kommen war. **Keinem ein Haar vom Haupte entfallen.** Dieses war eine gewöhnliche Redensart, um völlige Sicherheit zu bezeichnen. Man vergleiche 1. Kön. 1, 52; Matth. 10, 30; Luk. 21, 18.

V. 35. **Nahm er das Brod, dankte Gott.** Also keine Hast, keine Eile bei der Sache, Paulus will seinen Mitgenossen zeigen, daß die Gefahr noch nicht nahe ist; aber er will auch den Heiden zeigen, daß man dem lebendigen Gott unter allen Umständen danken soll; er hatte großen Einfluß, und den will er für Gott verwenden. **Und fing an zu essen.** Dadurch zeigte er sein Gottvertrauen vor den Anderen, und sein Beispiel munterte die Anderen auf.

V. 36. **Da wurden sie alle gutes Muths.** Gerade wie im vorigen Vers angedeutet wurde. Sie blickten auf ihn als ihren Führer und Freund, und jede einzelne Handlung Pauli war geeignet, ihren Muth mehr und mehr zu stärken. Man schaut nicht mehr nach dem Capitän und den Matrosen für Rath und Hülfe; Aller Augen sind auf Paulus gerichtet. Jetzt hat das Evangelium eine Gelegenheit, und Paulus weiß sie auszubeuten.

V. 37. **Zweihundert sechsundsiebenzig Seelen.** Der Schreiber hatte genaue Kenntniß von allem, und führt die Zahl genau an. Hatte doch Paulus gesagt, keine einzige Person würde umkommen! Und um wie viel mehr sieht man Gottes wunderthätige Hülfe in der Errettung so vieler Seelen!

V. 38. **Erleichterten sie das Schiff.** Sie hofften, eine Erleichterung würde dem Schiff günstig sein, wenigstens würde ein Anprall nicht so hart sein. Jedenfalls glaubten auch Alle, daß Paulus die Wahrheit gesagt hatte, und nun mochte Alles verloren gehen, wenn nur das Leben gerettet ist.

V. 39. **Kannten sie das Land nicht.** Sie sahen Land, sobald es tagte, aber weil der Sturm sie so verschlagen, wußten sie nicht, wo sie waren. Die Karten waren damals noch nicht im Gebrauch. **Einer Anfurt wurden sie gewahr.** Sie erspäheten einen Busen, und sahen auch ein flaches Ufer, deßhalb dachten sie, weil Land auf beiden Seiten sei, könne man sich leichter retten.

V. 40. **Ließen sie sich dem Meer.** Sie lösten die Anker, und auch die Ruder, dann hoben sie den Segel, um sich an das Ufer werfen zu lassen.

V. 41. **Stieß sich das Schiff an.** Eine Landzunge, welche sich in das Meer hinaus erstreckte; da stieß das Schiff wider und brach in Stücke.

V. 42. **Die Kriegsknechte hielten Rath.** Sie mußten Rechenschaft geben für die Gefangenen; konnten sie das nicht, dann stand ihr Leben auf dem Spiel, und sie glaubten, es sei ein schlechter Trost, dem Meer zu entrinnen, nur um durchs Schwert umzukommen.

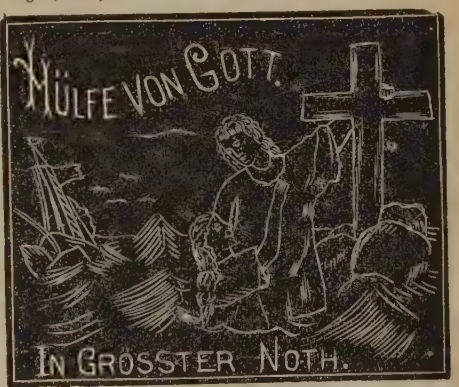
V. 43. **Wollte Paulum erhalten.** Abermals muß Pauli Einfluß ins Mittel treten zur Rettung. Der Hauptmann wollte ihn retten, denn er wußte genug, um einzusehen, daß Paulus kein gewöhnlicher Mensch war, und vor den Kaiser mußte! **Wehrte ihrem vornehmen.** Er ließ es nicht zu, sondern traf Vorkehrungen, daß sich retten sollte, wer schwimmen könne. Die so Geretteten wären dann in Bereitschaft, den Anderen zu helfen.

V. 44. **Und also geschah es, daß sie alle erhalten.** Gottes Verheißung wurde erfüllt. Dank der genauen Beschreibung von Lukas kann der Ort heute noch genau gezeigt werden. Zwar ist die Bucht nicht mehr da, denn die Stürme haben große Veränderungen hervorgebracht, und ein enger Canal hat sich durchgewaschen, so daß die Erdzunge jetzt eine kleine, etwa 300 Fuß vom Festland entfernte Insel (Salmonette) bildet.

Lehre und Anwendung. — Der Nachfolger Jesu ist ebenso wohl den Stürmen dieses Lebens ausgesetzt, als der Ungläubige; aber eben diese Stürme offenbaren den wahren Charakter, der im Menschen ist. Was heiteres Wetter decken und verbergen kann, das bringt ein Sturm ans Licht.

Der Weltmensch ist nur auf sich selbst bedacht; der Himmelsbürger ist um das Wohl aller Menschen besorgt; davon gibt Paulus in dieser Lection ein schönes Beispiel.

Wie immer sich auch ein Kind Gottes zu den Begebenheiten des Lebens verhalten mag, wenn es eine Gelegenheit gibt, Jesum zu bekennen, dann kann es nicht schweigen, auch mitten im Sturme nicht.



Wandtafelerklärung. — Der Mensch kann in Umstände und Verhältnisse kommen, wo kein fleischlicher Arm stark genug ist, ihm zu helfen, und er gesteht sich selbst ein, daß nur Gott helfen kann. Wenn der Mensch im Glauben lebt, kann er die Hand Gottes schauen, wo der Sünder verzweifelt. „In größter Noth, kommt Hülfe von Gott." Der Herr selbst hat seinen Engeln befohlen, für seine Kinder Sorge zu tragen. Hier gilt mit Recht das Dichterwort:

„Heiße dein Schifflein nur,
Folgen der Wellen Spur;
Gott ist der Steuermann,
Der es recht leiten kann.

Gott war am Ruder, sonst wäre Paulus umgekommen! Gott leitet die Lebensschicksale aller seiner Kinder; wohl Dem, der sich in seine Hand legen und ruhig sein kann.

Illustrationen.—Gott wirkt. In eine Fabrik kam einst ein Besucher in ein Zimmer, in welchem auffallender Weise nur zwei starke lederne Bänder zu sehen waren; eins ging beständig aufwärts, das andere mit gleicher Beständigkeit abwärts. Dieses konnte der Zuschauer nicht begreifen, besonders als man ihm sagte, daß es ein und dasselbe Band sei; als man ihn aber in ein anderes

Zimmer führte, konnte er es sogleich einsehen. Gerade so geht es auch mit den Menschen, wenn sie oft Gottes Handlungen und der Menschen Thun gegen einander vergleichen, aber sie wirken dennoch harmonisch zur Verherrlichung Gottes.

Folget mir. Ein Reisender in den Alpen wurde einst mit seinem Führer von der Nacht überfallen, da er noch tief im Gebirge war. Es überkam ihn eine große Furcht, und er fing an, zu jammern. Der Führer war ganz getrost, und sagte dem Reisenden: „Seien Sie unverzagt, und folgen Sie mir, dann ist keine Gefahr." Und so war es auch. So ist es mit dem Gläubigen, so lange er Jesum folgt, ist keine wirkliche Gefahr vorhanden, denn der Herr ist bei ihm.

Ende der Reise.

3. Lection: Apstg. 28, 1–15. — Sonntag den 19. April 1885.

1. Und da wir auskamen, erfuhren wir, daß die Insel Melite hieß.

2. Die Leutlein aber erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an, und nahmen uns alle auf, um des Regens, der über uns gekommen war, und um der Kälte willen.

3. Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammen raffte, und legte es aufs Feuer, kam eine Otter von der Hitze, und fuhr Paulo an seine Hand.

4. Da aber die Leutlein sahen das Thier an seiner Hand hangen, sprachen sie unter einander: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meer entgangen ist.

5. Er aber schlenkerte das Thier ins Feuer, und ihm widerfuhr nichts Uebels.

6. Sie aber warteten, wenn er schwellen würde, oder todt niederfallen. Da sie aber lange warteten, und sahen, daß ihm nichts ungeheures widerfuhr, verwandten sie sich, und sprachen, er wäre ein Gott.

7. An denselbigen Oertern aber hatte der Oberste in der Insel, mit Namen Publius, ein Vorwerk; der nahm uns auf, und beherbergte uns drei Tage freundlich.

8. Es geschahe aber, daß der Vater Publi am Fieber und an der Ruhr lag. Zu dem ging Paulus hinein, und betete, und legte die Hand auf ihn, und machte ihn gesund.

9. Da das geschahe, kamen auch die andern in der Insel herzu, die Krankheiten hatten, und ließen sich gesund machen.

10. Und sie thaten uns große Ehre, und da wir auszogen, luden sie auf, was uns noth war.

11. Nach dreien Monaten aber schifften wir aus in einem Schiff von Alexandrien, welches in der Insel gewintert hatte, und hatte ein Panier der Zwillinge.

12. Und da wir gen Syracus kamen, blieben wir drei Tage da.

13. Und da wir umschifften, kamen wir gen Region; und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des andern Tages gen Puteolen.

14. Da fanden wir Brüder, und wurden von ihnen gebeten, daß wir sieben Tage da blieben. Und also kamen wir gen Rom.

15. Und von dannen, da die Brüder von uns höreten gingen sie aus uns entgegen, bis gen Appifer und Tretabern. Da die Paulus sahe, dankte er Gott, und gewann eine Zuversicht.

Haupttext: Da die Paulus sahe, dankte er Gott, und gewann eine Zuversicht. — Apst. 28, 15.

Geschichtliches. Der Schiffbruch fand am 1. Nov. A. D. 60 statt. Die Mannschaft überwinterte auf Malta bis zum 8 Februar 61; dieses war die Zeit, an welcher nach Pliny die Schiffahrt wieder anfing. Malta liegt etwa in der Mitte des Mittelländischen Meeres zwischen Europa und Afrika; etwa 60 Meilen von Pasjaro, der nächste Landpunkt auf Sizilien. Die Insel ist 17 Meilen lang, 9 Meilen breit und etwa 60 Meilen im Umfang. Die Bewohner waren phönicischen Ursprungs, und stammten in zweiter Instanz von Carthago in Afrika. Damals war die Insel unter römischer, jetzt ist sie unter britischer Herrschaft; die Sprache ist arabisch. Hier finden wir also Paulum auf dieser Insel; wäre er wohl je hierhergekommen wenn nicht ein Sturm das Schiff verschlagen hätte? Aber auch hier hat Gott Arbeit für seinen Diener, und er kann sie unterwegs versehen, denn einstweilen geht ja keine Zeit verloren.

Die Insel ist gegenwärtig eine der wichtigsten Besitzungen von England; sie besitzt einen Hafen wie es keinen zweiten gibt in der Welt, und von Malta aus regiert England sozusagen das Mittelländische Meer. Die Einwohner sind sehr fleißig, und auf der ganzen Insel ist kaum eine Handgroß Land, welches nicht unter Bebauung wäre. Die besten Brodfrüchte baut das Volk zur Genüge, und minder gute Sorten werden jährlich noch tausende von Buscheln exportirt. Der Wein von Malta soll dem spanischen gleichstehen. Salz und Soda wird sehr viel fabrizirt und exportirt. Die Bienen von Malta sind es, welche den berühmten aromatischen Honig bereiten, deßgleichen man sonst in der Welt nicht findet. Die gegenwärtige Hauptstadt der Insel ist Valetta; früher war es Vecchia, wo auch heute noch ein Bischoffitz existirt, und das Schloß der Malteser-Ritter steht.

Auf dieser Insel finden wir in der heutigen Lection Paulum und seine Mitgenossen; alle gerettet, wie es verheißen war.

Texterklärungen. V. 1. **Erfuhren wir, daß die Insel Melita hieß.** Natürlich war das, das erste Bestreben der Schiffbrüchigen, zu erfahren wo sie eigentlich angelandet seien. Daß es das heutige Malta ist, daran liegt nicht der geringste Zweifel.

V. 2. **Die Leutlein aber.** Dieses Wort Leutlein heißt eigentlich „Barbaren," zwar nicht nach dem Sinne des Wortes, wie wir es heute verstehen, sondern blos weil sie eine fremde Sprache redeten; denn es war weder hebräisch, noch griechisch, noch lateinisch. Die Sprache ist wie das Völklein selbst, arabischer Abkunft. Manche Schreiber behaupten die Phönizier hätten Malta direkt angesiedelt; andere aber sind der Meinung, die Einwohner seien von Phönizien nach Charthago und erst später nach Malta gekommen. **Zündeten ein Feuer an.** Die Einwohner hatten den Ruhm der Menschenfreundlichkeit, und Lukas schreibt also blos sein Zeugniß zu einer längst bestätigten Wahrheit. Daß diese Leutlein ein Feuer anzündeten, ist hier bemerkenswerth, denn einmal muß es schon ein großes Feuer gewesen sein, und dann ist zu bedenken, daß Malta selbst kein Holz hat; es mußte demnach erst zusammengelesen werden am Ufer hin und her.

V. 3. **Da aber Paulus einen Haufen Reiser.** Der Apostel richtete sich nach dem deutschen Knabenrecht;

„wer sich wärmen will, bringe Holz;“ er schämte sich nicht seinen Mitgenossen einen Liebesdienst zu erweisen. In den Reisern war Gefahr versteckt. Es geschieht gar oft, daß da, wo man es am wenigsten ahnt, Gefahr für uns lauert. **Kam eine Otter von der Hitze.** Dieses ist eine sehr giftige Schlange, und ihr Gift ist mehr als gewöhnlich gefährlich. Diese Schlange hatte sich in den Reisern versteckt, und bereits erstarrt gelegen, wurde aber durch die Hitze belebt und herausgetrieben. **Fuhr Paulo an die Hand.** D. h. sie biß sich fest, so daß die Leutlein sehen konnten, daß Paulus verloren sei, indem das Gift schnell tödtet. Merke: Gott wollte dieses Völklein nicht blos zur Freundlichkeit gegen Paulus und seine Genossen vorbereiten, sondern er wollte auch die Herzen für den Empfang von Pauli Predigt bereit machen.

V. 4. **Dieser Mensch muß ein Mörder sein.** Als nemlich die Leute sahen daß Paulus von der Schlange gebissen worden, kamen sie auf den Gedanken, er müsse ein Mörder sein, daß er ein Gefangener war, hatten sie bereits entdeckt. Die Ursache, warum sie ihn für einen Mörder hielten, war: weil die Schlange an seiner Hand hing, dachten sie: mit dieser Hand müsse er die That begangen haben. **Welchen die Rache nicht leben läßt.** Die Rache wurde bei den Heiden als eine Gottheit verehrt, welche den Bösen verfolgt, und den, welchen kein Gesetz erreichte, bestrafte. Sie meinten also: obgleich dieser Missethäter dem Meer entronnen ist, so tödtet ihn die Rache nun doch.

V. 5. **Schlenkerte das Thier ins Feuer.** Es scheint, er ließ das Thier lange genug hängen, daß es alle sehen konnten, dann schüttelte er es ab, daß es ins Feuer fiel; gerade als wollte er den Leuten zeigen, daß er der Sache Herr sei.

V. 6. **Da sie aber lange warteten.** Die Leute schienen auf die Wirkung des Giftes zu warten, denn sie kannten die Symptome des Schlangengiftes in einer Wunde. Vielleicht hatten sie eine oder zwei Stunden gewartet, ohne daß auch nur die geringste Wirkung zu vermerken gewesen wäre. **Er wäre ein Gott.** Das sind die Folgen des Aberglaubens; immer Extreme: erst ein Mörder, jetzt ein Gott (man vergl. Cap. 14, 11. 12).

V. 7. **Der Oberste in der Insel, mit Namen Publius.** In der Gegend, wo die Schiffbrüchigen landeten, hatte der Landvogt oder Gouverneur der Insel Ländereien und wohnte daselbst. Dieser Mann bot den Schiffbrüchigen Gastfreundschaft an und beherbergte sie drei Tage lang. Das war keine Kleinigkeit, eine solche Anzahl Menschen drei Tage zu erhalten.

V. 8. **Zu dem ging Paulus hinein.** Der Vater des Landpflegers lag krank darnieder. Paulus aber gedachte natürlich vor allem Gott zu verherrlichen, dann aber auch dem Landpfleger seine Gastfreundschaft zu belohnen, ging zu dem Manne hinein und betete, legte die Hand auf ihn und machte ihn gesund.

V. 9. **Da das geschah, kamen auch die andern.** In der Ursprache heißt es, daß ein Getümmel entstand, und man die Kranken herbeidrängte, welches ja auch leicht zu glauben ist.

V. 10. **Und sie thaten uns große Ehre.** Bereiteten auch allerlei Speisen für die Reise. Die Leute kannten keine Ehre, ohne Geschenk, welches eigentlich in einem Sinne auch richtig ist.

V. 11. **Nach dreien Monaten aber.** Wahrscheinlich hatte das Schiff hier überwintert und den ersten guten Tag nach der Eröffnung der Schifffahrt benutzt, um nach Italien zu kommen. **Hatte ein Panier der Zwillinge.** Es war gebräuchlich, daß jedes Schiff sein Zeichen hatte, nach welchem es genannt wurde; das war das Gallionbild, auch Puppe genannt, und befand sich vornen an der Spitze. Dieses Schiff hatte als Gallionbild die berühmten Zwillingsbrüder Castor und Pollux; diese beiden wurden als Söhne des Jupiter und der Leda gehalten, darum wurde ihnen ja auch ein Sternzeichen gegeben, und viele Schiffer erwählten sie als Schutzgötter. Doch muß Niemand meinen, daß der Apostel sich an solche Zeichen gekehrt habe.

V. 12. **Und da wir gen Syracus kamen.** Dieses war eine berühmte Stadt auf der Insel Sizilien, sie heißt jetzt Saragossa. Einst war es die schönste Stadt im griechischen Reiche und hatte einen aus Mauern erbauten Hafen.

V. 13. **Und da wir umschifften.** D. h. sie fuhren um die Insel, vielleicht war der Wind nicht günstig. Etwa 80 Meilen von Syracus lag Region (Rhegium), diese Stadt hat ihren Namen von Abreißen, denn Sizilien soll hier einst durch Land mit Italien verbunden gewesen sein. **Gen Puteolen.** Also am zweiten Tag kamen sie zu Puteoli an. Diese Stadt trug ihren Namen von den Quellen, welche in ihrer Nähe gefunden werden und sehr heiß sind. Dieses war die italienische Hafenstadt für alle egyptischen Schiffe.

V. 14. **Da fanden wir Brüder.** Merkwürdig ist es immerhin, daß man gar keine Nachricht hat, wie eigentlich das Evangelium nach Rom kam; gewiß aber ist es, als Paulus in Italien festen Fuß faßte, fand er Brüder, und es scheint, sie waren mit ihm bekannt und erwarteten ihn sogar. Der Hauptmann bewilligte eine Ruhe von sieben Tagen, dann trat man die Reise nach Rom zu Fuß an.

V. 15. **Da die Paulus sah.** Von Rom kamen Brüder dem Paulus entgegen, denn sie hörten, er sei am Kommen. Das stärkte seinen Muth, denn man kann sich wohl vorstellen, daß es ihm nicht so ganz wohl zu Muth war. Er freute sich, denn er sah nun der Gefangenschaft freudig entgegen. Daß es ihn aufmunterte, weil Brüder, welche er noch nie gesehen, ihm eine ganze Tagreise entgegenkamen, ist nicht zu verwundern, denn Paulus hatte wahrlich schon genug gelitten, um sich nach einem stillen Hafen zu sehnen. Und nun jetzt: sein langersehntes, oft gewünschtes Ziel so nahe: Rom. Er gewann Zuversicht.

Wandtafelerklärung. — Was die vorige Wandtafel andeutete, das soll uns die heutige erfüllt zeigen. Sie wurden alle gerettet. Pauli Gebet wurde erhört, und Gott half. Nun mußten aber auch die Leutlein auf der Insel noch mit dem Gott bekannt werden, welchem Paulus diente, und dazu fand sich bald Gelegenheit. Kein Leben verloren! Alle gerettet! Ueber dem Feuerschüren hat sich dem Paulus eine giftige Schlange in die Hand festgebissen; ein gewöhnlicher Mensch hätte sterben müssen. Aber hat nicht Gott gesagt: Sie werden Schlan-

gen vertreiben? u. s. w (Mark. 16, 18). So finden wir auch hier Paulus unverzagt; das Gift berührt ihn nicht, und Gott wird abermals verherrlicht. Als nun Paulus in Italien landete, und anstatt verachtet oder verlassen allein stehend, von Brüdern herzlich empfangen wird, da faßte er Muth und gewann eine Zuversicht. Diese Lection soll auch uns Muth geben und zum Gottvertrauen reizen.

Lehre und Anwendung. — Wenn ein Unglück uns befällt, dann ist der erste Gedanke: was wir noch Alles gerettet haben. Die Gedanken an das Verlorene kommen nachher (Ps. 118, 18). Daher sollte Dankbarkeit unsere erste Pflicht sein. Gott meint es gut.

Auch dem Allerärmsten kommt einmal eine Zeit, da er Jemanden Gutes erweisen kann.

Verleumder sind wie die Otter; sie fallen jeden Menschen an, der sie in ihrer Ruhe stört. Bringe sie ans Feuer der Gerechtigkeit und des Gerichts, und du wirst bald genug ihre Zähne verspüren.

Es gibt keinen Gegenstand, über welchen wir Menschen mehr irren und mehr Unrecht thun, als in der Beurtheilung unserer Mitmenschen, besonders aber hinsichtlich ihrer religiösen Motive.

Selbst in Ketten und Banden hat Gott sich zu seinem Knecht und Apostel bekannt, indem er Wunder und Zeichen durch ihn that.

Keine gute That bleibt unbelohnt. Der Landpfleger bewirthet die Schiffbrüchigen, dafür wird sein Vater geheilt.

Illustrationen.—Rahab beschützt die Spione, dadurch rettet sie sich und ihre ganze Freundschaft. Die Sunemitin setzt einen Tisch für den Propheten, dafür gibt er ihr den Sohn wieder. Jesus borgt Petri Schifflein als Kanzel, dafür schenkt er ihm einen Zug von Fischen, daß das Schifflein fast sinkt. Maria und Martha bewirthen den Herrn, dafür erweckt er ihren Bruder von den Todten.

Gott läßt sich erbeten, sich zu seinen leidenden Kindern zu bekennen, und wenn er es thut, dann geschieht es, selbst wenn ein Wunder dabei geschehen müßte.

Paulus zu Rom.

4. Lection: Apstg. 28, 16–31. — Sonntag den 26. April 1885.

16. Da wir aber gen Rom kamen, überantwortete der Unterhauptmann die Gefangenen dem obersten Hauptmann. Aber Paulo ward erlaubt zu bleiben, wo er wollte, mit einem Kriegsknechte, der seiner hütete.

17. Es geschahe aber nach dreien Tagen, daß Paulus zusammen rief die Vornehmsten der Juden. Da dieselben zusammen kamen, sprach er zu ihnen: Ihr Männer, lieben Brüder, ich habe nichts gethan wider unser Volk, noch wider väterliche Sitten; und bin doch gekommen aus Jerusalem übergeben in der Römer Hände.

18. Welche, da sie mich verhöret hatten, wollten sie mich los geben, dieweil keine Ursache des Todes an mir war.

19. Da aber die Juden dawider redeten, ward ich genöthigt, mich auf den Kaiser zu berufen; nicht als hätte ich mein Volk etwas zu verklagen.

20. Um der Ursache willen habe ich euch gebeten, daß ich euch sehen und ansprechen möchte; denn um der Hoffnung willen Israels bin ich mit dieser Kette umgeben.

21. Sie aber sprachen zu ihm: Wir haben weder Schrift empfangen aus Judäa deinethalben, noch kein Bruder ist gekommen, der von dir etwas arges verkündigt oder gesagt habe.

22. Doch wollen wir von dir hören, was du hältst. Denn von dieser Secte ist uns kund, daß ihr wird an allen Enden widersprochen.

23. Und da sie ihm einen Tag bestimmeten, kamen viele zu ihm in die Herberge, welchen er auslegte und bezeugete das Reich Gottes, und predigte ihnen von Jesu aus dem Gesetz Mosis, und aus den Propheten, von früh Morgens an, bis an den Abend.

24. Und etliche fielen zu dem, das er sagte; etliche aber glaubten nicht.

25. Da sie aber unter einander mißhellig waren, gingen sie weg, als Paulus ein Wort redete, das wohl der heilige Geist gesagt hat durch den Propheten Jesaiam zu unseren Vätern,

26. Und gesprochen: Gehe hin zu diesem Volk, und sprich: Mit den Ohren werdet ihr es hören, und nicht verstehen, und mit den Augen werdet ihr es sehen, und nicht erkennen;

27. Denn das Herz dieses Volks ist verstockt, und sie hören schwerlich mit Ohren, und schlummern mit ihren Augen, auf daß sie nicht dermaleins sehen mit den Augen, und hören mit den Ohren, und verständig werden im Herzen, und sich bekehren, daß ich ihnen hälfe.

28. So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist das Heil Gottes; und sie werden es hören.

29. Und da er solches redete, gingen die Juden hin, und hatten viel Fragens unter ihnen selbst.

30. Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge, und nahm auf alle, die zu ihm einkamen;

31. Predigte das Reich Gottes, und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten.

Haupttext: So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist das Heil Gottes. Apstg. 28, 28.

Geschichtliches. — Rom war der Mittelpunkt des großen Reiches, welches von den Ufern des Euphrats im Osten bis an den Atlantischen Ocean im Westen reichte. Die Donau und der Rhein bildeten seine Nordgrenze und die Sahara in Afrika seine Südgrenze. Zur Zeit dieser Lection war das Reich größer als die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa zusammen. Palästina war ungefähr der sechshundertste Theil des Reiches, und die ganze Einwohnerzahl betrug 120,000,000. Die Stadt Rom hatte um diese Zeit die alte Mauer überschritten und hatte keine äußere Mauer. Augustus rühmte sich, er habe eine Stadt aus Backsteinen gefunden, und habe eine Stadt aus Marmor hinterlassen. In einem Umkreis von etwa zwölf Meilen wohnten mehr als zwei Millionen Menschen, von denen etwa die Hälfte Sklaven waren. Diese zusammengedrängte Masse war die Stadt Rom. Was hier getrieben wurde, geschah alles in Extremen, ob es nun Reichthum oder Armuth war; ob Sklaven oder Freie, alles war übertrieben.

Hier finden wir nun Paulus, in dieser Weltstadt, welche von den Repräsentanten aller Nationen bewohnt war. Hier war eine christliche Gemeinde, welche bereits einen großen Einfluß gewonnen hatte. Paulus war der erste Apostel, welcher je durch diese Straßen einzog,

aber seine Wirksamkeit in Rom hatte einen unbeschreiblichen Einfluß auf die ganze civilisirte Welt, welches die Kirchen- und Weltgeschichte deutlich beweist.

Tagebuch der Begebenheiten:—Den 1. März 61 kommt Paulus nach Rom, den 4. März redet er die Juden an. Von 61–63 Gefangener zu Rom. Im Herbst 62 schrieb er die Episteln an die Epheser, an die Colosser, an Philemon; und frühe im Jahr 63 wurde Paulus freigelassen und besuchte dann Antiochien, Colosse und Ephesus. Am 19. Juli 64 wüthete der große Brand in Rom, welcher sieben Tage dauerte. Diesen Brand schrieb man den Christen zu, und die erste Verfolgung nahm ihren Anfang. Im Jahr 65 wurde Paulus zum zweiten Mal gefangen genommen und im folgenden Jahre enthauptet. Im Jahr 70 wurde Jerusalem durch Titus zerstört. Diese Lection schließt Pauli Wirksamkeit in Rom ab.

Texterklärungen. — V. 16. **Ueberantwortete der Unterhauptmann die Gefangenen.** Alle Staatsgefangenen standen unter der Aufsicht eines besonderen Beamten, an diesen mußte nun auch Paulus und die anderen Gefangenen abgeliefert werden. **Aber Paulo ward erlaubt zu bleiben.** Aus welcher Ursache Paulus zu so vielen Vorrechten berechtigt war, ist nirgends angegeben, aber es war jedenfalls Bericht von der ganzen Reise und wohl auch von seinem ganzen Leben vorhanden. Es war Gunst von den Höheren — aber auch vom Allerhöchsten! **Mit einem Kriegsknecht, der seiner hütete.** Ob er an den Soldaten angeschlossen war, oder ob er blos unter gewöhnlicher Bewachung war, ist nicht entschieden, doch nimmt man an, weil es so gebräuchlich war, daß Paulus mit der rechten Hand an die linke des Soldaten gefesselt war.

V. 17. **Daß Paulus zusammenrief die vornehmsten der Juden.** Obwohl die Juden früher von Rom verbannt waren, scheinen sie doch jetzt wieder Freiheit genossen zu haben. Die Obersten, d. h. die Einflußreichsten derselben. **Ich habe nichts gethan wider unser Volk.** Paulus hatte eine doppelte Absicht in dieser Vertheidigung: 1. Sollten die Juden wissen, daß er unschuldig verklagt wurde, und 2. will er auch in Rom den Juden wieder zuerst das Evangelium verkünden. Er hatte nichts gethan, das den Juden oder ihren Gebräuchen Nachtrag hätte thun können; denn ob er gleich allenthalben erklärt hatte, daß die Heiden diese Gebräuche nicht halten brauchten, so hat er doch nie einen Juden davon abgemahnt.

V. 18. **Wollten sie mich losgeben.** Die Juden hatten ihn überliefert, die Römer hatten ihn verhört, aber keine Schuld gefunden. Die Römer sprachen ihn frei. Apstg. 23, 29; 24, 23; 25, 25; 26, 32.

V. 19. **Ward ich genöthigt, mich auf den Kaiser zu berufen.** Als Jude hätte Paulus eigentlich sich nicht auf den Kaiser berufen sollen, aber er zeigt nun, daß es lediglich geschah, um sein Leben zu retten. Gegen sein Volk hatte er keine Klage. Es ließ sich in Rom nicht spaßen wie zu Jerusalem! Wenn Paulus Klage geführt hätte gegen die Juden als römischer Bürger, dann hätte er ihnen großen Schaden zufügen können, doch er versichert sie, daß er keine Klage führen werde. Nur um sein Leben zu retten, that er diesen letzten Schritt.

V. 20. **Um der Ursach willen habe ich euch gebeten,** d. h. um ihnen den wahren Sachverhalt darzuthun, daß obwohl er ein Gefangener sei, solches keineswegs seine Schuld wäre, und so wenig er Klage gegen sein Volk führen wolle, so wenig wollte er ihnen zu einem Schandfleck gereichen. **Denn um der Hoffnung willen Israels.** Das ist entweder wegen des Glaubens an Jesum, den Messias, oder wegen der Hoffnung der Auferstehung der Todten, welche die Juden durch den Messias erwarteten. **Mit dieser Kette umgeben.** Dieses deutet an, daß Paulus gefesselt war, und also nicht gehen konnte, wie er wollte, sondern allezeit einen Soldaten an seiner Seite hatte.

V. 21. **Wir haben weder Schrift empfangen.** Es war also den Juden von Rom keine Klageschrift zugesandt worden; auch waren keine Verkläger persönlich erschienen. Der Grund ist deutlich: wären sie gekommen, und gegen einen römischen Bürger aufgetreten, dann hätte es ihnen leicht das Leben gekostet. Daß weder Schrift noch Kläger da war, ist ein schöner Beweis von Pauli Unschuld.

V. 22. **Doch wollen wir von dir hören.** Weil er den Messias anführte, wollten sie Näheres von ihm erfahren über diesen Punkt. Es war ihnen von Interesse zu hören, ob denn Jesus von Nazareth wirklich der Messias sei. **Denn von dieser Secte ist uns kund.** Das scheint bewiesen zu sein, daß die Juden von Jerusalem Gelehrte in alle Welt aussandten, um das Volk vor dieser Secte zu warnen und deren Anhänger als Gotteslеugner zu verschreien, ob aber dieses schon um diese Zeit geschehen war, ist nicht bewiesen.

V. 23. **Und da sie einen Tag bestimmeten.** Auf einen bestimmten Tag kam eine große Anzahl zusammen, wahrscheinlich in der Wohnung Pauli. **Welchen er auslegete.** Er verkündigte ihnen die Beschaffenheit des Evangeliums, und zeigte aus den Schriften der Propheten, daß das Reich Gottes, welches sie erwarteten, bereits gekommen sei. **Und predigte ihnen von Jesu,** d. h. er überzeugte sie aus ihren eigenen Schriften, daß Jesus der Erwartete sei. Es scheint, der Apostel hatte besonders zwei Punkte im Augenmerk: 1. Daß das Reich Gottes geistlicher, nicht weltlicher Natur sei, und 2. daß Jesus von Nazareth eben die Person sei, durch welche Gott das Reich aufrichte. **Von früh Morgens an, bis an den Abend.** Natürlich war das nicht blos eine fortdauernde Predigt, sondern eine Besprechung aus Fragen und Antworten.

V. 24. **Und etliche fielen zu dem.** Hier ging Jesu Gleichniß in Erfüllung. Der Same wurde gesäet, aber nicht aller fiel auf gutes Land. Doch waren immer etliche, welche das Wort annahmen.

V. 25. **Unter einander mißhellig.** Sie wurden uneinig, doch kann man es auch verstehen, daß selbst die, welche nicht glaubten, uneinig wurden in ihren Ansichten, wie das ja auch im hohen Rath zu Jerusalem der Fall war. **Das wohl der heilige Geist gesagt hat.** Als Paulus die Wirkung seiner Rede sah, führte er die Stelle des Propheten Jesaias 6, 9. 10 an. Diese Stelle wird im Neuen Testament sechsmal angeführt; mehr als irgend eine andere Stelle. Weil aber eine Verschiedenheit des Ausdrucks herrscht, kann man wohl sehen, daß es den Aposteln weder um die Grundsprache, noch um die Uebersetzung, sondern nur um den Geist der Sache zu thun war. Vgl. Matth. 13, 14. 15; Mark. 4, 12; Luk. 8, 10; Joh. 12, 41; Röm. 11, 8.

V. 26. 27. Dieses ist die angeführte Stelle und Paulus deutet dieselbe so: Mit leiblichen Ohren werden sie das Evangelium hören, aber den geistlichen Sinn fassen sie nicht. Sie sehen die Wunderwerke, aber kehren ihr Herz nicht daran, denn ihr Herz ist durch Verweltlichung unempfindlich und ungeschickt geworden, daß sie die Augen mit Vorsatz schließen. Sobald Jemand seinen Zustand sieht, und dann das angebotene Heil erkannt, muß er doch sicherlich zum Arzt eilen; wenn aber der Verstand nicht erleuchtet ist, dann ist auch keine Genesung möglich. Wer die Augen mit Gewalt schließt, kann doch nicht genesen!

V. 28. **So sei es euch kund gethan.** Um dieser Ursache willen, weil die Juden nicht wollten, hat Gott

beschlossen, selig zu machen Alle, die sein Wort hören und glauben, also auch die Heiden. **Sie werden es hören.** Das konnte Paulus aus Erfahrung bezeugen, denn er hatte ihnen ja schon lange genug gepredigt. Die Worte Pauli waren ein Verweis für die Juden, um ihrer Hartherzigkeit willen.

V. 29—31. Der 29 Vers ist in den ältesten M. S. nicht gefunden. Die Thatsache aber ist sehr natürlich. **Zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge.** Manche Schreiber nehmen an, es sei Pauli Freunden gelungen es soweit zu bringen, daß er auf Ehrenwort von der Wache befreit wurde, aber die Stadt nicht verlassen durfte. **Predigte das Reich Gottes.** Die Christenverfolgung hatte also noch nicht begonnen. Lukas beschließt seine Geschichte demnach, während Paulus ein Gefangener war. Warum er später die Geschichte nicht fortsetzte ist natürlich nicht bewußt, daß aber Lukas noch kurz vor Pauli Tod lebte und bei ihm war, geht aus 2. Tim. 4. 11. hervor; es ist daher ein Irrthum anzunehmen, Lukas sei gleich nach Pauli Befreiung gestorben. Es ist eine große Lücke in der Geschichte Pauli, und man möchte fast sagen, es ist schade daß sie nicht ausgefüllt ist; denn die fünf Jahre nach der Gefangenschaft waren noch sehr bedeutungsvolle Jahre. Vielleicht war die ausbrechende Verfolgung schuld, vielleicht sind auch Schriften zerstört worden, und verloren gegangen. Sicher ist jedoch, daß die Juden es nicht unternahmen vor dem Kaiser als Verkläger aufzutreten gegen Paulum.

Lehre und Anwendung. Willst du Gottes Vorsehung erkennen lernen? Lies Pauli Reise nach Rom und seine Wirksamkeit daselbst; siehe, wie alle Dinge dazu dienen mußten, ihm in seiner Wirksamkeit förderlich zu sein.

Zweierlei Folgen zeigen sich allenthalben, wo Gottes Wort gepredigt wird, — Einige nehmen es an, Andere verwerfen es. Die nemliche Sonne schmilzt Wachs, welche Lehm verhärtet. Gott will, daß alle Menschen gerettet werden, geschieht es nicht, dann ist es weil sie unwillig sind zu hören und zu befolgen. Dadurch wird der Mensch moralisch zum Selbstmörder.

Hindernisse und Mühsalen können den wahren Arbeiter nicht bewegen, die Waffen niederzulegen; er arbeitet bis die Nacht kommt, da Niemand mehr arbeitet.

Pauli Grab ist durch kein Denkmal verewigt, aber sein Leben ist unvergeßlich. Gott beerdigt seine Arbeier, aber das Werk besteht fort. Ein Grabstein zeigt, wo wir gestorben sind, und begraben liegen; Pauli Denkmal zeigt wo er gelebt hat.

Illustrationen. Im Krimkrieg hatten die russischen Soldaten einmal sehr viel vom Durst zu leiden. Eine feindliche Bombe fiel ins Lager und grub sich tief in den Grund ein, dann zerplatzte sie mit furchtbarer Gewalt; bald darauf floß ein Strom Wasser dort aus der Erde hervor und das Heer war gerettet. Das war nicht des Feindes Absicht.

Der nemliche Regen und Sonnenschein, welche dem lebensfrischen Baum zum Wachsthum und Gedeihen dienen, sind auch die erfolgreichsten Agenten, dem alten, todten Baum zur Verwesung zu helfen.

Wandtafelerklärung. Es war der Wunsch des Apostels erfüllt, wir treffen ihn zu Rom: zwar als ein Gefangener, aber in seinem eigenen Gedinge. Er kann empfangen wen er will, und kann auch ausgehen wenn er will, doch beständig unter Aufsicht eines Soldaten. Als Gefangener predigt er so oft sich Gelegenheit bietet, und seine Besucher sind nicht nur ihm, sondern auch dem Herrn Jesum willkommen, auf welchen er sie alle hinweist. Aber auch in Rom kann er es nicht lassen, den Juden zu sagen, daß auch den Heiden die Gnadenthüre geöffnet ist. Das Leben und Wirken des großen Heidenapostels, wie wir es in den Lectionen des vorigen Quartals betrachtet haben; zeigen uns, daß Gott als Lenker unserer Schicksale allweise ist und alles zum Besten lenkt. Wohl dem, der auf ihn trauet!

Mit unsern Lesern.

Im Märzheft des Magazins ist in der Antwort über die Größe des Territoriums Dakota ein sinnentstellender Fehler in der Satzbildung eingeschlichen und übersehen worden. Es sollte heißen: Das ganze Territorium, nicht blos der Theil, welche zum Staat gemacht werden soll, ist größer als die sechs Neuengland-Staaten.

H. C., Neb. 1. Kann man aus Matth. 26, 30 und Mark. 14, 26 beweisen, daß Jesus gesungen hat?

Antw. Ja, denn erstens hat man damals den Lobgesang immer gesungen, und zweitens ist Luthers Uebersetzung die einzige, welche gesprochen sagt. Alle andere, die uns gerade vorliegen, geben es: gesungen.

2. Wie haben wir die Stelle Jes. 38, 8 zu verstehen, ging die Sonne zurück, oder blos der Schatten?

Antw. Die Sonne ist am Himmel nicht zurückgewichen, sondern nur der Schattenzeiger auf der Sonnenuhr. Das Wunder wurde aber nicht nur im Palast bemerkt, sondern auch die Babylonier haben es beobachtet. Man muß viele dieser Stellen bildlich verstehen; z. E. der Mond ist ein großes Licht, 1. Mose 1, 16; ebenso auch in Joel, wo es heißt, die Sonne würde bei Tag untergehen, und viele andere. Doch, indem wir ganz von Herzen an das Wunder glauben bei der Geschichte, so kann es auch gar nichts schaden, wenn man glaubt, die Sonne sei am Him-

mel zurückgewichen. Es ist kein Punkt, der sich auf unsere Seligkeit erstreckt; und die Gelehrten sind nicht einig. Wie kann man unter Umständen erwarten, daß Ungelehrte übereinstimmen?

P. A. F., Kans. 1. Wie ist das Wort unseres Heilandes nach Matth. 11, 14 und Joh. 1, 21 zu harmonieren?

Antw. Beide Stellen beziehen sich auf Johannes den Täufer. In Joh. 1, 21; als man ihn fragte, ob er Elias sei, sah Johannes sogleich, und Jedermann sieht es, daß sie Elias den Thisbiter im Augenmerk hatten — der war er nicht! In Matth. 11, 14 steht in Klammern, (so ihr es wollt annehmen): Er ist Elias, d. h. wenn ihr es richtig versteht, auffaßt, dann ist der Täufer Elias (aber nicht der Thisbiter, sondern der in Maleachi 4, 5 verheißene). Man hat den Täufer Elias genannt, weil seit den Tagen Elias kein zweiter Prophet so mächtig Buße predigte, und solchen Eifer für den Herrn an den Tag legte. Johannes der Täufer war Elias, nicht in der Person, sondern im Charakter.

2. Hat unser Heiland auch die Propheten als Diebe und Mörder erklärt in Joh. 10, 8, wo er sagt: „Alle die vor mir kamen, sind Diebe und Mörder gewesen"?

Die Stelle hat Bezug auf Alle, welche vor ihm „gekommen sind," und sich für das ausgaben, was Er in Wirklichkeit war, nemlich als den Messias.

W. B., Dakota. 1. Kann ein Christ in irgend Etwas zu gewissenhaft sein?

Antw. Nein! Aber es gibt Fälle, in welchen aus Mangel an Erkenntniß das Gewissen irre geleitet werden kann nach beiden Extremen. Eines anderen Menschen Gewissen nach unserem eigenen beurtheilen zu wollen, zeigt Anmaßung, welche keinem Christen zusteht. Wir haben uns nicht nach anderer Menschen Ansicht zu richten, wenn unser Gewissen vom Wort und Geiste Gottes erleuchtet ist.

2. Ist es auch recht, daß ein Prediger oder sonst Jemand einer Person sagt, sie sei zu gewissenhaft, und müsse gleichgültiger werden?

Antw. Nein! Aber man hat diesen Ausdruck doch schon gebraucht, und so qualifizirt, daß der Sinn war: „Hättest du bessere Einsicht, dann würdest du anders handeln." Es kommt also auf die Qualification des Wortes an, den Sprichwörter und Redensarten hinken oft.

H. S., Dakota. 1. In wie weit ist es erlaubt, bei Sonntagschul- oder Gemeindewahlen im Interesse eines Mannes zu schaffen?

Antw. Daß der Fragesteller der Meinung ist, es sei erlaubt, geht aus seiner Frage deutlich hervor, denn die Nachfrage sucht blos Feststellung über das „Wie weit." Nun, es kann angenommen werden, daß zwei oder drei Männer als Candidaten für ein Amt aufgestellt sind. Mann kann im Interesse des Einen arbeiten, so lange man vorurtheilsfrei und unparteiisch bleibt, und nicht so sehr interessirt ist, daß man gegen die Andern ungerecht und lieblos wird. Was aber an sich nicht unrecht sein mag, ist doch nicht immer zulässig, noch schicklich, daher würden wir Niemand rathen, in der Kirche „Politik" zu treiben. Verstanden?

2. Ist es einem Glied unserer Kirche erlaubt, sich geheimen Gesellschaften, z. E. den „Grangers" anzuschließen?

Antw. Unsere Kirchenordnung schweigt über diesen Punkt; wenn man aber auf die Stimme unserer kirchlichen Organe merkt, so ist der Sinn der Kirche gegen solche Verbindungen. — Ueber das Gewissen lese man Antw. 1 an W. B. in dieser Nummer.

T. H., Wis. 1. Wie entzündet sich die Elektricität (d. h. wie entsteht der Blitz)? 2. Wie entsteht der Donner, besonders sogenannte peals of thunder? 3. Was haben wir unter dem feurigen Gefährte des Elias zu verstehen? 4. Ist Blutessen Sünde, und wie versteht man Offenb. 16, 6?

1. 2. Der Blitz ist der Entladungsfunke, welcher von Wolke zu Wolke, oder auch zur Erde überschlägt, wenn die Spannung der Elektricität hinlänglich groß ist. Auf seinem Weg verwandelt der Blitz den Sauerstoff der Luft in Ozon, daher der sogenannte Schwefelgeruch, nachdem es eingeschlagen hat. Man unterscheidet zweierlei Elektricität, nemlich positive und negative; d. h. wirkende und empfängliche. Wenn nun zwei beladene Wolken nahe genug zusammen kommen, daß die anziehende Kraft stark genug ist, dann entsteht durch die Berührung die Entzündung, gerade so, wie man dieses bei einer elektrischen Maschine ganz deutlich sehen kann, das ist der Blitz. Diese Entzündung kann man auch bewerkstelligen, wenn man im Finstern eine Katze gegen die Haare streichelt. Der Donner ist das durch die Entzündung der Elektricität entstehende Geräusch, welches man bei einer elektrischen Maschine ebenso deutlich, nur in geringerem Maßstab wahrnehmen kann. Die unterschiedlichen Arten des Getöses vom Donner haben ihre Ursache in der mehr oder minder gewaltsamen Ausdehnung, welche die dem Blitz zunächst gelegenen Luftschichten durch Erhitzung erleiden, und der eine sofortige Zusammenziehung der äußeren Luftmassen folgt, da die ungleiche Erwärmung sich sehr rasch ausgleicht.

3. Unter dem Gefährte des Elias haben wir vielleicht eine glänzende Wolke von bestimmter oder unbestimmter Form zu verstehen. Ob man nun behauptet, es sei die Form von einem Gefährte gewesen, oder eine andere beliebige Form, thut nichts zur Sache. Mag sein, daß es geblitzt und gedonnert hat, denn Gott gebietet über die Kräfte der Natur, ihm dienen die Wolken zum Wagen, und auf Winden fährt er hoch einher. Die Himmelfahrt des Propheten in all ihren Einzelnheiten steht als ein Wunder ohne Gleichen da, und man sollte sich hüten, dieses Wunder durch natürliche Wirkungen zu erklären.

4. Blut essen ist Sünde, selbst wenn es in einer Blutwurst gekocht ist. Apstg. 15, 20. Dieses Wort wollen

wir stehen lassen. Den Juden ist es bei Todesstrafe verboten, Blut zu essen. „Des Leibes Leben ist in seinem Blut, so lange es (das Thier) lebet; und ich habe den Kindern Israel gesagt: „Ihr sollt keines Leibes Blut essen." 1. Mose 9, 4. „Wer es isset, der soll ausgerottet werden." 3. Mose 17, 14. Jemand sagt: „Da das Blut das beseelende Lebensfeuer in allem Lebendigen, die geheime Werkstätte, das innere Heiligthum des Lebens ist, so ist es nach allgemeiner biblischer Anschauung und nach einem unvertilgbaren Gefühl mit vorsichtiger Ehrfurcht zu behandeln. Hierin liegt ein Grund, warum das Blutessen dem Volke Israel verboten war. Der andere Grund liegt darin, daß es zu einem heiligen Gebrauche, zum Versöhnungsmittel bestimmt war." — Die Stelle Offenb. 16, 6 hat keine buchstäbliche Deutung, sondern bezieht sich auf eine Zerstörung durch das Schwert; man vergleiche Jes. 49, 26. Die Grausamkeit und das Blutvergießen der Feinde soll auf ihr Haupt fallen, d. h. Gott wird das Blut seiner gemordeten Zeugen an den Mördern rächen.

J. H. M., Dakota. Wird Christi Geschlechtsregister, menschlicherweise geredet, von väterlicher oder mütterlicher Seite von David abgeleitet?

Antw. Auf beiden Seiten, denn Joseph und Maria stammten in directer Linie von David ab. Luk. 2, 4–6. Vergleiche noch Matth. Cap. 1 mit Luk. Cap. 3, und es wird dir klar werden.

L. u. E. S., Wis. 1. Wann wurde der erste Papst erwählt, und wie hieß er?

Antw. Der erste Papst wurde weder erwählt, noch eingesetzt. Langsam aber sicher legten die Bischöfe von Rom die Schlingen ihrer Herrschsucht um die Bischöfe des Orients, bis das Concilium von Nicäa (325) den Bischof zum Oberbischof über Italien machte. Aber erst Leo d. Gr. erlangte (445) von Valentinian III. durch kaiserliches Dekret das Primat, und zwar kraft apostolischer Nachfolge von Petrus. Jetzt trennten sich die orientalischen Bischöfe, und die Kirche spaltete sich in Secten, worauf die römische Secte sich „alleinseligmachend" nannte, und nun fand Leo sich genöthigt, ein Register der Päpste bis auf Petrus zurück zu verfassen; leider verfaßten noch Andere solche Register, und die stimmen nicht, so daß die Geschichte der Päpste von Anfang bis zu Ende eine „faule" Geschichte bleibt.

2. Wann hat die Ohrenbeicht angefangen?

Antw. Die Ohrenbeicht war schon im 5. Jahrhundert bekannt und auch geübt, jedoch nicht nothwendiger Weise zu Priestern. Erst im Jahr 1216 wurde sie durch Gesetz in die Kirche eingeführt, und mit der Buße zum Sacrament erhoben.

3. Wer hat das Confirmiren angefangen?

Antw. Ist schwer zu bestimmen. Die protestantische Confirmation hat die Stelle der katholischen Firmung eingenommen. aber es ist schwer zu ermitteln, wann dieses stattfand. Luther's Katechismus weiß nichts davon. Die „unveränderte Augsburgische Confession" weiß nichts davon, und selbst die Concordienformel, die letzte unter den Bekenntnißschriften der evang.-lutherischen Kirche weiß nichts davon. Die Confirmation muß demnach erst später erfunden worden sein.

4. Ist „der Fürst aus David's Haus" eine Dichtung, oder hat wirklich eine solche Begebenheit, wie Adina schreibt, sich zugetragen?

Antw. Das Werk ist eine auf geschichtliche Thatsachen begründete Dichtung. So ist Bunyan's heiliger Krieg und Pilgerreise nur Dichtung, aber deßhalb doch sehr zu empfehlen.

5. Wo ist der "Primer of the Early Christian Fathers" zu haben?

Antw. Bei Lauer & Yost kann man überhaupt Alles bestellen und haben, was im Büchermarkt zu finden ist.

C. B., New York. Wie viele Kirchen zählt die Stadt New York, und wie heißen sie?

Antw. Lieber Bruder! Das ist mehr als man in unserem Raum geben kann. Ein "City Directory" von New York gibt Antwort auf deine Frage. Die Stadt New York hat mehr als 800 Kirchen, denn sie hat derer ja 61 katholische, und mit Brooklyn zusammen 106 Kirchen jener Benennung.

C. W. H., Minn. In der Erklärung der Sonntagschul-Lectionen vom 1. und 8. Februar nimmt das Ev. Magazin an, Paulus hätte durch die Theilnahme am Gelübde der Nasiräer ein Unrecht begangen; wo sind die Beweise dafür?

Antw. Das Magazin sagt nichts derartiges, weder auf den Linien, noch zwischen denselben. Eine Schwachheit ist kein Unrecht, denn Unrecht ist Sünde. Daß aber Paulus blos um des lieben Friedens, und nicht um seiner selbst willen das Gelübde übernahm, ist doch gar zu deutlich in jener Lection berichtet, und daß Jakobus und die Aeltesten gerade das über Paulus verhängten, was sie zu verhindern suchten, ist sicherlich der Beweis eines Mißgriffs. Wäre Paulus gar nicht in den Tempel gegangen, wie hätte man ihn im Tempel gefangen nehmen können? Und hätte er nicht jenes Gelübde angenommen, so hätte er gar nicht in den Tempel gebraucht. Daß Gott Alles zum Besten lenkte, gehört nicht zum Argument, denn Gott hätte das nemliche auch auf andere Weise bezwecken können. Dieses beantwortet auch die anderen Fragen.

P. Sch., Dakota. Wo befand sich unser Heiland während der Zeit zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt?

Antw. Jedenfalls auf Erden, denn er offenbarte sich seinen Jüngern hier und dort, wie es Gottes Wort vermeldet. Mehr als man im Worte findet, ist menschliche Spekulation, und kann nach ihrem Werth geschätzt und angenommen werden.

Rundschau.

Die Brüdergemeinde hat im Ganzen 2141 Missionare ausgesandt; davon sind 700 auf ihren Posten gestorben. Ist noch eine Benennung, welche solchen Bericht zu geben vermag?

Zu Berlin in Preußen sind 11,000 Schankwirthschaften (Saloons). Die Kölnische Zeitung sagt, daß in Deutschland alljährlich 10,000 Personen am Säuferwahnsinn sterben.

Die Eskimos wandern sehr stark von Grönland aus. Alaska ist das Territorium, welches ihnen eine bessere Heimath bietet. Die Missionare der Brüdergemeinde, welche ihnen schon seit vielen Jahren das Wort Gottes predigen, folgen ihnen auch in die neue Welt.

Vor neunzehn Jahren waren 91 christliche Missionare in China; jetzt sind deren 428, wovon 100 unverheirathete Damen sind.

Bei einer Bücherversteigerung in London hat ein Psalmarum Codex aus dem Jahr 1458 $24,750 gebracht, und eine Gutenberg-Bibel $19,500. Von diesen Bibeln gibt es in Amerika zwei.

In Dr. Talmage's Kirche ist ein Telephon angebracht; solche Mitglieder, welche nicht in die Predigt kommen können, und Geld haben, können die Predigt daheim hören.

Von den 2,738,228 Einwohnern von Paris sind nur etwa 700,000 in der Stadt geboren.

Süd Carolina ist der einzige Staat der Union, welcher keine Ehescheidungsgesetze hat.

Zu Jamestown, Dakota, hat ein Richter seinen Stuhl verlassen und hat einen Advokaten durchgehauen, weil dieser auf den Charakter des Richters reflektirte.

Im Territorium Dakota sind 32,000 Indianer, und von diesen sprechen 30,000 englisch.

Der Census von 1880 gibt folgende Zahlen: In den Gefängnissen aller Staaten in diesem Lande sind 58,600 Verbrecher; in den Reformschulen 10,468 jugendliche Verbrecher; in den Armenhäusern, Spitälern und Asylen sind 91,959 Irre; in Schulen und in Privatpflege 76,895 Idioten; Taubstumme, Blinde u. drgl. in Institutionen, Privatinstitutionen und in Familien gibt es 82,806; Arme in Armenhäusern gibt es 66,203; Total nach obiger Zusammenzählung 448,824. Von diesen sind jedoch 21,599, welche an mehr als einem Uebel leiden, und sind daher zweimal auf der Liste. 100,626 Kinder unter 16 Jahren ernähren sich und Andere mit Betteln; 40,349 zwischen 16 und 21 Jahren sind Bettler. Hier sind Zahlen, welche das Gemüth eines jeden Menschenfreundes beschäftigen müssen. Wie kann man die Zahlen aller dieser Classen reduziren? ist ein wichtiges, bis jetzt noch ungelöstes Problem.

Der französische Minister der Finanzen hat ein Circular an das Volk erlassen, in welchem er vor der unweisen Handlung des Volkes, Kröten zu tödten, warnt. Der Knabe, welcher eine Kröte tödtet, sollte gezüchtigt werden, ein Mann aber ins Gefängniß gebracht, denn die Kröte ist des Landmanns bester Freund in der Vertilgung des Ungeziefers.

Die Regierung von Mexiko hat $30,000 Prämium offerirt für irgend einen Mann oder eine Firma, welche eine Papiermühle in Operation setzt in jenem Lande; zudem soll dem Gründer das Recht gesichert sein, alle Cactuspflanzen auf Staatsland frei gebrauchen zu dürfen. Die einzige Bedingung der Offerte ist, daß die Papiermühle $150,000 kosten soll.

Der Handel auf den Meeren beschäftigt jetzt 12,000 Dampfer und mehr als 10,000 Segelschiffe. Die Eisenbahnen der Welt beschäftigen 66,000 Locomotive, 120,000 Passagier-Waggons und 500,000 Frachtwagen. Es sind im Ganzen 200,000 Meilen Geleise, und das Betriebscapital ist $20,000,000.

Der Entdecker der reichsten Silbermine zu Leadville verkaufte sein Recht für $40,000. Im nemlichen Jahre wurde die Mine noch zweimal verkauft, und jeder Verkäufer gewann $1,000,000. Während dieser Zeit spielte der erste Eigenthümer den „lustigen Bruder," bis sein Geld alle war, und vor einigen Tagen kam er als Tramp nach Leadville und hielt in der Polizeistation um ein Nachtlager an.

Das arme Irland muß jährlich $56,000,000 Landmiethe bezahlen. Ist es ein Wunder, daß man Klagen und Seufzen hört? Ist es ein Wunder, daß man mit Dynamit die Welt aufblasen will, und alle Welt um Hülfe anruft gegen die Unterdrücker? Armes Irland! Das nemliche Volk, welches sich so bitter beklagt gegen Landmiethe und Landeigenthümer, gegen Unterdrückung und Schuldenlast; ja, dieses nemliche Volk, welches behauptet, es kann unmöglich 56 Millionen Landrente bezahlen, bezahlt nebenher noch alljährlich $60,000,000 für starke Getränke und schweigt mäuschenstill dazu. Niemand sagt ein Wort darüber, und wenn Jemand ein Wort sagt, wird er als Fanatiker verschrien. Aber alle Welt und der ganze Janhagel schreit Dynamit.

Es liegen gegenwärtig etwa $40,000,000 im Schatzamt zu Washington. Dieses Geld gehört entweder Leuten, welche nicht wissen, daß es dort ist, oder solchen, welche sich nicht identifizieren können und ihre Beweise verloren haben. Die Regierung bezahlt ohne Murren, aber sie hilft Niemand, die Ansprüche zu bestätigen. Jetzt ist deine Zeit, lieber Leser, dein Eigenthum zu holen.

Der ungeheure Reichthum der Diamantenfelder, welche in neuester Zeit entdeckt worden sind, hat den Werth dieser Edelsteine bereits um zehn Procent vermindert.

Hintertüchen.

Brosamen, die von des Herrn Tische fielen. — Wer von uns kann sich heute das Rechte unter diesem schönen Worte des neuen Testaments denken? In welchem Hause fällt bei uns so viel Brod auf die Erde, daß sich nur ein Hund davon sättigen könnte! Aber anders war es zu der Zeit der Römerherrschaft, unter welcher Christus lehrte und lebte. Bekanntlich hatte der Römer keine Instrumente zum Essen, weder Gabel noch Messer; der Braten wurde in ganz kleine Stücke zerschnitten auf die Tafel gebracht, und die Anwesenden griffen munter mit den Händen zu. Zur Säuberung der Hände standen Körbe weichen Brodes auf dem Tisch, in das die Gäste hineingreifend sich reinigten. Bei dieser Brodverschwendung fiel allerdings sehr viel herab auf die Erde, so daß nach jedem Gange eine Sklave die Brocken unter dem Tisch und den Sophas zusammenkehren mußte, denn bekanntlich lagen die Römer bei Tafel. Oft auch wurde ein Sklave gleich bei Beginn des Mahles unter den Tisch postirt, um alles Herabfallende aufzulesen, dabei mochte dem armen Schlucker, der sonst knapp genug gehalten wurde, genug von dem Abfall in den Magen wandern, und davon konnte er sich allerdings sättigen.

Ein leutseliger Fürst.—In München wird ein origineller Brief aufbewahrt, der ein schönes Zeichen von dem Vertrauensverhältniß ist, welches zwischen dem edlen Kurfürsten Max von Bayern und seinem Volke bestand. Derselbe stammt von einem einfachen Bauersmann und lautet wörtlich: „Ich bitt' Euer Durchlaucht möchten auch mit unserein reden. Ich hab' was nothwendigs. Ich werd' heut' Nachmittag auf der Kaiserstiegen warten. Ich mag nit naufgehen zu den andern großen Herrn. Seid's so gut und kommt's runter!" Und der brave Fürst kam hinunter auf die Kaiserstiegen, und hörte ernst das Anliegen des Bauern an. Kein Wunder, wenn der Name eines solchen Fürsten nicht von seinem Volke vergessen wird, und wenn das Andenken des Kurfürsten Max noch heute bei Jung und Alt in Bayern ein gesegnetes ist.

In Deutschland zieht der Volksmund schon längst aus der Farbe der Augen Schlüsse auf die Beschaffenheit ihrer Besitzer. Er sagt z. B.: „Schwarze Augen prächtig, aber sehr verdächtig," — „blaue Augen schöne, aber sehr gemeene," u. s. w. In Amerika unternimmt es „Harper's Bazar," die Menschen nach der Farbe und sonstiger Beschaffenheit ihrer Haare zu beurtheilen. Er meint: Schwarzes, nicht zu dichtes und schlichtes Haar kündigt ein melancholisches Temperament, schwarzes und lockiges Haar Leidenschaftlichkeit, kastanienbraunes, seidenweiches Haar Zärtlichkeit, lichtblondes, lockiges Haar Heiterkeit und Anlage zu träger Sinnlichkeit, goldblondes Haar dichterische oder künstlerische Veranlagung, aschblondes Haar Zerfahrenheit und Weltschmerz, rothes Haar Lebhaftigkeit, Talent, aber auch List und Verschlagenheit, stellenweise gar kein Haar eine lockere Vergangenheit, gefärbtes Haar einen Esel an.

Das Alter der Fakultäten. — Man stritt über das Alter der Facultäten. „Pah!" sagte ein junger Gelehrter, „überaus leicht zu entscheiden! Aufstellung des Baumes der Erkenntniß — erstes Dogma: Theologie. Entnehmung einer Rippe von Adam—erste chirurgische Operation: Medicin. Kolloquium der Schlange mit Eva wegen des Apfelbisses — erste philosophische Deduktion: Philosophie. Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese — erster Justizakt. Ermordung Abel's durch Kain—erster Kriminalfall: Jurisprudenz."

Gewonnen. — Ein Mann machte eine Wette, daß er fünfzig Personen eine und dieselbe Frage vorlegen wolle, und von allen die nemliche Antwort erhalten würde. Er hat die Wette gewonnen. Er fragte nemlich: „Hast du auch schon gehört, daß Müller Selbstmord begangen hat?" Alle fragten: „Welcher Müller?"

In München hatte sich ein kleines Kind verirrt. Die Polizei versuchte umsonst herauszufragen, wie es hieße, wo es wohne u. s. w. Da fragte Einer: Wo holtst du denn das Bier für deinen Vater? — Sofort nannte das Kind eine Kneipe in der Dachauerstraße, und dort wurden die Eltern ermittelt.

Epidemisches. — Ein Schulinspektor kommt im Winter während der Schulzeit in ein Dorf und trifft einen großen Theil der schulpflichtigen Jugend auf dem Eise eines Teiches. „Warum seid ihr denn nicht in der Schule, Kinder?" fragte der Schulinspektor. Wie aus einem Mund schallt ihm die Antwort entgegen: „Wir dürfen nicht, wir ha'n die Masern!"

Mißverständniß. — Ein kleines Mädchen war zum erstenmal in der Kirche gewesen, und mußte natürlich zu Hause alles erzählen, was es gesehen hatte. Als es der Reihe nach durch war, fiel ihm noch etwas ein: „O ja, noch etwas: es ist ein Mann mit einem Teller herumgegangen, er hat ein wenig Geld darauf liegen gehabt, es es hat aber in unserem Stuhl Niemand etwas genommen, dann habe ich es auch nicht gewagt; zudem hat er bei mir den Teller auch ziemlich hoch gehalten." Das Mädchen fragte endlich seine Mutter ganz unschuldig: „Warum lachen sie Alle, Mamma?"

Räthsel.

I.

Der Gaukler größten darf ich kühn mich heißen,
Wie meine Leistungen dir klar beweisen.
Nicht Weisheit und nicht Alter schützen dich,
Vor meinen Täuschungen, sobald ich nahe mich.
Bald fliegest du, berückt von mir, durch hohe Lüfte,
Bald senkest du dich ein in schauerliche Grüfte,
Bald laß ich dich in Angst als Missethäter schwitzen,
Bald auf dem Throne dich als mächt'gen Herrscher sitzen,
Bald schaut dein Blick entflohene Jahrhunderte im hellen Bild,
Bald zeigen sich Geheimnisse der fernen Zukunft dir enthüllt,
So lange dich mein Zaubercarm umschlossen hält,
Entfesselt meinem Trug dich keine Macht der Welt;
Sprich, nöthigt dies dich nicht, es offen zu gestehen,
Daß größern Gaukler nicht, als mich, du je gesehen?

II.

Wer es macht, der sagt es nicht,
Wer es nimmt, der kennt es nicht,
Wer es kennt, der will es nicht.

Auflösung der Räthsel im Februarheft.

Rebuse. — 1. Fanatiker. 2. Ente. David D. Eibt (2), J. A. Henke (1), Alb. Reinke (1 u. 2), P. A. Flickner (2), H. L. Kätterheinrich (2).

Räthsel. — Urlaub. J. Hoeckh, J. A. Henke, Alb. Reinke, Hen. Seide, H. L. Kätterheinrich.

Göthe und seine Mutter.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. Mai 1885. Nr. 5.

Göthe.

Das nebenstehende Titelbild zeigt uns den deutschen Dichterfürsten in der Blüthe seiner Jugend. Um so mehr drängt es uns zu der Frage: „Was läßt ihn so trübe in die Welt hinein schauen, während es doch bekannt ist, daß sein Leben frei blieb von ernsten Schicksalen des Lebens?" Je nun, das Jünglingsalter ist am meisten impulsiv, und eine Trennung von geliebten Freunden wiegt schwer. Es war die Zeit, als er von Straßburg, wo er seine Universitätsstudien beendet, zurückgekehrt. Er hatte sich aus Verhältnissen losreißen müssen, in die sein Herz innig verwachsen war, und dahin gehört vorzugsweise die Periode, in welcher er so tief an das Sesenheimer Pfarrhaus gefesselt war. Da genügte ihm das alte Frankfurt nicht; es zog ihn oft hinaus auf einsame Plätze, wo er sich ungestört der Erinnerung an das Verlassene, und den Empfindungen seines Gemüthes hingeben konnte. So fand ihn einst seine Mutter. Unter liebevoller Teilnahme an seinem Schmerz machte sie ihm aber auch Vorwürfe, und nannte sein Sichgehenlassen thatenloses Träumen, unwürdig seiner jugendlichen Lebenskraft, der frisches Thun gebühre. Er raffte sich auf und ging an die Arbeit. Bald empfand er ihre Wohlthat, und eines nach dem anderen seiner herrlichen Geistesproducte ging aus der fleißigen Feder hervor. — Seine äußeren Lebensverhältnisse bildeten dazu eine günstige Grundlage.

Joh. Wolfgang Göthe ward zu Frankfurt am Main 28. August 1749 geboren. Sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, stand in gutem Ansehen und versäumte nicht, ihm eine gründliche Erziehung angedeihen zu lassen, während schon frühzeitig die Mutter des lebhaften Knaben Phantasie anregte durch Erzählungen von Märchen und Sagen, so daß er später in Bezug auf Charakter und Gemüth zu sagen pflegte: „Vom Vater hab' ich den Ernst, von der Mutter das Fabuliren." Und wahrlich, er hatte ein glückliches Gemisch von beiden, welches seinen Genius zu einer unerreichten Höhe hob. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, erfordert es ein eingehendes Studium seiner Werke. Nur wem dies verstattet ist, vermag die Breite und Tiefe seiner geistigen Wesenheit zu erfassen. Die Bezeichnung „Dichterfürst," die man ihm allerdings mit vollem Recht beilegt, möchte darnach den Nichtkenner seiner Arbeiten zu der einseitigen Ansicht verleiten, daß er einzig und allein nur Dichter gewesen, während ihm fast kein Feld menschlichen Wissens und Könnens fremd geblieben war. Nach seines Vaters Wunsch hatte er in Leipzig und Straßburg die Rechtswissenschaft studirt, und war darin zum Doctor juris promovirt. Daneben aber hatte er sich in vielen anderen Fächern umgesehen, so in Philosophie, ja sogar Theologie, und in Naturwissenschaft namentlich, in Physik, Anatomie und Botanik so eingehend, daß er darin werthvolle Arbeiten geliefert und Anregungen für Fachgelehrte gegeben. Ferner hatte er lebhaftes Interesse für Malerei, Bildhauerei und Musik, sowie für die Literatur anderer Nationen. Von wesentlicher Bedeutung für seine künftige Stellung war, daß der Erbprinz von Weimar, Karl August, auf einer Reise seine persönliche Bekanntschaft machte, und ihn, als derselbe 1775 die Regierung angetreten hatte, einlud, an seinen Hof zu kommen. Göthe folgte dieser Einladung und gelangte dadurch in eine so günstige Stellung, wie sie für ihn nicht wünschenswerther sein konnte. Nicht blos, daß er dadurch den gewöhnlichen Sorgen des Lebens entrückt war, sondern es erleichterte ihm auch das Bekanntwerden mit den hervorragendsten Männern Deutschlands und der Schweiz, und setzte ihn in den Stand, solche, welche mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, an sich heranzuziehen. In dieser Weise befreundete er sich auch mit Schiller.

Alles dies trug dazu bei, daß er das wurde, als was ihn seine Nation verehrt: der Träger des Gipfels deutschen Geisteslebens in Literatur und Dichtkunst, was ihm denn schließlich auch den umfassenden Namen „Altmeister" eingetragen hat. Werfen wir nun einen Blick allgemeiner Ueberschau auf seine dichterischen Erzeugnisse, so finden wir dies Feld unbegrenzt angebaut, vom zweizeiligen Spruch und einfachen Liedchen bis zur tiefgehendsten Darstellung von Lebensbildern in Reim und Prosa. Märchen, Idille, Novelle, Roman, Lustspiel, Schauspiel, Drama sind, je nach ihrer Art, trefflich aus seiner Feder hervorgegangen. Bei genauerem Eingehen ist man geneigt, drei Perioden seines Dichterlebens zu unterscheiden, die jedoch keine strenge Sonderung zulas-

sen. Die erste wird als die romantisch-sentimentale bezeichnet; die zweite als die ideale, und die dritte als lehrhafte. „Götz" und „Werther" waren es, welche in der ersten Periode allgemeine Bewunderung erregten; doch reiht sich diesen noch vieles Andere an. Als Hervorragendes der zweiten ist besonders „Hermann und Dorothea," „Wilhelm Meister's Lehrjahre," „Die Wahlverwandtschaften," „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" zu nennen. Doch gehört hierher auch sein „Faust," der Alles in sich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches in der Dichtkunst vermochte. Es umfaßt das Hohe und Tiefe, das Liebliche und Rührende, was eine menschliche Brust bewegen kann. Gegen den „Faust" vermochte noch keine Nation etwas Gleiches aufzustellen. Der dritten Periode gehören außer „West-östliche Divan" und „Wilhelm Meister's Wanderjahre," meistens Kunst- und Naturstudien zu, unter welchen die „Farbenlehre" und manches Andere durch Originalität hervorragt. In allen seinen letzteren Werken, den künstlerischen wie den wissenschaftlichen, zeigt sich Göthe in wachsender Uebereinstimmung mit dem Leben und mit den Gegenständen des Wissens; doch schreibt man mit Recht den Sinn seiner letzten Worte: „Mehr Licht!" seinem innigen Verlangen nach höherer Klarheit zu. Er hauchte seinen Geist aus am 22. März 1833. Sein langes und glückliches Leben entbehrte zu keiner Zeit der Huldigung; ja, man möchte es einen ungestörten Triumphzug des Genius nennen, soweit es menschlicher Beurtheilung vorlag.

In einem Gedichte „Zuneigung," das er schon 1784 schrieb und später der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke voransetzte, deutete er fast prophetisch an, was die Natur seines Lebens und Wirkens sein werde. Lassen wir es hier theilweise folgen:

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n;
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen,
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

* * *

Die Fortsetzung erwähnt die Vision einer hehren Gestalt, und er fährt endlich fort:

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der lichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
—So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,—
Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umsaust euch Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen,
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt:
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Abendläuten!

(Von Caroline Hermannsdorfer.)

Leise geh'n die Abendlüfte,
Still ist's überall!
Schatten ziehn durch Berg und Klüfte,
Durch das stille Thal.
Goldgesäumte Wolken schweifen
In dem Aetherg'leis,
Und die zarten Nebelstreifen
Glänzen silberweiß.

Tief erhabnes, heil'ges Schweigen
Löset Lust und Schmerz,
Wundersame Märchen neigen
Sich ins stille Herz;
Wo die Hoffnung längst geschwunden
Durch der Stürme Wehn,
Hat sich Friede eingefunden
Rein und himmlisch schön!

Horch! was tönt so zitternd leise
Still das Thal entlang? —
Auf geheimnißvolle Weise
Rauscht der Sphärenklang;
Lauter schweben die Accorde
Durch die Frühlingsnacht;
Goldner strahlt des Himmels Pforte
In der Dämm'rung Pracht.

Feierliches Spiel der Glocken,
Melodienreich —
Willst du mit dem Klange locken
Mich in jenes Reich,
Wo auf hehren Andachtsschwingen
Sich die Seele wiegt,
Wo nach Kampf und eitlem Ringen
Still der Glaube siegt?

Süßer Friede schwebet leise
Ueber Wald und Flur,
Andachtsvoll im weiten Kreise
Träumet die Natur.
Wo ein Herz von Schmerz umwunden
Gramvoll will vergehn,
Hat sich Friede eingefunden,
Rein und himmlisch schön!

Ein Blatt aus dem Leben einer unglücklichen Fürstin.

Ewiger Frühling! Wie unveränderlich schön liegt die Welt! Welche Farbenpracht ringsum! Dort die stille See mit ihren schwimmenden Gärten, die schneebedeckten Häupter der Vulcane, und darüber der reine, tiefblaue Himmel, als habe nie eine Wolke ihn getrübt.

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen der schlanken, blassen Frau, die sich an das Bogenfenster des Schlosses lehnte.

Zwei Jahre sind's, als sie an der Seite des angebeteten Gatten das fremdländische Ufer betrat. Sie, das zarte, verwöhnte Kind, mit dem edlen, vertrauensvollen Herzen, beseelt von Hoffnungen, getragen von dem heißen Wunsche, überall zu beglücken und Liebe zu ernten. Wie schön erschien auch ihr diese Welt in ihren märchenhaft glänzenden Farben! War es denn mözlich, daß der Eindruck, welchen sie empfing, sich als ein trügerischer erwies?

Arme Charlotte! Sie hatte erfahren, wie schwer eine Kaiserkrone drückt. Sie hatte es erfahren, und mit welch tiefempfundenem Weh! Sie sah die stille, glatte See sich emporsträuben, wie die Mähne des gereizten Löwen, sah den Gischt der schäumenden Wogen über das schwimmende, bunte Eiland spritzen, und das Wasser sich drohend in die Straßen der Stadt ergießen, Tod und Verderben erschütterten den Grund, und aus der weißen, schuldlosen Schneedecke, welche die Vulcane einhüllte, hatte sie gewaltige Feuer aufsteigen und die glühende Lava niederschießen sehen.

Dort die wonnige Natur, dieser ewige Frühling, ist in ihren Augen eine Maske, unter welcher sich eine entsetzliche Fratze verbirgt. Und sie sieht nur diese Fratze, ein Metusen Haupt, welches ein grauses Schlangenheer von Parteihaß und Hader umringt... Sie hat längst gelernt, sich tragischen Hoffnungen hinzugeben. So gewiß, wie noch heute ein Feenreich vor ihr liegt, so gewiß wird sich vielleicht schon morgen diese Welt in eine Hölle verwandeln, und ihr ein Abgrund entgegengähnen.

Die schöne, blasse Frau war die Kaiserin Charlotte von Mexico. Langsam trat sie vom Fenster in das Innere des Gemaches zurück.

Plötzlich erhellt sich ihr verdüstertes Antlitz. Wie leichter Sonnenschein gleitet es über dasselbe. Ihre Augen haben ihn erschaut, ihren Gatten, ihre Stütze, und mit lautem Jubelrufe fliegt sie ihm entgegen — in seine Arme.

„Max!" sagt sie mit sanfter, zärtlicher Stimme, „wo warst du so lange? Ich habe mich sehr geängstigt!"

Ueber das Gesicht des großen, stattlichen Mannes gleitet eine Wolke, aber das junge Weib hatte den Schatten nicht bemerkt.

„Im Ministerrathe, Charlotte," lautete die Antwort.

„Und was wird es werden?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Kaiser mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich fürchte, Liebe — es war ein Traum."

„Ein Traum!" wiederholte die junge Frau gedankenvoll. „Ein banger, qualvoller Traum, Maximilian," fügte sie hinzu, „wird er ein Ende haben?"

„Ich hoffe es. Ich hoffe bestimmt, Napoleon wird sich bestimmen lassen, mir neue Hülfe und neue Mittel zu Gebote zu stellen.

„Nein, Max, ich hoffe das nicht, denn ich weiß, er wird es nicht thun. Was sind wir ihm anders als ein Werkzeug, welches man zur Seite wirft, wenn es abgenützt ist? Max, möchtest du nicht ein anderes Ende dieses Traumes wünschen? Möchtest du nicht wieder Erzherzog sein, und im Parke von Mermarre lustwandeln? Möchtest du nicht wieder die blauen Fluthen des Adriatischen Meeres zu deinen Füßen sehen, und sein Rauschen und sein Brausen hören?" Der Kaiser steht und sinnt. Die Zeit, wohin die Worte des geliebten Weibes ihn zurückführten, wie lag sie ihm so fern! Was liegt zwischen dem Einst und Jetzt! Wird es jemals wieder so werden?

Er schüttelte ernst mit dem Kopf.

„Der Kaiser von Mexico darf nicht fragen, was er möchte, sondern was er muß," sagte er dann. „Und was ich muß, Charlotte, das liegt klar und offen vor mir, und bei dem Gedanken daran müssen alle Wünsche schweigen."

„Du willst hier bleiben, Max!" Bleischwer kamen die Worte über ihre Lippen.

„Du fragst, Charlotte? Du, mein starkes, heldenmüthiges Weib, welches sich nicht fürchtete, das stille, friedliche Heim zu verlassen und in eine fremde, unfreundliche Welt hinauszugehen?"

„Mit dir, Max!" kam es aus der gequälten Brust.

„Bist du nicht bei mir? Haben wir nicht Pflichten übernommen, welche uns heilig sein müssen, und dürfen wir den Muth verlieren, weil uns der Weg zu dornig ist?"

„O Max, ich wollte ausharren, wenn es nicht undurchdringlich wäre, wenn wir nicht doch zurück müßten!" rief die Kaiserin verzweifelnd.

Maximilian legte die Hand auf die zierliche Gestalt, welche wie Hülfe suchend zu ihm aufschaute, und seine Hand glitt zärtlich über das reiche, wallende Haar des jungen Weibes.

„Muth, Charlotte!" flüsterte er zärtlich. „Es ist nicht ganz so schlimm, wie du glaubst. Es ist nicht alle Hoffnung verloren. Ich habe alles gethan, die Gemüther zu versöhnen und zu beruhigen; es ist nicht meine Schuld, daß die Geistlichkeit mir ihre Unterstützung entzieht. Es ließ sich nicht mit meinem Gewissen vereinigen, die säcularisirten Kirchengüter zurückzuer-

statten; ich habe mir einen ehrlichen, geraden Weg vorgezeichnet, mir die Liebe des mir anvertrauten Volkes zu gewinnen. Nein, mein Herz, wir dürfen nicht verzagen, wenn auch die Gefahren sich mehren. Ich hoffe mein Ziel zu erreichen, wenn ich auch allmälig einsehe, daß dazu ein Menschenalter kaum genügt. Ich bin um manche Hoffnung ärmer geworden, seitdem ich den mexicanischen Boden betrat, aber auch geduldiger. Ueberlassen wir es der Zeit, nicht mehr als fremde Eindringlinge betrachtet zu werden."

Die Kaiserin sagte nichts mehr; sie unterdrückte selbst den Seufzer, welcher aus der gequälten Brust aufsteigen wollte. Maximilian führte sie an das Fenster zurück, welches sie vor wenigen Minuten mit so schmerzlichen Gefühlen verlassen hatte.

„Sieh', Charlotte," fuhr er fort, auf das reiche landschaftliche Gemälde, welches sich vor ihnen ausbreitete, deutend, „ist es nicht schön, darüber zu herrschen, dafür zu sorgen und sich zu mühen? Glaubst du, mir könnte noch die Stille Einsamkeit von Mermarre genügen, nachdem ich hier in diesem Strudel gekämpft und gelitten? Gerade mein Kampf und Leiden, die tausendfachen Gefahren, haben mir das Land ans Herz gelegt, und es mich lieben gelernt. Willst du der armen, blinden Bevölkerung zürnen, welche von Parteihaß geleitet, das nicht versteht, und meine Fürsorge nicht anerkennen will?"

Tiefe Stille herrschte ein paar Minuten lang in dem großen Gemache. Die Sonne war im Scheiden und warf ihre glühend rothen Strahlen durch das hohe Fenster. Plötzlich zuckte die Kaiserin zusammen. Mit einem dumpf-wehen Laut griff sie mit der einen Hand nach der Stirn, während sie die andere wie zur Abwehr von sich gestreckt hielt.

„Charlotte!" schrie Maximilian.

„Fort! Fort!" kam es über ihre bleichen Lippen. „Versuche nicht Gott, Max! Siehst du nicht dort diese Ströme von Blut? Siehst du nicht, wie sie sich heranwälzen? Ströme von Blut, sage ich dir! Sie kommen näher, näher—o mein Gott, Max—sie erreichen dich!"

Mit einem gelinden Schrei sank die Kaiserin zu Boden. Entsetzt starrte Maximilian in das todtbleiche, von Angst und Entsetzen erfüllte Gesicht seines Weibes. Was war das? War er denn wahnsinnig, oder war sie es, die holde, schöne Blume, welche er hierher verpflanzt, und die nicht gedeihen wollte?

„Charlotte, mein Weib! mein geliebtes Weib!"

Er hob die zarte, leichte Gestalt auf und trug sie auf den Divan, wo er sie sanft niederließ. Sie hatte die Augen geschlossen. Der gewaltigen Aufregung war eine vollständige Erschöpfung gefolgt. Wie er in das stille, bleiche Gesicht sah, glaubte er ein Todtenantlitz zu erblicken. Maximilian machte keine Bewegung, keinen Versuch, sie ins Leben zurückzurufen. Ihn dünkte es in diesem Augenblick eine Grausamkeit, sie in die nackte Wirklichkeit zurückzurufen. Und doch wußte sie nicht alles. Ein Schauder durchrieselte ihn, als er daran dachte, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie das Schlimmste erfahren mußte. Seine starke Brust hob und senkte sich, und er, welcher draußen, angesichts der drohendsten Gefahren seine Ruhe und Besonnenheit nie verlor, glaubte sich der Verzweiflung nahe, als er sein Weib so vor sich sah.

Endlich öffnete sie die Augen. Ein wirrer, unheimlicher Ausdruck, welchen Maximilian nie zuvor gesehen, lag darin, er fühlte, daß er ihre geängstigte Seele beruhigen müsse.

„Charlotte, bist du krank?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Ja," entgegnete sie leise, „an Leib und Seele."

„Du fürchtest dich?"

„Nein, Max, nicht meinetwegen, aber für dich fürchte ich.—Ich ertrage den Gedanken nicht, dich unter diesem Heere von Feinden zu wissen."

Der Kaiser versuchte zu lächeln—es gelang nicht.

„Du möchtest in die Heimath zurückkehren?" fragte er. Sie sah ihn mit aufleuchtendem Blicke an.

„So ich es möchte? Max! O, mein Leben gäbe ich hin für ein paar Stunden des stillen Glückes von Mermarre."

„Wir werden es wieder genießen, meine Liebe! Nur noch ein wenig Geduld! Ich will daran denken, daß ich nicht allein Pflichten gegen das undankbare Volk zu erfüllen habe, sondern auch gegen dich. Geduld, Charlotte—ich werde mich keiner nutzlosen Gefahr aussetzen."

„Mehr verlange ich nicht von dir, Max," entgegnete die Kaiserin voll Dankbarkeit. „Gott weiß, daß ich niemals daran gedacht habe, hier Glanz und Ehre zu finden; aber ich etrage es nicht, dich von unabsehbaren Gefahren umringt zu sehen."

„Du darfst nicht immer allein sein, Charlotte. Gestatte mir, eine der Hofdamen zu senden; sie wird sich glücklich schätzen, dir Gesellschaft leisten zu können."

„Nein, Max, heute nicht," sagte die Kaiserin mit einer gewissen Hast. „Laß mich heute allein bleiben. Ich bedarf der Ruhe und Erholung. Ich bin müde wie ein Kind."

„Dann leg' dich nieder, meine Liebe. Verscheuche deine trüben Gedanken, und hoffe auf Gott!"

* * *

Der Abend war hereingebrochen, und der Mond ergoß sein mildes, zauberisches Licht über die Landschaft. Noch immer stand die Kaiserin am Fenster ihres Gemaches. Sie hatte die heißersehnte Ruhe nicht gefunden. Ein langes, weißes Gewand umschloß die zarte Gestalt. Den Kopf in die Hand gestützt, lehnte sie sich über die Brüstung des Fensters hinab. Tiefe Stille lagerte ringsum. Nur zuweilen fuhr ein leiser Hauch durch die Bäume, und die Blätter rauschten Minuten lang, oder ein Nachtvogel flog mit schrillem Geschrei vorüber, sonst kein Laut.

Plötzlich schrak die Kaiserin zusammen. Vielleicht war

es nur der Anblick der beiden Gestalten, welche unerwartet aus dem Dunkel des Buschwerkes auftauchten; denn trotz der Helle war es unmöglich, irgend eine bestimmte Persönlichkeit zu erkennen. Leise wollte sie sich zurückziehen, aber wie von einer geheimnißvollen Macht gebannt, war es ihr unmöglich, sich von der Stelle zu rühren. Sie hatte einen Namen gehört—und der Name war ihr Verhängniß.

Die beiden Gestalten kamen näher; die Kaiserin glaubte eine derselben sogar zu erkennen, oder ihre aufgeregte Phantasie zeigte ihr Dinge, welche nicht existirten. Unmittelbar unter dem Fenster, wo die weiße Frauengestalt sich hinauslehnte, blieben beide Männer stehen.

Die Kaiserin zitterte—ein Blick hier hinauf mußte sie verrathen; die leiseste Bewegung mußte vielleicht die Aufmerksamkeit der beiden Männer erregen.

„Napoleon muß sich zu einem Aufgeben dieser kostspieligen Politik entschließen," sagte der eine der beiden Männer. „Die öffentliche Meinung von ganz Frankreich wird ihn zu diesem Schritte zwingen, und die neue Gestaltung der europäischen Verhältnisse wird nunmehr all sein Sinnen und Denken in einer Weise in Anspruch nehmen, daß ihm kaum Zeit übrig bleiben dürfte, sich ferner mit dem Schicksale Mexicos zu beschäftigen. Die Ver. Staaten nehmen eine immer drohendere Haltung gegen das mexicanische Kaiserreich an; es besteht kaum noch ein Zweifel darüber, daß die Cabinette von Paris und Washington in allernächster Zeit über uns Beschlüsse fassen werden —"

„Still," unterbrach eine andere Stimme, „hier ist nicht der Ort, über derartige Dinge zu sprechen; übrigens ist es nicht nöthig, daß der Kaiser schon jetzt sehr genau über alle Vorgänge informirt wird—es wäre durchaus dem Plan Napoleon's zuwider. In drei Tagen wird unter dem ‚Baum der traurigen Nacht' eine Versammlung abgehalten werden; dort können wir leicht mehr erfahren."

Halb ohnmächtig verharrte die Kaiserin noch einige Minuten lang in der eingenommenen Stellung, bis die beiden Gestalten im Dunkel der Nacht verschwunden waren. Dann erhob sie sich langsam. Sie sah entsetzlich bleich aus, und schrak zurück vor dem eigenen Spiegelbilde, welches ihr plötzlich entgegentrat.

Das Schlimmste, was der Kaiser ihr mitzutheilen gefürchtet, das wußte sie nun; aber es übte eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf sie aus. Die unerkannte blinde Gefahr hatte sie mit Furcht erfüllt. Die Gewißheit stählte ihren Muth auf wunderbare Weise, und gab ihr die Fähigkeit zu handeln zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Um des Sohnes willen.

(Aus dem Schwedischen.)

Der reichste Mann im Kirchspiel war Thord Overans. Er stand eines Tages in des Pastors Studirstube, groß und ernst. „Mir ist ein Sohn geboren," sagte er, „ich will ihn taufen lassen."

„Wie soll er heißen?"

„Finn, nach meinem Vater."

„Und die Gevattern?"

Die wurden genannt; es waren die „besten" Männer und Frauen der Gegend aus der Verwandtschaft des Mannes.

„Ist sonst noch etwas?" fragte der Pastor und sah auf.

Der Bauer blieb einen Augenblick stehen. „Ich wollt' ihn gern für sich getauft haben," sagte er dann.

„Das heißt an einem Wochentage?"

Nächsten Sonnabend, Mittags 12 Uhr."

„Ist sonst noch etwas da?" fragte der Pastor.

„Sonst ist da nichts." Der Bauer drehte die Mütze, als wollte er gehen. Da stand der Pastor auf. „Aber noch eins," sagte er und ging auf Thord zu, nahm seine Hand und sah ihm in die Augen. „Gebe Gott, daß das Kind dir zum Segen werde."

Sechzehn Jahre nach diesem Tage stand Thord in der Pastorenstube. „Du hältst dich wacker, Thord," sagte der Pastor; er sah keine Veränderung an ihm.

„Ich habe auch keine Sorgen," antwortete der Bauer.

Dazu schwieg der Pastor; aber eine Zeit darauf fragte er: „Was willst du heute Abend?"

„Heute Abend komme ich wegen meines Sohnes, der morgen konfirmirt werden soll."

„Er ist ein wackerer Bursche."

„Ich wollte den Pastor nicht eher bezahlen, ehe ich von ihm selbst hörte, welche Nummer er im Gang kriegte."

„Er wird Nummer 1 bekommen."

„Das höre ich — und hier sind zehn Thaler für den Pastor."

„Ist da sonst noch etwas?" fragte der Pastor, und sah Thord an.

„Sonst ist da nichts." Thord ging.

Wieder verliefen achtzehn Jahre; da hörte der Pastor eines Tages viel Geräusch vor seiner Stube, denn es kamen viele Personen, und Thord voran. Der Pastor sah auf und erkannte ihn. „Du kommst heute in großer Gesellschaft," sagte er.

„Ich wollte um das Aufgebot meines Sohnes bitten;

er soll sich verheirathen mit Karen Großklein, Gutsmuth's Tochter, die hier steht."

„Das ist ja das reichste Mädchen in der Gegend."

„Das sagen die Leute," antwortete der Bauer, und strich sich das Haar mit der Hand aus dem Gesichte.

Der Pastor saß eine Zeit lang wie in Gedanken; er sagte nichts, trug aber die Namen in seine Bücher, und die Anwesenden schrieben ihre Namen darunter. Thord legte drei Thaler auf den Tisch.

„Ich erhalte nur einen," sagte der Pastor.

„Weiß wohl, aber es ist mein einziges Kind, da wollt' ich's gern gut machen."

Der Pastor nahm das Geld. „Das ist nun das dritte Mal, daß du um deines Sohnes willen hier stehst, Thord."

„Aber nun bin ich auch mit ihm fertig," sagte Thord, legte sein Taschentuch zusammen, sagte Adieu und ging weg. Die Andern gingen langsam hinterher.

Vierzehn Tage nachher ruderten Vater und Sohn bei stillem Wetter über das Wasser zu Großklein's, um über die Hochzeit zu sprechen. „Die Bank liegt nicht fest unter mir," sagte der Sohn, und stand auf, sie zurechtzulegen. In demselben Augenblicke gleitet das Fußbrett aus, worauf er steht, er breitet die Arme aus, kann sich nicht halten, stößt einen Schrei aus und fällt ins Wasser.

„Faß' das Ruder," rief der Vater, stand auf und reichte es ihm hin. Der Sohn thut einige Züge mit den Armen, um näher zu kommen, und hörte bald auf, ein Starrkrampf hat ihn erfaßt.

„Wart' einen Augenblick," ruft der Vater, und rudert auf ihn zu. Da fällt der Sohn hinüber, sieht den Vater an und versinkt—Thord wollte es nicht glauben; er hält das Boot an und starrt auf den Fleck hin, wo der Sohn untergesunken war, als müßte er wieder heraufkommen. Es stiegen einige Blasen auf, noch einige, dann eine große, welche zerplatzt, und die See liegt spiegelblank da.

Drei Tage und drei Nächte sahen die Leute den Vater um diesen Fleck rudern; er nahm keine Speise, suchte keinen Schlaf; er suchte seinen Sohn. Am dritten Tage gegen Morgen fand er ihn und trug ihn hinauf nach seinem Hofe.

Seit diesem Tage mochte wohl ein Jahr vergangen sein. Da hörte der Pastor eines Abends spät Jemand in die Vorstube gehen, und vorsichtig nach dem Thürgriffe suchen. Er öffnet die Thür und herein tritt ein großer, vornübergebeugter Mann, mager und mit weißen Haaren. Der Pastor sah ihn lange an, ehe er ihn erkannte.

Es war Thord.

„Kommst du so spät?" sagte der Pastor, und blieb vor ihm stehen.

„Ja, ich komme spät," sagte Thord und setzte sich nieder; der Pastor setzte sich auch, wie er zu thun pflegte. Es war lange still, da sagte Thord: „Ich hab' etwas mit, was ich gern den Armen geben wollte." Er stand auf, legte das Geld auf den Tisch und setzte sich wieder; „das ist die Hälfte meines Hofes, ich verkaufte ihn heute."

Der Pastor blieb lange still sitzen, endlich fragte er milde: „Was willst du denn anfangen?"

„Etwas Besseres."

Sie saßen noch eine Weile bei einander, Thord, die Augen zu Boden geschlagen, der Pastor die Augen auf ihn gerichtet. Da sagte der Pastor leise und langsam: „Nun glaube ich, daß dein Sohn, dir endlich zum Segen geworden ist."

„Ja, nun glaube ich's auch selbst," sagte Thord, sah auf, und die Thränen rollten über die Wangen herab.

Die Seidenzucht.

Was einem Wurm als Todtenhemd gedient,
Ist jetzt der Dame Stolz — die Seide.
Von eines Schafes Wolle kleidet sich der Herr;
In entlehntem Schmucke brüsten sie sich beide.

Siehst du diesen prächtigen Baumgarten, Emma? Den pflanzte ich mir mit eigener Hand, als wir vor vier Jahren nach Kansas kamen." So sagte Agnes zu ihrer Freundin, welche erst kürzlich vom Osten nach den Prairien gekommen war, um wie tausend Andere hier ihr Lebensglück zu suchen.

„Ja, aber Agnes, was willst du mit Maulbeerbäumen auf einer Prairie, zwanzig Meilen von dem Markt entfernt; willst du Maulbeeren pflanzen für Amseln und Indianer?"

„Es handelt sich gar nicht um Beeren. Der Markt ist zwanzig Meilen entfernt, aber die Seidenfabrik blos drei Meilen. Der Fabrikbesitzer hat mir schon Alles klar gemacht; ich ziehe Cocons, und will der Welt zeigen, was ein Mädchen vermag, wenn es sich bestrebt, zu etwas zu kommen. Der Vater gab mir das Land; ich brauche Hülfe, und wenn du bei mir bleibst, kannst du um den Drittel des Profites Arbeit finden."

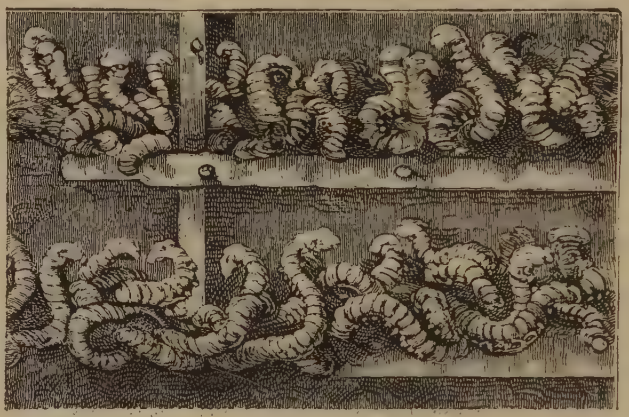
„O, ich sehe, Maulbeerblätter sind die Nahrung der Seidenwürmer. Aber ich verstehe ja nichts von dem Geschäft!"

„Ich verstehe selbst noch nicht viel, aber das Gewöhnliche weiß ich, und über Einzelheiten gehen wir nach der Fabrik und erkundigen uns."

Also machten sich diese beiden Prairiekinder enthusiastisch an das Studium, bis zur Zeit, da die Arbeit angehen sollte. Eines Morgens gingen sie in den Baumgarten und entdeckten, daß die Knospen schon herrlich am Schwellen waren.

„Jetzt ist es aber Zeit, die Eier zu setzen," sagte Agnes, und beide Mädchen eilten nach dem Hause.

Die Eier wurden schon im Sommer auf Karten von Pappendeckel gelegt, und dann an Bindfaden befestigt, an die Decke des lüftigen Kellers aufgehängt. Jetzt nahmen sie die Karten sorgfältig herab und brachten sie nach dem sonnigsten Zimmer im Hause; hier war bereits schon ein Gestell mit mehreren Tischplatten bereit, schön hergerichtet, um die ganze Brut zu empfangen. Auf diese Platten, deren das Gestell fünf hatte, wurden nun die Karten ausgebreitet. Ein Tuch deckte das Fenster, so daß die Sonne wohl Eingang hatte, der Wind aber nicht so frei eindringen konnte.



Seidenraupen.

„Nun den Thermometer," sagte Agnes, „denn jetzt muß die Temperatur genau gemessen werden; niedriger als 75 Grade darf sie nicht fallen, aber auch nicht höher als 80 Grade steigen.—77 Grade jetzt; so müssen wir sie halten, und nach Mittag ein Fenster öffnen.

Emma, welche nie so etwas gesehen, konnte ihr Erstaunen nicht verbergen, denn sie hatte gemeint, in dem wilden Kansas können die Mädchen höchstens Kühe melken, und nun findet sie eine Intelligenz, wie der Osten sie kaum höher aufzuweisen vermag.

Beim Ablesen der Cocons.

Etwa zehn Tage später kam eine Veränderung über die Eier. Die Violetfarbe wechselte in ein sehr leichtes Blau um. „Das ist ein Zeichen, daß sie bald ausschlüpfen, und jetzt beginnt unsere Pflicht genauer Beobachtung," sagte Agnes. Richtig, am elften Morgen waren die Mehrzahl der Eier weiß und leer. Der kleine, schwarze Wurm war entschlüpft und zeigt Lebenszeichen. „Jetzt heißt es sammeln, Emma," sagte Agnes voller Begeisterung. Sie holten Maulbeerzweige, welche bereits junge Blätter hatten, und legten diese sorgfältig über die Würmer, und zwar auf ein Stück Papier; doch behutsam, daß sie nicht zu nahe zusammen lagen, denn ein Seidenwurm wächst stark.

„Es wird vier Tage dauern, bis alle ausgebrütet sind," meinte Agnes; „und bis dahin müssen wir Wissenschaftlich zu Werke gehen mit der Fütterung, so daß uns die ersten nicht zu alt werden, bis die übrigen nachkommen. Du mußt nemlich wissen, das Alter der Seidenwürmer wird nicht nach Tagen, sondern nach Mahlzeiten berechnet." So erschien nun täglich eine neue Brut, bis am vierten Tag auch der allerletzte Wurm heraus war. Sie wurden aber nicht zusammengethan, bis sie gleich alt waren. Ja, wie macht man das? Ei, den Ersten gibt man nur drei Mahlzeiten täglich; den Nächsten vier, und den Uebrigen sechs, bis sie alle gleich alt sind; dann gibt es für Alle

täglich sechs Mahlzeiten. „Heute fällt die erste Verwandlung vor bei unseren Würmern," sagte Agnes eines Morgens, als alle Würmer gleich alt waren; „denn du mußt wissen, die Seidenwürmer haben fünf Lebensperioden; d. h. sie erleben vier Verwandlungen, ehe sie zum Coconspinnen kommen."

„Aber wie willst du sie aus all diesen Trübsalen erlösen?" fragte Emma neugierig.

„Die erste Periode ist die wichtigste, da muß man auf sie Acht haben, als wären es so viele Mutterkindchen; sechsmal muß man sie täglich füttern, und ihnen nur die zartesten Blättchen geben, die man finden kann; dieses dauert drei Tage lang. Am Ende des dritten Tages waren die meisten schon in den Blättern begraben, und solche, welche noch sichtbar waren, hatten einen kurzen, dicken Körper, großen Kopf, und schienen erschlafft zu sein; ein Zeichen, daß sie schon in den Schlaf verfallen waren, welcher der Verwandlung vorangeht. Bei der nächsten Mahlzeit erschien eine ganze Anzahl hungriger Fremdlinge, mit langem, dünnem Körper, und sonderbar vergrößerten Schnauze; man kannte sie nicht mehr. Die erste Verwandlung war vorüber.

Beim Abwiegen des Materials.

Bei der nächsten Verwandlung wurden die Würmer aschgrau, und bei der dritten noch heller. Merkwürdigerweise aber erschienen sie nach jeder Verwandlung hungriger als zuvor.

Um diese Zeit kam des Fabrikbesitzers Junge einmal ungesehen in das Coconzimmer der beiden Mädchen; er kannte die Raupenzucht aus dem F. F., aber von der deutschen Sprache verstand er blutwenig. Kaum erblickte er die Würmer, da sah er auch schon, daß sie am Ersticken waren. Er kam in Haft gesprungen und rief ganz be-

Beim Füttern der Raupen.

stürzt: „Mein gute Fräuleins, spring, spring, Käfer muß sterben, wenn nicht bon frische Luft gibt alleweil." Der Knabe sprach gut Französisch, aber radbrechend Deutsch.

„Er meint, unsere Würmer sterben," sagte Agnes bestürzt, „was können wir thun?"

„Mein Herlein (er wollte Herzchen sagen), Sie sehen doch, kommt un grand Donner."

Jetzt eilten die Mädchen nach dem Zimmer, aber kamen fast zu spät.

„Was können wir thun?" rief Agnes, und wollte schnell das Fenster schließen.

„Nix machen zu! Gar nix mach zu — un Buffalo erstickt, wenn sein Fenster zu! All auf—Thür auf—Käfer auf den Boden. Brenn sie—alle brennen!"

Er wollte sie aber nicht verbrennen, sondern nur räuchern, und wirklich ergriff er auch ein Körbchen mit dürren Blättern und steckte sie an, um Rauch zu machen, welches dann auch die Atmosphäre reinigte und erleichterte. Jetzt folgte ein Donner, und wieder einer; darauf rief der Junge:

„Jetzt machen zu, und un grand Feuer in die Ofen, bugs sein gut."

Natürlich lachten die Mädchen, als die Gefahr vorüber war, weil er ihre Würmer, Käfer und bugs nannte. Als er das merkte, sagte er:

„Ik nix deutsch hab, ik ihm studiere, aber nix stark, un schlechte Sprak. Ik komme, ein-, zweimal, sehen nach Wurms, au revoir."

Jetzt kam die Zeit der vierten Verwandlung, und diese war gefährlich. Die Würmer wurden weiß und kränklich, man meinte sie hätten das Auszehren. Aber kaum hatten sie überstanden, da bekamen sie einen ganz unglaublichen Hunger; aber sie wurden auch fett dabei. Acht Tage lang mußten die zwei Mädchen Laub pflücken von früh bis spät, um die Familie zu ernähren; das war ein Treiben: bald auf den Bäumen, bald in der Coconerei, wie sie ihr Zimmer nannten. Lange genug hatten sie wissenschaftlich studirt; jetzt kam das praktische.

Beim Beschneiden der Maulbeerblätter.

Dreimal des Tages wurden sie gefüttert. Wenn man ihnen eine Mahlzeit brachte, krachte es in den Blättern, als wenn Regentropfen darauf fielen. Sie fraßen das Laub bis hart an das zähe Holz. Jetzt änderte sich die Farbe der Würmer, sie waren „sackfett," und fingen an, den Kopf zu schütteln, ein Zeichen, daß sie spinnen wollten.

Am sechsten Tage nach der vierten Verwandlung wurden die Würmer durchsichtig; d. h. man konnte durch ihre Haut sehen, und es schien, als wären sie mit einer klaren Flüssigkeit angefüllt, doch waren sie nun verschiedenfarbig: goldgelb, weiß, grün, je nach der Art, zu welcher sie gehörten. Sie wurden sehr unruhig, und

bewegten sich hin und her auf den Blättern, als wenn sie da sich einspinnen wollten.

„Jetzt ist es aber höchste Zeit, das Gebüsch zu schaffen," sagte Agnes, „jetzt fängt die poetische Verwandlung an."

Aus Eichenzweigen wurde nun ein kleines Wäldchen hergerichtet; kaum war dieses geschehen, da ging es aber auch lebhaft zu: wie auf das Wort bewegten sich die Würmer, und kletterten an den Zweigen empor, sobald sie ihre Stelle gefunden, fing das Spinnen an, und in kurzer Zeit sah man den Wurm im schönsten Seidenkleid, noch immer sichtbar. Das Netz hatte die Farbe des Wurmes, je nach der Art, welcher derselbe angehörte. Nach vierundzwanzig Stunden war der Cocon fertig.

„Es grenzt ans Wunderbare, daß ein solches Würmlein solche unglaubliche Arbeit in so kurzer Zeit vollbringen kann," meinte Emma, welche die Arbeit zum erstenmal mit ansah.

Jeder einzelne Cocon enthält etwa dreizehnhundert Yard Seide, und diese haspelt sich so leicht, und ist so stark, daß man die Spule so stark gehen machen kann, als das Rad einer Kutsche, ohne daß auch nur ein Faden bricht.

Weil einige Würmer etwas langsam waren, ehe sie sich einspannen, konnten die Mädchen ihre Cocons nicht sammeln bis am fünften Tage, nachdem die ersten angefangen, zu spinnen. Jetzt namen sie das Gebüsch herunter, und fingen an, Cocons zu sammeln; beschmutzte oder befleckte wurden besonders gelegt, und die guten ebenfalls, hernach wurden sie auf dem nemlichen Gestell, wo die Würmer ihr Leben zugebracht, ausgebreitet. Jetzt wurden die feinsten Cocons ausgesucht für Samen aufs künftige Jahr, und dazu nahmen die Mädchen ganz natürlich die allerfeinsten. Hätte der Fabrikant die Cocons nicht sogleich verlangt, dann hätten nun die Mädchen noch das tragische Ende der Seidenwürmer befördern helfen müssen, denn sie werden in einem heißen Ofen zu Tode gebacken; weil aber die Ablieferung sogleich geschah, ging das Tödten der Würmer in der Fabrik vor sich. — Die Samencocons wurden nun an Bindfaden befestigt und an einem luftigen Ort aufgehangen, aber man mußte genau nachforschen wegen Mäuse, denn diese sind der Würmer Feinde. Nach zwölf Tagen kamen Schmetterlinge zum Vorschein, welche sich sogleich paarten, und nun ging das Eierlegen an.

Agnes und Emma verkauften 421 Pfund Cocon, und erhielten dafür 75 Cents pro Pfund. So können unsere Leser also sehen, was Mädchen zu thun im Stande sind, wenn sie wollen, und nicht von jener zimperlichen Classe sind, welche die Sonne nicht anscheinen darf. Zugleich hat die Geschichte aber auch ein Bild entworfen, wie man die Seidenwürmer zieht und pflegt. — R. M.

Der Bergmannsknabe.

(Von ihm selbst erzählt.)

2.

Mein zweites Dienstjahr neigte sich seinem Ende zu. Ich verrichtete jetzt nicht mehr die Arbeit eines Thürhüters, sondern war als Fahrer eines Kohlenwagens angestellt worden, und befand mich in dem Dienste eines Bergmanns, Namens Bingo. Es war am Schlusse unseres Tagewerks, als ich mit meinem leeren Wagen nach dem Orte zurückkehrte, wo die Kohle losgehauen wurde; und dort fand ich den Mann, den ich meinen Vater nannte, mit zwei oder drei Arbeitern in einer ernsten Unterredung. Sie waren plötzlich und unvermuthet an das Ende der Kohlenader gekommen und überlegten, da eine Spalte in dem Felsen eine gegenüberliegende Höhle zeigte, wie dieselbe wieder ausfindig gemacht werden könne. Als ich den Platz erreichte, richtete mein Vater, nachdem er sich die schwarze Feuchtigkeit aus den Augen gewischt hatte, seine scharfen, strengen Blicke auf mich und sagte: „Hier, Job, gibt's Arbeit für dich; gib acht, daß du sie gut ausführst. Wir haben die Kohlenader verloren; und Bingo hat da ein Loch gehauen, das für eine solche Wespe, wie du bist, groß genug ist, um hineinkriechen zu können. Nun flugs hinein, und mache deine Gucker weit auf, und komm' nicht eher zurück, als bis du uns sagen kannst, wo die Ader beginnt, und wohin sie ihren Lauf nimmt. Hier ist die Lampe, und hier ein halbes Dutzend Kerzen, wenn das Licht erlöschen sollte. Paß nur gut auf; denn sonst — — hast du es verstanden?"

Diese mit einer mir wohlbekannten Handbewegung begleiteten Drohworte machten jede fernere Mahnung unnöthig. Ich zog sofort das Säckchen an mich, welches er mir über den Nacken warf, zwängte mich ohne Säumen durch die Spalte, die Bingo gehauen hatte, und strengte mich an, indem ich mein Licht hin und her bewegte, die Natur des Platzes zu erforschen, in welchen ich eingetreten war. Es würde vergebliche Mühe sein, für diejenigen meiner Leser, welche noch nie ein Bergwerk in Augenschein genommen haben, durch Beschreibung ein richtiges Bild von dem zu entwerfen, was in dieser Abgeschiedenheit meine Sinne wahrnahmen; denn die lebhafteste Phantasie kann sich kaum eine Vorstellung von der unheimlichen Stille machen, die in diesen Tiefen herrscht. Obgleich an solche Scenen gewöhnt, so konnte ich mich doch beim Durchwandern dieser Höhle kaum eines Schau-

derns erwehren. Zuweilen war es mir, als sähe ich die seltsamsten Gestalten, beleuchtet von dem matten Scheine meiner ölqualmenden Lampe, gleich schwarzen Gespenstern aus dem Boden emporsteigen und bald wieder spurlos verschwinden; zuweilen verengte sich der Gang so sehr, daß ich kaum hindurch, und stellenweise sogar über herabgefallene Trümmer kriechen mußte, während dicht über meinem Kopfe gewaltige Felsmassen hingen, welche mit ihrem Gewicht den Körper zu zerquetschen drohten. Kurz, alles war geeignet, einen Anblick zu gewähren und Eindrücke wach zu rufen, die wohl nirgends ihres Gleichen finden und auch jeder Beschreibung spotten würden.

Ich mochte vielleicht zehn Minuten lang nach allen Richtungen hin Umschau gehalten haben, als ich einen Platz betrat, dessen Boden eine schieferartige Kohlenmasse zeigte. Hier herrschte eine Kühle, die im Gegensatz zu der feuchten Hitze, die ich soeben verlassen hatte, höchst wohlthuend auf mich wirkte. Ich war indeß eben im Begriff, mir über die Natur dessen, was mich umgab, die nöthige Klarheit zu verschaffen, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen durchbrach, und ich in eine Tiefe hinabstürzte, die unermeßlich zu sein schien. Zum Glück hatte mein Rücken, während des Fallens, einen hervorspringenden, glatten Felsen gestreift, wodurch der jähe Sturz in seiner vollen Wucht gebrochen und darum weniger gefährlich wurde. Mein Licht, obwohl die Laterne in wunderbarer Weise unversehrt geblieben, war erloschen; und so gesellte sich zu dem Schmerze meiner Glieder und zu dem Kummer meiner Seele noch die Trostlosigkeit einer undurchdringlichen Finsterniß.

Ich war jedoch an Ereignisse ähnlicher Art zu sehr gewöhnt, als daß ich in meiner keineswegs beneidenswerthen Lage sogleich den Muth verloren hätte. Sobald ich mich überzeugt hatte, daß keins meiner Glieder gebrochen war, öffnete ich sofort meinen kleinen Sack, brachte eine Kerze zum Vorschein, und steckte dieselbe, angezündet, in meine Laterne. Jetzt blickte ich mich nach allen Seiten um. Ein weiter, unregelmäßiger Raum, dessen Ueberdachung ich kaum unterscheiden konnte, dehnte sich bis ins Unendliche zur Rechten und zur Linken aus; und ich erkannte sofort, daß ich von Kalksteinfelsen umgeben war. Nachdem ich mich mit nicht geringer Schwierigkeit auf die Füße gestellt hatte, steckte ich eine andere brennende Kerze auf einen Vorsprung des Felsens, an welchem ich hinabgeglitten war, und welcher mir auf meinem Rückwege als Führer dienen sollte; und begann dann, insoweit es mir mein geschundener Körper erlaubte, die Wände zu beiden Seiten einer genauen Prüfung zu unterziehen; aber nirgends vermochte mein Auge auch nur das geringste Anzeichen von Kohlen zu entdecken. Langsam verfolgte ich jetzt mehrere Minuten hindurch das Kalksteingewölbe, welches ausgehöhlt oder vielmehr ausgebrannt zu sein schien, und entdeckte einen rechtwinkeligen, steil aufsteigenden, vier Fuß hohen Gang, der sich bis zu einer unabsehbaren Ferne ausstreckte, und dessen eine Seite, augenscheinlich durch eine Feuersbrunst ausgehölt, nichts als Asche und abgeschwelte Steinkohle zeigte. Auch die gegenüberstehende Wand war durch die mächtige Wirkung des Feuers geröstet und an verschiedenen Stellen verkohlt, während der Boden des Gewölbes, durch welchen ich mich mit meinen zerfetzten Füßen nur mühsam vorwärts zu schleppen vermochte, eine Lage von geschmolzener Lava zeigte, welche hie und da in dem hohen Hitzegrade in eine Art von Glas und Kiesel verwandelt worden war. Schließlich erreichte ich das Ende dieser Verwüstung, begrenzt — wenn nicht alle Anzeichen trügten — durch ein reiches Kohlenlager, dessen Dicke und Tiefe von solcher Ausdehnung bis jetzt noch nie in dieser Kohlenzeche entdeckt worden war.

Froh belebt durch meine Entdeckung, aber auch gänzlich ermüdet durch meine beschwerliche Wanderung, setzte ich mich an das Ende des Ganges zum Ausruhen nieder, und begann, nachdem ich meine Laterne neben mich auf den Boden gestellt hatte, meine blutenden Füße mit den Streifen eines alten Taschentuches zu umwickeln. Ich lehnte meinen Rücken gegen die Felswand, und fiel endlich, von Müdigkeit und Hunger, sowie von der Hitze des Platzes überwältigt, in einen tiefen Schlaf.

Wie lange ich mich in diesem Zustande befunden haben mochte, darüber konnte ich mir nachher keine Rechenschaft geben. Genug, ich erwachte endlich, von Hunger gequält; und ein jäher Schrecken durchzuckte meine Glieder, als ich mich in totaler Finsterniß befand; denn mein Licht mußte schon seit Stunden erloschen sein. Dabei fühlte ich eine solche Steifheit in meinen Gliedern, daß ich mich kaum regen konnte, während zugleich meine Wunden so empfindlich waren, daß ich bei der geringsten Bewegung hätte laut aufschreien mögen. Meine Hände zitterten von Schmerz und Erschöpfung, als ich meine letzte Kerze hervorholte und anzündete. Dann erhob ich mich mit Aufbietung meiner letzten Kraft auf die Füße, und begann wieder meine traurige Wanderung durch das Gewölbe. Nimmer in meinem Leben hatte ich einen solchen Schmerz und eine solche Ermüdung gefühlt, als in diesem Augenblicke, wo ich wankenden Schrittes meine wunden Füße mit den scharfen Kieseln und Schlacken in Berührung brachte. Endlich erreichte ich das Ende des langen Ganges und betrat wieder den weiten Raum, von welchem ich meine Wanderung begonnen hatte. Doch da hier der Weg sehr abschüssig war, so verlor ich das Gleichgewicht, und stürzte zu Boden, wodurch die Laterne meinen Händen entrückt, und ich wiederum in eine stockfinstere Nacht gehüllt wurde.

Mein Mißgeschick schien jetzt seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Nicht nur war meine letzte Kerze erloschen; nicht nur fehlte mir der geringste Bissen, um meinen Hunger stillen zu können; nicht nur folterte mich ein brennender Schmerz, der kaum zu ertragen war, sondern unendlich mehr, als dieses alles, quälte mich der furchtbare Gdanke, daß selbst im Falle, wenn mir auch die

nöthige Kraft geblieben, um nach dem Platze zu gelangen, wo ich die brennende Kerze zurückgelassen, es dennoch eine Unmöglichkeit sei, jene glatte, fast senkrechte Felswand zu erklimmen, längs welcher ich in diese unbekannte Höhle hinabgerutscht war. Dieser Gedanke beraubte mich eine Zeit lang jeglicher Kraft, um ein Glied rühren zu können. Warum betete ich in meiner gänzlichen Hülflosigkeit nicht, wie es Hunderte anderer Kinder gethan haben würden? Ach! ich hatte den Namen Gottes nie anders nennen hören, als wenn der rohe Mensch, den ich als meinen Vater betrachten mußte, die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen über mich aussprach. Wie glücklich würde ich in jenen jammervollen Augenblicken gewesen sein, wenn je die Geschichte des Heilands in mein kindliches Ohr gedrungen wäre, und ich von ihm gewußt hätte, daß er, der Himmel und Erde geschaffen, die Kinder liebe, auf ihre Gebete lausche und über sie wache! Aber nein, dieses Glück kannte ich nicht; und darum war es in meiner Seele finsterer, als draußen in meiner Umgebung.

Und dennoch warf die Gnade Gottes einen Lichtstrahl in meine in Nacht gehüllte Seele. Warum betete meine Pflegemutter jeden Morgen das Vaterunser, wovon ich nur die ersten wenigen Worte behalten hatte? Und warum riefen die Bergleute Gott um Hülfe an, wenn es keinen Gott gab, der helfen konnte? Während ich über diese Fragen nachsann, durchzuckte gleich einem Blitze, der Gedanke mein Herz, daß es feige sei, alle Hoffnung aufzugeben, ohne vorher den letzen Versuch gemacht zu haben. Mit Hast erhob ich mich auf meine Füße, faltete meine Hände über meinem Haupte und stammelte die Worte: „O Gott, rette einen armen Knaben, welcher dich anruft aus der Tiefe der Erde!“ — Kaum waren die Worte meinen Lippen entflohen, als ein kleiner Stern, wie ich einen solchen des Nachts beim Besteigen des Schachtes oft am Himmel gesehen, meinem Auge begegnete. Ich wußte, daß es kein Stern sein konnte; aber ich glaubte in diesem Augenblicke fest, daß Gott, den ich angerufen, meine Stimme gehört und mir diesen Glanzpunkt als Zeichen meiner Befreiung gesandt habe. Während ich nun ununterbrochen den Stern betrachtete, schien es mir, als bewege er sich, und als lasse sich ein fernes Geflüster hören. Noch einen Moment starrte ich empor; dann aber brach ich in ein krampfhaftes Lachen aus; und ich rannte vorwärts, stolpernd, fallend und wieder aufstehend, ohne meine Erschöpfung und ohne den Schmerz zu beachten, den die beständige Berührung des Bodens oder des Felsens verursachte. Jauchzend und lachend setzte ich meinen Lauf fort, indem ich wie wahnsinnig schrie: „Bingo! Bingo!“ Wie im Fluge stürzte ich mich die Bergschlucht hinab, bis ich sprachlos und athemlos, keuchend, mit Schrammen und Wunden bedeckt, unter dem hin und her schwenkende Lichte stand, welches für mich ein gesegneter Stern werden sollte.

„Job! Job! mein armer Junge!“ tönte es jetzt über meinem Haupte wie eine Musik aus dem Himmel, während ich im Uebermaß meiner Freude, nach Luft schnappend, an den Felsen lehnte, auf dessen Vorsprung ich die jetzt längst erloschene Kerze gestellt hatte. Einige Augenblicke später fühlte ich ein Seil, welches zu mir in die Tiefe gelassen wurde. Ich umklammerte dasselbe, wurde hinaufgezogen und wenige Minuten später erreichte ich die Höhe, von wo aus ich durch enge Gänge bis zu der Spalte kroch, welche Bingo mit seinem Werkzeuge unvermuthet geöffnet hatte. Die mir hier entgegenströmende heiße Luft beraubte mich fast meines Bewußtseins, so daß ich kaum Kraft genug hatte, um mit Hülfe des guten Bingo in den Gang zu gelangen, der mir zum Ausgangspunkte gedient hatte. Hier setzte man mich in den Förderwagen, der in raschem Laufe zum Boden des Schachtes gerollt wurde, wo mich die Maschine zur Erdoberfläche hinaufzog. Dort nahm mich mein Vater auf den Rücken und trug mich heimwärts.

3.

Die Mittheilung, die ich bezüglich dessen, was ich entdeckt hatte, am folgenden Tage machte, war von so großer Wichtigkeit, daß der Besitzer der Kohlenzeche selbst in unser Haus kam, und, nachdem er meinen Muth gepriesen, darauf bestand, daß ich auf seine Kosten die Schule besuchen sollte. Auf diese Weise wurde ich zwei Jahre von meiner unterirdischen Arbeit befreit. Nach Ablauf derselben aber befahl mir mein Vater, der nur wider Willen in den Verlust meines Lohnes eingewilligt hatte, mit ihm wieder in die Grube zurückzukehren; und der Besitzer konnte ihn nur dazu bewegen, wenigstens eine Stunde früher als gewöhnlich die Arbeit zu verlassen, um die Abendschule besuchen zu können. Die alten Leiden nahmen daher wieder ihren Anfang.

Ich mochte etwa zwei Wochen zu meiner Arbeit zurückgekehrt sein, als eines Tages ein Fremder zu uns herabstieg, der unter den Bergleuten nach einem Knaben, dem Sohne eines angesehenen Herrn fragte, welcher letzterer die Verwaltung einer Grube übernommen, aber schon wenige Wochen nachher in derselben seinen Tod gefunden und eine junge Wittwe hinterlassen habe, die ebenfalls kurz nachher aus Gram gestorben sei. Wie man nach langen vergeblichen Nachforschungen ermittelt habe, sei der dieser Ehe entsprossene einzige Sohn bei dem Manne zurückgeblieben, in dessen Hause das unglückliche Paar bis dahin eingemiethet gewesen sei. — Ich saß, ohne bemerkt zu werden, in einer kleinen Vertiefung der Grube und hatte jedes Wort deutlich gehört. Unwillkürlich war mein Geist beschäftigt, in das Dunkel einer längst entwichenen Vergangenheit einzudringen. Erinnerungen an Ereignisse, die bisher wie in einem Grabe geschlummert hatten, traten in all ihren Einzelheiten vor meinen Geist; und da dieselben eine immer greifbarere Gestalt annahmen, so wurde es mir mehr und mehr zur Gewißheit, daß der verwaiste Knabe und ich dieselbe Person ausmachten. Auch der Name, der jetzt von Munde zu Munde ging, schien sich mit meiner Erinnerung, wie in einem Traume

mit der schweigenden, geisterhaften Gestalt zu verknüpfen, welche ich ehemals von einem blutbefleckten Bettuche umhüllt, regungslos am Boden hatte liegen sehen. Und da diese Vorstellung sich meiner Einbildungskraft immer tiefer eingrub, so nahm ich eine scharf zugespitzte Pfrieme zur Hand und zeichnete punktirend, wie ich dieses oft meine Mitarbeiter hatte thun sehen, den genannten Namen in meinen Arm. Dann rieb ich etwas Schießpulver über die Zeichnung; und der Name ist für immer an meinem Fleische sichtbar geblieben.

Die Folge der Nachforschung bezüglich des verwaisten Kindes war, daß Benz nach einem heftigen Streite mit seinem Weibe der Zeche seinen Dienst kündigte, und in einer abgelegenen Grube in Arbeit trat. Selbstredend mußte ich seinem Beispiele folgen. Hier sah ich zum ersten Male in großem Maßstabe eine Kohlenzeche in vollem Betriebe. Doch bevor mich der rohe Mensch einführte, schärfte er mir nach seiner Gewohnheit durch eine derbe Tracht Prügel und unter Flüchen und Verwünschungen den strengen Befehl ein, nie eine Silbe wegen der Geschichte des verlorenen Knaben verlauten zu lassen.

Ich habe Euch bereits beschrieben, in welcher Weise in den Gruben die Cirkulation der Luft bewerkstelligt wird; es bleibt mir daher nur übrig, Euch zu sagen, daß hier diese Ventilierung nach den besten Grundsätzen ins Werk gesetzt worden war. Der Hauptgang, welcher durch je zwanzig Fuß von einander getrennte große Thore abgesperrt war, hatte eine angemessene Breite und Höhe, und wurde auf beiden Seiten durch eine Reihe engerer Nebengänge rechtwinklig durchschnitten, an deren Seiten sich die Kohle in einer Dicke von drei Metern zeigte, während überall unberührte Kohlenreste als Pfeiler zur Stütze der Decke dienten.

Von der Erhabenheit und Schönheit dieser Zeche überrascht, wo nicht durch arme Kinder, sondern durch kräftige Pferde auf Schienenwegen die schwerbeladenen Kohlenwagen fortgeschafft wurden, folgte ich meinem Vater bis zu einem in beträchtlicher Entfernung liegenden Hauptthore, wo wir in einen Nebengang einbogen und hier und dort eine Menge thätiger Menschen fanden. Nach einer längeren Wanderung bekamen wir endlich das uns angewiesene Kohlenlager zu Gesicht, von wo aus drei durch kleine Fallthüren geschützte, niedrige Gänge ausliefen, die nur einem Knaben das Durchkriechen gestatteten. Ich hatte beim Befahren des Schachtes bemerkt, daß jeder Bergmann mit einer kurz vorher erfundenen Sicherheitslampe versehen war, die so eingerichtet ist, daß, sobald man einen mit Stickgas angefüllten Ort betritt, die Flamme sich verlängert, und dadurch rechtzeitig zum Rückzuge mahnt. Auch hatte ich gehört, daß die Grube gefährliche Dünste berge; denn ein Arbeiter hatte meinen Vater zur Vorsicht gemahnt, da der ihm zur Arbeit angewiesene Theil, namentlich in seinen westlichen Distrikten, mit Stickgas angefüllt sei. Ich begann sofort, die engen Gänge kriechend zu untersuchen; und als ich zurückkehrte, bemerkte ich, daß mein Vater den Rücken gegen die Kohlenwand lehnend und die fleischigen Arme über die breite Brust kreuzend, sich niedergesetzt hatte, und in träger Unempfindlichkeit sein Pfeifchen rauchte, während, allen Warnungen zum Trotz, die Lampe unbedeckt neben ihm am Boden stand.

Wie sehr ich den rohen Mann auch fürchtete, so fühlte ich mich dennoch angesichts der Gefahr, in der unser Leben schwebte, so entsetzt, daß ich ihn auf die unbedeckte Lampe aufmerksam machte und mich zu gleicher Zeit bückte, um den aus Gaze verfertigten Schirm an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Ein Faustschlag gegen meinen Kopf schleuderte mich jedoch taumelnd bis an das äußerste Ende des Platzes, auf dem wir uns befanden; und zugleich befahl er mir unter einem Schauer von Flüchen, mich um meine eigene Arbeit zu kümmern und ihn in Ruhe zu lassen. Auf diese Weise mißhandelt, griff ich nach meiner Spitzhacke, hieb mit wuchtigen Schlägen in die Kohlenmasse und sah mit großer Befriedigung, wie die gewaltigen Blöcke zu meinen Füßen rollten. Doch kaum hatte das Gerassel der niederfallenden Kohlen aufgehört, als ich einen zischenden Ton vernahm, wie wenn sich plötzlich eine zusammengepreßte Luft Bahn gemacht habe. Im nächsten Augenblicke aber sah ich mich versengt und blutend auf den Boden geschleudert. Es folgte, gleich einer Artilleriesalve, eine erschütternde Explosion; die Erde über und unter mir erzitterte, wie durch ein Erdbeben; eine helle Flamme wälzte sich dem Kohlenlager zu, spielte, wie aus einem Schmelzofen hervordringend, rings um das niedrige Dach, stürzte sich unter einer Reihenfolge betäubender Schüsse in den offenen Durchgang und verwandelte diesen düstern Tunnel in einen Cylinder glühenden Feuers. Und während die zur höchsten Wuth gesteigerten Flammen durch das Eingeweide der Erde rasten, folgte ein Erdstoß nach dem andern; denn die Flamme drängte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes in die verschiedenen Gänge, alles zerstörend, als verzehrend, was ihr in den Weg kam.

Dieses alles war das Werk eines Augenblicks. Die Flamme hatte sich dem Hauptgange zugewandt, der die Grube wie ein Gürtel umschloß, und hatte nur eine glühende Decke und eine erstickende Hitze zurückgelassen. Ich erhob mich auf meine Knie und bemerkte eine sich windende Gestalt, die niedergestreckt zu meinen Füßen lag; aber eine neue, erschütternde Explosion, die sich in diesem Augenblicke hören ließ, gab meiner Aufmerksamkeit und all' meinen Sympathien die Richtung nach einem andern Theile der Unglücksstätte. Ich gedachte der großen Menge menschlicher Wesen, die nahe und fern in der Grube beschäftigt waren; und mit meinem Ohr die Richtung verfolgend, welche die Explosion eingeschlagen hatte, erkannte ich, daß es noch eben möglich sein könnte, eines der Hauptthore zu schließen, bevor das Feuer dort seinen Durchgang finde. Zwar flog der Gedanke, daß ich von der Flamme erhascht oder zwischen zwei Feuer eingeschlossen werden möchte, wie ein Schreck-

schuß durch meinen Kopf; aber von Kindheit auf daran gewöhnt, zu denken und zugleich zu handeln, öffnete ich die Thür eines der Gänge, und dieselbe hinter mir schließend, eilte ich, so schnell sich meine Hände und Knie zu bewegen vermochten, hinunter in den Tunnel, wobei mein Ohr stets das Geprassel des mächtigen Feuerofens vernahm. Endlich erreichte ich das große Thor, während die Flamme bereits mit Riesenschritten den breiten Durchgang durchsauste. Man kann sich kaum eine Vorstellung über die verzweifelte Schnelligkeit machen, mit der ich in den Hauptgang sprang, das fünf Fuß hohe Thor zuwarf und dann mit versengtem Haar, gleich einem verfolgten und erschrockenen Hasen, in einen zweiten Gang flüchtete, so daß ich wenige Sekunden nachher zwischen mir und dem Feuer mehrere Thüren geschlossen wußte. Da ich mich nun aus einer augenblicklichen Gefahr gerettet sah, rastete ich eine kurze Zeit; denn Angst und Erschöpfung hatten mich fast an den Rand einer Ohnmacht gebracht. Der Gedanke, daß, da die der Luft beraubte Flamme nothwendig erlöschen mußte, eine große Zahl der Arbeiter vom Feuertodte gerettet sei, wirkte wohlthuend auf mein Gemüth; aber zu gleicher Zeit drängte sich mir die Gewißheit auf, daß, weil umzingelt von brennenden Gängen, für mich und meinen unglücklichen Vater nicht mehr die geringste Aussicht auf Rettung vorhanden sei. Unter den unsäglichsten Schmerzen zahlloser Beulen und Brandwunden, und unter den heftigsten Stichen meines glühenden Kopfes, von welchem ich die versengten Haarbüschel abschüttelte, erhob ich mich und begab mich, auf Händen und Füßen kriechend, auf den Rückweg.

Als ich endlich den Platz wieder erreichte, von dem ich ausgegangen war, sah ich in der Helle der noch immer glimmenden Decke den Körper meines Vaters. Jedoch befand er sich nicht mehr in der Lage, in der ich ihn vorher gesehen, sondern lag mit dem Gesicht auf dem Boden. Ich hielt meinen Athem an; denn die Hitze dieses Platzes wirkte fast erstickend auf mich. Dennoch eilte ich zu der Stelle, wo der Unglückliche lag; und ihn auf seinen Rücken wendend, schleppte ich ihn der Mündung eines andern Ganges zu und zog den unempfindlichen Körper mit großer Mühe hinter mir her nach einem mehr offenen Raume—wo ich mich neben der schweigenden Gestalt niedersetzte, in der ich vielleicht nur den Leichnam meines Vaters zu entdecken fürchtete.

Ich will meine Leser nicht durch eine Schilderung meiner düstern Betrachtungen beunruhigen, die, während ich zu den Füßen der leblosen Gestalt eine Stunde nach der andern wachend zubrachte, mein armes Herz durchtobten. Meine verzweifelte Lage überschauend, drängte sich mir immer lebhafter die Gewißheit auf, daß mein kurzes Leben voller Kummer und Leiden sich bald durch ein qualvolles Ende abschließen werde; denn die fortrasenden Flammen, sowie die Explosionen, die von Minute zu Minute den Boden erschütterten, überzeugten mich, daß ich zwar einem plötzlichen Tode entronnen sei, aber daß früher oder später der Hungertodt mein Schicksal besiegeln werde. Von Müdigkeit überwältigt, fiel ich endlich in tiefen Schlaf; und ohne Zweifel würde ich noch Stunden lang in dieser Unempfindlichkeit verharrt haben, wenn ich nicht plötzlich durch ein tiefes Stöhnen aus meinem Schlummer aufgeschreckt worden wäre. Ich hatte sofort die rauhe Stimme meines Vaters erkannt, der in seinen wilden Fieberphantasien aus seiner keuchenden Brust die fürchterlichsten Schwüre und Flüche hervorstieß.

Stunden lang setzte er sein wüstes Klagen und Stöhnen fort; und wenn ich es versuchte, ihn zu besänftigen, oder mit ihm zu sprechen, so schleuderte er mich stets von sich, als wäre ich eine Natter gewesen. Auf mein wiederholtes Befragen, was ich für ihn thun könne, befahl er mir endlich, ihm Wasser zu verschaffen; und als ich ihm bemerkte, daß dieses wegen der in Flammen stehenden Gänge eine Unmöglichkeit sei, beschuldigte er mich der Feigheit und schwur hoch und theuer, daß er nicht ungerächt sterben, und daß nichts auf Erden mich von seinen Quälereien befreien werde. Dieser Zustand wurde durch den Ausbruch eines heftigen Deliriums unterbrochen, in welchem sein Gelächter, sein Gejauchze, sein Schreien nach Wasser zu einem Mißklange sich vereinigten, den selbst die kühnste Phantasie sich auszumalen nicht im Stande sein würde.

Nach etlichen Stunden nahm jedoch endlich sein Toben allmälig ab. Lange, schwere Seufzer folgten, vermehrt durch ein kurzes Athemholen, welches seinen Körper zittern machte. Doch auch dieses ließ schließlich nach und wurde allmälig schwächer, bis endlich ein gänzlich ununterbrochenes Schweigen der peinlichsten Art eintrat. Jedes Geräusch in der Grube war verstummt; und nur von der trocknen Hitze fast ausgedörrt, saß ich in einem Winkel meines dunkeln Grabes zusammen gekauert, und harrte in halber Betäubung meinem Verhängniß entgegen. Das Schweigen wurde mir zur Todesqual. — Da plötzlich drang ein so sanfter, lieblicher Ton in mein Ohr, wie ich einen solchen in den letzten Tagen nimmer gehört hatte. Eine Zeit lang hielt ich meinen Athem an; und laut und deutlich hörte ich die Worte: „Job, mein Junge! Job, bist du hier?" — Kaum traute ich meinen Sinnen; es war die Stimme meines Vaters. Mein Herz klopfte mit hörbaren Schlägen. Sprechen konnte ich nicht, aber auf Händen und Füßen kriechend, saß ich im nächsten Augenblicke an seiner Seite. Ohne seine Lage zu verändern, ergriff er meine Hand, schlang seinen Arm um meinen Hals, zog mich an seine Brust und preßte einen Kuß auf meine Wange. Jede Art von Zärtlichkeit war mir bisher während meines ganzen Lebens so fremd geblieben, daß meine Seele in diesem Augenblicke fast zerschmolz. Ein Strom von Thränen, begleitet von einem krampfhaften Schluchzen, ergoß sich über meine Wangen. Ein Entzücken überwältigte mich, wie ich ein solches nimmer gefühlt hatte. Mein Herz drohte zu zerspringen.

„Armer Knabe! Armer Knabe! Bist noch so jung

und mußt schon sterben," murmelte er, indem er meine fest an seine Lippen preßte.

„Kümmert Euch nicht um mich, Vater; aber sagt mir, was ich für Euch thun kann," rief ich, noch immer leidenschaftlich schluchzend.

„Nichts, mein Junge, nichts, mein braver Junge," sagte er weich. „Für mich gibt es nichts mehr zu thun; aber setze dich dicht in meine Nähe und lausche auf meine Worte; ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen."

Ich gehorchte; und nach einer kurzen Pause, in der er sich zu sammeln und seine Erinnerung aufzufrischen schien, begann er mit einer von innerer Bewegung zitternden Stimme und sagte:

„Ich bin nicht dein Vater. Dein Vater war ein vornehmer Herr, welcher als Verwalter zu der Grube kam, in welcher ich arbeitete, und in meinem Häuschen ein Zimmer miethete. Schon am ersten Tage, als er die Grube befuhr, kam er, begleitet von zwei Bergleuten, an einen Ort, wo „schlagende Wetter" hausten; und er und seine beiden Begleiter fanden dort augenblicklich ihren Tod. Deine arme Mutter nahm den Tod ihres jungen Gatten so sehr zu Herzen, daß auch sie ihm nach etlichen Wochen ins Grab folgte, indem sie dich meiner Sorge anempfahl. Mein Weib und ich kamen überein, dich als unseren eigenen Sohn groß zu ziehen, und zwar in der Hoffnung, daß du in späteren Jahren für die Miethe, die deine Eltern nicht zu bezahlen im Stande waren, arbeiten könntest. Aber jetzt, Job, hat mich Gott, dem ich bald Rechenschaft geben muß, für diesen Frevel schwer heimgesucht."

„Horch!" fuhr er zögernd mit einer matter werdenden Stimme fort. „Die Gänge stehen noch immer in Flammen; und würdest du es versuchen, sie zu passieren, so würdest du ohne Zweifel dein Leben einbüßen. Nur wenn du dich noch eine Zeit lang ruhig verhältst, wird vielleicht noch eine Rettung möglich sein."

Er machte jetzt eine Pause. Man fühlte es, daß es ihm eine große Anstrengung kostete, anhaltend zu sprechen. Endlich jedoch hob er nach einem längeren Schweigen wieder an:

„Ich habe noch etwas anderes zu sagen. Deine arme Mutter verkaufte Alles, was sie noch besaß, um deinen Vater begraben zu können; und — und —"

Der Athem schien zu stocken; erst nach einer längeren Zwischenpause fuhr er mit schwacher Stimme fort:

„Als sie ihr eigenes Ende herannahen sah, da gab — sie mir einen Brief, den ich um deinetwillen deinem Großvater einhändigen sollte. Ich ging nun in der That auch am folgenden Tage aus, jedoch nur, um in betreff dieser Angelegenheit Erkundigungen einzuziehen; denn ich überlegte, daß du an einem oder andern Tage reich und ein großer Mann sein würdest—und—und— nun, ich dachte, ich wollte warten und mir einiges Geld verdienen, wenn ich dich vor der Hand als mein eigenes Kind ausgab, bis man deinetwegen Nachfrage halte und mir für meine Mühe ein gutes Sümmchen bieten werde. Daher theilte ich, als ich zurückkehrte, deiner Mutter mit, daß dein Großvater weder von ihr, noch von ihrem Kinde etwas habe wissen wollen. Diese Lüge gab der armen Frau den letzten Todesstoß. Sie überreichte mir einen anderen Brief, den ich nach ihrem Tode ihren Freunden überreichen sollte. Dann wandte sie ihr Gesicht der Wand zu; und ihren Arm um deinen Hals schlingend, starb sie still wie ein Lamm. Aber ach! ich war—völlig verhärtet und—dachte nur an das Geld, das ich später erlangen würde; und so begrub ich deine Mutter, ohne weiter Aufhebens davon zu machen.—Etliche Jahre später—du wirst dich dessen noch erinnern—wurde deinetwegen Nachfrage gehalten; aber da man mir kein Geld anbot, so hoffte ich auf günstigere Zeiten, und schwur, daß ich nicht das Geringste von dir wisse."

Immer kürzer wurde der Athem, immer schwächer die Stimme des sterbenden Mannes. Sein Ton sank zu einem Geflüster herab, als er keuchend sagte:

„Ich — muß — eilen und dir — alles sagen. Höre! Der — Name deines — Vaters — war — war — — und er wohnte in — in — —"

Ich sah, daß er alle seine Kräfte zusammenraffte, um die Namen zu nennen; und ich lauschte mit der ganzen Fähigkeit meiner Seele; aber einen schwachen Hauch ausstoßend, sank sein Haupt auf die Brust nieder; der feste Griff, womit er bis jetzt meine Hand festgehalten, ließ plötzlich nach; und der Name meines Vaters erstarb in dem Seufzer, mit welchem er seine Seele aushauchte. — Höchst erschrocken über das plötzliche Schweigen, sprach ich ihn an; aber ich empfing keine Antwort. Ich betastete seine Stirn — sie war klebrig; seine Wangen — sie waren starr und kalt. Er war todt; und ich—zurückgelassen in dieser Oede neben dem Leichnam des Mannes, dem ich so viele Jahre als meinem Vater gehorcht hatte — fühlte die Schleusen meiner Gefühle weit geöffnet und brach in eine Fluth von Thränen aus.

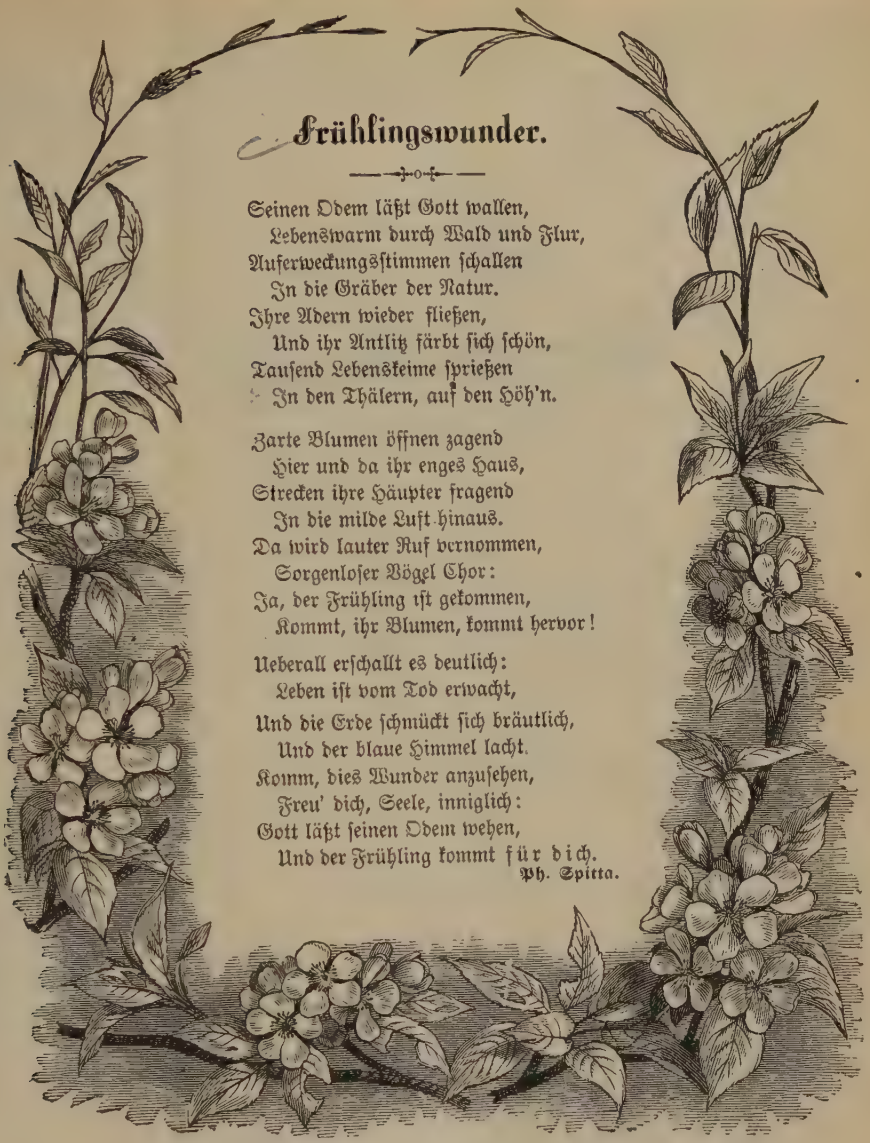
(Schluß folgt.)

Der Herr hat alles wohlgemacht!

Oft sang ich's in der Kindheit Tagen
Im Schülerkreise, fromm gerührt,
Daß Gott durch Sonnenschein und Plagen
So wunderbar, wie selig führt;
Ich sang's obwohl ich's kaum bedacht:
Der Herr hat alles wohlgemacht!

Da kam bald mild, bald wild das Leben,
Riß mich in seinen Wirbeltanz;
Ich rang mit ihm, meist gramumgeben,
Kaum sah ich's je im Lichterglanz;
Doch klangs durch dunkle Wolkennacht:
Der Herr hat alles wohlgemacht!

Ich denk', so will ich's immer halten:
Wie Gott mich führt, ich preise ihn!
So machten's schon die lieben Alten,
Und stets war ihre Hoffnung grün;
Ob Sonne scheint, ob Donner kracht:
Der Herr hat alles wohlgemacht!



Frühlingswunder.

Seinen Odem läßt Gott wallen,
Lebenswarm durch Wald und Flur,
Auferweckungsstimmen schallen
In die Gräber der Natur.
Ihre Adern wieder fließen,
Und ihr Antlitz färbt sich schön,
Tausend Lebenskeime sprießen
In den Thälern, auf den Höh'n.

Zarte Blumen öffnen zagend
Hier und da ihr enges Haus,
Strecken ihre Häupter fragend
In die milde Luft hinaus.
Da wird lauter Ruf vernommen,
Sorgenloser Vögel Chor:
Ja, der Frühling ist gekommen,
Kommt, ihr Blumen, kommt hervor!

Ueberall erschallt es deutlich:
Leben ist vom Tod erwacht,
Und die Erde schmückt sich bräutlich,
Und der blaue Himmel lacht.
Komm, dies Wunder anzusehen,
Freu' dich, Seele, inniglich:
Gott läßt seinen Odem wehen,
Und der Frühling kommt für dich.

Ph. Spitta.

Seeungeheuer.

Nach Quellen von R. M.

I.

Das neunzehnte Jahrhundert erscheint eigentlich so recht als Zeitalter des Dampfes, und die, mit Hülfe dieses treibenden Agenten im hohen Maße entwickelten Verkehrsmittel, haben dem gesammten öffentlichen Leben eine von früheren Verhältnissen durchaus abweichende Gestaltung gegeben. Der im ewigen Einerlei des täglichen Berufes erschlaffte Beamte ist im Stande, die kurze Erholungsfrist im Schauen fremder Länder und Gegenden auszunutzen, und damit nicht allein die Spannkraft des Körpers wieder aufzufrischen, sondern auch seine Kenntnisse zu bereichern, und den

geistigen Horizont zu erweitern. Der Geschäftsmann erhält eine wichtige Nachricht. Ein einziger Blick in den Fahrtenplan genügt zur Orientirung. In kürzester Frist dehnt er sich behaglich auf dem Sitz im Eisenbahnwagen, oder gar im Bett im Schlafwagen, der ihn rasch und pünktlich an den Ort seiner Bestimmung führt; vielleicht zum Seehafen, von wo in wenigen Stunden ein großer Dampfer nach anderen Continenten abgeht. Ganze Armeen werden bei Ausbruch eines Krieges auf den Eisenbahnen oder Dampfschiffen, binnen wenigen Tagen aus den entferntesten Provinzen an die bedrohten Stellen gebracht, und für ihren Unterhalt wird auf gleichem Wege Sorge getragen.

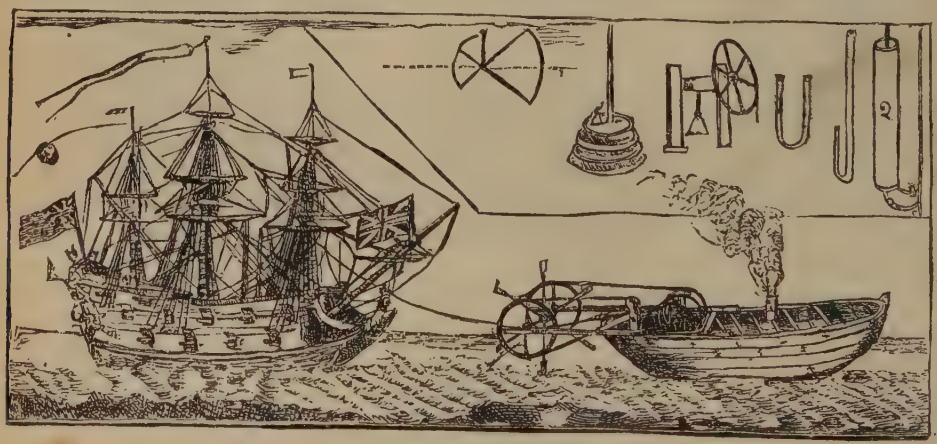
Erickson's Propeller „Robert F. Stockton."

Touristen besuchen alle erdenklichen Punkte der Welt, und sind auf der Reise mit allen möglichen "comforts" umgeben, und der als „Weltenbummler" bezeichnete Engländer unternimmt blos zu einem Wechsel seines langweiligen Erdendaseins schnell einmal eine Erdumschiffung; dank der Dampfkraft, gedenkt er in drei Monaten wieder daheim zu sein.

Die heutige Generation ist nicht im Stande, sich eine Vorstellung zu machen von der Art und Ausdehnung des Verkehrs in früherer Zeit, und vergegenwärtigt sich deßhalb gar nicht, welchen durchschlagenden Umschwung Eisenbahnen und Dampfschiffe in dieser Beziehung zuwege gebracht haben. Und doch liegt die Zeit der Herrschaft postalischer Rumpelkasten und schnellsegelnder Canal- und Packetboote durchaus nicht so weit hinter uns, als man denken sollte. In Preußen wurde die erste Dampfmaschine im Jahr 1788 aufgestellt; im Jahr 1822 folgte zu Berlin die zweite; in Hannover 1831 die dritte. Zehn Jahre Später erhielt Würtemberg seine erste Dampfmaschine, und im Jahr 1825 eröffnete England die erste Eisenschienenbahn. Dann folgten im Jahr 1826 die Bahnen im Kohlengebiet der Ruhr und Saar. In den Vereinigten Staaten folgten sie bald nach, und überholten in kurzer Zeit alles, was bisher geschehen war.

Im Jahr 1818 durchfurchte das amerikanische Schiff „Savannah" als erster Dampfer den Atlantischen Ocean, vom Hafen Savannah nach Liverpool, in 26 Tagen, wobei jedoch nur 18 Tage Dampf gebraucht wurde, die übrigen Tage fuhr man unter Segeln. Heute kreuzen in regelmäßiger Fahrt tausend Dampfschiffe die entferntesten Meere, und die Riesendampfer der Amerika-europäischen Dampferlinien haben es soweit gebracht, daß sie beinahe zwischen zwei Sonntagen eine gewöhnliche Fahrt zwischen England und Amerika machen; während Schreiber Dieses noch im Jahr 1859 auf einem „Schnellsegler" volle 42 Tage brauchte.

Wie unsere Zeit in besonderem Maße die denkbar schärfsten Gegensätze zu Tage fördert, so ereignet es sich mitunter, daß einer der riesigen Dampfungeheuer während des Kampfes mit dem aufgeregten Elemente einer winzigen Nußschale in der wahren Bedeutung des Wortes begegnet, einem kleinen offenen Boote, dessen Dimensionen kaum den hundertsten Theil von den Abmessungen des Riesen betragen. Trotzdem hat sich ein einzelner kühner Mann den schwachen Planken anvertraut und den stürmischen Ocean durchkreuzt.



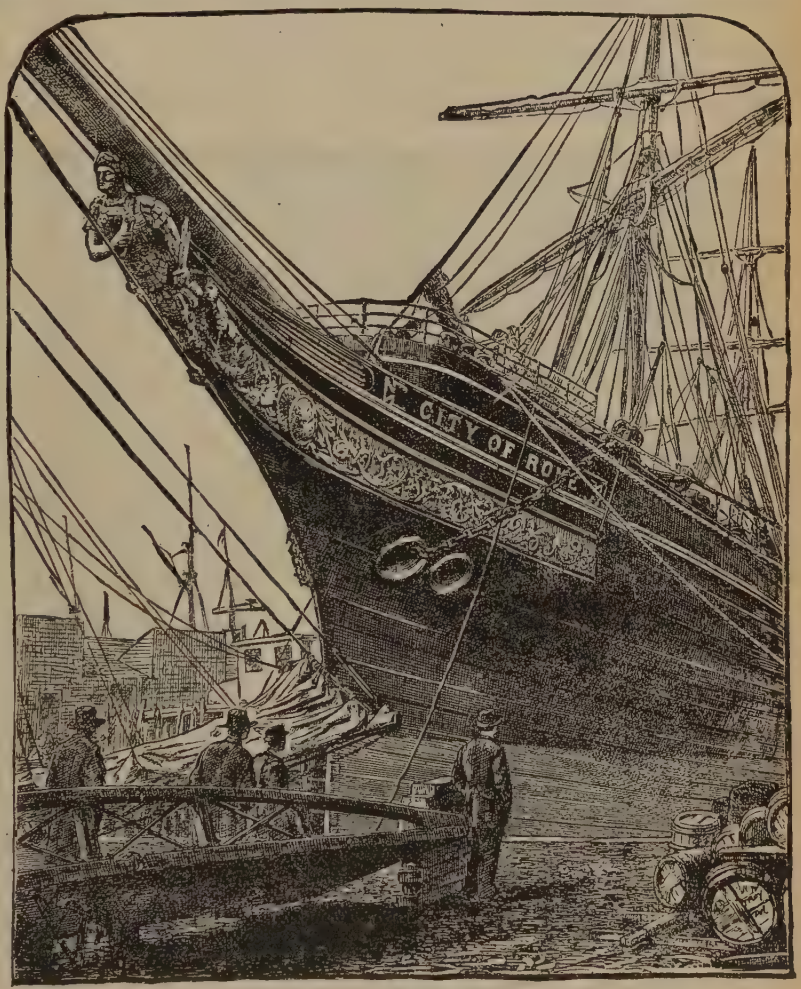
Dampfer von Jonathan Hulls.

Die Versuche, den Dampf als treibende Kraft zu benützen, sind aber keineswegs eine neuere Erfindung.

Heron von Alexandrien (120 v. Chr.) erwähnt schon verschiedene Constructionen zu solchem Zwecke, und auch Archimedes soll vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zum Fortschleudern eines Geschosses aus kurzem Rohre zu verwenden; doch ist man nicht über den Versuch hinausgekommen. Andrerseits sind schon unter den Römern, und noch früher von den Chinesen wiederholt Versuche gemacht worden, Schiffe ohne Handruder oder Segel fortzubewegen; man hat auch wirklich Schiffe mit Schaufelrädern erfunden, aber sie wurden durch eine Art Göpelwerk in Bewegung gesetzt. Die Geschichte der Dampfschifffahrt beginnt erst mit dem Marburger Professor Dionysius Papin.

In seinem 1681 veröffentlichten Buche macht Papin den Vorschlag, zur Fortbewegung von Schiffen Dampfkraft zu benutzen und 1707 unternahm er von Kassel aus mit einem nach seinen Angaben hergestellten kleinen Raddampfer die erste Fahrt auf der Fulda stromabwärts. Der energische Gelehrte beabsichtigte mit seinem Schiffe nach England zu reisen, aber bereits in Münden versagten ihm die Behörden die obrigkeitliche Erlaubniß zur Weiterfahrt, und die um ihre Privilegien besorgten Schiffer der alten Hansestadt zerstörten das neuerbaute Fahrzeug. Papin verlor durch dieses Mißgeschick den Muth in einer solchen Weise, daß er jeden ferneren Versuch in dieser Richtung endgültig aufgab, und es blieb, wie so oft auf anderen Gebieten, auch hier fremden Nationen vorbehalten, die deutsche Geistesarbeit zu den Zwecken des täglichen Lebens auszunutzen.

Dreißig Jahre später, 1737, erhielt Jonathan Hulls zu Liverpool ein Patent auf das von ihm construirte Dampfschiff, dessen treibende Räder sich am Stern befanden. In einer besonderen Schrift hat Hulls seine Erfindung beschrieben und sogar eine selbstgemalte Abbildung beigefügt. Eine auffallende Erscheinung bleibt es jedenfalls, daß Hulls schon damals die Triebkraft hinter das Schiff gelegt hat. Nach dem alten Satze, daß der erste Gedanke immer der beste ist, hat man später die Schraube auf ähnliche Weise angebracht, doch hat die in die Zwischenzeit fallende Construktion und Annahme der



Bug der „City of Rome."

Schaufelräder die allgemeine Verbreitung der Dampfschiffe sehr verlangsamt. Franzosen, Engländer und Amerikaner unternahmen dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschiedene Versuche zur Construktion von Dampfschiffen, ohne jedoch erheblich vorwärts zu kommen. Symington erbaute 1801 einen kleinen Dampfer, „Charlotte Dundas," mit welchem er auf dem Forth- und Clyde-Canal Schlepperdienste versah. Seine Construktion vereinigte zum ersten Male die

verschiedenen Verbesserungen und Erfindungen, welche als Grundlage des heutigen Systems der Dampfschifffahrt angesehen werden können. Er wurde aber bald überflügelt durch Robert Fulton, welcher mit seinem Raddampfer „Clermont" die eigentliche Dampfschifffahrt, und zwar auf der Tour von New York nach Albany, eröffnete.—Schon etwas vor diese Zeit fallen die Versuche des Amerikaners John Stevens zur Fortbewegung des Schiffes durch die hinter dem Stern angebrachte Schraube. Das Modell seines ersten 1804 erbauten Propellers befindet sich im technologischen Museum zu Hoboken, bei New York. In unablässiger Arbeit war Stevens bemüht, sein Propellerschiff zu verbessern, und der 1806 erbaute „Phönix" konnte 1808 seine erste Seereise von New York nach Philadelphia unternehmen, doch durfte er nur den Delaware befahren, da Fulton und Livingston ein Privilegium für den Hudson besaßen. Die amerikanischen Küsten- und Flußdampfer adoptirten vielfach die Schraube, so daß bereits einige vierzig Propellerschiffe, darunter mehrere von Eisen, auf ihren Gewässern in Gebrauch gewesen sein sollen, ehe man in England Notiz von diesem Systeme genommen hat. Doch war auch in letzterem Lande die Dampfschifffahrt in blühendem Aufschwung begriffen. 1812 war der erste Dampfer erbaut, 1815 gab es 20; 1823 bereits 160 Dampfboote; 1830 fuhren 315, fünf Jahre später 538 Dampfer unter englischer Flagge, und Ende 1881 betrug die Zahl der englischen Handelsdampfer 4088, mit 3,000,000 Tonnen Ladefähigkeit. Auf dem Rhein fahren seit 1818 englische Dampfboote. Auf der Donau wurde 1830 der erste Dampfer erbaut.

Nachdem die „Savannah," welche ursprünglich ein Segelschiff von 350 Tonnen war, das Eis gebrochen hatte, benutzte 1825 das englische Boot „Enterprise" seine Dampfkraft aushülfsweise auf der Fahrt nach Calcutta, und ein anderer Dampfer legte die Reise nach Ostindien nur unter Dampf in 113 Tagen zurück. Immerhin währte es noch gegen zwanzig Jahre, ehe eine regelmäßige Dampf-Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt eingerichtet wurde. „Sirius" und „Great Western," 1838 von Bristol nach New York und zurückfahrend, brachen hierfür siegreich die Bahn. Die Schaufelräder besaßen manche Unvollkommenheiten, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht, und die große Menge des benöthigten Feuerungsmaterials verursachten bedeutende Kosten. So wog beispielsweise die Maschine des alten, 3000 Registertons haltenden Dampfers „Lafayette" fast 1100 Tons, und er mußte gegen 1000 Tons Kohlen mitführen. Da blieb dann allerdings nicht viel Raum übrig für eine gewinnbringende Befrachtung. Diese und andere Gründe standen noch vor 50 Jahren trotz der zunehmenden Zahl der Dampfschiffe einer allgemeinen Einführung derselben entgegen. Auch die Schnelligkeit vieler Dampfer scheint

Gegensätze.

dann noch nicht immer den Vergleich mit den schnellsegelnden Packetbooten siegreich bestanden zu haben, selbst ohne den Zeitverlust in Rechnung zu ziehen, welcher dadurch bedingt wurde, wenn das Fahrzeug der Kohlenersparniß wegen nur unter halbem Dampfe fuhr. So erzählt man sich eine hübsche Geschichte, welche die Verhältnisse treffend illustrirt. Der amerikanische Führer eines Segelschiffes, welcher am selben Tag mit dem Dampfer in Liverpool mit der Bestimmung nach New-York die Anker lichtete, übergab dem Capitän des letzteren einen Brief an seine in Hoboken lebende Frau zur Beförderung. Sofort nach seiner Ankunft beeilte sich der Capitän des Dampfers, den Auftrag zu erfüllen, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als statt der Frau des Collegen, dieser selbst ihn begrüßte, welcher schon seit einigen Stunden der Ruhe auf seinem Sopha gepflegt hatte.

Die Gefahren, welche unserer Jugend gegenwärtig am meisten drohen. *)

Von S. L. Umbach.

Die Jugend ist die Hoffnung der Kirche im vollen Sinne des Worts, denn durch dieselbe müssen die von Zeit zu Zeit entstehenden Lücken wieder ausgefüllt werden. Noch mehr als das: Die Jugend ist der Theil der Kirche, welche dieselbe zu den schönsten und erhabensten Hoffnungen berechtigt. Wir betrachten die Jugend als die Unsere—der Kirche angehörend. Es ist ohne Zweifel daraus schon Schaden erwachsen, daß man sie als außerhalb der Kirche stehend betrachtet und behandelt hat. Sie soll fühlen, daß die Kirche ihrer Väter für sie eine Heimath bildet, in welcher sie Pflege, Nahrung und Schutz findet. Es wird die Kirche der Zukunft eben den Charakter tragen, welcher in der jetzigen Jugend formirt wird, denn: „Jung gewohnt, alt gethan," läßt sich auch hier anwenden. Obwohl in der Ausbildung des christlichen Charakters der Einfluß der Heimath die bedeutsamste Rolle spielt, so ist es doch auch nicht zu leugnen, daß die Kirche viel zur Bildung des jugendlichen Charakters beiträgt. Haben wir nicht viele leitende Männer und Frauen in der Kirche der Jetztzeit, die ihre religiöse Bildung dem heilsamen Einfluß der Kirche ihrer Eltern nebst Gott verdanken? Es ruft Dem, der sein Leben dem Herrn geweihet hat, in der Ausübung seiner Pflichten, der lieben Jugend gegenüber, schon hier in diesem Leben auch hie und da ein Seliger zu: Du hast mir mein Leben, ja meine Seele gerettet.

Es hat der heilige Geist die frommen Männer der apostolischen Zeit getrieben, die Gläubigen auf die ihnen vielfältig drohenden Gefahren aufmerksam zu machen, auf daß nicht in den Bau ihres christlichen Charakters die Brennmaterialen, Holz, Heu und Stoppeln, anstatt Gold, Silber und Edelsteine hinein gerathen und am Ende das, auf welches sie ihr Vertrauen gesetzt haben, in Rauch und Flammen aufgehen wird.

Wenn solche Ermahnungen und Hinweisungen dem an Erfahrung reich gewordenen Kinde Gottes bedeutungsvoll sind, wie viel mehr ist es nöthig, daß unsere Jugend auf die ihr drohenden Gefahren aufmerksam gemacht wird! Sind doch dem Seefahrer an den gefährlichen Klippen im Meer Leuchtthürme gesetzt, daß sie das vor den Gefahren warnende Licht weit in die Ferne senden, auf daß er das ihm anvertraute Schiff, mit der werthvollen Fracht glücklich an den gefährlichen Stellen vorüber in den sicheren Hafen lenken kann. So hat auch Gott in der Kirche unserer lieben Jugend Leuchtthürme gesetzt, worüber sie glücklich fühlen und ihre Dankbarkeit an den Tag legen sollte.

Die Jugend, welcher die reife Erfahrung abgeht und die im Morgenschimmer der vermeintlichen Unschuld hoffnungsvoll in die versprechende Zukunft hinein blickt, sieht die vielen am Wege lauernden Gefahren nicht. Die Jugendfeinde halten sich vielfältig im Versteck auf, und fallen ganz unbemerkt und oft mit großer Schnelligkeit auf ihre Opfer. Aber das Auge dessen, der durch Erfahrung und Beobachtung gelernt hat, und vielleicht durch Schaden in manchen Fällen klug geworden ist, kann nun auch Anderen behülflich sein auf dem Wege.

Unsere Jugend bewegt sich in verschiedenen Kreisen. In diesen liegen die drohenden Gefahren, und allen auszuweichen ist kaum möglich, denn wir wollen unsere Jugend nicht zu Einsiedlern heranbilden, sondern sie sollen nützliche Glieder der Kirche Christi und der menschlichen Gesellschaft abgeben, und damit sie es dahin bringen, kommen sie unvermeidlich mit verschiedenen Gefahren in Berührung. Wie nothwendig ist es da, daß man den Herrn zu seinem Führer hat, und frühe ihm sein Herz und Leben weihet; denn nur er kann die liebe Jugend schützen in den größten Gefahren, die ihr drohen.

Unsere Zeit ist eine eigenthümliche, und hat die Tendenz, Alles mit sich fortzureißen. Hier liegt eine besondere Gefahr für unsere liebe Jugend. Das Gemüth wird so leicht durch den Einfluß des Zeitgeistes abgestumpft im Guten, das Herz verhärtet und selbst die

*) Vorgelesen an der Linwood Park Sonntagschul-Convention.

Motive verkehrt, und der gute Same des Wortes Gottes wird durch das Treiben und Jagen der Welt von den „Vögeln" aufgefressen und trägt keine Früchte für die Ewigkeit. Selbst wird dadurch das Gemüth zu der Lösung der Aufgabe in dieser Welt, was das Zeitliche betrifft, unfähig gemacht, denn es ist keine Zeit vorhanden für eine gleichmäßige Bildung des jugendlichen Charakters. Es wird die Jugend aus ihrer rechten, vom Herrn angewiesenen Sphäre herausgerissen. Man weiß in unseren Tagen kaum mehr etwas von Knaben und Mädchen. Es geht vom Kind mit einem einzigen großen fatalen Ruck zum Herren — zur Dame über. Schnelle Entwickelung ist rühmlich, aber es soll keine treibhausartige sein, sonst gibt es Monstrositäten, wie man derselben heute viele hat. Das Sprichwort: „Gut Ding will Weile haben," läßt sich auch hier wohl anwenden. Im Studium muß das jugendliche Gemüth Zeit haben, wenn ihm diese nicht gewährt wird, so erwächst daraus Schaden, der nie zu heilen ist. Wie aber Jungamerika in andern Fächern treibt und jagt, so auch in diesem. In kurzer Zeit erwirbt sich der Jüngling und die Jungfrau ihren Titel, und gehen mit dem Anhängsel an ihren Namen hinaus in die Welt, und nehmen die verantwortlichsten Stellen ein, ohne dafür fähig zu sein, zu ihrem eigenen Schaden und zum Verderben Derer, die unter ihren Einfluß kommen. Es führt dieses zur Oberflächlichkeit in jeder Beziehung, und macht seine Impressionen auf den jugendlichen Geist, und derselbe leidet Schaden. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nehme doch Schaden an an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

Eine andere Tendenz unserer Zeit ist, daß man gern selbstständig ist, denkt und handelt. Man findet diese Weise in den verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft. Unsere Jugend ist in Gefahr, von diesem Uebel überfallen zu werden. Das menschliche Gemüth ist zur Selbsterhebung sehr geneigt, denn diese Neigung hat es zur ersten Sünde verleitet. Eben der Versucher, welcher in Garten Eden die Unschuld unserer ersten Eltern störte, ist auch bei unserer lieben Jugend nicht müßig. Gehorsam war die erste Forderung Gottes an die Menschen, und wird als Forderung stehen, so lange Menschen auf Erden wohnen. Der Ungehorsam beginnt schon frühe in dem heiligsten Kreise, in welchem sich unsere Jugend bewegt — in der Familie. Aber das Uebel endet nicht dort, sondern wo dieser böse Same einen ergiebigen Boden findet und nicht durch gute elterliche Zucht ausgerottet wird, da wuchert das Unkraut fort, und richtet seinen Schaden an in Kirche und Staat.

Die Gefahr ist, daß Alle regieren wollen, und Niemand will Unterthan sein. Als ein gewisser Beamter in der Kirche (der mit vielen Gemeinden in Berührung kommt), sein Amt antrat, kam er mit einem älteren Bruder, der schon Jahre lang dasselbe Amt bekleidete, zusammen, und fragte ihn: Was soll ich den Gemeinden, die ich besuche, sagen? Die Antwort aus dem Munde des an Erfahrung reich gewordenen Dieners Christi war: „Sage den Gemeinden, sie sollen gehorsam sein." Eben diese Weisung sollte der lieben Jugend unserer Kirche allenthalben gegeben werden: gehorsam zu sein den Eltern, denn nur dann kann ein Kind das Gebot des Herrn erfüllen, und erwarten, daß die in demselben gegebene Verheißung an ihm bewahrheitet wird; gehorsam den Vorschriften und Gesetzen der Regierung, von der wir Schutz erwarten; gehorsam der Kirche unserer Wahl in allen Beziehungen; gehorsam den Geboten unseres Gottes, in seinem Worte uns mitgetheilt. Es droht unserer lieben Jugend keine Gefahr, die mehr verderbenbringende Wirkungen hat, als eben die benannte. Der Geist unserer Zeit und das Treiben der Welt legt diese Gefahr auf den Pfad, den die Jugend zu gehen hat, und mancher Jüngling (und Jungfrau) ist durch Ungehorsam, als der ersten Stufe, zum Verderben hinabgetaumelt in die Netze des Erzfeindes, welche nur Ruin bringen.

Der Mensch ist ein geselliges Wesen, denn Gott hat sogleich nach seiner Erschaffung gesagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Besonders zeigt sich dieses bei der Jugend. Unsere Jugend soll auch Gesellschaft haben und sich in derselben bewegen. Das jugendliche Gemüth läßt sich leicht beeinflussen und ahmt gerne nach. Und gerade hierin liegt wieder eine Hauptgefahr, die unserer Jugend droht. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Die in der Heimath eingeprägten guten Grundsätze werden so leicht verwischt, und man wird mit dem Strom fortgerissen ins Verderben.

Die Wahl der Gesellschaft für die Jugend ist von größter Bedeutung, und sollten Eltern und Solche, die Aufsicht über die Jugend haben, in dieser Beziehung derselben mit aller Vorsicht entgegen kommen. Wie viele junge Männer sind schon durch ihre Gesellschafter in die Trinkhöhlen unserer Städte und Dörfer geführt worden und haben dort gelernt, den Leib und Seele vergiftenden Pokal einzuschlürfen. Ja, ich möchte fragen: Sind nicht fast Alle, die dem Trunk ergeben sind, zuerst durch Gesellschafter verleitet worden zu diesem großen Verderben? Jemandes Exempel hat jedem Trunkenbold den ersten Stoß abwärts gegeben. Der Weg hinaus auf diese breite Straße des Verderbens ist ganz leicht zu finden, und es werden selbst jedes Jahr hunderte von unserer Jugend da hinaus geführt, und füllen am Ende eines Trunkenboldes Grab. Ist es denn auch wirklich wahr, daß die Jugend unserer Kirche hierin in Gefahr ist? Lehrt doch unsere Kirchenordnung die gänzliche Enthaltsamkeit von allen starken Getränken, und Eltern prägen gewißlich diese Lehre den Ihrigen ein? Ganz gewiß ist da Gefahr, denn Thatsachen reden auch hier viel lauter, denn Worte. Und ist vielleicht nicht bei Manchen die Versuchung, in diesen Fallstrick zu gerathen, noch näher zu Hause, als in der von der Jugend gesuchten Gesellschaft? Trinken nicht vielleicht Die, welche einen noch stärkeren Einfluß über die Jugend ausüben, als die Ge-

sellschaft, hie und da ein Glas? Wirklich, jener Vater hatte recht, wenn er sagte, er habe acht Argumente für die gänzliche Enthaltsamkeit, hinweisend auf seine acht Söhne. Greift nicht dieses Uebel in alle Kreise der Gesellschaft ein? Bedauern nicht viele der Unseren, daß dieser Dämon dem Einen oder Anderen Ruin gebracht hat. Droht nicht diese Gefahr in den Städten und auf dem Lande allenthalben unserer Jugend? Vater, laß deinen Sohn lieber als Hermit erzogen werden, als diesem Uebel in die Arme fallen. Jüngling, entsage der Gesellschaft, die dich dort hinführt, wo man beim Weine sitzt, und kommt auszusaufen. Fliehe dieselbe, wie eine giftige Schlange. Spiele nicht mit dieser befleckenden Sünde—sie führt dich ins Verderben, beides hier im Leben und ins ewige Verderben!

(Schluß folgt.)

Mein ist die Rache.

Im Irrenhause zu G... ist schon einige Zeit ein noch junger Mann in Pflege, der seine Mutter und deren Schwägerin ermordete, der Verurtheilung aber und den Gewissensvorwürfen dadurch entging, daß er wahnsinnig wurde. Jemand, der das Irrenhaus besuchte, ward von demselben höflich begrüßt, doch sprach er dabei kein anderes Wort, als: „Mein ist die Rache, spricht der Herr." Was der Arzt, unter dessen Leitung die Irrenanstalt steht, über das Vorleben dieses Mannes erzählt, will ich kurz mittheilen.

Der junge Mann stammt aus einer Famlie, die zu leben hatte. Man nennt solche gewöhnlich „gute Familien," aber nach meiner Ansicht gehört zu einer „guten Familie" ein Bischen mehr. Vor Allem gehört dazu, daß Frieden und Eintracht zwischen den Eheleuten herrscht, und zwar ein Frieden, der auf christlichen Grundsätzen beruht. Gerade da haperte es aber gewaltig in dieser Familie, in welcher der Verrückte der einzige Sohn war. Der Unfriede hat immer seinen Grund und der Grund ist natürlich nicht einer von den schönen. Die Schwester des Mannes hat es auf sich genommen, den Teufel zu spielen und das Unkraut der Zwietracht zu säen, das leider auch reichlich aufgegangen ist. Sie hatte sich eingebildet, ihr Bruder werde die Schwester ihres Bräutigams heirathen, und weil er dies nicht gethan hatte, schrieb sie seiner Frau die Schuld zu, da sie ihr eigener Bräutigam sitzen ließ, deßhalb bot sie Alles auf, ihren Bruder gegen seine Frau einzunehmen, und der war schwach genug, der Schwester nachzugeben und seine Frau zu mißhandeln. Das einzige Kind, das ihnen Gott geschenkt hatte, mußte, obschon es viel Lust zum Studieren hatte, nach dem Willen der Schwester, sich für einen Förster ausbilden, und als es mit dem schwachen Bruder bald zu Ende ging, wußte es die boshafte Schwester durchzusetzen, daß er seine Frau und seinen einzigen Sohn enterbte, obschon nicht der geringste stichhaltige Grund hiefür war.

Du kannst dir denken, lieber Leser, daß Mutter und Sohn auf diese böse Verwandte nicht gut zu sprechen waren. Insbesondere der Sohn hatte eine Wuth gegen sie, aber die Mutter beschwichtigte ihn und sagte zu ihm: „Mein ist die Rache, spricht der Herr." Sie behalfen sich, so gut es ging. Der Sohn bekam eine Anstellung bei einem Förster, der sehr zufrieden mit ihm war, und in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher Mutter und Sohn lebten, waren sie glücklich. Der Sohn liebte seine Mutter außerordentlich, und sie ihn mit noch größerer Liebe.

Dieses stille Glück sollte ihnen aber nicht lange beschieden sein. Die böse Schwägerin, die einen guten Bekannten unterzubringen hatte, siedelte sich in dem Orte an, wo jene so zufrieden lebten, und wußte sich bei den Försterleuten so einzuschmeicheln und ihre Verwandten bald so zu verdächtigen, daß der Förster gegen den jungen Mann ein ganz anderes Benehmen beobachtete und ihm eines Tages ganz barsch ins Gesicht sagte: er könne solche Leute nicht brauchen, die ihr eigener Vater enterbte, denn da müssen besondere Dinge vorgegangen sein. Als sich der junge Mann rechtfertigen wollte, daß er nicht Schuld daran sei, die Schwester seines Vaters habe nur diesen gegen sein Weib und seinen einzigen Sohn aufgehetzt, befahl ihm der Förster, zu schweigen und zu gehen, denn er brauche nicht solche Lügen und Verdächtigungen zu hören über Jemanden, der ganz ordentlich sei.

Mit schrecklichen Gefühlen stürmte der Sohn zur Mutter. So wehe ihr die Entlassung des Sohnes that, so begütigte sie doch diesen mit den Worten: „Mein ist die Rache, spricht der Herr, thue nichts, mein Sohn, gegen die Urheberin unseres Unglückes. Wir werden nicht zu Grunde gehen. Ihre bösen Anschläge werden doch ein Ende nehmen. Geh' in den Wald, mein Sohn, vielleicht kommen dir in der freien Natur andere Gedanken."

Der Sohn gehorchte, hängt die Büchse auf den Rücken und geht dem Forste zu. Aber in der Einsamkeit kommen ihm erst recht alle erlittenen Unbilden ins Gedächtniß, und sein Gemüth wurde nur noch erbitterter. Nach längerem Herumwandern kommt er zu einer Stelle im Walde, wo seine Mutter öfter auszuruhen pflegte, die aber in letzterer Zeit boshafter Weise immer von ihrer Schwägerin in Beschlag genommen wurde. Da erblickt sein Auge eine Frauengestalt. Ja, sie ist es, sagt er sich, die meiner Mutter Lebensglück und das meine vernichtete. Ohne viele Ueberlegung legt er die Büchse an, schießt, und lautlos sinkt die Frauengestalt zusammen. Er geht

nicht näher, sondern kehrt um und geht denselben Weg zurück, den er gekommen. Er geht nicht lange, da begegnet ihm die Verhaßte. Sie lebt, sagt er sich, Gott sei Dank, du bist kein Mörder. Nur eine Ohnmacht ließ sie zusammensinken. Bald sollte er jedoch eines Anderen belehrt werden. Es stellte sich heraus, daß der Unglückliche seine eigene, so heißgeliebte Mutter, die ihm in den Wald auf einem anderen Wege gefolgt war, und ihn an der bekannten Stelle erwartet hatte, erschossen hatte. Der Förster und einige amtliche Personen, die in Kenntniß von dem Vorfalle gesetzt wurden, erschienen am Thatorte, auch die böse Urheberin des Unglückes. Der Thäter bekannte sich schuldig. Als aber die Böse ausrief: „Seht, wie schlecht der Mensch ist, ganz ohne Scheu bekennt er, seine eigene Mutter erschossen zu haben," da konnte sich der Beschuldigte nicht halten, schnell, ehe man es wehren konnte, hatte er seine noch geladene Doppelbüchse auf sie abgedrückt, und als eine Leiche sank sie nieder. Man fesselte nun den Mörder. Als es aber zur Verhandlung kam, ward er tobsüchtig. Man hielt es für Verstellung, aber es zeigte sich, daß es keine Verstellung war. Sein Geist ist für immer umnachtet. O, hätte er der Mutter Wort befolgt: „Mein ist die Rache."

Bilder aus dem Elsaß.

Von G. Heinmiller.

IV. Die Straßburger Uhr.

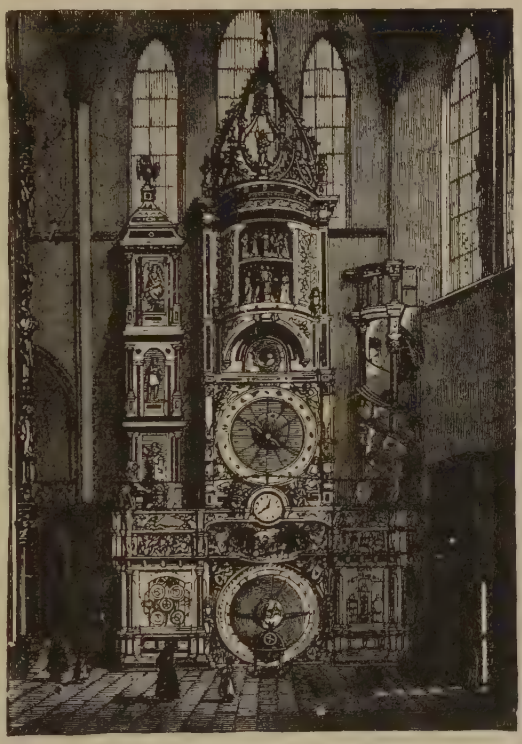
Die Straßburger Münsteruhr ist immer noch eines der bedeutendsten Kunstwerke dieses Jahrhunderts. Das wird wohl die Hauptursache sein, warum dieselbe jeden Mittag, fast ohne Ausnahme, von einer größeren oder kleineren Menge Besucher bewundert wird. Eine sehr kleine Anzahl von Zuschauern habe ich selbst noch bei keinem Besuch dort gesehen, hingegen aber den Raum vor der Uhr, wo ein paar hundert Leute Platz haben, oft so gedrängt voll Menschen, daß ein Verspäteter fast keine Hoffnung mehr haben konnte, hinzuzukommen. Um sich einen guten „Standpunkt" zu sichern, ist es nöthig, wie wir schon in voriger Nummer daran erinnerten, etwa eine Viertelstunde vor zwölf an Ort und Stelle zu sein. Und dann hat man noch das Vergnügen, ehe der Hahn uns ein Schmunzeln abzwingt, noch recht gedrückt und, so man anders sich nicht recht zugeknöpft und die Hände in den Taschen hat, von Taschendieben erleichtert, aber nicht erquickt zu werden. Während Kaiser Wilhelm's Besuch im Jahre 1877 war eines Tages, wie sich denken läßt, der Andrang zur Münsteruhr sehr groß. Ein Besucher, der dies Wunderding noch nicht gesehen, eilt zum südlichen Portal, und drängt sich in den Menschenknäuel, der sich vor der Uhr versammelt hat. Nach einer Viertelstunde kommt er bleich und fast sprachlos wieder. „Das war ein Gedränge," sprach er, als er wieder Luft geschöpft. „Die Uhr ist mir in den Magen gefahren. Gesehen habe ich gar nichts von ihr, dagegen wurde ich so heftig gedrückt, daß ich gerne wieder hinausgegangen wäre, wenn ich es nur hätte ermöglichen können, doch weder eine Vorwärts- noch eine Rückwärtsbewegung war ausführbar, und die Langfinger mögen ein gutes Geschäft gemacht haben; eine Frau hörte ich jammern, das ihr der Geldbeutel gestohlen worden sei. Nein, diese Uhr, die wird mir in steter Erinnerung bleiben! Und nun bin ich so matt, daß ich gar nichts mehr sehen mag."

John Baptist Schwilgué,
geb. den 18. Dez. 1776 in Straßburg,
† den 15. Dez. 1856.

Nebst dem Polizisten an der Thür befinden sich die beiden „Schweizer" des Münsters vor der Uhr, um Ordnung und Ruhe zu halten und — gegen ein gutes Trinkgeld, was ja hier zu Lande immer selbstverständlich ist — einem die Uhr zu expliciren, und zwar in deutscher, französischer oder englischer Sprache. Ich begleitete 'mal einen lieben Amerikaner, welcher der deutschen Sprache nicht so ganz mächtig war. Dieses merkte der „Schweizer" und fing an, englisch zu „explane"; aber der Amerikaner meinte, er habe sein Deutsch besser verstanden, als sein stereotypirtes englisches Kauderwelsch.

Das erste astronomische, mit beweglichen Figuren ausgestattete Uhrwerk wurde im Jahr 1352 unter Bischof v. Bucheck angefangen, und zwei Jahre später unter Bischof Johann v. Lichtenberg vollendet. Dieselbe wurde an der dem jetzigen Uhrwerk gegenüberstehenden Wand aufgestellt, wie noch an einigen Mauervorsprüngen und Nischen zu sehen ist. An dem oberen Theil befanden sich die Figuren der drei Weisen und der heil. Jungfrau, daneben der Hahn. Beim Schlagen jeder vollen Stunde

verbeugten sich die Weisen vor der Jungfrau, und der Hahn krähete. Im Anfang des 16. Jahrhunderts stand dieses Werk stille. 1547 verordneten die Stadtbehörden, daß ein neues Uhrwerk hergestellt werden solle. Die Sache wurde einigen Mathematikern und Magistern anvertraut, die neue Uhr wurde aber erst im Jahr 1574 fertig. 215 Jahre später blieb auch dieses Werk stille stehen. Nach einer geraumen Zeit, im Jahr 1836, wurde dem berühmten Straßburger Mechaniker Schwilgué der Auftrag zu Theil, das Uhrwerk wieder in Bewegung zu setzen. Anstatt einen neuen Geist in das alte Räderwerk zu bringen, zog Schwilgué es vor, den alten Mechanismus herauszunehmen und ein ganz neues Werk zu schaffen. In vier Jahren brachte er dasselbe fertig, und es ist bewundernswerth, wie es ihm gelang, den neuen Mechanismus in das alte Gehäuse einzuzwängen und demselben anzupassen. Ganz neu ist die obere Gallerie mit dem segnenden Christus und den Aposteln. In der zweiten Uhr standen Christus und der Tod einander gegenüber; jede Viertelstunde kam letzterer auf den Herrn zu, wurde aber stets von ihm zurückgestoßen. War die Stunde jedoch voll, so trat Christus zurück, und der Tod schlug die Glocke.



Die Uhr im Münster zu Straßburg.

Das älteste Stück an dem Werk ist der Hahn, der schon auf der ersten Uhr seines Amtes wartete, und nun schon fünf Jahrhunderte hindurch mit nur verhältnißmäßig geringer Unterbrechung zur Belustigung vieler Tausenden aus allen Welttheilen gekräht hat. Das Alter scheint ihm auch gar nicht viel anhaben zu wollen, und sein „Kickeriki" wird man wohl noch hören, nachdem manches Hahnengeschlecht zu Grunde gegangen. Im Volksmunde heißt es auch, daß die beiden Löwen früher gebrüllt haben sollen, worüber ich jedoch in den vorliegenden Quellen nichts finde. — Sehen wir uns die Uhr nun etwas näher an. Unten (hinter dem Gitter) steht der Himmelsglobus, welcher die täglichen Bewegungen angibt; er enthält 5000 Sterne. Hinter demselben der „ewige Kalender," gehalten von Apollo und Diana. Auf demselben werden alle die verschiedenen Festtage des Jahres angegeben. Am 31. December, Nachts 12 Uhr regulirt dieser Kalender sich selbst zu den Veränderungen, die das neue gewöhnliche oder Schaltjahr mit sich bringt. Ueber dem Kalender fahren die mythologischen Gottheiten, nach welchen das Heidenthum die Wochentage nannte; so zeigt sich Apollo am Montag, Diana am Dienstag u. s. w.—In der Mitte der Löwengallerie befindet sich das Zifferblatt der Uhr, rechts und links zwei Engelsfiguren; der Engel zur Linken schlägt die Viertelstunde vor, der zur Rechten dreht am Ende einer jeden Stunde ein Stundenglas um. Ueber dem Zifferblatt ist ein Astrolabium oder Planetorium, die Revolution der sieben Planeten angebend. Noch weiter oben werden die verschiedenen Phasen des Mondes dargestellt. —Oben bemerken wir zwei kleine Gallerien, oder einen in zwei Theile getrennten Raum. In der Mitte des unteren Raumes steht der Tod mit einer Sense in der linken und einem großen Knochen in der rechten Hand, womit er die vollen Stunden schlägt. Von den beweglichen Figuren fallen uns zuerst vier in die Augen: ein Kind, das hervorkommt und mit einem Stab das erste Viertel (dem kleinen Engel neben dem Zifferblatt nach-) schlägt; ein Jüngling (in Gestalt eines Jägers), der ihm folgt, und mit einem Pfeile die halbe Stunde schlägt; ein Mann, als geharnischter Krieger, dem mit seinem Schwert das dritte Viertel, und ein gebeugter Greis, der mit seiner Krücke das vierte Viertel schlägt. In dem oberen Raum thront Christus. Um die Mittagsstunde ziehen die zwölf Apostel an ihm vorüber und neigen sich; über jedem hebt der Herr segnend die Hand. Während die Apostel vorüber ziehen, schwingt der Hahn (links oben auf dem Thurm) die Flügel und kräht dreimal. Sobald die Apostel vorbei sind, ertheilt Christus den versammelten Zuschauern den Segen. In dem Thurm befinden sich die Gewichte und das Räderwerk. Die Wendeltreppe dient zur Besteigung der Uhr. In der Kuppel steht der Prophet Jesaias, um ihn herum die vier Evangelisten. Von den Bildern am Thurm stellt das oberste die Muse Urania, das zwei den Copernikus vor; das unterste ist das Bild Schwilgué's, dessen Namen mit seinem Meisterstück berühmt geworden ist.

Weiß nicht, ob es mein Loos sein wird, so lange noch in der „wunderschönen Stadt" zu bleiben, bis Dieses den Lesern des Magazins zu Gesichte kommt; sollte es jedoch sein, so würde es mir nur Freude machen, irgend einem geneigten Leser, der bei mir vorspricht, den Dienst des „Schweizers" und Führers unentgeltlich zu verrichten. Man würde mir in solchem Falle wohl auch nicht gram sein, wenn ich den Besucher auf ein anderes, noch viel größeres und herrlicheres Uhrwerk aufmerksam machte, das zu sehen man nicht einmal eine Seereise machen braucht, von dem aber der Psalmist sagt: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk" u. s. w. Wie viel herrlicher und erhabener sind aber alle Gottes Werke, als die Werke der Menschen! Ja, im Vergleich mit jenen sind diese nur Pfuschwerke. „Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief!" — In meinem Nächsten einiges über das Münster selbst.

Das steinerne Meer, und die übergossene Alpe.

(Erzählt von Ferdinand Zöhrer.)

Wer heute auf der Giselabahn das österreichische Kronland Salzburg durchfährt, gewahrt auf der Strecke zwischen Werfen und Saalfelden eines der großartigsten Gebilde der gewaltigen Gebirgsnatur — das „steinerne Meer," ein Labyrinth von Kalkfelsen, und die Eismassen der „übergossenen Alpe." Wild und starr steigen die Berge ringsum auf, sie begrenzen eine etwa zehn Stunden lange und drei Stunden breite Hochfläche, die sich nördlich gegen den Königssee niedersenkt, zerrissen, zerklüftet, dann wieder wellenförmig aufgetrieben, das ist das steinerne Meer. Oed und kahl ist es da oben, selten verirrt sich ein Hirt hierher; nur Schafe finden kümmerliche Nahrung in den muldenförmigen Vertiefungen. Einst aber, so sagt der Volksmund, war es hier anders. Frisches Leben pulsirte hier oben, reicher, üppiger, als im ganzen Alpenlande. Doch lassen wir die Sage selbst erzählen.

Vor vielen, vielen Jahren stand am Ufer des schönen Königssees eine ärmliche Hütte. Der alte Fischer Bartl hauste darin. Einst hatte er als Alpenbauer bessere Tage gesehen, hatte einen prächtigen Viehstand auf sonnigen Triften gehabt. In einer wilden Sturmnacht aber verschüttete eine Lawine die Alpe, und mit ihr all seine Habe, Hof und Vieh. Bartl war nun ganz arm geworden und griff zum Fischerzeug. Während er aus der dunklen Fluth des Königssees die köstlichen Salblinge herausholte, stieg seine junge Tochter, die Vroni, zu den Sennen und Sennerinnen der Alpen hinauf, um von ihnen Milch und Käse zu erbitten. Früher als Kind hatte sie es ohne Zagen gethan, da sie aber älter geworden war, zog es dem Mädchen das Herz zusammen, wenn der Milchtopf leer geworden, die Käse bis zur Rinde verzehrt war, auf den Bettel zu gehen.

Es war ein Sonntag im Hochsommer. Heller Glanz lag auf der Fluth, der Himmel blaute wonnig hernieder. Vater und Tochter saßen vor ihrer Hütte. Das Antlitz des alten Mannes war umdüstert, und die Augen seines Kindes waren von Thränen getrübt.

„Geh' auf die Alpe, Vroni. Bitte die Sennen um Gottes- und aller Heiligen willen um eine Gabe. Der Milchkübel ist leer, und auch das Netz ist leer, denn die Fische sind in der Tiefe. Der Hunger thut weh," sagte Bartl.

„Mir doppelt, weil ich dich leiden sehe, Vater," entgegnete Vroni; „aber vor einem Gange auf die Alpe graut mir. Die rauhen Sennen glauben in ihrem Hochmuth, es könne kein Unglück über sie und ihre Alpe kommen, wie es über uns und die Unsern gekommen. Im tollen Uebermuthe verschwenden sie die Gottesgabe auf frevelhafteste Weise. Glaube mir, Vater, es ist ein bitterer Weg da hinauf, zu den rohen Menschen. Der Wurzelgraber Sepp hat mir erzählt, daß sie vor einigen Tagen einen Eremiten mißhandelt haben, der die Sennen ob ihres wüsten Treibens zur Rede gestellt hatte. Doch ich will gehen; gewiß kein Opfer soll mir für dich, Vater, zu schwer fallen." „Geh', Vroni, der Herrgott schütze dich vor jeder Gefahr," sagte Bartl, seiner Tochter, die schnell den Milchkübel zur Hand genommen hatte und eilig den Weg zur Alpe hinaufschritt, nachdenklich nachblickend.

Höher und höher stieg Vroni in die grüne Bergwelt hinauf; schon war der heiße Mittag gekommen, mit ihm zogen vom Westen her dräuende Gewitterwolken. Vroni hatte endlich die Alpenweide erreicht. Wie ein reichgestickter Teppich lag die ganze Hochebene ausgebreitet, wogend in Fruchtbarkeit und Fülle. Hunderte von Kühen, Schafen und Ziegen ästen die saftige Nahrung ab. In einer vor Wind und Wetter geschützten Mulde lag ein reiches Dorf stattlicher Sennhütten. Aus einem großen Wirthshaus tönte wilder Lärm in die Einsamkeit der Bergnatur hinaus. In das tolle Jauchzen und Stampfen der Tanzenden mischten sich die Töne der „Schwögelpfeifen" (Alpenflöte). Schon hatte ein halbtrunkener Senner die ankommende Vroni erblickt. Taumelnd trat er auf das zitternde Mädchen zu.

„He da, Dirne," rief er, „grade wird frisch aufgepfiffen, kannst gleich mittanzen."

„Heute, am Sanntag wollt ihr tanzen, und gar schon am Mittag?" antwortete Broni erbleichend.

„Bei uns hier oben ist alle Tage Sonntag," lachte der trunkene Bursche. Mittlerweile waren mehrere seiner wilden Kameraden herbeigekommen.

„Broni, wenn du nicht mit uns tanzest, lassen wir deinen Vater verhungern," rief einer.

„Keinen Tropfen Milch sollst du sprödes Ding von uns bekommen, lieber schütten wir die Milch, die wir dir geben würden, in den Bach, der vor eurer Fischerhütte vorbeifließt. — „Sie ist noch dick genug, daß der alte Bartl dann den Rahm mit dem Löffel abschöpfen kann," fiel ein Zweiter ein.

Da sich aber Broni weigerte, ihnen zu willfahren, schickten sie sich an, ihre Rede wahr zu machen.

Rasch waren ein Dutzend Kübel herbeigeschafft und der köstliche Inhalt in den Bach gegossen. Die weiße Milch mischte sich mit den Wellen und schäumte mit ihnen den Abhang hinab, der einsamen Hütte am Königssee zu, in der der alte Mann der Heimkehr seines Kindes harrte.

Entsetzt ob des Frevels stürzte Broni zu Boden, und hob ihre Hände zum Himmel auf, der mit schwarzen Gewitterwolken bedeckt war, aus denen eben ein greller Blick zuckte. Ein furchtbarer Donner hallte weit durch die Berge, aber die rohen Burschen jauchzten in das grollende Echo wild hinein.

„Wenn der Himmel einfallen will, stampfen wir ihm im luft'gen Tanze den Erdboden zusammen," schrie der Anführer der Kumpane.

Da fuhr ein greller Blitz im hundertfachen Zickzack herab, und zeigte in einem letzten fahlen Aufleuchten der ganzen Alpe ihren Reichthum und ihre Pracht — dann folgte ein Donnerschlag, der die Grundfesten der Berge erzittern machte, ein furchtbares Wetter brach herein, rabenschwarze Nacht deckte die Alp. Der Sturm raste, ungeheure Regenfluthen stürzten herab und dichte Hagelschauer brausten hernieder, Tag und Nacht. Erst langsam wich die Finsterniß von der Stätte des Verderbens.

Als sich am nächsten Morgen die Thalbewohner, die längs des Gießbaches wohnten, der Alp näherten, fanden sie an Stelle der grünenden, blühenden Fluren ein grauenvolles Bild der Zerstörung — ein „steinernes Meer," in dessen todte Erstarrung gewaltige Gletscher mündeten. Die prächtigen Alpenhütten, Menschen und Vieh waren vom Erdboden verschwunden, die Eistrümmer eines mächtigen Gletschers waren über sie ausgegossen.

Bartl hatte am Vorabende das wilde Unwetter auf der Alp wahrgenommen. Angsterfüllt um Broni, war der Greis aus der Hütte getreten. Glänzend weiß schäumte es auf den Wellen des Baches an ihm vorüber, es war die Milch, die Gottesgabe, welche die Frevler in die Fluth geschüttet hatten. Noch heute heißt das Gewässer der „Schreibach," denn die Sünde von damals schreit noch heut zum Himmel. Eine mächtige Felsplatte war herabgeglitten über die grasige Lehne, auf ihr lag Broni bewußtlos und bleich. Bartl sah es von ferne. Er eilte hin, erkannte sein Kind, herzte und küßte es, und in seinen Armen erwachte es. Aengstlich schaute sie um sich, und erzählte, wie die Sennen auf der Alpe gesündigt, und wie der Himmel mit ihnen ins Gericht gegangen wäre.

Noch sind die letzten Reste der steinernen Prachttreppe sichtbar, die einst zur blühenden Flur, zum reichen Leben hinaufführte, heute aber zum „steinernen Meer" und zur „übergossenen Alpe."

Wie einst der Wagen stecken blieb.

1.

In der Gemeinde zu Z. wollt's schon seit einiger Zeit gar nicht mehr recht gehen. Es schien, als ob eine geistliche Dürre ins Land gezogen sei, und als ob das Unkraut der Lauheit und und Gleichgültigkeit das ganze Feld überwuchern und den guten Samen ersticken wolle. Der Prediger wollte schier den Muth verlieren, und bat von ganzem Herzen den lieben Gott: „Laß meine Arbeit doch nicht ganz vergebens und ohne Frucht sein!" Jeden Sonntag starrten ihm eine ganze Anzahl leerer Bänke entgegen, und die Arbeit ward ihm mit jeder Woche schwerer. Die Vorgänger schüttelten den Kopf, und die ganze Gemeinde machte es ihnen nach. Es mußte etwas geschehen, das war allen klar; aber was?

Dem armen Prediger wurde die Last in seinem Herzen immer schwerer und schwerer, und endlich fast unerträglich. Wessen Schuld ist's denn eigentlich? fragte er sich. Bin ich schuld? Oder die Vorgänger? Oder die Gemeinde? Er versuchte alles, was er nur konnte, um die erstorbenen Kohlen wieder zur hellen Flamme anzufachen—es ging nicht, die Kirche wurde leerer, und die Leute fühlten aus der Predigt heraus, daß er am Verzagen war.

Warum kamen die Leute aber auch nicht? Z. war doch ein blühendes Städtchen, fast die Hälfte der Bewohner waren Deutsche, und viele von ihnen gehörten der Kirche an! Der leeren Plätze im Gotteshause wurden immer mehr.

Endlich, endlich hörte der Herr das Rufen und Bitten seiner Kinder, und half. Es kam Licht, und wo das Licht hindringt, da ist Wärme, und die Wärme bringt Regen, und Licht, Wärme und Regen bringen allemal Leben und Frucht aufs Feld. So ging's denn auch in der Gemeinde zu Z.

Eines Sonntags Abends nach dem Gottesdienste, blieben die Leute zu einer kurzen Berathung beisammen. Allerhand Vorschläge zur Abhülfe des herrschenden Uebelstandes wurden gemacht; — keiner fand Anklang. Endlich erhob sich der alte B. Er war Jahre lang Vorgänger gewesen, genoß die allgemeinste Achtung, und galt bei Jedermann als des Predigers rechte Hand. Alle horchten auf!

„Ich denke, ich weiß wo der Fehler liegt. Einigkeit macht stark, und bisher haben wir nicht alle zusammen gearbeitet. Die Gemeinde hat die ganze Arbeit auf die Vorgänger gewälzt, und diese wieder auf den Prediger. Der Prediger aber kann thun, was er will, wenn wir nicht alle am Werke mithelfen, so wird es nicht vorwärts gehen. Die Prediger sollen nicht allein Arbeiter im Weinberge des Herrn sein, sondern ein jeder Christ soll wirken, so lange es Tag ist Laßt uns 'mal alle schieben, dann wird der Wagen nicht mehr im Schmutz stecken bleiben!"

Ein leises Flüstern ging durch die ganze Gemeinde. Dann stand Einer auf: „Wir verstehen das nicht, was eben gesagt worden ist. Wir wollen gewiß alle schieben, aber wie, und wo, und wann?"

Der alte B.: „Unsere Gemeinde ist der Wagen. Er ist stecken geblieben. Der Prediger ist der Fuhrmann. Er hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben. Er hat ermunternd gesprochen, gebeten, gefleht, und er hat auch mit der Peitsche geknallt — und doch steckt der Wagen noch immer fest. Das kommt daher, weil der Schmutz so zäh' und tief ist."

Noch Einer: „Was verstehst du unter dem Schmutz? Erklär' uns das!"

Der Alte: „Das ist unsere Gleichgültigkeit und Lauheit. Wir müssen alle schieben, dann wird's Gott gelingen lassen. Ein Jeder von uns kann nächsten Sonntag irgend Einen, der jetzt nicht zur Kirche kommt, bewegen, mitzugehen. Wenn Jeder nur Einen mitbringt, so wird die Kirche gedrängt voll sein."

Hm, das war leicht. Richtig! Daß aber Niemand daran gedacht hatte! Blos einen Bekannten oder Freund zu bewegen, einmal mit in die Kirche zu gehen — hm, das war eine Kleinigkeit. Gut, so wird's also gemacht. Plötzlich ging's wie ein Feuer durch die ganze Versammlung. Jeder war bereit, sein Theil zu thun. Dem Prediger klopfte das Herz in der Brust, daß er kaum sprechen konnte. So hatte er seine Gemeinde noch nie gesehen. Und als die Versammlung aus war, gingen die Leute seelenvergnügt nach Hause, und meinten unterwegs: „So hat der Prediger aber seit langer Zeit nicht gebetet, wie eben am Schluß der Berathung."

2.

In der Woche, die nun folgte, wurde in dem Theil des Weinberges Gottes zu Z. gearbeitet, wie noch nie zuvor. Wo ein Gemeindeglied ein Nichtgemeindeglied oder einen Nichtkirchengänger traf, da hieß es: „Hör', du, nächsten Sonntag mußt du mit mir in unsere Kirche kommen!"—„So? Was ist denn los?" — „Wirst schon sehen, komm nur!" — Viele versprachen denn auch, zu kommen, Andere sagten: „Laß mich zufrieden!" Aber die Gemeindeglieder ruhten nicht. Es wollte doch jeder seinen Mann und jede ihre Frau stellen, und wenn sich zwei auf der Straße begegneten, so hieß es: „Hast du deinen schon?"

Am Freitag traf der Prediger Herrn J., der seit langen Jahren das Innere einer Kirche nicht gesehen hatte. „Herr Pastor," fing er an, „was ist denn eigentlich mit Ihren Leuten los? Es haben mich jetzt schon sieben dringend gebeten, nächsten Sonntag mit zur Kirche zu gehen. Sie wissen doch alle, daß ich keine Kirche brauche und nie in eine gehe, aber Jeder, den ich treffe, kommt auf mich zugestürmt mit der Frage: ‚Haben Sie schon Einem versprochen, nächsten Sonntag mit in die Kirche zu gehen?' Was ist denn los?"

Der Prediger schmunzelt vergnügt und sagt: „Haben Sie schon Einem versprochen, nächsten Sonntag mit in die Kirche zu gehen?"

„Nein," sagt der Herr J., und schaut den Prediger ganz verwundert an, „ich hab's allen abgeschlagen."

„Na, dann versprechen Sie mir's! Kommen Sie nächsten Sonntag mit! Hol' Sie um halb zehn ab, wie?"

„Nun—ich wär' so wie so gekommen; ich wollt' doch sehen, was bei Ihnen eigentlich los ist."

Der Sonntag kam. Die Glocke hatte kaum aufgehört, zum ersten Mal zu läuten, da kamen sie an; — ein Gemeindeglied nach dem andern führte triumphierend seinen Gast in die Kirche. Manche brachten sogar zwei, drei mit, und der Kirchendiener mußte sich müde laufen, um Gesangbücher für all die Fremden herbeizuschaffen. Als die Glocke zum zweiten Mal zu läuten anfing, da war die Kirche gedrängt voll, und zwei Brüder waren eben fortgelaufen, um aus der Predigerwohnung noch ein paar Stühle zu holen, da trat der Prediger mit seinem Herrn J. ein, und schob diesem einen Stuhl im Gange hin. Als er sich nun auf der Kanzel niederließ, und seine Augen über die Versammlung schweiften, da wollte er ersteren kaum trauen. Da war ja auch kein Plätzchen leer, und immer kamen noch die Leute. Aus seinem Herzen stieg ein heißes Dankgebet empor zu Gott. Und wie das Singen klang! So hatten seine Leute früher nie gesungen! Das war ja, als ob ein ganz anderer Geist in der Gemeinde wehe.

Nun kam die Predigt! Und jetzt dachten die Zuhörer: So hat unser Seelsorger doch früher nie gepredigt!

Es war aber auch wahr — so hatte er noch nie gepredigt. Es quoll aus seinem Herzen so beredt, so innig; er zeugte so gewaltig und so eindringlich von dem Heiland der Menschen, daß das Wort sich bewies als der Hammer, der Felsen zerschmeißet. Viele harte, felsenharte Herzen wurden an dem Sonntag zerbrochen und für Jesum gewonnen. Der Prediger war so von der

Liebe des Heilandes erfüllt, er fühlte solch eine Freudigkeit in seinem Herzen, daß es ihm war, als müsse er all' die Versammelten in seine Arme nehmen, und zu Gott emporziehen. Und als das „Amen" aus seinem Munde erscholl, da standen ihm die hellen Thränen in den Augen.

Von dem Sonntage an ward's anders in der Z.'r Gemeinde. Natürlich kamen nicht Alle, die damals dagewesen waren, wieder, aber die Meisten kamen und blieben und brachten nachher wieder Andere mit. Neues Leben kam in die Gemeinde; ein frischer Geist wehte; Prediger, Vorgänger und Glieder arbeiteten alle mit einander, und Gottes reicher Segen ruhte auf ihnen und ihrer Arbeit.

Der alte B. hat mir die Geschichte letzten Sommer in seiner Laube erzählt, und lächelnd hinzugefügt: „Seit wir alle schieben, ist der Wagen nie mehr stecken geblieben!"

Ferzig Johr zurück.

(Von einem Pennsylvanisch-Deutschen.)

Wann ich mir als die Welt abguck
Un sehn wie alles geht,
Un wann ich als darüwer denk,
Es duht mir als schiehr leed.
Die Schule sin wull besser nau,
Die Leit sin ah viel g'scheiter;
For allerlei vun Sache mache,
Do sin sie ah viel weiter.
Mer hen meh Kerche in dem Land
Und ah meh gute Parre,
In alle Sache sotte nau
Die Leit viel besser werre.
Mer meent, es könnt gewiß net sei,
Un doch is es zu wohr,
In manche sin sie schlechter worre,
Die letschte ferzig Johr.

Un wann mer nau die Leit abguckt
Un sehnt sie draus rumlaafe,
Dann guckt schier jeder reich genunk,
En Bauerei zu kaafe.
En Dehl Leit duhne alsfort schaffe,
Un gar net weiter denke,
Un duhne alles was sie griege,
Uf ihre Bückel henke.
Noh annere, wu die Erwet hasse,
Un wolle schtolz rumlaafe,
Die lehne Geld vun ihre Freund
Un duhn uf Barricks kaafe.
Die Leit hen als net so viel g'spend
For allerhand G'schmück,
Sie hen dem Geldsack noh gelebt,
Juscht ferzig Johr zurück.

Die Buwe wolle nimme schaffe,
Un doch keen Hunger leide;
Die Eltere solle sie schö halte,
In Esse, Geld und Seide.
Die menschte wolle 'n Lewe mache,
Un wolle 'n hocher Luh,
Und hätte gern en guter Platz,
Wu wenig is zu duh.
Sie wolle net im Tagluh schaffe,
Und wolle ah net baure.
's gebt bal kee Leit meh, Schtee zu breche,
Un Häuser uf zu maure.
Die Buwe hen als gerner g'schafft
Mit Gäul, un Eeg, un Plück,
Un ware net so absenat,
Juscht ferzig Johr zurück.

Den Mäd geht's alleweil net besser,
Es duht mir leed, 's zu sage,
Daß wann sie 'n wenig wäsche solle,
Dann duhn sie ah grad klage.
Sie hocke liewer in den Parlors,
Un schtricke schöne Sache,
Un losse als die Mammi geh,
Un ihne 's Esse mache.
Sie meene als, sie werre schöner,
Un deete besser gucke,
Wann sie als schier gar abgedrückt sin,
Un wäre bleech wie Schpucke.
Die Mäd—sie hen als fleißig ge'schafft,
Un ware fett un dick,
Un hen ah rothe Backe g'hatt,
Juscht ferzig Johr zurück.

Wann nau ehn Mann in Bisneß geht,
Dann will er grad reich werre,
Un 's macht nix aus in was for'm G'schäft,
For 's geht so mit dehl Parre.
Un wann's den Leit net glücke duht,
Un ihre Pläne fehle,
Dann b'trüge sie, un fälsche Note,
Und lüge, raawe und schtehle.
Es is nau ehrlich, Geld zu lehne,
Und sich schnell uf zu schwinge,
Un wann eens viel hot, dann ufbreche,
Un An're drum zu bringe.

Mer kann denn Leit gar nimme traue,
Es is en groß Unglück;
Es war als viel meh Ehrlichkeit,
Juscht ferzig Johr zurück.

Die Candidate wolle Aemter,
Un schaffe üweraus;
En Dehl von dene wu nei kumme,
Die wolle nimme 'raus.
Noh hot's en Dehl, die wolle sich
Ihr Lewe lang nei blanze,
Un wolle alsfort Geige schpiele,
Un Annere solle danze.
Un des sin als die Politischens,
Wu werklich niemols satt hen,
Bis daß sie darich alles sin,
Un all die Aemter g'hat hen.
Die Politischens alleweil—
Die wachse schtark und dick,
Un duhne viel meh schlechte Sache,
Als ferzig Johr zurück.

Die große Dieb sin nie in G'fohr,
Sie duhne als frei werre,
Un fange all die kleene Dieb,
Un duhne sie eischperre.
Un wann en Reicher 'n annere todtmacht,
Dann werd ihm 's Lewe g'schenkt,
Wann awer 'n Armer 's seem Ding duht,
Der werd als glei ufg'henkt.
Des Land is voll so schlechte Leit,
Un 's kumme als noch raus;
Mer is gewiß jo nimme sicher,
In seinem eegne Haus.
Die Dieb hen sie als all eig'schperrt,
Die Mörder an den Strick,
No hen die Leit als Friede g'hat,
Juscht ferzig Johr zurück.

Nau wann's de nächste ferzig Johr
Im seeme Grad fort geht,
Dann is es werklich zweifelhaft,
Ob unser Welt noch schteht.
Die Leit duhn alles üwerdreiwe
Un lewe viel zu groß,
Wann des net stoppt, dann brecht's gewiß
'mol ergets heftig los.

Karl Gerok.

Von C. A. Thomas.

Welchem deutschen Christen wäre dieser edle, hochbegabte Prediger und Liederdichter des lieben Schwabenländchens nicht einigermaßen durch seine geistvollen Schriften bekannt? Oder wer hätte nicht wenigstens hie und da in religiösen Zeitschriften fast aller Benennungen von seinen kräftigen geistlichen, lieblichen Liedern schon gefunden, und sich daran höchlich ergötzt? Um so größere Freude gewährt es uns, diesen lieben Gottesmann unserem Leserkreise hier im Bild vorzustellen. Es ist uns sicherlich einigermaßen eine Befriedigung, die Gesichtszüge eines Mannes zu betrachten (obgleich nur im Bild), von dem wir schon so viel gehört und gelesen.

Gerok wurde im Jahre 1815 zu Vaihingen, an der Enz, geboren, und er feierte am verflossenen 30. Januar seinen siebenzigsten Geburtstag. Er ist somit nicht mehr jung. Aber seine Zeit hat er wohl benutzt, und köstlichen Samen in allen Landen ausgestreut. Seine „Palmblätter" allein haben mehr als fünfzig Auflagen in größerem oder kleinerem Format erlebt. Liest man diese köstlichen Ergüsse der Seele so recht in Andacht des Herzens, so wehen einem die Lüfte der besseren Welt, des Jenseits, wohlthuend entgegen.

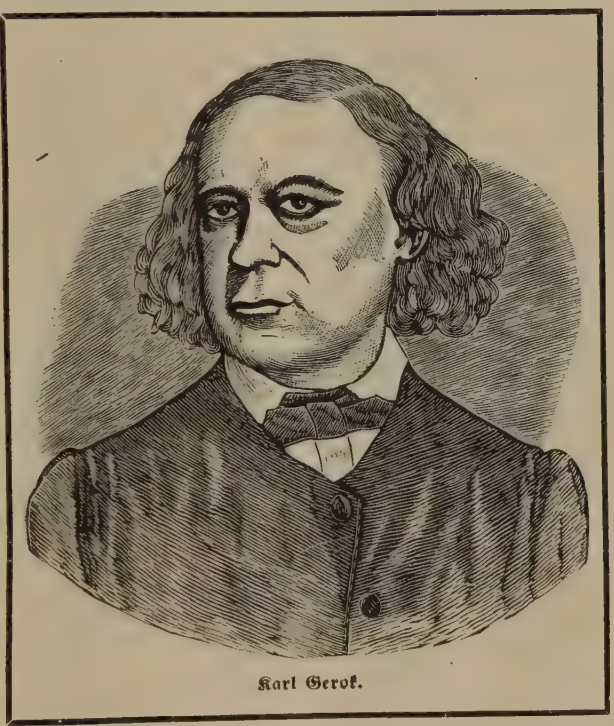
Ganz richtig bemerkt Jemand, daß „manche Worte, manche scheinbar geringfügigen Vorfälle und Ereignisse des Augenblicks, an denen Andere gedankenlos vorüber gehen, blitzartig in die Seele des geisterfüllten Dichters schlagen und zünden auf dem Altar seines Herzens die lichte Flamme der heiligen Poesie an. Sein Innerstes nimmt sie auf, als lebensvolle Saatkörner. Sie sind kaum empfangen, so sprossen sie auf, gewinnen Gestalt und herrliche Farbe, und stehen vor uns, lieblich duftend, köstlich prangend und überraschend in der Fülle der wie von selbst aus dem künstlerischen Drang sich vor uns erschließenden Fülle der Gedanken. Gerok ist ein Dichter vom echten Schrot und Korn.

Was uns den Mann aber besonders lieb macht, ist die Innigkeit, mit der er Wahrheit, Kernworte und Erzählungen der heiligen Schrift in sein tiefes Gemüth aufnimmt, dichterisch gestaltet, und uns mit dem Reichthum seines dem Inhalt des Schriftwortes offenbarenden Geistes anregt, erquickt und erbaut.

Man kann viele dieser Gedichte nicht lesen, ohne mit neuer Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte erfüllt zu werden." Dasselbe gilt auch von seinen Pfingstrosen," „Blumen und Sterne," und von „Deutsche Ostern." Seine Predigten über die Evangelien und Episteln sind ebenfalls weit verbreitet. Einst trug sich mit diesem

Gerok'schen Predigtbuch ein recht amüsantes Mißverständniß zu, was sich hier schicklich erzählen läßt.

Ein Gemeinde-Schullehrer in der Lausitz schickte, wie eine dortige Lokalzeitung berichtet, nach Beendigung der Sonnabend-Lektionen einen seiner größeren Schüler zum Amtsnachbar mit dem Auftrage, derselbe möchte ihm seinen „Gerok" gefälligst leihen, da er morgen für seinen Herrn Pastor die Predigt zu lesen habe. Der biedere Knabe dachte beim Worte „Gerok" nicht sowohl an den berühmten schwäbischen Dichter und Kanzelredner, als vielmehr an einen „Gehrock," und um die Sache noch nachdrücklicher und feierlicher zu gestalten, erbat er am Bestimmungsorte einen guten schwarzen Frack für seinen Herrn Kirchschullehrer, weil derselbe morgen den Herrn Pastor vertreten müsse. Der Herr College konnte nun zwar den Zusammenhang der Sache nicht so recht begreifen, zumal er wußte, daß sein Freund mit Kleidern wohl versehen war, aber meinte schließlich, vielleicht fehlte Jenem, der Kandidaten-Examen und Hochzeit längst hinter sich hatte, ein recht stattlicher Frack, der doch für besagten Zweck in jedem Falle am geeignetsten erschien.



Karl Gerok.

So holte er denn seinen zufällig nagelneuen Schwalbenschwanz aus dem Schranke, verpackte ihn sorgfältig, und sandte ihn ab. Verwundert sah der Auftraggeber seinen Boten mit dem großen lockeren Packet ankommen, enthüllte unter heiterem Erstaunen das schwarze Festgewand, um dasselbe nach halb errathenem, halb erforschtem Hergange der Verwechslung alsbald wieder einzuschnüren, und nebst diesmal schriftlicher Bitte um Gerok's Predigtbuch dem gütigen Herrn Collegen zurückzusenden, der so herzlich bereit gewesen war, ihn auf's Beste aus seiner Verlegenheit zu retten.

Nebenbei gesagt: Das ist ein nettes Stücklein, das beides dem lieben „Gerok," und auch dem „Gehrock," dem schmucken Amtskleid des freundlichen Lehrers passirte. Bei uns Menschen gibt's eben Mißverständnisse, und die kommen in der Regel daher, daß wir uns nicht verstehen. Gut war's freilich, daß der benachbarte College so bereitwillig war, seinem Bruder im Amte aus der Noth zu helfen, aber besser wäre es doch gewesen, wenn der Herr Lehrer aus der Lausitz sich auch ohne den „Gerok" — ich meine ohne die Evangelien- und Episteln-Predigten des Prälaten — hätte durchschlagen können. Eine einfache, kindliche Erklärung eines Schriftabschnittes (auf eigener Erfahrung des Worts beruhend) frisch aus dem Schatze des Herzens vorgetragen, ist sicherlich dem gemeinen Volke willkommener, und wirkt anregender, als eine vorgelesene Predigt. Lehrer sollten das zu thun im Stande sein.—Doch weiter!

Gerok's neuestes Erzeugniß ist sein „Letzter Strauß." In der That eine lieblich duftende Sammlung herrlicher Blümlein aus dem großen Gottesgarten, sinnreich zusammengestellt. Es reiht sich dieses Werk den übrigen Dichtarbeiten würdig an. Ob es aber wirklich der „letzte Strauß" sein soll, den er der deutschen Christenheit beides jenseit und diesseit des Atlantischen Oceans darreichen wird? Möglich wäre das schon, allein wir wollen es nicht hoffen! Im Gegentheil möchten wir hier dem Wunsche Ausdruck geben, daß der greise Dichter, die „schwäbische Nachtigall," noch manches kräftige Lied erklingen lassen möge. — Im Rückblick auf seinen siebenzigsten Geburtstag könnten wir den Leser zum Schluß auf kein schicklicheres Lied hinweisen, als auf dies, wo er von sich selber sagt:

„Wie weit hinab schon trugen dich die Wogen,
Du meines Lebens leichtgebauter Kahn!
Die Silberfurche, die dein Kiel gezogen,
Verschwindet spurlos hinter seiner Bahn,
Die schönsten Ufer sind vorbeigeflogen,
Und näher geht's dem großen Ocean;
Schon hör' ich oft mit ahnungsvollem Grausen,
Beim Sternenschein die ferne Brandung brausen.

Wo bist du hin mit deinen Blumenauen,
Du Paradies, das einst mich Kind umfing?
Dem trüben Blick verschwammst du längst im Blauen,
Der lang an dir mit stillem Heimweh hing,

Nur noch im Traum darf ich die Pfade schauen,
Die leichten Tritts der frohe Knabe ging,
Und wach' ich auf, so wogt ein schmerzlich Sehnen
Im Busen nach, und steht mein Aug' in Thränen.

Wo sind sie hin, die fröhlichen Genossen,
Mit denen ich der Jugend Lieder sang?
Wie flogen wir auf leicht gezäumten Rossen,
Durchs grüne Thal, den blauen Strom entlang!
Ob manchem, ach! hat sich das Grab geschlossen,
Deß Arm sich einst um meinen Nacken schlang.
Von Andern hat das Leben mich getrennet,
Daß Keiner mehr des Freundes Sprache kennet.

Und du, mein Herz, fühlst selber du nicht stocken
Den mattern Puls, das abgekühlte Blut?
Weh'n dünner nicht schon um die Stirn die Locken?
Jauchzt seltner nicht ein froher Lebensmuth?
Erscheint dem Aug' die Welt nicht trüb' und trocken,
Die einst ihm schwamm in morgenrother Gluth?
Will denn auch mich das Alter schon beschleichen,
Und mich lebendig legen zu den Leichen?

Da sei Gott vor! Mag auch der Leib verwesen,
Der Geist wird noch von Tag zu Tag verneut;
Der Gott, der meiner Jugend Hort gewesen,
Verkündet sich in meiner Brust noch heut';
Was frommt's, die Rosenblätter aufzulesen,
Die schon der Wind am Boden hat verstreut?
Bleibt nur im Stock das Lebensmark erhalten,
So wird noch manche Knospe sich entfalten."

Möge das geschehen.

Die "weiße Frau" von Neuhaus.

(Von Hermine Proschko.)

1.

Es ist etwas Wunderbares um einen schönen Sommermorgen in der freien Natur, wenn noch helle Thauperlen auf Blatt und Blumenkelch zittern, wenn die emsigen Bienen und die bunten Käfer summen, die gefiederten Sänger der Luft ihr Getriller ertönen lassen, wenn der schillernde Falter sich auf dem weichen Grase wiegt, die goldige Libelle den schlanken Leib im sprudelnden Bächlein badet, und wenn der frische Ost in den Kronen der Tannen und Föhren, der Eichen und Buchen spielt und die zarten Rosenwölkchen am Firmamente zerstreut, bis sie wie lichte Engelsgestalten allmälig verschwinden.

Ein solcher Morgen im Heumonate des Jahres 1833 war es, als ein Mägdlein von elf Jahren den Waldweg abwärts schritt, welcher von Lischau nach Wittingau im südlichen Böhmerlande führt.

Das hübsche, aber recht ärmlich gekleidete Mädchen schien bereits weit gewandert zu sein — denn es war ermüdet, und seine freundlichen Augen suchten nach einem Ruheplätzchen.

Bald hatte die Kleine ein solches gefunden. Am Saume des harzduftenden Waldes hob sich zwischen niederem Gesträuche der breite Stumpf einer abgebrochenen Eiche empor. Es war ein gar merkwürdiger Baum, der hier gestanden, und von welchem sich in unseren Tagen nur mehr die aus dem Erdreiche hervorragenden Wurzeln finden. Der Stumpf der in der altböhmischen Geschichte mehrmals genannten „Zizka-Eiche" war es, unter deren Laubdache der furchtbare Heerführer der Hussiten, Johann Zizka von Truznow, geboren wurde, während am benachbarten Felde die Schnitter die gelben Aehren zu Boden legten.

Auf dem Stumpfe dieser Eiche also, dessen Bedeutung die kleine Wanderin freilich nicht ahnte, hielt sie kurze Rast, strich sich die dichten blonden Haare aus der heißen Stirn, und brach hierauf ein Stück von dem zur Stärkung mitgenommenen Roggenbrode ab.

Nachdem sie ausgeruht hatte, sprang sie neugestärkt empor, sandte einen Blick nach oben und flüsterte:

„Lieber Vater im Himmel, schütze meine kranke Mutter daheim und segne meine Wanderung, damit die reiche Base sich unserer Noth erbarme, und ich mit guter Nachricht zur Mutter heimkehren könne." Wohlgemuth machte sich das Mädchen nun wieder auf den Weg.

Nach kurzer Wanderung glänzte ihr das weiße Gemäuer eines weitläufigen schönen Gehöftes entgegen. In ihren Augen leuchtete es auf. Sollte sie schon ihr Ziel erreicht haben? sollte dieses stattliche Gehöfte das ihrer Base, der reichen Thalerhofbäuerin, sein?

Rasch trat die Kleine näher und betrachtete den schönen Bau. Ei freilich war sie bereits an rechter Stelle. Da stand ja im Vorgarten, so wie ihn die Mutter daheim beschrieben hatte, der große breite Taubenschlag. Auch die grüne Gartenumzäunung fehlte nicht, und richtig—auch der zierliche Wasserbehälter mitten im Hofe, in welchem just die jungen Enten einherpatschten, war zu sehen; nun gab es keinen Zweifel mehr — die Kleine befand sich an Ort und Stelle. Rasch schritt sie in den Hof hinein, das Gebell des großen schwarzen Kettenhundes nicht beachtend, und zum Hausthore hin.

Aber der freudige Strahl aus ihrem Antlitze wich bald, als ihr die rauhe Stimme eines Knechtes entgegenschallte, welcher sie, für eine Betteldirne haltend, mit harten Worten fortwies.

Die Kleine schüttelte lebhaft das Köpfchen. „Ich bin kein Bettelkind," entgegnete sie, während sich ihre Wangen dunkler färbten, „ich bin Gertraud, die Tochter der Friedbergerin in Komarzitsch, und will zu meiner Base, der Thalerhofbäuerin."

Der Knecht, der wohl wußte, daß seine Herrin von ihren armen Verwandten sich nicht gerne belästigen ließ, schob die Kleine zur Thüre hinaus. „Heut' hat die Thalerhofbäuerin keine Zeit für dich," fuhr er sie hart an, „'s gibt zu säubern und zu fegen, zu backen und zu braten. Der Kaiser und die Kaiserin reisen durchs Land, und in jedem Ort gibt's deßhalb Kirmeß."

Allerdings drangen der kleinen Gertraud aus der großen Küche des Gehöftes, wohin der Knecht jetzt seine Schritte lenkte, verschiedene Wohlgerüche von Braten und Kuchen entgegen.

Solche Gerüche waren ihr neu; bei ihr daheim gab es selbst am Sonntage nur Brod und Milch oder Kartoffeln.

Aber eben der Gedanke an ihre Armuth, an die Krankheit ihrer Mutter ermuthigte Gertraud jetzt trotz der barschen Worte des Knechtes in die Hausflur einzutreten und die reiche Base aufzusuchen.

Diese stand just inmitten ihrer Mägde in der Küche und gab Befehle bezüglich des reichen Mittagmahles, während sich ihre beiden halbwüchsigen Töchter, die Walburg und die Agnes, bei einer ergiebigen Portion Mohnsterz eben gütlich thaten, zu welchem sie sich einen Schluck süßen braunen Methes munden ließen.

Jetzt nahm die Thalerhofbäuerin, Frau Ludmilla Mosleitner, den Schlüsselbund zur Hand, um sich in die Speisekammer zu begeben und schritt dem Ausgange der Küche zu.

In diesem Augenblicke trat Gertraud auf die Thürschwelle: „Grüß Gott, Frau Baf'," sprach sie mit ihrer weichen Stimme, ihren Blick mit kindlicher Ehrfurcht zu der stattlichen Bäuerin aufschlagend, und hielt ihr einen großen duftigen Blumenstrauß entgegen, welchen sie am Wege nach Lischau auf Wald und Flur gesammelt hatte.

Die Mosleitnerin verzog die Lippen, „Frau Baf'?" wiederholte sie, den Kopf hochmüthig emporwerfend.

„Wohl seid Ihr meine Frau Baf'," entgegnete Gertraud, „denn meine Mutter, die Friedbergerin, ist Eure Schwester."

Die Mosleitnerin zuckte leicht zusammen, „Die Friedbergerin?" wiederholte sie kaum hörbar, und man sah es ihr deutlich an, daß sie die Erinnerung an ihre Schwester, die freilich nur eine Stiefschwester war, welche sie bereits seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, peinlich berühre.

Aber sie faßte sich schnell und zwang sich zu einem Lächeln. „Nun—Ihr laßt wahrlich keine Gelegenheit vorübergehen, Eure wohlhabenden Verwandten anzubetteln," warf sie in ihrer abstoßenden Art hin, „Ihr denkt wohl, weil das Kaiserpaar durchs Land reist und auch in die Gegend von Wittingau kommt, daß es im Thalerhof manchen guten Bissen bei diesem Festanlaß geben wird, von denen Ihr Euch ein Körblein gerne heimtragen möchtet."

Gertraud machte eine abwehrende Bewegung.

Die Mosleitnerin aber fuhr unbeirrt fort: „'s käm mir auf ein Stück Mohnkuchen und auf eine Flasche Meth nicht an; aber weißt du, Kleine," setzte sie mit einem boshaften Lächeln hinzu, „ich fürcht' das alte Sprüchl: Wenn man einem den Finger zeigt, so will er gleich die ganze Hand; das heißt so viel: daß, wenn ich Euch ein paar Leckerbissen geben thät', deine Mutter fort und fort zu mir betteln käme, und ich hab' selber Kinder, für die ich sorgen muß."

Bei diesen Worten wollte die hartherzige Bäuerin ihre arme kleine Anverwandte bei Seite drücken; aber diese hob ihre Hände flehend empor. „Redet nicht so," bat sie mit heißen Thränen in den Augen, „meine arme Mutter hat, so lang sie arbeiten konnt', nichts von Euch begehrt; jetzt aber, da sie krank ist und nichts verdienen kann, hat sie mich hierhergesandt, Euch zu bitten, daß Ihr uns aus der Noth helfen möget. Ihr sollt bei dem guten Werk, laßt Euch die Mutter sagen, an den seligen Aehnl denken, der sie ja so lieb gehabt und ihr immer gesagt hat, daß er nicht ruhig sterben könnt', wenn er wüßt', daß sie einmal darben müßt'."

Die Mosleitnerin war von diesen Worten sichtlich unangenehm berührt, das sah man ihr an.

„Es war ein Unglück," sagte sie nach einer Weile, „daß mein Vater ein zweitesmal geheirathet hat. Seine erste Frau, meine Mutter, ja freilich, das war eine gute Partie, die hat ihrem Ehegatten ein ansehnlich' Heirathsgut zugebracht; die zweite aber, die Mutter der Friedbergerin, die hat leider keinen Heller ins Haus gebracht, und ihre Tochter, deine Mutter, war unklug genug, trotz ihrer Unbemitteltheit, einen armen Schulgehülfen zu heirathen, welchen unbesonnenen Schritt ihr nun bitter zu fühlen habt."

Das war freilich nicht anders, als die Mosleitnerin sagte. Die eine Tochter des alten Birkenhofbauers Andreas Waller lebte im Ueberflusse, die andere darbte. Den schönen Birkenhof hatte der Sohn des alten Bauers nach dessen Tode geerbt, der sich aber um seine armen Verwandten ebenso wenig, wie die Thalerhofbäuerin kümmerte.

So stand die Friedbergerin mit ihrer kleinen Tochter gänzlich verlassen da, und die Letztere sah gar bald ein, daß sie von der Thalerhofbäuerin keine Hülfe zu gewärtigen habe.

Dennoch wandte sich Gertraud nochmals bittend an die Anverwandte und sprach mit bewegter Stimme: „Meine Mutter will nichts geschenkt von Euch, Frau Baf', sie läßt Euch nur bitten, ihr ein paar Thaler zu leihen, bis sie wieder gesund ist und sich etwas durch ihrer Hände Arbeit verdienen kann. Sie wird Euch das Geliehene mit einem reichen ‚Vergelt's Gott' treulich wieder zurückgeben."

Die Mosleitnerin lachte auf: „Das macht Ihr Andern weis. Ich säh' meine blanken Thaler, wenn ich sie wirklich herleihen thät, wohl nimmer. Nein, nein," setzte sie, sich zum Gehen wendend, hinzu, „borgt Euch die Thaler anderswo. Hast ja noch eine Baf' im Wittingauer Schloß, die Gärtnersfrau Regine, wende dich an

diese, oder (hier glitt ein boshaftes Lächeln über die harten Züge der Sprecherin) — wenn du schon im Schlosse bist, vielleicht begegnest du dort der weißen Frau von Neuhaus, die sich in den Gängen des Schlosses ja hin und wieder zeigen soll; vielleicht leiht Euch diese ein paar Silber- oder gar Goldstücke. Geh' also und versuche dein Glück bei der weißen Frau im Wittingauer Schloß."

Ehe sich's Gertraud versah, stand sie im Vorhofe, und die Thüre fiel knarrend hinter ihr zu.

Rathlos und tiefbeschämt stand die Kleine eine Weile da, nicht wissend, was sie nun beginnen solle. Eine so erbarmungslose Aufnahme hatte sie nicht vorausgesetzt; das Herz klopfte ihr laut, die hellen Thränen standen ihr in den Augen vor gerechtem Unwillen über diese lieblose Behandlung.

Gertraud wußte recht gut, daß sie von der Mutter nur ungerne zur Mosleitnerin geschickt worden war, daß nur die größte Noth sie dazu gedrängt hatte.

Ja, die Noth in ihrem Heimathhause war wahrlich groß. Die Mutter brauchte Arzeneien, der Zins sollte gezahlt werden, Gertraud's Kleider waren fadenscheinig, es war kaum mehr ein Stücklein trockenes Brod im Hause.

Der Gedanke, ohne jedwedes Hülfsmittel heimzukehren, erfüllte Gertraud's Herz mit tiefer Betrübniß.

Noch klangen ihr die letzten Worte der Mosleitnerin im Ohre: sich an die Gärtnersfrau Regine im Wittingauer Schlosse zu wenden. Diese war eine sehr weitschichtige Verwandte der Friedbergerin, und die Mutter Gertraud's hatte gar nicht an dieselbe gedacht.

Gertraud aber überlegte jetzt nicht lange, ob sie heimkehren oder nach Wittingau gehen solle. Sie wußte, daß die Noth groß und Hülfe nothwendig sei, sie achtete nicht ihrer müden Füße und machte sich jetzt, von einem neuen Hoffnungsstrahle durchdrungen, auf den Weg nach Wittingau.

2.

Die Sonne stieg höher und höher, und die Julihitze machte sich immer fühlbarer. Demungeachtet scheute Gertraud vor dem Wege nicht zurück, der Mutter Hülfe und Trost zu bringen.

Da leuchtete ihr von einiger Entfernung etwas wie eine Reihe funkelnder Edelsteine entgegen. Sie blieb einen Augenblick überrascht stehen, dann aber erinnerte sie sich, daß ja an jener Stelle, wo es gleich Edelsteinen glitzerte, der alte Kirchhof liege, in welchem ihr guter Aehnl den Schlaf der Gerechten schlafe. Die vermeintlichen Edelsteine waren die von der Sonne beschienenen metallenen Grabkreuze, welche die Hügel der Heimgegangenen zierten.

Gertraud dachte mit Recht, welch' innige Freude sie der Mutter bereitete, wenn sie das Grab des Aehnls besuchen, mit frischen Blumen schmücken und ein inbrünstiges Gebet bei demselben verrichten würde.

Schon beugte sie sich zum bunten Wiesenteppiche nieder, sammelte das schönste, was sie finden konnte, band die Blumen zum Strauße, und schritt hierauf zum Kirchhofe hinüber.

Die hellen Schweißtropfen standen dem guten Kinde auf der Stirne, als es auf dem Hügel anlangte, wo sich der Kirchhof ausdehnte, und es athmete tief auf, als es endlich unter dem Laubdache der Trauerweiden stand, die den Eingang in den stillen Todtenhain beschatteten.

Der alte Kirchhof bot, obgleich denselben der Sonnenstrahl beschien und mit einem grünen Kleide schmückte, obgleich tausend und tausend Wiesenblümchen hier ihre bunten Köpfchen aus frischem Grase emporstreckten, doch ein trauriges Bild, ein Bild der Vergänglichkeit, ein Bild der irdischen Nichtigkeit. Die einstmals schönen Grabsteine und Kreuze waren zumeist verwittert, von Spinnennetzen umwoben; größtentheils schmucklose Grabhügel oder vielmehr ein förmlicher Hügelwald, von Unkraut besäet, war hier zu sehen. Es war dies ein seit einem Decenium nicht mehr benützter Gottesacker, dem eine gänzliche Verwilderung bevorstand.

Schier wehmüthig knarrte die rostige eiserne Eingangsthüre, als Gertraud dieselbe öffnete. Ein melancholisches Getön brachte der sich leicht erhebende Wind hervor, wenn sein Hauch die Namentäfelchen an den Grabkreuzen hin und her bewegte und die hohen Nadelbäume berührte, welche bei der Kreuz-Kapelle in Mitte des Kirchhofes ihre Wipfel zum Himmelsblau emporstreckten.

Mit thränenden Augen kniete Gertraud beim Grabhügel ihres Aehnls nieder, legte den Strauß darauf und sprach ein andächtiges Vater-Unser.

Dann setzte sie sich auf ein Holzbänklein beim Grabhügel, um ein wenig auszuruhen; aber die Müdigkeit übermannte sie, ein wohlthätiger Schlummer umfing sie alsbald, und ein süßes Traumbild umgaukelte die kleine Schläferin. Ihr war's, als ob ihr verklärter Aehnl sich über sie beuge, mit segnender Hand ihre Stirne berühre und als ob er spräche: „Fasse Muth, Gottes Hülfe ist Euch nah."—

Sie mochte lange geschlafen haben, denn als sie erwachte, umfächelte sie wohlthuende Abendkühle.

Nun machte sich Gertraud eilig auf den Weg. Jetzt ging es rasch vorwärts. Die gestärkten Glieder thaten gute Dienste. Bald erblickte sie die Thürme der Kirche von Wittingau.

Jetzt wurden die Umrisse des Schlosses sichtbar, jetzt sah sie Haus um Haus aus dem leichten Abendnebel auftauchen und nun stand sie beim Eingange des Ortes, welcher heute so schmuck aussah, als wäre Kirmeß. Da gab es an jedem Hause Blumengewinde und frisches Reisig, und an der Straße standen Holzbuden mit Met und Lebkuchen.

Aber Gertraud nahm sich nicht Zeit alles dies zu bewundern. Sie schritt rasch zum Schlosse hin, um die Gärtnersfrau aufzusuchen.

Gleich beim Eingange stand ein Livreediener, welcher Gertraud, als sie den Namen ihrer anverwandten nann-

te, einließ und ihr den Weg zu der Gärtnerwohnung erklärte.

Gertraud vermochte jedoch nicht, sich in den weitverschlungenen Gängen, welche dahin führten, zurecht zu finden, und getraute sich nicht, einen der eilig an ihr vorbeigehenden Lakeien nach dem richtigen Weg zu fragen.

Plötzlich sah sich das arme Mädchen in den ihr unbekannten Gängen gänzlich vereinsamt; sie begegnete Niemand, den sie hätte um Rath fragen können, wohin sie sich wenden solle, um zu ihrer Anverwandten zu gelangen.

Ein erklärliches Bangen ergriff das Herz der Kleinen, als sie über Stiegen und Gänge trippelte, und sich immer mehr in dem Schlosse verirrte, während sich draußen die ersten Schatten der Nacht über die Gegend breiteten.

Das Mädchen faltete die Hände und blickte zum gestirnten Himmel empor. „Lieber Gott," betete sie, „sende mir einen Engel, daß er mir den Weg zeige zu unserem Heile! Ach, mache unserer bitteren Noth ein Ende!"

Da war es der Kleinen, als vernähme sie in ihrer unmittelbaren Nähe das Rauschen eines seidenen Kleides. Sie blickte um sich.

Durch ein hohes Bogenfenster bei der Steintreppe, wo sie stand, glitt ein sanfter Mondenstrahl herein und beschien eine Mauernische, in deren Hintergrunde eine dunkle Eisenthüre angebracht war, aus welcher eine hohe Frauengestalt in weißem faltigen Gewande trat.

Gertraud starrte die stattliche weiße Dame mit hochklopfendem Herzen sprachlos an. Sie erinnerte sich plötzlich der Sage von „der weißen Frau von Neuhaus," welche in den Säulengängen der fürstlich Schwarzenberg'schen Schlösser „Neuhaus," „Wittingau" und „Krumau" im Böhmerlande von Zeit zu Zeit sichtbar war, und der Sage nach dem fürstlichen Hause Gutes oder Schlimmes kündete.

Es ist dies die oft genannte Bertha oder Prichta von Rosenberg, welche als die Schwester Wilhelm's von Rosenberg und Gemahlin des Herrn von Lichtenstein zu Nikolsburg, als jene Dame bekannt ist, die unter dem Namen „der weißen Frau," wie oben erwähnt, mit einem weißen Kleide und schwarzem Gürtel angethan, spuke. Viele Sagen kreisten in den genannten Schlössern, und in Böhmen überhaupt von dieser nächtlichen Wanderin, welche namentlich in dem Gange des Schlosses Wittingau (Taebon) mit ihrem Schlüsselbunde beim Mondscheine erschien, so oft das Geschlecht der Rosenberge oder ihrer Nachkommen der Eggenberge, und nunmehr der Schwarzenberge ein Todesfall in der Familie treffen sollte. Insbesondere liegt von ihr im Archive des Schlosses zu Wittingau noch ein eigenhändiger Brief, mit welchem sie ihrem Bruder ein Faschingsgeschenk zusandte, und in dem sie unterschrieben ist: „Pericht von Rosenberg, Herrn Hansen von Lichtenstain Gemahl." Einzelne Bildnisse derselben sind noch in den genannten Schlössern aufbewahrt, namentlich in Neuhaus, wo Prichta von Rosenberg vorzugsweise die Zeit nach ihrer Trennung von ihrem Gatten zubrachte, auch den Neubau des Schlosses leitete, und wie die Chronik des Hauses Rosenberg erzählt, mit ihrem Schlüsselbund am Gürtel herumgehend, den Bauleuten den sogenannten „süßen Koch" (eine süße Mehlspeise) zur Belohnung nach gethaner Arbeit reichen ließ.

Gertraud's helle, blaue Augen ruhten unverwandt auf dem ernsten, schönen Antlitze der weißen Dame, deren reiches, dunkelblondes Haar vom Mondlicht sanft bestrahlt war, und während ihr Herz ängstlich klopfte, flüsterten ihre Lippen: „Gott im Himmel — das ist die weiße Frau!..."

Die stattliche Dame hatte die Kleine bereits gewahrt, und auch ihre Worte vernommen. Ein sanftes Lächeln glitt jetzt über ihre Züge; durchaus nicht gespenstig, sondern mit sichtlicher Freundlichkeit trat sie auf Gertraud zu und fragte sie, was diese hier suche.

Die Kleine, deren Herz wohl laut hämmerte, schlug die Augen zu der hohen Gestalt empor und bat: „O — zeigt mir den Ausgang aus diesen Gängen, in denen ich mich verirrt habe, damit ich meine Anverwandte, die Gärtnersfrau Regine, aufsuchen kann, und thut mir nichts zu leide."

„Ich will dir gewiß nichts zu leide thun, liebes Kind," entgegnete die Hohe mit melodischer Stimme; „aber sprich, wer bist du, und wie kommst du hierher?"

„Ich bin die Tochter einer armen Wittwe," antwortete Gertraud, deren Beklommenheit allmälig wich, „und bin nach Wittingau gekommen, um von unsern Anverwandten Hülfe in unserer Noth zu erbitten."

Statt an der Kleinen wie ein Luftgebilde vorüberzuschweben, oder ihr wie ein böser Geist Uebels zu thun, blieb die weiße Dame recht freundlich bei derselben stehen, und Gertraud mußte ihre ganze Nothlage schildern, wobei sie auch ihre Erlebnisse im Thalerhofe erwähnte, ohne jedoch die Mosleitnerin gerade anklagen zu wollen.

Demungeachtet durchschaute die weiße Dame sogleich die ganze Sachlage, und sichtliches Mitleid für das Schicksal der armen Kleinen drückte sich in ihren edlen Zügen aus. „Es wundert mich nur," sprach sie nach kurzem Sinnen, „daß dein Großvater, der, wie du erzählst, deine Mutter so lieb gehabt haben soll, derselben gar nichts hinterließ."

„Ach ja," seufzte Gertraud, „die Leute in der Gegend sagen dasselbe, und nur die Thalerhofbäuerin redet nicht gern davon."

Die hohe Dame sann wieder ein Weilchen nach, dann legte sie ihre weiße Hand auf das blonde Haupt der Kleinen, und tröstete sie: „Geh' mit Gott, auf den du, wie ich vorhin erlauschte, ja so kindlich vertraust; er wird dich sicher nicht verlassen."

Hierauf drückte sie dem überraschten Mädchen ein paar Goldstücke in die Hand und verschwand in der Nische zwischen der Eisenthüre, welche ins Schloß fiel.

Gertraud wußte wahrlich nicht, wie ihr geschehen, und

konnte sich bis in ihr späteres Alter nicht erklären, wie sie in jener Stunde, nach dem Verschwinden der weißen Frau, plötzlich den Ausgang aus den labyrinthartigen Gängen des Schlosses gefunden habe. Alles kam ihr wie ein schöner Traum vor und erst, als sie der Gärtnersfrau Regine, die sie recht freundlich aufnahm, gegenüberstand, erkannte sie, daß sie wache und säumte nun nicht ihr zu erzählen, daß sie der „weißen Frau" begegnet sei, welcher sie ihre Noth geklagt, worauf sie von derselben ein paar Goldstücke erhalten habe mit dem Versprechen, daß noch weiter für sie gesorgt werden würde.

Frau Regine schüttelte bei dieser Erzählung verwundert das Haupt; sie wußte nicht, sollte sie an einen Geisterspuk glauben oder nicht. Wer aber könnte die sanfte Trösterin gewesen sein? Sie erwartete mit Ungeduld die Heimkehr ihres Gatten, um ihn zu Rathe zu ziehen, und bot indeß der vom weiten Gange erschöpften Gertraud ein stärkendes Abendbrod dar. Dann richtete sie der Kleinen ein Nachtlager in ihrer Kammer zurecht, mit dem Versprechen, sie am anderen Morgen ein Stück Weges zu begleiten und ihr, was in ihren Kräften stehe, für die kranke Mutter daheim an Eßwaaren und an barem Gelde mitzugeben.

Gertraud athmete freudig auf. Nun war auf einmal ihrer großen Noth ein Ziel gesetzt. Das reiche Geschenk der „weißen Frau" und die in Aussicht gestellte Unterstützung der Gärtnersfrau sicherten Gertraud und ihrer Mutter eine sorgenlose Zukunft und bei diesem tröstenden Gedanken schlummerte die Kleine süß ein.

Frau Regine und ihr Gatte, der wackere Gärtner Bohuslaw, blieben an jenem Abende noch lange wach und sprachen von der Erscheinung, die Gertraud begegnet war, und während Frau Regine es sich nicht ausreden lassen wollte, daß es die weiße Frau von Neuhaus war, meinte lächelnd ihr Gatte, es werde sich am nächsten Morgen gewiß aufklären, wer dem armen Kinde die sanften Trostworte und die reiche Gabe gespendet habe.

3.

Ein leuchtender Morgen war es, der dieser stillen Sternennacht folgte. Der Himmel wölbte sich wie eine blaue Riesenglocke über dem blühenden Lande und die Vögel sangen im tausendstimmigen Chor dem Schöpfer ein Preislied.

Noch nie war dem Mädchen die Erde so schön, der Vogelsang so lieblich erschienen, als an diesem Morgen.

Mit leichtem Herzen erhob sich Gertraud von ihrem Lager und blickte überrascht empor, als ihr Frau Regine das Linnenkleid, welches dieselbe über Nacht geplättet hatte, anlegte, ihr ein seidenes Halstuch um die Schultern band, ihr dann ein Veilchenkränzchen auf die blonden Locken und einen Strauß Gartenblumen in die Hand drückte.

„Komm Kind," sprach sie jetzt, „du mußt auch dabei sein, wenn die andern Mädchen deines Alters unserer geliebten Landesmutter, welche diese Nacht hier im Schlosse zugebracht hat, den Weg mit Blumen bestreuen."

Gertraud machte ein verwundertes Gesicht. Sie erinnerte sich jetzt allerdings, das Schloß am Vorabende mit Reisig und Blumen geziert gesehen zu haben; sie war aber in jenen Stunden, wie erzählt wurde, zu erschöpft und ihr Herz war zu betrübt gewesen, um dieser Pracht nähere Beachtung zu schenken.

In der nächsten Minute erscholl Trompetengeschmetter und Glockengeläute. Eine mächtige Bewegung gab sich im Schlosse kund, und als Frau Regine und Gertraud in den Vorhof traten, erblickten sie hier ein Gewimmel von weißgekleideten Mädchen mit Blumen in den Händen, und von Leuten, welche erwartungsvoll nach der teppichbelegten Treppe schauten, die vom Portale des Schlosses in den Hofraum führte.

Auch Gertraud blickte hinüber. Aber was überkam sie plötzlich? Hohe Röthe mit leichter Blässe wechselte auf ihrem Antlitze; die Blicke ihrer blauen Augen ruhten in höchster Ueberraschung auf einer hohen edlen Frauengestalt, welche an der Seite eines stattlichen Mannes, dessen Haar jedoch bereits stark gebleicht war, umgeben von vornehmen Herren und Damen, mit sanftem Lächeln die teppichbelegte Treppe abwärts schritt und die ehrerbietigen Grüße der im Hofraume Versammelten freundlich erwiderte.

„Du lieber Gott!" stammelte Gertraud, „das ist die weiße Frau, die mir gestern Abend im Schloßgange tröstend entgegen getreten ist."

Frau Regine blickte die Kleine sprachlos an; aber der gütige Blick, den die Hohe jetzt im Vorüberschreiten auf der lieben Gertraud ruhen ließ, überzeugte die Gärtnersfrau, daß diese in der That die stattliche Dame nicht zum erstenmale sehe.

„Die weiße Frau—" wiederholte sie endlich, „was sagst du da? Das ist ja unsere geliebte Landesmutter, Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste von Oesterreich."

Gertraud stand stumm vor Ueberraschung. Sie blickte ihre Anverwandte staunend an, dann richtete sie ihr Augenpaar wieder auf die schöne Dame im hellen Seidenkleide, deren Blicke ihr kündeten, daß sie von derselben auch ferner noch Gutes empfangen werde.

Und so kam es auch.

Obgleich die schöne Dame—in der That Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste (Tochter König Maximilian Josefs und Schwester König Ludwig I. von Bayern), jetzt an der Seite ihres Gemahls, des Kaisers Franz von Oesterreich, weiter schritt und Wittingau verließ, um ihre Reise durch Böhmen fortzusetzen, so ließ sie doch später um die Verhältnisse der Mutter Gertrauds und ihrer hartherzigen Stiefschwester Erkundigungen einziehen und es wurde in Erfahrung gebracht, daß die Mosleitnerin ein Testament des alten Birkenhofbauers Andreas Waller unterschlagen habe, in welchem seiner Tochter zweiter Ehe ein bedeutendes Legat vermacht worden war.

Selbstverständlich drohte der Mosleitnerin eine strenge Strafe für dieses Vergehen und nur der angelegentlichen Fürbitte ihrer edeldenkenden Stiefschwester hatte sie es zu danken, daß sie derselben entging.

Die Friedbergerin und ihre kleine Tochter aber wurden von der Kaiserin noch ferner beschenkt und lebten fortan in glücklichen Verhältnissen, in denen sie nicht vergaßen, täglich Gottes Segen auf die edle, gütige „weiße Frau" herabzuflehen.

Rev. Johannes Breidenstein.

Von C. Hammer.

Dieser theure Gottesmann wurde geboren den 28. Februar 1795 in Lancaster Co., Pa. Da er etwa 13. Jahre alt war, nemlich im Jahr 1808, kam sein Vater, Philipp Breidenstein, zur Bekehrung, und wurde ein rechter Pfeiler in der Evangelischen Gemeinschaft, der er etwa 25 Jahre lang, bis zu seinem Ende, als nützlicher Lokal-Prediger diente. Ich kann nicht umhin, hier eine Begebenheit *) zu erwähnen, die die Ursache war, zu Vater Ph. Breidenstein's Bekehrung. Im Monat August 1808 hatte Br. Joh. Dreisbach eine Bestellung in Jonestown, Pa., allwo die Verfolgung schrecklich wüthete. Während Br. D. am Predigen war, drang der gottlose Pöbel ins Haus unter den abscheulichsten Schmähungen und Lästerungen, so daß die Predigt unterbrochen wurde. Br. D. nahm das Licht, und wollte Ordnung herstellen; er wurde aber sogleich ergriffen von der gottlosen Horde, und der Thür zugeschleppt und mißhandelt; auch wurden die Lichter ausgelöscht. Nun riefen sie Denen zu, die sich vor der Thür befanden: „Buben, macht auf, wir haben ihn!" Die vor der Thür waren, schrien: „Schlaget drauf, schlaget den Pfaff todt!" D. entging auf eine geheimnißvolle Weise ihren Klauen. Sie tappten nach ihm, aber anstatt ihn, erwischten sie sich unter einander selbst, und theilten einander tüchtige Schläge aus, Jeder in der Meinung, er treffe den „Pfaff."

Die Anführer, sieben an der Zahl, wurden am folgenden Tag angeklagt und hernach dem County-Gericht überantwortet, und natürlich schuldig gefunden.

Vater Breidenstein war einer der zwölf Geschworenen (Jury), und während des Prozesses wurde er überzeugt, daß diese verachteten Leute Christen und Gottes Kinder sind, was er nachher öfters bekannte, und war also dies die Ursache, daß er sich bald hernach zu Gott bekehrte. Gott hat also die Sache so gelenkt, daß unbeschreiblicher Nutzen aus jener Verfolgung entstanden ist.

In wenigen Jahren nach der Bekehrung des Vaters suchte und fand auch Johannes Heil und Vergebung seiner Sünden, durch den Glauben an Christum, da er noch gleichsam in der Blüthe seiner Jahre sich befand. Er schloß sich auch sogleich der Evang. Gemeinschaft an, in welcher er schon als Jüngling, trotz aller Verfolgung, Schmach und Verachtung ein musterhaftes Leben führte, und durch seinen Fleiß und Treue, im gehörigen Gebrauch der Gnadenmittel, tief in Gott gegründet wurde. Wäre seine Bekehrung und sein Christenlauf oberflächlich gewesen, wie es so häufig der Fall ist zu dieser Zeit, so hätte er nicht durchmachen können, was er in späteren Jahren durchzumachen hatte. Auch hätte es nicht einen so hell leuchtenden Stern aus ihm gegeben in der Kirche, wie es sich später bewährte. Es war die Gnade Gottes, die ihn zu einem so auserwählten Rüstzeug machte.

Im Jahr 1818, da er etwa 23 Jahre alt war, wohnte er der Conferenz bei, welche zu Neu-Berlin, Pa., gehalten wurde, und die elfte Conferenz war. An derselben wurde er als Prediger auf Probe aufgenommen. Sein erstes Arbeitsfeld war York Bezirk, mit Joh. Kleinfelter als Collegen. Er bereiste nachher die Bezirke Union, Lancaster, Ohio, Lancaster, Pa., Schuylkill, und Union und Center; die zwei Letzteren bildeten dieses Jahr einen Bezirk, und waren mit drei Predigern besetzt. Dies geschah wahrscheinlich aus Mangel an Predigern.

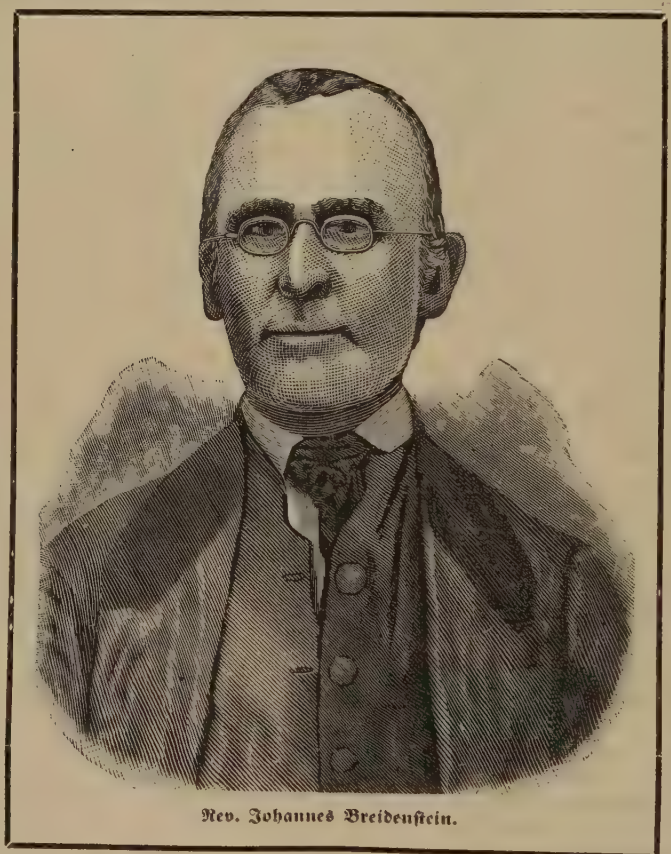
Im Jahr 1824, nachdem er sechs Jahre mit sehr herrlichem Erfolg gedient hatte, war er, wie es scheint, genöthigt, sich wegen Leibesschwachheit seßhaft zu machen. Nach diesem ist er nie wieder in das Reiseministerium getreten, diente jedoch als ein sehr nützlicher Lokalprediger während seiner übrigen Lebensjahre. Br. Breidenstein war in Wahrheit ein gesalbter des Herrn, und ein wundervoller Prediger. Er wurde in seinen besten Tagen von wenig Predigern übertroffen, und es ist fraglich, ob einer zu finden war, der überhaupt einen solchen Zutritt zum Volk hatte, wie er. Ich hörte ihn öfter predigen, da er noch im activen Dienste stand und den Schuylkill Bezirk bereiste. Ich war zwar damals nur ein Knabe von 13 Jahren, aber mir ist's, als sähe ich ihn immer noch dort zu Orwigsburg im Schulhaus, und zuweilen im Courthaus stehen und predigen zu den gedrängten Versammlungen, daß Alle mit Erstaunen zuhörten und bekannten, daß sie deßgleichen nie gehört hätten. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß das Volk von Orwigsburg und der umliegenden Gegend in gewissen Beziehungen mehr aufgeklärt war, als dies der Fall war in manchen anderen Städten Pennsylvaniens, aber in geistlicher Beziehung waren sie unwissend; Erfahrungs-Christenthum war ihnen fremd, obwohl sie alle Kirchenglieder waren, mit weniger Ausnahme. Br. B.'s Predigten machten solche gewaltige Eindrücke auf sie, daß Manche zitterten und fast von ihren Sitzen aufgehoben wurden, und Hunderte von der Nothwendigkeit der Bekehrung überzeugt wurden. In seiner ersten Predigt im Schulhaus war die wahre Frömmigkeit der Gegenstand seiner Betrachtung, welche er auch zu schildern wußte. Es war auch ein Gegenstand, der sehr passend war für die Zuhörer. Er sagte mir nachher, daß er am Tage zuvor darüber nachgedacht habe, was er predigen solle an einem so wichtigen Ort; endlich sei er von seinem

*) Die obige Begebenheit ist umständlicher beschrieben in der Geschichte der Evang. Gemeinschaft, Seite 53–55.

Pferd gestiegen, habe seine Bibel aus der Satteltasche genommen und angefangen, betend zu suchen, wahrscheinlich auf seinen Knien, bis der besagte Gegenstand ihm lebhaft auf das Gemüth geprägt wurde. Dies war nicht selten der Fall, daß unsere alten Prediger kniend und betend mit der Bibel in der Hand ihre Texte wählten. Ein guter Gebrauch! Sollte auch jetzt noch so sein. Da beide, lutherische und reformite Prediger lehrten, man könne Gottes Gebote nicht halten in diesem Leben, noch von Sünden frei werden, man müsse täglich Buße thun 2c., und das Volk solcher verkehrten Lehre Beifall gab, so klärte Breidenstein auch diese Gegenstände auf. Nicht lange nach der ersten Predigt, predigte er im Courthaus zu einer zahlreichen Versammlung und in Gegenwart des ref. Pfarrers. Er stand furchtlos auf und nahm zu seinem Gegenstand die Gebote Gottes, die Möglichkeit, dieselben zu halten 2c. Er erläuterte den Gegenstand so, daß das arme Volk überwiesen wurde, und der arme Pfarrer, der neben ihm auf der Bühne saß, kaum wußte, wo ihm der Kopf stand. Br. Breidenstein war nur ein Jahr auf diesem (Schuylkill) Bezirk. Er hat aber in demselben den Weg gebahnt zu einer der größten und ausgedehntesten Religions-Auflebungen, die je in der Evang. Gemeinschaft stattfand. Im folgenden Jahr, nemlich in 1823, brach das Werk aus unter der Wirksamkeit von Br. J. Seybert, mithin auch der Widerstand und die Verfolgung. Br. B. hat gesäet, und Br. S. geerntet. Ich will es auch hier freimüthig bekennen, daß Br. B. der erste Prediger war, dessen Predigten bleibende Eindrücke auf mein junges, zartes Gemüth machten, und ich danke Gott, daß ich das Vorrecht hatte, als Knabe unter seinen kräftigen Predigten zu sitzen.

Ich hörte ihn oft nachher predigen, und auch in den ersten Jahren, nachdem er sich seßhaft gemacht hatte, und ich wünsche, ich könnte seine Predigtweise schildern, so wie sie war; dies ist mir aber nicht möglich. Er predigte jedoch nicht mit hohen Worten menschlicher Weisheit, sondern in der Beweisung des Geistes und der Kraft. Sein Predigen überhaupt war einfach, aber zum Zweck, gesalbt und durchdringend, mithin sehr anziehend, so daß öfter die gleichgültigsten Zuhörer gefesselt wurden und ihm ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Sein Anstand auf der Kanzel war sehr angenehm, seine Stimme ausnehmend melodisch und klar; zuweilen war ihm die Heilige Schrift sehr offen, daß er dieselbe auf eine meisterhafte Weise erklären konnte. Zu solchen Zeiten, wenn er im vollen Sieg stand im Predigen, schien die Klarheit des Herrn sich in ihm zu spiegeln, und Gottes Herrlichkeit aus seinem Angesicht zu leuchten. Es läßt sich denken, daß es da nicht still herging unter Gottes Kindern; es war nicht möglich; alles wurde mit fortgerissen; unter Gottes Kindern fand Jauchzen und Jubiliren statt, während Sünder zusammenbrachen unter der mächtigen Kraft Gottes. Der Leser mag denken, das sei übertrieben. Ich getraue mir jedoch zu sagen, solche alte Brüder und Schwestern, die noch leben und Breidenstein in seinen besten Tagen predigen hörten, werden das Gesagte bestätigen; die Eindrücke, die durch sein siegreiches Predigen auf ihre Gemüther gemacht wurden, sind noch nicht verschwunden. Bei all diesem war er sehr demüthig und achtete Andere höher, als sich selbst.



Rev. Johannes Breidenstein.

Vor etwa 55 Jahren hörte ich ihn predigen bei einer Wachnacht über die große Seligkeit, nach Ebräer 2, 3. Das war eine merkwürdige Predigt, welche mir immer noch in meinem Gemüthe schwebt. O, mit welcher Ge

wandtheit hat er damals die Größe dieser Seligkeit in ihrem Umfang und in ihrer Ausdehnung geschildert. Er betrachtete dieselbe in ihren verschiedenen Stufen vom Anfang des Christenlaufes bis zur Auferstehung, nemlich der Erlösung des Leibes aus der Verwesung, und dann die ewige Seligkeit im Himmel. Die Predigt war ein seltener Genuß für die Christen. Der Redner stand im vollen Sieg; die Worte flossen, als ob sie von einer Engelszunge kämen, und manche der Zuhörer waren so freudig, daß sie kaum wußten, ob sie im Leibe, oder außer dem Leibe seien. Es war in Wahrheit eine Zeit des Menschen Sohnes.

Br. Breidenstein hatte eine Gewohnheit im Predigen, wenigstens in früherer Zeit, die keinem Andern paßte, noch anständig war, als nur ihm selbst. Sobald er recht in Geisteskraft kam, so gebrauchte er nur die rechte Hand, und die andere hielt er am linken Ohr. Sobald die Hand nach dem Ohr ging, wußte man schon, was kam. Ich kannte Prediger, die ihm suchten, hierin nachzumachen, aber sie machten einen Fehlschlag. Es war auch vergeblich für Jemand, ihm sonst in seiner Predigtweise nachzumachen. Breidenstein's Predigten waren eigenthümlich, und so sollte es mit jedem Prediger sein. Sobald ein Prediger eines andern Eigenthümlichkeiten annehmen will, so ist es gefehlt.

Breidenstein hat sich auch in früheren Jahren sehr ausgezeichnet durch seine Gabe im Singen, wozu seine angenehme und hellklingende Stimme recht geeignet war. Er machte von dieser Gabe auch guten Gebrauch. Ich war zugegen an Lagerversammlungen ꝛc., wo er während der Uebung den Gesang führte und unter hunderten Stimmen die seinige hervorklang. Sein Gesang war fast so anziehend und kräftig wie seine Predigten. Er konnte auch zuweilen mit großer Ausdauer Stunden lang anhalten, ohne daß die Uebung ihm nachtheilig gewesen wäre.

Als seßhafter Prediger war er auch ein rechtes Muster, nicht nur durch seine Herzensfrömmigkeit, sondern auch durch seinen Fleiß und seine Treue. Er predigte oft, und war immer willig den Brüdern zu Hülfe zu kommen. Er hatte auch großen Eingang in der Gegend, wo er wohnte; fast alle Kirchen waren offen für ihn. Er wurde besonders viel gefordert, Leichenpredigten zu halten. Es ist zweifelhaft, ob je ein seßhafter Prediger unserer Gemeinschaft so viele Leichenpredigten außer der Gemeinschaft gehalten hat, wie er. Viele haben ihn vor ihren eigenen Predigern vorgezogen. Er und Pfarrer L., ein sehr berühmter Reform. Prediger, sollten einmal beide das Wort führen bei einer Leichenfeier. Pfarrer L. stand hoch unter dem Volk, seine großen Gemeinden waren ihm sehr zugethan, und Viele meinten, er könnte fast nicht übertroffen werden im Predigen. Bei der besagten Gelegenheit predigte Br. Breidenstein zuerst und ihm folgte der besagte Prediger. Breidenstein predigte mit großem Beifall, auf seine gewöhnliche Weise; Pfarrer L. konnte ihm aber bei Weitem nicht das Gleichgewicht halten, so daß der große Unterschied zwischen beiden wahrgenommen wurde unter der Menge der Zuhörer. Auf dem Wege nach dem Begräbnißplatz ritten beide Prediger neben einander zu Pferd, während einige der Leute vor ihnen hergingen und andere nachfolgten. Diejenigen vor ihnen, redeten von den zwei Predigten, ohne daß sie die Prediger, die ihnen so nahe waren, beobachteten. Einer sagte mit lauter Stimme: „Heut' hot awer der Bredensteh den L. wieder amol gebotte." Pfarrer L. blickte auf Br. B. und lächelte; letzterer aber erröthete und wußte fast nicht, was zu sagen. Er war einer von denen, der die Ehre von Menschen nicht suchte, noch sich daran kehrte und Lobreden von Menschen konnten ihn nicht erhöhen. Die Ehre Gottes war sein Zweck und Ziel.

Dieser theure Gottesmann hatte schwere Prüfungen zu bestehen, und die fingen schon in wenig Jahren an, nachdem er sich seßhaft gemacht hatte. Er ist in Wahrheit durch den Tiegel des Elends geführt worden, hat aber die Feuerprobe bestanden und ist glücklich ohne Schaden aus dem Ofen des Elends herausgekommen, und zwar durch Den, der verheißen hat, die Seinen nie zu verlassen, noch zu versäumen. Er hatte auch später viel Leiden in seiner Familie, und er selbst hatte viel Trübsal zu erdulden; etwa 12 Jahren vor seinem Ende wurde er blind, und in den letzten zwei Jahren war er ganz hülflos, so daß er wie ein Kind umher geführt werden mußte. Dies machte seinen Lebensabend düster und unangenehm, wie sich's leicht denken läßt. Er ließ aber seine Hoffnung und Vertrauen nie fahren, sondern er hielt sich fest an Gott unter allen Leiden und Trübsalen, bis er endlich durch des Lammes Blut überwunden und von seinem Leiden erlöst wurde.

Den 22. März, 1831, verehelichte er sich mit Schwester Elisabeth Miller. Diese Ehe war gesegnet mit vier Kindern, einem Sohn und drei Töchtern.

Br. Breidenstein starb plötzlich an seinem Wohnort, unweit Libanon, Pa., den 24. October, 1878, im Alter von 83 J., 7 M. und 27 T.

Groß wird die Zahl derer sein, die durch ihn zur Gerechtigkeit geführt wurden, und er wird „leuchten wie des Himmels Glanz immer und ewiglich."

Beispiel des Gehorsams.

Der Capitän eines Kriegsschiffes stellte seinen Sohn auf einen Posten, kurz vor der Schlacht, und sagte: „Cassabianco, hier bleibst du, bis ich dich ablöse."

Kurze Zeit nachher fiel der Capitän von einer Kugel durchbohrt, ohne daß es der dreizehnjährige Sohn wußte. Das Schiff fing Feuer, und die Matrosen verließen dasselbe. Jetzt rief der Sohn mit Thränen: „Vater, darf ich gehen?" Aber es kam keine Antwort. Dort stand der Sohn allein auf seinem Posten, bis die Flammen ihn erreichten, und er starb, gehorsam bis zum Tode. Gehorsam ist besser, als Opfer, spricht der Herr.

Perlen.

Setze deinem Eifer weise Grenzen.

Kurze Rechnung macht lange Freunde.

Es wird spät, ehe der Muthige verzweifelt.

Einsamkeit ist oft die beste Gesellschafterin.

Furchtsamkeit wird oft für Weisheit angesehen.

Wer spät aufsteht muß den Rest des Tages eilen.

Keine Freude ist so groß, daß sie nicht ein Ende hat.

Sünde und Schmerz sind unzertrennliche Gesellschafter.

Stolz in Schönheit ist wie ein Flecken in einem Diamant.

Rede nie als Wahrheit das, wofür du nicht bürgen kannst.

Es sollte Niemand reich sein, als Solche, die Reichthum richtig zu gebrauchen wissen.

Laß deinen Zorn mit der Sonne untergehen, aber nicht mit ihr aufgehen.

Wenn Wolken aufsteigen, zieht der Weise seinen Mantel an.

Jedermann klagt über schwaches Gedächtniß, aber Niemand über schwache Beurtheilungskraft.

In Gewissenssachen sind die ersten Gedanken die besten; bei der Vorsicht gerade das Gegentheil.

Wir bedürfen der Freundschaft eines Mannes in schwerer Prüfung, einer Frau, im täglichen Leben.

Es gibt immer Leute, welche bereit sind dich auszupumpen, sobald du ihnen Gelegenheit gibst.

Trübsal ist die Prüfung der Grundsätze, ohne sie weiß ein Mann kaum, ob er ehrlich ist oder nicht.

Wenn du weißt, daß in einer Straße ein wüthender Hund tobt, wähle du lieber die nächste Straße.

Nicht unsere Liebe zu Gott bewegt Ihn uns zu lieben, sondern unser Elend und Hülflosigkeit und Bedürftigkeit.

Der größte Freund der Wahrheit ist die Zeit; ihr größter Feind ist Vorurtheil, und ihre beständige Begleiterin ist die Demuth.

Der Sonntagschullehrer.

Wie lehrst du?

Obzwar nicht zu verkennen ist, daß es von großer Wichtigkeit ist, *was* ein Lehrer in der S. Schule seinen Schülern vorträgt, so ist es dennoch deutlich, daß die Art und Weise, *wie* er den Unterricht gibt, oft viel größeren Einfluß ausübt als der Inhalt der Lection. Auf den ersten Blick mag dieses unglaublich scheinen, aber ein genaueres Beobachten macht es Jedem klar:

Als König Saul von einem bösen Geist geplagt wurde, holte man den Sänger David, damit dieser vor dem König spielte, und der Einfluß der Musik besänftigte das Gemüth des verwirrten Monarchen. Als nun David so vor dem König stand, machte es denn da keinen Unterschied, wie er spielte? Oder, hatte nicht gerade die sanfte Berührung der Saiten, den süßen, melodischen Ton zur Folge? War es nicht *die Kunst* des Spiels, welche den wirren Geist bezauberte, wenn nicht, warum hat man denn überhaupt einen Mann gesucht, „der auf der Harfe *wohl* spielen konnte?" Und hat nicht Saul selbst nach einem Mann verlangt, „der es auf der Harfe *wohl* kann?" Wer die Gewalt des bösen Geistes dämpfen soll, muß ein *guter* Spieler sein.

So muß ein Lehrer, welcher erfolgreich sein will, nicht blos die Lehre genau und richtig vorzutragen wissen, er muß auch in allen seinen Geberden zeigen, daß sein Geist, sein ganzes Wesen in seiner Arbeit aufgenommen ist; denn wer nicht in Liebe brennt in seinem Unternehmen, wird nie Andere entzünden. Dieses wird aber gerade in der Musik am meisten sichtbar, denn ein echter Spieler bringt, bildlich geredet, Geist und Gefühl in einen Violinenkasten hinein.

Einfluß hat mehr Kraft als Unterricht! Man kann einen Schüler unterrichten, bis er die ganze Bibel an den Fingern abzählen kann, und dabei bleibt er kalt und gleichgültig; hingegen ein Anderer wird nie so vollkommen im Lernen, aber der Einfluß des Lehrers ist derart daß der Schüler wie Wachs zerschmilzt und sich von seinem Lehrer in beliebige Formen biegen läßt. Als Knabe ging ich zur Sonntagschule, aber ich bekenne es heute noch frei und offen, daß ich mehr beeinflußt als unterrichtet wurde. Ich wußte die Regeln des Unterrichtes

und den Inhalt der Lection besser als mein Lehrer, aber er hatte einen geheimen Zug, einen unsichtbaren Einfluß, eine Macht, welche mich fesselten und anzogen. Er war voll vom Eifer und von Liebe für seinen Heiland, und diese sind unwiderstehlich.

Hier ist also der Unterschied: ein Lehrer hat ein sehr ernstes Bestreben zu unterrichten, er thut sein Bestes, den Schülern richtige Begriffe beizubringen, aber weiter bekümmert er sich nicht viel. Ein anderer Lehrer hat weniger Kenntnisse und weniger Takt, er ist an das Fragblatt gefesselt, aber er hat Liebe und Eifer für Seelen; seine Schüler bringen es nie so weit, als die des andern im Unterricht, aber alle werden zu Gott bekehrt, denn der persönliche Einfluß des Lehrers reicht weiter, als sein Unterricht. Bedenke daher; „ein gutes Wort findet einen guten Ort."

Um Jesu willen.

Harden Hermon Singh, ein fürstlicher Erbe und Prinz eines berühmten Fürsten im nördlichen Indien, wurde durch die Arbeit der Presbyterianer-Missionare zu Gott bekehrt. Nach dem Gesetze verliert er alle seine Habe und auch den Anspruch auf Erbe und Thronfolge. Er hat alles mit Freuden hingelegt und hält sich zu den Gläubigen. Eine Tante offerirte ihm 50,000 Rupee, wenn er die Christen verlasse, aber er antwortete: „Meine Seele ist nicht für Geld feil." Dieser Prinz ehlichte nun die Tochter eines eingeborenen Missionars und wird als Missionar unter dem Volk thätig sein, welches ihn noch vor Kurzem als seinen Fürsten anerkannte.

Ein vorbereiteter Lehrer.

Ein sehr erfolgreicher Sonntagschullehrer wurde ersucht seine Methode in der Vorbereitung für den Unterricht zur Veröffentlichung, zum Nutzen anderer Lehrer, niederzuschreiben; hier ist nun das Resultat:

1. Ich lese die ganze Lection nachdenkend durch; wenn nöthig, thue ich das mehreremal, damit ich den vollen Sinn und die ganze Tragweite erfasse.

2. Lese ich das ganze Capitel, welchem der Text entnommen ist, und Theile, mit denen derselbe in genauer Verbindung steht; dieses gibt mir die Geschichte ungetrennt, und ich kann die einzelnen Stellen leichter verstehen, denn alle Erklärungen müssen doch im Zusammenhang mit dem Ganzen gemacht werden.

3. Lese ich alle Perallelstellen (gleich- oder ähnlichlautente Stellen) und zwar sehr genau, mit Vergleichung unterschiedlicher Uebersetzungen.

Nachdem ich mich also in der Lection so orientirt habe, dann nehme ich Bleistiftnotizen, wie folgt:

1. Hauptgedanke der Lection; 2. Personen, welche darin vorkommen, was weiß ich von denselben? 3. Benannte Oerter, was weiß ich darüber? 4. Begebenheiten, geschichtliche, wichtige, natürliche, übernatürliche; 5. Illustrationen: kenne ich welche, die mir dienlich sein möchten?

4. Betend bedenke ich dann die Anwendung dieser Lection auf mich selbst und dann auf meine Schüler, als Classe und im Einzelnen. So bin ich bereit vor meine Classe zu treten und dieselbe im Namen Gottes zu unterrichten. Andere Lehrer mögen andere Methoden haben; diese hat sich bei mir sehr erfolgreich erwiesen.

Liebe erzeugt Liebe.

Sei es in der Familie, oder in der Sonntagschule, oder in der Gemeinde, überall bleibt es Wahrheit; Liebe erzeugt Liebe. Vor Jahren fragte einmal ein Prediger einen Mann: „Höre, wie macht sich denn euer Prediger so beliebt, daß ihm Jedermann anhängt?" „Ich weiß nicht, aber es sind fünfzig Personen, welche ihn beliebt machen," war die Antwort. „Aber wie das?" „Ei er hat die fünfzig gewonnen und diese gewinnen nun die Andern für ihn. Er schickt sich in die Leute und verlangt nicht, daß sich die Leute in ihn schicken sollen, dann thun sie es ungezwungen."

Ein Besuchender in einer Sonntagschule, fragte einen Beamten derselben: „Bitte, was macht euren Superintendenten so populär, worin liegt seine Macht?" „Das kann ich nicht sagen, aber ich weiß es sind fünfundzwanzig Lehrer da, die sind bereit für jenen Superintendenten zu sterben," war die bedeutungsvolle Antwort. So ist es allenthalben; Liebe erzeugt Liebe! Willst du geliebet sein, dann gehe hin und liebe. Ein kleines Mädchen, welches im Sterben lag, sagte zu seiner Mutter: „Mama, sage es meiner Sonntagschullehrerin nicht, wenn ich gestorben bin, denn sie hat mich so geliebt, daß es sie weinen machen würde, wenn sie hörte ich sei gestorben." „Kind, kannst du mir sagen, ob Rev. Doctor Weiß in jenem Hause wohnt?" fragte ein Fremder, ein kleines Mädchen, in einer östlichen Stadt. „Ob er ein Reverend ist, das weiß ich nicht, daß er ein Doctor ist, habe ich noch nie gehört, aber er heißt Weiß, hat schneeweiße Haare und liebt kleine Kinder," antwortete das Mädchen. In diesem einen Satz liegt das Geheimniß unseres Erfolgs: Liebe erzeugt Liebe.

Der Sonntagschulredner.

Peter ———, welcher Superintendent einer Sonntagschule ist, erzählt folgende Begebenheit: „Ich war eben daran, die Lection zu erklären, als ein Besucher eintrat und sich mir als Missionar M. vorstellte, welcher die Sonntagschulen im Interesse der Heidenmission anrede und Gaben sammle für die Mission. Wohl oder übel mußte ich ihn auch zu meiner Schule reden lassen; er erzählte und plauderte von den armen Heiden im fernen Heidenland, von welchen er kein Jota von Begriff hatte, bis meine Schüler todmüde und ärgerlich waren, denn es war eine halbe Stunde über die Zeit. Endlich sagte

er: ‚Und nun, liebe Kinder, was soll ich noch sagen?' schnell wie der Blitz erhob sich ein kleines Mädchen, hob seine Hand auf und rief: ‚Sag Amen!' Das endete die Missionsrede und auch die Collecte. Ein Mann, welcher nicht mehr Verstand hat, sollte eigentlich gar nicht reden dürfen."

Es wird immer seltener, daß Sonntagschulen so malträtirt werden, und es ist auch gut; nur sollten die Superintendenten immer Muth genug besitzen, solchen wandernden Rednern die Thüre zu verschließen, denn sie sind nur selten tüchtig zu Kindern zu reden.

Seid klug wie die Schlangen.

Eine gute alte Mutter in Israel, sagte bezüglich ihrer Söhne: „Ich habe immer gehofft, gewünscht und gebetet, meine Söhne möchten doch nie Tabak gebrauchen lernen, und jetzt gebrauchen sie denselben doch."

„Sie werden von Anderen verleitet worden sein, denn das böse Beispiel ist ansteckend," sagte der Prediger, mit dem die Unterredung gehalten wurde.

„Nein, das glaube ich nicht, aber ich denke mein Eifer war oft viel größer als meine Weisheit, und ich selbst habe mich verleiten lassen, den Gegenstand in einem falschen Licht vorzutragen; wäre ich noch einmal eine junge Mutter, dann würde es mir gelingen, denn ich würde meinen mütterlichen Einfluß mehr, und die Uebertriebenheiten unweiser Lehrer weniger in Anwendung bringen; was ich von meinen Söhnen verlange, gelingt mir, wenn ich als Mutter komme, aber in diesem Punkte wollte ich mehr als Mutter, ich wollte Meisterin sein und habe verloren.—Mütter, laßt mich euch ermahnen; seid klug wie die Schlangen, eine Mutter vermag mehr als eine Schulmeisterin, und einer Mutter Liebe reicht weiter, als der blinde Eifer unweiser Moralisten."

Eine nähere Erklärung unnütze.

Unter den Zulus in Südafrika, ist eine christliche Gemeinde gegründet worden. Folgende Regel besteht und soll strenge durchgeführt werden.

„Es soll keinem Glied dieser Kirche gestattet sein, des weißen Mannes Grog zu trinken, noch inländisches Bier an seine Lippen zu bringen." Dort braucht man nicht in Furcht leben, die Leute möchten verführt werden, denn wo man das Gift nicht an die Lippen bringt, ist keine Gefahr, daß es in den Magen komme. Aber der Gedanke, daß der weiße Mann den Zulus zuerst den Heiland und dann den Branntwein brachte, ist doch vielbedeutend.

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Gehorsam.

5. Lection: Ephes. 6, 1–13. — Sonntag den 3. Mai 1885.

1. Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn; denn das ist billig.

2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

3. Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.

4. Und ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

5. Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo;

6. Nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen.

7. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen;

8. Und wisset, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, er sei ein Knecht oder ein Freier.

9. Und ihr Herren, thut auch dasselbige gegen sie, und lasset das Drohen, und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person.

10. Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn, und in der Macht seiner Stärke.

11. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels.

12. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

13. Um deß willen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun, und alles wohl ausrichten, und das Feld behalten möget.

Haupttext: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. — Ephes. 6, 1.

Geschichtliches.—Es wird allgemein angenommen, daß Paulus die Epistel an die Epheser etwa ums Jahr 62, im Herbst, also gegen das Ende seiner Gefangenschaft schrieb. Der Apostel war etwa 60 Jahre alt und wohnte in seinem eigenen Gedinge zu Rom, bewacht von einem römischen Soldaten. Der Bote, welcher die Epistel nach Ephesus trug, Tychikus, trug zur nemlichen Zeit auch einen Brief zu den Collossern, und einen andern zu Philemon. Die Epistel an die Epheser war auch für die sieben Gemeinden bestimmt, besonders aber für die zu Laodicea, weßhalb auch Manche dieselbe „die Epistel an die Laodiceaer" nennen.

Weil wir nun durch die Apostelgeschichte, besonders aber durch Pauli Erfahrungen und Wirksamkeit gegan-

gen sind in den vorigen Monaten, so ist es nur schicklich, daß einige Lectionen folgen, welche uns zeigen, daß Paulus auch während seiner Gefangenschaft nicht müßig war, und daß er besonders seine sieben Gemeinden nicht vergaß. Diese Episteln, welche Paulus in seiner Gefangenschaft schrieb, zeigen uns so recht den edlen Charakter des Mannes, welcher sie verfaßte, und sind schon deßhalb von großer Bedeutung.

Ueber Ephesus haben wir schon im Vierteljahrsheft für das zweite Quartal vorigen Jahres genau berichtet, so daß wir nicht wiederholen wollen, man schlage nach.

Bezüglich der Zeit, ist beizufügen, daß sich diese Lektion an die vorige anschließt; also ins 28. Capitel der Apstg. gehört, wenn man Chronologie und biblische Geschichte studirt.

Texterklärungen.—V. 1. **Ihr Kinder, seid gehorsam.** Die erste Pflicht eines Kindes ist Gehorsam; aber unter keinen Umständen will der Apostel hier einen mit Ruthen erzwungenen Gehorsam verstanden wissen, es ist jener freudige, kindliche Gehorsam, welcher aus Liebe und Vertrauen entspringt. Dieser Gehorsam ist auch die erste Form aller Frömmigkeit zu Gott und aller Ehrerbietigkeit gegen göttliche Dinge überhaupt. Er bezieht sich auf Kinder überhaupt, nicht blos auf kleine, sondern auf Kinder jeden Alters, das geht aus dem Inhalt der Rede hervor. **Euren Eltern in dem Herrn.** Das meint nicht, wenn sie in dem Herrn sind, sondern die Kinder sollen in dem Herrn gehorsam sein: 1. In seinem Namen; 2. In seiner Kraft; 3. Um seines Gebotes willen; 4. Um seinetwillen. Also gehorsam, nicht blos um der Eltern willen, sondern um Gottes willen. Diese Stelle kann nicht genugsam eingeschärft und erklärt werden. Dieser Gehorsam ist Gottesdienst!

V. 2. **Ehre Vater und Mutter.** Das ist das Gebot, und ist hier zur Bestätigung beigefügt. Ehre bedeutet aber noch bedeutend mehr als blos Gehorsam; denn es faßt jenen Vorzug in sich, den jedes gute Kind seinen Eltern zu Theil werden läßt. **Das Verheißung hat,** d. h. unter den zehn Geboten ist dieses das erste, welchem eine spezielle Verheißung beigefügt ist.

V. 3. **Auf daß dirs wohl gehe.** Dieses ist eine Verheißung für einzelne Personen, die Folgen des Gehorsams sind allezeit in dieser Richtung, und nie dagegen. Doch darf diese Verheißung nicht so erklärt werden, als sei sie unbedingt, denn zu einem langen Leben sind noch andere Dinge erforderlich; aber die Tendenz ist unbedingt richtig, denn Gehorsam bewahrt vor Verbrechen, ist verbunden mit Tugend und leitet zu strenger Sittlichkeit. Das Evangelium hat zeitliche, sowohl als geistliche Verheißungen, und seine Verheißungen gehen alle Menschen an: Heiden sowohl als Juden.

V. 4. **Und ihr Väter, reizet eure Kinder nicht.** Dieses meint: Eltern sollen ihre Rechte als Eltern nicht mißbrauchen, damit die Kinder nicht erbittert werden. Es geschieht nicht selten, daß Eltern ihren Kindern blos zeigen wollen, wer Herr im Hause ist, und sie säen dadurch eine bittere Wurzel, welche gerade so lange versteckt bleibt als das Kind unter ihrer Botmäßigkeit steht, dann aber herausbricht und bittere Früchte trägt. Auch besonders im Strafen ist es nothwendig vorsichtig zu verfahren. Man straft ein Kind nicht leicht zu hart, so lange man im rechten Geist bestraft. Dann aber haben Kinder auch ein Recht zum Vergnügen und zum Spiel; auch darin sollten Eltern behutsam verfahren, denn was oft Jahre lang im Herzen verborgen gelegen, offenbart sich zu seiner Zeit, und die Eltern wollen dann nicht einsehen, daß sie die Ursache solcher Auswüchse sind. **Ziehet sie auf in der Zucht.** Also soll die Erziehung in Uebereinstimmung und unter dem Einfluß des Evangeliums geschehen. Es wird haufenweise geschrieben und gepredigt über Kinderzucht, und besonders von Solchen welche nie Kinder erzogen haben, daher kommt auch so viel Unsinn ans Licht. Bessere Lehre als hier durch den heiligen Geist gegeben wird, findet man nirgends. Die Erziehung darf nicht einseitig sein, sie muß den Körper und den Geist umfassen, Verstand und Wille; aber die Gotteserkenntniß muß in allen Stücken den Vorrang haben.

V. 5. **Ihr Knechte seid gehorsam.** Unter Knechte verstehen wir hier alle, deren Kräfte und Zeit einem andern zur Verfügung stehen. Die hier niedergelegten Grundsätze sind also auf alle anwendbar, welche für Andere arbeiten; also bilden sie das richtige Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, oder die Grundlagen des christlichen Sozialismus. **Leiblichen Herren.** In diesen Worten liegt die Grenzscheide des Gehorsams. Kein Herr kann über die Seele seines Dieners verfügen; er ist blos Herr über den Leib, seine Macht erstreckt sich nur über zeitliche Dinge und berührt das Gewissen nicht. **Einfältigkeit eures Herzens.** Mit solcher Aufrichtigkeit als ihr Christo selbst beweisen würdet. In Treue, ohne Heuchelei. Der Apostel will das Wort zittern nicht auf Menschen angewendet wissen, sondern mit Bezugnahme auf Gottes Willen redet er also; welches ja auch im 6. Vers noch deutlicher ausgesprochen wird. **Als die Knechte Christi,** d. h. als Solche, welche Christi Diener sind, und ihm zu gefallen suchen.

V. 7. **Lasset euch dünken.** Es soll im Herzen die Ueberzeugung herrschen, daß Treue im Dienst der Menschen auch Gottesdienst ist. Man vergleiche 1. Petri 2, 18–20.

V. 8. **Und wisset.** Seid versichert, die Verheißung ist allgemein. Jede Handlung, religiös vollbracht, wird vom Herrn vergolten, und hat Gottes Wohlgefallen. **Er sei Knecht oder Freier.** Christus sieht nicht auf diesen Unterschied für das Gegenwärtige, und wird noch viel weniger darauf sehen für das Zukünftige.

V. 9. **Und ihr Herren thut auch dasselbige gegen sie,** d. h. so wie die Diener ihre Pflicht gegen ihre Herren thun, so sollen auch die Herren ihre Pflicht gegen die Diener thun. **Und lasset das Drohen.** Uebet keinerlei Gewalt mit Härte, treibet sie nicht an durch Drohungen, dahin gehören auch Schmähungen und Beschimpfungen. Die syrische Uebersetzung sagt, vergebet ihnen ihre Vergehungen. **Und wisset.** Damit will er sagen, sowohl als Jesus ein Gott der Diener ist, der sie richten wird, sowohl ist er auch euer Richter. Der Standesunterschied zwischen Knecht und Herr ist nur ein irdischer, vor Gott gilt er nicht; dort müssen auch die Herren Rechenschaft ablegen.

V. 10. **Zuletzt, meine Brüder.** Uebrigens; andeutend daß die genannten Pflichten nicht sehr leicht sind, aber ausgeführt werden können in der Kraft Gottes. **Seid stark in dem Herrn.** Obgleich der Mensch nur schwach ist, so ist er doch stark in der Kraft Gottes. Der Zweig an sich selbst ist schwach, aber am Baum erfüllt er seinen Zweck vollkommen. So auch wir, so wir in Christo Jesu sind.

V. 11. **Ziehet an den Harnisch Gottes.** Hiedurch versteht er die ganze Zurüstung der christlichen Tugenden, von denen ja der Glaube der Grund ist. Die Ausrüstung des Christen ist eine göttliche. **Daß ihr bestehen könnet.** Daß ihr auf eurem Posten stehen könnt, wenn der Angriff kommt, und nicht fliehen braucht. Wer den Kampf verliert, der ist gefallen, wer aber siegt, von dem heißt es, er besteht. **Listigen Anläufe.** Herumleitungen, oder nach dem Englischen Nachstellungen des Teufels. Das griechische Wort bedeutet eigentlich gelegte Fallen, und Ueberrumpelungen. Eben deßhalb ist es so nothwendig, gut gerüstet zu sein.

V. 12. **Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen.** Der Kampf des Christen ist nicht mit Menschen, die aus Fleisch und Blut bestehen. **Fürsten und Gewaltigen.** Der Apostel deutet hier an, daß sich die finsteren Mächte solche Titel anmaßen, und in der That, Satan verdient ein Fürst der Finsterniß genannt zu werden. **Mit den Herren der Welt** u. s. w. Der Sinn bleibt sich durch den ganzen Satz gleich und hat Bezug auf die finsteren Geister, läßt aber doch den Sinn zu: „welche ihr Wesen treiben durch die Kinder des Unglaubens." Um den Sinn vollständig zu erfassen, ist auch nothwendig, daß man die Geisterlehre jener Zeit verstehe; doch ist genug verständlich, um uns zu warnen, daß wir es mit der Macht der Hölle zu thun haben.

V. 13. **Um deßwillen.** Weil ihr dieses wisset, und weil die Feinde so stark sind, und der Kampf ein unsichtbarer, ergreift die ganze Waffenrüstung. Der Christ kann alles brauchen, er muß völlig ausgerüstet sein, kein Stück soll fehlen. **Am bösen Tag Widerstand thun,** d. h. am Tag der Probe, der Trübsal. Der Kampf währt so lange wir leben, aber nicht immer mit gleicher Heftigkeit. Es ist ein böser Tag, wenn Satan uns mehr als gewöhnlich zusetzt. **Das Feld behalten möget.** Stehend gefunden werden, das Feld behauptend, den Feind verjagt zu haben, das wünscht der Apostel jedem Gläubigen. Die einzelnen Stücke der Rüstung werden benannt in V. 14–17, und wer sie kennt, der weiß, daß kein Stück vermißt werden kann im heißen Kampf, der uns verordnet ist. Daher sehe ein Jeder zu, wie er gerüstet ist.

Lehre und Anwendung.—Unser Evangelium ist ein Evangelium auch für Kinder. Es fordert kindlichen Gehorsam gegen die Eltern.

Die Familie ist eine Einrichtung Gottes auf Erden. Wie die Familie ist, so wird auch der Staat und die Kirche sein; daher müssen wir zuerst darauf dringen, daß Gott in der Familie ist.

Die Eltern haben Pflichten auf sich, von deren Erfüllung das Wohl der Familie abhängt, denn sie sind gesetzet an Gottes Statt, die Kinder dem Herrn zu erziehen.

Das Evangelium vergißt keinen Menschen noch Stand, es sorgt für das Wohl des Sclaven sowohl als für den Freien. Gott kennt keinen Unterschied in Stand oder Alter.

Alle Menschen haben Pflichten; in der Erfüllung derselben ruht die Wohlfahrt eines Landes, einer Gemeinde und der Familie.

Wo Pflichten sind, da sind auch Vorrechte; selbst die Kinder haben Rechte, welche ihre Eltern zu respektiren haben, wenn die Familie glücklich sein soll.

Ein Haus ohne Dach ist immer noch ein lieblicherer Aufenthaltsort als eine Familie da man beständig im Streit lebt.

Wandtafelerklärung.—Gottes Gebote sind den Menschen zu ihrem Heil gegeben, denn in der Erfüllung derselben liegt Leben und Seligkeit. Für Kinder ist ein Gebot von besonders großer Wichtigkeit: einmal weil es sie besonders angeht; dann auch weil es mit einer besondern Verheißung verbunden ist, und gerade das verheißt, was Kinder am liebsten haben möchten; nemlich Wohlergehen und langes Leben. Erfahrung hat gelehrt, daß es den Kindern in späteren Jahren gerade ergeht, wie sie es ihren Eltern gemacht haben. Gehorsam ist die erste Pflicht des Menschen, und diese beginnt schon beim Kinde. Gott fordert Gehorsam von allen Menschen und legt großen Segen darauf.—Ein Kind, welches seine Eltern liebt und ehrt, ist nie ein verdorbenes Kind, denn es liebt W a h r h e i t, ist angefüllt mit Liebe, und lebt in Gerechtigkeit. Das Bild zeigt uns alle Gebote Gottes, aber die göttliche Hand zeigt den Kindern besonders das fünfte, und sie sollten merken, daß sie dort anfangen müssen, gehorsam zu sein.

Christus, unser Vorbild.

6. Lection: Phil. 2, 5–16. — Sonntag den 10. Mai 1885.

5. Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war.

6. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein;

7. Sondern äußerte sich selbst, und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden.

8. Er niedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.

9. Darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist:

10. Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind;

11. Und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

12. Also, meine Liebsten, wie ihr allezeit seid gehorsam gewesen, nicht allein in meiner Gegenwärtigkeit, sondern auch nun vielmehr in meinem Abwesen; schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.

13. Denn Gott ist es, der in euch wirket, beides das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.

14. Thut alles ohne Murren, und ohne Zweifel,

15. Auf daß ihr seid ohne Tadel, und lauter, und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet, als Lichter in der Welt;

16. Damit, daß ihr haltet ob dem Wort des Lebens, mir zu einem Ruhm an dem Tage Christi, als der ich nicht vergeblich gelaufen, noch gearbeitet habe.

Haupttext: Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. — Phil. 2, 5.

Geschichtliches.—Die Gründung und Geschichte der Kirche zu Philippi ist eingehend beschrieben in Apstg. 16. Elf Jahre sind verschwunden seit der Gründung dieser Gemeinde, und Paulus hat sie in dieser Zeit zweimal besucht, sie aber haben ihm dreimal zu seines Leibes Nothdurft Opfer gesandt, und als sie hörten, daß er in Rom gefangen sei, sandten sie ihm Hülfe ins Gefängniß. Diese Epistel wurde also in erster Instanz als eine Anerkennung ihrer Liberalität gesandt. Die Gaben, welche die Philipper nach Rom sandten, brachte Epaphroditus, ein theurer Freund und Mitarbeiter Pauli, welcher entweder auf der Reise oder bald nach seiner Ankunft todtkrank wurde. Phil. 2, 27. Aber es war doch noch eine andere Ursache für die Sendung dieser Epistel; auch die sonst so rühmliche Gemeinde der Philipper hatte einige Unruhestifter unter sich; einige der Führer waren nicht mit dem Gang der Dinge in der Gemeinde zufrieden, sie verlangten mehr Ehre und Anerkennung für ihre Persönlichkeit, und da weiß ja wohl Jedermann, wie es dann geht.

Texterklärung.—V. 5. **Ein Jeglicher sei gesinnet.** Jeder, wenn er seine Gaben, Talente und Ehre betrachtet, sollte bedenken, daß er ja nicht für sich selbst berufen und ausgerüstet ist, sondern daß er nur ein Glied am Körper ist, und für das Wohl des Ganzen mitwirken muß; deßhalb soll Christi Gesinnung (Demuth) in jedem Herzen sein. Wer ein Christ ist, dem geziemet nach Christi Vorbild zu wandeln. Christus wird hier als das Ideal, als Mustermensch aufgestellt, d. h. ihn sollen die Philipper und alle Christen zum Vorbild nehmen.

V. 6. **Ob er wohl in göttlicher Gestalt war,** d. h. der ewige Sohn Gottes von Natur; wahrer Gott mit dem Vater von Ewigkeit. Er bestand in einer anderen Natur vor seiner Erniedrigung. **Hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein.** Er achtete es nicht eine ungeziemende Anmaßung, Gott, seinem Vater, gleich zu sein. Er besaß alle Eigenschaften Gottes, und dieselben zu halten und zu wahren, wäre kein Raub gewesen. Eine andere, vielleicht deutlichere Uebersetzung erklärt so: Er achtete es nicht als eine sehr zu verleugnende Sache, d. h. eine Sache, welche man exclusiv besitzen möchte, Gott gleich zu sein in Natur und Wesen. Denn da Jesus gesagt hatte, daß er in der Gestalt Gottes bestanden hätte, konnte er auch sagen, ehe er sich erniedrigte, daß er Gott dem Vater gleich war, ohne Anmaßung oder Raub zu begehen.

V. 7. **Sondern äußerte sich selbst.** Hat sich selbst unansehnlich gemacht, hat sich selbst entledigt, entäußert, denn da er Fleisch annahm, ist er Mensch geworden. Er hat zwar in der Menschwerdung angenommen, was er vorher nicht hatte, ohne deßhalb zu verlieren, was er vorher besaß, denn in ihm wohnte ja alle Fülle der Gottheit leibhaftig. Gleichwie er die Gottheit nicht als einen Raub angenommen hatte, war er zu diesem Stande der Erniedrigung auch nicht durch Gewalt getrieben worden. Es war sein eigen Werk; er beschloß willig, seine Herrlichkeit auf eine Zeit lang abzulegen, und sich so achten zu lassen, als wäre er ein gewöhnlicher Mensch; ja sogar als einen, der den Teufel hat. **Nahm Knechtsgestalt an.** Das ist: eine erschaffene, eine dienende Natur. Er nahm sie an, umd wurde dadurch der Knecht seines Volkes, und dienete den Menschen. Man muß unter diesem Worte Knechtsgestalt, nicht den Zustand eines Knechtes in seiner Armuth allein verstehen, sondern mehr nach dem Zustand eines Sohnes in seiner Minderjährigkeit. **War gleich wie ein anderer Mensch.** Nach des Apostels Erinnerungen hätte Jesus in seiner ganzen Aufführung und Lebensart nichts besonderes, nichts anziehendes geoffenbart, sondern lebte wie andere Menschen auch. Dieses natürlich nur bezüglich seiner Persönlichkeit. **An Geberden als ein Mensch erfunden.** In diesen Versen haben wir Christi Existenz in drei Perioden verzeichnet: V. 6. seine glorreiche Natur vor der Menschwerdung; V. 7. die Menschwerdung und V. 8. die Periode nach der Menschwerdung, welche also beschrieben wird.

Er niedrigte sich selbst. Ward ein Mensch unter Menschen; er unterwarf sich aus freiem Willen dem Urtheil der Gerechtigkeit und lernete Gehorsam. **Ja zum Tode am Kreuz.** Er kam, zu thun den Willen seines Vaters und zwar in allen Stücken, ja bis zu einem schmählichen Tode. In diesen Versen findet eine Steigerung der Erniedrigung statt: mehr als erniedrigen, mehr als gehorsam werden, mehr als dem Tod übergeben, mehr als blos sterben; es war des schändlichsten, schmerzlichsten, ja verfluchten Todes sterben. Soweit geht die Erniedrigung; unaussprechlich! Der Tod, nicht blos eines Sclaven, sondern eines Verbrechers.

V. 9. **Darum hat ihn auch Gott erhöhet.** Jetzt geht der Apostel zur Erhöhung über. Also folgt die Erhöhung auf die Erniedrigung. Der erste Schritt der Erhöhung war die Auferstehung, als vorläufiger Abriß kann man die Verklärung auf dem Berg nehmen. Gehorsam hat Belohnung. Die Erhöhung gehört ihm, sowohl als die Demüthigung. So wie die Demüthigung die allertiefste war, so soll nun die Erhöhung die allerhöchste sein. **Hat ihm einen Namen gegeben.** Hier verstehen wir unter Namen: Würde, Titel, Ruhm, Macht u. s. w., mehr als blos den buchstäblichen Namen.

V. 10. **Daß in dem Namen Jesu.** Hier ist nicht blos der Schall des Namens, noch das Beugen fleischlicher Kniee verstanden; denn dieses artet ja in leere Ceremonien aus. In der Macht, bei der Würde des Amtes, welches der Herr Jesu inne hat. In dieser Behandlung, daß sich alle Kniee beugen sollen, ist viel eingeschlossen. **Im Himmel, auf Erden, und unter der Erde.** Dieses faßt in sich: die Engel und Seligen; fromme Menschen willig, und böse mit Gewalt; unter der Erde bedeutet hier Abgrund, welches sich auf die verworfenen Geister, Engel und Menschen bezieht. Es soll also das ganze Universum, das All damit ausgedrückt werden, alle Creaturen Gottes, was immer sie sein mögen.

V. 11. **Und alle Zungen bekennen.** Alle Sprachen, oder noch besser: alle Zeichen, wodurch Menschen oder Geschöpfe sich gegenseitig verständlich machen, sollen dazu dienen, das Lob des Namens Jesu zu verbreiten. Daß auch die Teufel damit gemeint sind, ist selbstverständlich, denn sie waren ja schon zu Christi Lebzeiten gezwungen ein solches Bekenntniß abzulegen. **Zur Ehre Gottes des Vaters.** Was Jesus gethan in seiner Menschheit, das geschah nur Menschen zu Gott zu ziehen, um den Namen Gottes zu verherrlichen und zu rühmen; darin sollen endlich alle Zungen übereinstimmen. Man merke: in der Verherrlichung Jesu liegt auch die Verherrlichung des Vaters, denn Jesus hat ja nur zur Verherrlichung des Vaters gewirket und gelitten.

V. 12. **Also meine Liebsten.** Dieses ist eine Folgerung, welche aus dem Beispiel Christi gezogen ist: indem Jesus sich also erniedrigt, da er doch in der Herrlichkeit Gott gleich war, nachdem er nun die Demüthigung erduldet, und das Werk vollendet hat! Der Apostel nennt nun die Philipper seine Liebsten, um ihnen seine Zuneigung zu erkennen zu geben, und seiner Mahnung mehr Eindruck zu verschaffen. **Allezeit seid gehorsam gewesen,** d. h. sie waren stets bereit, und aufrichtig bemüht, dem Evangelium zu gehorchen. **Nicht allein in meiner**

Gegenwärtigkeit. Damit will er zeigen, daß sie es redlich meinten, denn sie waren gehorsam auch dann, wenn sie nicht bewacht und beobachtet waren; sie waren nicht Augendiener, oder solche, welche blos um der Leute willen gehorchten; es war ihnen darum zu thun, Gott zu gefallen. **Schaffet, daß ihr selig werdet.** Thut das Eurige um das angefangene Werk zu vollenden. Seid eifrig und erfüllet das, was von eurer Seite zu eurer Seligkeit nöthig ist; schaffet, das meint arbeitet, wirket am Heil eurer Seelen. Dieses ist unserer Pflicht, denn: 1. Gott fordert es von uns; 2. Unser eigenes Interesse verlangt es, Niemand hat ein Recht, sein Heil zu versäumen; 3. weil Niemand es für uns thun kann; 4. weil die Seligkeit auf keine andere Weise zu erlangen ist, und 5. weil Gott uns seine Mithülfe anbietet. **Mit Furcht und Zittern.** Meint soviel als mit heiliger Furcht und Sorgfalt, nicht sklavische Furcht und zweifelndes Mißtrauen, sondern Unterwürfigkeit des Geistes und sorgfältiges Bekümmerniß. Jedenfalls soll der Sinn dieser Worte nicht so gedeutet werden, als meinten sie: ohne Freude und Lebensluft, beständig unter dem Einfluß des Zweifels, ob es am Ende auch gelingen möchte. Es ist kein Zwang noch gezwungenes Wesen dabei zu verstehen.

V. 13. **Denn Gott ist es, der in euch wirket.** Das ist zur Aufmunterung geschrieben. Denn der Mensch ist sich seiner Schwachheit wohl bewußt; nun ist aber Gott der Autor und Lenker dieses Werkes; er wirket beides, **das Wollen und Vollbringen.** Dieses Wollen und Wirken hat also seinen Ursprung nicht im Menschen, Gott wirkt beides in ihm, und zwar, **nach seinem Wohlgefallen.** Der Sinn ist: er wirket sie aus lauter Wohlgefallen, nicht so wie es ihm gefällt. Die zuvorkommende Gnade Gottes ist ja eine Wirkung dieses göttlichen Wohlgefallens, und also wirket Gott beides Anfang und Ende nach diesem Wohlgefallen.

V. 14–16. **Ohne Murren und ohne Zweifel.** Diese beiden benannten Untugenden, sind die größten Feinde des Gehorsams. Wer zum Murren geneigt ist, beunruhigt eine ganze Nachbarschaft, und eine ganze Gemeinde. **Ohne Tadel und lauter.** Also, daß Niemand an euch tadeln kann, und ihr lauter, ohne Falsch seid. **Unsträflich.** Niemand beleidigend, frei von solchen Untugenden, welche sich nicht vertragen mit dem Bekenntniß eines Gotteskindes. **Lichter in der Welt.** Der Wandel der Gläubigen soll derart sein, daß er unter den bösen Menschen scheint, wie ein Licht an einem finsteren Ort. Die reine Lehre muß durch reinen Wandel bewiesen werden und Gottes Wort muß beständig hochgehalten werden, wie eine Fackel in dunkler Nacht. **Mir zu einem Ruhm.** Daß ich mich rühmen kann, unter euch gearbeitet zu haben; nicht als wollte er sich seiner Arbeit rühmen, sondern daß Jesus siegte durch seine Arbeit unter ihnen. Der Prediger freut sich, wenn es seinen geistlichen Kindern wohl geht, er rühmt sich, wenn sie für Gottes Sache Großes thun und den Namen des Herrn erheben. Es gibt eine Freude über Erfolg, welche auch die reinste Seele nicht verbergen kann, und wer diese Freude nicht zu besitzen behauptet, der wird auch nie erfolgreich sein. Es ist immer Grund zur Freude, wenn man nicht umsonst gearbeitet hat.

Lehre und Anwendung.—Jesus Christus ist unser Ideal, der einzige vollkommene Charaktermensch; ihm sollen wir nachfolgen, nach ihm sollen wir streben.

Der beste Beweis, daß wir Gottes Kinder sind, ist, daß wir Christi Geist haben. Nur wenn sein Geist in uns wirket, werden wir wahrhaft demüthig sein.

Wenn wir daran denken, was Jesus war, ehe er in diese Welt kam, dann erst lernen wir den Werth seines Opfers kennen und schätzen.

Demuth schützt eine Gemeinde und den einzelnen Gläubigen vor den größten Gefahren denen er ausgesetzt ist.

Gott hat die Guten unter die Bösen gesandt, damit der Einfluß des Guten eine Aenderung der Bösen bezwecken möge. Sie sind das Licht, welches in der Finsterniß leuchten soll, und bei dessen Schein die Welt das Heil in Christo erkennen soll.

Illustrationen. — Ein Knabe schoß mit Pfeilen nach einem Ziel. Ein Herr, welcher ihm zuschaute sagte: „Du zielst zu hoch, darum trifft's du nicht." „Nein," antwortete der Knabe, „ich ziele nicht zu hoch, denn durch eigene Schwere sinkt der Pfeil; wenn ich niederer ziele, dann treffe ich nie." Knaben, zielt hoch, ihr möchtet sonst das Ziel ganz verfehlen.

Die verdorbene Welt. „Die Welt ist böse," sagte ein Mann zu seinem Nachbar, „aber so lange das Böse nicht in uns ist, kann es uns auch keinen erheblichen Schaden thun."

Das sichere Schiff. „Wie können doch nur die Menschen sich einem solchen Schiff anvertrauen, das doch auf dem Wasser weder Halt, noch Standpunkt fassen kann?" fragte ein Mann, als er die großen Schiffe auf dem Meer sah. „Mein Freund," antwortete ihm ein Reisender, „so lange das Schiff im Wasser ist, hat es keine Noth, wenn aber das Wasser ins Schiff kommt, dann ist Gefahr. Deßhalb muß man auch beständig wachen, daß nirgends Wasser eindringt."

Wandtafelerklärung.—Wer etwas ordentliches erlernen will, der muß ein gutes Vorbild, einen guten Meister haben. So ist dieses auch im christlichen Leben der Fall, denn wenn wir Jesum lieb haben, so müssen wir dieses offenbaren, und das geschieht, indem wir ihn zum Muster unseres Lebens nehmen. „Folget mir nach!" ruft Jesus selbst, und er will damit sagen: wer den Weg wandelt, welchen ich wandle, der kommt hin, wo ich hingehe, und wird mir ähnlich. Betrachtet nun die offene Thüre auf dem Bilde, seht da die Stufen, welche der Herr Jesus gewandelt ist: Demuth, Gehorsam, untadeliges Leben, das waren seine Fußstapfen, und wir sollen darin wandeln. Er war das Licht der Welt, folgen wir ihm von Stufe zu Stufe, dann werden wir scheinen wie Lichter in der Welt. Kreuz gibt es, aber was thut's? Hat nicht Jesus das Kreuz getragen und hat die Krone erlangt? Ohne Kreuz keine Krone. „Folget mir," so ruft uns Jesus heute noch zu. Sei es denn unser Motto:

„Ich will Jesus folgen, hier im Thränenthal,
Selbst auf rauhen Wegen, durch viel Kreuz und Qual;
Folgend seinen Tritten, geht's der Heimath zu,
Nach den Friedenshütten, nach dem Land der Ruh."

Christliche Genügsamkeit.

7. Lection: Phil. 4, 4–13. — Sonntag den 17. Mai 1885.

4. Freuet euch im Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch.

5. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe.

6. Sorget nichts: sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.

7. Und der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinnen in Christo Jesu.

8. Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

9. Welches ihr auch gelernet, und empfangen, und gehöret, und gesehen habt an mir, das thut; so wird der Herr des Friedens mit euch sein.

10. Ich bin aber höchlich erfreut in dem Herrn, daß ihr wieder wacker geworden seid für mich zu sorgen; wiewohl ihr allewege gesorget habt, aber die Zeit hat es nicht wollen leiden.

11. Nicht sage ich das des Mangels halber; denn ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen.

12. Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, beides übrig haben und Mangel leiden.

13. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

Haupttext: So wird der Gott des Friedens mit euch sein. — Phil. 4, 9.

Geschichtliches. — Die Gemeinde zu Philippe bestand großentheils aus armen Leuten, denn von den Reichen dieser Welt glaubten damals nur wenige an ihn. Aber Armuth hätte der Gemeinde nicht geschadet, denn Armuth ist keine Sünde, obschon sie oft drückend ist und uns hindert; wenn nur inwendig Friede gewesen wäre, aber innerer Unfriede drohte die Gemeinde am Ende zu zerstören, deßhalb fühlte sich Paulus veranlaßt, am Ende seines Briefes zum Frieden zu ermahnen. Diese Ermahnung zur Freude und zum Frieden, hat umsomehr Einfluß, weil sie von einem Manne kommt, welcher zur nemlichen Zeit unschuldig im Gefängniß lag und jeden Augenblick den Märtyrertod zu erwarten hatte. Die Philipper waren die ersten Bekehrten in Europa und deßhalb dem Paulus besonders lieb, auch hatten sie bis zuletzt die größte Liebe und Anhänglichkeit zu ihm erwiesen und gezeigt, dieses erkannte Paulus freudig an und war gerade deßhalb auch so sehr um sie bekümmert.

Texterklärungen.—V. 4. **Freuet euch in dem Herrn.** Dieses ist eine Wiederholung der Ermahnung Cap. 3. 1, nur mit dem Zusatz allewege. Es gibt also weder Zeit, noch Umstände, da man nicht Ursache hätte sich zu freuen. In dem Herrn freuen meint: 1. keine selbstsüchtige Freude; 2. eine bezeichnete charakteristische Freude. a) im Dienste des Herrn; b) in der Liebe des Herrn; und c) im Namen des Herrn. **Abermal sage ich euch.** Wiederholt sagt es Paulus, denn diese Freude ist zum Trost der Gläubigen und zur Ehre Gottes dienlich. In Betrachtung mit dem Vorhergehenden, läßt sich es so erklären, als wäre die Freude besonders über ihre Gewißheit zur Seligkeit. Mit dieser Gewißheit im Herzen ist kein Leid so groß, daß es die Freude zerstören könnte im Herzen eines Gläubigen.

V. 5. **Eure Lindigkeit.**—D. h. Sanftmuth, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit, sei allen Menschen bekannt. Das Urwort faßt soviel in sich als: in allen Dingen, wo das Gesetz nichts vorschreibt, lasset eure Lindigkeit kund werden. Freilich können Gelehrte noch allerlei Deutungen herausfinden, aber dieses mag uns genügen.

Der Herr ist nahe. In diesen Worten liegt der Beweggrund zur Handlungsweise. Die Wiederkunft des Herrn ist nicht ferne, dann wird er vergelten nach unseren Werken. Aber man kann die Worte ganz füglich auch so deuten: Es mag euch begegnen, was da will, freuet euch, weil der Herr nahe ist und Alles betrachtet; er ist ein Helfer, wenn es die Noth erfordert. Der letztere Sinn ist vielleicht der richtigere, denn aus Ersterem wollen Einige schließen, die Apostel wären bezüglich der Wiederkunft Jesu Christi im Irrthum gewesen.

V. 6. **Sorget nichts.** Er verbietet alle fleischliche Bekümmernisse und Sorgen, welche das Herz quälen und die Freude zerstören. Solche Sorgen erwecken Mißtrauen und zerstören den kindlichen Glauben an Gottes Vorsehung und Waltung. Paulus wiederholt hier eine Mahnung des Herrn Jesu. Matth. 6. 25, 34. Sorgen bewirken gewöhnlich: 1. Friedensstörung im Herzen; 2. Verlust der Gelindigkeit; 3. verleitet zu Uebereilungen; und 4. zerstört die Nächstenliebe. **Lasset eure Bitte im Gebet . . . . Gott kund werden.** In allen Anliegen, was euch auch fehlen mag, leiblich oder geistlich, legt es dem Herrn vor. Es handelt sich nicht blos um Leiden und Verfolgung hier; der Apostel will sagen: Lieb und Leid, traget Gott vor. Gar viele Menschen sind bereit ihre Trübsale mit Gott zu theilen, aber ihre Freuden wollen sie schon allein genießen. Alle Dinge sollen wir Gott vortragen, und zwar **mit Danksagung.** Im Leiden sollen wir danken, denn sie sind eine ernste Mahnung; in Freuden aber kommt Danksagung ungenöthigt.

V. 7. **Der Friede Gottes, welcher höher ist.** Diejenige innere Seelenruhe und der Trost des Gemüthes, welche durch einen Wandel, wie angedeutet, entstehen, wird als Frucht des Lebens sich offenbaren, denn die Frucht des Geistes ist Friede. Es handelt sich da nicht um den Frieden der Vergebung, sondern um den ungestörten inneren Zustand, das Verhältniß zu Gott in der Gesinnung. Unter diesem Frieden verstehen wir also: jene innerliche Ruhe, welche aus dem Bewußtsein der Gunst Gottes hervorgeht. **Höher denn alle Vernunft.** D. h., welcher allen Verstand und Verstandesbegriff übersteigt; menschliche Sinne können denselben nicht fassen, denn es ist ein Seelenfriede. **Bewahre eure Herzen und Sinne.** Wer diesen Frieden hat, wird in Gottes Kraft bewahrt; d. h. die Seele wird in den Anfällen des Satans einen sicheren Bergungsort haben. Der Unterschied zwischen Herzen und Sinnen: Das Herz bedeutet den Willen und die Neigungen, Sinnen hingegen Gemüthes- und Verstandeskräfte. **In Christo Jesu.** Er ist der Herr, ihm gehören sie an, und für ihn müssen sie bewahrt bleiben.

V. 8. **Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist.** Alles was mit der Wahrheit in Lehre und Wandel übereinstimmt und ungeheuchelte Lauterkeit des Gewissens anzeigt. **Was ehrbar ist.** Solche Dinge, welche einen Menschen ehrenwerth machen, mit der Vortrefflichkeit und Schönheit des christlichen Bekenntnisses übereinstimmen. **Was gerecht, keusch** ꝛc. Was dem Gesetze Gottes und den menschlichen Rechten zufällt; überhaupt was rein,

lieblich ist, das soll ihr Gemüth beschäftigen. Hierin sind alle christlichen Tugenden eingeschlossen. **Dem denket nach.** Damit beschäftigt eure Gedanken. Wie ein Mensch denkt, gerade so ist er; wenn seine Gedanken dem Bösen anhangen, dann wird sein Herze böse sein. Gute Gedanken haben ihren Einfluß auf das Leben.

V. 9. **Welches ihr auch gelernt.** Der Apostel empfiehlt keine neuen Dinge, sondern nur solche, welche schon seit Jahren gelehrt worden sind. Er dringt auch darauf, daß er selbst mit allem Ernst darnach gelebt und gewandelt hat. **Der Herr des Friedens.** Wo die Gläubigen friedliebend sind, friedlich mit einander leben, da wohnt der Gott des Friedens und offenbart sich in zeitlichem und geistlichem Wohlergehen.

V. 10. **Ich bin aber höchlich erfreut.** Der Apostel bezieht sich in diesem Vers auf das Geschenk, welches ihm die Philipper nach Rom sandten; nicht blos weil sie zu seiner zeitlichen Nothdurft beitrugen, ihre Zuneigung zu erkennen gaben, sondern weil sie in der That ein Bekenntniß ihres Glaubens und ihrer Liebe ablegten. **Wie wohl ihr allewege gesorgt.** Der Apostel spricht seine Freude aus, weil sie für ihn sorgten, welches sie zwar schon früher gethan hatten, aber eine Zeit lang wollten Umstände der Zeit und Gelegenheit es nicht gestatten.

V. 11. **Nicht sage ich das des Mangels halber.** Er kommt ihnen zuvor, damit sie nicht denken möchten, er habe eine so niedrige Seele, welche sich nur an Geschenken und Ersetzung seines zeitlichen Mangels erfreuen könne. Er will andeuten, daß keine habgierige Begierde in ihm war, seine Freude also nicht gemeiner Habgier zuzuschreiben sei. **Ich habe gelernet.** Durch Erfahrungen allerlei und mancherlei Arten. Er hatte Widerwärtigkeiten und Prüfungen genug durchgemacht, daß es für ihn fast alle Bedeutung verloren hat, in welchem Stande er lebt, so lange Gott mit ihm ist. **Mir genügen zu lassen.** D. h. sich in den Stand zu schicken und zufrieden zu sein. Das ist ein hoher Gnadenstand, zufrieden zu sein. Dieser Stand ist dem Paulus nicht über Nacht gekommen; er hat gelernt; er ist in die Schule gegangen und hat Unterricht genommen in diesem Punkte; es war die Schule bitterer Erfahrungen.

V. 12. **Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein.** Dieses soll die Gleichheit seines Gemüthes, wozu er durch die Gnade Gottes gekommen ist, darthun; es ist eine freie Unterwerfung unter den Willen Gottes, in Mangel und in Ueberfluß. Daß er das wirklich konnte, hatte er ja in seinem Leben oft bewiesen, wenn er mit eigenen Händen für seines Lebens Unterhalt sorgte. **In allen Dingen und bei allen geschickt.** Sei es Glück oder Unglück, zu Jerusalem oder zu Rom; bei jeder Gelegenheit, weiß ich mich so zu schicken, daß ich gemüthlich durchkomme.

V. 13. **Ich vermag alles, durch den.** Ich kann alle Dinge thun, eigentlich: ich bin zu allen Dingen im Stande, nemlich zu den angeführten Dingen. Ich kann mich in alle Umstände des Lebens fügen und so verhalten, wie es sich gebühret. Aber der Apostel führt auch die Quelle seiner Kraft an; diese ist nicht in ihm selbst. **Der mich mächtig macht, Christus.** Paulus vermißt sich nicht zu sagen, daß er aus eigener Kraft es thun kann. Drei Dinge lassen sich aus der Rede ableiten: 1. die Kunst der Begnügsamkeit erfordert viel Lernens, Uebens und Erwägens; 2. es ist ebenso schmerzlich zu lernen Ueberfluß zu haben als Mangel zu leiden, denn der Ueberfluß verdirbt mehr Menschen als die Armuth. 3. Unser Fortgang im Guten, unter irgend welchen Verhältnissen darf nicht uns selbst, sondern muß höherem Beistande zugeschrieben werden. Denn nur so erleben wir ein stetiges Wachsthum, alles Andere ist blos impulsives Wirken und bleibet nicht.

Lehre und Anwendung. — Das Leben des Christen sollte stets ein fröhliches Freudenleben sein, denn weil seine Sünden vergeben sind, hat er Ursache stets in Gott sich zu erfreuen.

Je finsterer die Nacht der Trübsal und Leiden ist, desto heller scheint des Christen Freude, und offenbart sich die Kraft seines Glaubens und seiner Zuversicht.

Der wahre Christ übt sich in allen Tugenden, um seinen Charakter auszubilden und ein vollkommener Charakter, ein Mann in Christo Jesu zu werden.

Wer seine Gedanken mit göttlichen Dingen beschäftigt, dessen Herz wird auch göttliche Dinge suchen und Freude daran genießen.

Der Christ sollte stets betend sein, denn so zieht er Gott zu Rath in allen Anliegen des Lebens.

In Trübsalen brauchen wir nicht zu sinken, denn es steht uns ein Starker zur Seite. Wir brauchen nicht verzagen, denn wir vermögen alles durch den, der uns mächtig macht, Christus.

Illustrationen.—Gedanken machen den Mann. Die Bücher, welche ein Knabe liest, zeigen schon, was er für einen Mann geben wird; daher was etwa eine Tugend ist, dem denket nach.

Eine Frau, welche beständig sang und mit leichtem Sinne lebte, wurde einst gefragt, wie sie denn so fröhlich und leichtfertig dahinleben könne in ihrer bitteren Armuth. Sie antwortete: „Ei, ich will den Leuten zeigen, daß ich einem Meister diene, dem ich trauen kann." Leider sind viele Bekenner, welche ihrem Bekenntniß nicht soviel Ehre anthun!

Wandtafelerklärung.—„In dem Herrn." Das ist ein köstliches Wort für uns Menschen; es enthält alle Reichthümer dieser Welt für den, der in dem Herrn ist. Wer in Gott lebt, der kann mit David in die Saiten greifen und kann lobsingen, denn im Herrn ist Freude, Friede, Gnade, Gelindigkeit, Liebe und Tugend. Wenn ihr nun die Wandtafel genau betrachtet, dann findet ihr dieses buchstäblich wahr; aber unaussprechlich mehr so findet es der gläubige Christ, welcher in Gott verborgen lebt. Harmonische Instrumente und Oelzweige des Friedens, nebst Himmelsglöcklein, sollten uns zu himmlischer Stimmung erheben, um mit dem Dichter ausrufen zu können: „Lobe den Herrn, meine Seele!" In dem Herrn vermag der Christ alles; nichts ist ihm unmöglich: er kann Mangel leiden und die Fülle haben, er kann satt sein und hungern; alles mit Gott, wenn es so sein soll. Darum befolgt der Christ auch immer die Ermahnung des Herrn: „Trachtet vor allen Dingen zuerst nach dem Reiche Gottes;" denn er weiß, daß das Uebrige ihm so zufallen wird. Gemeinschaft mit Gott ist unser Vorrecht und deßhalb auch unsere Pflicht.

Das theuer werthe Wort.

8. Lection: 1. Tim. 1, 15–20; 2, 1–6. — Sonntag den 24. Mai 1885.

15. Denn das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.

16. Aber darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornemlich Jesus Christus erzeigete alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben.

17. Aber Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, und Unsichtbaren, und allein Weisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.

18. Dies Gebot befehle ich dir, mein Sohn Timotheus, nach den vorigen Weissagungen über dir, daß du in denselbigen eine gute Ritterschaft übest,

19. Und habest den Glauben und gutes Gewissen, welches Etliche von sich gestoßen, und am Glauben Schiffbruch erlitten haben;

20. Unter welchen ist Hymenäus und Alexander, welche ich habe dem Satan übergeben, daß sie gezüchtiget werden, nicht mehr zu lästern.

1. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen,

2. Für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

3. Denn solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott, unserem Heilande,

4. Welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

5. Denn es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nemlich Christus Jesus,

6. Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit geprediget würde.

Haupttext: Denn das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. — 1. Tim. 1, 15.

Geschichtliches.—Timotheus war gebürtig von Lystra. Man ist zu der Ansicht geneigt, daß seine Eltern von Thessalonich gekommen waren, weil er zu den Gesandten von Thessalonich gezählt wird (Apstg. 20, 4). Sein Vater war Grieche, bezw. Heide gewesen, aber mit einer Jüdin verheirathet, demnach ein Proselit des Thores. Nachdem Paulus acht oder neun Jahre gepredigt hatte, kam er auf seiner Missionsreise nach Lystra, wo sich denn scheint's Lois, Eunike und Timotheus zu Gott bekehrten. Auf einer späteren Reise kam Paulus wieder nach Lystra und fand zu seiner Freude, daß der junge Timotheus große Fortschritte gemacht hatte in der Religion, und daß er bei den Gläubigen in gutem Rufe stand; nun nahm ihn Paulus zu sich, und Timotheus wurde von Stund an Pauli Begleiter, und wurde später Aeltester oder Bischof von Ephesus. Ueber die Zeit, wann diese erste Epistel geschrieben wurde, sind die Gelehrten nicht einig, denn während einige behaupten, sie sei um das Jahr 64–65 geschrieben worden, behaupten andere, es sei um das Jahr 58 geschehen, und diese haben vielleicht ebenso guten Grund als jene. Ebenso verhält es sich auch bezüglich des Ortes, wo sie geschrieben wurde. Doch sind dieses Punkte, welche man hier wohl anführen, nicht aber erklären kann.

Paulus fühlte die Nähe seines Endes, und die Liebe zu Timotheum drang ihn, demselben noch einen väterlichen Rath, und eine Ermahnung zu schicken, besonders weil der junge Timotheus bereits um diese Zeit schon eine sehr wichtige Stelle einnahm, nemlich an der Gemeinde zu Ephesus.

Texterklärung.—V. 15. **Denn das ist je gewißlich wahr.** Damit will der Apostel sagen: Diese Behauptung ist aller Annahme werth, und soll Niemand befremden. **Daß Christus Jesus gekommen ist.** Als die Fülle der Zeit kam, erschien Christus auf Erden und versöhnte die Menschen mit Gott; d. h. er gründete eine Erlösung für arme Sünder. **Unter welchen ich der vornehmste bin.** Also mit Nachdruck gelehrt: Jesus rettet Sünder, und unter diesen geretteten Sündern ist er der vornehmste; daher sagt er „bin," und nicht „war." Wir lernen: 1. Alle Menschen sind Sünder; 2. sie brauchen nicht blos Erkenntniß, sondern Erlösung; 3. Christus kam, um sie zu erlösen; 4. er ist vermögend, alle zu erlösen.

V. 16. **Aber darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren.** Nicht weil er der größte Sünder war, sondern trotzdem; denn es war eine Absicht vorhanden. **Jesus Christus erzeigete alle Geduld.** Damit Christus allen Sündern zeigen kann, wie groß seine Geduld und Langmuth gegen Sünder ist, hat er den Paulus ertragen, da dieser in seiner Wuth gegen ihn schnaubte und tobte. **Zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten.** Ob der Apostel sich hier als ein Vorbild der endlichen Bekehrung oder Wendung seines Volkes ausgeben will, ist zu bezweifeln, vielmehr meint er, ein Bild und Beispiel von Gottes Langmuth zu sein für Alle, welche nach ihm kommen werden, und Jesum suchen; sie werden auf gleiche Weise, wie er bekehret und angenommen werden; und dieses Bild gilt den Heiden sowohl als den Juden.

V. 17. **Aber Gott,** dann folgen seine Eigenschaften: „Dem Könige der Zeitalter," a. die Zeit der Erzväter; b. die Zeit des Gesetzes; und c. die Zeit des Messias. Dem Gott, der diese Zeiten bestimmet hat: unvergänglich, unsichtbar und allein weise. Diesen Gott, im Contrast zu den Götzen der Heiden; **sei Ehre und Preis, in Ewigkeit. Amen.** Indem Gott seine Liebe also geoffenbart hat, soll ihm Preis und Ruhm dafür werden. Amen, d. h. wahrlich, wurde in der alten Kirche so gebraucht, und ist in der Vulgata so übersetzt.

V. 18. **Dies Gebot befehle ich dir, mein Sohn.** Dieses hat Bezug auf sein Verhalten zu Ephesus als Aeltester, welches der letzte Vers ja deutlich macht. Timotheus war Pauli geistlicher Sohn, und als solchen liebte er ihn. **Nach den vorigen Weissagungen.** Was für Weissagungen da gemeint sind, ist ungewiß, aber es kann auf die Weissagungen der alten Propheten Bezug haben, oder auch auf solche, welche von neutestamentlichen Propheten und Lehrern gesprochen worden waren, und zwar über Timotheum selbst, vielleicht bei seiner Taufe, oder sonstigen Gelegenheiten.

V. 19. **Und habest den Glauben und gutes Gewissen.** Unter Glauben wird hier die Lehre des wahren Glaubens verstanden, diese soll er festhalten, ohne Wanken, das Gewissen aber soll ihn regieren und leiten. Einige haben ihr Gewissen nicht bewahrt, und am Glauben Schiffbruch gelitten.

V. 20. **Hymenäus und Alexander.** Von Ersterem

lesen wir 2. Tim. 2, 18; daß er lehrte, die Auferstehung sei schon geschehen. Von Alexander lesen wir 2. Tim. 4, 14; daß er ein großer Feind Pauli war; man nimmt an, daß es der nemliche Alexander ist, von welchem Apstg. 19, 33 die Rede ist. Diese Beiden haben scheints fortgearbeitet, die Juden zum Abfall und zum Unglauben zu verführen. **Dem Satan übergeben.** Oeffentlich von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Gewöhnlich bekräftigte Gott solche Handlungen der Apostel, indem die so exkommunizirten Personen noch in schwere Heimsuchungen und Versuchungen fielen. Durch diesen Bann wurde offenbar, daß solche Personen wieder der Welt angehörten. **Gezüchtigt werden.** Die Absicht war also nicht, zu verderben, sondern zu bessern, und ihren schädlichen Einfluß zu hemmen.

Cap. 2, V. 1. **So ermahne ich nun.** Das erste Capitel scheint die Vorrede zum ganzen Brief zu enthalten; jetzt geht er zur Sache selbst über, und ermahnt zum allgemeinen Gebet. Auch der verworfenste Mensch kann noch gerettet werden, durch das gläubige Gebet, so lange Gott ihn noch nicht verworfen hat.

V. 2. **Für die Könige u. s. w.** Der Apostel befiehlt, daß man in den Versammlungen öffentlich für alle Obrigkeit beten soll. Dieses hatte einen doppelten Zweck: einmal hat das gläubige Gebet Verheißung; dann aber wurde auch der Bosheit das Maul gestopft, denn die Feinde thaten ihr Bestes, um die Christen mit der Regierung in Conflict zu bringen, und die Könige waren leider noch alle Heiden. **Auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben.** Dafür ist die Obrigkeit eingesetzt; sie soll die Unterthanen beschützen.

V. 3. **Denn solches ist gut.** Der Grund, welchen der Apostel anführt, warum dieses geschehen soll, ist ein zweifacher: 1. weil es gut ist; das Gebet der Gläubigen ist mächtig, und hat gar große Verheißung; und 2. ist es vor Gott angenehm; er hat Wohlgefallen an solchem Gebet. In diesem Vers nennt der Apostel Gott den Vater unseren Heiland, welches auch im vorigen Capitel der Fall ist; anzeigend, daß unsere Erlösung ihren Ursprung bei dem Vater hat. Wenn Gott Wohlgefallen daran hat, daß man ein stilles, ruhiges Leben führe, dann will er auch, daß man dafür bete.

V. 4. **Daß allen Menschen geholfen werde.** Soweit wir durch das Evangelium erfahren können, will Gott, daß alle Menschen selig werden sollen, dieses ist noch ein Grund, warum man für alle Menschen beten soll. **Zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.** Diese Erkenntniß ist zweifach: intelectuell, und auf Erfahrung gegründet. Die Letztere zeigt, daß wir viele Dinge nicht richtig erkennen mögen, bis sie ein Theil unseres Lebens geworden sind, das ist Erfahrung. Diese Erkenntniß faßt also Buße, Glaube, Liebe und Gehorsam in sich, und wir sagen, Gott ist der Autor unserer Bekehrung.

V. 5. **Denn es ist ein Gott und ein Mittler.** Also hat nicht jedes Volk, und jede Menschenclasse einen besonderen Gott. Er ist der Vater über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden; nur ein Mittler, d. i. Einer, welcher zwischen Gott und den Menschen steht, um die Versöhnung zu Stande zu bringen. Indem es also nur einen Mittler, nur einen Heiland gibt, so ist es unsere Pflicht, daß wir unser möglichstes thun, diesen Mittler bekannt zu machen. Der Apostel schließt aber auch auf gleiche Weise, daß die Seligkeit auf keinem andern Weg als durch den Glauben an Christum zu erlangen ist, dann aber ohne Unterschied, ob Juden oder Heiden. Weil nur ein Mittler ist, so ist auch klar, daß Alle nur einen Mittler haben, und Gott will, daß Allen soll geholfen werden. Mit Nachdruck hebt der Apostel hervor: **Der Mensch Jesus Christus.** Daß Paulus das Wort „Mensch" beifügt, hat guten Grund, der Mittler, welcher eine Vereinigung zuwege bringen soll, muß das Verhältniß genau kennen, muß beiden Parteien ebenbürtig sein, und beide Naturen in sich enthalten, denn sonst könnte er ja weder Mitleid haben noch Fürbitte einlegen, die christliche Religion concentrirt sich daher weder in Gott auf einer Seite, noch im Menschen andrerseits, sondern im Gottmenschen.

V. 6. **Der sich selbst gegeben hat für alle.** Er ließ sich kreuzigen, und starb, um so den Tod zu besiegen. **Zur Erlösung.** Das Wort ist eigentlich Lösung, und faßt in sich: um Anderer Leben zu retten, gab er sein eigenes hin. Hieraus ist unwidersprechlich klar, daß Jesus an unserer Stelle gelitten hat. Auf diesen Punkt stützt sich das ganze Lehrgebäude der christlichen Kirche, und alle christliche Hoffnung.

Lehre und Anwendung. — Der Zweck des Evangeliums ist: Menschen von der Sünde zu erlösen und für das ewige Leben zu bereiten; je mehr daher ein Christ in der Gnade wächst, desto höher wird er sein Ziel im christlichen Leben stellen.

Was Gott für seine Kinder und für seine Kirche gethan hat vor Zeiten, soll uns den Beweis liefern, was er auch für uns thun will.

Die Erlösung der Menschen offenbart Gottes Herrlichkeit mehr als irgend eine erdenkliche Sache, denn diese Erlösung zeigt seine Liebe, Weisheit und Macht.

Nur durch reines Leben und wahren Glauben ist es uns möglich, den Kampf des Lebens zum Sieg zu führen in Christo Jesu.

Das Christenthum ist deßhalb eine Religion, welche allen Menschen, Völkern und Nationen angepaßt ist; sie bindet dieselben zusammen in einem Gott, in einem Heiland, und durch einen Geist, zu einer Hoffnung.

Wandtafelerklärung.—Das Evangelium von Christo Jesu wird auch das Wort Gottes genannt. Hier aber wird es das theuer werthe Wort genannt, theuer und werth, weil es eine Nachricht enthält, welche allen Menschen unaussprechlich werthvoll ist: Jesus Christus kam in die Welt, und der Zweck seines Kommens war, Sünder selig zu machen! Diese frohe Freudenbotschaft wird uns besonders in einem Vers bündig und deutlich ausgesprochen, die Wandtafel macht darauf aufmerksam. Das Bild zeigt uns zuerst ein Buch, das ist das Wort; auf dem Buch liegt ein Kreuz, dieses bedeutet das Kreuz Jesu Christi, oder die Lehre von der menschlichen Seligkeit durch den Glauben an das Verdienst Jesu Christi; daher nennt der Apostel es ein theuer werthes Wort. Dieses Wort wird in der Sonntagschule gelehrt, dieses Wort wird auf den Kanzeln verkündet, und es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben.

Illustrationen.—Hat Gott einen Saul in einen Paulus verwandelt, dann ist Hoffnung für Alle, ohne Unterschied. Weil David wußte, daß Gott ihn vom Rachen eines Löwen, und aus den Klauen eines Bären errettet hatte, wußte er, daß Gott ihn auch vom Goliath erretten konnte.

Ein Alpenführer brachte einst Reisende an eine Stelle, wo sie nur durchkommen konnten, indem sie auf des Führers Hand standen, und sich übersetzen ließen. Eine Dame weigerte sich, denn es schien ihr zu gefährlich, und sie äußerte ihre Bedenken in der Sache; da antwortete der Führer: „Diese Hand hat noch keinen Reisenden verloren," und die Dame glaubte; das gab ihr Vertrauen. Jesus hat noch nie einen Menschen verloren, der auf ihn traute!

Ein Baum hat ein inneres und ein äußeres Leben. Durchschneide die Rinde, daß inwendig kein Saft mehr aufsteigen kann, dann stirbt der Baum, weil das innere Leben aufhört; reiße ihm die Blätter ab, so schnell sie wachsen, dann wird das innere Leben ersterben und der ganze Baum zu Grunde gehen, denn das äußere Leben ist gestört. Auch der Christ hat ein inneres und ein äußeres Leben.

Pauli Auftrag an Timotheum.

9. Lection: 2. Tim. 3, 14–17; 4, 1–8. — Sonntag den 31. Mai 1885.

14. Du aber bleibe in dem, das du gelernet hast und dir vertrauet ist; sintemal du weißt, von wem du gelernet hast.

15. Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu.

16. Denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit;

17. Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

1. So bezeuge ich nun vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, der da zukünftig ist, zu richten die Lebendigen und die Todten, mit seiner Erscheinung und seinem Reich.

2. Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre.

3. Denn es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jücken;

4. Und werden die Ohren von der Wahrheit wenden, und sich zu den Fabeln kehren.

5. Du aber sei nüchtern allenthalben, leide dich, thue das Werk eines evangelischen Predigers, richte dein Amt redlich aus.

6. Denn ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden.

7. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben g.halten.

8. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Haupttext: Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu.—2. Tim. 3, 15.

Geschichtliches.—Nach der Beschreibung von Lewin, kam Paulus nach seiner Befreiung nach Corinth, ging von da im Jahr 64 nach Nicopolis (Stadt des Sieges), und von da nach Epirus, nordwestlich von Griechenland, Italien zu, wo er den Winter über verweilte. Von hier aus kam er dann durch Macedonia nach Troada (Troas), und endlich nach Ephesus. Um diese Zeit war die Christenverfolgung unter Kaiser Nero ausgebrochen; auch Paulus wurde gefangen genommen und nach Rom verbracht, wo er dann die zweite Epistel an Timotheum schrieb. Dieses ist eine merkwürdige Epistel; sie zeigt uns, was dem Apostel von all seiner Arbeit, und von all seinen Mühen an zeitlichen Wohlstand geblieben ist. Eine Zelle im Gefängniß, ein alter Mantel, und etliche Pergamentrollen; aber er klagt nicht, sein letzter Brief enthält kein Wort, das seinen Sohn im Evangelium entmuthigen könnte. Er hat den Kampf ritterlich gekämpft, sein Glaube hat nie gewankt, sein Schatz ist gesichert, es reut ihn nicht, gelebt zu haben, und nun freut er sich auf die Märtyrerkrone, wie eine Jungfrau auf den Brautkranz.

Weil wir denn wissen, daß Paulus einen Abschiedsbrief, eine letzte Botschaft vor seinem Sterben schreibt, so lasset uns zu seinen Füßen sitzen und hören, was ihm, so nahe an seinem Ende, noch auf dem Herzen liegt, und dann aber auch den Rath eines solchen Mannes zu Herzen nehmen und befolgen.

Texterklärung.—V. 14. **Du aber bleibe in dem, das du gelernet hast.** Das hat Bezug auf die Lehren des Evangeliums; davon soll er weder durch Lockung noch durch Drohung sich abwenden lassen. Diese Ermahnung gilt den Gottseligen aller Zeiten. **Und dir vertraut ist,** d. h. wovon du völlig überzeugt bist; wie immer nun diese Ueberzeugung kam, er hatte sie, und wird ermahnt, sie festzuhalten. **Du weißt, von wem du gelernet hast.** Nemlich von einem Apostel Jesu Christi, welches soviel war, als von Jesum Christum selbst.

V. 15. **Und weil du von Kind auf.** Dieses beweist, daß Timotheus, obwohl er einen heidnischen Vater hatte, streng jüdisch erzogen wurde, d. h. von früher Jugend an unterrichtet wurde in der **heiligen Schrift.** Paulus nennt diese Schriften heilig, und zwar 1., um sie zu unterscheiden von den weltlichen, philosophischen Schriften, und 2. um anzudeuten, daß sie durch den heiligen Geist inspirirt wurden. **Unterweisen zur Seligkeit.** Die heilige Schrift ist hinlänglich, einem Menschen den Weg zur Seligkeit zu lehren, ohne Zuthun anderer Schriften, Regeln oder Gebräuche; denn sie offenbart den von Gott gesandten Erlöser: **Jesum Christum.** Die Seligkeit liegt nicht in der Erkenntniß des Gesetzes, noch in den Werken desselben, sondern in der Erkenntniß Jesu Christi, und im Glauben an ihn. Zwischen der Weisheit, welche die Schriften der Menschen geben, und der Weisheit, welche das Evangelium wirkt, ist gar kein Vergleich zu machen, da sie nach Urquelle, nach Gegenstand, und nach Zweck ganz verschieden sind. Diese Stelle zeigt auch an, daß das Neue Testament eine Erfüllung des Alten ist.

V. 16. **Alle Schrift von Gott eingegeben.** Der Apostel ermahnt zur Beharrlichkeit in den Lehren der heiligen Schrift, und meint damit das Alte und Neue Testament. Hier haben wir 1. die Würde und Autorität der heiligen Schrift; 2. ihre Nützlichkeit, und 3. ihre Vollkommenheit. **Ist nütze zur Lehre.** Alle, von Gott eingegebene Schrift hat ihren Nutzen; unter dem Wort alle dürfen wir natürlich die Schriften des Neuen Testamentes mitrechnen. Als Beweis für die göttliche Eingebung haben wir: 1. die Behauptung der Schreiber selbst, und diese sind allgemein als fromme Männer anerkannt worden; 2. die Verheißung Jesu Christi, daß der heilige Geist sie in alle Wahrheit leiten würde; 3. das Zeugniß, welches Jesus über die Schriften des Alten Testaments abgelegt hat; 4. die im Heilsplan entwickelte Weisheit; 5. die Reinheit ihrer Moralität; 6. Wunder; 7. erfüllte Weissagungen; 8. die Uebereinstimmung der Schrift mit den Werken, durch Wissenschaft geoffenbart; 9. die Uebereinstimmung der Schriften, obschon in drei Sprachen, von 36 unterschiedlichen Personen, und in 1500 Jahren geschrieben; 10. der Einfluß der Schrift auf die Welt; 11. die Erfahrung aller Christen; und 12. die Erhaltung derselben. **Zur Strafe, zur Besserung** u. s. w. Dieses Alles kann man so aussprechen: die heilige Schrift ist uns gegeben, um unsere Seligkeit zu sichern, und auf dem Weg alle Bedürfnisse zu ersetzen, oder zu zeigen, wie sie zu ersetzen sind; daher zur Unterweisung in aller Gerechtigkeit. Die heilige Schrift macht zur Seligkeit weise.

V. 17. **Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen.** Darunter haben wir den vollkommen entwickelten Charakter des Christen zu verstehen. Das Wort in der Ursprache bedeutet soviel als vollständig ausgerüstet, und bezieht sich hier auf eine vollständige Ausrüstung, das Amt eines evangelischen Predigers zu treiben und zu verwalten. Die heilige Schrift ist eine so vollkommene Regel, daß kein Christ nöthig hat, sich an alle mündliche Ueberlieferungen zu kehren; hat er die Schrift und befolgt sie, so wird er zu allem guten Werke geschickt.

Cap. 4, V. 1. **So bezeuge ich nun vor Gott.** Ich befehle dir, nach dem Englischen; indem du also vollständig ausgerüstet bist, daß du also thust. Die Versuchungen waren stark, aber hierin liegt Macht, denselben ihre Kraft zu brechen. **Und dem Herrn Jesu.** Nicht nur, weil Jesus in einem besonderen Verstand der Herr des Timotheum war, sondern weil er einst Richter sein wird über **die Lebendigen und die Todten.** Diejenigen, welche leben, wenn er kommt, aber auch Diejenigen, welche gestorben sind.

V. 2. **Predige das Wort, halte an.** Erhebe deine Stimme, wie ein Herold. Das Wort ist das Evangelium; nicht Fabeln, Geschlechtsregister und Sophisterein, sondern ein Wort, welches in Christo, dem ewigen Wort besteht. **Zur rechten Zeit, oder zur Unzeit,** d. h. gelegen oder ungelegen, in der Kirche oder auf dem Markt, vor Vielen oder vor Wenigen, ob frei oder im Gefängniß. **Mit aller Geduld.** Das Amt eines Predigers wird hier schön dargelegt: drohen, strafen und ermahnen mit Geduld; und zu lehren. Der Strafe, der Drohung u. s. w. soll allemal Unterricht beigefügt werden, zur Unterweisung und Besserung der Seelen.

V. 3. **Denn es wird eine Zeit sein,** d. h. sie wird kommen, und diese Zeit, von welcher er redet, ist Grund des Befehles, welchen Paulus dem Timotheus gibt. **Die heilsame Lehre nicht leiden.** Das Evangelium fordert Glaube, Liebe, und ein heiliges Leben, dem werden sie widerstehen. **Nach eigenen Lüsten wandeln,** d. h. nach ihren eigenen Leidenschaften und Begierden. **Ihnen selbst Lehrer aufladen.** Werden die rechtmäßig über sie gesetzten Lehrer verwerfen, weil diese nicht nach dem Wunsch der Zuhörer predigen, und werden sich Lehrer anstellen, welche sich nach den Wünschen ihrer Zuhörer richten.

V. 4. **Die Ohren von der Wahrheit wenden.** Dieser Vers will so viel sagen, als: in ihrer Verdorbenheit werden sie sich von der Gemeinschaft der Kirche lossagen, und **zu den Fabeln kehren.** Vermuthlich hat diese Rede Bezug, wie jene 1. Tim. 4, 7. (Vergleiche.) Eine ähnliche Ermahnung gibt er im Brief an Titum (Tit. 1, 14): Denn wer einmal den lebendigen Gott verläßt, der weiß nicht, wie tief er fallen kann.

V. 5. **Sei nüchtern allenthalben.** Sei wachsam, ist hier der Sinn dieses Wortes. **Leide dich,** d. h. leide die dir begegnenden Verfolgungen als ein guter Kämpfer. **Thue das Werk.** In der Ursprache heißt es „eines Evangelisten," doch muß zugegeben werden, daß Luther den Sinn richtig erfaßt hat, denn Timotheum war kein Evangelist in dem Sinne, wie wir es jetzt auffassen, aber er war ein evangelischer Prediger im vollen Sinne des Wortes. **Richte dein Amt redlich aus.** Das meint: Ueberzeuge Jedermann, daß es dir darum zu thun ist, treu erfunden zu werden.

V. 6. **Ich werde schon geopfert.** Diese Ermahnung ist um so eindringlicher, wenn man die Verbindung macht. Richte dein Amt aus, thue dein Werk treulich, denn meines ist nun vollbracht. Der Urtext macht es noch nachdrücklicher: Mein Blut wird bereits wie Opferblut zu einem Trankopfer geopfert, und mag wohl andeuten, daß Paulus bereits eine Andeutung von der Art seines Todes haben mochte. **Die Zeit ist da.** Die Zeit des Abscheidens ist gekommen. Paulus fühlte das; vielleicht hatte er auch eine Offenbarung erhalten hierüber. Die Anker sind schon gehoben, und die Segel gespannt, es geht zum letzten Hafen.

V. 7. **Ich habe einen guten Kampf gekämpft.** Das soll ihm nun zum Trost gereichen, in seiner letzten Stunde. **Den Lauf vollendet.** Er ist zum Ende gekommen; zum Ende seines Lebens, aber auch zum Ende seines Amtes. **Glauben gehalten.** Seinen eigenen persönlichen Glauben an Jesum, aber auch die Amtstreue, welche er auf seinem Herzen trug; also: Ich bin meinem hohen Beruf treu geblieben, bis ans Ende.

V. 8. **Hinfort ist mir beigelegt.** Im vergangenen Leben gekämpft; gegenwärtig, Krone beigelegt; zukünftig, nur überreicht. Durch das „beigelegt" wird angezeigt, daß die Krone schon bereit ist und wartet, bis Paulus kommt, sie zu empfangen. **An jenem Tag.** Der Tag der Offenbarung und Rechenschaft, da alle Treuen ihren Lohn empfangen sollen; der wird auch Pauli Verdienst offenbaren. **Nicht mir aber allein.** Paulus ist nicht selbstsüchtig; seine Lebensarbeit war ja: Alle dahin zu bringen. Er will selbst im Himmel nicht allein sein. **Die seine Erscheinung lieb haben.** Dieses ist nach des Apostels Meinung der Inbegriff des Christenthums: mit Inbrunst auf die Erscheinung Jesu zu warten, und Alle, welche dieses thun, werden Kronen empfangen.

Lehre und Anwendung. — Der wahre Christ hat die Lehre der heiligen Schrift nicht blos angenommen, sondern er ist in seinem Innern überzeugt von der Wahrheit derselben.

Der Gläubige sucht nicht blos das Werk des Herrn zu treiben, sondern sucht auch, völlig für dieses Werk ausgerüstet zu werden.

Im Leben treu, im Leiden geduldig, in Trübsal vertrauend, und im Tode getrost, ist des Christen Bestreben.

Illustrationen. — Jemand sagte zu Coleridge, man müsse Kinder nicht mit religiösen Vorurtheilen für die Religion anfüllen. Coleridge nahm den Freund in sei-

nen Garten, und zeigte ihm ein Beet, ganz mit Unkraut angefüllt, und sagte: Dieses ist nicht mit Vorurtheilen für Blumen eingenommen. „Ich selbst," sagte er dann, „bin sehr mit Vorurtheilen eingenommen für einen Garten voller Blumen." Das Gemüth des Kindes sollte mit Vorurtheilen eingenommen werden, aber ganz für das Gute.

Die Prinzen von Persien hatten einst die vier besten Männer des Reiches als Hauslehrer: 1. der weiseste, um Weisheit zu lehren; 2. der muthigste, um wahren Muth zu lehren; 3. der gerechteste, um Gerechtigkeit zu lehren, und 4. den muthigsten, um Selbstbeherrschung zu lehren. Im Worte Gottes haben wir sie alle in einer Person: Jesus Christus ist unser Vorbild und Lehrer in allen Dingen.

Wandtafelerklärung.—Paulus ermahnt seinen geistlichen Sohn, wie sich derselbe verhalten solle in seinem Amte, als Diener am Wort. Unsere Wandtafel zeigt uns eine Kanzel, auf welcher das offene Wort Gottes liegt, und zwar unter den Lichtstrahlen einer leuchtenden Krone in der Höhe. Gottes Wort liegt dem Prediger des Evangeliums offen; es ist seine Autorität und auch sein Mittel; daraus soll er predigen, denn es enthält Gottes Willen; damit soll er strafen, denn es enthält Gottes Gesetz; dadurch soll er ermahnen, denn es enthält Gottes Verheißungen; damit soll er drohen, denn es enthält Gottes Drohungen. Das soll er lehren, denn es ist Gottes Wort. Wer aber in diesem getreu verharrt bis an das Ende, d. i. bis an den Tod, der wird die Krone des Lebens empfangen, denn Gott hat sie beigelegt allen seinen getreuen Knechten. Auch der Lehrer

und die Lehrerin in der Sonntagschule sind Gottes Diener und Dienerinnen am Wort, deßhalb geht die Ermahnung auch sie an, und natürlich auch die Verheißungen sind ihnen gegeben.

Mit unsern Lesern.

Bis die Leser dieses zu Gesicht bekommen, wird die Internationale-Sonntagschulcommittee in Cincinnati fleißig an der Arbeit sein, für weitere sieben Jahre Bibellectionen für die verschiedenen Sonntagschulen (zu sagen) der Welt, auszuwählen. Das ist sicherlich eine sehr wichtige Aufgabe! Und da geht es eben auch, wie das Sprichwort sagt: „Viele Köpfe, viele Sinne." Einige wollen, daß die Committee spezielle Lectionen wähle für die Kleinkinderclasse, dann für mehr vorangeschrittene (Intermidiate), und dann auch noch für völlig erwachsene Schüler. Wir meinen, das sei des Dings zu viel, denn das fordert selbstverständlich auch spezielle Erklärungen, die den Lectionen anzupassen sind. Wir sind der Meinung, daß ein fähiger Lehrer die Lection selbst (ohne Committee) seinen Schülern anzupassen im Stande sein soll. Denn auf die rechte Behandlung der Lection kommt ja endlich doch die ganze Sache an. Daß hie und da eine Lection nicht so passend für die Kinder war, ist wahr, aber nicht alle sind auch Kinder. Einfache Lectionen aus dem Alten und Neuen Testament mit gutem Plan und genug Verschiedenheit, daß sie eine gründliche Einsicht in die Lehren der christl. Religion geben, ist alles, was wir brauchen. Nur nicht zu viel Maschinerie ist unser Rath an die Committee in Cincinnati.

Chr. H., Chicago. Daß hie und da ein Fremdwort im Magazin gebraucht wird, mag seine Richtigkeit haben, aber das sind eigentlich nur Ausnahmen, oder Fälle, wo man sich kaum besser auszudrücken vermag. Man nehme z. B. das Wort Telephon. Sicherlich versteht dies die große Mehrheit der Leser in diesem Land besser, als wenn wir sagen: Fernsprecher. So ist es mit einer großen Anzahl „bekannter" Fremdwörter. In Erzählungen jede und alle Annäherung und namentlich eingebürgerte Fremdwörter zu vermeiden, ist höchst schwierig, und selbst in manchen Fällen lächerlich. — Dann ist die Bildungsstufe der Leser so sehr verschieden, daß man doch auch in einem Familienblatt da einigermaßen drauf Rücksicht nehmen sollte. Wo wären wir z. B. gelandet, wenn wir in Br. M. Höhn's trefflichem Artikel über „Schrifterklärung" alle Worte, wie Inspiration, Geographie, Parallelstellen, Methode 2c. hätten verdeutschen wollen? Minder Belesenen würde es nur gut sein, sich über dergleichen Worte Aufschluß zu verschaffen, was man ja leicht thun kann. Nur die Extreme sind nach unserer Ansicht zu meiden, l. Bruder!

L. R., Mich. Ist es recht, daß man eine Lehrerversammlung aufgibt, so lange noch sechs Lehrer bereit sind, beizuwohnen?

Wir könnten ohne weitere Berücksichtigung mit nein! antworten, aber wir wollen hier ein Wort beifügen: Eine Lehrerversammlung ist entweder ein Bedürfniß, oder sie ist es nicht. Nun liegt die Frage vor: Wo ist sie ein Bedürfniß, und wo ist sie es nicht? Um diese

Frage zu beantworten, muß man mit dem Zweck der Lehrerversammlung vertraut sein. Wenn der Zweck der Lehrerversammlung ist, die Lehrer tüchtiger zu machen im Unterricht, die Lectionen zu erklären, um Einigkeit des Unterrichts zu erzielen, dann gibt es keine Sonntagschule, in welcher die Lehrerversammlung entbehrlich wäre; aber es gibt Lehrer, welche meinen, sie können in dieser Richtung nichts mehr lernen; sie sehen keine Nothwendigkeit, sich abzuplagen mit Lehrerversammlungen u. dergl. Doch sind daß nicht die besten Lehrer im Allgemeinen, denn je tüchtiger ein Lehrer ist, desto mehr erkennt er die Nothwendigkeit der Lehrerversammlung. Mit dieser Beantwortung fallen die anderen Fragen zu Boden.

M. S., Mo. Wie viele Schüler sollte ein Lehrer durchschnittlich in seiner Classe haben?

Ja, das kommt auf Umstände an, und der Umstände sind mehrere; einmal die Fähigkeit des Lehrers, dann die Tugendhaftigkeit der Schüler, der Mangel oder Ueberfluß an Lehrern, und sogar die Position, welche der Lehrer seinen Schülern gegenüber einnehmen muß, während des Unterrichtes. Wenn der Lehrer vor seinen Schülern sitzt, und sie beobachten kann, dann kann er leichter ein Dutzend unterrichten, als blos sechs, wenn er im nemlichen Sitz sitzen muß. Wo aber alle Umstände günstig sind, sollte keine Classe mehr als acht bis zehn Schüler zählen; damit ist aber die Kleinkinderklasse nicht zugezählt.

Plon Plon, Ind. 1. Die Rollschuhe sind dem Volk in den „Kopf" gestiegen, und Amerika ist mit einer Rollschuhverrücktheit epidemisch heimgesucht. Man rollt sich in das Verderben; man rollt allen Menschen zum Trotz. Die Uebertriebenheit, welche dem amerikanischen Volke so eigen ist, zeigt sich da wieder aufs neue; eine Sache mag noch so einfältig, oder noch so dumm sein, wenn die "craze" kommt, dann kommt sie. Kirchen, Schulen und Gesellschaften haben ihre Stimmen erhoben gegen die Verrücktheit, es ist umsonst, die Krankheit nimmt scheints ihren natürlichen Verlauf. Eine Zeitung gibt den Predigern ein Capitel aus den „Leviten," und sagt:

Was nützt es denn, in beredter Weise über den zweirädrigen Wagen Elia's zu predigen, wenn am Ende die Leute auf vier Rädern (Rollschuhen) dem Abgrund entgegen galoppiren? Warum auf der Kanzel über Herzensreinheit reden, und dann im Rink die zarten Mädchen dem Geleit unzüchtiger Leute anvertrauen? Wäre es nicht besser, in unserer Zeit, wo die Hurerei so schauderhaft im Schwunge geht, gegen Ehebruch und Hurerei seine Stimme zu erheben? Oder gegen das Stehlen zu predigen in einem Zeitalter, worin die Unehrlichkeit zu einer Epidemie geworden ist? Würde es nicht auch rathsam sein, gegen die Mordwuth zu Felde zu ziehen, da Mord, und besonders Kindermord an der Tagesordnung ist? Oder der Heiligkeit des Eides einmal einen Vortrag zu widmen unter einem Volke, das sich aus einem falschen Schwur nichts macht, und auf die gleichgültigste Weise Eide schwört. Der Heiligung des Sonntags dürfte von den Kanzeln herab mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, und der Unmäßigkeit, welche heutzutage immer riesigere Dimensionen annimmt, sollten die Prediger mit energischem Worte begegnen. Auch wäre der Text: „Laß dich nicht gelüsten," in einer Zeit, wo Jeder leicht und schnell reich zu werden trachtet, ein sehr zeitgemäßes Thema für eine derbe Predigt — überhaupt: wäre es nicht besser, in den Predigten den zehn Geboten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als über geheimnißvolle Dinge zu plaudern, die Niemand versteht, und die Niemand nützen?

2. Wir haben mehr als einmal die Beobachtung gemacht, wenn sich bekehrte junge Männer einer „Musik-Bande" angeschlossen, daß dieselben neun aus zehn Fällen zu Grunde gegangen sind. Man kann der edlen Musika ja genug pflegen als bekehrter Jüngling, ohne sich der obigen Gefahr auszusetzen. Das ist unsere entschiedene Meinung.

Rundschau.

Die Japanesen sind in ihrer Civilisation den Amerikanern zu stark nachgeeilt. Sie haben ihre Wälder verwüstet und Bäume zerstört, ohne frische zu pflanzen, und haben dadurch den Regenfall gestört; jetzt leiden die Maulbeerbäume, die Nahrung der Seidenraupen, und es droht Gefahr für des Landes reichste Erwerbquelle, nemlich die Seidenzucht. Man hat einst allerlei spöttelnde Reden hören müssen, als Carl Schurz für die Erhaltung unserer Wälder das Wort redete; aber man lernt doch mehr und mehr einsehen, daß die Wälder einen großen Einfluß auf die Feuchtigkeit der Erde, und also auch auf den natürlichen Regenfall haben.

Die amerikanische Sonne ist in den Wendekreis der Rollschuhe übergegangen, und das ganze Land ist epidemisch angesteckt. Die Menschen sind wie verrückt, und deßhalb nennt man die Epidemie auch "craze"—. Der Staat Georgia hat durch seine besten Bürger in Massenversammlungen entschieden, die Rollschuhbahnen seien ein öffentlicher Gemeinschaden, und müssen abgeschafft werden. Aehnlich hat die Grandjury von Harrisburg, Pa., entschieden. D. L. Moody, der Evangelist, hat sich gegen das Rollen erklärt; Synoden und Conferenzen haben sich dagegen ausgesprochen; die Tagespresse ist im Allgemeinen dagegen; mittlerweile wird fortgerollt, und

Verrücktheit wird ihren natürlichen Verlauf nehmen, aber nicht, ohne großen Schaden anzurichten.

In einem Städtchen in New Hampshire hat ein Arbeiter seit acht Jahren täglich zweimal einen Umweg von einer Viertelmeile gemacht, um nicht an einem Pulvermagazin vorbei zu müssen. Neulich las er in der Abendzeitung, daß das seit 11 Jahren leerstehende Pulvermagazin nun abgebrochen werde. Das ist so gut wie jener Editor, welcher acht Jahre lang seine Uhr alle Morgen treulich aufzog und dann von ungefähr erfuhr, daß es eine Achttaguhr sei.

Aus dem Staatsgefängniß von Massachusetts wurde kürzlich ein Sträfling entlassen, welcher $1800, die er im Gefängniß ersparte, mit nach Hause nahm, und sogleich einen Schuhladen in seiner Heimathsstadt eröffnete, wo er jetzt gute Geschäfte thut. Es ist wohlthuend zu hören, daß das Gefängniß doch wenigstens in vereinzelten Fällen zur Besserung der Sträflinge dient.

Der Vereinigte Staaten Senat hat eine Gesetzesvorlage angenommen, welche die Einführung ausländischer Arbeitskräfte unter Contrakt verbietet. Soweit dieses sich auf Arbeitskräfte, unbestimmt bezieht, wäre es schon recht; aber wie nun mit Bezug auf Künstler, z. E. Graveure, Orgelbauer, Uhrenmacher u. s. w.? Daß das Gesetz den amerikanischen Arbeiter schützen soll, ist ja verstanden, aber wird es am Ende ihm nicht schaden, wenn Amerika seine Kunstarbeit aus der Fremde beziehen muß? Wenn der einheimische Arbeiter das Verlangte nicht zu liefern vermag, weder in Qualität noch in Quantität, sollte da nicht eine Ausnahme stattfinden? Gesetze wie das benannte, sind pure Demagogerei.

Rußland hat 2000 Krupp'sche Kanonen der neuesten Construktion für die Festungen in Central-Asien bestellt. Nach Berichten sollen auch die Festungen selbst nach den neuesten Erfindungen gebaut sein. Zugleich mit obiger Nachricht erscheint auch der Bericht von St. Petersburg, daß Sebastopal am Schwarzen Meer ein freier Hafen sein soll.

Vor einigen Jahren verlor ein Mann im Staate Maine seine Gattin durch den Tod. Er verließ seine Heimath, um als wandernder Fremdling Zerstreuung zu suchen; gab jedoch weitläufigen Verwandten, welche die Farm bebauten, die Versicherung, die Farm soll nach seinem Tode ihr Eigenthum sein. Der Mann starb vor einigen Monaten an der Grenze von Minnesota und Manitoba. Nun wollten diese Verwandten Besitz nehmen von der Farm, aber es war kein Testament zu finden, also daß andere Verwandten Ansprüche erhoben. — Weil der Mann früher verlangte, neben seiner Frau beerdigt zu sein, so gingen nun die Verwandten, denen er die Farm versprochen hatte, dorthin, seinen Leichnam zu holen; indem aber der elende Bretterfarg nicht tauglich war, die Leiche zu befördern, so legte man sie in einen andern Sarg, und fand dabei das Testament, welches dieser Familie die Farm vermachte, und ein Papier, welches genau beschrieb, wo $2100 in Gold begraben lagen. Es lohnte sich, den Leichnam zu holen; aber es scheint, der Mann hatte mit Vorbedacht gehandelt.

Hinterstübchen.

Die Potsdamer Kuchenhändlerin. — Als Friedrich der Große („der alte Fritz") nach Beendigung des siebenjährigen Krieges nach Potsdam zurückkehrte und durch die Stadt nach Sanssouci ritt, sah er am Brandenburger Thor auf ihrer gewohnten alten Stelle eine alte Obst- und Kuchenhändlerin, die er freundlich grüßte und fragte: „Na, Mütterchen, wie ist's ihr gegangen?" „J, recht gut; aber wo is he denn so lange gewesen?" „Weiß sie denn nicht, daß ich sieben Jahre Krieg geführt habe?" „Wie sollt ick det weten, und wat geht mich det an? Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!" Friedrich lachte laut auf, und sagte zu dem neben ihm reitenden General: „Da haben wir's, Ziethen, hat er gehört? Das war ja eine Majestätsbeleidigung!"

Definitionen.

Was ist ein Hut?

Ein Hut ist der über dem haarigen Gedankenglobus filzig emporstrebende Gedankendeckel.

Was ist ein Loch?

Ein Loch ist eine partielle Negation einer relativen Totalität.

Was ist ein Regenschirm?

Ein Regenschirm ist die centrifugale oppositionelle Ausbreitung bespannter Walfischrippen gegen das rücksichtslose Eindringen himmlischer Flüssigkeit.

Was ist Gummi elasticum?

Gummi elasticum ist der elastische Vernichter bleistiftlicher Extravaganzen.

Was ist Pergament?

Pergament ist die behufs der Jdeenverkörperung präparirte eselhafte Oberfläche.

Was ist Tinte?

Tinte ist die der geistigen Schöpfung vorangehende Urnacht.

Richtiges Beispiel. — Kind: „Vater, wie unterscheidet sich eigentlich koncav und konvex?"

Vater: „Konkav und konvex? Weeßte, liebes Kind, des is ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen Justav und Jasthof!"

Eine Musik-Kritik aus Kindermund. — Die Scene ist ein kleiner Haushalt. Seit einigen Tagen hat der Luxus in der Gestalt eines Klaviers in die bescheidene Wohnung seinen Einzug gehalten, und Mama bearbeitet dasselbe schlecht und recht, nachdem sie ihr Tagewerk vollendet. Inmitten einer sentimentalen Melodie ruft plötzlich das kleine Töchterchen: „Das ist hübsch, das

Piano ist sehr hübsch! Es macht beinahe noch viel schönere Musik, als die Nähmaschine!"

Nichts als Knochen. — Feldwebel: „Herr Hauptmann, die Leute klagen in der letzten Zeit wieder häufig über die zu kleinen Fleischrationen—es seien gar zu viele Knochen dabei."

Hauptmann: „Mit dem ewigen Klagen: Knochen! — Ich hab' Knochen, Sie haben Knochen, die Kerls haben Knochen, überhaupt jeder Ochs hat Knochen."

Sächsisches. — Ist das hier der rechte Weg nach Lindenau?

Bauer: Ach ne, mei Kutester, da hätten sie da oben rechts abgehen sollen!

Fremder: Also muß ich wieder ein Stück rückwärts gehen?

Bauer: Nu, eegentlich nich, Se därfe sich nur umdrehen, dann können Se gleich wieder vorwärts gehen.

Aus der Schule.—Lehrer: „Seid ruhig, Kinder, und lernt gehorchen—ich muß auch gehorchen;—wer sagt mir wem?" — Moritz: „Ihrer Frau!"

Vorsichtig.—Junge Damen und Herren machen eine Landpartie, und treffen einen Bauernjungen an, der Schafe hütet. Mit diesem beschließt ein etwas naseweises Fräulein, „einen kleinen Spaß zu machen," geht also zu ihm hin und fragt ihn, ob er schon eine Frau habe.

„Noi!" war die Antwort.

„Gut, so will ich dich heirathen!" erwidert das Fräulein.

Der Junge aber bleckt die Zähne und sagt abermals: „Noi!"

Nun stellt ihm Einer aus der Gesellschaft vor, daß er, wenn er das Fräulein heirathe, eine schöne Menge Geldes dazu bekomme, alle Tage fein herrliches Essen und Trinken habe, und keine Schafe mehr zu hüten brauche. Bei diesen Worten lacht der Junge so in sich hinein und sagt: „Dös kann scho sei, aber i mag halt net!"

„Aber warum willst mich denn nicht herathen?" fragt jetzt das Fräulein fast pikirt, „du mußt doch einen Grund haben!"

„Natürlich hab' i en Grund!" versetzt der Junge, „guck, wenn i di' nähm', hätt' i mehr z' hüte, als an meiner ganzen Schofherd'!"

Eine Eselsfalle. — Ein Amsterdamer Spaßvogel zeigte in den Zeitungen ein Pülverchen an, das, ins Wasser gestreut, drei verschiedene Arten von Fischen hervorbringe. Der Preis war nur sieben Schillinge. Als ein Londoner Kaufmann unter Einsendung des Betrages darum anhielt, wurde ihm folgende Antwort: „Werther Herr! Ich hatte mit einem Freunde gewettet, es gebe nichts so unsinniges, daß nicht Dutzende von zweibeinigen Eseln darauf hineinfielen. Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß Sie der zweiundsiebenzigste sind."

Classisch.—Gespräch zweier Elementarschüler. „Du, wat is 'n det, ‚classisch'?"—„Classisch? Weest 'n, wat de Classiker sind?"—„Ja woll. Jöthe, Schiller, Lessing, und die übrigen Brüder." — „Hast'n die jelesen?"—„Nee!"—„Na, denn kannstet ooch nich wissen, wat ‚classisch is. Classisch is nemlich, wenn Ener alle Classiker jelesen hat, un weeß noch nich, wat classisch is—det is classisch!"

In der Abwesenheit des Lehrers schrieb ein Schüler auf die Wandtafel: Unser Lehrer ist ein Esel. Als der Lehrer zurückkam und das Geschreibsel sah, sagte er kein Wort; er nahm einfach die Kreide, und schrieb zu dem Wort „Esel" noch „treiber" hinzu, und ließ es den ganzen Tag so stehen.

Bei einer Trauung in Serbien ist es gebräuchlich, daß der Bräutigam und die Braut ein Stückchen Zucker theilen und zwischen die Lippen nehmen, um anzudeuten, daß sie nur süße sprechen wollen zusammen. Es wäre bald einmal Zeit, daß man den Gebrauch auch noch sonstwo einführte.

Was ist ein Zeitungs-Correspondent? — Ein Zeitungs-Correspondent ist ein volksbelehrender, dem Publikum nützender, nie Geld besitzender, papierverschmierender, weiberpousirender, viel Bleistift brauchender, „Galgenknasterjaugender," am Freilunch sich labender, immer Durst habender, niemals zu hitziger, geistreich witziger, nach Items jagender, notizenbuchtragender, temperenzfeindlicher, den Wirthen freundlicher, viel Schulden habender, an Bockbier labender, Lokales schreibender, die Zeit euch vertreibender, oft sehr schön dichtender, neuigkeitsjagender, Sandwichs nagender, niemals je lügender, Dummheit bekriegender, gottbegnadeter, und allgemein beliebter und verhättschelter Apostel der Aufklärung und Freiheit!

Sehr gefährlich. — In einem Bericht über eine kürzlich stattgehabte kirchliche Feierlichkeit in X. hieß es wörtlich:

„Die Orgel präludirte, und dann fiel die ganze Kirche ein."

Ein wenig schmeichelhafter Vergleich. — General Cook aus Georgia besuchte einmal eine Hunde-Ausstellung in Washington. „Dies ist gerad', wie im Congresse," sagte er, „die kleinen Hunde machen den ganzen Spektakel, und je kleiner sie sind, desto lauter bellen sie."

Malitiös.—Reisender: „Sie, Herr Conducteur, ist in der nächsten Station Zeit, um eine Erfrischung einzunehmen?"

Conducteur: „O ja, wenn Sie nicht weiter fahren!"

Mittel gegen Zahnweh.—Nimm ein Stückchen Butter, und leg' es auf die Zunge; alsbald wird es vergeh'n.

Rebus.

Räthsel.

In Erster lebte er einst im Exil.
Von Zweiter gab es einst auf Höhen viel.
Das Ganze, das die See so nahe hat,
Ist weltberühmt als große Handelsstadt.

Auflösung der Räthsel im Märzheft.

1. Räthsel. — Zeit. Clara M. Iwan, C. J. Seidensticker, Charlotte Mühlhausen, F. Lüben, Alb. Reinke, B. Bracker.

2. Buchstabenräthsel. — Einst. Clara M. Iwan, C. J. Seidensticker, Charlotte Mühlhausen, F. Lüben, Alb. Reinke, Jac. Häth.

3. Logogryph. — Megnat — Magnet. Clara M. Iwan, C. J. Seidensticker, Alb. Reinke, Jac. Häth, David D. Eidt.

In tiefem Sinnen.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. Juni 1885. Nr. 6.

Maienrose.

(Von Carl Gerok.)

Maienrose, Frühlingskind,
Hauche deine Düfte
Lang noch in den Maienwind,
In die Lenzeslüfte!

Maienrose, Frühlingskind,
Ewig Frühlingswetter,
Maienmild und lenzeslind,
Spiel' um deine Blätter!

Lenzesmild und maienlind
Strahle dir die Sonne,
Und dein ganzes Leben schwind'
Als ein Mond der Wonne!

Und erhebt sich je ein Wind,
Der die Blumen schaukelt,
Sei's ein Maienlüftchen lind,
Das dich sanft umgaukelt!

Und ob je der Himmel spinnt
Einmal einen Regen,
Sei's ein Sommerregen lind,
Voll von süßem Segen!

Maienrose, Frühlingskind,
Festlich laß dich grüßen;
Was ich heut' von Rosen find',
Streu' ich dir zu Füßen.

Reisebriefe.

Von Bischof J. J. Escher.

III.

Der Mensch ist in hohem Grad den Umständen, mit denen sein Dasein in Verbindung steht, und die ihn umgeben, unterworfen. Die kaukasischen Amerikaner sind nicht deßhalb so charakteristisch amerikanisch, weil sie zufällig in Amerika das Licht dieser Welt erblickt haben, sonst müßte zwischen ihnen und ihren farbigen Geschwistern, und den eigentlichen natives von Amerika, den rothen Kindern der Wildniß, kein Unterschied sein; sonst dürften auch die so bedeutenden Verschiedenheiten sogar zwischen den Weißen, z. B. in Canada und den Ver. Staaten, ja selbst zwischen den Einwohnern der einzelnen Staaten, als z. B. dem Yänkee des Staates New York und dem echten Pennsylvanier, mehr aber noch zwischen dem Neu-Engländer und dem Missourier, keinen Bestand haben; es sind die Umstände, die bekannten und die verborgenen, oft meist die letzteren, die so bestimmungsmächtig auf die Erdenkinder einwirken. Und da sind nebst den Naturzuständen die religiösen Elemente souverain; das, weil die religiöse Anlage des Menschen seine tiefste und stärkste ist, und so kommt denn immer und überall in der Geschichte des Menschen vor allem Andern die Religion in Betracht; man reise in der Welt hin, wo man will, man wird überall finden, daß die Erscheinung des Menschen und die ihn umgebenden Zustände eine getreue Angabe seiner Religion sind, und ohne alle Religion wird wohl kein Mensch auf Erden sein.

Dieses Axiom darf man denn auch ohne Bedenken bei der Zeichnung Japans und der Japanesen anwenden. Gleichviel, ob man erst den Japanesen zeichnet und dann von ihm auf seine Religion, oder auch umgekehrt von einer Kenntniß seiner Religion aus auf ihn abstrahir; denn des Menschen Gottesbegriff beherrscht sein Dasein. Es liegt weder eine psychologische, noch physikalische Ursache vor, warum Japan und seine Einwohner nicht auf gleicher Cultur- und Machtstufe mit den ersten Nationen der Erde stehen sollten, der einzige Grund des Un-

terschieds besteht darin, daß Japan seit Jahrtausenden unter der Wirkung des Götzendienstes liegt, die ersten Nationen der Erde hingegen seit Jahrhunderten die Segnungen des Christenthums genießen. Man gehe hin wo man will, man lege aus, wie man will, es bleibt dennoch ewig fest: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. Man vergleiche nur auch die protestantischen und katholischen Völker beides in Europa und Amerika mit einander, und dann auch die Colonien des protestantischen Englands in Australien, die noch obendrein stark unter dem Einfluß des Methodismus stehen, mit den katholischen Provinzen Südamerika's! Welchem Reisenden fällt nicht der Unterschied zwischen protestantischen und katholischen Ortschaften, z. B. in Deutschland auf?

Wie tief im Leben des Volks und im Herzen der Einzelnen der ländliche Religionssinn bei den Japanesen eingewurzelt ist, muß schon dem Fremden beim ersten Wahrnehmen auffallen, und je länger und genauer man wahrnimmt, je mehr wird man dessen überzeugt. Es ist ein großer Irrthum, wenn man denkt, die Tempel der Götzen seien verlassen und gar am zerfallen, gleichsam als von selbst; das Gegentheil ist wahr; denn es werden nicht nur die alten Tempel ausgebessert, sondern auch neue werden gebaut, und mit eben so großem Kostenaufwand, wie man in Amerika in den großen Städten Kirchen baut, und zwar vom Volk selbst werden diese Kosten bestritten, Opfer werden da von diesen Verehrern falscher Götter dargebracht, die uns Christen beschämen dürften: Geld zählen die Armen dar, da kein Brod ist, und ihre Arbeit, da sie nicht satt von werden. Nein, das Götzenthum stirbt nicht von selbst; es muß angegriffen, bekämpft, mit dem Schwert des Geistes, dem Wort Gottes, dem Zeugniß Jesu und der Kraft des heil. Geistes bekämpft, geschlagen, vernichtet werden. Jedes andere Aufhören des bestehenden Götzenthums würde nur etwas noch wenn möglich Schlechteres zur Folge haben. Der Sieg des Evangeliums, das Christenthum, nur bringt Heil, und macht Japan zur Heimstätte eines schönen, glücklichen und mächtigen Volks. Die Anlage dazu ist da; der Odem Gottes muß nur Leben, bildendes Leben Gottes schaffen, so werden dann schon die verborgenen Schätze Himmels und der Erde erschlossen und flüssig werden, und wird's in Japan einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.

Wenn mir meine Wahrnehmungen als Basis meines Urtheils über den Bildungsstand der Japanesen gelten sollen, so muß ich allerdings zugeben, daß zwischen denselben und dem der meisten katholischen Völker kein für Japan ungünstiger Vergleich erfolgen würde; so ist aber auch in dem äußeren Wesen der resp. Religionen wahrlich wenig Unterschied — nenne man, was man will, so wird man bis zu der Lehre von Gott hin wenig Unterschied finden, und so ist auch der alles beherrschende Grundbegriff in beiden derselbe, nemlich Selbstsucht, oder wenn man es schöner sagen will: Verdienst der eigenen Werke, die dem japanesischen Buddhaisten sowie dem Katholiken der Weg zum Himmel, in beiden Systemen aber ein fein erdachtes Mittel der Befriedigung priesterlicher und hierarchischer Selbst- und Herrschsucht sind. Nur, daß bei dem Japanesen sein Mittler zwischen ihm und seinem höchsten Gott weniger in den Schatten gestellt, als das bei dem Katholiken, mit seiner weiblichen Göttin und den vielen andern „Fürsprechern," die er anruft, der Fall ist. Auch sind dem „heidnischen" Japanesen die Götzenbilder, vor denen er niederfällt, nicht mehr, als die Heiligenbilder und das „Muttergottesbild" dem „christlichen" Katholiken sind. Und so ist denn auch die Ausprägung der Religion bei den beiden im einzelnen und ganzen ungefähr dasselbe.

Hier dürfte sich bei dem denkenden Leser die Frage erheben: Wie sind sich diese beiden „Religionen" so ähnlich geworden? Hat der Buddhaismus vom Katholicismus, oder dieser von jenem angenommen? Beides ist historisch möglich; ob das eine oder das andere Thatsache ist, muß hier unerörtert bleiben, und ob auch das eine oder das andere, die einfache Wahrheit ist, sie sind beide geworden wie sie sind durch das Abweichen von dem wahren Gott, und von der ewigen Wahrheit zu der Lüge, die allerlei Trug und Sünde, Entartung und Verkommenheit, Noth und Tod erzeugt, fortwährend nur erzeugen kann.

Nirgends ist mir diese Aehnlichkeit zwischen den beiden Priesteranstalten auffallender geworden, als bei einem Besuch in einem in neuester Zeit erbauten großen und prächtigen Götzentempel. Schon außen die Krämer und Bettler, und drinnen ungefähr dieselbe Einrichtung und dasselbe andachtlose und dann auch auffallend andächtige Verbeugen und Beugen, nur hier nicht blos auf die Knie, sondern buchstäblich mit dem Angesicht bis zur Erde nieder; vor unseren Augen geschah das von Männern und Frauen vor dem Götzenbild, das tief hinter zwei Reihen von ellenlangen Kerzen im Heiligen ruht. Wie konnten wir uns erwehren, an die Hostie der Katholiken, und die Gottentehrung, die man mit derselben treibt, zu denken? Die ganze Erscheinung der beiden ist sich so ähnlich!

Versteht sich, vor dem Eintritt in den Tempel mußten wir die Schuhe von unseren Füßen thun, ungeachtet der Kälte, die uns lieber noch Ueberschuhe hätte anziehen lassen. Aber wünschen mußte ich dabei doch, daß unsere Christen in Amerika so viel Ehrfurcht vor ihren Gotteshäusern erzeugen würden, wie diese Heiden vor den Tempeln ihrer Götzen; sie würden dann zwar nicht die Schuhe ausziehen, aber doch ehrerbietig, sanft und stille und betend eintreten, und drinnen das geräuschvolle Unterhalten mit einander, auch eine gewisse andere Sache, die ich nicht mit Namen nennen mag, weil schon das bloße nennen unanständig wäre, unterlassen, und man würde die Kinder, sogar schon die Schooßkinder lehren und gewöhnen, sich im Hause Gottes ordentlich zu verhalten.

Ein Besuch in dem mit Recht berühmten Wuyeno

(Uyeno) Park, wobei unser l. Br. Lokalprediger gleichen Namens, nemlich Wuyeno, mein lieber und ausgezeichneter Dolmetscher, als Führer diente, bot uns die erwünschte Gelegenheit nebst vielem andern Sehenswürdigen auch den berühmten Dai Buts, d. i. Großen Buddha, zu sehen, und wir sahen ihn, diesen bronzenen Götzen von allerdings großen Dimensionen, so groß, daß er mich an den ebenfalls bronzenen deutschen Hermann auf der Teutoburger Höhe, bei Detmold, erinnerte, nur ist der deutsche Armin viel schöner, viel besser gelungen, als der japanesische Dai Buts. Freilich Armin oder Hermann ist noch neu, während dieser große Buddha alt ist, so alt, daß man ihn schon öfter flicken mußte, und er das auch gegenwärtig wieder dringend nöthig hat. Man sieht ihm wirklich sein Alter an, und dabei ist der Umstand, daß er sich gewisser Indignitäten, die ihm die hier zu tausenden hausenden Raben anthun, nicht erwehren kann, für den denkenden Beobachter eine sprechende Bezeichnung des ganzen elenden Systems, welches dieser Buddha repräsentirt. O, welch ein unnennbarer Abstand zwischen unserm Gott, wie ihn die ganze Natur verkündigt, das heilige Buch lehrt und bezeugt, wie ihn Jesus Christus geoffenbart und verkläret hat auf Erden, und wie er in seinem heiligen Priestervolk, dem Gerechten und Heiligen, hienieden wohnt und wandelt. O Herr, unser Gott, du bist groß und dein Name ist groß, und du kannst es mit der That beweisen! Wer sollte dich nicht fürchten, du König der Nationen! In diesem großen und ebenso großartigen Park zeigte man uns auch das Mausoleum des Gründers von Yeddo, der jetzigen Kaiserstadt Tokio, das an eigenthümlicher Kunst, so wie an Größe und Pracht alles Derartige, das wir je sahen, weit übertrifft, mit sammt seinem todten Insassen nach dem Schintoismus ein Gegenstand der Verehrung ist.

Ein Besuch im Museum im Park war uns aber doch noch ungleich interessanter, denn hier gibt es des Sehenswürdigen aus alter und neuer Zeit, aus dem Natur- und Volksleben des eigenen Landes und aus vielen andern Ländern, aber auch des Schönen und Nützlichen, das Kunst und Industrie der Völker erzeugt haben, viel. Aber eine eingehende Beschreibung nur der verschiedenen Abtheilungen, will nicht sagen Gegenstände, muß hier unterbleiben.

Was mich aber mehr als alles Andere, das ich hier sah, interessirte, das waren die schönen, schlanken, himmelan strebenden gewaltigen Cedern, die in diesem Park prangen, Bäume, die auch Bäume sind, Bäume, wie ich bis dahin nur in Amerika und nun in diesem Park gesehen habe, und die auf einmal an die berühmten Cedern auf dem Libanon und an das Psalmwort erinnern, nach welchem der Gerechte wächst wie eine Ceder auf Libanon —schön stracks himmelwärts.

Dieser Besuch in den Wuyeno Park war der einzige derartige, den mir meine Amtsgeschäfte zuließen; aber selbst von diesem Einen läßt sich hier nicht die Hälfte dessen, was wir sahen und in der kurzen Zeit dieses Sehens durchlebten, beschreiben. Andern Orts, so uns Gott wieder glücklich heim bringt, und es sein Wille ist, mehr davon und so von noch vielem andern.

Und doch wurde noch ein anderer Parkbesuch gemacht, aber diesmal weder durch Wahl noch durch Vorherbestimmung, wohl aber durch einen Irrgang, mit dem meine zwei wackern Führer, denen ich mich anvertraut hatte, auf dem Weg zum Abendgottesdienst in Mitoschiro-Cho, die Distanz abzukürzen gedachten, aber anstatt dessen sie fast verdoppelten, aus drei Meilen wenigstens fünfe machten; wodurch wir aber denn noch auch in den „Innern Park" des kaiserlichen Schlosses kamen, freilich in der Nacht, und somit in die Lage geriethen, am Ende noch in die Hände polizeilicher Wegweiser zu gerathen. Für unsere Mühe und Sorgen wurden wir, als wir endlich um eine Stunde spät in der Capelle eintrafen und, in der Hoffnung, mitleidsvolle Theilnahme zu erwecken, unser Mißgeschick als die Ursache unserer Verspätung recht trostmüthig angaben, noch vollends von allen Anwesenden geradezu öffentlich ganz herzlich ausgelacht; was uns drei Fußhelden aber doch im Augenblick als heidnisch vorkam.

Am 6. Febr. gingen wir wieder aufs Schiff, um unsere Reise abendwärts durchs Morgenland fortzusetzen. Die Ausfahrt aus der schönen Bai von Yeddo ins Meer führt ganz in der Nähe eines rauchenden Vulkans auf der kleinen Insel Vries vorbei. Der Name des Berges ist mir entfallen. Die Fahrt der Küste Nippons entlang nach Kobe ist bei günstigem Wind und Wetter eine recht angenehme. Die ganze Küste ist vulkanischer Formation. Kobe, die Hafenstadt Osaka's, ist wenigstens im „Settlement," wo die zahlreichen Ausländer wohnen, reizend schön, mit breiten und reinlichen Straßen. Die Fahrt durch das „Inländische Meer von Japan" ist eine äußerst interessante, sie dauert etwa 36 Stunden. In Nagasaki, dem bedeutendsten Vertragsort im südwestlichen Japan und auf der Insel Kinsiu gelegen, fanden wir uns getäuscht; wir erwarteten eine viel schönere Stadt zu finden. Die Ausfahrt aus dem Hafen von Nagasaki führt uns an dem kleinen Eiland vorbei, von dessen steiler Höhe vor etwa 200 Jahren viele kath. Christen sollen hinab gestürzt worden sein. Mit der Fahrt in das „Oestliche Meer" fahren wir auch in den nordöstlichen Monsoon hinein, der hier mehrere Monate lang in derselben Richtung weht, und uns, da wir südwestlich fahren, günstig in die Segel bläst. Und so segeln wir unter Gottes hohem Schutz frisch über diese bewegte See und durch die Enge von Formosa nach China hin. Unsere Gesellschaft auf dieser Fahrt dürfte wenigstens der Zahl nach als eine ausgewählte gelten, da nebst uns zweien nur noch zwei andere Passagiere, Missionar Gordon von Kioto und ein schottischer Kaufmann, in der Cajüte sind, und es uns der Capitan und die Offiziere an angenehmer Unterhaltung nicht fehlen lassen.

Genau auf die bestimmte Zeit, 10 Uhr Sonntagvormittag, den 15. Febr., warfen wir Anker im Hafen von

Hongkong. Wir sind jetzt in der heißen Zone, wo es nie Winter wird. Wir lassen uns ans Ufer rudern, besuchen die herrlich gelegene, ausgezeichnet schöne und sehr belebte Stadt, schauen uns das Leben der Chinesen in ihrer Heimath an, besteigen die Anhöhe auf der die große und schöne Kathedrale der Englischen Kirche steht, und freuen uns und danken Gott von Herzen für diesen Christustempel im Heidenland. Dann bewundern wir mit Ergötzen die Blumen, die Pflanzen, die grünenden Bäume im Februar und die herrlichen Anlagen, die den Bergesabhang, an dem die Stadt liegt, decken. Dann dingten wir uns zwei Jinrikischas und fuhren mit unsern Mann-Pferden hinaus in das „glückliche Thal" (Happy Valley). Hier sahen wir den schönsten Fleck der Erde, an dem unsere Augen sich zu weiden je die Gelegenheit hatten. Diese Blumen, diese Riechpflanzen, diese tropischen Gewächse alle, und Bäume, mit der Palme als Königin unter ihnen! Und dieses kleine Paradies ist ein Gottesacker. Aus den vielen Inschriften, die ich las, zeichnete ich mir diese hier auf:

„Rebekka Schuster. Schied dahin am 15. Febr. 1880.
Nothing in my hand I bring;
Simply to thy cross I cling," &c.,

dann weiter in englisch und hier deutsch gegeben: „Zum Andenken von Charles F. Preston, Mitglied der amerikanischen Presbyterianer-Mission. Kam nach Canton am 15. Mai 1854. Entschlief in Jesu am 17. Juli 1877. Ich ruhe." Weiter: „Maria, Ehefrau des Missionar F. Hutrig, Canton. Entschlief in Jesu am 10. Juli 1877.

Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut."

Es gibt schon viele Missionsgräber im Heidenland. Unser einstündiger Aufenthalt hätte sollen zu einer Woche verlängert werden können. Indessen lassen sich die selbst in dieser kurzen Zeit gemachten Beobachtungen an dieser heiligen Stätte, so wie dann auch in der Stadt selbst und ganz besonders im Hafen, in dem hunderte Familien ihre Lebenszeit Tag und Nacht und in allen Umständen auf ihren kleinen Booten zubringen, hier nicht beschreiben; es soll aber, so Gott will, nebst noch vielem Andern an einem andern Ort beschrieben werden.

Dampfschiff Hydaspes, auf dem chinesischen Meer, den 20. Febr. 1885.

Herberget gerne.

Von R. M.

Bischof Heddings war ein einfacher, demüthiger Mann; er wollte nie anders als ein Methodistenprediger bekannt sein, und wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte man kaum erfahren, daß er ein Bischof war. Er trug das Kleid, reiste nach der Art und hatte vollständig die Tracht eines Methodistenpredigers. Wenn er einmal irgendwo unterkommen, oder bei seinen Brüdern übernachten wollte, dann gab er sich nie für etwas anderes als einen gewöhnlichen Prediger seiner Kirche aus. Wenn ihm das auch nicht allezeit die beste Aufnahme bei den Familien sicherte, so gab es ihm doch eine schöne Gelegenheit zwischen wahrer und falscher Gastfreundschaft zu urtheilen.

In dem Buch Life of Bishop Heddings kommt folgende Begebenheit vor, welche wir unsern Lesern zum Besten hier wiedergeben: Im August 1831, als Heddings auf der Reise nach der Pittsburg Conferenz war, erreichte er eines Samstags Nachmittags eine kleine Fabrikstadt, und indem er und sein Pferd sehr ermüdet waren, nahm er sich vor, über Sonntag zu bleiben. Weil der Prediger und dessen Familie nicht zu Hause waren, ging er in den Gasthof des Städtchens. Nach dem Essen fragte er den Wirth nach den ersten Männern der Methodistengemeinde in dem Städtchen; denn er gedachte bei einem derselben aufzustellen. Der Wirth nannte ihm einen Mann, und setzte hinzu, daß derselbe als einer der ersten Männer des Städtchens gelte. Der Bischof machte sich sogleich auf den Weg und suchte die Familie auf; er fand die Frau zu Hause und that ihr seinen Wunsch kund; ohne ihm zu antworten, sandte sie nach ihrem Manne. Als dieser ins Haus kam, machte sich Heddings als ein Methodistenprediger bekannt, erzählte, daß es ihm unmöglich sei, weiter zu gehen, indem er vor Nacht nicht in das nächste Städtchen kommen könne, und wünsche deßhalb ein Unterkommen über Sonntag. Der Mann antwortete nicht auf die Frage, sondern fing an allerlei andere Dinge zu fragen. Als nach einiger Zeit keine Antwort auf seine Bitte kam, nahm der Bischof seinen Hut und sagte: „Guten Abend," in der Absicht im Gasthof zu bleiben.

Jetzt sagte der Mann, in kalter, höflicher Förmlichkeit: „Ich denke, du bleibst dann besser hier."

Der Bischof antwortete, daß er gerne bleiben würde, im Falle er nicht überläftig wäre für die Familie, denn er bleibe nirgends, wo es eine Last sein könnte.

„O, du kannst schon bleiben," antwortete der Mann hartherzig.

„Gut, aber ich habe ein Pferd im Gasthof, hast du eine Scheuer und Heu und Hafer für mein Pferd?"

„Ich habe eine Scheuer und Heu, aber Hafer habe ich nicht."

Darauf entgegnete der Bischof: „Ich kann Hafer kaufen im Gasthof; wenn aber dein Heu nicht gut ist, dann will ich das Pferd lieber im Gasthof lassen, denn ich habe eine weite Reise vor."

Der Mann antwortete etwas schnippisch: „Ich denke, mein Heu ist gut genug für dein Pferd."

Auf diese Einladung ging der Bischof in den Gasthof, kaufte Hafer, bezahlte seine Rechnung und kam mit seinem zweirädrigen Fuhrwerk zu dem gastfreundlichen Bruder; er spannte selbst aus, versorgte sein Pferd selbst, und gedachte so zu thun, so lange er blieb.

Nach dem Abendessen sagte der Hauswirth zu ihm: „Es ist Betstunde heute Abend in der Kirche, du magst gehen, wenn du so fühlst; ich gehe nicht."

Der Bischof ging in die Betversammlung, nahm seinen Sitz in der Versammlung und betete auch, als sich Gelegenheit bot, und ging nach der Versammlung wieder unerkannt in sein Quartier.

Die Wohnung seines unfreundlichen Gastwirthes war sehr geräumig, und elegant eingerichtet; aber man sandte ihn in ein kleines Nebenzimmer, von den andern entfernt, nicht sehr rein und zudem das Schlafzimmer von drei Lehrjungen; einer derselben mußte sein Bett mit dem Bischof theilen.

Am folgenden Morgen sagte der Mann in einem halb einladenden und halbabstoßenden Ton, daß ein Liebesfest gehalten würde in der Kirche, und fragte ihn, ob er mitgehen wolle.

„O, gewiß," sagte der Bischof. Als sie in die Kirche kamen, und nachdem er seinen Sitz in der Versammlung, ziemlich zurück genommen hatte, kam der Prediger. Nun bemerkte der Bischof, daß sein Hausmann zum Prediger ging, sie wisperten einige Augenblicke, und blickten dann beide nach ihm. Der Prediger erkannte den Bischof sogleich, und sagte es dem Manne; dieser wurde roth im Gesicht bis an die Ohren, und ging ganz kleinmüthig in seinen Sitz.

Nun mußte natürlich der Bischof das Liebesfest leiten, und hernach auch predigen; versprach auch, die Nachmittagsbestellung für den Prediger zu bedienen, denn er war froh von seinem Quartier loszukommen.

Als der Gottesdienst beendet war, kam der verblüffte Hausmann von hinten bei und nahm des Bischofs Arm; halb zornig, halb beschämt sagte er etwas schneidend, als wäre er beleidigt: „Warum hast du mir nicht gesagt, daß du ein Bischof bist, als du gestern kamst?"

„O, ich bin ein gewöhnlicher Prediger, der Titel macht den Mann nicht."

Der Mann und seine Frau waren natürlich in nicht geringer Verlegenheit, und für den Bischof war es eine Erlösung, als er Nachmittags fort kam.

Vielleicht hat jener Mann und seine Gattin eine Lection gelernt, welche sie schon früher im guten Buch hätten finden sollen: „Gastfrei zu sein, vergesset nicht!" Jedenfalls war es eine Ermahnung für sie, mehr christliche Liebe zu offenbaren.

Diese Geschichte möchte auch anderswo von Nutzen sein, denn in unserer Zeit der Entwickelung kann man nicht immer wissen, wo man aufstellt, und wer einem 'mal besucht. Daher vergesse man nicht, gastfrei zu sein.

Frühlingsblumen.

Unter den ersten Frühlingsblumen, die sich im Freien uns erschließen, eilt allen andern weit voraus die schwarze Nieswurz (Helleborus niger). Sie ist so recht die Verbindung zwischen der absterbenden und wieder auflebenden Blüthenwelt, denn kaum ist die letzte Herbstblume einige Wochen verblichen, dann erscheint die Nieswurz und blüht, bis ihre späteren Schwestern nachkommen und das Land mit ihrer Pracht erfüllen. In der Regel fängt die Nieswurz schon um Weihnachten an zu blühen, sehr oft unter dem Schnee. Sie heißt daher auch Schneeblume, Christblume, Christwurz oder Weihnachtsrose. Es ist eine schöne Pflanze mit ausdauernden dunkelgrünen Blättern, welche in Fußform getheilt sind. Zwischen denselben hängen an schlanken Stielen große glockenförmige Blumen, deren anfangs reinweiße Farbe später ins Röthliche übergeht. Schwarze Nieswurz heißt sie wegen der schwarzen Farbe ihrer Wurzel, ihre Heimath aber sind die Gebirgswälder Süddeutschlands. In neuester Zeit wird sie häufig in Gärten gezogen, denen sie im blumenlosen Winter zur großen Zierde gereicht, wenn nicht der Schnee ihre Reize verhüllt. Für Kränze und Sträuße ist sie in den Wintermonaten eine sehr willkommene Blume. Neben ihr werden jetzt zahlreiche verwandte Arten des Helleborus mit grünen, bräunlichen und rosenrothen Blüthen cultivirt, die von den Gebirgen des südöstlichen Europa stammen. Sie entfalten alle ihre Blumen im ersten Lenz, manche nicht lange, nachdem ihre weiße Schwester erblüht ist. Alle diese schönen Pflanzen aber enthalten ein scharfes Gift. Die schwarze Nieswurz galt im Alterthum als ein gutes Mittel bei Geisteskrankheiten, und da die beste in der Umgegend von Antichra wuchs, so gab diese Stadt Anlaß zur Entstehung der sprichwörtlichen, leicht verständlichen Redensart: Du bedarfst Antichras.

Der nächste in der Reihe ist der Haselstrauch; oft schon im Januar, jedenfalls aber lange ehe die Lerche singt, schmückt sich der Haselstrauch mit seinen unscheinbaren

Blüthen. Viele möchten sie gar nicht für echte Blüthen ansehen, diese grünlichen Kätzchen, deren schwefelgelber Blüthenstaub vom Winde häufig über den Schnee gestreut wird. In der That sind die Kätzchen nur halbe Blüthen, denn sie enthalten nur Staubgefäße. Die Fruchtknöspchen, aus denen die Nüsse sich entwickeln, sitzen an andern Stellen der Zweige und sind erkennbar durch zwei aus ihnen hervorragende purpurrothe Fädchen. Von weitem übersieht man sie, findet sie aber leicht bei näherem Zusehen. Bald hat die Hasel wieder ihren bescheidenen Blüthenschmuck abgelegt, und wieder steht sie winterlichen Ansehens da, bis lange nach der Blüthezeit ihr grünes Laub sich entfaltet.

Winterblume.

Diese besondere Art des Blüthens hat etwas Geheimnißvolles an sich, und hat jedenfalls dazu beigetragen, daß die Hasel im deutschen, und wohl anderer Länder Volksglauben eine so große Rolle spielt. Von ihr kommt die so sehr schätzenswerthe Wünschelruthe. Dieselbe muß bestehen in einem zwei- bis dreijährigen, gabelförmig getheilten Schoß, der sonst keine Verzweigung hat, und muß mit einem ungebrauchten Messer, oder besser noch mit einem Feuerstein Nachts geschnitten werden. Man hält sie, wenn man sich ihrer bedienen will, an den beiden Zweigenden mit beiden Händen so, daß der Verzweigungspunkt gegen den Boden gerichtet ist. Dann zeigt sie durch Aufschlagen auf den Boden an, an welchen Stellen Metalladern oder Quellen oder auch Schätze verborgen sind. Daran glauben noch heutzutage viele Leute, und Gelehrte sogar. Ich selbst kenne Personen, die mir zu wiederholten Malen und allen Ernstes versichert haben, es verhielte sich wirklich so damit. Dann aber muß ich mich sehr darüber wundern, daß nicht mehr Schätze gefunden werden. Denn meiner Ansicht nach stehen an vielen Orten unter der Erde noch viele Töpfe voll Geld, welche doch mittelst der Wünschelruthe leicht gehoben werden könnten. Ich habe aber noch nie Geld gesehen, das durch die Haselgerte aus dem Boden gelockt worden wäre.

Um die Zeit, da über die Wünschelruthe noch dicke Bücher geschrieben wurden, hat man auch über die Ursachen dieses merkwürdigen Verhaltens eines Haselsteckens nachgegrübelt, und der gelehrte Jesuitenpater Athanasius Kircherus hat als Ursache eine der Hasel eingepflanzte Zuneigung zu den Metallen herausgefunden, welche durch das Aufsaugen der den Metallen verwandten Feuchtigkeiten des Bodens, welches mittelst der Wurzeln dieses Strauches vor sich geht, noch vermehrt werde. Das scheint in der That keine üble Ansicht zu sein. Wie von neueren Gelehrten die Sache erklärt wird, habe ich noch nicht erfahren können.

Winterrose.

Auch sonst erweist sich Haselholz als überaus zauberkräftig. Mit einer Haselruthe kann man Irrlichter und fliegendes Feuer in den Bergwerken verjagen. Eine Schlange, mit der Haselstaude berührt, streckt sich sofort aus und stirbt. Mit der Hasel wehrt man Beherzung ab, und wer unter der Hasel schläft, hat weissagende Träume. Unter dem Haselstrauch soll sich auch die schneeweiße Haselschlange vorfinden, deren

Besitz von großem Nutzen ist. Ich habe oft nach ihr gesucht, leider aber sie nie gefunden. Von besonderer Zauberkraft fand ich jedoch die Haselruthe in meinen Knabenjahren in der Schule. Unser Lehrer hatte es nun einmal in der Gewohnheit, Haselstauden mußten es sein, und gewöhnlich im Herbst schon ließ er sich einen Vorrath kommen, welcher den ganzen Winter über halten sollte. Man schreibt nemlich der ungebrannten Asche der Haselstaude die Kraft zu, Knaben ruhig zu halten, nachdem man erst einige Applicationen der Haselstaude vorgenommen hat. Wer könnte sich deß nicht erinnern aus früheren Tagen?

Hasel-Kätzchen.

Gewöhnlich im Februar schon erschließt ein sehr anmuthiges Sträuchlein seine Blüthen, welches Seidelbast, Zeiland, Zilander oder auch Kellerhals genannt wird. Die Botaniker nennen es Daphne mezereum. Daphne heißt es wegen der lorbeerartigen Blätter, mezereum aber soll ein persisches Wort sein, und „todbringend" bedeuten. In der That gelten die verschiedenen Arten von Daphne, unser deutscher Seidelbast nicht ausgenommen, für sehr giftig; daher auch eine italienische Art, wie Zwinger in seinem 1696 in Basel erschienenen Kräuterbuche angibt, geradezu Mörder und Wittwenmacher genannt wird. Trotz dieser wenig empfehlenden Eigenschaft ist unser Seidelbast, wie gesagt, ein reizendes Sträuchlein. Im Februar oder März entfaltet er seine zahlreichen pfirsischfarbenen Blüthen, welche, rings um die Zweige sitzend, dieselben ganz bedecken. Viel später erst erscheinen die Blätter.— Im Hochsommer reifen die rothen Beeren, welche einen sehr scharfen Stoff enthalten. Die Pflanze heißt deßwegen auch Bergpfeffer oder Pfefferbaum, und auch der sonderbare Name Kellerhals ist wahrscheinlich auf diesen Umstand zurückzuführen. Die Beeren, früher medicinisch angewandt, verursachen bei ihrem Genuß ein heftiges Brennen im Halse, und wegen dieser Eigenschaft wurde der Kellerhals sprichwörtlich angeführt. Man sprach von einem Wein, der wie Kellerhals im Halse brennt. Es läßt sich also denken, daß im „Keller" ein verderbtes Wort steckt, dessen Sinn „brennen" oder „schmerzen" wäre.

Kellerhals.

Diese Pflanze, welche oft über schneebedecktem Boden ihre liebliche Pracht duftender Blüthen entfaltet, ist natürlich auch seit uralter Zeit schon den Menschen aufgefallen. Auch mit ihr beschäftigt sich die Sage. Aus dem Seidelbast, heißt es, der vor Zeiten ein stattlicher Baum war, ist das Kreuz Christi gezimmert worden; danach wurde er zu einem armen und schwachen Sträuchlein. Der Seidelbast ist ein Strauch, der das Gebirge liebt, aber auch die niedrigen Berge nicht verschmäht. In der Tiefebene wird er nur als Ziersträuch gefunden.

Um dieselbe Zeit, da der Seidelbast blüht, springen auch aus dem Boden die hübschen goldgelben Blüthenköpfe der Winterblume (Eranthis hiemalis), die von der Tracht der Ranunkeln und Anemonen ist. Die Heimath der Winterblume sind die Voralpen; selten nur kommt sie vor in der Ebene des westlichen Deutschlands. Als Gartenblume ist sie für Frühlingsbeete sehr empfehlbar und noch lange nicht genug gewürdigt. — Allbekannt aber und allbeliebt ist das vor ihr oder zu gleicher Zeit mit ihr blühende Schneeglöckchen (Galanthus nivalis). Es gilt bei uns insonderheit als die erste Frühlingsblume; denn mögen auch andere schon vor im kommen, so ist es doch bekannter und verbreiteter als alle andern. Es kommt

Schneeglöckchen

in den meisten Theilen von Deutschland nicht wild vor, sondern nur angepflanzt oder verwildert. Wild wachsend erscheint es in Schlesien, in Posen und Westpreußen, am Rhein und sonst an einigen Orten; angepflanzt ist es überall, aller Liebling, in den Parks der Reichen, in den kleinen Bauergärten, auf den winzigen Gartenflecken inmitten der großen Städte, auf den Gräbern der Friedhöfe. Jedes Kind kennt es, jedem gilt es als des Frühlings erster Bote. Aber so beliebt und bekannt es auch ist, Sage und Volksglaube beschäftigen sich nicht mit ihm; es ist zu harmlos und unschuldig.

Dieses sind die ersten fünf Frühlingsblumen. Oft, nachdem sie schon geblüht haben, herrscht Wochen lang noch der Winter mit Frost und Schnee. Kein Schmetterling umschwebt sie, selten umsummt eine von ihnen ein frühes Bienchen. Die Hasel, wenn sie nicht gar zu früh aufsteht, hört wohl schon die Lerche singen; das Schneeglöckchen, wenn es nicht eingeschneit ist, hört wohl schon die Amsel schlagen, daher es auch Amselblume genannt wird; aber den vollen Chor der Vögel, und die Nachtigall vernehmen diejenigen erst, die um vieles später kommen.

Merkwürdigerweise sind diese Erstblühenden, die doch aushalten müssen und wirklich aushalten, was auch die kräftigsten Stauden des Sommers nicht ertragen würden, sämmtlich überaus zarte Gebilde. Doch ähnliches finden wir auch bei Menschen.

In scharfer Lauge.

(Von Armin Stein.)

Ich rede ungern von mir selber, zumal wenn es sich um ein Lob oder eine Tugend handelt, wovon indeß bei mir nicht viel zu haben ist; denn wer sich einigermaßen kennt, der weiß, daß viel an ihm auszusetzen ist, und daß auch in dem Guten, was er aufzuweisen hat, noch sehr viel vom alten Adam steckt, um dessentwillen er auch bei seinen guten Werken Gott um Verzeihung bitten muß. Das nachfolgende Stücklein aber kann ich getrost erzählen, weil es sich da ganz und gar nicht um meine Ehre handelt, sondern um die Ehre des Herrn, der aus Allem, was Menschen versehen und sündigen, Etwas zu machen versteht. Wie oft in meinem Leben habe ich die schützende Hand und das hütende Auge Gottes gesehen, wie oft seine Alles zum Besten lenkende Weisheit gespürt, daß ich gar nicht genug singen und sagen, loben und danken kann. Und wie oft mag er schirmend und rettend, segnend und begnadigend über mir gewaltet haben, wo ich's gar nicht gesehen und gemerkt habe! Gott gibt uns ja mehr, als wir uns denken können, und wie wir viele unserer Sünden nicht sehen, so treten uns auch seiner Wohlthaten viele gar nicht ins Bewußtsein.—Jenes Mal hätte ich aber rein blind sein müssen, wenn ich nichts gespürt hätte von dem, was der Psalmist sagt: „Der dich behütet, schläft und schlummert nicht," und von dem, was der König Salomo spricht: „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie ferne von im treiben," und endlich von dem, was der fromme David sagt: „Du erhöreſt Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir."—

Am lieben Weihnachtsabend des Jahres 1850 lag unter den Geschenken, die mir der heilige Christ gebracht hatte, auch ein Büchlein mit schlichter, schwarzer Schale und einfachem Lederrücken, das sich mit seiner Unscheinbarkeit gar nicht unter die Geschenke des Christkindleins zu schicken schien. Als ich den Deckel aufschlug, war's ein Lehrbuch der lateinischen Sprache, und als ich ein wenig darin blätterte, da sah ich wunderliche Worte, vor denen mich ein gelindes Gruseln anwandelte. — Mein Vater hatte mir gesagt: „Wer einmal was Studirtes werden will, der muß lateinisch reden können wie Wasser, und das ist auch nicht allzuschwer zu lernen." Zufolge dieses Ausspruchs und anderweitiger köstlicher Verheißungen hatte ich mich nun schon lange auf das Lateinischlernen gefreut und gedacht, es würde ja damit wohl nicht gar viel auf sich haben. Als ich mich nun aber wirklich daran machte, da wurde mir's bald klar, daß das doch ein ganz eigen Ding ist mit einer fremden Sprache, und noch dazu mit einer so alten, ausgelebten. Indessen so ein Bube von 10 Jahren nimmt's mit dem Leben und seinen Aufgaben noch nicht gar ernst, und macht sich's leicht, wenn's geht.

Ich sudelte denn nun in aller Bequemlichkeit meine lateinischen Uebungen aufs Papier, und dachte dabei wunder, was für ein Ausbund von Fleiß ich wäre. Ich wurde auch mutterseelenallein unterrichtet, hatte also Keinen neben mir, nach dem ich mich hätte richten, mit dem ich hätte wetteifern und der mir hätte beweisen können, daß man viel, viel fleißiger sein, und seine Gedanken viel mehr zusammennehmen müsse, wenn aus einem was werden solle. Auch gehörte mein Lehrer zu denen, welche meinen, das viele Sprechen strenge die Zunge an, und vom Aerger bekäme man einen Schaden an der Galle. Er überließ mich meistentheils mir selbst, und begnügte sich damit, mir von Zeit zu Zeit die Bemerkung zuzurufen: „Aus dir wird im ganzen Leben nichts!" Weil er aber dabei pomadig blieb, so meinte ich, das wäre blos eine angewohnte Redensart, wobei er sich

eigentlich gar nichts dächte, ja, ich konnte mich mitunter auch wohl innerlich erbosen über solche Beurtheilung; denn ich hatte die feste Ueberzeugung, es gäbe keinen fleißigeren Schüler als mich, und der Lehrer könnte mich nur nicht leiden, weil ich ihm einmal hinter die Muskatellerbirnen gegangen war — was nach meinen damaligen jugendlich verkehrten Begriffen keine besondere Sünde war, da der Baum sehr voll hing.

So kam denn endlich der Tag, wo ich mein Ränzel schnüren mußte, um in die Stadt überzusiedeln aufs Gymnasium. Ach, da hat's viel Thränen gekostet, und viel Herzweh! Ja, was ist das für eine Sache, wenn ein verzärteltes Mutterföhnchen vom Dorf in das bunte Gewühl der großen Stadt hineingeworfen wird! Das war mir eine ganz neue Welt. Alles war mir so fremd und ungewohnt. Wenn ich nach der Gewohnheit des Dorflebens höflich grüßend vor den Leuten die Mütze abnahm, so dankten sie mir nicht. Wenn ich sie was fragte, so gaben sie mir nur halbe Antworten, oder gar keine. Ich getraute mich auch kaum ein paar 100 Schritte von meiner Behausung fortzugehen, aus Furcht, mich zu verirren in dem Labyrinth der Straßen.

Und nun erst die Schule! O weh, die vielen, vielen Gesichter, die theils neugierig, theils neckisch und spöttisch die Neuangekommenen musterten, und sich namentlich gegen die Unglückseligen, die vom Dorf waren, in allerlei erlaubten und unerlaubten, passenden und unpassenden Bemerkungen ergingen.—Ich habe schier Blut geschwitzt in der Prüfung, wo der hochgelehrte Mann mit der großen, neusilbernen Brille und dem blitzenden Siegelring am Finger vom Katheder seine tiefe Baßstimme erschallen ließ und uns nach allen Kräften auspreßte. Es ist mir noch sehr deutlich in Erinnerung, daß er bei diesem seinem wissenschaftlichen Auspressen nicht sehr viel Glück hatte und zu dem neben ihm stehenden Herrn sagte: „Alle nach Sexta! Einer so schwach wie der Andere."

In demselben Augenblick aber klopfte mir ein ältlicher, freundlicher Herr auf die Schulter. Es war der Director, wie ich hernach erfuhr. Er nahm meine Arbeit auf und ließ mit sichtlichem Wohlgefallen seine Augen darüber gehen. „Du schreibst ja eine ganz hübsche Hand, mein Sohn!" sagte er, und ich wurde purpurroth vor Scham und Freude. „Hast auch sonst deine Sache gut gemacht, wie ich sehe," fuhr er fort, indem er mir das Blatt zurückgab. „Wir wollen es mit dir in der Quinta (also eine Classe höher) versuchen."

Er winkte dem prüfenden Lehrer zu: „Herr Doctor, diesen Kleinen nach der Quinta." — O, da hätte ich dem guten Herrn gleich um den Hals fallen und einen Kuß geben mögen, aber ich saß da wie ein Stock, und wagte den Mann gar nicht einmal anzusehen, vor heiliger Ehrfurcht; denn so ein Director einer gelehrten Schule, das konnte ja kein gewöhnliches Menschenkind sein, der mußte aus einer höheren Weltregion kommen.—Ich wußte gar nicht, wie ich die Feder setzen und mein Glück zu Papier bringen sollte, um es in aller Eile und doch mit möglichster Ausführlichkeit meinen Eltern daheim mitzutheilen. Selten in meinem Leben habe ich in einem solchen Hochgefühl geschwelgt, wie in jenem Augenblick, wo ich unter meinen ersten Brief die Worte schrieb: „Herzlichen Gruß von Eurem Quintaner."

Nun ging's denn los mit dem Unterricht. Um zu meiner Classe zu gelangen, mußte ich erst durch ein anderes Claßzimmer hindurch. Das war immer eine Aufgabe, an den vielen fremden Gesichtern vorbeizudefiliren. Allein wagte ich mich nicht hinein, sondern wartete, bis ein anderer Schüler meiner Classe mich unter seine Flügel nahm. Aber auch so ging mir ein starkes Fröstеln über den Rückgrat, und ich athmete freier auf, wenn ich mit der größtmöglichen Geschwindigkeit in den Hafen meines stillen Platzes auf der letzten Bank am Ofen eingelaufen war. Es wurde mir ungemein schwer, mich zu gewöhnen und ein wenig dreist zu werden. Wenn der Lehrer meinen Namen rief, da zuckte es mir allemal durch den Körper, als wenn der Blitz in mich eingeschlagen hätte. Ich sagte mit Todesverachtung mein Sprüchlein auf, wenn ich's konnte, oder schwieg, wenn ich nichts wußte, welches Letztere öfter der Fall war, als Ersteres.

Es begab sich aber nach etlichen Tagen, daß wir eine häusliche lateinische Arbeit anzufertigen hatten. Ich pfuschte sie mit der hergebrachten Flüchtigkeit hin, zumal da ich sie für leicht hielt, überflog sie noch einmal, und gab sie mit selbstzufriedenem Stolze ab.

Als nach einiger Zeit der Lehrer sie uns zurückbrachte, sagte er: „Ich bin mit den Leistungen der Classe wohl zufrieden. Die Arbeiten sind alle recht gut ausgefallen — bis auf eine, die aber unter aller Würde ist."

Ich bedauerte im Stillen den Unglücklichen, dem dieses niederschmetternde Urtheil gesprochen ward, und dachte dabei an meinen Nebenmann, dessen lateinische Wissenheit auf sehr schwachen Füßen stand. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als der Lehrer mit großen Schritten auf mich zukam, und unter Donnerworten mir mein Heft ins Gesicht warf!

Die Sinne wollten mir vergehen, und ich wußte nicht, wo ich mit den Augen bleiben sollte.

Wie froh war ich, als der Lehrer nach Ablauf seiner Rede mir den Rücken kehrte und auf den Katheder zusteuerte. Aber meine Noth sollte lange noch nicht zu Ende sein, sie sollte nun erst recht angehen.

Auf seinem Thron angelangt, rief der Gebieter mir zu: „Komm hervor! — Komm hervor, sag' ich dir! Hörst du nicht?"

Zitternd und bebend, wie ein armer Sünder, der zum Schaffot geführt wird, folgte ich dem Commando. Ich fühlte, wie mir das Blut, welches die anfängliche Scham mir in das Gesicht getrieben hatte, plötzlich in das Herz zurückwich.

„Nach der Classe herumgedreht!" herrschte er mich an, und willenlos folgte ich dem Befehl, um mich von fünfzig Gesichtern anglotzen zu lassen, deren Augen in der

Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, weit aufgingen. Ich glaube, mancher Soldat hat nicht solche Heidenangst ausgestanden, wenn ihn eine Batterie Kanonen mit ihren Mündungen anstarrte, wie ich in diesem Augenblick.

Nachdem diese hochnothpeinliche Scene einige Augenblicke gewährt hatte, commandirte mein Gebieter von seiner Höhe herab: „Nun lacht ihn aus, das Schaf!"

Und wie aus einem Munde erdröhnte ein fürchterliches Gelächter, daß die Scheiben zitterten.

Jetzt wußte ich aber wirklich nicht mehr, ob ich noch auf der Erde war, oder anderswo, und wenn ich noch fähig war, einen Wunsch zu fassen, so war es dieser: Ach wär' ich doch damals gestorben, als ich das Scharlach hatte, und der Doctor sagte: „Es ist zweifelhaft, ob wir ihn durchbringen."

Doch meine Marter sollte noch nicht zu Ende sein. Dem Lehrer schien meine Herzensangst eben so viel Spaß zu machen, als sein Witz, und er konnte sich's nicht versagen, mich noch ein wenig zu quälen, und vollends zur Verzweiflung zu treiben. Er riß mich mit seiner großen Faust am Arm, daß ich in meiner dörfischen Unbeholfenheit stolperte und beinahe zu Boden gefallen wäre.

Eine neue Salve schallenden Gelächters begleitete das Schauspiel.

Nachdem sich dasselbe wieder gelegt hatte, sprach der Lehrer: „Packe deine Bücher zusammen — in meiner Classe kann ich dich nicht mehr gebrauchen. Marsch nach Sexta!"

Das war nun das Letzte! Mit welchem Stolz hatte ich meinen Eltern geschrieben: „Ich bin Quintaner geworden! Der Herr Director hat mich selbst geprüft und belobt!" Ein ganzes Schuljahr hatte ich meinen Eltern und mir selbst erspart. Und nun? Sollte ich das nach Hause schreiben, daß ich wegen großer Unwissenheit für Quinta nicht reif befunden, und mit Schimpf und Schande nach Sexta zurückgestoßen worden sei? Unmöglich!

Einen einzigen Blick wagte ich in das harte Gesicht mit dem schwarzbraunen Wachtmeisterbart, einen einzigen, aber es war mir als hätte ich in die Sonne gesehen. Erschrocken schlug ich die thränenden Augen wieder zu Boden — in diesen eisigen Zügen lag keine Spur von Mitleid und Erbarmen, dieser breite Mund konnte noch lächeln zu meinem unaussprechlichen Jammer.

Er ließ mich wirklich meine Bücher zusammenpacken, er ließ mich bis zu der Thür gehen, die nach Sexta führte, er ließ mich die Hand auf den Drücker legen — da endlich faßte ihn ein menschliches Rühren. „Na, ich will es noch einmal mit ihm versuchen. Morgen schreibt ihr in der Classe einen lateinischen Aufsatz. Fällt der gut aus, dann magst du bleiben; wird der aber wieder so wie der heutige, dann weißt du, wo du hingehörst!"

Ich wollte mich freuen, ich wollte jubeln über diese Kunde, aber ich konnte nicht. Mein Gemüth war in so fürchterlicher Aufregung, daß ich mich selber nicht mehr zurechtfinden konnte.

Die Stunde war aus. Die meisten Schüler gingen in den Hof hinunter, um frische Luft zu schöpfen und ihr Frühstück zu verzehren. Ich blieb mit Wenigen zurück und weinte still in die Hand.

Einer meiner Mitschüler, dem die Begebenheit von vorhin wahrscheinlich sehr gefallen hatte, und dem sie zu schnell vorübergegangen sein mochte, trat pathetisch an meine Bank heran und rief, indem er des Lehrers schnarrende Baßstimme nachzuahmen versuchte: „Nun lacht ihn aus, das Schaf!" Und wieder folgte ein übermüthiges Gelächter der Anwesenden.

Das Gerücht erscholl auch in den beiden Nachbarclassen, und durch die beiden Thüren zur Rechten und zur Linken glotzten neugierige Augen, die den gelehrten Quintaner sehen wollten. Ich habe da auf's Neue Höllenqualen ausgestanden, wie ich zitterte, wenn ich das Nervenfieber hätte, und konnte mich den ganzen Vormittag gar nicht mehr beruhigen. Wie endlich die Klingel ertönte zum Schluß des Unterrichts, da stürzte ich von dannen, ohne zu fragen wohin.

Wie wenn der böse Feind hinter mir wäre, lief ich durch die Straßen, immerzu, immerzu. Ich trat aus dem Thor, ich eilte in das flache Feld hinein, immerzu, immerzu. Wohin ich wollte, ich wußte es nicht, aber so viel wußte ich, daß ich nicht den Muth hatte, nach Hause zu gehen und meinem Oheim, bei dem ich wohnte, vor die Augen zu treten.

Alles war still um mich her. Es war die Mittagszeit, wo Niemand auf dem Felde arbeitet.

Die Stille war mir wohlthuend. Hier sah mich Keiner an, hier lachte mich Keiner aus, hier that mir Keiner was zu Leide.

Aber es wurde mir auch wieder bänglich in der schweigenden Einsamkeit, und je stiller es um mich her in der Natur war, desto größer wurde der Tumult in meinem Herzen. Des Lehrers Bild trat vor meine Augen, und es war mir als wäre es des Teufels Gesicht, was mich da angrinste. Mein innerstes Gefühl empörte sich gegen seine Unmenschlichkeit; ich haderte mit ihm, ich hätte ihm in diesem Augenblicke was recht Böses anwünschen können, und unwillkürlich entfuhren meinem Munde ein paar laute Verwünschungen.

Doch diese Worte waren kaum heraus, da ging eine große Veränderung mit mir vor. Ich erschrak vor mir selbst, ich sah mich bestürzt um, ob nicht Jemand meine Ausrufungen vernommen hätte, und meine Noth wurde nun noch größer, ja, sie ging nun eigentlich erst recht an, denn durch meine Worte hatte ich mich selbst wachgerufen aus dem Taumel einer heillosen Verblendung.— Bis jetzt hatte ich gemeint, ein Märtyrer ungerechter Behandlung und unverantwortlicher Bosheit zu sein, und hatte mit der ganzen Welt gehadert; jetzt aber erschienen mir die Dinge plötzlich in einem ganz andern Lichte, jetzt

sah ich von den andern Menschen ab, und richtete den Blick auf mich selbst.

Wie? Hat der Lehrer nicht Recht gehabt? Habe ich's nicht verdient, so behandelt zu werden? War deine Arbeit nicht die schlechteste? Hatten denn die Andern nicht alle besser gearbeitet?—Bei dieser Erkenntniß ging erst mein rechtes Elend an: das Elend der Reue und der Selbstanklage. Alle meine Einbildung auf meinen Fleiß und mein Wissen zerrann wie Nebel. Fürchterlich klar wurde mir, daß das, was ich für Fleiß gehalten, bei Licht besehen, nichts Anderes als Trägheit sei. Und nun lebte in mir die Erinnerung auf an so manches tadelnde Wort, das mein Lehrer daheim zu sprechen sich veranlaßt gesehen, und das ich entweder in meiner Flatterhaftigkeit überhört, oder in gekränktem Ehrgefühl übel genommen hatte. O weh, was soll aus dir werden! Diese Selbstvorwürfe marterten mich, und sägten an meinem Herzen, daß mir der Athem vergehen wollte.

Als aber die innere Noth ihren Gipfel erreicht hatte, da sank ich mitten auf dem Felde nieder auf meine Knie und hob meine Augen zu dem blauen Himmel hinauf. Ich betete. — Es mag wohl wunderliches Zeug gewesen sein, was da der liebe Gott hat mit anhören müssen, aber er hat ja ein feines Ohr und einen scharfen Verstand, er legt sich das, was kreuz und quer durch einander geht, doch zu recht, und macht sich einen Vers daraus — ja er weiß schon zum Voraus, was ein Mensch ihm vorträgt, er verstehet unsere Gedanken von ferne. — All mein Seufzen und Schreien lief schließlich darauf hinaus: ich sei sehr betrübt über meine bisherige Trägheit und Flüchtigkeit, und wüßte nun gar nicht, was ich anfangen sollte. Er möchte mir doch die einzige Liebe anthun und mir einen Wink geben, was ich anfangen sollte, ich wüßte ja keinen Rath. Wenn er mir jetzt mein Gebet erhörte, so wollte ich auch ganz gewiß recht fleißig werden, und bis in die Nächte hinein sitzen.—

„Was machst du denn hier, mein Sohn?" fragte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter mir. Aufs Höchste erschrocken wandte ich mich um und sah einen Herrn vor mir, dessen breites, freundliches Gesicht voll Theilnahme und Mitleid auf mir ruhte. Ich senkte beschämt und verwirrt die Augen und konnte nur mit ein paar tiefen Seufzern Antwort geben. — „Ist dir was Trauriges passirt, mein Sohn?" fragte der Mann mit milder, vertrauenerweckender Stimme weiter und legte mir die Hand auf den Kopf. „Ich sehe dir's an, du mußt was Schweres auf dem Herzen haben und hast ja wohl eben mit dem lieben Gott geredet."

Ich fing bitterlich an zu weinen, und der Herr störte mich nicht dabei. Das war auch ganz recht, denn wenn der Mensch sich erst satt geweint hat, hernach geht ihm schon der Mund auf.—Ich faßte auch wirklich ein Zutrauen zu dem Manne, der sich so väterlich meiner annahm, und es wurde mir jetzt klar, daß die Erscheinung desselben gerade in diesem Augenblick die unmittelbare Erhörung meines Gebetes sei. Ja, sagte ich mir, diesen Mann hat mir der liebe Gott gesandt, der soll mir in Gottes Namen sagen, was ich thun soll. Seine Stimme ist Gottes Stimme. Nachdem ich mir das überlegt, faßte ich mir ein Herz und erzählte ebenso ausführlich als wahrheitsgetreu den ganzen Hergang.

Der Herr hörte mir nachdenklich zu, ohne mich auch nur einmal zu unterbrechen. Dann reichte er mir die Hand und sagte: „Mein Sohn, ich sehe, das ist nicht von ungefähr, daß ich heute gerade diesen mir sonst ungewohnten Weg gegangen bin und gerade in diesem Augenblicke hier sein mußte. Der liebe Gott hat mich hierher geführt, daß ich mit dir ein Wörtchen reden sollte. Und nun hör' mir zu. Daß dein Lehrer so hart mit dir gewesen ist, das könnte man ihm wohl übel nehmen, denn das war ein gefährlich Stücklein und konnte möglicherweise unglücklich ablaufen; denn du bist, wie es scheint, eine schüchterne, ängstliche Natur, die man ganz anders anfassen muß, wenn man sie nicht in Grund und Boden verderben will. Aber du mußt ihm nun darum nicht weiter gram sein, denn erstens ist er dein Lehrer, dem du Respekt schuldig bist. Du wirst wissen, daß die heilige Schrift sagt, wir sollen unsern Herren unterthan sein, nicht allein den gütigen, sondern auch den wunderlichen. Zweitens hat er's auch nicht so schlimm gemeint, im Gegentheil, er hat es gut mit dir vorgehabt, wenn er's auch nicht am rechten Ende angefaßt hat. Drittens aber (und das ist die Hauptsache) glaube ich, die Lection, so sehr sie dir auch wider den Kopf gegangen, ist dir doch sehr zuträglich gewesen, und der liebe Gott hat es darum zugelassen. Ich merke aus allen deinen Worten, daß du dich getäuscht hast. Du bist ein wenig laß und träg gewesen und hast an der Wissenschaft nur so obenhin genascht, wie ein Schmetterling. Nun wirst du eingesehen haben, daß es so nicht weiter gehen kann, wenn einmal etwas aus dir werden soll. Und nun sage ich dir: Laß dir diese Geschichte eine Mahnung sein, von heute ab ein recht fleißiger und gewissenhafter Schüler zu werden. Wenn das der Fall ist, hernach wirst du deinem Lehrer nicht mehr grollen, sondern es ihm ewig Dank wissen, daß er dich so scharf in die Beize genommen hat; und deinem Gott wirst du noch mehr danken, daß unter Seiner Hand die Beize ordentlich angezogen hat."

Diese Worte fielen wie ein warmer Maienregen auf meine Seele. Aber etwas drückte mich immer noch: die Furcht vor meinem Oheim, dem ich entlaufen war, den ich mit dem Mittagbrot hatte warten lassen, was ich mir zum großen Vergehen anrechnete, nachdem derselbe gewohnt war, pünktlich um halb 1 Uhr zu speisen, weil er um 1 Uhr wieder in seinem Geschäft sein mußte. Der Herr merkte mir an, daß ich noch etwas auf dem Herzen haben möchte, und fragte mich darum. — Als er erfahren, um was es sich handle, erkundigte er sich nach dem Namen meines Pensionsvaters. „O, wenn der's ist," antwortete er, nachdem ich ihm den Namen gesagt, „dann

sei außer Sorgen. Ich kenne ihn und werde mit dir umkehren, um dich zu ihm zu begleiten und dein Fürsprecher zu sein."

So gingen wir beide mit einander nach Hause, und der vortreffliche Mann redete unterwegs noch manches gute, wohlgemeinte, väterliche Wort zu mir, was ich mir wohl gemerkt habe, legte auch seine Fürbitte für mich ein und wußte mit dem Onkel alles glatt zu machen, daß ich keinerlei Vorwurf und Scheltwort bekam. — Aber nun flüchtete ich mich auf meine Stube — es war gerade Mittwoch, wo bekanntlich am Nachmittag keine Schule ist; und nun fing ich an zu studiren, daß mir der Kopf rauchte, bis tief in die Nacht hinein; hatte auch in dieser Nacht wenig Schlaf, denn die lateinischen Regeln tanzten mir wie Gespenster um den Kopf herum und ließen mir keine Ruhe. Trotzdem hatte ich am Morgen guten Muth, denn siehe, als ich mir die Regeln noch einmal überhörte, da saß Alles niet- und nagelfest.

Die gefürchtete, entscheidungsvolle schriftliche Arbeit wurde gemacht. Dann und wann warf ich einen scheuen Blick auf den Lehrer, und es kam mir so vor, als hätte sein Gesicht heute gar nicht mehr des Bärbeißige und Grimmige von gestern. Auch klang es ganz freundlich, als er während des Schreibens einmal zu mir tretend fragte: „Na, geht's?" Ob es ihm leid that, so grausam mit mir verfahren zu sein?

Es ging auch wirklich, und ich war einer der Ersten, welche die fertige Arbeit abgaben, freilich unter starkem Herzklopfen und mit stockendem Athem. — Auch in der folgenden Nacht konnte ich vor Aufregung nicht schlafen, morgen sollte ja die Entscheidung fallen über mein Schicksal. — In der Angst und Beklommenheit lief ich ohne Mütze fort und ließ mein Frühstück auf dem Tische stehen, und das Küchenmädchen kam keuchend hinter mir drein gelaufen und brachte Einiges nach. Sie hätte sich den Schweiß ersparen können.

Mit den Heften unter dem Arm trat der Lehrer in die Klasse, und ich sah, wie seine Augen nach mir suchten. Dann rief er laut meinen Namen und befahl mir, vorzukommen.—Ich weiß nicht, wie ich von meinem Platze aufgekommen und nach dem Katheder hingewandelt bin, denn es war mir schwarz vor den Augen geworden. Jetzt ist's vorbei, sagte ich mir. Ach du allmächtiger Gott!

Der Lehrer hielt mein Schreibbuch in der Hand und schlug mir damit auf den Kopf. „Siehst du, du Schelm, warum hast du's denn nicht vorher so gemacht? Hier hast du dein Heft; du hast die beste Arbeit geliefert und bekommst den ersten Platz."—Was nun weiter vorging, kann ich nicht beschreiben, denn ich wußte es selber nicht. War mir doch, als wäre ich aus der Hölle in den Himmel gekommen, und solche Wonne geht über alle Beschreibung hinaus.

Ich füge nur noch hinzu, daß ich den ersten Platz behauptet habe bis an den Schluß des Halbjahrs, wo ich in die nächsthöhere Classe aufrückte. Jetzt wußte ich erst, was das Wörtlein „Fleiß" bedeutet; jetzt wußte ich erst, was „arbeiten" heißt. Ich hatte durch eine scharfe Lauge hindurch gemußt, ehe ich das wurde, was ich sein sollte: ein Schüler, der seine Pflicht und Schuldigkeit thut. — Der Lehrer schloß mich nun ganz und gar in sein Herz und gab nur eine Ohrfeige nach der andern, was er nur bei denen that, die ihm besonders lieb und werth waren, so daß man sich auf seine Ohrfeigen was einbilden konnte; und diese Art that ja auch nicht weh. Aber wenn er mich auch *nicht* in sein Herz geschlossen hätte, ich wäre ihm doch gut gewesen, denn ich hatte ihm so *viel*, so viel zu danken; er war mein Retter gewesen aus einer Gefahr, die mich für das ganze Leben verdorben hätte. Noch mehr aber als ihm dankte ich dem treuen Gott, der mir auf mein Gebet in der Trübsal das Herz präparirte, daß die Beize wirklich anzog.

Seeungeheuer.

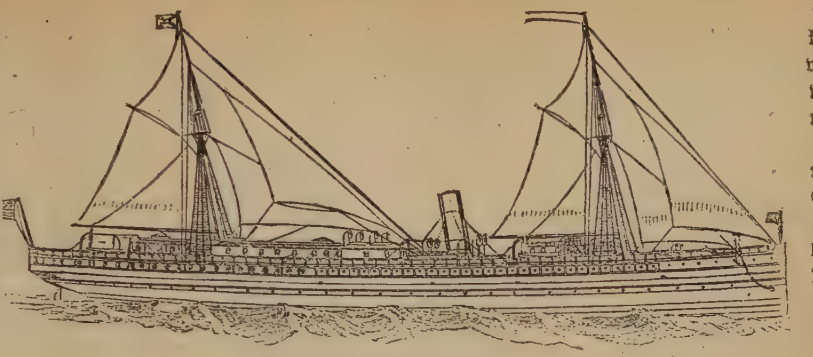
Nach Quellen von A. M.

II.

Im Jahr 1829 baute Joseph Ressel in Triest selbstständig das erste Schraubenboot in Europa. Ein Unfall bei der Probefahrt veranlaßte die Polizei zum Verbote weiterer Versuche, und währenddessen in Deutschland die Sache wieder einschlief, erregte Smith in England großes Aufsehen mit einem Dampfer, bei welchem gleichfalls die Schraube als Motor benutzt wurde. Dem Amerikaner Erickson aber gebührt das Verdienst, zum erstenmal mit dem Schraubendampfer „Robert F. Stockton" in einer Fahrt über den Ocean glänzend den Beweis der Seetüchtigkeit der Propeller geführt zu haben. Zwar haben Schaufelrad und Schraube noch weitere 25 Jahre neben einander bestanden, doch haben die Vortheile der letzteren in einem höheren Maße die allgemeine Anerkennung erworben, und jetzt wird kaum noch ein Raddampfer das offene Meer befahren. Es ist aber zu bemerken, daß sämmtliche Dampfer eine mehr oder minder vollständige Tackelung führen. Dies erscheint als Aushülfe bei den nicht seltenen Beschädigungen der Schraube oder Schraubenwelle, welche während der Fahrt schwer reparirt werden können, geboten.

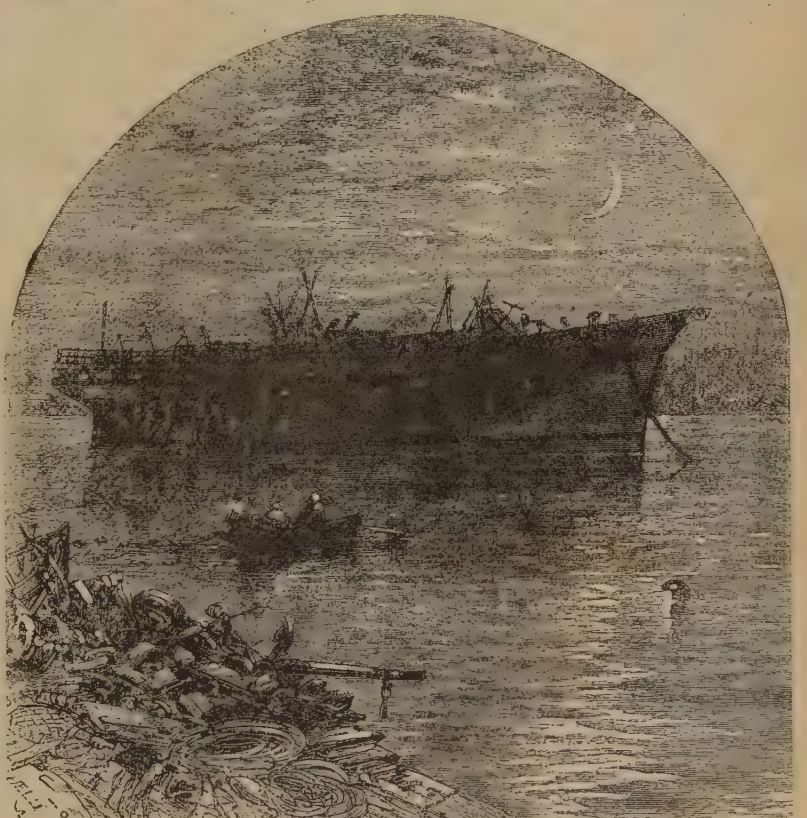
Die Schwierigkeit, mit voller Tackelage gegen einen heftigen Wind zu kämpfen, wird während einer langen

Reise mehr als genügend aufgewogen durch den Vortheil, welchen die ausgespannte Leinwand bei günstigem Winde darbietet, und thatsächlich haben fast immer solche Schiffe die schnellsten Fahrten gemacht, welche am schwersten mit Masten, Tauen und Segeln belastet schienen. Es würde deßhalb eine völlig unangebrachte Sparsamkeit bedeuten, wenn man einen Seedampfer ganz ohne Segelausrüstung belasten wollte.



„City of Augusta."

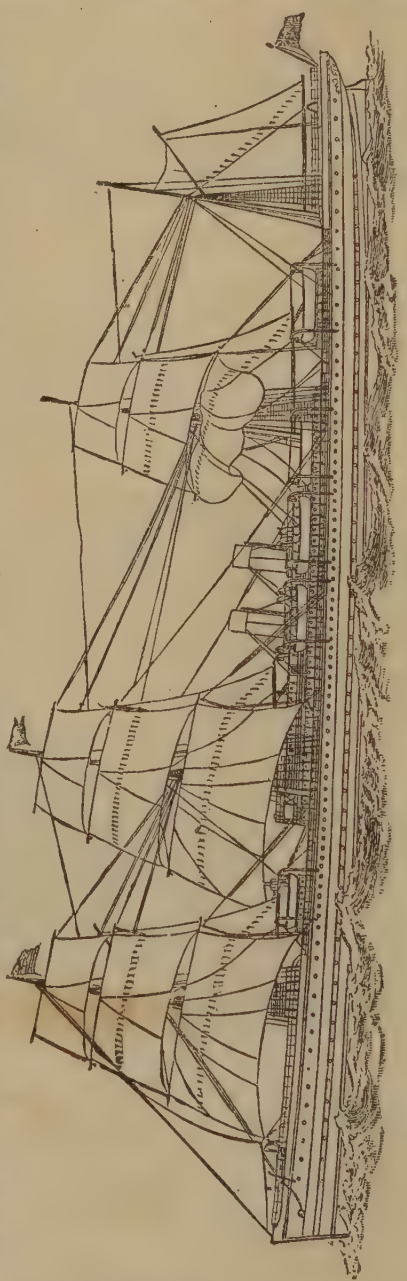
Die Anwendung von Eisen, anstatt des schweren, dicken Holzes beim Schiffbau, hat die Tragfähigkeit der Schiffe wesentlich erhöht und zugleich mehr Raum für Fracht geschafft; aber die eisernen Schiffe haben den Nachtheil, daß die Schiffswand in tropischen Wassern trotz alles Anstreichens zu leicht mit See-Erzeugnissen aller Art bewächst, und dadurch die Schnelligkeit sehr vermindert wird. Eine weitere Verbesserung der Schiffsmaschinen besteht in der sog. Oberflächen Condensation. Früher mußten die Seeschiffe von Zeit zu Zeit einen Theil des Kesselwassers ablassen, weil sonst in Folge des stark salzigen Meereswassers eine Salzkruste sich an der inneren Kesselwand festgesetzt, die Verdampfung gehindert und die Sicherheit des Betriebes leicht in Frage gestellt hätte. Jetzt wird der Dampf condensirt, indem er in Contact mit einer großen Zahl dünnwandiger Röhren gebracht wird, welche durch stete Füllung mit frischem Wasser kühl erhalten werden. Auch durch diese Neuerung ist eine beträchtliche Kohlenersparniß erzielt.—Bei hochgehender See kommt es nicht selten vor, daß das Schiff vom Kamm der Welle tief hinabtaucht und daher auch die Schraube, welche fortwährend vollständig



Der letzte Hafen.

unter Wasser ist, ihr Element für Augenblicke verläßt. Der Stoß, welchen die Maschine jedes Mal erleidet, wenn der Propeller wieder den Widerstand des Wassers zu überwinden hat, ist ein so gewaltiger, um nicht nur den Motor, sondern das ganze Schiff zu gefährden. Dem ist vorgebeugt durch eine sinnreiche Vorrichtung, welche selbstthätig die Bewegung der Maschine hemmt, sobald die Schraube über das Wasser kommt.

Im Jahre 1840 eröffnete die unter dem Namen „Cunard-Linie" bekannte und berühmte Brithish & North American Royal Mail Steam Ship Co. mit dem Sitze in England die erste regelmäßige Dampfer-Verbindung mit den Vereinigten Staaten. Von ihren vier Schiffen traf die „Britannia" am 4. Juli des genannten Jahres in New York ein. Jetzt verfügt die Cunard-Linie über eine Flotte von 30 Dampfern, mit einer Tragfähigkeit von 2500 bis 3000 Tons, und entsendet wöchentlich von Liverpool über Queenstown vier Schiffe, abwechselnd nach New York und Boston. Zehn Jahre lang versah die Gesellschaft den Transportdienst zwischen beiden Continenten allein, dann entstand in Amerika die sogenannte Collins-Linie, mit einer Staats-Unterstützung gegründet, aber 1858 wieder aufgegeben, und seither liegt der Schiffbau in den Ver. Staaten schwer darnieder. Dagegen ist die Zahl der Dampferverbindungen im Allgemeinen seit dreißig Jahren gewaltig angeschwollen und man erkennt dessen Werth täglich mehr. In der Segelschifffahrt herrschen Zufälligkeiten aller Art, Willkür und Unpünktlichkeit vor, während die Fahrt der Dampfboote sich nach genau berechneten Regeln vollzieht. Die Unabhängigkeit von Wetter und See ist so beträchtlich, daß auch die weiteste Fahrt durchweg pünktlich inne gehalten werden kann. Ein dichtes Netz regelmäßig befahrener Dampferlinien überspannt namentlich den Atlantischen Ocean, von denen allein zehn englische vier deutsche eine französische, drei niederländische, eine norwegische zusammen nicht weniger als 19 verschiedene Linien den europäischen Continent mit dem nördlichen Amerika verbinden.

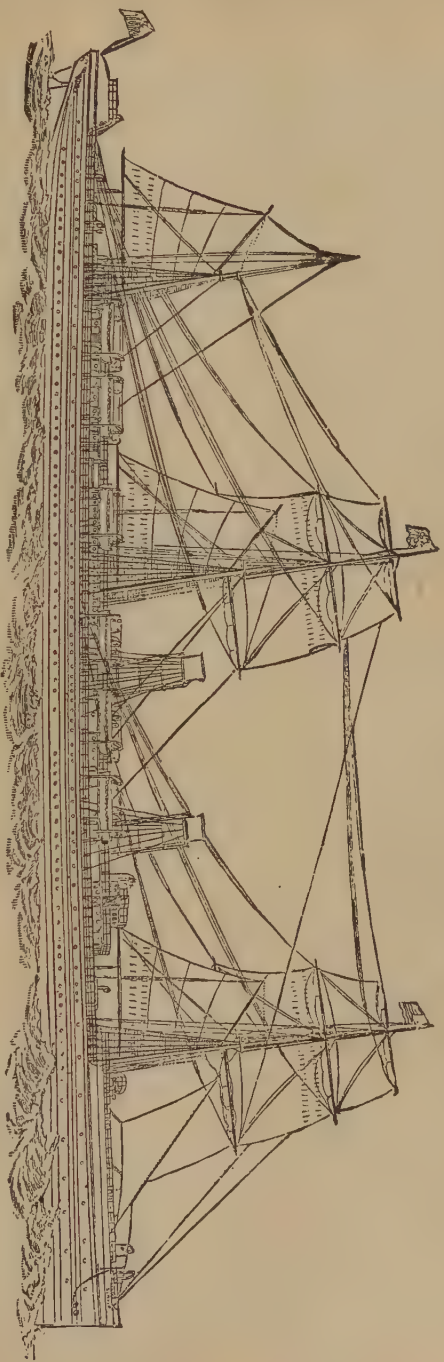


Die „Britannia."

Vielfache Anstrengungen sind gemacht worden, um den Passagieren der großen Seedampfer jede mögliche Bequemlichkeit zu gewähren, und die concurrirenden Linien überbieten sich in der Zweckmäßigkeit und Pracht ihrer Ausstattung. — Beim Herabsteigen zur großen Hauptkajüte glaubt man, die Treppe eines Palastes zu betreten, und der Salon selbst unterscheidet sich in nichts von den Luxuszimmern eines großstädtischen Hotels, Gesellschafts- und Rauchzimmer, Badestuben, Barbierladen, Teppiche aller Arten, bequeme Ruhesitze und Schaukelstühle, eine gut gedeckte und servirte Tafel lassen ganz vergessen, daß man sich auf den schwanken Brettern eines Schiffes befindet, und nur die unter Umständen sich auf unangenehme Weise bemerklich machende erhöhte Schaukelbewegung erinnert uns an das Element „ohne Balken," dem wir uns anvertraut haben. — Eine besondere Aufmerksamkeit hat man namentlich in Amerika der steten Zuführung guter Luft in die zahlreichen Schlafcabinen zugewendet. Auf den Flußdampfern erscheint dies leicht, und vor Allem die in den Deckhäusern angebrachten Cabinen sind luftig und angenehm. Schwerer ist diese Aufgabe, wo es sich oft um Unterbringung von 1000 bis zu 2000 Personen handelt, während in diesem Falle die stete Lüftung schon aus Gründen der Gesundheit doppelt und dreifach nöthig ist. Man hat es versucht, den oberen Theil der Cabinenwände nach der Art von Jalousien stellbar einzurichten, um so einen freien Luftdurchzug zu ermöglichen. Auf Schiffen, die Leute mit verschiedenen klimatischen Verhältnissen aufsuchen, hat sich dieses Mittel aber nicht bewährt, dagegen scheint

jetzt auf einzelnen amerikanischen Dampfern, welche überhaupt besonderen Wetteifer in Bezug auf Comfort und Pracht an den Tag legen, das Problem freilich unter großer Raumpreisgabe glücklich gelöst. Die sämmtlichen Schlafcabinen der 1. Classe liegen nicht mehr unmittelbar an der Schiffswand, sondern sind von dieser durch einen vier Fuß breiten Gang getrennt, und ebenso laufen in kurzen Abständen gleiche Gänge quer über das Schiff. Die Cabinen sind sämmtlich mit großen Fensteröffnungen versehen, welche sich auf diese Corridors öffnen, und erhalten nicht mehr, wie bislang, Licht und Luft lediglich durch die kleinen Ochsenaugen, welche bei ungünstigem Wetter nebenher immer geschlossen gehalten werden mußten.

Seit die Kosten der Dampfschifffahrt durch die Ersparniß an dem benöthigten Feuerungsmaterial sich erheblich vermindert haben, nimmt die Zahl der reinen Handelsdampfer gleichfalls stetig zu. Der chinesische Thee leidet bekanntlich leicht unter dem Einfluß der Feuchtigkeit; deßhalb waren bislang besondere Schnellsegler bestimmt, die Nachtheile der Seereise soviel wie möglich abzukürzen und zu paralysiren. In neuester Zeit wurde der Dampfer „Stirling Castle" diesem Handelszweig dienstbar gemacht, und hat gleich seine erste Rückreise von China nach England mit 3000 Tons todtem Gewicht an Bord die 11,250 Meilen in 29 Tagen 22 Stunden trotz dreimaliger Kohleneinnahme, und die langsame Passage durch den Suezcanal, zurückgelegt, und dadurch die rascheste bislang ausgeführte Fahrt auf dieser Tour bei Weitem überflügelt. Ebenso finden Dampfschiffe für Fischereizwecke immer mehr Aufnahme. Die großen Seehunds-Fischereien bei Neufoundland werden bereits zum großen Theile durch Dampfer betrieben, und auch für den Walfischfang sind bereits einige amerikanische Dampfer im Gebrauch.



Die „Persia," 350 Fuß lang.

Neuerdings baut man sog. gemischte Schiffe. Die amerikanischen Schoner, welche den Küstenhandel vermitteln, sind vielfach mit einer Hülfsschraube versehen, in welchem Falle die Maschine nicht mitschiffs, sondern mehr nach dem Stern zu angebracht ist. — Die nach richtigem System erbauten Eisenschiffe versprechen beinahe unbegrenzte Dauer.

Der englische Dampfer „Great Britain" ist bereits 1845 vom Stapel gelaufen, und läuft noch heute zwischen England und Australien. Manches stolze Schiff indeß geht vor der Zeit durch unglückliche Zufälligkeiten verloren, begegnet in dunkler Nacht den in breiter Masse dem Süden zutreibenden Eisbergen, erhält trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei dichten Nebel den Todesstoß von einem Schwesterboote; geräth im Sturm auf ein gefährliches Riff, oder sinkt wohl gar angesichts des bergenden Hafens.

Endlich wird auch das beste Schiff alt und morsch. Da kommt es denn wohl vor, daß gewissenlose Menschen das Boot trotz seiner Seeuntüchtigkeit kaufen, um es mit voller Ladung spurlos verschwinden zu lassen.

Meist aber liegt das entmastete alte Boot als Magazin 2c. benutzt, abseits im Hafen.

Ein Blatt aus dem Leben einer unglücklichen Fürstin.

(Fortsetzung.)

Das also war es, was ihrer nach allem erfahrenen Leid, nach den harten Kämpfen wartete. Die Cabinette von Paris und Washington verhandelten über Mexico's Schicksal, und Maximilian, der den glänzenden Versprechungen eines herzlosen Egoisten die beglückende, wenn auch bescheidene Existenz eines östreichischen Erzherzogs zum Opfer gebracht hatte und, verleitet von den Einflüsterungen Napoleon's und seinem Versprechen, den Thron mit französischen Bajonetten zu stützen, die mexicanische Kaiserkrone angenommen hatte, wurde, von den drohendsten Gefahren täglich, stündlich umgeben, ohne daß man es der Mühe werth achtete, ihn zu schützen ..... Napoleon! ..... Wie sie den Mann verabscheute! ..... in diesem Augenblick doppelt ..... dreifach!

Die Kaiserin erhob sich von den Knien und blickte in die mondbeglänzte Landschaft hinaus. Im Anblick derselben Natur, welche ihr vor wenigen Stunden noch so falsch und heimtückisch erschienen, fand sie ihre Ruhe wieder. Es war ihr nicht möglich, die Augen im Schlummer zu schließen; aber sie konnte ihre Gedanken ordnen und Pläne fassen.

Der Morgen brach an, frisch und ruhig, wie ein wonniger Junimorgen. Die Natur glänzte in verdoppelter Pracht; es schien unmöglich, verderbliche Leidenschaften unter ihr schlummern zu sehen.

Die Kaiserin war in einfacher, würdiger Toilette. Sie sah nicht bleich und ohnmächtig aus, wie am vorhergehenden Tage, sondern ein leiser Hauch von Röthe färbte die schmalen Wangen, und nur die glänzenden Augen flackerten unruhig, wie ein Irrlicht.

Eine junge Eingeborene servirte der hohen Gebiterin die Chocolade. Die Kaiserin hatte sonderbarer Weise sie dazu bestimmt, ihr Gesellschaft zu leisten. Es war ein schüchternes, hübsches Mädchen, und kaum wagte sie, die zahllos an sie gerichteten Fragen der Kaiserin zu beantworten.

„Enes," fragte die Kaiserin plötzlich, das bisherige Thema verlassend, „kennst du den ‚Baum der traurigen Nacht'?"

Das junge Mädchen sah die Kaiserin erschrocken an.

„O Herrin, ihr thut nicht wohl, nach ihm zu fragen," sagte sie leise.

Die Kaiserin lächelte.

„Was ist es, mein Kind?"

„Er bringt Unglück, Herrin, großes, schweres Unglück über Die, welche ihn sehen!"

„Meinst du, Enes? Du kennst ihn also? Du weißt, wo er ist?"

„Ja, Herrin!"

„Ich möchte ihn sehen, Kind. ..... Sieh' mich nicht so entsetzt an ..... ich muß ihn sehen; ich habe all mein Sinnen und Trachten darauf gesetzt. Was ist es für ein Baum, und warum nennt man ihn den Baum der traurigen Nacht?"

„Es ist eine hohe Cypresse, Herrin, und warum sie der Baum der traurigen Nacht heißt, das ist eine alte, alte Geschichte von den unglücklichen Zeiten eines alten Kaisers her. Dort unter dem Baum soll man des Kaisers Tod beschlossen haben, und sein Fluch haftet an dem alten Stamme."

Die Kaiserin schauerte leicht zusammen. Und nun weiter! Dort sollte abermals eine Versammlung stattfinden, vielleicht ..... wer wüßte, zu welchem Zwecke? War's nicht möglich? .....

Ihre Gedanken verwirrten sich; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Ein Glas Wasser!" flüsterten ihre bleichen Lippen. „Enes, nimm die Chocolade fort." Sie schob das Getränke mit einer hastigen Bewegung von sich, und ergriff das ihr gereichte Glas Wasser, um es in wenigen Zügen zu leeren.

„O Gott, ein wenig mehr Muth, ein wenig mehr Kraft!" murmelte die unglückliche Frau in leisem Gebet.

Und die geflüsterten Worte waren nicht umsonst. Mit einer energischen Bewegung schüttelte die Kaiserin die heimliche Furcht ab. War sie nicht eine Thörin, sich diesem Aberglauben zuzuwenden? Was war's denn, was sie und ihr Gemahl verlieren konnten? Diese ärmste Kaiserkrone, deren Dornen die härteste Stirn blutig stechen, welches ihr ihr stilles Glück von Mexmore geraubt, ohne ihr auch nur den geringsten Ersatz dafür zu bieten! Möchten sie ihrem Gemahl dieselbe wieder nehmen ..... wenn sie ihm nur das Leben ließen.

* * *

Maximilian machte seiner Gemahlin einen Morgenbesuch. Er war entzückt, sie so wohl zu finden. Das Roth ihrer Wangen ..... er ahnte nicht, daß es ein künstliches war ..... hatte ihn gefesselt. Mochte es das Wiedersehen einer besseren Zeit andeuten!

„Ja," sagte die Kaiserin, „so kann und wird es nicht bleiben. Dieser Nacht muß ein Tag folgen ..... hoffen wir auf ihn! Nicht wahr, Max, wenn es nicht sein sollte, wenn unseres Bleibens hier nicht ist, dann wirst du auch wieder in anderen Verhältnissen glücklich sein?"

Der Kaiser gab nicht sogleich eine Antwort. Er wollte ihr keinen Schmerz bereiten, und es widerstrebte ihm, ihr, der einzigen, welche ihm von allen verwandten Seelen in der Fremde geblieben war, seine Absichten und Pläne zu verheimlichen. Aber es mußte sein. Er hatte die Kräfte seines Weibes überschätzt, und das vorhergehende hatte ihn belehrt, welches grause Gespenst ihm den letzten Glückesschimmer zu rauben drohte.

„Gewiß, meine Liebe! Mit dir werde ich in allen Verhältnissen glücklich sein! Nur noch ein wenig Geduld ..... laß mich neue Nachrichten von Europa abwarten. Lauten sie nicht günstig, nun dann bleibt uns die Rückkehr."

„Und bis dahin, Max, wollen wir wachen und beten!" fügte die Kaiserin mit aufleuchtenden Blicken hinzu. „Du sollst mich nicht wieder muthlos finden, weiß ich doch, daß alles Leid ein Ende haben wird."

„Gewiß, das wird es," bestätigte der Kaiser aus vollem Herzen, wenngleich er sich eine andere Vorstellung von dem Ende alles Leides machte, als seine Gemahlin. Für ihn gab es kein anderes Ende, als ausharren auf dem Platze, wohin sein eigener Wille ihn geführt..... Seine Ehre erforderte es. Nicht wie ein Abenteurer, der ausgegangen, große Thaten zu verrichten, und nichts erreichte, wollte er in die Heimath zurückkehren, sondern wie ein Held das Seinige zu vertheidigen oder sterben.

Der Kaiser und seine Gemahlin verweilten nicht lange beisammen. Maximilian mußte zu seinen Räthen. Vielleicht war ein Umschwung der Dinge eingetreten; jede Stunde, jede Minute konnte ihn bringen. Wenn sehnlichst erwartete Nachrichten aus Europa eintreffen! Es gibt doch immer noch einen Ausweg aus diesem Labyrinth.

Und während der Kaiser noch immer nicht das Hoffnungslose, das Gefahrvolle seiner Lage einsehen konnte oder wollte, saß die Kaiserin in ihren Gemächern, und dachte an die Heimkehr. Mit fieberhafter Ungeduld trifft sie alle Anordnungen..... Ihr Plan, den Gatten zur Heimkehr zu bestimmen, mußte ja gelingen. Es war keine Feigheit, wenn er das Feld räumte, von welchem er keine Früchte, sondern nur den schwärzesten Undank für alle seine edlen und guten Absichten ernten konnte. Sie wollte ihm den Beweis bringen, daß sein Verweilen nicht allein nutzlos, sondern Wahnsinn sei ..... daß Diejenigen, auf die er seine Hoffnung gesetzt, ihn verrathen und betrogen, unbekümmert darum, daß er den drohendsten Gefahren gegenüber machtlos dastand.

Sie hatte die Stunden, die Minuten gezählt. Wie ein ruhloser Geist durchwanderte sie die Räume des Schlosses. Ueberall, wohin sie blickte, trübe, besorgte Gesichter, überall Furcht und Unruhe vor der nächsten Zeit.

Es war vegebens, daß die Damen aus der Umgebung der Kaiserin den gesunkenen Muth ihrer Herrin zu beleben, sie über den Stand der Dinge zu täuschen versuchten. Sie sah schärfer, als alle Anderen, denn Haß und Mißtrauen hatten die Spiegelfläche dieser edlen, hochherzigen Seele getrübt. Sie traute Niemanden, kaum ihren treuesten Freunden, und angstvoll fürchtete sie, ihre Absicht, den Gatten zur Abreise zu bestimmen, zu verrathen.

So brach der heißersehnte Abend herein..... In dieser Nacht mußte es klar werden, und dann? ..... O Gott, wie seufzte das arme Herz unter Furch und Zittern! Die Kaiserin hatte sich frühzeitig in ihre Gemächer zurückgezogen und die Dienerschaft verabschiedet. Das konnte Niemanden auffallen; sie pflegte es oft zu thun, und der Hang zur Einsamkeit war bei ihr ein vorwiegender.

Es war eine schöne, laue Mondnacht. Wie ein Traum lag es über der Landschaft, und berauschende Düfte der farbenreichen Pflanzenwelt drangen in das stille Gemach, wo die hohe Frau wachte. Sie trug ein einfaches, dunkles Gewand, eine schwarze Mantille nach spanischer Art, und diese Umhüllung hob die geisterhafte Bläße des edlen Antlitzes noch mehr hervor.

Nacht war's geworden ..... überall tiefe Stille. Die Lichter erloschen eines nach dem andern, und vom Dom erklang die elfte Stunde. Leise und vorsichtig verließ die Kaiserin ihren Platz am Fenster, und näherte sich dem kleinen Seitencabinet.

„Enes!" flüsterte sie leise.

Auf dem Teppich lag eine regungslose Gestalt. Es war Enes. Sie liebt die schöne, sanfte Kaiserin, und hätte mit der angeborenen Leidenschaftlichkeit Blut und Leben für sie hingegeben. Wie ein getreuer Hund lag sie vor der Thür, und allen Bitten ihrer Herrin, eine andere Lagerstätte aufzusuchen, setzte sie Thränen entgegen. Das Kind hätte es für die härteste Strafe angesehen, diese Stätte verlassen zu müssen, und so ließ man ihr endlich den Willen.

„Enes!" wiederholte die Kaiserin lauter, indem sie gleichzeitig den langen Arm des jungen Mädchens langsam unter dem Kopfe vorzog. „Enes, wir müssen gehen!"

Enes sprang auf ..... sie hatte die Herrin verstanden. Sie ging nicht gern diesen Weg ..... eine abergläubische Furcht hielt sie zurück; aber noch weniger hätte sie die Kaiserin allein gehen lassen. Die Kaiserin reichte dem jungen Mädchen eigenhändig ein Tuch, und gleich darauf verließen beide durch eine Seitenthür das Gemach. Enes glitt voran; ihr war jeder Weg, jeder Gang bekannt, und nach Verlauf einer halben Stunde lag die Stadt seitwärts, und das Dach eines schattigen Spazierganges wölbte sich über ihren Häuptern.

Die Kaiserin athmete erleichtert auf. Es war nicht die Furcht, welche ihr die Brust zusammen schnürte, sondern der Gedanke, was sie sehen, was sie hören werde. An Muth fehlte es ihr jetzt nicht; sie hätte ehemals nicht daran gedacht, einen solchen Schritt zu wagen. Das war anders geworden..... Noth und Gefahr drängten sie zum Handeln für ihn, der Niemand hatte als sie ..... sie glaubte längst nicht mehr an Freunde, nachdem sie viele Derjenigen, welche sie für solche gehalten, sich als Verräther entlarvten.

— — — — — — — — — — — —

Durch die gewaltige Cypresse fährt der Wind, und unheimlich flüstert es in ihren Zweigen.

Soeben war eine Versammlung von Männern aus einander gegangen, die unter der Cypresse Zwiesprache gehalten hatten. Geheimnißvoll wie sie gekommen, hatten sie sich unter dem Schutze der Nacht entfernt.

Was Charlotte geahnt, gefürchtet, war geschehen.

Ihr Gatte, der Kaiser Maximilian, war verrathen, und wie einst einer seiner unglücklichen Vorgänger seinen Feinden Preis gegeben. Der Marschall Bazaine hatte im Namen Napoleon's den Anwesenden vornehmen Mexicanern erklärt, daß er mit den französischen Soldaten Mexico verlassen werde, und den neu errichteten Kaiserthron nicht länger schützen könne.

Und Charlotte hatte das alles mit angehört. Sie kauerte noch immer hinter dem dornigen, strüppigen Buschwerk. Und Enes lag auf der feuchten Erde und weinte zu ihren Füßen.

„O Herrin, laßt uns gehen!" bat sie voll unsäglicher Angst.

Keine Antwort. Stärker rauscht der Wind, und die Wolken fliegen schneller am Nachthimmel vorüber. Der Mond ist hinter zwei hängenden Wolkenmassen zurückgetreten, und große Tropfen fallen nieder ..... die zusammengekauerte Frauengestalt rührt sich nicht.

„Herrin," wiederholt Enes nach einer längeren Pause. „Der Wind hat sich erhoben. Ihr kennt unsere Natur nicht ..... in wenigen Stunden, vielleicht noch schneller, werden wir kaum zurückkehren können."

„Sei stille, Kind," entgegnete eine leise, geheimnißvolle Stimme, „wir dürfen jetzt nicht gehen ..... wir müssen mehr erfahren. Hast du's gehört? Der Kaiser Napoleon zieht seine Truppen zurück, das Cabinet von Washington hat keinen andern als Juarez als rechtmäßigen Präsidenten anerkannt, und Maximilian ..... der Kaiser von Mexico ..... ein fremder Eindringling, ein Aufrührer, an dem ein Exempel statuirt werden soll, der dem Tode verfallen ist. War's nicht so, Enes? Siehst du? o da ..... o da ..... wieder die Ströme von Blut ..... alles Blut! Blut!"

Enes bebte vor Furcht und Entsetzen. O, warum hatte die Herrin den unglücklichen Gedanken gefaßt, den „Baum der traurigen Nacht" zu sehen! Was würde das noch werden! Von fern hörten sie das Brausen ..... in wenigen Minuten waren die Elemente entfesselt..... Was konnte sie thun?

„O Herrin, kommt! Ich sterbe, wenn ich hier bleibe ..... ich fürchte mich!" jammerte das Kind. „Habt Erbarmen! Laßt uns die Stadt zu erreichen suchen, ehe der Sturm losbricht ..... denkt an Euern Gemahl!"

Und als wäre ein Zauberwort gesprochen ..... die Kaiserin erhob sich ..... sie ergriff Enes' Hand.

„Ja, Enes, zu ihm! Ich muß ihn warnen, ihn retten, oder mit ihm sterben!" schrie sie auf.

Jetzt war es die Kaiserin, welche vorwärts eilte. Ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Die Mantille war über die Schultern zurückgesunken, und der Wind spielte mit dem langen, flatternden Haar, während die Regentropfen dichter und dichter fielen. Zitternd vor Angst folgte Enes. Endlich hatten sie die ersten Häuser der Stadt erreicht ..... dort der Seitenweg mußte sie unbemerkt zum Schlosse zurückbringen .....

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Elsaß.

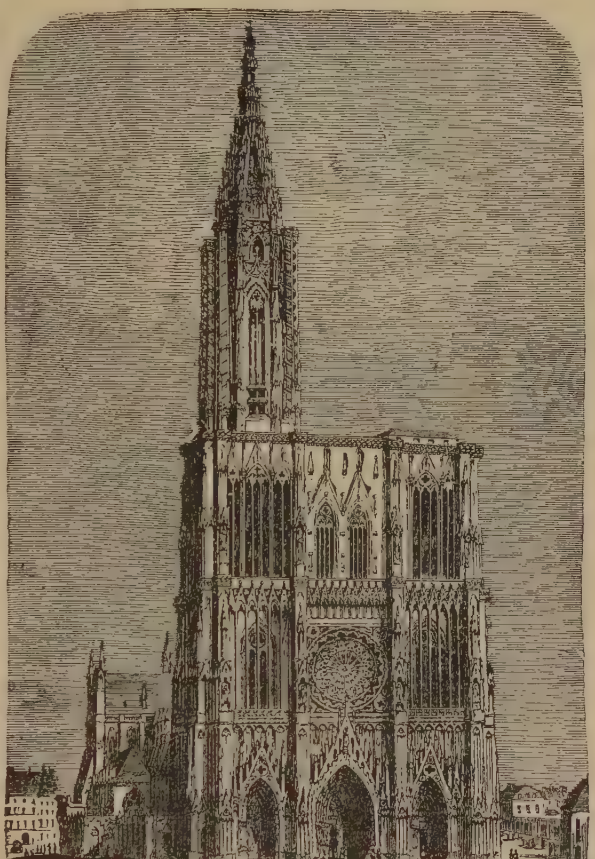
Von G. Heinmiller.

V. Das Straßburger Münster.

Der Mittelpunkt Straßburgs ist das Münster. Ein Bild von dieser Stadt, ohne die Kathedrale im Hintergrunde ist unvollständig. Erbaut auf dem höchsten Punkte Straßburgs, mit einer Höhe bis ans Kreuz von 466 Fuß (Kölner Dom 512 Fuß, St. Nicolai-Kirche in Hamburg 472 Fuß, St. Stephans-Kirche in Wien 446 Fuß, St. Peters-Kirche in Rom 436 Fuß), ist das Münster stundenweit von Straßburg sichtbar. Eine prächtige Aussicht bis hinüber in den badischen Schwarzwald und zurück auf die Vogesenkette, wie in das schöne Rheinthal wird Demjenigen gewährt, der es der Mühe werth erachtet, die Münsterplattform zu ersteigen, vielmehr aber noch, wenn er die sogenannten Schnecken erstiegen, oder gar die Spitze des Thurmes erklommen hat. Die Höhen im natürlichen Leben haben schon ihren Reiz (solche Gedanken durchziehen gewöhnlich unser Gemüth, wenn wir uns in die oberen Regionen versetzt haben), wie vielmehr aber die geistigen und geistlichen Höhen!

Das Straßburger Münster hat eine merkwürdige Geschichte; wir wollen jedoch für unseren engen Rahmen aus dem vorliegenden Material nur einige der wichtigsten Momente herausgreifen. Der Platz, wo das Münster steht, soll schon in altersgrauer Zeit dem Gottesdienste gewidmet gewesen sein. Es war anfangs ein förmlicher Hügel, umringt von Hütten der ersten bekannten Einwohner dieser Stadt, der Kelten oder Galen; oben war der heilige Hain, umgeben von einem kunstlos zusammengelegten Steinzaun, wo die Aussprüche der Götter verkündigt, die neuen Anführer des Volkes ernannt, und wo besonders der Kriegsgott Hesus, der in der Vorzeit ihr Anführer und Gesetzgeber gewesen war, verehrt wurde, dem man in Zeiten allgemeiner Noth selbst Menschenopfer darbrachte. Später mußte dieser Hain einem dem Herkules und Mars gewidmeten

Tempel weichen. So lautet die Sage, denn auf streng geschichtlichem Boden sind wir noch nicht. Mancher Historiker berichtete, daß die erste christliche Kirche an dieser Stelle unter dem Fürsten Chlodwig, etwa 510, erbaut wurde, wofür jedoch Andere nicht genügende Belege finden. Es werden von letzteren drei Epochen in der Geschichte des Münsterbaus unterschieden: 1. Das Karolinische Gebäude im 7. Jahrhundert, eine einfache Basilika aus Holz. In 873 brannte dasselbe theilweise nieder, wurde 1002 durch Hermann II., Herzog von Schwaben und Elsaß, geplündert und dann in Brand gesteckt, und kaum war der Schaden wieder hergestellt, als 1007 der Blitz einschlug, und der dadurch verursachte Brand die Kirche gänzlich zerstörte. — 2. Das Münster erbaut von Bischof Werner (1015–1028), eine im schlichten, byzantinischen Style aufgeführte Kirche, von welcher jetzt noch einige Bogen und Fensternischen vorhanden sein sollen. Fünfmal wurde das zweite Haus durchs Feuer schwer beschädigt. — 3. Als das Münster Bischof Werner's den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht mehr entsprach, mußte etwas Größeres geschaffen werden. Da wurde (in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) der eigentliche Grund zu dem jetzigen Münster gelegt. Im romanischen Style angefangen, wurde es doch durch den Architekten Erwin von Steinbach im gothischen Style vollendet, und wohl in keiner Kirche kann der Uebergang vom romanischen zum gothischen Style so gut nachgewiesen werden, wie in dem Straßburger Münster. Dem Freund der Architektur macht dieser Bau auch deßhalb einen ganz anderen Eindruck, als etwa der streng im gothischen Style ausgeführte Kölner Dom.



Münster zu Straßburg.

Das Innere des Münsters ist 380 Fuß lang und 135 Fuß breit, und ist etwa zweidrittel so groß wie der Dom zu Köln, und einviertel so groß wie die St. Peters-Kirche in Rom.

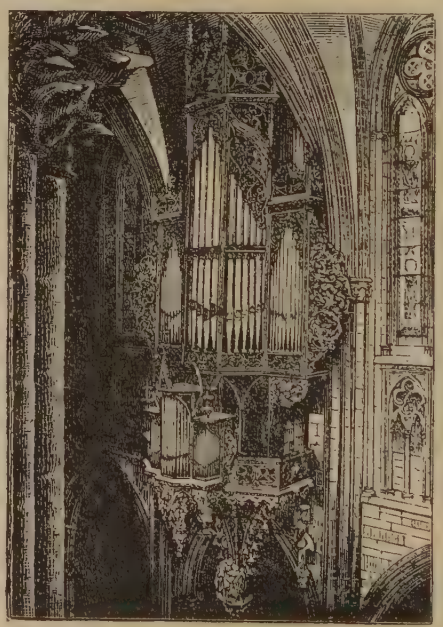
Die Orgel wurde 1489 von Friedrich Krebser erbaut, und seitdem oft verbessert. 1713–16 erhielt sie von Silbermann ein neues Werk mit 39 Registern und 2242 Pfeifen. Durch dieselbe werden wir an einen Unfug erinnert, wie das Münster ähnliche schon so manche erlebt hat. Ja, manche heutige Besucher des Münsters meinen, daß das theatralische Wesen, so man Gottesdienst nennt, von dem gotteslästerlichen Treiben des 15. Jahrhunderts nicht sehr verschieden sein könne, wenigstens was dessen Motive und Wirkung anbelangt. — An der Orgel befanden sich, so wird uns erzählt, früher die Rohraffen, affenartige Gestalten, welche durch die Blasbälge in Bewegung gesetzt werden konnten. Sie machten allerlei Kunststücke, namentlich sperrten sie ihre Mäuler auf und schlossen sie wieder. Dadurch, sowie auch durch das Geklapper, welches sie verführten, störten sie die Andacht der Münsterbesucher in hohem Grade. Am schlimmsten war das Aergerniß am Pfingstfeste; denn da versteckte sich ein Spaßvogel in eine bauernartige Gestalt. Während sich viele Gläubige aus Stadt und Land zur Feier des hohen Festes einfanden, begann dieser Rohraffe weltliche, ja geradezu schändliche Lieder zu singen, und über die Dummheit der Geistlichen und Laien, über den Gottesdienst u. s. w. zu spotten. Oft lachte und brüllte er laut auf. Je toller er es trieb, um so mehr jubelte ihm die Menge zu. Diesem Treiben ein Ende zu machen, fühlte sich die Obrigkeit zu schwach. Geiler trat dagegen

auf. Der Unfug verschwand erst im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Johann Geiler, dessen wir eben erwähnten, war ein eigenartiger, aber von hohem, sittlichem Ernst erfüllter Prediger. Seit 1478 wirkte er als Prediger am Straßburger Münster. Er war vom Volke sehr beliebt, wohl hauptsächlich seiner einfachen, ernsten und packenden Predigtweise wegen. Man errichtete ihm eine eigene, reichverzierte Kanzel. An letzterer befinden sich etwa 50 kleine, zierliche Standbilder; auch das Geländer hat allerlei verschlungene Thier- und Menschengestalten; am Fuße ist eine Person in Pilgertracht als Sinnbild der zuhörenden Gemeinde dargestellt. Als Prediger war er ein Freund von Beispielen und Gleichnissen; er wollte eben haben, daß das Volk ihn verstehen sollte. Er predigte nicht immer über Texte aus der Bibel, sondern zuweilen auch über Stellen aus theologischen Büchern, ja sogar über Sebastian Brandt's „Narrenschiff." Mit großem Eifer drang er auf Bekehrung und Aenderung des Lebens, sowohl bei den Geistlichen wie bei den Gemeindegliedern; dadurch hat er sich wohl manche Feindschaft zugezogen, sich aber auch als helltönende „Posaune der Kirche von Straßburg" bewährt. Von seiner Predigtweise hier nur einige Proben: „Es ist um einen Prediger," sagte er, „wie um einen Koch. Du sprichst: Wir haben wohl zehn Schüsseln gehabt und ist keine gut gewesen; denn der Koch konnte ihrer nicht alle warten. Es wäre besser gewesen, er hätte drei Schüsseln gemacht, und deren wohl gewartet. Ebenso ein Prediger, der auf einmal Alles sagen will, predigt nimmer gut." Nicht auf jeder Kanzel und von jedem Prediger würde sich, namentlich in unserer gebildeten Zeit, folgender Vergleich gut anhören. Den Menschen vergleicht Geiler mit einem Hasen. „Das Häslein ist schnell zum Laufen, also auch ein geistlicher Mensch schnell zu guten Werken. Man muß das Häslein braten, so auch die Menschen im Feuer der Leiden. Man muß das magere Häslein spicken. So hast du auch nöthig, gespickt und beträuft zu werden mit dem Fett der Andacht und der Liebe und mit dem Speck der Gnade Gottes, damit du nicht verbrennest in der Hitze der Widerwärtigkeit durch Ungeduld." Ein Sonderling? Wohl nicht zu leugnen; aber Gott hat noch immer seine Sonderlinge gehabt, und mit denen hat er gar mächtig dreingehauen. Noch größere Sonderlinge als Geiler, Rowland Hill, Peter Cartwright, Moses Dissinger u. a. sind aber Diejenigen, die ihnen so gerne nachmachen möchten, und doch das „Zeug" dazu nicht besitzen; nein, das sind Affen — unbeschwänzt wohl, aber auch unbegrenzt—in ihrem Hochmuth und ihrer Dummheit nemlich.

Johann Geiler,
(von Kaisersberg).

In der Reformationszeit wurde das Münster protestantisch, wurde jedoch wieder im Jahre 1681 an die Katholiken zurückgegeben. In diese Zeit fällt auch die Wirksamkeit des berühmten Freundes und Beförderers der Reformation, Martin Bucer. Er wurde 1491 in Schlettstadt geboren, war Hofcaplan des Pfalzgrafen Friedrich in Heidelberg, und einer der ersten Geistlichen, die sich verehelichten. Dr. Luther hatte er schon frühe persönlich kennen gelernt. 1523 nach Straßburg zurückgekehrt, wirkte er in Verbindung mit seinem Freunde Caspar Hedio eifrig für die Ausbreitung der Reformationssache.



Orgel im Münster.

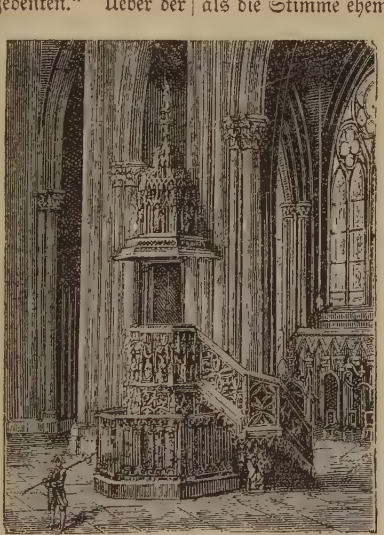
Hart wurde das Münster mitgenommen zur Zeit der französischen Revolution, von welcher, wie wir früher sehen durften, Straßburg sehr berührt wurde. 235 Statuen von Heiligen und Fürsten wurden von den Fanatikern zertrümmert, ja, Einer machte sogar den Vorschlag, den Thurm abzutragen, da derselbe durch sein Hervorragen über die andern Gebäude der Stadt dem Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit widerspreche. Dieser Vorschlag fand jedoch energischen Widerspruch und kam nicht zur Ausführung; den „Jakobinern" wurde statt dessen aber gestattet, der Münsterspitze eine kolossale rothe Mütze aufzusetzen, die als merk-

würdige Reminiscenz in der hiesigen Stadtbibliothek bis zu deren Zerstörung im '70er Krieg gezeigt wurde.

Das Münster wurde nun in einen „Tempel der Vernunft" umgewandelt. Hottinger, in seinem „Elsaß-Lothringen," dem wir Dies und Das entnommen, berichtet darüber wie folgt:

Am 20. November 1793 war das „Fest der Vernunft." Am Tag zuvor mußte jeder öffentliche Gottesdienst aufhören; alle Kirchen wurden geschlossen und die Sonntagsfeier abgeschafft. Der Maire Monet erklärte dem Volke: „Da nun das Bündniß der Könige mit dem Priesterthum vernichtet ist, so gebietet das Gesetz den Bürgen, den zehnten Tag der Woche des republikanischen Kalenders als einen Ruhetag, sowie einen Tag feierlicher Vereinigung zu betrachten. Das bisher unter dem Namen Münster bekannte Gebäude soll von nun an unter der Benennung „Tempel der Vernunft" der einfachen Verehrung geweiht sein, welche die reinen und vorurtheilsfreien Menschen den geselligen Tugenden zu erweisen gedenken." Ueber der großen Münsterthüre standen auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben die Worte: „Tempel der Vernunft," und darunter: „Auf Finsterniß folgt Licht." Im Chor war eine Bretterwand angebracht, auf welcher die Bildsäulen der Natur und der Freiheit thronten. Als die Volksmenge im Innern versammelt war, begann das Orchester zu spielen. Darauf wurden Lobgesänge an die Natur angestimmt. Nun kam das Reden an die Reihe. Zuerst ließ sich Monet hören. Dann verkündigten einige Propagandisten ihre Weisheit. „Der Priester Reich ist dahin," rief Einer; „wir brauchen solche Possen nicht mehr, wir bedürfen nur geselliger Tugenden." Auch Eulog. Schneider (siehe Seite 188, Nummer 4 des Mag.) trat auf, und schwor sein Priesterthum ab, das er als Verführung, und als Opfer des Irrthums übernommen habe. Ein anderer Priester (Toffin) sagte: „Ich habe den Priesterrock mit Abscheu getragen und so bald als möglich weggeworfen. Ich hatte zwar das Unglück ein Diener der Kirche zu sein, ich war es aber nur darum, um sie desto mehr zu zerfleischen." Unter schallendem Zuruf der Versammelten entsagte er dem Priesterthum vollends. Dann wurden zur Abwechslung wieder Freiheits- und Naturlieder gesungen. Nach einiger Zeit trat Einer auf die Bühne und bemerkte, es sei noch kein Diener der protestantischen Kirche und des mosaischen Glaubens aufgetreten, um ein ähnliches Bekenntniß abzulegen. Darauf erschien ein protestantischer Pfarrer, aber nicht um abzuschwören, sondern die Lehren des Evangeliums zu bekennen und Klage zu führen gegen die Revolutionsmänner und ihre Unduldsamkeit. Der Spott der Menge war sein Lohn, und er mußte bald von der Bühne herabsteigen. Ein Augenzeuge schließt seine Festbeschreibung folgendermaßen: „Ich muß sagen, nie habe ich eine süßere Musik gehört, als die Stimme ehemaliger katholischer Priester, die im Tempel der Vernunft das Pfaffenwesen abschwuren, und sich freuten, Menschen zu werden."— Doch brechen wir hier ab, und wenden uns weg von diesem Greuel der Verwüstung. Werden wir aber nicht unwillkürlich an die Revolutionsgeister unserer Zeit erinnert, die wohl, hätten sie die Gewalt, sogleich alle unsere Kirchen in „Tempel der Vernunft" und noch schlimmeres umwandeln würden? Und wie viele „Brodpriester" würden dann ihrem Pfaffenwesen fluchen?!—

Martin Bucer,
(geb. 1491 in Schletterstadt, † 1552.



Geiler's Kanzel.

„Mein Papier geht zu Ende," heißt es gewöhnlich bei Mütterchen, die alle sechs Monate 'mal einen Brief „aufsetzt," „und da muß ich schließen." Papier hätte ich zwar noch, aber ich befürchte, die Geduld des Editors, und vielleicht mancher Leser geht zu Ende. Somit für diesmal genug.

B'hüt' i Gott!

Der Bergmannsknabe.

(Von ihm selbst erzählt.)

Ich fühlte kein Bedürfniß, meine Hand nochmals zum Betasten des erstarrten Körpers auszustrecken, um mich über das Geschehene, sowie über mein schreckliches Loos zu vergewissern. Ich wußte, daß, wenn ich nicht zur rechten Zeit die Thüren geschlossen hätte, die ganze Grube ausgebrannt, oder durch die Dampfmaschine, um die Flamme auszulöschen, unter Wasser gesetzt worden wäre. In jedem Falle aber war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß Tage, vielleicht Wochen vergehen würden, bevor man es wagen dürfe, den fern gelegenen Platz meiner Gefangenschaft einer Untersuchung zu unterziehen. Ich faßte daher den verzweifelten Entschluß, einen Versuch zu machen, mich selbst zu befreien; denn ich wollte lieber inmitten der Anstrengungen einer Flucht dem Tode entgegengehen, als jämmerlich an dem Platze umkommen, der mir jetzt zum Kerker geworden war.

Wie vor zwei Jahren, wo ich, an Händen und Füßen blutend, in der früheren Grube keinen Ausweg zur Rettung sah, wollte ich auch jetzt in meiner Noth zu Gott schreien. Aber ein Gefühl hielt mich zurück, welches ich damals nicht gekannt hatte. Während meines zweijährigen Schulbesuchs hatte ich Gelegenheit gehabt, das Wort Gottes kennen zu lernen. Ich wußte, daß der Mensch von Natur ein gottloses Wesen ist und, um in den Himmel zu kommen, der Erlösung bedarf; ich wußte, daß auch ich ein Sünder war; und besonders hatte die Schriftstelle: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht"—zu öfterem einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Jetzt war es mir, als hätte eine warnende Stimme mir diese Donnerworte zugerufen. Höchst entsetzt und tief erschüttert ließ ich meine bereits zum Gebet gefalteten Hände wieder sinken. Wie konnte ich, der ich ein Sünder war und bis jetzt, trotz besserem Wissen, ein gedankenloses Leben ohne Gott geführt hatte, wie konnte ich es wagen, zu ihm zu beten, dem selbst die verborgensten Rathschläge der Herzen offenbar sind? Meine arme Seele wurde von einem Schrecken erfaßt, der mich selbst die schreckliche Lage vergessen ließ, in der ich mich befand. Zerknirscht sank ich zu Boden; meine Gedanken verwirrten sich; kein Wort, kein Laut—nur schwere Seufzer drängten sich über meine Lippen. Jetzt weiß ich es, daß es die erbarmende Liebe meines Heilands war, die mein Gewissen berührte, damit ich mich als einen Verlorenen erkenne, den zu suchen und zu retten er gekommen ist. Jetzt weiß ich, daß es unmöglich ist, Gott in seiner Gnade kennen zu lernen, bevor man erkannt und gefühlt hat, daß man ein verlorener Sünder ist.

Mehrere Stunden verharrte ich in diesem Zustande. Dann aber wichen mit einem Male die Schrecken meiner Seele. Der Herr hatte den in der finsteren Grube seufzenden Waisen nicht vergessen. Ein Licht erhellte die Nacht meines Innern. Die Worte: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe," und: „Das Blut Jesu Christi reinigt von aller Sünde," drängten sich in der ganzen Lieblichkeit ihrer göttlichen Wirkung in mein nach Gnade dürstendes Herz. Ich konnte beten, loben, preisen. Neubelebt richtete ich mich empor; ich fühlte die Kraft in mir, meine Rettungsversuche zu beginnen. Ohne längeres Zögern kroch ich der nächsten Thüre zu. Obwohl jedoch die Entfernung bis zu derselben gering war, so überfiel mich dennoch, als eine Folge meines langen Fastens, plötzlich eine so große Erschöpfung, daß ich nur mit der äußersten Anstrengung die Thür zu öffnen vermochte. Kaum aber war dieses geschehen, so zwang mich der Stoß der glühend heißen Luft, die mein Gesicht fast versengte, zu sofortigem Schließen, und ich fiel bewußtlos zu Boden. Viele Stunden vergingen, bevor ich aus diesem Zustande erwachte. Mein Mund war geschwollen, und meine Lippen zeigten hie und da Risse und Spalten; meine Zunge klapperte gleich einem Stück Holz gegen die Zähne, während ein brennender Durst mich quälte, und der Hunger an meinem Leben in einer Weise nagte, die zu schildern keine Feder im Stande ist. Ich kann nur die Barmherzigkeit Gottes rühmen, die mich durch diese schrecklichen Stunden und jammervollen Tage hindurch geführt hat, und zwar mittelst der Dazwischenkunft eines langen Schlafes, der mich von neuem überfiel, und mich meine unaussprechlichen Leiden vergessen ließ. Als ich endlich aus dieser Bewußtlosigkeit wieder erwachte, war mein Hunger gewichen; aber ich fühlte mich so matt und hinfällig, daß jeder Versuch, mein Gesicht durch Umwendung gegen die Wand der pestialischen Luft zu entziehen, meinen zitternden Körper mit einem klebrigen Schweiße bedeckte.

Zwei Stunden hindurch ließ sich ein fernes Geräusch vernehmen, ohne daß dasselbe auch nur den Geringsten Eindruck auf meine Sinne machte. Nach dieser Zeit aber hielt ich horchend den Athem an und hörte jetzt deutlich drei matte Schläge gegen die Wand, die mir gegenüber lag. Das Getöse war jedoch so schwach, daß nur ein geübtes Ohr im Stande war, das Herannahen eines Grubenarbeiters unterscheiden zu können. Nichtsdestoweniger aber drängte sich mir die Gewißheit auf, daß meine Lebensrettung nahe bevorstehe; denn unleugbar hatte ich das Bergmannssignal vernommen. Ich wußte, daß jetzt mein Leben von der Beantwortung dieses Signals abhing; und ich raffte daher alle meine Kräfte zu-

sammen, um mit einem Kohlenstück, als zum dritten Male die Schläge wiederholt wurden, die verlangte Antwort zu geben. Diese geringe Anstrengung hatte mich jedoch so völlig erschöpft, daß ich nur noch meine Hände gegen mein stürmisch klopfendes Herz pressen konnte; und mit der peinlichsten Spannung jeder meiner Nerven lauschte ich auf die Anstrengungen, die man augenscheinlich zu meiner Rettung aufbot. — Da rief mit einemmale der Ton einer Stimme, die ich seit lange nicht mehr vernommen hatte, meine ganze Energie wach. Im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und der Kopf meines alten Freundes Bingo, beleuchtet von dem matten Lichte einer Grubenlampe, ragte dicht über mir in die Zelle hinein."

„Job, wo bist du? — Job, mein Junge, wo — wo? O mein Gott, es ist schrecklich hier zu athmen! Dennoch aber habe ich hier sein Klopfen gehört. Job! Job! Theurer Knabe!"

Mit diesen Worten starrte er in das mich umgebende Düster. Ich sah in sein ehrliches Gesicht und strengte mich an, einen Laut hervor zu pressen; aber der Ton meiner Stimmer war zu schwach, um gehört zu werden; und ich hatte nur noch die Kraft, meine Hand zu erheben und seine Knie zu berühren.

„O hier ist er! Er lebt noch, der Herr sei dafür gepriesen!" schrie er in jubelndem Tone.

Im nächsten Augenblicke lag ich in den Armen des braven Bergmannes. Er preßte mich wie ein kleines Kind mit der einen Hand fest an seine Brust, während er mit der andern und auf den Knien durch den niedrigen Gang kroch, und mich in eine reinere Luft brachte. Von diesem Augenblicke an sind Tage und Wochen verflossen, von denen nichts in meiner Erinnerung zurückgeblieben ist. Als mein Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich in einem Gemach, dessen Möbel so glänzend und prächtig waren, daß ich in einem Palaste zu sein glaubte. Es war, wie ich später erfuhr, das Haus des Grubenbesitzers selbst; und ich sah mich von allem umringt, was der Reichthum, die Wissenschaft und das Wohlwollen bieten können, um die Gesundheit und das Leben des armen Waisenknaben wieder herzustellen.

Meine Anstrengungen waren, wie ich später erfuhr, mit den besten Erfolgen gekrönt gewesen; denn durch die rechtzeitige Schließung des Thores war der werthvollste Theil der Grube gerettet worden; und mein Vater war das einzige Opfer dieses Unfalles geworden. Die Hitze war indeß so außerordentlich gewesen, daß die Erforschung unsers Schicksals lange Zeit als eine Unmöglichkeit betrachtet worden war, und würde vielleicht vorläufig gänzlich ungeschehen geblieben sein, wenn nicht Bingo, nachdem er die Einzelheiten des Ereignisses vernommen, erklärt hätte, daß ich jedenfalls das Hauptthor geschlossen habe und dadurch dem ersten Qualm entronnen sein müsse. Er erhielt daher sofort die Erlaubniß, einen Rettungsversuch zu machen. Nachdem er nun durch eine Grubenkarte sich klar gemacht hatte, in welchem Theile muthmaßlich mein Schmerzenslager sein müsse, hatte der wackere Mann sein Werk begegonnen, und ohne Unterbrechung beinahe dreißig Stunden gearbeitet, bis es ihm endlich gelang, meine Rettung zu bewerkstelligen. Als ich fähig war, dem wohlwollenden Eigenthümer der Kohlenzeche die Einzelheiten des schrecklichen Vorfalles mitzutheilen, war seine Güte und seine Dankbarkeit fast grenzenlos, nicht nur, weil durch meine Geistesgegenwart sein Eigenthum, sondern auch, weil dadurch das Leben so vieler Menschen gerettet worden war.

Nachdem ich völlig wieder hergestellt war, nahm er mich in sein Haus, wo ich Gelegenheit hatte, gleich seinen Kindern die Schule besuchen zu können. In einer fast väterlichen Weise sorgte er für meine moralische und geistige Ausbildung, während Bingo zum Lohn für seine Anstrengungen und wegen der Liebe, die er mir gegenüber an den Tag gelegt hatte, zum Verwalter der Grube ernannt wurde. Meine Fortschritte während der jetzt folgenden zwei Jahre waren so außerordentlich, daß ich mich bald meinem Wohlthäter sowohl auf dem Comptoir, als auch in der Grube sehr nützlich machen konnte. Besonders aber waren meine Dienstleistungen in der Grube von großem Nutzen für ihn.

5.

Ich mochte mein achtzehntes Jahr erreicht haben, als mein Prinzipal in den Besitz einer im Osten Schottlands gelegenen Grube gelangte; und ich wurde dorthin geschickt, um die Ausdehnung des Kohlenfeldes in näheren Augenschein zu nehmen und ihm über die beste Weise des Betriebs meine Rathschläge zu ertheilen. Die Mündung der Grube war an dem Ufer eines Flusses, der in unmittelbarer Nähe seine Wasser in das Meer ergoß, so daß die Gänge der Grube nicht nur unter dem Flusse fortliefen, sondern sich auch in langen Strecken selbst bis unter den Ocean abzweigten. Die Grube bestand aus neun über einander liegenden Abtheilungen, die man durch eben so viele Leitern erreichte. Nachdem ich von dem Fuße des Schachtes aus vierhundert Fuß tief hinabgestiegen war, befand ich mich auf dem Boden der Grube, von wo aus nach allen Richtungen hin breite Gänge sich abzweigten, in denen ein Erwachsener aufrecht stehen konnte. Einer dieser Gänge führte mich eine lange Strecke weit unter den Ocean; und hier zeigte sich das Kohlenbett am reichhaltigsten.

Im Anfang konnte ich es mir durchaus nicht klar machen, ob die schwerbeladenen Arbeiter, die, unter ihrer Last stöhnend und seufzend, an mir vorüberschritten, alte Männer oder abgelebte Weiber seien. Endlich aber machte ich die Entdeckung, daß, mit Ausnahme weniger Männer in mittlerem Lebensalter, nur Mädchen von siebenzehn bis zwanzig Jahren oder junge Weiber diese schwere Arbeit verrichteten; aber alle waren so gebeugt, runzelig und bleich, daß man sie für Berggeister hätte halten können. Ein zerlumpter Rock, der um ihre Lenden hing und ihre Knie bedeckte, sowie eine Jacke, die bis

an den Hals reichte, machten den ganzen Anzug aus. Ihre harten, schwieligen Hände und Finger hatten das Aussehen von Klauen und Krallen eines Vogels, während sie, ein flackerndes Licht auf ihren Köpfen tragend, wankenden Schrittes den schwarzen Schlamm durchwateten. Aus den zahlreichen Spalten und Rissen der felsigen Decke rieselte ein beständiger Regen, zuweilen gleich einem Schauer, auf die Wanderer herab, und hüllte die ganze Umgebung in Nacht und Nebel ein, so daß ich schon nach einer halben Stunde bis auf die Haut durchnäßt war. Wenn meine lieben Leser mit mir im Geiste einen dieser stockfinstern, mit fußtiefem Schlamm bedeckten Gänge durchwandern und nicht vor den vorüber schreitenden und unter ihrer Bürde keuchenden Gestalten zurückschrecken wollen, so kann ich ihnen erklären, wie in dieser schottischen Mine die Kohle erlangt und fortgeschafft wurde.

In der hohen Wand von dunkler Kohle, die sich bis zu einer beträchtlichen Entfernung ausdehnt, bemerkt man alle sechzig Fuß eine etwa zwei Fuß hohe Höhle, in welcher ein Mann so zusammengedrückt sitzt, daß er seinen Nacken nicht erheben kann. Hier hackt er beim Scheine einer kleinen Lampe, die er auf seinem Kopfe trägt, die Kohlen um sich her los, während seine gekrümmte Haltung ihn zwingt, bei jedem Hiebe ein lautes Stöhnen auszustoßen. Theils auf dem Rücken, theils auf der Seite, theils auf dem Bauche liegend, muß er jeden Tag neun Stunden lang seine Arbeit fortsetzen, während die oben beschriebenen Mädchen und Weiber die also gewonnenen Kohlen in Körben, die sie auf ihren Rücken schnallen, bis an den Fuß des Schachtes tragen. Daß dabei alle Muskeln in hohem Grade anspannt werden müssen, ist erklärlich, denn, abgesehen von dem langen Gange, müssen sie mit ihrer Tracht, die mindestens hundert Pfund wiegt, steile Leitern bis zu einer Höhe emporklimmen, die von der Spitze des höchsten Kirchthurms nimmer erreicht wird. Zuerst durchschreiten sie den langen, mit Schlamm und Moder angefüllten Gang, um die erste, achtzehn Fuß hohe Leiter zu erreichen, an der sie schwerfällig emporklettern und oben einen steil aufwärts führenden, zwanzig Fuß langen Pfad betreten, welchen sie bis zur nächsten Leiter verfolgen. Und so folgt Leiter auf Leiter, bis sie die neunte erklommen und den Fuß des Schachtes erreicht haben, wo sie ihre Körbe niederwerfen und ausschütten, um zu dem Kohlenhauer zurückzukehren und täglich vierzehn Stunden ihre mühsame Arbeit fortzusetzen.

Während ich auf die Thätigkeit des Kohlenhauers meine Aufmerksamkeit richtete, näherte sich mir ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren, dem die zärtliche Mutter bereits zweimal auf ihrem Rücken trotz des gefüllten Korbes eine Reise bis zum Fuße des Schachtes gestattet hatte. Die Kleine faßte mich bei der Hand und begann mit der Freimüthigkeit der Kindheit mir alle die häuslichen Vorkommnisse mitzutheilen, die auf ihr jugendliches Gemüth einen Eindruck zurückgelassen hatten. Erfreut, Jemanden gefunden zu haben, mit dem sie plaudern konnte, erlaubte ihr die Mutter auf mein Gesuch, bei mir zurückbleiben und zu meinen Füßen spielen zu dürfen.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als ein krachendes Geräusch und ein plötzliches Wasserrauschen alle Anwesenden mit Bestürzung erfüllte. Die Weiber, einen erschütternden Schrei ausstoßend, eilten den Leitern zu, während die Kohlenhauer aus ihren Höhlen hervorkrochen und ebenfalls auf und davon flohen. Ich selbst war für den ersten Augenblick gänzlich verwirrt; und erst als eine Wasserwoge, gleich dem Sturze aus einer Schleuse sich schäumend in die Grube ergoß — und bis zur Höhe meiner Knie emporstieg, begann ich zu begreifen, daß entweder das Flußbett, oder der Ocean durchgebrochen sei, und eine vollständige Ueberschwemmung vorbereite. In demselben Augenblicke vermißte ich das Kind, welches soeben noch zu meinen Füßen gespielt hatte; und ich hörte den wilden Schrei der fast zur Verzweiflung getriebenen Mutter, welche, gegen die rasende Fluth ankämpfend, auf mich zustürzte und wie wahnsinnig die Worte rief: „Mein Kind! Gib mir mein Kind zurück, Mann! Mein Kind, mein armes Kind!"

Ich selbst war fast betäubt. Ich wußte nicht, wo ich das verschwundene Kind suchen solle, dessen Kopf in diesem Augenblicke das Wasser bereits überstiegen haben mußte; und völlig überzeugt, daß nur ein Minuten langes Zögern sowohl das Schicksal der armen Mutter, als auch mein eigenes besiegeln würde, stellte ich das Weib auf ihre Füße, führte sie an einen Felsenvorsprung, um sich daran festzuhalten, und stürzte mich mit einem unbeschreiblichen Entzücken in die Fluthen; denn ich hatte beim Glimmen eines Lichtes das Kind in einer der verlassenen Höhlen entdeckt, in welche es, ohne sich des eindringenden Wassers bewußt zu sein, kurz vorher hineingekrochen war. Die Kleine ergreifen, sie auf meine Schulter schwingen und dann wieder in den Gang zurückkehren, war das Werk einer Sekunde. Das Wasser reichte bereits bis an meine Kehle; das Licht auf dem Kopfe der Mutter war erloschen; eine dichte Finsterniß hüllte uns ein, während die Fluth vor und um uns immer höher und höher schwoll.

Durch welche Mittel—jedenfalls war es die Hand der Vorsehung—ich mit einem umher schwimmenden Körper in Berührung kam, wie ich denselben aufhob und mich von dessen Armen krampfhaft umklammert fühlte, das alles erscheint mir jetzt wie ein schrecklicher Traum. Ich weiß nur, daß ich halb schwimmend von dem Drucke der herandringenden Fluthen vorwärts gestoßen wurde, bis ich endlich die unterste Leiter erreichte. Augenscheinlich erweiterte sich die Oeffnung mit jedem Augenblicke, da das Wasser mit einer Schnelligkeit stieg, daß, obwohl ich, um die Spitze der Leiter zu erreichen, meine ganze Kraft anwandte, dennoch die Fluth bereits diese Höhe erstiegen hatte, bevor ich, beladen mit meiner schweren Bürde, meine Heldenthat ausführen konnte. Als ich endlich die Spitze erreicht hatte, stellte ich das Kind auf

seine Füße, und trieb es, indem ich die bewußtlose Gestalt der Mutter mit meinen Armen umschloß, die Anhöhe bis zur nächsten Treppe hinan. Hier sah ich kein anderes Mittel, als das Kleid des Kindes mit meinen Zähnen zu fassen, und es auf diese Weise hinaufzuschleppen; und so ging's, während das Wasser mir unaufhaltsam auf den Fersen folgte, vorwärts von Leiter zu Leiter, bis alle neun erstiegen waren, und ich am Fuße des Schachtes das Signal zum Hinaufziehen geben konnte. Etliche Minuten später sah ich mich sammt der Mutter und ihrer kleinen Tochter in Sicherheit. Ich habe seitdem viele und einige sehr verhängnißvolle Ueberschwemmungen gesehen; aber nie zeigte der Durchbruch des Oceans eine solche überwältigende Schnelligkeit, als bei diesem Ereignisse, welches ich soeben geschildert habe.

Als ich nach England zurückkehrte, hatten die Dinge in betreff meiner Person eine ganz neue Gestalt angenommen. Mein Prinzipal, welcher mit Bingo eine meine frühere Geschichte berührende Unterredung gehabt hatte, fragte mich nach der Bedeutung des Namens, den ich, wie von Anderen entdeckt worden war, in die Haut meines Armes tättowirt habe; und jetzt zum ersten Male theilte ich mit, was zwischen mir und dem Manne, den ich für meinen Vater gehalten, kurz vor dessen Tode vorgefallen war. Bingo, welcher nie recht hatte glauben können, daß ich ein Sohn des rohen Benz sei, kannte die Wohnung jenes Herrn, welcher ehemals in der alten Grube wegen des vermißten Knaben Nachfrage gehalten hatte; und er wurde beauftragt, diesen Herrn aufzusuchen, und kehrte nach etlichen Tagen mit einer Dame und zwei Herren zurück, welche, zufrieden mit meiner schwachen Erinnerung an meine unglücklichen Eltern, in meinen Zügen eine so sprechende Aehnlichkeit mit meinem Vater fanden, daß ich sofort als ein wiedergefundenes Familienglied anerkannt wurde, und zwar durch einen älteren Bruder, von dessen Existenz ich bis jetzt nichts gehört hatte, und durch einen Onkel.

Ich erfuhr jetzt, daß einige, durch eine geringe Meinungsverschiedenheit hervorgerufene Zornworte des Großvaters, meinen unglücklichen Vater zu dem Entschlusse getrieben hatten, seine Familie zu verlassen. Indem er der dringenden Bitte des Großvaters nachgab und seinen erstgebornen Sohn im elterlichen Hause zurückließ, zog er mit meiner Mutter und mir, einem Säuglinge, in die Fremde, um, unabhängig von der Familie, seinen eigenen Herd zu gründen. Anfangs trat er in ein kaufmännisches Geschäft, verließ dasselbe aber schon nach einem Jahre wieder; und jetzt, nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, verfolgte ihn ein Mißgeschick nach dem andern, was jedoch keine andere Folge hatte, als daß sich sein Stolz und sein Unmuth bis zu dem Grade steigerten, daß er feierlich schwur, lieber Hungers zu sterben, als einen Schilling von seinen und den Verwandten seiner Frau anzunehmen. Das übrige der traurigen Geschichte meiner Eltern ist mir und meinen Lesern bereits durch das Bekenntniß des sterbenden Benz zu Ohren gekommen.

Die Nachforschungen, die nach dem Tode meines Großvaters, wie wir wissen, angestellt worden waren, hatte man, nachdem mein vorgeblicher Vater Benz die Sachlage gefälscht hatte, als erfolglos wieder eingestellt. Da aber, durch Bingo angeordnet, bei der Wittwe des verunglückten Mannes die nöthigen Erkundigungen in betreff meiner Eltern eingezogen worden waren, so hatten deren wahrheitsgetreue Erklärungen jeden Zweifel bezüglich meiner Person völlig beseitigt. Ich, der einst in Lumpen gehüllte Junge, sah mich jetzt plötzlich in dem Schoße einer Familie, die in der Umgegend einen guten Klang hatte.

Meine Geschichte neigt sich ihrem Ende zu. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß einige nützliche Einrichtungen, die ich in den zuletzt genannten Zechen ausgeführt hatte, mir einen bedeutenden Posten in dem Kohlenbetriebe verschafften; und als ich zwei Jahre später mit einem Theile meines väterlichen Vermögens mir einen Antheil an den Gruben meines Prinzipals erwarb, stiegen meine Vermögensverhältnisse bald zu einer Höhe, die mich in den Stand setzten, der alleinige Inhaber jener Kohlenzeche zu werden, in der ich zwanzig Jahre früher, als armer Thürhüter und Fahrer gearbeitet hatte. — Doch der Herr gebe, daß das Erdenglück mich nimmer vergessen lasse, in Demuth ihn zu preisen, dessen mächtige Hand mich nicht nur in allen Nöthen befreit, sondern dessen erbarmende Liebe die Trübsale als die Werkzeuge gebraucht hat, um mich, gewaschen in dem Blute des Lammes und geleitet zu dem Brunnen des lebendigen Wassers, für ewig in seine Arme zu führen.

Bischof Reginald Heber.

Dieser von seinen Bekannten allgemein hochgeachtete und vielgeliebte Mann war am 21. April 1783 zu Malpas in der Grafschaft Chester, England, geboren. Sein Vater war Geistlicher. Schon frühe zeigte er, mit welchem Geist er begabt war, wie einige merkwürdige Züge darthun. Noch nicht drei Jahre alt, wurde in einem gefährlichen Anfall ein Aderlaß für nöthig gefunden. Seine Mutter nahm ihn auf den Schooß und sagte: „Doctor Currie wünscht dir ein bischen Blut zu nehmen, ich hoffe, du wirst nichts dagegen haben?" Er antwortete: „Was du willst, Mamma, will ich thun." Mit Festigkeit hielt er sein Aermchen

hin und sah der Operation ruhig zu. — Ein Jahr darnach war er mit seinen Eltern auf einer Reise. Es stürmte so arg, daß seine Mutter voll Besorgniß vorschlug, den Wagen zu verlassen, und zu Fuße zu gehen. Reginald aber sprach: „Fürchte nichts, Mamma, Gott beschützt uns."

Eines Tages in Gesellschaft von Spielgefährten wurde die Frage gestellt: „Wo war Moses, wenn sein Licht ausging?" — „Auf dem Berge Nebo," entgegnete Reginald schnell, „denn dort starb er, darum kann man sagen, daß daselbst seine Lebenslampe ausging." — Der Kleine war damals sieben Jahre alt.

Wohl trug seine sorgfältige Erziehung wesentlich dazu bei, ihm frühzeitig die rechte Richtung zu geben, aber glückliche natürliche Anlagen unterstützten dies doch sehr, und bewahrten ihn auch in seiner Schul- und Universitäts-Zeit vor Ausgelassenheit. Ein Unparteiischer, der ihn in seiner munterſten Lebenslust gekannt, sagt von ihm, daß, wenn sein Herz keine andere Bedeckung gehabt hätte als Glas, und so seine Gedanken Jedem leserlich gewesen wären, er keine Furcht nöthig gehabt habe, so rein seien sie stets gewesen. — Im Jahre 1800 bezog er die Universität Oxford. Mit großem Eifer lag er seinen Studien ob, und nebenbei entfloß manches poetische Werk seiner Feder; auch wurde ihm im Collegium All Souls eine Gelehrtenpfründe zu Theil. Im Sommer 1805 begab er sich mit einem Freunde, John Thornton, auf eine Reise durch Deutschland, Schweden, Rußland

Bischof Reginald Heber.

und die Krim, von wo er in 1806 wieder zurückkehrte. Er hatte dabei die deutsche Sprache liebgewonnen, so daß er selbst deutsche Poesie übersetzte.

Im April 1809 heirathete er Amalia Shipley, die jüngste Tochter eines Predigers, und trat dann sein Pfarramt zu Hordnet an, wo er gar bald sehr beliebt wurde. Er hatte für alle seine Gemeindeglieder die regste Theilnahme in ihren Angelegenheiten, und den Armen war er ein wirksamer Helfer und Freund. In 1822 wurde ihm die Stelle von Lincoln's Inn zu London übertragen, aber ehe er dieselbe annahm, änderte sich die ganze Angelegenheit.

Bischof Middleton in Ostindien war gestorben, und die Stelle sollte wieder besetzt werden. Seit Jahren schon hatte Reginald mit großem Interesse den Fortschritt beobachtet, den die Verbreitung des Christenthums, und besonders der engl. Kirche, in Indien machte, und im Geiste dachte er sich selbst in den Reihen jener heroischen Kämpfer gegen das Heidenthum; ja, er hatte sogar schon manchmal mit seiner Frau darüber gesprochen und mit ihr gemeinschaftlich auf der Karte die Wege und Provinzen durchwandert, von welchen die Berichte Kunde gaben. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich ihre Ideen realisiren ließen. Schwierigkeiten waren nicht vorhanden, denn William Wynn, der Präsident der Behörde, welche darüber zu verfügen hatte, gehörte zu seinen Freunden. Er meldete sich und ward auch sogleich acceptirt, und die Universität Oxford machte den neucreirten Bischof zum Doctor der Theologie.

Der Abschied ward freilich schwer, aber am 16. Juni 1823 segelte der Bischof mit seiner Familie nach Indien ab, wo er im October ankam. Auf der Reise beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium des Hindostanischen und Persischen. Bei seiner Ankunft fand er er eine größere Summe von Geschäften vor, als er sich gedacht hatte, und dazu kam die gänzliche Unbekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen. Doch machte er sich sogleich daran zu erledigen, was möglich war, so daß er schon im nächsten Jahr anfangen konnte, von Calcutta aus seinen Sprengel zu bereisen. Zunächst ging er in die oberen Provinzen Hindostans, und im Jahre 1825 nach Bombay und Ceylon, und 1826 nach Tandschoro, in der Präsidentschaft Madras. Diese Reisen waren mit größeren Anstrengungen verbunden, als der Bischof sich vorgestellt. Oftmals wurde er durchnäßt bis auf die Haut, und mußte in der nassen, schweren Kleidung verweilen, oder er hatte lange Wege zu machen, und dann noch zu predigen, oder zu confirmiren; Schulen zu inspiciren; Gesuche anzuhören und Verfügungen zu treffen.

So kam er am 1. April 1826 nach Trichinopoly. Der nächste Tag war ein Sonntag, und er predigte in der Governementskirche mit seiner gewöhnlichen Energie, und ohne Anschein von Ermüdung oder sonstigem Unwohlsein. Am Nachmittage confirmirte er 42 Personen und hielt noch eine herzliche Ansprache an sie.

Am 3. April ging er schon mit Tagesanbruch nach der Missionskirche, wo Gottesdienst in der Tamulsprache gehalten wurde, und confirmirte 15 Eingeborene in ihrer Sprache. Darnach untersuchte er im Missionshause den Zustand der Schule, und als er nach seinem Quartier zurückkehrte, machte er erst noch einen Krankenbesuch. Endlich, im eigenen Zimmer angekommen, legte er seine Kleider ab und nahm ein kaltes Bad. Als er zu lange darin verweilte, sah sein Diener nach und — fand ihn todt! Er ward mitten aus einer Thätigkeit abberufen, der er mit seiner ganzen Willenskraft ergeben war. Bei Hindus, Mohamedanern und Christen erschien er überall als ein Bote des Friedens und der Versöhnung.—Besonders bekannt und beliebt ist sein Missionslied:

Von Grönlands eis'gen Zinken,
Chinas Korallenstrand,
Wo Ophirs Quellen blinken,
Fortströmend goldnen Sand,
Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenland,
Erschallt das Fleh'n der Rufer:
„Lös't uns'rer Blindheit Band!"

Gewürzte Düfte wehen
Sanft über Ceylons Flur,
Es glänzt Natur und Leben:
Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut:
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

Und wir, mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen,
Daß sie im Finstern geh'n?
Nein! nein! das Heil im Sohne
Sei laut und froh bezeugt;
Bis sich vor Christi Throne
Der fernste Volksstamm beugt.

Ihr Winde, weht die Wahrheit,
Ihr Wasser, tragt sie fort,
Bis, wie ein Meer voll Klarheit,
Sie fülle jeden Ort;
Bis der versöhnten Erde
Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Heerde,
In Herrlichkeit erscheint.

Vier Tage im Krieg.

Von C. A. Thomas.

1. Der Ausbruch.

Daß ich auch schon einmal einen wirklichen Krieg mitgemacht habe, wissen bei weitem die wenigsten meiner Leser. Aber was passirt einem armen Menschenkinde und — einem evangelischen Reiseprediger nicht alles, bis er 'mal fünfundvierzig Jahre alt wird, zumal, wenn er seit seinem neunzehnten Lebensjahre der Oeffentlichkeit Preis gegeben ist. Ein eigentlicher Soldat im buchstäblichen Sinn des Worts war ich zwar nie, das will ich hier auch gleich ehrlich bekennen; aber trotzdem und alledem kann man doch im Kriege gewesen sein und—tapfer mitgeholfen haben.

Nun ist es mit dem Krieg, wie mit fast allen andern Sachen: es läßt sich gut darüber sprechen und schreiben, und gar Mancher hat in der Caserne und daheim auf dem Ofenbänklein ein weltsgroßes Maul und ist ein Wortheld sondergleichen; aber wenn er dem Feind die Stirn bieten soll — „Ja, Bauer," sagte Jener, „das ist was ganz anders." Und was ganz anders ist's, selbst im Kriege gewesen zu sein und mit nervigem Arm den Pallasch geschwungen zu haben im Kampf gegen den erbitterten Feind, als von diesen Sachen in Büchern zu lesen.

Und so ist es ja auch im geistlichen Krieg, im Kampf ums Recht, im heiligen Streit gegen das Böse, gegen Teufel und Welt. Da sagt gar Mancher, wenn ich mich einmal bekehre, so will ich der Welt auch zeigen mit meinem Wandel, daß ich ein Christ bin; Fehler, wie mein Nachbar sie macht, will ich gewiß und gewiß vermeiden. Aber kaum ist die Bekehrung geschehen, kaum ist er mit des „Königs Rock" geschmückt und einem Bataliion der Immanuelsarmee beigeschrieben, so findet er auch schon aus, daß er von der Regel keine Ausnahme macht, und daß ein stiller Entschluß im Herzen noch lange keine That ist.

Aber daß ich wieder an meinen Krieg komme. Lang war er nicht—das zeigt die Ueberschrift: blos vier Tage. Ein kurzer Krieg ist aber auch ein Krieg, wenn er wirklich ein Krieg ist, und je kürzer, das sage ich frei, je besser für die Soldaten, je besser für die Menschheit. Lange und kurze Kriege sind sammt und sonders ein Unsegen, ein Fluch, und der liebe Gott will sie nicht haben, er bedient sich derselben jedoch manchmal als Zuchtruthe; denn die Menschheit wird gar zu leicht übermüthig und vergißt Gottes, ihres Heilandes, und da muß der himmlische König droben über den Wolken zuweilen die Gerte gebrauchen und die Nationen wieder zum Selbstbewußtsein bringen. Sein ewiger Plan war's aber immer, daß wir Menschen daheim und in der Fremde, in der Familie und im Staat im Frieden leben sollen; denn der Friede bauet Paläste, aber das blutige Schwert reißet sie nieder.

Am 1. Juni 1866 war's; da hatte ich mich mit meinem lieben Waffengenossen, Br. A. Herbold von Chippawa, verständigt, nach Buffalo zu reisen. Wir hatten beide dringende Geschäfte dort. Vierzehn Meilen diesseits Buffalo, kaum fünfzehn Minuten vom Ufer des großen Niagara, stand damals mein Heim—natürlich in Canada. Es war ein altes Blockhäuschen, das schon damals — also neunzehn Jahre zurück — stark an Altersschwäche und Gliederreißen litt, und es wird wohl derzeit auch den Weg alles Holzes gegangen sein. Ein Jahr habe ich darin im Frieden gewohnt, mit Ausnahme der vier Tage Kriegesnoth und auch einiger Nächte, in welchen das Rattenvolk unter einander so arg hauste und auf dem Kriegspfad lebte, daß ich genöthigt war, Schlachtpläne zu entwerfen und auf gänzliche Vertilgung zu sinnen. Letzteres habe ich zwar nicht hingebracht, aber die Reihen sind dennoch merklich gelichtet worden.

Wie friedlich lag doch das ländlich-schöne Heim, umringt mit einem überaus fruchtbaren Obstgarten, an jenem Junimorgen da! Aus den niedlich kleinen Fenstern konnte man nach Osten schauend die dahinrauschenden Wellen des Niagara leicht erblicken. Und wie oft habe ich auf der primitiven Altane des Blockhäuschens in stillen Sommernächten halbe Stunden lang gestanden und dem donnernden Getöse des acht Meilen weit entfernten Falles zugelauscht und mich über unsers großen Gottes Allmacht gewundert!

Präcis fünf Uhr Morgens an jenem ersten Juni 1866 hatte ich mich aus den Federn gearbeitet, und nach einer etwas flüchtigen Toilette war das Erste, meinen „Vierfüßler" zu versorgen, ohne den sich die Reise nicht wohl machen ließ. Eins gefiel mir schon nicht an diesem Morgen — bin gewiß nicht abergläubisch, aber es gefiel mir nun einmal nicht: als ich nemlich unter dem Holzschuppen durchging, gewahrte ich, daß ein blutgieriger kleiner Wiesel die traute Heimath eines munteren Amselpaares total zerstört hatte. Mit diesem Amselheim war's so: eines Abends hing ich nemlich meinen eisernen Gartenrechen in diesem alten Schuppen an einen mächtigen Nagel, der, nach dem Aussehen zu urtheilen, ohne Zweifel sein bischen Dasein der Kunst eines alten Dorfschmiedes zu verdanken hatte. Auf diesem Rechen und Nagel hatten sich die Amseln angebaut, versteht sich, ohne erst meine haushherrliche Erlaubniß einzuholen; ich hatte sie denn auch „machen" lassen. Nun war alles

zerstört zum großen Leidwesen des befiederten Elternpaares! So geht's, dachte ich, wenn blutdürstige Neider und Feinde in ein friedliches Heim eindringen. Die hausen gar rücksichtslos, gar grausam. Und wo hätte ich denn auch daran gedacht, daß eben an diesem Morgen etwas ganz Aehnliches, ein Einbruch in das canadische Land, geschehen werde! Gehört und gelesen hatte ich das zwar schon oft, aber ihr wißt ja, den Zeitungsnachrichten ist nicht immer Glauben beizumessen. Diesmal aber sollte es nur zu wahr werden.

Ich hatte meinem Rappen noch kaum seinen Morgenimbiß aufgesteckt, als sich plötzlich ein furchtbarer Kanonendonner hören läßt. Die alte „Kapake" von einer Scheuer erbebte ob dieses Donners, als sei sie von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt worden. Ich erschrak natürlich auch und mein Pony nicht minder. Und noch ehe ich recht Zeit habe zu denken, was das wohl auf sich habe, ob's Spaß oder Ernst sei, so geht's wieder: drrrrumbum! b u m!! **bum!!!** „Da ist etwas nicht ganz recht," denk' ich und gehe nach dem Blockhäuschen und will's achtungsvollst vermelden, was sich soeben begeben, aber da drinnen hatte man das ferne Donnerrollen auch nur zu deutlich vernommen; die Fensterscheiben hatten geklirrt, und — meine neue Wanduhr wäre vor jähem Schreck (Erschütterung, versteht sich!) fast stehen geblieben. So standen die Dinge gegen sechs Uhr Morgens.

Mein Reisegefährte Herbold von Chippawa hatte sich in guter Zeit eingestellt, und es entstand nun selbstverständlich die Frage, ob es für so zwei Menschen, wie wir —einen Bäcker und einen Prediger—unter obwaltenden „donnernden" Umständen rathsam sei, ohne einen alten rostigen Karabiner oder sonst etwas „Kriegerisches" in die Welt zu gehen. Aber da Br. Herbold seine nervigen Arme schon gar manchmal über dem zäh gewordenen Teig geschwungen und ich selbst auch schon oft gestanden, „wo es am heißesten" war, so beschlossen wir in Gottes Namen, die Reise zu wagen, und verabschiedeten uns, nach unserer Meinung, für den g a n z e n Tag. Doch es dauerte keine vier Stunden, so waren wir sammt und sonders wieder „im Hafen" eingelaufen. Wie kam das? Ja, wenn's Krieg gibt, kann so etwas in noch weniger als in vier Stunden geschehen. Eine ziemliche Strecke waren wir ganz friedlich längs des westlichen Ufers des Niagara in scharfem Trab dahingefahren. Ich hatte zwar etwas Mühe, meinem „backenden" Gefährten es plausibel zu machen, daß trotz des vorhin erfolgten öfteren Kanonendonners kaum eine nahe Gefahr sei. Wir fuhren immer zu, bis wir da und dort kleine Gruppen von Bauersleuten, theils vor ihren Häusern und theils dicht am Wasser stehen und scharf in dasselbe hineinblicken sahen.

„Hör', du," sagt Freund Herbold in etwa erschreckt, „an dem Ding ist doch was! Du magst mir sagen, was du willst. Sieh' dort die Geräthschaften (blecherne Schnappskannen) auf dem Wasser schwimmen! Ich glaub's jetzt einmal, daß die schuftigen Kerls, das elende irische Gesindel, die Mordbrenner, 'rüber sind. Wirst's sehen!"

„Ach, was," sage ich, „die thun uns nichts," und fahre bis zum nächsten Seitweg. Da stand denn wieder ein Häuflein ängstlich aussehender Bauersleute. Man sah an ihren Geberden, daß wichtige, ernste Dinge verhandelt wurden. Sie hielten uns geflissentlich an und sprachen Alle, wie aus einem Munde: „Männer, wenn Euch Euer bischen Leben noch lieb ist, so fahrt nicht weiter, wendet um, und erzeigt den Leuten dem Ufer entlang die Freundschaft, daß Ihr sie auf die Gefahr ihres Lebens aufmerksam macht, und — daß sie eiligst flüchten sollen. Dies verlappte Zeug ist präcis fünf Uhr heute Morgen 'rüber, droben bei Fort Erie. Und damit Ihr nicht denkt, es sei ‚Larifari,' so leset diese Schrift." In der That, das war ein originelles Kriegsdocument, verfaßt und unterzeichnet, wenn ich nicht irre, von General O'Neil. Darauf stand's, daß es los gehe. Wir tauschen nun noch unsere Meinungen kurz aus — Herbold und ich—und berathschlagen, was zu thun sei; und wie wir so daran sind, da! auf einmal kommt eine zweispännige Fuhre in rasendem Galop um die Ecke gesaust; drauf sitzen Mann und Frau und, denk' ich, drei Kinder. Etliche Kisten und Kästchen und Möbeln tanzen in unregelmäßiger Reihenfolge auf dem Boden des Wagens umher, als sei Sturm im Schiff. Der Frau und den Kindern flog bei dem scharfen Luftzug das Haar wirr um die Stirn, und je und dann schauten sie zurück, als ob die Verfolger ganz nah auf der Ferse seien. Einer der Männer sprang zu und frug, ob's denn wirklich wahr sei, und kaum hatte der Fuhrmann eine bejahende Antwort in die Luft geschnarrt, so hieb er wieder auf die schaumtriefenden Rosse ein und—fort ging's. In einem Nu waren sie westwärts gehend unseren spähenden Blicken entschwunden. Es waren Flüchtlinge, die bei Fort Erie in der Morgenfrühe vom Feind überfallen worden waren.—Andere folgten diesen nach.

„Ja, wenn's so steht," sage ich endlich, „da wird's wohl am besten sein, man ändert das Commando und läßt ‚rückwärts' blasen." In Abwesenheit unseres Regiments-Tropeters, holte denn der liebe Br. Herbold einen tüchtigen Seufzer, der fast aus der großen Zehe zu kommen schien, und ich that—ja nun—auch meinen kleinen Beitrag, und — der Rückzug war ohne Trompete und Trompeter, und ohne irgendwelche andere „Peter," deren es noch viele in der Welt geben soll, bewerkstelligt. „Geordnet" geschah der Rückzug und „gedeckt" auch, denn wir saßen ja selbander in einem schönen Top-Buggie; aber noch Jemand deckte uns, das waren unsere Engel, denn ohne diese Deckung wären wir (ich fürchte!) an jenem schönen Junimorgen in die Hände eines gewissenlosen Gesindels gefallen. Und was das heißen will, na, das magst du dir selbst denken, lieber Leser.

In gemessenem Tempo ging's denn an dem malerisch schönen Ufer des rauschenden Niagara hinab, nicht ohne diesen und jenen Gedanken, was wohl aus der Sache

werden möge. Gewiß gaben wir den Neugierigen, die durch den Kanonendonner aus dem Schlafe geweckt worden waren, alle mögliche Auskunft; und diese Nachricht wälzte sich über das Land gleich einem wilden Strom. Darin blieb ich fest: mein Rückzug darf nicht in der Hast geschehen, er muß in guter militärischer Ordnung vor sich gehen. Das machte es, daß wir erst gegen zehn Uhr wieder gerade da landeten, wo wir abgefahren waren, nemlich in meinem Hof. Nichts weiter ahnend, öffnet mein dienstfertiger lieber Bäcker die Pforte, und wie ich gerade so einfahren will und nach dem Fluß zuschaue, da kommt ein Reitersmann in vollem, rasendem Galop dahergesprengt, als wenn's hinter ihm brennete — einen Reitersmann, wie ich meines Wissens nie einen zuvor, noch nachher gesehen: wild, aufgeregt, voll Angst und Entsetzen, ohne Kopfbedeckung, und die schwarzen Locken hängen wirr ums Haupt. An der Ecke hält er einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, an und schreit, was er nur schreien kann, in den Hof herein: „Die Fenier kommen! **Die Fenier kommen!!**" Dann gibt er seinem schaumtriefenden Roß die Peitsche und saust pfeilschnell weiter die Straße hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren, welche unserer Jugend gegenwärtig am meisten drohen.

Von S. L. Umbach.

(Schluß.)

Eine weitere Gefahr, die der Jugend droht, besteht in einem Uebel, welches nicht in so greller Farbe vor uns steht, wie das im vorigen Artikel angeführte, aber doch am Ende auf einen Abweg führt, der an eben demselben Orte endet. In der Gesellschaft will man seine Vergnügungen haben, und in der Wahl derselben liegt oft das Unglück eines jungen Mannes verhüllt. Manche anscheinend unschuldige Vergnügungen werden veranstaltet, und sie führen das Gemüth doch weg vom Guten und Wahren. Mancher Jüngling ist in dieser Weise zu einem leidenschaftlichen Spieler geworden. Das Unschuldige sieht oft dem Schädlichen so ähnlich, daß man den Unterschied nicht leicht zu entdecken vermag. Was nun die Gefahr noch vermehrt, ist, daß sie aus einer Richtung kommt, von wo aus man sie am allerwenigsten erwartet. Vergnügen muß die Jugend haben, und wer wollte es ihr auch wehren? Doch sollte ein waches Auge auf dieselben gehalten werden. — Vergnügungen, wenn sie einmal zur Leidenschaft geworden sind, machen das Gemüth zu allem Guten unfähig. Daß in dieser Richtung Gefahr für unsere Jugend liegt, besonders in den Städten, das wird von Niemand in Zweifel gezogen. In den sogenannten höheren Kreisen der Gesellschaft wird ein junger Mann oder eine Jungfrau nicht einmal für gebildet angesehen, es sei denn sie können sich auf dem Tanzboden bewegen, Karten spielen, Skating Rinks besuchen ꝛc. Gerade weil diese Spiele in diesen Kreisen getrieben werden, sind sie gefährlicher, denn man will doch nicht als ungebildet gelten, sondern in der Gesellschaft angesehen sein. Es hat unsere Jugend hierin die Mithülfe und den Rath der Eltern und Lehrer nöthig, um an dieser gefährlichen Klippe vorbeirudern zu können. Wir sollten dankbar sein für die christliche Presse, daß sie ihre Stimme erhebt und gleich einem Leuchtthurm, ihr hellstrahlendes Licht der Jugend entgegenscheinen läßt. — Wer sollte sich nicht fürchten vor der jetzigen Vergnügungssucht, und ernstlich bewahren, daß er nicht in dieselbe gerathe?

Wie früher angedeutet, ist unsere Zeit eine Zeit des Fortschritts. Gottes Werk macht große Beute, aber wo der Herr ein Denkmal aufrichtet, und sein Werk vorwärts treibt, da hat auch Satan seine verderbenden Anstalten daneben. Die Presse wird in der Verbreitung des Reiches Gottes mit viel Segen gebraucht aber Satan hat dieselbe auch in seiner Hand, und richtet damit große Verheerungen an. Und für keine Classe von Menschen ist die Gefahr größer, als gerade für unsere Jugend. Unser Land ist überfluthet mit schlechter, seichter Literatur. Dieselbe ist so billig, daß sie auch von den Unbemittelten gelesen werden kann. Um ihren Reiz noch zu vermehren, ist sie versehen mit vielen ins Auge fallenden Bildern, welche die Jugend anziehen und Verlangen zum lesen erweckt. Manche der Bilder sind Darstellungen gräulicher Mordthaten und sonst schrecklicher Scenen. Dazu kommen die illustrirten Liebesgeschichten, und dergleichen mehr. Romane und Novellen lesen ist zu einem der schrecklichsten Uebel des Zeitalters geworden. Tausende verlangen gar nichts, als diese seichte Literatur. Die Bücherläden sind damit angefüllt. Auf den Reisen in den Eisenbahnwagen und Dampfschiffen werden sie einem angeboten. Die Berichte über öffentliche Bibliotheken zeigen an, daß viel mehr Romane gelesen werden, als gesunde, gute Literatur. Allenthalben werden einem solche lose Schriften angepriesen, während man für ein gutes Buch fragen muß. Die Wochenblätter unserer Städte und Dörfer haben fortgesetzte abenteuerliche Geschichten. Selbst Sonntagschul-Bibliotheken sind mit

diesem Hochwasser in solchem Grad überfluthet, daß nur selten eine Biographie verstorbener frommer Männer darin zu finden ist. (Ich rede hier nicht von unserer evangelischen Literatur!) Wächst nicht eine ganze Generation von jungen Leuten auf, welche mit gründlich guten Büchern gar nicht bekannt werden, und denen die Namen von historisch berühmten Persönlichkeiten fremd bleiben? Ihre Unwissenheit in weltgeschichtlichen Ereignissen wird ersetzt durch die Bekanntschaft mit einer Welt von dunkeln, düstern Träumen. Es ist Thatsache, daß ein inneres Begehren sich nach außen Geltung verschafft (demand creates supply). Da das Volk leichte, seichte Schriften begehrt, so lassen sich viele Schreiber herbei, ihnen das schlechteste zu liefern.—Freilich ist (hie und da) auch selbst unter den Romanen eine löbliche Ausnahme. Aber es ist nicht leicht für jugendliche Personen, ihren Weg durch dieses Labyrinth von wenig Gutem und unbeschreiblich viel Bösem zu finden.

Die Behauptung, daß alle Beeren im Walde giftig sind, ist nicht stichhaltig, aber wenn es Thatsache ist, daß aus zehn neun giftig sind, so wäre es doch weise, wenn ein Unerfahrener keine einzige der Beeren kosten würde. Die Warnung sollte daher ergehen an Alle, die in diesem Fache unerfahren sind: Rühre es nicht an, es möchte Gift sein!

Was die Gefahr mancher Orts noch größer macht, sind die verschiedenen Sprachen. Die Eltern sprechen deutsch, die Kinder lesen englisch. Treffe ich doch in den Familien der Unseren oft Bücher und Schriften, die daselbst gelesen werden. Wenn ich mich erkundige, so heißt es: „Die Kinder lesen das, wir wissen nicht, was darin steht." So haben viele Eltern ein tödtliches Gift auf ihrem Familientische liegen, welches ihre Kinder geistlich tödtet, ohne daß sie es gewahr werden.

Die Leidenschaften, die im Herzen schlummern, werden erregt und gebären Wollust, die das Opfer an Leib, Seele und Geist ruiniren. Mancher Jüngling (und Jungfrau) ist in den blühendsten Jahren dahingewelkt— der Apfel fing an zu modern, noch ehe er reif war. Die Ursache war das Lesen einer sensationellen "Dime-Novel." Auch war es schon der Fall, daß Jünglinge und Jungfrauen den Heldinen nachzuahmen suchten. Wer erinnert sich nicht an die Begebenheit im Westen, wo eine Anzahl Knaben durch das Lesen der Geschichte der Gebrüder James sich aufmachten und auch solche Helden werden wollten? Die Schrecken vor Verbrechen werden durch Romanlesen gemindert, und wer will es leugnen, daß eben dadurch viele zu Verbrechern gemacht werden. Ein Bericht von Newgate Prison, London, gibt an, daß unter den Knaben, die wegen Verbrechen dort eingekerkert sind, und aus respektablen Familien kommen, alle ohne Ausnahme Leser von niederträchtigen Romanen waren. Brauch ich da noch anzuführen, daß folglich die Frömmigkeit verdrängt und Gottesfurcht verscheucht wird? Es liegt in der Natur der Sache.

Es dürfte mir vielleicht erlaubt sein, Dr. Crane's Regeln bezüglich des Lesens von Romanen und Novellen anzuführen: 1. Wer wenig Zeit hat zum Lesen, der soll gar keinen Roman lesen. Die kurze Zeit sollte billig verwendet werden zum Lesen solcher Schriften und Bücher, die nützlich sind. 2. Wer viel Zeit hat zum Lesen, der sollte im besten Fall nur die als gut bekannten Romane lesen. Es sind Werke von dieser Art vorhanden, die nicht zu verwerfen sind, wenn sie richtig gelesen werden. 3. Sollten solche Werke doch nur einen ganz geringen Theil der Zeit, die wir zum Lesen haben, aufnehmen. 4. So bald man in Erfahrung bringt, daß man durch solches Lesen den Geschmack und die Lust am Lesen anderer Werke verliert, so sollte man es ganz einstellen. Diese Regeln mögen nicht weit vom Ziele sein.

Eine andere drohende Gefahr steht mit der eben benamten in enger Verbindung. Durch die vielen faden Bücher und Schriften, so wie durch die Redefreiheit in diesem Lande, wo Jedermann seine Ideen zu Markt bringen und sie der lieben Jugend feil bieten kann, wird der Skepticismus und Unglaube als böser Samen in die Herzen gesäet; und wer will leugnen, daß nicht mancher Kern aufgeht und arge Frucht bringt. Es war von je her der Fall, daß Solche, die sich gegen Gott und seine Sache auflehnten, es verstanden, ihre Ideen Andern anzupreisen, und es ist in der Natur der Menschen, den Irrthum eher aufzufassen, als die Wahrheit. Finden doch gottlose Menschen, wie Robert Ingersoll und seine Gesellen, allenthalben, wo sie in der Oeffentlichkeit auftreten, große Versammlungen, und der gemeine Pöbel klatscht ihnen Beifall zu; auch finden ihre Schriften viele Abnehmer und Leser.

Wer will da leugnen, daß Gefahr vorhanden ist, daß ein feiner, doch sehr gefährlicher Unglaube in die Herzen einwurzelt, der endlich durch sein Fortwuchern alles, was göttlich und gut ist, verdrängt und das Gemüth dem Rationalismus in die Arme liefert. Wo rührt es her, daß so manche unserer Jugend, die sonst gebildet und belesen sind, sich so wenig um Gott, die Kirche und ihr eigen Heil kümmern, ihre eigenen Wege gehen und verweltlichen? Ei, der böse Same des Unglaubens und Zweifels an Gott und göttlichen Dingen hat ihr Herz eingenommen und die reinen, von Gott durch seinen Geist gewirkten Gefühle, abgestumpft. Die Prediger des Evangeliums werden angesehen, als trieben sie ihr Amt um des Verdienstes willen, aber die Schriften und Reden der modernen Weltverbesserer — der Ungläubigen — die werden mit Interesse aufgenommen. An der Verbreitung dieses Uebels hat unsere gewöhnliche Tagespresse viel Schuld; denn darin werden solche Reden angezeigt und vor das Volk gebracht. Es muß zwar Aergerniß kommen, doch wehe Dem, durch welchen es kommt! Ich sehe hier eine Gefahr, gegen die wir in der Kirche und in unseren Sonntagschulen nicht genug wachen können.

Erzogen in der Kirche und bekannt mit den Vorzügen derselben, sollte man denken, unsere Jugend sollte das Werk Gottes mit mehr Energie treiben, wie es die alten

Väter thun konnten, die unter ungünstigeren Verhältnissen arbeiten mußten. Es ist wahr, daß viele der jungen Leute aufwachsen, gleich lieblichen Pflanzen, und eine Zierde sind, wie ausgehauene Erker. Sie geben gewiß einst mächtige Pfeiler in der Kirche. Andere aber, das muß man zu seinem eigenen Leidwesen wahrnehmen, sind in Trägheit und Gleichgültigkeit verfallen.

Unsere Einrichtungen als Kirche sind gut. Wir haben die nöthige Maschinerie zur Betreibung des Werks, aber die Jugend steht in Gefahr, die bloße Form zu besitzen, ohne das Wesen, ohne die Kraft, die doch unumgänglich nöthig ist. Wenn eine Gefahr der Kirche der Zukunft mehr droht, wie eine andere, so ist es gewißlich diese. Verschiedene Einflüsse mögen zu diesem Zustand der Dinge beitragen. Hochmuth, Eigensinn und Weltförmigkeit besitzen oft das ganze Herz. Das äußere Leben und die Moral ist so, daß die Krchengesetze nicht angewandt werden können. Sie haben den Schein der Gottseligkeit, aber die Kraft fehlt. Diese Gefahr droht unserer Jugend, und somit der Kirche der Zukunft. Was diese Gefahr verschlimmert, ist, daß sie so allmälig eintritt und von Generation zu Generation zunimmt. Mit dem Zunehmen dieser übeln Lage der Dinge nimmt die Pflichterfüllung ab. Die alten Landmarken der Väter werden verlassen. Die herrlichen Anstalten, durch welche in der Vergangenheit so viel Segen gestiftet wurde, arten aus.—Als das alte Israel sein wollte, wie andere Völker, verließ es der Herr, und es stürzte sich ins Verderben. Eben in dieser Gefahr steht die Jugend unserer Zeit, und Alle, die mit der Erziehung derselben etwas zu thun haben, sollten ihr möglichstes thun, dem Feinde entgegen zu wirken und die Jugend zu schützen.

Doch Gottlob! trotz allen Gefahren hat unsere Jugend eine herrliche Zukunft vor sich, und wenn die richtige Vorsicht gebraucht wird, darf von derselben viel erwartet werden, und die Kirche wird auch nicht getäuscht werden. Die Jugend hat jetzt Vorrechte, deren die früheren Generationen sich nicht erfreuen konnten. Noch nie hat die Kirche so viel in der Erziehung der Jugend gethan, wie zu unserer Zeit, und noch nie hat sich der Staat so bemüht, ein nützliches Geschlecht heran zu bilden, wie eben jetzt. Aber auch der Feind hat nie härtere Anstrengung gemacht. Die beiden Elemente sind mächtig in Bewegung. Wir wissen jedoch, daß die Wahrheit immer den Sieg davon getragen hat, und so hoffen wir, daß auch das Recht in unserem Zeitalter siegen wird. In unserer Arbeit und unseren Kämpfen haben wir den Stärksten auf unserer Seite. Er wird seinem geistlichen Israel den Sieg verschaffen. Im Namen des Herrn werfen wir unser Panier auf, und in seiner Kraft wollen wir siegen. Der Herr rette unsere Jugend!

Ein Stücklein Räubergeschichte.

Von Anna Gülich.

Folgende ergreifende Begebenheit hat sich im vorigen Jahrhundert auf der Insel Corsika zugetragen. Dort hatte sich ein besonders verwegener Räuber durch seine kühnen Streiche sehr gefürchtet gemacht. Allen Versuchen, sich seiner zu bemeistern, war er durch seine List entgangen. Endlich wurde er verhaftet. Der französische Befehlshaber machte kurzen Prozeß und befahl, ihn ohne Weiteres zu erschießen. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, wußte der Räuber das Mitleid seiner Wache zu erregen, da ihn die Fesseln blutig drückten. Der junge Soldat lockerte die Bande, und blitzschnell streifte der Räuber sie ab, gab dem Soldaten einen betäubenden Schlag auf den Kopf und—entfloh.

Der Commandant war ein heftiger Mann, geneigt zu willkürlicher Gewaltthat. Wüthend darüber, daß ihm der gefährliche Mensch entsprungen war, verurtheilte er die Schildwache, an seiner Stelle erschossen zu werden, weil sie ihre Pflicht nicht gethan hätte.

Kurze Gnadenfrist wurde dem Verurtheilten gewährt. Eine Stunde vor der Hinrichtung des armen Menschen, der für seine Barmherzigkeit so schrecklich büßen sollte, erschien der entflohene Räuber und ließ sich zum Commandanten führen. „Sie kennen mich nicht," sagte der Räuber, „aber ihre Soldaten kennen mich; besonders der Unschuldige, der den Tod erleiden soll, weil er menschenfreundlich war. Wird er frei gelassen, wenn der Entflohene wieder in Ihre Hände geliefert wird?"—„Allerdings!" sagte der Commandant. „Geben Sie darauf Ihr Ehrenwort?" fragte der Räuber. — „Ich gebe dir mein Ehrenwort," erwiderte der Commandant, „daß ich den Soldaten frei lasse und ohne Strafe, wenn der entflohene Räuber wieder in meine Gewalt kommt!"

„Wohlan," sagte der Räuber, „so lassen Sie ihn frei, und fesseln Sie mich. Ich bin's! Ich komme, meine Strafe zu leiden, obwohl ich hätte entgehen können; aber nie würde ich es ertragen, daß ein Unschuldiger für mich den Tod litte."

Solcher Edelmuth eines vielverrufenen Menschen packte das Herz des Commandanten mit solcher Macht, daß er tief erschüttert, leichenblaß und mit bebender Lippe eine Weile schweigend dastand, dann rief er aus: „Nein, auch du sollst nicht sterben! Es steht in meiner Macht, dich zu begnadigen, und ich thue es, um deiner

Gesinnung willen. Du bist dazu angethan, als redlicher Mensch zu leben und deinen Unterhalt zu verdienen. Thue es und lasse das Böse hinfort keine Gewalt über dich üben! Gehe hin und werde ein anderer Mensch!" Der Soldat wurde sogleich frei, und aus dem Räuber soll ein tüchtiger Mensch geworden sein.

Aus Sage und Geschichte.

Von Carl Cassau.

1. Die Schimmel von Köln.

Auf dem Neumarkt in Köln am Rhein steht ein uraltes Haus, welches im Laufe der Zeiten vielfach umgebaut worden ist und vor mehr als vierhundert Jahren dem Ritter Mengis von der Aduchl eigenthümlich gehört haben soll. Das alte Wahrzeichen hat das Haus noch behalten: in einer Nische sieht man die Köpfe zweier Schimmel, welche auf den Neumarkt herabschauen. Daran knüpft sich folgende Sage:

Etwa um das Jahr des Herrn 1400 herrschte in Köln die Pest auf eine so verheerende Weise, daß man zuletzt keine Leute mehr fand, welche die Todten bestatten konnten. Der schreckvolle Tod entriß dem Gatten die Hausfrau, den Kindern ihren Vater, den Eltern das einzige Kind, also daß die halbe Stadt verödet stand. So kehrte der Würgengel auch im Hause des Ritters Mengis von der Aducht ein, der sein jugendschönes Gemahl, Frau Richmodis, erst wenige Monde besaß. Bald lag die eben noch in blühender Schöne prangende Frau marmorbleich auf dem Todtenbette, und der Gatte ließ sie in schönstem Schmuck einsargen und auf dem Friedhof zu St. Aposteln beisetzen. Aber der neue Todtengräber war ein Schurke. Die Stätte des Friedens entweihte er durch schnöden Raub, und heimlich barg er in seinem Hause schon manches, den Todten geraubte Geschmeide. Bei Frau Richmodis wußte er reichen Schatz, und schlich daher in der Nacht nach der Beerdigung mit Spaten und Laterne zum Grabe, dasselbe aufzuscharren. Bald stieß er auf den Sarg und sprang in die Gruft hinab; der Deckel brach, knarrte auf und da lag die Todte in weißen Gewändern, ein Kreuz mit Rubinen auf der Brust, kostbares Geschmeide an Hals und Ohren, dicke Ringe an den weißen Fingern. Kaum aber berührte der Frevler die Todte, so richtete diese sich halb vor ihm auf und seufzte laut. Frau Richmodis hatte nur im Starrkrampf gelegen und erwachte jetzt bei der Berührung zu neuem Leben. Der Räuber von jähem Todesschreck erfaßt, warf die Laterne von sich und sprang eilends aus dem Grabe davon.—

Seitdem ihn nach dem üblichen Mahl das Trauergeleit verlassen, war Herr Mengis im Thurmzimmer seines Hauses bitterlich stöhnend auf und ab gegangen; zuletzt nahm er im Lehnstuhle seiner theuren Hausfrau Platz, die Frühverstorbene und sein eigenes Geschick beweinend.

Da hörte er an das Hausthor pochen, und weil es spät und Niemand mehr zur Hand war, ging er selbst hinab und öffnete das Schiebfenster zum Ausguck.

Entsetzt gewahrte er Frau Richmodis in den Sterbegewändern, eine Laterne in der Hand. Herr Mengis aber hielt die Erscheinung für einen Spuk.

Da kam der Knecht, der bei den Schimmeln im Stalle schlief und inzwischen erwacht war, eilfertig herauf und meldete, da unten vor dem Thore stehe die Hausfrau lebendig und begehre Einlaß.

„Das Grab gibt seine Todten nicht zurück!" entgegnete der Rathsherr, noch von tiefster Erregung bebend. „Eher mögen wohl meine Schimmel die Thurmtreppe heraufkommen, ehe eine Todte aus dem Grabe zurückkehrte!"

In demselben Augenblicke donnerte es auf den Stiegen und die Schimmel, welche die Thüre offen gefunden hatten und dem Knechte nachspürten, sprangen polternd die Treppe zum Boden hinan.

Herr Mengis erbleichte und erkannte bebend den Fingerzeig Gottes. Er stürzte hinab und öffnete das Thor. Vor dem Portal stand in Wahrheit sein theures Ehegenoß athmend und lebend. Und während er die Wiedergeschenkte glückselig in seine Arme schloß, erzählte sie mit sanfter Stimme das wunderbar Erlebte.

Frau Richmodis hat noch lange glücklich mit ihrem Eheherrn gelebt und dieser ließ zum Andenken an die wunderbare Begebenheit jene Köpfe der Schimmel in einer Nische des Daches an seinem Hause anbringen.—

2. Die 9 in der Wetterfahne des Eschenheimer Thurmes zu Frankfurt.

Wenn du, Leser, einmal nach Frankfurt am Main kommen solltest, so versäume nicht, nach der Wetterfahne des Eschenheimer-Thurmes, in der Nähe der Eschenheimer Gasse, wo einst der Bundestag seinen Sitz hatte, zu sehen. Man erblickt in dieser Fahne ganz deutlich schon mit bloßem Auge eine Neun, die aus lauter Löchern besteht. Die Geschichte weiß davon Folgendes zu erzählen:

Als das Wildern noch als ein Capitalverbrechen angesehen und mit Rad und Galgen bestraft ward, da brachte man in Frankfurt frohlockend eines Tages den berüchtigsten Wildschützen, auf den man lange vergeblich gefahndet hatte, Hans Winkelson, ein, der ob seiner Geschicklichkeit im Schießen und ob seiner List und

Stärke allgemein gefürchtet ward. Er mochte auch manches Schwere auf seinem Gewissen haben. Der Rath der freien Stadt ließ ihn in den Stock setzen nahe beim Eschenheimer Thurme und verurtheilte ihn kurzer Hand zum Galgen. In zwölf Tagen sollte der Spruch vollzogen werden.

Hans Winkelson hatte ntchts anderes erwartet und schloß gleichmüthig mit dem Leben ab. Aber die Wetterfahne auf dem nahen Thurme schreckte ihn durch ihr unaufhörliches Kreischen stets aus dem Schlafe, und sobald dies in der Nacht geschah, kamen dem kecken Burschen allerlei Gedanken, die ihn beunruhigten. Als der Kerkermeister am zehnten Tage bei ihm eintrat, klagte Hans: „Die Fahne da läßt mir keine Ruhe; hätte ich meine gute Büchse und Munition zur Hand, ich wollte die Zahl der erlebten qualvollen Nächte in ihre klapprige Fläche schießen!"

Diese prahlende Rede hinterbrachte der Stockmeister dem hohen Rath. Dieser besprach die Sache und einige Väter der Stadt meinten, das müsse ein hübsches Schauspiel für die Stadt abgeben, wenn man den Prahler beim Wort nehme und sein Leben in seine eigene Hand lege; erfülle er sein thörichtes Versprechen, so sollte er der Strafe ledig sein, fehle er aber die Fahne nur einmal, so müsse er hängen.

So ward es auch beschlossen und dieses Urtheil Hans Winkelson mitgetheilt. Wie freute sich der Gefangene als er Tags darauf die geliebte Büchse wieder an die Wange legen konnte. Ein kurzes Stoßgebetlein schickte er zum Himmel empor, dann zielte er ruhig und schoß nach der fernen Wetterfahne. Alle Kugeln trafen die Fahne, bis richtig die Neun zum Jubel tausender von Zuschauern deutlich in derselben sichtbar ward. Da mußte der Rath sein Versprechen halten und den Wilddieb wieder frei geben.

Hans Winkelson aber hatte im Gefangniß die Freiheit schätzen gelernt. Er verschwand in seinen Wäldern und kein Auge hat ihn je wieder erblickt.

Echos neufranzösischer Dichtkunst.

Deutsch von R. L.

I.

Jede Literatur-Periode der alten und neuern Zeit hat ihre speciellen Dichtungsarten, ihre besondern zeitgenössischen Sujets und Eigenthümlichkeiten. Die altgriechische und altrömische Poesie bewegte sich fast ausschließlich um Krieg, Fabeleien, Wein und Wollust; dasselbe gilt von dem heidnischen Zeitalter aller Nationen. Mit der Christianisirung kamen neue und edlere Stoffe zur Verarbeitung. Große Weltereignisse z. B. die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts, politische und speciale Umwälzungen wie die franz. Revolution von 1789 bis 1815 ꝛc. ꝛc., gaben jenen Literatur-Epochen ein eigenartiges Gepräge. — Dem großen Volumen nach aber blieb die Dichtkunst in den Bahnen, in welchen sie bereits vor zwei Jahrtausenden sich bei den Griechen und Römern bewegt.

Große Genien wie Schakespeare, Corneille, Racine, Schiller, Göthe ꝛc. wirken vielfach anregend und fördernd, in anderer Beziehung werden sie maßgebend, fixirend und dadurch hemmend für den ruhig-steten Gang zeitgemäßer Entwickelung. Betreffs der Quantität war Deutschlands dichterische Productivität in den letzten sechzig Jahren eine ungeheure — betreffs der Qualität eine nur geringe. Die Mittelmäßigkeit ist in Blüthe—das Nichtige, Bedeutungslose überwuchert mit Massenhaftigkeit das Gute und Treffliche in seiner Vereinzelung und Spärlichkeit. J. J. Weber's „Jahrbuch der Ereignisse, Fortschritte ꝛc. (Jahrg. 1870, S. 102.) meint: das meiste der neuern deutschen Gedichte sei „lyrisches Spatzengezwitscher, das von allen Zweigen schallt und durch seine Abgeleiertheit beinahe zur Verzweiflung bringt." Tausendmal besungene Empfindungen werden wieder und wieder gesungen! Man „preiset den wundervollen Mai"—man „läßt die Rose grüßen"—man ist „den sanften Tagen hold"—man „träumt beim Fall der Blätter still dem Tod entgegen" ꝛc ꝛc. Soll derartige Poesie fesseln, so braucht sie doch wenigstens eine gewisse Eigenartigkeit und Originalität der Form — aber selbst diese sucht man meist vergebens.

Das vorstehende gilt von der Masse der neuern Lyrik Deutschland's; unter dieser Masse gibt es jedoch rühmliche Ausnahmen. Als solche möchten wir besonders erwähnen: Gerok's „Palmblätter", sowie Einzelnes aus den Dichtungen von J. Hammer, A. Knapp, E. Geibel, F. Freiligrath, J. Sturm, Louise Hensel ꝛc.

England und Amerika beschenkten die Welt mit den in fast allen Culturſprachen übersetzten Gospel Hymns und mit einer reichen Auswahl von Enthaltsamkeits-Liedern voll zündender Genialität und hinreißender Ueberzeugungskraft. Während dessen duseln und fuseln die deutschen Dichter (!) mit allerlei Reimen um's Wein- und Bierfaß herum! Selbst J. Sturm und K. Gerok, zwei so edle Denker und Diener des Evangeliums, haben noch nicht vermocht, sich über den deutschländischen Fusel-Dusel hinaus zu culturfördernden Mäßigkeits-Begriffen zu erheben!

Frankreich's dichterische Productivität war in den letztvergangenen sechzig Jahren sowohl quantitativ als qualitativ eine höchst bedeutende. Namen wie Victor Hugo (geb. 1802, lebt noch) und Alphon's de Lamar-

tine (gest. 1869) zählen zu den glänzendsten Genien und werden voraussichtlich noch nach Jahrhunderten den Ideengang der Welt kräftig beeinflussen. Nebst den vorgenannten zwei Größen verdienen ehrenvolle Erwähnung Alf. Vict. Graf de Vigny (gest. 1863); Frau Marseline Fel. Josepha Desbordes-Valmore (gest. 1859); Jean Fr. Casimir Delavigne (gest. 1843); Frau Sabine C. A. Voiart-Tastu (geb. 1798), eine sehr fruchtbare Schriftstellerin, deren prosaische und poetische Werke vielfach in franz. Schulbüchern Aufnahme fanden.

Nebst andern Eigenthümlichkeiten hat die neuere französiche Literatur im Vergleich mit den Dichtwerken anderer Völker ein ausgesprochen realistisch-volksherrschaftliches Gepräge. Apotheosis, Beweihräuchern und „Verhimmlung" von Machthabern, Eroberern, Kriegsanstiftern und Massenmörderei kommt, Dank des guten Beispiels von V. Hugo und A. de Lamartine, langsam mehr und mehr außer Mode. Dem oberflächlich Unterrichteten mag diese Angabe als voreilig erscheinen, doch wir werden später mit Beweisen darauf zurückkommen. — Statt der „Schlächterei-Dichtung", die sich in Deutschland noch widerwärtig breit macht, findet man in der neuern französischen Poesie oft ein sympathetisches Anklingen an die idealeren Saiten der großen volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart. Im Allgemeinen scheint's, beherzigt man mehr als in Deutschland Goethe's Worte:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
Ein Jeder liebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist es interessant!"

Als Beleg für Obiges geben wir nachstehend einige Proben. Die erste derselben ist Jacques C. Maçon von Jul. Aug. Pel. Brizeux (geb. 1806, gest. 1858). Der Held ist kein „Großer der Erde", sondern ein armer, unbekannter Handwerker. Der „Stoff" ist eine wahre Begebenheit aus dem pariser Volksleben. Zwei Maurer arbeiten auf einem Gerüst, welches zusammenbricht. Nur ein leichtes Brett und ein dünnes Seil, zu schwach für Zwei, hält sie hoch oben am Giebel fest. Wird Einer geopfert—so ist der Andere gerettet. „Jacob, ich habe eine Frau und drei Kinder" — sagt der Eine — „das ist so"—antwortete der Andere, läßt das Brett los und stürzt sich freiwillig auf die Straße herab. — Die Form ist für den reichen Inhalt höchst knapp. Da ist kaum etwas von „Füllsel" oder „Lückenbüßerei" um Versmaß oder Reimzeile vollzumachen. Rud. Gottschall meint: Dichten heiße „Gedanken dichtmachen" nicht „verdünnen"— wie es Manche thun. Nach diesem Maßstab ist folgende Probe wohl eine „Dichtung". Daß der Uebersetzer es sehr schwierig fand, überall die lyrisch-vollendete Form des Originals streng wiederzugeben, wird der Leser begreiflich finden und entschuldigen.

Jacob der Maurer.

I.

Der Gatte.

Adieu, ihr meine Kleinen, so apfelfrisch und roth,
Paul, gib mir einen Kuß—noch einen—so ist's schön;
Umarmt mich all', ihr Lieben—man lebt nicht nur von Brod:
Nun ist es Fastenzeit, bis wir uns wiederseh'n!

Die Gattin.

Geh', Vincent, gib gut Acht, auf Leitern und Gerüst,
Ein Fehltritt ist genug, zur Wittwe mich zu machen.
Knüpft ja die Stricke fest, daß du mir's nicht vergißt;
Ach könnt' ich bei euch sein, wie wollt' ich sorgsam wachen!

Der Gatte.

Bisher ging's gut von Statten, bald haben wir's gethan,
Wir werden Heut' noch fertig und sind beizeit zu Haus;
Bei einem guten Essen dann ausruh'n ist mein Plan,
Merk's: Jacob soll auch kommen zum Feierabendschmaus!

II.

Vorwärts! Muth: nur noch ein Tagwerk,
Und die Königin der Häuser,
Perle der pariser Baukunst
Ist im Mauerwerk vollendet.

Mit den Hämmern, mit den Kellen,
Mit Gefäßen voller Mörtel,
Welch' ein Klettern auf den Leitern:
Flinker sind kaum die Matrosen!

Windet einen Kranz von Blumen
Für die hohe Giebelspitze;
Schmückt ihn reich mit Band und Federn,
Daß entzückt die Vögel zwitschern.

Abends werden die Gesellen
Ihre Arbeit singend enden
Und den Bauherrn wacker loben,
Wenn er freundlich sie bewirthet!

III.

Welch ein Angstschrei in den Straßen!
Hülfe! Hülfe! Gott sei gnädig!
Bringet Heu, bringt Stroh und Betten!
Holt Matrazen! Holet Kissen!

„Könnte Einer jenen Kragstein
Nur erreichen — dann wär' Rettung!
Zwei auf solchem dünnen Brettchen
Ist zuviel — es bricht — sie stürzen!"

In der freien Luft hängt schwankend
Jenes Holz das sie umklammern
Drunten: angstbeklemmtes Schweigen,
Droben, hört man leise sprechen:

„Jacob, ich hab' Frau und Kinder"
Sagt der Eine — und der Andere
Schaut ihn an, dann ruhig stammelnd:
„Das ist so„—stürzt er sich nieder.

IV.

Was ist dein Name — daß er nicht der Nachwelt fehle:
Wie heißest du — du braver, guter Kamerad?
Warst du auch arm, du hattest eine große Seele,
Sich opfern um zu retten, das ist Heldenthat!

Wer warst du? — Jacob nannte man dich hier mit Namen,
Von Heimath, Herkunft und Verwandtschaft nichts bekannt;
Ein Aufruf in der Zeitung — keine Lieben kamen,
Die deine Leiche Bruder oder Sohn genannt!

Ein Frachtgefährt voll Mitarbeiter folgt zum Grabe,
Man weint — die Tagesblätter bringen kurz Bericht;
Die Dichter schweigen — Schmach — daß man als Ehrengabe
Dem armen Mann fast nie Verdienstekränze flicht!

Im Haus zum güldnen Stern.

(Erzählung von Helene Berthold.)

I. Haus Güldenstern.

Zum güldnen Stern nannte man es, das merkwürdige Haus in der Mauerstraße zu D....., und Güldenstern hießen schon seit vier Jahrhunderten seine Besitzer, die ältesten Patrizier, die reichsten und angesehensten Männer der Stadt. Acht Generationen hatte das alte Haus in seinen Mauern aufblühen und sterben sehen, und unverändert war es dasselbe geblieben.

So wie vor vierhundert Jahren stand es auch heute noch in seiner alterthümlichen Pracht. Ein Bild vergangener Herrlichkeit, inmitten der einförmigen modernen Bauten, war es so recht das Entzücken aller Alterthümler, Forscher und Kunstverständigen; und oft sah man dieselben, ganz voll von Bewunderung und Genuß, den alten Bau in Augenschein nehmen.

Und wahrlich, sie hatten nicht unrecht, und es mußte schon ein recht verknöcherter Modenarr sein, der an diesem Hause gleichgültig und ohne Freude vorüberging. Wie stattlich blickten die zehn Fenster Front des Unterstockes, große Spitzbogen mit kunstvoll in Blei gefaßten Scheiben und reicher Verzierung nach der Straße! Wie vornehm deutlich zeigte der Mittelstock mit seinen sechs Fenstern und den zur rechten und linken Seite prächtig ausgebauten Erkern den Reichthum des Hauses! Der Oberstock besaß wieder zehn Fenster, zwar kleiner, doch ebenso reich verziert, wie die übrigen. Die vier spitzen Giebel mit je zwei Fenstern und den ungeheuren Dachtraufen in Gestalt von Delphinen bildeten den würdigen Abschluß des Ganzen. Ueber dem riesigen Portal befand sich ein vergoldeter, siebeneckiger Stern und darunter die Inschrift:

Dies Haus hier steht in Gottes Hand
Und ist zum güldnen Stern benannt.
Es hat's erbaut Hans Güldenstern,
Mit Gottes Hülf', im Jahr des Herrn:
1456.

Die beiden Thorflügel, wahre Meisterstücke der köstlichsten Eichenschnitzerei, zeigten im obern Felde ebenfalls den goldenen Stern, wie denn überhaupt dieses Wahrzeichen überall vertreten war. Ueber jedem Fenster sah man den Stern in Stein ausgehauen, und selbst die nicht allzu spitzen Dächer der Erker liefen strahlenförmig aus. Als Wetterfähnchen auf dem Hause aber drehten sich knarrend bei Sturmwind zwei goldne Sterne. Kurz, das alte Haus führte mit vollem Recht seinen Namen, denn auch im Innern an Wänden und Decken, ja selbst in die Möbel eingeschnitten, prangte der Stern. Ueber dem ganzen Baue aber lag solch geheimnißvoller Reiz, daß man sich seine merkwürdige Anziehungskraft wohl erklären konnte; besonders, da der güldne Stern im Innern höchst wohnlich und anheimelnd war. Freilich fand man nach damaliger Art eine ganze Menge von Treppen und Treppchen, von dunkeln Gängen, Wandnischen und versteckten Thüren, und es gehörte genaue Kenntniß dazu, sich im Hause zurecht zu finden. Aber das hat zu Zeiten auch sein Gutes und jedenfalls erhöhte es nur den Reiz des Geheimnißvollen.

Der Unterstock des Hauses war von jeher Geschäftslokal und Waarenmagazin gewesen, denn die Güldenstern waren, so lange man zurückdenken konnte, Kaufherren und Großhändler. Zum Mittelstock führte von jeder Seite des Hausflures eine breite Treppe mit geschnitztem Geländer und breiten Steinstufen. Hier befanden sich hauptsächlich die Wohn- und Prunkgemächer der Familie, während der Oberstock fast ausschließlich den Handlungsdienern und dem Hauspersonal angewiesen war.

Der jetzige Besitzer des Hauses hieß, wie sein Vorfahr, der Erbauer, Heinz Güldenstern, und war ein gar stattlicher Mann in den besten Jahren. Ehrenwerther Gesinnung, reich und klug, genoß er die volle Achtung seiner Mitbürger und bekleidete die höchsten Ehrenämter der Stadt. Sein großes Haus regierte er wie ein weiser Herrscher. Seine Gattin ebenso tüchtig wie er, stand ihm treu zur Seite und erzog die drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, nach guter, alter, deutscher Sitte in Gottesfurcht und Einfachheit. Das älteste der Kinder, ein Knabe von vierzehn Jahren, der Eltern und des Hauses Stolz, führte den althergebrachten Stammnamen Heinz und war körperlich und geistig aufs beste beanlagt. Die Mädchen Hanna und Else, zehn- und achtjährig, waren liebe, muntre Geschöpfe und tummelten sich wie lustige Kobolde mit dem Bruder im Hause umher, für das sie eine unbegrenzte Vorliebe hatten. Besonders Heinz hing mit fast schwärmerischer Anhänglichkeit am Vaterhause. Sein größtes Vergnügen war, die geheimsten Treppen und Schlupfwinkel aufzusuchen und zu durchforschen.

Er kannte jeden Winkel des großen Baues und machte mit besonderer Freude den Führer und Erklärer, wenn Fremde den güldnen Stern besichtigen wollten. Wie strahlte dann bei ihren Lobeserhebungen sein ganzes Gesicht, und wehe dem, der übel geredet!

Der Vater hatte seine herzliche Freude an diesem Treiben des Sohnes und äußerte oftmals zu seiner Frau: „Der Junge ist doch durch und durch ein Güldenstern und geborner Kaufmann. Aber er soll auch ein tüchtiger Kaufmann werden, und ich selbst will ihn anlernen und freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo er unter meinen Augen arbeiten wird.“ So planten die glücklichen El-

tern für die Zukunft, als ein jäher Schlag alles änderte.

Herr Güldenstern erkrankte plötzlich am Nervenfieber, und trotz aller Hülfe stand nach wenig Wochen die trostlose Wittwe mit ihren drei unmündigen Kindern am Sarge des treuen Gatten und Vaters.

II. Trübe Tage.

Als der Geliebte begraben, brach eine gar trübselige Zeit für die Verlassenen an. Zu der Herzenstrauer um den Verstorbenen kam die irdische Sorge, die Sorge für das große Geschäft, dem die leitende Hand des Herrn fehlte.

Wohl war der bereits ergraute erste Buchhalter ein treuer, rechtlicher Mann; doch ihm fehlte die nöthige Umsicht und vor allem das Ansehen bei den Untergebenen. So kam es, daß gar bald Unordnung einriß und die blühende Handlung zurückging. Wohl mühte sich Frau Elsbeth von früh bis spät, der bewährten Firma den alten Glanz zu erhalten; das Geschäft ging doch von Tag zu Tag zurück, und große Verluste von außen beschleunigten noch das Unglück. Eines Tages erklärte das alte Haus seine Zahlungsunfähigkeit und zugleich, daß sämmtliche Grundstücke, um die vorhandenen Schulden zu decken, öffentlich versteigert werden sollten.

Die Wittwe und ihre Kinder waren unglücklich, denn der güldne Stern stand auch auf der Liste. Umsonst baten die Kinder, ihnen wenigstens das geliebte Vaterhaus zu lassen; Frau Elsbeth wollte durchaus den alten Namen vor jeder Schmach und Unehre bewahren, und sollte es auch die größten Opfer kosten. Wohl blutete ihr Herz beim Gedanken, den güldnen Stern, die Stätte Jahre langen, ungetrübten Glückes verlassen zu müssen; doch höher als eigne Annehmlichkeit stand ihr die Ehre der Familie. Daher unterdrückte sie um der Kinder willen jeden Schmerzensausbruch und ging wie sonst fest und ruhig ihren Weg. In den schlaflosen Nächten allein stiegen heiße Gebete um Hülfe zu Gottes Thron empor.

Es war am Tage vor der öffentlichen Auction. Todtenstille herrschte in den weiten Räumen des güldnen Sterns: die Stille vor dem Sturm. Das Geschäft war geschlossen, und die Mehrzahl der Handlungsdiener hatte das Haus bereits verlassen. Da wanderte Heinz allein von Stockwerk zu Stockwerk, und nahm Abschied von der Heimath seiner Kinderjahre. Der lebhafte, heitere Junge war wie umgewandelt: stumm und trübe schlich er durch die öden Räume und konnte immer noch nicht glauben, daß er heute zum letztenmale hier weile. Ihm vor allen war das alte Haus ans Herz gewachsen, wie ein böser Traum dünkte es ihn, daß von morgen ab fremde Menschen hier wohnen und schalten sollten. So schritt er zu den zwei nach der Straße gelegenen Prachtgemächern. Jedes derselben hatte drei hohe Bogenfenster, die mit ihren künstlichen Glasmalereien einen schönen Anblick boten. Nur die Brüstung der Fenster war auffallenderweise etwas unverhältnißmäßig hoch. Die Wände der Zimmer, mit köstlichen Teppich-Tapeten bedeckt, trugen die Oelbilder der sämmtlichen Vorfahren der Güldensterns, stattlicher Männer und schöner Frauen.

Das Wahrzeichen des Hauses, der güldene Stern, war auch hier in die prächtigen Eichenmöbel geschnitten, und prangte als Kronleuchter an der Decke. Rechts von dem einen und links von dem anderen Zimmer befand sich je eine Erkerstube. Merkwürdigerweise jedoch waren beide durch keine Thüren mit den Prunkgemächern verbunden, sondern wer in die Erker wollte, mußte durch die auf dem Flur befindlichen Thüren eintreten.

Heinz war jetzt mittlerweile mit seinem Abschied fertig und wandte sich nach dem rechten Erker, fand ihn jedoch verschlossen. Er schritt also an den Prachtzimmern vorüber nach dem linken Erker. Doch auch diesen konnte er nicht öffnen und erinnerte sich nun, daß die beiden Erkerstuben seit langen Jahren unbenützt standen.

Auf den jungen Heinz jedoch hatten sie von jeher einen geheimnißvollen Reiz ausgeübt, und oft hatte er die Dämmerungsstunden in ihnen verträumt. Er verschloß nun die beiden Prunkgemächer und eilte, die Schlüssel zu holen.

Als er die Mutter um das Gewünschte bat, erklärte ihm dieselbe, daß sie ihm leider nur den Schlüssel zum rechten Erker geben könne, da der andere schon seit Jahren verloren sei. Kein Schlosser aber sei im Stande gewesen, das kunstvolle Schloß zu öffnen, und der Vater habe die schöne Thür nicht wollen ruiniren lassen.

III. Die Erkerstube.

Es dämmerte bereits stark, als Heinz mit dem großen, merkwürdig geformten Schlüssel die rechte Erkerstube öffnete. Im Zimmer selbst war es fast ganz dunkel, und man erkannte nur undeutlich die alterthümlichen Möbel. Der Knabe, mit der Oertlichkeit aufs Genaueste vertraut, öffnete einen schönen, großen Schrank, entnahm daraus einen silbernen Armleuchter und zündete die drei Wachskerzen desselben an. Dann setzte er sich nachdenkend in einen Lehnsessel.

Das Zimmer, ein ziemlich großer Raum, durchweg mit hellbraunem Eichenholz vertäfelt, hatte nach der Straße hinaus einen fast ebenso großen siebeneckigen Erker mit ebenso viel Fenstern. Letztere waren vom Rahmen bis auf den Riegel aufs künstlichste gearbeitet, und auch der Glaser hatte sein Meisterstück gemacht, denn die Scheiben bestanden aus Hunderten der verschiedensten Figuren, aus Siebenecken, und anderen wundersam geschnörkelten Stücken. Das Ganze jedoch paßte aufs beste zusammen, denn trat man einige Schritte zurück, sah man, daß das Mittelstück des Fensters nur ein einziger großer Stern war.

Rings an den Wänden befanden sich lange Truhen von ausgezeichneter Arbeit. Es mochten dieselben wohl die Stelle des heutigen Sophas vertreten haben, denn die Deckel waren alle gepolstert und mit goldgepreßtem Leder überzogen. Im Hintergrunde stand auf vier Fü-

ßen ein goldbraun glasirter Kachelofen, dessen oberer und unterer Rand Bilder aus dem Alten Testamente zeigte. Neben ihm befand sich der Schrank, aus dem Heinz den Armleuchter entnommen. In der Mitte des Zimmers stand ein massiver, siebeneckiger Tisch mit schwerer seidner Damastdecke. Ein alterthümlicher Schreibtisch und sechs gepolsterte Sessel vollendeten die ebenso reiche wie harmonische Einrichtung. Von der Wand aber schaute mild lächelnd das Portrait einer ältlichen Dame in der Tracht des vorigen Jahrhunderts.

Wohl eine halbe Stunde hatte Heinz, an nichts als die bevorstehende Trennung denkend, da gesessen, als plötzlich sein Blick auf eine Verzierung im Getäfel der Außenwand fiel. Er beleuchtete die Vertäfelung und entdeckte darin zu seinem nicht geringen Erstaunen einen Stern. Auf einen Druck seiner Hand öffnete sich geräuschlos eine kleine Thür. Er schritt einige Stufen hinab in einem Gange. Derselbe mußte seiner Ansicht nach sich zwischen den Fenstern des Mittel- und Unterstockes befinden, und nun konnte er auch den Zweck der hohen Fensterbrüstungen der Prunkgemächer erklären. Nachdem er eine kurze Zeit gegangen, stand er vor der Thür des linken Erkers. Ein leichter Druck öffnete dieselbe. Die Einrichtung des Zimmers glich genau der des andern Erkers.

Heinz's erster Blick fiel auf einen alten kupferbeschlagenen Koffer. Zitternd vor Erregung stellte der Knabe das Licht auf den Tisch und beugte sich zu dem Koffer nieder. Auf eine sternartige Vertiefung leise drückend öffnete sich der Deckel, und vor den glückstrahlenden Blicken des Knaben zeigte sich eine bedeutende Menge Geldes und werthvoller Kleinodien. Stumm vor Entzücken, wie sich das leicht denken läßt, sank er auf die Knie und ein heißes Dankgebet stieg zu dem barmherzigen Gott empor. Dann dachte er an Mutter und Geschwister, und wurde nicht müde, sich den Jubel der Theuren auszumalen. So schnell er konnte, eilte er auf demselben Wege, den er gekommen, zurück und stand bald hochroth vor Erregung vor der erstaunten Mutter. Es dauerte lange, ehe er in geordneter Rede alles deutlich vorgebracht. Und als er geendet, dachte sie gar, er rede im Fieber und faßte besorgt nach seiner Stirn. Er aber wehrte: „Nein, nein, theure Mutter, ich rede wahr; bitte, bitte, komme mit mir, der Augenschein soll dich überzeugen."

Endlich gab Frau Elsbeth seinem Drängen nach und folgte, ihre beiden Töchter an der Hand, dem vorauseilenden Sohne. Auch Ernst, der alte Diener, schloß sich, auf Heinz's Aufforderung, verwunderungs- und erwartungsvoll dem Zuge an. Bald standen alle fünf im Erker und sahen voller Staunen die geöffnete Thür und den geheimen Gang. Stumm vor Erregung schritten sie hinein und befanden sich gleich darauf vor dem zur rechten Zeit geoffenbarten Geheimniß. Dank- und jubelvollen Herzens zog Frau Elsbeth ihre Kinder auf die Knie, und wohl niemals war ein wärmeres Dankgebet in diesem Raume gesprochen worden. Der Erste, der wieder Worte fand, war Ernst. Sein Jubel, daß die geliebte Familie nun doch Herr im Hause bliebe, kannte keine Grenzen. Abwechselnd küßte er die Hand der Herrin und der Kinder, und rief: „O Junker Heinz, Gott sei tausend Dank für diese Hülfe!"

Als am andern Tage die Gläubiger kamen, waren sie höchst erstaunt, mit barem Gelde abgefunden zu werden. Nicht lange dauerte es, und die wunderbare Geschichte hatte sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet. Unser Heinz aber war und blieb der Held des Tages. Denn nachdem er später unter Leitung eines erprobten, tüchtigen Mannes die Lehrjahre überstanden, übernahm er mit Lust und Umsicht das alte Geschäft und hob es bald zu einstiger Höhe.

Perlen.

Aufrichtigkeit ist die Mutter der Wahrheit.

Willst du lange leben, dann lebe langsam.

Willst du eine gute Moral geben, sei kurz.

Wie arm sind diejenigen, denen Geduld mangelt?

Stolze Herzen und hohe Gebirge sind unfruchtbar.

Deine Bücher und deine Freunde wähle nach dem Motto: wenig aber gut.

Es ist ebenso unmöglich, einen unwissenden, groben Menschen mit tiefsinnigen Worten zu veredeln, als ein Marmorbild mit einem Rasirmesser auszuhauen.

Niemand erhält weniger Lob, als Solche, welche es suchen.

Der größte Betrug ist Selbstbetrug; nachher sind alle Sünden leicht.

Niemand kann seinen Nächsten in guter Absicht täuschen.

Rede nie von deinem Glück mit einem Unglücklichen; weine mit den Weinenden.

Ein Baum, welcher zu oft verpflanzt wird, bringt wenig Frucht.

Etwas müssen wir sein in der Welt; entweder Amboß oder Hammer.

Wer auf Rache sinnet, hält seine Wunden frisch.

Willst du lernen, dann horche; willst du sicher sein, dann schweige.

Das Gewissen warnt uns als Freund, ehe es uns straft als Richter.

Der Neid ist eine so schändlich feige Leidenschaft, daß sie Niemand eignen will.

Die kleinen Unannehmlichkeiten zehren am Leben; man kann leichter eine Bleikugel fortwerfen als eine Feder.

Ohne Feinde kein Kampf; ohne Kampf kein Glaube; und ohne Furcht keine Hoffnung; aber Geduld ist euch nöthig.

Das sind die Helden dieses Lebens, welche ihre eigenen Lasten muthig tragen und noch immer eine helfende Hand für ihren Nächsten haben.

Wer Anderen nicht vergeben kann, der reißt die Brücke nieder, über welche er zu gehen wünscht, denn wir alle haben viel Vergebung nöthig.

Der Klagen sind zuviele. Wer sich nicht zu erinnern weiß schlecht geschlafen zu haben, hat sicherlich gut geschlafen.

Man sollte nie einen Brief zuschließen, ohne denselben zu lesen, und nie Wasser trinken, ohne dasselbe zu besehen.

Wir lieben Diejenigen, welche uns bewundern, aber wir lieben Diejenigen nicht immer, welche wir bewundern.

Wie eine zerschnittene Kartoffel sich in der Erde verfielfältigt, also bringt ein zergliederter Gedanke viele neue hervor.

Liebende Worte sind schöne und herrliche Blumen von zeitlicher Existenz; gebrauche sie, und besonders in deiner Heimath.

Es ist sehr weise mit unseren vergangenen Stunden zu sprechen, und sie zu fragen, welche Nachricht sie gen Himmel brachten.

Du darfst dich dessen, was du ehrlich erworben hast und weislich gebrauchst, wohl freuen, hüte dich aber vor zu vielem Rühmen.

Jeder hat sein eigenes Kreuz; der, welcher das seine auf die Schultern nimmt und trägt, ist glücklicher als der, welcher das seinige, wie an einem Strick nachschleppt.

Der Sonntagsschullehrer.

Die ganze Bibel.

Manche Leute gehen irre, wenn sie das Alte Testament lesen und studiren sollen, denn sie finden da gerade die Dinge, an welchen sich die Ungläubigen so gerne stoßen und aufhalten; z. E. die Vielweiberei, die Sklaverei, die Blutrache u. s. w. Richtig, diese Dinge sind da, aber das, was uns hinderlich ist zum Verständniß der Schrift, sollte uns eigentlich dienlich sein! Laßt uns einmal sehen: Hat Gott die Vielweiberei eingesetzt, oder kam sie sonst woher? Hat Gott den Israeliten die Blutrache gegeben, oder hat er Verordnungen getroffen, daß der Unschuldige beschützt war? Hat Gott die Sklaverei eingesetzt, oder hat Moses sie bereits vorgefunden, als er die Leitung des Volkes übernahm. Vergleiche nur das, was Moses auf Gottes Befehl einführte mit dem, was vorhanden war, dann wirst du finden, daß der geoffenbarte Gotteswille darauf hinzielte vorherrschende Mißstände abzuschaffen. So verhält es sich auch mit dem Opferdienst: Moses hat ihn nicht eingesetzt, derselbe existirte schon: er hat ihn blos gereinigt und geordnet. Er hat Vorkehrung getroffen, daß der Sündenbock ein B o c k sein mußte, und nicht wie bei den wissenschaftlichen gebildeten und philosophischen Griechen und Römern ein Mann!

Das Hinderniß liegt nicht in der Bibel, sondern in der Thatsache, daß man nicht an eine progressive Offenbarung denken will, und daß man nicht zwischen göttlichen Einsetzungen und schon bestehenden Gebräuchen der Menschen unterscheiden will. Wenn man einmal einsehen lernt, was die göttlichen Einsetzungen zum Zweck hatten, dann wird das Alte Testament ebenso klar, als das Neue.

Das Wort.

Manche Lehrer haben es sich zur Gewohnheit werden lassen, und ich bin bange sie haben es von höherer Stufe gelernt; sobald die Lection gelesen ist, ihren Schülern zu sagen, daß es eigentlich etwas ganz anderes meint als es wirklich sagt in der Lection; dadurch pflanzen sie ganz unabsichtlich hoffe ich, einen sehr gefährlichen Zweifel in die Herzen ihrer Schüler ein. Dieses ist besonders in solchen Fällen wahr, wo eigentlich der Sinn schon an sich selbst klar ist. Ein Lehrer las die Lection vom Kameel und Nadelöhr; da hatte er nichts Eiligeres

zu thun, als den Schülern zu sagen, das Nadelöhr sei eigentlich kein Nadelöhr, sondern ein kleines Thor in der Stadtmauer zu Jerusalem, und wenn ein Reisender kam, nachdem das große Thor schon geschlossen war, dann mußte sein Kameel auf den Knieen hineinrutschen, und das war was Jesus meinte. Ein Schüler fragte ihn dann neugierig: was aus solchen Kameelen wurde, die nicht auf die Kniee gingen, und erzeugte unmäßiges Gelächter in der Klasse, denn der Lehrer hatte sich beim Gebet nur gebeugt aber nicht gekniet.

Jedem das Seine.

Jede Lection ist bestimmt für alle Classen der Sonntagschule, da ist auch die Classe der Allerkleinsten nicht ausgeschlossen. Es ist des Lehrers Pflicht und Vorrecht die Nahrung so zu theilen, daß kein einziger Schüler Noth zu leiden braucht. Man nehme z. E. die Geschichte des Annanias und seiner Frau Sapphira. Hier ist für die Gelehrten und die Vorangeschrittenen, die Sünde wieder den heiligen Geist, welche in der Lection zum warnenden Exempel statuirt wird. Andere nehmen den Gedanken: Gott nimmt nie einen Theil für das Ganze wenn das Ganze versprochen ist. Unbekehrte können hier lernen, daß Gott nicht blos ihre Handlung beobachtet, sondern sogar ihre Herzensgedanken liest. Wieder Andere finden den Hauptgedanken darin: wie thöricht es ist, sich gegen Gott zu erheben, um in der Sünde erfolgreich zu sein; selbst Hand in Hand verbunden mit seinen Gesellen kann der Sünder Gott nicht hintergehen. Dann die Lection für die Allerkleinsten: Unwahrheit ist eine große Sünde vor Gott, und er weiß wenn wir eine Unwahrheit sagen. Nur muß natürlich der Lehrer wissen, für welche Stufe seine Schüler gewachsen, d. h. fähig sind. Dieses Beispiel zeigt aber zugleich auch, daß der Lehrer selbst mit der Lection bekannt sein muß, wenn er mit Erfolg unterrichten soll.

Ruhestörer.

Habt ihr es auch schon bemerkt, daß viele Sonntagschulbeamte rechte Ruhestörer sind? Mitten in der Lection kommt der Bibliothekar mit Büchern und bricht den Faden ab; kaum ist er geknüpft, dann kommt der Superintendent und hat etwas zu sagen; dann hat der Sekretär auch etwas vergessen und muß es berichtigen. Ich fragte einst einen Lehrer, wie er das aushalte. „Frage einmal eine Nätherin, wie sie fühlt, wenn ihr der Faden in der Nähmaschine sechsmal bricht in fünfzehn Minuten," war die nicht ganz heitere Anwort. Ja, frage einmal einen Prediger wie er fühlen würde, wenn man ihm während der Predigt zwei oder drei Fragen auf die Kanzel legen, oder ihn sonst unterbrechen würde. Die Unterbrechung wäre am Ende für ihn noch leichter als für seine Zuhörer. Diese Dinge sind des Nachdenkens, der Prüfung und Veränderung werth.

Guter Rath.

Guten Rath annehmen ist etwas verschieden von guten Rath geben. Fast irgend ein Mensch kann einem andern einen guten Rath geben; aber nächst zu Niemand weiß wie einen guten Rath anzunehmen, und doch ist unter den bestehenden Verhältnissen der gegenwärtigen Zeit, das Rathannehmen von großer Wichtigkeit. Welche Veränderungen würden vorgehen in dieser Welt, wenn Jedermann einsehen konnte, daß es so leicht ist guten Rath anzunehmen als zu geben! Die alten Classiker theilten die Menschen in drei Abtheilungen: 1. Solche, welche wußten, was sie thun sollten. 2. Solche, welche es nicht wußten, aber bereit waren, es von Andern zu lernen. 3. Solche welche es nicht wußten, aber auch nicht bereit waren, es sich von Andern sagen zu lassen. Wenn Jemand nicht zu den auserwählten Wenigen der ersten Classe gehören kann, dann sollte er doch wenigstens zusehen, daß er nicht unter die dritte Classe gehört; denn dort ist der große Haufe.

Eile mit Weile.

Der liebe Gott ist nie in der Eile. Seine Verheißungen stehen fest, aber die Erfüllung kommt in seiner guten Zeit, d. h. wenn es nothwendig wird und nicht früher, selbst wenn seine Kinder es früher erwarten sollten. Als Eile nöthig war, führte der Herr sein Volk in einer Nacht aus Egypten, und als ihm da ein Meer in den Weg kam, machte er Bahn mitten durch dasselbe. Nachdem er verheißen hatte sich einen Platz zur Wohnung auszuwählen in Canaan, wartete er nahezu fünfhundert Jahre, ehe er einen Stein zum Tempel legen ließ; aber es war keine Stunde nach der Zeit seines göttlichen Wohlgefallens. Diese Wahrheit sollten Christen wohl beherzigen, wenn sie auf die Erfüllung der Verheißungen warten. Der Herr zögert nicht, aber er weiß seine Zeit besser als wir, und unsere Zeit hat er selbst gemessen. Also fortgewirkt und fortgebetet:

Ist die Erfüllung gleich noch weit,
Kommt sie doch zur rechten Zeit.

Eine gute Illustration.

Ein junger Mann suchte eine Stelle in einem Kaufladen. „Kannst du Waare verkaufen?" wurde er gefragt. „Ich kann Waare verkaufen, wenn ich Jemand habe, der kaufen will," war die Antwort. „Thorheiten," sagte der Kaufmann, „irgend Jemand kann Waare verkaufen zu einer Person, welche bereit ist zu kaufen; ich muß Clerks haben, welche auch an Leute verkaufen können, die nicht kaufen wollen."

Es ist leicht Schüler zu unterrichten, welche lernbegierig sind, oder solche aufmerkfam zu halten, welche gekommen sind, um aufmerksam zu sein. Aber wir brauchen mehr Lehrer, welche auch unaufmerksame Schüler unter-

richten und aufmerksam machen können. Es würde ja die Ehre des Amtes schmälern, wenn ein Lehrer nur solche Schüler unterrichten sollte, die in der Classe anwesend sind, um ohne weitere Hülfe oder Aufmunterung an die Arbeit zu gehen und ihre volle Pflicht zu thun.

Stille Predigt.

In einer Sonntagschule hängt eine Uhr so, daß alle Schüler sie sehen können, und diese Uhr predigt so lange die Kinder in der Schule sind. Ueber der Uhr steht in einem Halbkreis gedruckt; „Die Stunde flieht; bete!" Unter derselben steht in einem anderen Halbkreis: „An dieser Stunde hängt die Ewigkeit!"

So sollte in einer Sonntagschule Alles predigen. Denn die Ewigkeit hängt für manchen Schüler von der Sonntagschule ab. Mancher Prediger kann mit aller Redekunst oft den Eindruck nicht machen, den diese stille Buchstaben ausüben.

Sonntagschulen.

Die Kirche zu London, in welcher Newman Hall Prediger ist, unterhält allein dreizehn Sonntagschulen, welche 5,600 Schüler zählen. Die Glieder seiner Gemeinde sind nicht müßig, wenn der Sonntag kommt.

Zu Tarsus, der Geburtsstätte des Apostels Paulus, besteht eine zahlreiche Sonntagschule in der dortigen protestantischen Gemeinde. Ich dachte bei mir selbst, dort müssen aber die Lektionen des ersten Quartals, 1885 interessant gewesen sein, denn sie handelte von einem Manne, der in Tarsus daheim war!

Die Stadt Brooklyn hat einen Ward, welcher 15,000 Einwohner zählt, und nur zwei Kirchen hat. Der 24. Ward hat keine einzige Kirche für Weiße, und einige andere Stadttheile sollen nicht besser versorgt sein, und doch nennt man Brooklyn „Stadt der Kirchen."

Die stille Sprache.

Die Kirche, und besonders die Sonntagschule hat die Macht der stummen Sprache gelernt; besonders wie sich dieselbe erfolgreich erweist in einem liebevollen Händeschütteln. Es ist nicht viel darin vom Ansehen, aber keine elektrische Batterie wirkt stärker als ein brünstiger Händedruck. Wir können unsere Arbeit nicht im Claßzimmer fertig machen; wir müssen außerhalb noch wirken und da muß von „Hand zu Hand" gearbeitet werden. Nichts wirkt erfolgreicher als der Händedruck der Liebe, und freundliche Erkundigung nach den Familienangehörigen und ähnlichen Dingen, welche das tägliche Leben füllen und machen helfen. Wer sich zu gut dünkt, seine Schüler auf der Straße oder irgendwo anzusprechen, sollte keine Classe unterrichten.

Zweites Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Die Botschaft Christi.

10. Lection: Ebr. 1, 1–8; 2, 1–4. — Sonntag den 7. Juni 1885.

1. Nachdem vorzeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten;

2. Hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat.

3. Welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zu der Rechten der Majestät in der Höhe;

4. So viel besser geworden, denn die Engel, so gar viel einen höhern Namen er vor ihnen ererbet hat.

5. Denn zu welchem Engel hat er jemals gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget? Und abermal: Ich werde sein Vater sein, und er wird mein Sohn sein?

6. Und abermal, da er einführet den Erstgeborenen in die Welt, spricht er: Und es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten.

7. Von den Engeln spricht er zwar: Er macht seine Engel Geister, und seine Diener Feuerflammen.

8. Aber von dem Sohn: Gott, dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit; das Scepter deines Reichs ist ein richtiges Scepter.

1. Darum sollen wir desto mehr wahrnehmen des Worts, das wir hören, daß wir nicht dahin fahren.

2. Denn so das Wort fest geworden ist, das durch die Engel geredet ist; und eine jegliche Uebertretung und Ungehorsam hat empfangen seinen rechten Lohn:

3. Wie wollen wir entfliehen, so wir solche Seligkeit nicht achten? Welche, nachdem sie erstlich gepredigt ist durch den Herrn, ist sie auf uns gekommen durch die, so es gehöret haben;

4. Und Gott hat ihr Zeugniß gegeben mit Zeichen, Wundern und mancherlei Kräften, und mit Austheilung des heiligen Geistes, nach seinem Willen.

Haupttext: Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten? — Ebräer 2, 3.

Geschichtliches. — Unter allen neutestamentlichen Schriften ist keine, bezüglich deren Autorschaft eine solche Meinungsverschiedenheit herrscht, als über die Epistel an die Ebräer; aber auch keine, deren Inspiration allgemeiner anerkannt wird. Es ist deßhalb auch von minder wichtiger Bedeutung, wer der Schreiber war, in-

dem Niemand an der Wahrheit des Inhalts zweifelt, denn es ist der Geist, welcher lebendig macht, nicht der Autor. Luther war der Erste, welcher Apollo als den Schreiber angab, und seine Ansicht hat seither beständig Anhänger gewonnen. Die Gedanken sind paulinisch, aber die Ausdrucksweise ist nicht so; die Idee, als habe Apollo von Alexandria sie geschrieben, gewinnt Ansehen, weil unzählige Juden daselbst wohnten, welche sich zu Christo bekehrten; die Epistel aber sozusagen ein Schlüssel ist, welcher das Alte Testament öffnet und erklärt; damit aber zeigt, daß das Neue Testament nur eine Entfaltung der Lehren des Alten ist. Andere Schreiber sind der Meinung, die Epistel sei an die Juden in Palästina geschrieben worden, welche in Gefahr waren, wieder in das Gesetz und seine Fesseln zu fallen. Daß sie in Italien geschrieben wurde, läßt Cap. 13, 24. schließen.

Wir lassen die unnütze Streitfrage, der Forscher mag sich selbst überzeugen und dann als Autor anerkennen, wen er will; bei uns handelt es sich hauptsächlich um den Inhalt. Der Schreiber beginnt ohne den üblichen Gruß, welchen Paulus nie vergaß, und ohne eine Vor- oder Anrede greift er den Zweck an, nemlich, zu zeigen, wie sich die Offenbarung Jesu Christi zu den Ceremonien und Offenbarungen des Alten Testamentes verhält, und er zeigt deutlich, wie viel erhabener, klarer und vollkommener die Offenbarung des Neuen Testamentes ist.

Texterklärungen. — Vers 1. **Nachdem vorzeiten.** Hierunter haben wir in vorigen und verschiedenen Zeiten zu verstehen; doch faßt das nicht alles in sich, was der Schreiber sagen will, dieses leuchtet aus dem Nachsatz hervor. Nicht nur in vorigen und verschiedenen Zeiten, sondern auch durch verschiedene Stufen ist die Offenbarung gekommen, indem sie immer näher zum Evangelium kam. **Mancherlei Weise.** Wolke, Feuer, Wind und selbst von Mund zu Mund; dann Moses und die Propheten und Andere, durch welche Gott sich offenbarte.

V. 2. **Hat er am letzten in diesen Tagen.** Diese Ausdrucksweise ist ganz alttestamentlich jüdisch und hatte beständig auf die Tage des Reiches des Messias Bezug. Von jetzt an kann man sie auch Lichtstage nennen gegenüber den früheren Schattentagen. **Durch den Sohn.** Die Juden erkannten in Christo nur den Zimmermannssohn von Nazareth, der Schreiber aber zeigt hier ein Geschlechtsregister, wie sie sich's nicht vorstellten, „Gottes Sohn," also ein vollkommener Mittler zwischen Gott und dem Menschen; eine vollkommene Offenbarung. **Zum Erben über Alles.** D. h. Gott hat ihm Alles übergeben; sogar das Gericht liegt in seiner Hand. Röm. 14, 8. 9. Das Wort Erbe bedeutet auch Herr, denn sobald das Erbe übertragen ist, dann ist der Erbe Herr. **Durch welchen er auch die Welt gemacht hat.** Joh. 1, 1–3. Aber diese Worte sind nicht im Sinne eines Werkzeuges zu verstehen, sondern eine mitwirkende Urheberschaft.

V. 3. **Welcher ist der Glanz .... und Ebenbild seines Wesens.** Wenn wir die Worte bildlich nehmen können, dann würde ich erklären: Der Vater ist ein Licht, Jesus ist der Schein, der Strahl des Lichts, ohne welchen man das Licht nicht erkennen kann. Man vergleiche Joh. 1, 14. Einige Altväter nehmen an, der Schreiber habe die Sonne im Sinne gehabt; so sagt Justinus: Er kommt vom Vater, wie das Licht von der Sonne, keines ist abgeschieden zu denken, denn es wäre unmöglich Sonne ohne Licht und Sonnenlicht ohne Sonne zu denken. **Und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden.** Dieser Ausdruck wird dem levitischen Gesetz entlehnt und bedeutet hier, daß Jesus eine Reinigung von Sünden zuwege gebracht habe, die besser ist, als die Opfer der Priester. **Zur rechten der Majestät.** Ein Bild, welches die höchste Ehre und Erhabenheit bedeutet; es erfüllt Ps. 110, 1.; Röm. 8, 34.

V. 4. **Soviel besser geworden.** D. h. so viel vortrefflicher, so viel erhabener, als eben ein unerschaffenes Wesen über ein erschaffenes ist. So ist auch sein Name ein viel höherer Name, als irgend eines Engels Name, denn dem Sohn kommt gar nichts gleich. Die Stelle darf nicht so erklärt werden, als hätten die Juden Engel verehrt, denn dafür liegt kein Beweis vor. Der Name Sohn bezieht sich nicht auf Amt, sondern auf Natur und Verhältniß zu Gott.

V. 5. **Denn zu welchem Engel.** D. h. Gott hat nie von einem Engel geredet, was er von Christo sagt: **Du bist mein Sohn u. s. w.** Heute, in der Auferstehung vom Tode, habe ich dein Verhältniß erklärt. Ps. 2, 7; Apstg. 13, 32. 33. **Und wiederum.** Diese Worte sind aus 2. Sam. 7, 14. entnommen und sollen andeuten, daß Jesus der Sohn Gottes sei, und daß Gott ihn also erklären, anerkennen würde. Dieses ist zu mehreren Malen öffentlich geschehen, z. E. bei der Taufe, bei der Verklärung und besonders bei der Auferstehung.

V. 6. **Da er einführete den Erstgeborenen in die Welt.** D. i., wenn die Schrift von dieser Begebenheit redet, so war Jesus seiner menschlichen Natur nach der Erstgeborene aus den Todten. **Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten.** Daher muß er auch über alle Engel erhaben sein. Das Ganze soll uns immer noch die wunderbare Erhöhung Jesu vorstellen.

V. 7. **Von den Engeln spricht er zwar.** Was? Ei, daß sie Diener seien. Sie sind geschaffen, nicht gezeugt, nicht geboren, Jesus aber ist der Erstgeborene. Ein Stand erhabener als Feuer und Wind, welche dienstbar sind.

V. 8. **Aber von dem Sohne.** So hat uns der Schreiber nun von Stufe zu Stufe höher geführt, bis er endlich auf der höchsten Zinne angelangt, und zeigt, was Gott von Christo Jesu hält. Die Worte sind dem 45. Psalm entnommen, welcher je und allezeit als ein messianischer Psalm anerkannt wurde. Stuhl und Scepter sind königliche Insignien. Der Stuhl ist von Ewigkeit her des Vaters Thron, Jesus hat ihn bestiegen und das Evangelium ist das Scepter, womit er nun regiert. Der Rest des Capitels ist eine Fortsetzung der Beweise, daß die Evangeliums Dispensation weit erhabener und herrlicher ist, als die Dispensation unter dem Gesetz.

Cap. 2. V. 1. **Desto mehr wahrnehmen des Worts.** Dieses ist eine Folgerung aus dem Vorigen. Weil dem so ist, darum müssen wir die Person kennen, welche im Evangelium zu uns redet und desto ernstlicher darauf Acht haben. **Daß wir nicht dahin fahren.** Nach dem Englischen heißt es: Sonst möchten wir es entwischen, durchschlüpfen lassen. Der Ausdruck ist morgenländisch; Die Griechen sagen vorbeifließen lassen, wie etwa ein Fluß unbenützt vorbeifließt. Mag aber auch auf Personen bezogen werden, und meint dann, wir möchten zu kurz kommen, es verpassen u. s. w.

V. 2. **Denn so das Wort fest geworden ist** u. s. w. Der Apostel schließt vom Geringeren zum Höheren: so das Wort, durch Engel geredet (im alten Bund), fest geworden ist; d. h. so die Verheißungen, welche durch Engel geschehen sind, gehalten wurden, wie viel mehr u. s. f. Diese Worte schließen das ganze alte Gesetz in sich, besonders aber alle Befehle Gottes, welche durch Engel kund gethan wurden. **Und Ungehorsam hat empfangen.** Jedes Gebot hatte seine beigefügte Strafe. Niemand entkam, sondern litt die Strafe, welche das Gesetz anerkannte. Vgl. 4. Mose 15, 30. 31; 5. Mose 17, 12. 13.

V. 3. **Wie wollen wir entfliehen.** Dem gerechten Gericht und der ewigen Strafe; d. h. es ist kein Entfliehen möglich; es gilt kein Vorwand, keine Entschuldigung und an ein Entwischen ist da nicht zu denken. Vgl. Cap.

10, 28. 29; Matth. 10, 15; 11, 22. 24; 2. Thess. 1, 8. 9. **Eine solche Seligkeit nicht achten.** Eine so große Seligkeit (Erlösung), d. h. so viel größer und herrlicher, als die im Gesetz angebotene. Das Gesetz versprach wohl Leben, aber es konnte nicht lebendig machen, daher war bei dem Gesetz auch kein Heil zu erwarten, weil es durch die Sünde geschwächt war. Warum ist da kein Entrinnen? 1. Weil keine Entschuldigung für Nichtachtung vorhanden ist. 2. Weil die Nichtachtung das Herz verhärtet. 3. Weil keine andere Erlösung besteht. Wenn uns das Evangelium nicht rettet, dann rettet uns gar nichts. Die Nichtachtung hat schon das Verderben zur Folge, ohne daß man noch Weiteres dazu beiträgt.

V. 4. **Und Gott hat ihr Zeugniß gegeben.** Die deutsche Uebersetzung hat ihr, nemlich der Seligkeit, welche verachtet wird, Zeugniß gegeben. Die englische Uebersetzung hat ihnen, nemlich den Heilsboten, Zeugniß gegeben. Der Unterschied ist gering, denn am Ende kommt es auf das Eine hinaus, daß nemlich diese Seligkeit von Gott ist, und die Männer, welche sie verkünden, von Gott gesandt sind. **Zeichen, Wunder und mancherlei Kräfte.** Hier ist die dreifache Natur, oder besser, Zweck des Wunders angegeben: als Zeichen geben sie Zeugniß; Johannes braucht das Wort mehr als die anderen Schreiber. Als Wunder erwecken sie Nachdenken und Ehrfurcht beim Volk. Als Kräfte offenbaren sie die höhere, die göttliche Kroft, welche dabei in Wirkung kommt. **Mit Austheilung des heiligen Geistes.** Nach dem Englischen: Gaben des heiligen Geistes. Also übertrifft das Evangelium das Gesetz. Hier Wunder, dort der heilige Geist. Die Wunder bestätigen, daß die Personen, welche Wunder wirken, von Gott gesandt sind; aber unter dem Evangelium kommt der heilige Geist auf Alle, welche gläubig werden.

Lehre und Anwendung. — Die von Gott gegründete Erlösung ist eine über alle Maßen wichtige Sache. Sie kommt von Gott selbst.

Sie ist groß schon in den Vorbereitungen, welche darauf hin gemacht wurden. Viertausend Jahre hat Gott sich auf mancherlei Weise und zu verschiedenen Zeiten geoffenbart, und hat es verkünden lassen durch Propheten und Väter.

Es ist eine Seligkeit, welche von Sünden reinigt, mit Gott versöhnt und den Opfertod Christi zum Fundament ihres Bestandes hat.

Es ist eine unaussprechliche Seligkeit, weil sie den heiligen Geist mittheilt Allen, die daran glauben.

Illustrationen. — Es ist gefährlich, auch nur ein Fünklein Feuer zu mißachten, denn ein einziger Windzug ist im Stande das Feuer anzufachen, und wer kann den Schaden ermessen, den es anrichtet!

Ein Reiter, welcher viel Geld bei sich trug, hielt an einem Gasthof an; man sagte ihm, es sei ein Hufeisen los an seinem Pferd, aber er mißachtete es, und meinte, bis zur Stadt werde es schon noch halten, aber es hielt nicht; das Pferd wurde lahm. Im Walde überfielen ihn Räuber, und weil sein Pferd nicht springen konnte, war kein Entrinnen möglich; der Mann verlor sein Geld und war froh, noch mit dem Leben davon zu kommen. Wie werden wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit mißachten?

Wandtafelerklärung.—Das Bild stellt uns vor, daß Gott sich in Christo der Welt geoffenbart und gnädig erzeigt hat. Daß eine ewige Erlösung gegründet und ein völliges Heil bereitet ist in ihm, der sich für uns in den Tod begeben hat. Diese einzige Seligkeit ist allen Menschen angeboten als ein Gnadengeschenk. Also ist unsere Erlösung von Gott und nicht von Menschen angeboten als ein Gnadengeschenk. Also ist unsere Erlösung von Gott und nicht von Menschen. Wie aber, wenn ein Mensch diese ihm angebotene Seligkeit verachtet? Gibt es einen andern Weg zu entrinnen? Das ist der Hauptzweck dieser Lection, den Menschen zu zeigen, daß kein anderer Weg ist, um selig zu werden, als der, welchen uns die Schrift anbietet. Hat Christus uns durch seinen Tod, Leben und Seligkeit erworben, dann wehe uns, so wir eine solche Seligkeit verachten. „Es ist in keinem Andern Heil, kein anderer Nam' ist uns gegeben."

Das Priesterthum Christi.

11. Lection: Ebr. 9, 1–12. — Sonntag den 14. Juni 1885.

1. Es hatte zwar auch das erste seine Rechte des Gottesdienstes und äußerliche Heiligkeit.

2. Denn es war da aufgerichtet das Vordertheil der Hütte, darinnen war der Leuchter, und der Tisch, und die Schaubrode; und diese heißt das Heilige.

3. Hinter dem andern Vorhang aber war die Hütte, die da heißt das Allerheiligste;

4. Die hatte das goldene Räuchfaß und die Lade des Testaments, allenthalben mit Gold überzogen, in welcher war die goldene Gelte, die das Himmelbrod hatte, und die Ruthe Aaron's, die gegrünet hatte, und die Tafeln des Testaments.

5. Oben darüber aber waren die Cherubim der Herrlichkeit, die überschatteten den Gnadenstuhl; von welchen jetzt nicht zu sagen ist insonderheit.

6. Da nun solches also zugerichtet war, gingen die Priester allezeit in die vorderste Hütte, und richteten aus den Gottesdienst.

7. In die andere aber ging nur einmal im Jahr allein der Hohepriester, nicht ohne Blut, das er opferte für sein selbst und des Volks Unwissenheit.

8. Damit der heilige Geist deutete, daß noch nicht geoffenbaret wäre der Weg zur Heiligkeit, so lange die erste Hütte stände,

9. Welche mußte zu derselbigen Zeit ein Vorbild sein, in welcher Gaben und Opfer geopfert wurden, und konnten

nicht vollkommen machen nach dem Gewissen den, der da Gottesdienst thut;

10. Allein mit Speise und Trank, und mancherlei Taufen, und äußerlicher Heiligkeit, die bis auf die Zeit der Besserung sind aufgelegt.

11. Christus aber ist gekommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die nicht also gebauet ist;

12. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden.

Haupttext: Daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar, und bittet für sie. — Ebr. 7, 25.

Geschichtliches. — Das ganze Ceremonienwesen des alten Testamentes hatte in sich selbst keinen rettenden Werth für Israel, sondern war nur in soweit werthvoll, als es ein Vorbild auf den Messias war; daher war auch kein einziger Brauch, keine einzige Ceremonie, welche nicht in Christo ihre Erfüllung fand, und dadurch aufgehoben und entwerthet wurde, denn das ist doch einmal feste Thatsache: so werthvoll eine Lampe auch ist in dunkler Nacht, sobald die Sonne aufgeht, ist der Dienst der Lampe dahin, denn man hat ein besseres Licht gefunden.

Im vorhergehenden Capitel hat der Schreiber von Christo gehandelt, wie er im oberen Heiligthum sitzet, und dort unter einem neuen Bunde als Priester seines Volkes Fürbitte einlegt. Die heutige Lection zeigt uns, wie der neue Bund den Zugang zu Gott eröffnet und ermöglicht, welcher im alten Bund blos bildlich angedeutet ist. Was im alten Bund mancher Ebräer nicht klar einsehen, und nicht verstehen konnte, indem die Bilder nur wie ein dunkles Glas waren, das ist in Christo Jesu herrlich geoffenbart und klar gemacht.

Ganz ohne Ceremonien ist kein Gottesdienst möglich, wenn aber diese Ceremonien die Hauptsache verdecken, so daß man das Wichtigste über dem Schein verliert, dann werden solche Ceremonien geradezu schädlich und gefährlich. Beim Studium dieser Lection sollte man besonders den Bildern des alten Bundes Aufmerksamkeit schenken und zeigen, daß dieselben in Christo ihre Erfüllung gefunden haben.

Texterklärungen. — Vers 1. **Es hatte zwar auch das erste seine Rechte.** Dieses meint: auch das erste Testament hatte seine Ceremonien, Ordinanzen; oder aber sein Heiligthum, welches vielleicht den ganzen Sinn gibt, dieses begreift dann alle Einsetzungen in sich, und darum handelt es sich hier. **Und äußerliche Heiligkeit.** Einige Uebersetzungen geben dieses „äußerliche" mit weltliche; so auch die englische: worldly. Luther's Uebersetzung ist besser, denn sie verhindert fast selbst jedes Mißverständniß, indem es sich um den Gegensatz zu himmlisch handelt. Auch der alte Gottesdienst bestand aus dem inneren Bild, der Deutung; und den äußeren Ceremonien.

V. 2. **Denn es war da aufgerichtet.** Man redet oft von der Stiftshütte als von einem Ganzen, ohne in Beachtung zu ziehen, daß ein Unterschied zwischen dem Heiligthum und dem Allerheiligsten ist. Die Stiftshütte war das Symbol der Gottesverehrung und Gemeinschaft mit Gott bei den Juden, und die Abtheilung der Stiftshütte ist von großer Bedeutung gewesen. Das Allerheiligste bedeutete: Gott kommt zu den Menschen; das Heiligthum aber bedeutete: Die Menschen nahen sich zu Gott. Ueber die Einrichtung vergleiche man 2. Mose 25, 31–39; 37, 17–24. Der Leuchter mag nach unserem Geld $26,000 gekostet haben. Der Tisch und die Schaubrode werden 2. Mose 25, 23–29 beschrieben. dieser Tisch und die Schaubrode fehlten im zweiten Tempel. Dieselben sollen ein Bild von Christi göttlicher Natur gewesen sein, indem er das Brod des Lebens genannt wird. Näheres findet man in „Jüdischen Alterthümern," „Biblischen Wörterbüchern" u. drgl.

V. 3. **Hinter dem andern Vorhang aber.** Der erste Vorhang war am Eingang des Heiligthums, welches die Priester täglich betraten, ihren Dienst zu verrichten. Der Andere hingegen trennte das Allerheiligste vom Heiligthum. Das Allerheiligste hatte kein Fenster und kein Licht von Außen, denn die Herrlichkeit Gottes, „Schechina," erleuchtete es. Das Allerheiligste bedeutete die Wohnung Gottes auf Erden, unter seinem Volke. Buchstäblich, ein Bild des Himmels, und deutete den Juden an, daß eine Heiligkeit bestehe, welche alles, was sie sehen und begreifen können, übersteigt. Das ganze ist ein Bild des Weges zur Heiligkeit und zum Himmel.

V. 4. **Räuchfaß und die Lade des Testaments.** Ob man Räuchfaß oder Rauchaltar zu verstehen hat, ist bestritten, denn das griechische Wort dafür bedeutet irgend etwas, worin oder worauf geräuchert wird. Diese Stelle ist schwer zu verstehen, denn der Rauchaltar war nicht im Allerheiligsten, sondern gehörte blos dazu (1. Kön. 6, 22). Vielleicht kann man es auch auffassen, daß selbst diese Stelle nicht verstanden sein weil, als sei der Altar inwendig gewesen; dann muß aber angenommen werden, daß das Räuchfaß, welches der Priester in der Hand trug, wenn er ins Allerheiligste ging, zum Allerheiligsten gehörte (3. Mose 16, 12). Die Lade des Testaments war natürlich die Bundeslade. Sie wird Bundeslade genannt, weil sie den Bund, d. i. die Tafeln des Bundes enthielt. Näheres darüber findet man 2. Mose 25, 11; 2. Mose 40, 21; 2. Chron. 5, 7. Was aus dieser Lade geworden ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden; daß sie nicht im zweiten Tempel gestanden hat, wird allgemein zugegeben. Einige meinen, Nebucadnezar habe sie nach Babel geführt (2. Chron. 36, 10); Andere wollen behaupten, der Prophet Jeremias habe sie in einer Höhle des Berges Nebo versteckt; die Meisten sind jedoch der Meinung, König Josia habe sie in einem der vielen unterirdischen Gewölbe, welche Salomo bauen ließ, verborgen. Die jüdischen Schriftsteller reden meistens auf diese Weise. **Goldene Gelte,** das ist das Gefäß, in welchem das Manna aufbewahrt wurde, zum Gedächtniß der göttlichen Fürsorge und Macht. **Die Ruthe Aaron's.** Das ist der Stab, welcher einst blühete, grünte, oder Knospen trieb (4. Mose 17, 8). Auch dieser war ein Bild der Allmacht und Fürsorge. **Die Tafeln,** die Gesetzestafeln. Aus 1. Kön. 8, 9 zu schließen, war einfach gar nichts in der Lade, als diese zwei Tafeln; zeigt also an, daß die Lade wieder in ihren ursprünglichen Stand gebracht worden war zu David's Zeit; d. h. es wurde alles daraus entfernt, was von Anfang nicht darin war. Es wird angenommen, daß das geschriebene Gesetz, welches Moses verfaßte, mit verstanden ist, wenn es heißt, das Zeugniß des Bundes, und wäre also auch in der Lade gewesen.

V. 5. **Die Cherubim der Herrlichkeit.** Diese Cherubim der Herrlichkeit werden also genannt, weil zwischen ihnen die Herrlichkeit Jehova's glänzend hervorleuchtete. Ueber den Sinn des Wortes Cherub, oder Cherubim, ersteres Singular, letzteres Plural, läßt sich nichts bestimmen; ich verweise den Leser lieber auf 2. Mose 25, 18–20. Waren nicht auch ähnliche Gestalten vor des Paradieses Pforte? (1. Mose 3, 24). Was immer man aber über diese Cherubim auch sagen mag, außer 2. Mose 25, 18–20, ist reine Muthmaßung; es sei denn, man wolle annehmen, Hes. 10 habe auch auf die gleichen

Gestalten Anwendung; man lese dort. Der Schreiber will sich auch nicht auf Einzelheiten einlassen.

V. 6. **Da nun solches alles zugerichtet war,** d. h. da Alles vollendet war, fing der regelmäßige Gottesdienst an, nach bestimmter Ordnung. — Weil Paulus schon vor der Zerstörung des Tempels gestorben war, dieser Vers aber bezüglich des Opfercultus in der vergangenen Zeit geschrieben ist, wird behauptet, Paulus sei nicht der Schreiber, denn er hätte doch sicherlich in der gegenwärtigen Zeit schreiben müssen, indem ja der jüdische Cultus noch gepflegt wurde zu seiner Zeit.

V. 7. **Der Hohepriester, nicht ohne Blut.** Dieser Vers gründet sich auf 3. Mose 16, 12–17; man vergleiche. Immer mußte er mit Blut kommen, d. h. mit dem Blut der Versöhnung, für sich und für das Volk.

V. 8. **Damit der heilige Geist deutet.** Dieses zeigt, daß der heilige Geist auch im alttestamentlichen Gottesdienste war. Die Heiligen des alten Bundes waren daher nicht ohne Erkenntniß von der geistlichen Bedeutung der Ceremonien und Einrichtungen. Auch lernt man aus des Schreibers Weise, daß die Lehre vom heiligen Geist zu seiner Zeit keine neue Lehre war. **Daß noch nicht geoffenbart wäre,** d. h. der Weg zum Allerheiligsten Gottes, das wahre Heiligthum, welches Christus eröffnete, und von welchem das Allerheiligste des alten Bundes nur eine bildliche Darstellung war. **So lange die erste Hütte stände.** Hat jedenfalls Bezug auf den jüdischen Gottesdienst im Allgemeinen, welches auch das darauf Folgende bestätigt.

V. 9. **Zu derselbigen Zeit ein Vorbild.** Das Ganze war nur ein Schatten von Dem, welches der Schreiber hier als das Wahre vorstellt, und auch der zehnte Vers spricht noch von diesen Schattenbildern, nemlich den Opfern, welche am Ende doch mehr den äußeren, als den inneren Menschen berühren.

V. 11 u. 12. **Christus aber ist gekommen.** Als der zum Hohenpriesteramt bestimmte und sich zu diesem Ende selbst darstellende Mittler, der da hat sagen können: Siehe, ich komme, im Buche ist von mir geschrieben, deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne (Ps. 40, 8. 9). Ein solcher Hoherpriester muß auch eine vollkommene Hütte haben, ein besseres Opfer bringen, und daher eine bessere Vermittlung zu Stande bringen.

V. 12. **Nicht durch der Böcke oder Kälber Blut.** Christus ging mit seinem eigenen Blut ins Allerheiligste ein, und brachte eine Erlösung zu Stande, welche ewig gilt im Himmel. Dieses Opfer macht aber den Gottesdienst nicht überflüssig, sondern es gibt demselben erst Weihe und Kraft, und macht ihn also Gott angenehm. **Eine ewige Erlösung.** Erlösung von dem Unvermögen, welches auf uns lastete, von Sünde, Satan, Gesetz und Tod. Christi Blut ist das Lösegeld. Diese Erlösung wird ewig genannt, weil sie 1. sich auf die Heiligen aller Zeiten erstreckt; 2. weil sie ewiges Leben und Seligkeit in sich faßt; 3. weil sie von Ewigkeit im Rathe Gottes gestiftet war.

Lehre und Anwendung.—Ceremonien sind nützlich, sogar nothwendig beim Gottesdienst; sie dienen uns, um das Geistliche zu versinnbildlichen, aber es ist gefährlich, wenn man der Ceremonien und Symbolen zu viel hat, denn es ist Gefahr, man möchte das Wahre verdecken.

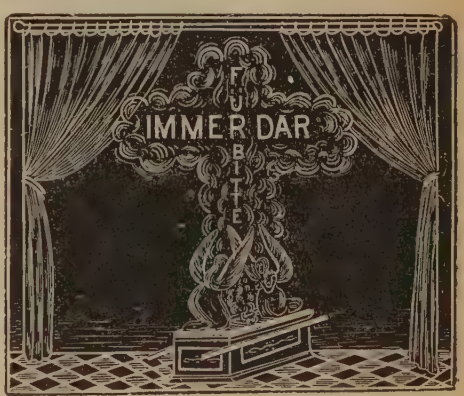
Obwohl eine äußere Form nicht zu verwerfen ist, so muß man doch beständig behutsam sein, sich nicht an der Form zu halten, denn gar leicht verliert man über der Nebensache die Hauptsache.

Indem man das Alte Testament genau studirt, lernt man das Neue kennen, denn das Alte ist der Schatten, das Neue ist das Wesen.

Jesus Christus, unser Hoherpriester, opferte auch, aber er opferte ein Opfer, das ewig gilt im Himmel, denn er kam nicht mit fremdem Blute zum Altar.

Die Opfer des alten Bundes waren nicht bestimmt, zu bleiben, denn sie waren blos ein Vorbild von dem einzigen, ewig geltenden Opfer auf Golgatha.

Illustration.—Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde von den Rebellen ein Plan gelegt ein ganzes Lager Unionssoldaten in die Luft zu sprengen. Ein Spion entdeckte den Plan und fand auch den Zündfaden, welcher das Feuer ans Pulver leiten sollte, doch leider erreichte ihn plötzlich eine feindliche Kugel und streckte ihn nieder. Mühsam, auf Händen und Füßen, kroch er nach dem Zündfaden hin, und mit seinem Herzblut netzte er den Faden, so daß das Feuer auslöschte. Es war ein großes Opfer, aber das Blut des Einen hat Tausende gerettet. Jesu Blut rettet die Welt, wenn die Welt sich retten lassen will.



Wandtafelerklärung. — Das Priesterthum und der ganze Religionscultus des alten Bundes war nur bildlich, denn darin wird uns gezeigt, was das Wahre, das Wesen sei. Für die Israeliten war dieses ein großes Bedürfniß, denn sie konnten das Zukünftige nicht fassen. Uns aber zeigt es, wie hoch das Wahre über dem Vorbild erhaben ist. Wir haben auch einen Gnadenstuhl und einen Hohenpriester; aber einen besseren, als die Israeliten hatten. Die Schatten sind gewichen, und das wahre Licht verbreitet einen hellen Schein. Ebräer 7, 25; welches als Haupttext zur heutigen Lection steht, gibt uns eine Einsicht in das Werk und Verdienst Jesu Christi. Daher haben wir nun auch Freudigkeit, hinzuzunahen zum Gnadenthron, denn dort ist Gnade um Gnade für Alle, die durch Christum zu Gott kommen.

Christliches Wachsthum.

12. Lection: 2. Petri 1, 1–11. — Sonntag den 21. Juni 1885.

1. Simon Petrus, ein Knecht und Apostel Jesu Christi, denen, die mit uns eben denselbigen theuren Glauben überkommen haben in der Gerechtigkeit, die unser Gott gibt, und der Heiland Jesus Christus.

2. Gott gebe euch viel Gnade und Frieden durch die Erkenntniß Gottes, und Jesu Christi, unsers Herrn.

3. Nachdem allerlei seiner göttlichen Kraft (was zum Leben und göttlichen Wandel dienet) uns geschenket ist durch die Erkenntniß deß, der uns berufen hat durch seine Herrlichkeit und Tugend;

4. Durch welche uns die theuren und allergrößesten Verheißungen geschenket sind, nemlich, daß ihr durch dasselbige theilhaftig werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt:

5. So wendet allen euren Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit,

6. Und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit,

7. Und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe.

8. Denn wo solches reichlich bei euch ist, wird es euch nicht faul noch unfruchtbar sein lassen, in der Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi.

9. Welcher aber solches nicht hat, der ist blind, und tappet mit der Hand, und vergißt der Reinigung seiner vorigen Sünden.

10. Darum, lieben Brüder, thut desto mehr Fleiß, euren Beruf und Erwählung vest zu machen. Denn wo ihr solches thut, werdet ihr nicht straucheln.

11. Und also wird euch reichlich dargereichet werden der Eingang zu dem ewigen Reich unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Haupttext: Wachset aber in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. 2. Petri 3, 18.

Geschichtliches. — Die zweite Epistel Petri ist seine Abschiedsrede, wahrscheinlich kurz vor seinem Märtyrertode geschrieben. Diese Epistel war ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben; aber es herrschen bezüglich derselben verschiedene Ansichten vor, und wir können uns an dieser Stelle nicht aufs Einzelne einlassen; aber die christliche Kirche hat diese Epistel als authentisch anerkannt, und wir haben keine Ursache, dieselbe zu bezweifeln. Wo sie geschrieben wurde, ist ebenfalls schwer zu entscheiden: Einige nehmen an er habe sie zu Rom geschrieben, aber es liegen keine Beweise vor, daß Petrus je in Rom war. Andere behaupten, er habe sie während seiner Gefangenschaft zu Babylon geschrieben, und zwar früh im Jahr A. D. 68, d. h. kurz vor seiner Hinrichtung.

Man hat überhaupt sehr wenig Nachricht über Petri Verbleiben nach dem Pfingstfest; das letztemal, daß die Apostelgeschichte seiner erwähnt, ist im 15. Capitel, wo er seine Vertheidigungsrede vor dem hohen Rath hielt. Von da ging er scheint's nach Antiochien, wo ihm Paulus wegen Inkonsequenz widerstand. Von jetzt an weiß Niemand etwas Bestimmtes über sein Verbleiben zu sagen, mit Ausnahme des Schlusses seiner ersten Epistel, nach welcher man schließen kann, daß er zu der Zeit der Abfassung in Babylon war. Man nimmt an (hat aber keinen Beweis) daß er A. D. 68 zu Rom gekreuzigt worden ist, und zwar auf sein anhaltendes Bitten mit dem Kopf nach unten. Dieses ist eine römische Legende, welcher ich wenig Glauben beimesse.

Texterklärungen.—V. 1 u. 2. **Petrus, ein Apostel** u. s. w. Die ersten beiden Verse enthalten des Apostels Gruß, Amt und Segen. Dann zeigen sie auch an, für wen die Epistel geschrieben wurde, nemlich: **denen, die mit uns erben denselbigen theuren Glauben** u. s. f. Er schrieb also an alle Gläubigen, welche den nemlichen Glauben an Christum bekenneten. **Gott gebe euch viel Gnade.** Unter Gnade verstehen wir hier Segnungen nach Leib und Seele. Der Apostel wünscht ihnen, daß Gott sein Wohlgefallen kund thun möchte, indem er ihnen allerlei Segnungen beschert. **Frieden.** Dieser Frieden umfaßt hier alles was das Wort überhaupt bedeutet: innerer Friede, Gottesfriede, Menschenfriede. **Durch die Erkenntniß Gottes.** Vielleicht besser lautend in der Erk. u. s. w., wie es einige Schreiber auch geben. Es ist Wachsthum in der Gnade, im Frieden, und in der Erkenntniß Gottes; doch kann man auch wieder sagen: alles Wachsthum kommt durch die Erkenntniß Gottes.

V. 3. **Allerlei seiner göttlichen Kraft.** Indem, oder nachdem. Gott hat alles Nöthige mitgetheilt, was wir haben müssen, wie Luther auch in Klammern beifügt, was uns zum Leben und göttlichen Wandel dienet. 1. Jedes Motiv: Liebe, Hoffnungen, Furcht und Pflicht; 2. Vergebung vergangener Sünden; 3. Licht und Erkenntniß; 4. Den Einfluß des heiligen Geistes. Was wir bedürfen, gibt die Erkenntniß Gottes, das Evangelium. Leben und Seligkeit sind in Christo Jesu; dessen Erkenntniß und alle Dinge zu Theil werden. **Der uns berufen hat.** Zu seiner Herrlichkeit und Tugend.

V. 4. **Durch welche uns.** Man kann auch sagen in welchen, um welcher willen, oder, insofern als, und erklärt dann die Dinge, welche uns zum Leben und zur Seligkeit geschenkt sind in Christo Jesu. **Verheißung.** Wir haben gar unschätzbare Verheißungen bekommen, dadurch, daß wir mit Christo bekannt worden sind. Die Lesart, wie der Text sie gibt, durch welche, so bedeutet das, daß durch die zwei genannten Dinge die Ausgießung des heiligen Geistes über uns, als des Unterpfandes davon, uns die größten Verheißungen geschenkt sind, durch welche wir **theilhaftig werden der göttlichen Natur.** Dieses erfordert natürlich eine Erneuerung des Geistes, des Gemüthes, der Erkenntniß und des Wesens; also wird uns Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben; in ihm erlangen wir die größten aller Verheißungen: Vergebung, Kindschaft, Friede, ewiges Leben und Theilnahme göttlicher Natur. Alles, was Gott zum Wohlstand seiner Kinder beitragen kann, erhalten wir durch die Erkenntniß Jesu Christi. **Fliehet die vergängliche Lust** u. s. w. Dieses ist die Bedingung, welche erfüllt werden muß. Kein Mensch kann die großen Verheißungen theilhaftig werden, es sei denn, er fliehe das Böse; denn nur so kann der Mensch der unglückseligen Neigung des fleischlichen Herzens wehren, wenn er jede Gefahr fliehet.

V. 5. **So wendet allen euren Fleiß an.** Der vorhergehende Theil ist Trost, nun kommt die Ermahnung, erst hat er gesagt, was Gott für uns gethan, jetzt sagt er was wir für Gott thun sollen. **Und reichet dar.** Nach einigen Uebersetzungen heißt es „füget nun hinzu", so auch im Englischen: dann entsteht der Sinn: Gott

hat euch den Glauben gegeben, nun füget ihr Tugend bei. Der Glaube ist die Grundfeste des christlichen Wesens, aber darauf muß nun die Tugend gebauet werden. Unter dem Wort Tugend haben wir wohl ein rechtschaffenes, sittliches Verhalten zu verstehen; das Wort kommt im Neuen Testament nur fünf Mal vor, und hat gewöhnlich diesen Sinn. **Bescheidenheit.** Dieses Wort finde ich in allen anderen Uebersetzungen als Erkenntniß gegeben, nemlich die Erkenntniß, worauf Glaube und Tugend sich gründen können; aber noch mehr als das, es ist jene Erkenntniß, welche die Wichtigkeit und den Werth christlicher Grundsätze und Pflichten erkennt.

V. 6. **Mäßigkeit.** Diese Mäßigkeit bedeutet in dieser Verbindung Charakterstärke, um nicht aufgeblasen oder einbilderisch zu werden. Mäßigkeit ist jene Tugend, kraft welcher ein Mensch alle seine Leidenschaften bezähmen und in Schranken halten kann, denn es ist große Gefahr, daß dem Menschen sein Wohlstand ihm zum Fallstrick wird. **Geduld.** Dieses Wort in seiner Verbinduug bedeutet eine sanfte, langmüthige Gemüthsstimmung, welche sich in die Unfälle des Lebens zu schicken weiß, ohne zu murren; es ist deßhalb die Geduld eine Charakterfestigkeit welche sich in keinerlei Heimsuchung hinreißen läßt, sich zu versündigen. Mäßigkeit und Geduld gehören zusammen, um den Lebenspfad erfolgreich zu wandern. **Gottseligkeit.** Diese bezieht sich ganz unmittelbar auf unser Leben, Gott gegenüber, denn gottselig meint nichts anders als selig in Gott; diese Tugend folgt aber den vorhergenannten so natürlich als Sonnenschein dem Regen; man dienet Gott und ist selig.

V. 7. **Brüderliche Liebe.** Das ist eine herzliche Zuneigung zu allen Christen, als zu unseren Brüdern und Schwestern, nicht blos auf Grund der ewigen Vaterschaft Gottes, sondern auf Grund der Bruderschaft unseres göttlichen Erlösers. Diese brüderliche Liebe faßt eine willige Theilnahme am Elend und den Heimsuchungen des Nächsten in sich, denn gerade da ist das Feld ihrer Nützlichkeit und Arbeit. **Gemeine Liebe.** Das ist eine Liebe, die nicht blos die Brüder, sondern alle Menschen liebt, ohne zu fragen, zu welcher Kirche sie gehören. Diese Liebe geht sogar an keinem Feind vorbei, denn sie thut wohl denen, die uns hassen und verfolgen. Liebe ist die Krone aller Tugenden, so wie der Glaube das Fundament ist.

V. 8. **Wo solches reichlich bei euch ist.** Wo man diese Tugenden besitzt, kann man nicht unfruchtbar bleiben; d. h. man wird stets wachsam sein, um bei jeder Gelegenheit Gottes Ehre und des Menschen Wohl zu fördern, denn Fruchtbarkeit bedeutet ja Nutzen für Andere. **In der Erkenntniß Jesu Christi.** Wer Jesum Christum kennt, der wird nicht müßig bleiben, sondern an guten Werken reich werden. Das Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum ist ja gegeben worden, um zu zeigen, was aus unfruchtbaren Sündern werden soll.

V. 9. **Der ist blind, und tappet mit der Hand.** Wo diese Dinge, die oben aufgezählt sind, nicht vorherrschen, da ist Gefahr, denn man ist nicht im Licht, und mangelt noch der Erkenntniß des Heils; er sucht seinen Weg mit der Hand, wie das ein Blinder thut. **Vergißt der Reinigung,** d. h. er hat seine früheren Verpflichtungen, Gnadengaben und erlangte Vergebung vergessen. Also Dankbarkeit sollte den Gläubigen schon anreizen zum treuen Gottesdienst.

V. 10. **Euren Beruf und Erwählung.** Weil ihr zu diesem berufen seid, liebe Brüder, darum befleißiget euch, diesen Beruf fest zu machen. Da die Reinigung von Sünden einen Menschen nichts nützen kann, wenn er nicht in einem heiligen Leben beharret. Unser Leben ist eine Laufbahn, und hier ist die Regel, welche uns vor Straucheln bewahren kann.

V. 11. **Euch reichlich dargereichet werden.** Ein überflüssiges Maß der Gnade und Kraft, um euch durch alle Lagen und Prüfungen des Lebens zu helfen; aber auch den Eingang **zu dem ewigen Reich;** welches das herrliche Ende der Gerechten vorstellen soll. Nun fasse den fünften Vers so: „füget ihr hinzu"; dann kommt im elften Vers Gott und füget hinzu. Eins folgt auf das Andere, bis man sagen muß: denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Lehre und Anwendung.—Unser Glaube welcher die Welt überwindet, ist eine Gnadengabe Gottes, Allen, die sie annehmen wollen, frei angeboten.

Die lebendige Religion Jesu Christi, ist eine fruchtbare Pflanze, welche ihre Früchte bringt zu seiner Zeit, und nie unfruchtbar bleiben kann, ohne zu ersterben.

Liebe ist die Essenz, das Kernwesen der Religion; sie ist das Thermometer der Seele, womit wir den Wärmegrad im Herzen zu messen vermögen.

Es ist unsere höchste Pflicht, allen Fleiß anzuthun im Glauben zu arbeiten und darzureichen, hinzuzuthun, zu offenbaren alle Tugenden, womit die christliche Religion uns ausstatten will.

Es sind zwei Wege, auf welchen man suchen kann, Gott gleich zu sein? 1. Satan's Weg (1. Mos. 3, 5); Menschen sind beständig an der Arbeit es auf diese Weise zu erreichen, aber sie werden es verfehlen; dann 2. Gottes Weg, wie der Apostel in dieser Lection ihn niederlegt. Dieses ist der einzige wahre Weg.

Wandtafelerklärung.—Das Wachsthum des Christen in diesem Leben wird uns oft als eine Reise aufwärts beschrieben; es wird auch mit dem Wachsthum einer Pflanze verglichen. Beides zeigt und führt nach oben. Dieses Wachsthum wird uns auf der Wandtafel als ein Pfad geschildert, welcher von Berg zu Berg höher führt, und dessen Ziel die höchste Spitze, die allgemeine, auch völlige Liebe ist. Dort führt es hin; dort ruht die Seele, aber eher nicht. Um jene Spitze zu erreichen, ist kein Treiben nöthig; im Glauben reicht man dar, oder thut hinzu jede christliche Tugend, und so wird es zum natürlichen Ziel und Streben jedes wahren Christen. Stufe für Stufe, Höhe nach Höhe geht die Reise, bis das Ziel, als Endpunkt des Strebens erklommen ist.

Wiederholung des zweiten Quartals.

Chronologische Tabelle der Apostolischen Geschichte.

	Maclear.	C. und Howson.	Lewin.	Smith.
	A. D.	A. D.	A. D.	A. D.
Christi Himmelfahrt und Ausgießung des heil. Geistes	30		33	30
Der Lahme vor dem Tempelthor. Petrus vor dem hohen Rath	30			30
Der Tod Ananias' und Sapphira	30–34			31
Erwählung der sieben Almosenpfleger	34–36			34
Der Märtyrertod des Stephanus	36	36	36–37	36–37
Philippus zu Samaria. Der Kämmerer aus Mohrenland	36			38
Saul's Bekehrung. Paulus in Arabien	37	37	37	37
Pauli erste Reise nach Jerusalem und nach Tarsen	40	39	39	39
Petri Wirksamkeit. Die Bekehrung des Cornelius	40	40	40	40
Barnabas geht nach Antiochien und bringt Saul von Tarsen mit	42	44	44	42–43
Der Tod Jakobi. Petrus im Gefängniß. Der Tod des Herodes	44	44	43	44
Befreiung Petri. Theurung. Barnabas und Paulus zu Jerusalem; zweiter Besuch	44	44–45	44	44–45
Rückkehr und Wirkung der Apostel zu Antiochien	45–46	44–45	44	44–45
Pauli Reise mit Barnabas	48–49	48–49	45–46	45–46
Berathung mit Paulus und Barnabas — Jerusalem	50	50	48	48
Pauli zweite Missionsreise. Silas und Timotheus	51	51	49	49
Paulus zu Corinth (18. Monate). Episteln an die Thessalonicher	52–53	52	52	52–53
Paulus zu Jerusalem (vierter Besuch)	54	54	53	53–54
Pauli dritte Missionsreise	54–55	54	53	54
Paulus zu Ephesus, drei Jahre. Episteln an die Galater und Corinther *)	55–57	55–57	54–57	55–57
Paulus zu Corinth, drei Monate. Epistel an die Römer	57–58	57–58	57–58	57–58
Paulus zu Philippi. Osterfest zu Jerusalem. Pfingstfest	58	58	58	58
Pauli Gefängnißhaft, wird vor Felix gebracht. Zu Jerusalem und Cäsarea	59	58	58	58
Paulus im Gefängniß zu Cäsarea	59–60	58–60	58–60	58–60
Pauli Schifffahrt nach Rom. Schiffbruch. Ueber Winter in Malta	60	60	60	60
Pauli Ankunft in Rom	61	61	61	61
Pauli Gefangenschaft in Rom und Befreiung. Episteln an die Colosser, Epheser und Philipper, und an Philemon	61–53	63	61–63	61–63
Paulus reist nach Jerusalem und Ephesus (Lewin), oder Macedonien und Asien (C. u. Howson). Epistel an die Ebräer †)				
Muthmaßliche Reise nach Spanien (?). Epistel an Titus, und erste Epistel an Timotheus	64–66	66–67		
Paulus überwintert in Nicopolis	67	67–68	64–65	68
Zweite Gefängnißhaft zu Rom. Zweite Epistel an Timotheum	68	68	65	
Märtyrertod Pauli zu Rom	68	68	66	68 oder 69

*) Maclear setzt den Galater-Brief später, und geschrieben von Corinth.

†) Maclear setzt die Abfassung der Epistel an die Ebräer vor seine Freisprechung zu Rom.

Anleitende Gedanken zur Wiederholung.

Schriftabschnitt. — Apstg. 20, 17–36. Der Apostel überschaut seine Wirksamkeit.

Zeit. — Die Lectionen dieses Quartals erstrecken sich über drei Jahre und zwei Monate von dem Leben des Apostels Paulus; nemlich vom 28. Mai A. D. 57, bis August A. D. 60. Das Evangelium wurde seit 30 Jahren gepredigt, vom Pfingstfest an gerechnet.

Territorium. — Um diese Zeit hatte das Evangelium festen Fuß gefaßt im ganzen östlichen römischen Reich. Es ward verkündigt in Theilen von Asien, Europa und Afrika; und in allen bedeutenden Städten waren Gemeinden gegründet.

Personen. — Paulus und seine Mitarbeiter, besonders Lukas, Timotheus, Trophimus, Agabus der Prophet, Philippus der Evangelist und seine Töchter, Jakobus der Apostel, Eutichus der Schläfer, Felix, Claudius, Lysia, Festus und Agrippa.

Missionsreisen. — Paulus hat seine dritte Reise vollendet: 1. Von Antiochien durch Kleinasien und zurück, A. D. 48–50, zwei Jahre. 2. Von Antiochien durch Kleinasien, nach Macedonien und Griechenland, dann zurück über Jerusalem nach Antiochien, A. D. 51–54; nahezu vier Jahre. 3. Von Antiochien durch Kleinasien, drei Jahre zu Ephesus, nach Macedonien und Griechen-

land, dann zurück nach Jerusalem, A. D. 54–58, vier Jahre.

Begebenheiten. — Diese kann man am besten vornehmen von der Karte, welche seine Reise gibt; z. E. Troas, Miletus, Tyrus, Cäsarea und Jerusalem.

Pauli Bekehrung. — Die Geschichte der Bekehrung wird in diesem Quartal zweimal gegeben, und enthält sehr wichtige Punkte zur Lehranknüpfung.

Pauli Charakterzüge.—Besonders wie sich dieselben offenbaren in seinem amtlichen Leben, wie er es vor den Aeltesten zu Ephesus schildert: Ernsthaftigkeit, Treue, Liebe, Hoffnung, Uneigennützigkeit, Menschenfreundlichkeit, und brennendes Verlangen, alle Menschen selig zu wissen.

Lehrpunkte der Lectionen. — 1. Wie sie sich besonders den Schülern einprägten; 2. die Pflichten, welche wir aus denselben ziehen sollen, um auf uns anzuwenden.

Wandtafelerklärung.—Die Bewegung der Planeten um die Sonne als Mittelpunkt, nennt man das Solar-System. Alle Planeten drehen sich um die Sonne, denn diese ist der Ursprung ihres Lichtes und ihrer Wärme. So ist Christus der Mittelpunkt der Heiligen Schrift. Alle Schrift findet ihre Erklärung in ihm, denn die Schrift zeuget von ihm. So haben wir nun auch heute die zwölf Lectionen des verflossenen Quartals als Planeten dargestellt, welche sich um ihre Sonne, Jesus Christus, bewegen. Er erleuchtet sie alle. Christus ist die Lösung aller biblischen Geheimnisse, denn alle deuten auf ihn. Unsere Lectionen sind durch Schlagwörter bezeich-

net, so daß man auf den ersten Blick erkennen kann, was der Inhalt der Lectionen ist. Jeder Lehrer, oder jeder Leiter der Uebersicht hat also das Mittel der Erklärung vor sich zu seiner und der Schüler Aushülfe.

Mit unsern Lesern.

Ein Wort hier über den Kindertag. Wir erwarten, daß nicht eine einzige Sonntagschule es versäumen wird, dieses Jahr an der Feier des Kindertags Theil zu nehmen. Nur wenn wir ihn zu einem Erfolg machen, wird er einen Erfolg werden. Mit dem letztjährigen Resultat waren wir hoch zufrieden. Könnten wir aber dieses Jahr anstatt etwa $7,000, $10,000 aufmachen für Deutschland und Japan, so würde uns das königlich freuen. Laßt uns in der guten Sache zusammenspannen: große und kleine Sonntagschulen, Schulen in den großen Städten wie im Hinterwald, deutsche und englische: alle sollten wie ein Mann an der Feier Theil nehmen. Die Programme sind zur Versendung bereit; sie sollten beides in guter Zeit und auch in hinlänglicher Zahl bestellt werden. Sie kosten den Sonntagschulen nichts. So denn auf zu der fünften jährlichen Feier des Kindertags!

In dieser Nummer geben wir wieder einen hoch interesanten Brief aus der Feder unsers geschätzten Senior Bischofs. Niemand wird versäumen, die Briefe zu lesen. Wir erwarten in Bälde Mittheilungen aus dem heiligen Land, die es allein werth sind, für das Magazin zu unterschreiben. Möge Gott den lieben Reisenden sammt seiner Gattin bald wieder wohlbehalten in unsere Mitte führen!

Dem Gehülfseditor ist ein längstgehegter Wunsch, die Wisconsin Conferenz einmal zu besuchen, ganz unerwartet in Erfüllung gegangen. Auf Ansuchen hat er beim Stiftungsfest des Jünglings-Vereins zu Milwaukee die Festrede gehalten und ist dann zur Conferenz geblieben. Die Wisconsin Conferenz macht einen günstigen Eindruck auf den Beobachter, und man fühlt ganz heimathlich bei den Brüdern. Diese Conferenz steht hoch in ihrer Arbeit für unsere Zeitschriften, wofür ihr der Chef und Gehülfe des S. S. Departements Dank abstatten. Sonderbar kommt es einem vor, daß die große Mehrheit der Brüder Norddeutsche sind; ein Zeichen, daß es ihnen im Nordwesten behagt. Unter den Namen habe ich bemerkt, daß die Conferenz „Viel" verloren hat, und leider auch einen „Finger," so daß sie nur noch einen Finger hat, aber keine Hand; sie hat aber immer noch zwei Nickel und einen Runkel im Vermögen und beschäftigt daher das ganze Jahr zwei Zimmermänner und einen Messerschmidt; vielleicht ist letzterer die Ursache, daß es oft „scharf" hergeht. Der „Kern" der Conferenz ist gesund, welches man schon an seiner Stimme hören kann. Den Brüdern Umbreit und Finger bin ich zum Dank verflichtet, ebenso auch Bruder Thiele und seiner Gattin für angenehme Heimath. Die Zionsgemeinde hat eine lebensfrische Sonntagschule. Hoffentlich kann ich das nächste Mal die andern Sonntagschulen besuchen. Glück auf, ihr Brüder, für die Zukunft!

„B," Penn. 1. Was ist der Lohn der höchsten Beamten der Ver. Staaten-Regierung?

Antw. Der Präsident hat $50,000 jährlich, dann hat er aber noch Zubehör, welches den Gehalt auf etwa $125,000 bringt. Der Vicepräsident und die Cabinets-

mitglieder haben $8,000 jährlich; die Senatoren und Congreßmitglieder haben $5,000 jährlich, nebst Reisekosten von Heim nach Washington und wieder zurück, 20 Cents pro Meile und $125 extra für Zeitungen und Schreibpapier u. s. w. Die Gesandten erster Classe stehen sich besser, indem dieselben von 15,000 bis 20,000 Dollars kährlich beziehen. Den Gehalt anderer Beamten hier anzugeben, würde zu viel Raum vergeuden.

2. Wie kann man als Cadett in die militärische Schule aufgenommen werden?

Antw. Man macht Applikation beim Kriegssekretär zu Washington, oder, was noch besser ist, beim Congreßmitglied vom Distrikt, in dem man wohnt. Dann erhält man Verhältnißmaßregeln zugesandt, wegen Prüfung u. dgl. Der Lohn eines Cadetten ist $540 jährlich. Wer das achtzehnte Lebensjahr überschritten hat, kann nicht aufgenommen werden.

Leser, Mich. Warum brauchen manche deutsche Schreiber so viele lateinische Buchstaben und Wörter, welche die gewöhnlichen Leser nicht verstehen können? Was meint i. e., pro. und con.; Pro-tem; seriatim und hundert andere? Warum schreibt man nicht deutsch?

Antw. Die Fragen stehen dicht beisammen, es scheint der Leser will Jemand etwas am Zeug flicken. Diese lateinischen Buchstaben und Wörter sind meistens Abkürzungen; manche lassen sich schön verdeutschen, andere nicht so schön. Es gibt so viele dieser Abkürzungen, daß wir nur die geben, welche der Leser anführt. Ein Websters Taschenwörterbuch enthält alle, darauf verweisen wir; i. e.—idem est meint: das ist, auf deutsch d. i. oder d. h.; pro meint: für; con meint: gegen; pro-tem steht für pro-tempore, d. h. für die Zeit; wird gebraucht, wenn ein Mann eines andern Stelle einnimmt in dessen Abwesenheit; seriatim meint Satzweise; anon. meint anonymous, d. h. unbekannt; ad infinitum meint und so fort, bis ins Unendliche, wer weiß wie weit. In unsern Blättern kommen diese Dinge selten vor, es kann Niemand gerechte Klage führen; aber die Macht der Gewohnheit ist stark, denn unser kritischer Schreiber hat in seinem Brief von 12 Zeilen acht Fremdwörter gebraucht. Man sollte „konsequent" sein, Bruder.

J. Z., Ont. Was ist Spiritualismus, und was sind seine Grundlagen?

Spiritualismus (Spiritismus) ist der Glaube an die Möglichkeit, mit den Seelen der Verstorbenen in Verkehr zu treten. Dieser Glaube ist sehr alt, und hat bei den Völkern niederer Culturstufe immer einen fetten Boden gefunden, daher die Zauberer, Geisterbanner und Teufelsbeschwörer; den Namen Spiritualisten haben sie erst in diesem Jahrhundert bekommen. Das Geistercitiren hat Schwedenborg schon getrieben. In Deutschland behauptete man, von thierischem Magnetismus beeinflußte Personen spielen die Vermittlerrolle zwischen dem Diesseits und Jenseits. In Amerika nahm die Sache einen großen Aufschwung, als das Tischrücken, Klopfen u. s. w. in Anwendung kam. Das Klopfen (Geisterklopfen) stammt von einem Deutschen her, welcher Voß hieß, sich aber in Amerika, wo er 1848 ankam, Fox nannte. Einen weiteren Fortschritt gewann die Sache, als man einfach sprechende Mediums, das heißt redende Personen, als Vermittler zwischen der Geister- und Körperwelt aufstellte.

Die Manifestationen, d. h. Kundmachung der Geister, wird von den Spiritisten für Möglichkeit gehalten; Andere behaupten es sei lauter Lug und Trug. Es gibt in Amerika vielleicht 8 Millionen Menschen, welche vorgeben, an die Geschichte zu glauben. Was immer die Sache für sich beanspruchen mag, so viel ist sicher: bis heute hat noch keine einzige Erscheinung eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung bestanden. Die Ursache des Aufblühens dieses Glaubens ist vielleicht einer Reaction des platten Materialismus, welcher alles Geistliche verleugnet, zuzuschreiben. Seit 1876 gibt es sogar Krankenhäuser, wo Kranke durch Berathung der Geister geheilt werden sollen. Warum ein Christ sich mit solchen Dingen abgeben sollte, ist schwer einzusehen, denn das ist sicher: die Spiritualisten glauben nicht an die Erlösung durch Christum, und verwerfen die christliche Religion. Wer klug ist, bleibt ferne davon, und sucht sein Heil auf gutem, biblischen Grund zu schaffen. Das Neue Testament enthält alle uns nöthigen Regeln und Anleitungen zur Seligkeit.

S. W., Minn. Im Vierteljahrsheft, in der Lection vom 1. März ist die Frage: „Zur Uebertretung von welchem Gebot wurden somit auch die Hohenpriester versucht?" Auf welches Gebot bezieht sich das?

Jene Frage war für die Kinder bestimmt; es wundert uns, daß Alte daran hängen geblieben. Die Juden sagten zu den Hohenpriestern, wir wollen den Paulus tödten, helft uns; und ihr fragt, welches Gebot das betrifft? Bitte, lest den 14. und 15. Vers jener Lection.

C. S., Iowa. Wo muß man sich hinwenden für Auskunft, um ein Glied des Ev. Unterstützungsvereins zu werden?

Man wende sich an den Sec. Dan. Ewald,
265 Woodland Ave.,
Cleveland, Ohio.

J. A. H., Cal. Wurde den Sklavenhaltern je eine Offerte gemacht von der Ver. Staaten-Regierung, ihnen die Sclaven abzukaufen?

Unser geschätzter Fragesteller meint jedenfalls, ihnen den Verlust für die befreiten Sclaven zu vergüten. Nein, niemals! Es wurden mehrere Male Propositionen zu diesem Behuf besprochen, und wenn wir nicht irren, sogar einmal in einer Botschaft an den Congreß empfohlen, denjenigen Staaten, welche sich nie von der Union trennten, ihren Verlust zu ersetzen; ist aber nie zur Abstimmung gekommen. Von Abkaufen konnte ja gar keine Rede sein, indem dasselbe die Sclaverei nicht beendet haben würde.

C. L. S., Ill. Wie viele vom Volke Israel, die beim Auszug aus Egypten über 20 Jahre alt waren, sind ins

gelobte Land gekommen? Zwei, Josua und Caleb. 4. Mose 14, 22–24; 29–31.

M. Sch., Jowa. Es kommt so oft vor in Heirathsanzeigen, und sogar bei Trauungen von Predigern, daß man die Braut „Fräulein" titulirt anstatt Schwester; ist das christlich? Soll Fräulein etwas Höheres bedeuten als Schwester?

Antw. Das Wort Fräulein nimmt die Stelle von dem englischen Miss ein. Unsere Fragestellerin muß leicht einsehen, daß Schwester kein Standesname ist, d. h. die Braut ist eine Schwester, aber das zeigt nicht an, ob sie ledig, verheirathet, durch Gesetz geschieden, oder Wittwe ist. Miss oder Fräulein zeigt auf einmal, daß die Schwester eine noch unverheirathete Frauensperson war; nicht geschieden noch verwittwet. Da ist also gar nichts Hohes dahinter, sondern ist einfach gerecht für die betreffende Braut; daß aber unsere Prediger gewöhnlich eine Fräulein-Schwester, d. h. eine Schwester freien ist ja selbstverständlich. Wenn die deutsche Sprache ein anderes Wort hätte, gäbe man ein anderes; aber sie hat in diesem Falle nur zwei: Fräulein im Gegensatz von Frau, und Jungfrau im Gegensatz von Madam, dieser letztere Name ist jedoch ein fremder. Schwester aber nennen wir alle weiblichen Mitglieder unserer Kirche und überhaupt alle zur geistlichen Familie Gottes gehörenden Frauenspersonen. Schönen Dank für die aufmunternden Worte bezüglich des Magazins!

A. W. Wir möchten an dieser Stelle erklären, daß der Artikel „Wehe dem, der Aergerniß gibt", im Aprilheft des Magazins (S. S. Dep.) nicht eingesandt, sondern hier aus einer englischen Sonntagschulschrift übersetzt wurde. Daß der Artikel an mehreren Orten „eingeschlagen" hat, und zwar in ganz verschiedenen Richtungen zugleich, ist uns ein Beweis, daß derselbe sehr zeitgemäß war, und würden ihn deßhalb nicht zurückwünschen, wenn wir könnten. Es thut uns leid, daß so viele unserer Lehrer und Mitglieder es nicht ertragen können, wenn man etwas am Hochmuth, der Eitelkeit, oder dem Flatterputz rüttelt, und doch ist gerade dieses ein Zeichen, daß es nothwendig ist.

H. Sch., Wis. Wie ist die Stelle, Hebräer 7, 3, zu verstehen, wo es heißt: „Er hat weder Anfang der Tage, noch Ende des Lebens?"

Antw. Wenn man den Vers aufklären will, ist derselbe gar nicht so geheimnißvoll, wie du meinst; wenn man denselben aber recht mysteriös machen will, kann man es auch thun. Es handelt sich um das Geschlechtsregister Melchisedeks; aber nicht um das bürgerliche, sondern um das priesterliche. Seine Eltern waren ohne Geschlecht, ohne Herkommen in der priesterlichen Linie, und auch in der Linie Abrahams. Melchisedek hatte also keinen Vorgänger und auch keinen Nachfolger im Priesteramt, denn ihn hatte Gott erwählt, außerhalb der priesterlichen Linie. Er war der Einzige dieser Art. Die syrische Uebersetzung lautet, Vers 3: „Dessen Vater und Mutter nicht in den Geschlechtsregistern verzeichnet sind." Das ist auch was der Schreiber der Epistel meint: „Von seinem Geschlechte hat nie Jemand im Tempel gedient, und von den Stämmen und Kindern sind ihm keine zugezählt worden. Seine priesterlichen Tage haben keinen Anfang, noch weiß Jemand, wo sie endigen," Für Ausführlicheres mangelt uns der Raum.

L. O. Jr., D. T. 1. Was bedeuten die Buchstaben R. S. V. P., welche man öfters auf Briefpapier als Motto gedruckt findet?

Antw. Rispondez, S'il Vous Plait, d. h. eine Antwort, wenn gefällig, oder: Antworten sie gefälligst. Weil dieses Motto allgemein bekannt ist, gebraucht man nur die Anfangsbuchstaben.

2. Wie werden die Zahlen nach Nonillions genannt?

Antw. Nonillions ist lateinisch und heißt auf deutsch die neunte Million. Nach der französischen Methode ist es ein Tausend octillions, oder eine Zahl mit 30 Nullen angehängt; nach der englischen Methode wäre es eine Million Octillions, oder eine Zahl mit 54 Nullen angehängt. Auf Nonillions folgen Decillions, Undecillions, Duodecillions, Tredecillions, Quatuordecillions, Quindecillions, Sexdecillions, Septdecillions, Octodecillions, Novendecillions, Vigintillions.

M. A., Ohio. Was versteht man unter Wucher?

Ant. Im Allgemeinen jeder unbillige und übermäßige Gewinn; besonders aber wenn man höhere als gesetzliche Zinsen für ausgeliehenes Geld nimmt. Nach dem deutschen Reichsgesetz ist der ein Wucherer, welcher unter der Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinnes, oder der Unerfahrenheit, Zinsen fordert, die in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen. Luther sagt: „Die Gottesfurcht soll diesfalls allezeit sorgfältig sein, daß sie mehr fürchte, sie nehme zu viel als zu wenig, daß der Geiz nicht neben der Sicherheit des ziemlichen Kaufs einreiße; je weniger auf Hundert je göttlicher und christlicher der Kauf ist." Mäßige, gesetzliche Zinsen verlangen, kann nicht Unrecht sein, denn wer mit seines Freundes Geld Geschäfte thun will, sollte schon aus Dankbarkeit einen Theil des Gewinns abtreten. So wenig als es unrecht ist, Land für Geld zu verpachten, so wenig ist es unrecht, Geld für Geld auszuleihen. Die Landesgesetze bestimmen den Zinsfuß; weniger darf ein Christ schon nehmen, mehr sollte er nicht verlangen. Versicherung durch Bürgschaft oder Hypotheke hat nichts mit Wucher zu thun, und wer Geld borgen will, oder muß, sollte bereit sein, seinen Freund sicher zu stellen. Ueber Wucher vrgl. man: 2. Mos. 22, 25; 3. Mos. 25, 36. 37; 5. Mos. 23. 19. 20; Neh. 5, 7. 10; Hes. 18, 8.

M. E. T. Warum war Johannes der Lieblingsjünger Jesu?

Antw. Wahrscheinlich wegen seiner eigenthümlichen Gemüthsbeschaffenheit, Zartheit und Innigkeit, die eine nähere geistige Verwandtschaft mit Jesu erzeugte. Sonst wüßten wir keinen Grund.

Rundschau.

Eine erstaunliche Nachricht bezüglich des Washington Monuments ist im Umlauf, und dieselbe soll auf die Aussage des Baumeisters, Colonel Casey, gegründet sein. Es wird nemlich behauptet, daß unter dem Fundament nur eine Lage festen Grundes ist und dann Triebsand (Quicksand). Sollte das Gewicht des Monumentes die zwei Fuß Grund auseinanderdrücken, dann müßte das Monument natürlich fallen. Wenn die Sache auf Wahrheit beruht, dann ist es ein schlechtes Zeugniß für den Ingineur Casey und bringt unser Bauwesen in ein demüthigendes Licht vor den Baumeistern der alten Welt. Hoffen wir einstweilen, daß der Bericht auf einem Irrthum beruht. Es ist gut daß Waschingtons Ruhm nicht an diesem Steinhaufen hängt.

Der Kaiser von Oestreich muß einem alten Herkommen gemäß alljährlich zwölf Bettlern die Füße waschen. Auch dieses Jahr hat er am 2. April die Ceremonie vorgenommen. Dieses soll die Demuth des Kaisers bezeugen. Von einem Fußwaschen ist aber keine Rede. Die Füße waren gewaschen ehe man die Bettler brachte. Der Kaiser berührte sie mit einem naßen Schwamm, nicht mit den Fingern; ihm folgte ein Erzherzog mit einem Handbuch und berührte die Füße nochmals. Wenn republikanische Prinzipien Raum gewinnen in den nächsten fünfzig Jahren wie in den verflossenen, dann kommt den gekrönten Häuptern ein wenig Demuth gut zu statten.

Im Jahr 1884 sind im Ganzen 121 Banken gebrochen in den Vereinigten Staaten. 11 waren Nationalbanken; 22 Staatsbanken; 11 Sparbanken; und 77 Privatbanken. Neunzehn der Fallissemente wurden durch unehrliche Beamten herbeigeführt; 25 entstanden durch unglückliche Spekulationen, ohne beabsichtigte Unehrlichkeit; und 67, mehr als die Hälfte, sind Spekulationen einer oder der andern Art zuzuschreiben.

„Keine Besucher am Sonntag," So sagt der Präsident der Vereinigten Staaten. Wenn das Oberhaupt von 57 Millionen Einwohnern in sechs Tagen seine vorliegende Geschäfte fertig machen kann, wie dann mit den kleineren Häuptern? Wir würden dieses Beispiel allen gleichgültigen Beamten, Herren, Damen, und gewöhnlichen Leuten zur Nachahmung empfehlen.

Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta haben zu Zeit 17 direkte Nachkommen: 1 Sohn, 1 Tochter, 9 Enkel und 6 Urenkel; 120 nahe Seitenverwandte, nemlich: 1 Schwester, 15 Neffen und Nichten, 65 Großneffen und Großnichten und 39 Urgroßneffen und Urgroßnichten.

Im Deutschen Reiche gab es um die Mitte des Jahres 1884 15,368 Aerzte, ferner 458 Zahnärzte, 4,637 Apotheken und 2616 Heilanstalten mit ca. 129,000 Betten.

Alles hat seine Zeit. Die Mormonen werden gehen müssen. Sie machten sich Hoffnung, ein demokratischer Präsident werde die Nichteinmischungspolitik handhaben, aber sie sind getäuscht. Präsident Cleveland hat erklärt, daß er alles thun würde, was das Gesetz erlaubt, die Gesetze des Landes in jenem Territorium aufrecht zu erhalten. Aehnlich hat sich der General-Anwalt ausgesprochen, und der Minister des Inneren hat seine Mithülfe zugesagt für die Durchführung der bestehenden Gesetze. Der Zeitgeist ist gegen die Vielweiberei, und die Mormonen mögen einpacken und sich reisefertig machen.

Das Staatsgefängniß von New York zu Sing Sing hat in dem verflossenen Jahr, endend mit dem 31. März, einen Reingewinn von $73,260.32 abgeworfen. Das haben die Sträflinge erarbeitet und die Verwaltung erspart.

Neue Beweise, daß Mexiko einst ein civilisirtes Land war, sind kürzlich aufgefunden worden, und die Gelehrten sind unschlüssig geworden. In Sanora, etwa 60 Meilen südöstlich von Madelina, haben Exploristen in der Mitte eines mächtigen Waldes eine Pyramide entdeckt, welche die Welt in Staunen setzt. Dieselbe deckt einen Raum von 4,350 Fuß im Umfang und ist 750 Fuß hoch; beinahe doppelt die Größe der großen Cheops in Egypten. Ein Fahrweg führt spiralförmig zur Höhe der Pyramide. Sie ist von behauenen Granitquadern aufgeführt. In geringer Entfernung davon befindet sich ein Hügel mit hunderten von ausgehauenen Höhlen, von 5 bis 15 Fuß Breite und 10 bis 15 Fuß Länge, diese haben keine Lichtöffnungen und der Eingang ist von oben. Auch Werkzeuge aller Arten von Stein wurden aufgefunden. Die El Liberal meint, die Bewohner seien Magos, ein Indianerstamm mit blauen Augen und blonden Haaren gewesen, die Frage ist jedoch noch unentschieden.

Falls Church, Va., ist ein Städtchen von 800 Einwohner und zählt acht Kirchen für seine weißen Einwohner und drei für Farbige. Nebst diesen sind im Umfang von drei Meilen noch drei Kirchen und zwei Schulhäuser, in welchen regelmäßig Gottesdienst gehalten wird. Es ist im ganzen Städtchen, und im ganzen Township kein Haus, in welchem starkes Getränk verkauft wird. Dieses ist sicherlich ein seltenes Glück; wie aber diese Leutchen ihre Kirchen unterhalten und ihre Prediger unterstützen ist eine Frage, welche auch der Beantwortung werth wäre.

In der Stadt New York sind mehr als 100,000 Juden; diese haben mehr denn 30 Synagogen in der Stadt, und einige derselben, besonders der Tempel an der fünften Avenue gehören zu den Prachtgebäuden New Yorks. Eine große Anzahl hält ihre Gottesdienste jedoch in gemietheten Hallen.

Canada wird zu einer Großmacht; es tritt in den Geldmarkt ein und will $50,000,000 borgen, welche es bis Juli haben muß.

Hinterstübchen.

Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan. (R.)

Aus dem Reiche des Unerklärlichen.—In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts lebte zu Magdeburg ein alter Offizier, der als Knabe Page und später Adjutant bei Friedrich dem Großen gewesen war. Eine der merkwürdigsten Erinnerungen dieses Offiziers war folgende: Im August 1769 hatte er den König zur Revue nach Breslau begleitet. Da sagt Friedrich eines Morgens zu seinem Adjutanten: „Kann Er Träume deuten?" „Nein, Ew. Majestät." „Nun, so merke er sich den Traum, den ich heute Nacht gehabt habe. Ich sah einen hellen Stern auf die Erde herabkommen. Er umfloß sie mit hell strahlendem Licht, so daß ich vor dem hellstrahlenden Licht nicht die Augen öffnen konnte." Der Adjutant merkte sich den Traum und das Datum. Es war die Nacht in welcher Napoleon I. geboren wurde.

Ansichten eines Postbeamten über Frauen. — Eine verheirathete Frau ist ein an seine Adresse gelangter Brief; ein Fräulein ist ein noch unbestellter Brief; eine alte Jungfer, ein Brief, welcher postlagernd vergessen ist.

Die höhere Tochter. — Mutter (auf der Eisenbahn): „An den Zug muß ein Viehwagen angehängt sein; ich meine, ich hätte ein Schaf blöken hören."—Tochter (aus der Pension zurückkehrend): „Dem Dialekt nach scheint es ein Kalb zu sein."

Knüttelverse. — Diese im Volksmunde vielverbreitete Bezeichnung für stegreifartig hingeworfene Verszeilen mit paarweisen Reimen und möglichster Ungebundenheit im Rhythmus soll von einem ehemaligen Abte des Klosters Schönthal an der Jagst, unweit Heilbronn, Namens Benedictus Knüttel von Lauda, herrühren († 1732). Derselbe war ein sehr gelehrter Mann, verfaßte die große Schönthaler Chronik, liebte es, seine Gedanken und Gefühle in Versen auszudrücken und soll von Kaiser Karl VI. zum Dichter gekrönt worden sein. Eine Probe seiner Verskunst ist noch heute in genanntem Kloster auf einem Steine zu sehen, der im Winkel des Conventgartens liegt und dem Andenken an das von ihm errichtete Seitengebäude gewidmet ist. Dieser Stein führt die Inschrift:

Neunthalb Schuh von hier hinund
Liegt der erste Stein im Grund,
Acht Tage nach Mariä Geburt
Selbiger eingeweihet wurd'."

Fritzchen.—Tante: „Fritzchen, weißt du nicht, daß, wenn ein Kind immer so häßliche Gesichter schneidet, der liebe Gott sie ihm einmal stehen läßt?"

Fritzchen: „Nicht wahr, Tante, wie du klein warst, ist dir auch einmal das Gesicht stehen geblieben?"

Unsere Dienstboten. — Hausfrau: „Aber Auguste, was fällt dir denn ein? Das hier ist nun schon der zweite Teller, den du diese Woche entzwei gemacht hast!"

Auguste: „Ja, was schadet denn das, Madame? Wir haben doch jetzt den patentirten Porzellankitt!"

Fatale Orthographie. — Ein Dienstmädchen sandte ihrem Bräutigam ihre Photographie mit einem Begleitbriefe, in welchem folgender Passus vorkam: „Da dir neulich mein Brustbild nicht gefallen hat, hast du mich Ganz auf einem neuen. Die Ziege darauf wirst du gewiß getroffen finden."

Naturgeschichtliches.—„Das Kameel kann acht Tage lang arbeiten, ohne zu trinken!" erzählte Proppenschneider neulich seiner zungenfertigen Frau. „Das ist noch gar nichts," erwiderte sie, ihn scharf fixirend, „ich kenne sogar ein Kameel, das kann acht Tage trinken, ohne zu arbeiten." Herr Proppenschneider ging still ins Nebenzimmer.

Das Thränentuch. — In Wälschtirol, in einem Seitenthal der Esch, herrscht ein gar schöner Brauch. In dortiger Gegend nemlich schreibt die Sitte vor, daß der Braut, wenn sie zur Trauung in die Kirche geht, bevor sie die Schwelle des elterlichen Hauses überschreitet, von der Mutter ein Taschentuch aus neuer Leinwand übergeben wird. Dieses Tuch nun hält sie während der feierlichen Handlung in der Hand, um die üblichen bräutlichen Thränen damit abzutrocknen. Nach dem Hochzeitstag legt die junge Frau obenauf in ihren Leinenschrank das ungewaschene „Thränentuch," um es niemals wieder zu benützen, mag sich der Schrank auch noch so oft leeren und füllen—es allein bleibt da an seinem Platz. Die Kinder wachsen heran, heirathen, die Töchter erhalten von der Mutter neue Thränentücher in den neuen eigenen Hausstand mit: das Tuch behält die alte Stelle! Hat es doch erst nur die Hälfte seiner Mission erfüllt—die andere bleibt noch zu erfüllen! Generationen vielleicht sterben hin—die einst so jugendfrische Braut ist alt geworden; sie überlebt vielleicht den Gatten, ihre Kinder—Alle starben sie vor ihr dahin, und noch immer hat das letzte Geschenk, das ihr als Mädchen damals die Mutter gemacht, nicht seinen zweiten Theil der Aufgabe erfüllen können. Doch auch er kommt endlich, dieser Augenblick! Endlich schließen sich denn doch die müden Augen des alten Mütterchens zum ewigen, letzten Schlummer. Dann deckt dasselbe „Thränentuch," das einst die glücklichen Zähren der jugendlichen Braut am Hochzeitstag getrocknet, die bleichen Lippen und erloschenen Augen der todten Greisin und begleitet sie ins Grab als Gruß vom Frührothschein des Lebens zum Morgenroth des bessern Daseins! Das ist der Brauch vom „Thränentuch" in Wälschtirol.

Ein originelles Stellegesuch enthält ein amerikanisches Blatt mit folgenden Worten: „Ein junger Mann sucht eine Stelle als Schwiegersohn in einem ruhigen, wohlhabenden Hause."

Aus dem Leben. — Mann: „Es ist doch erstaunlich, was man mit dem Fernsprecher jetzt alles macht, wenn wir unsern Telephon mit der Kirche in Verbindung bringen, kannst du Sonntag Morgens die Predigt hören, ohne den Fuß aus dem Hause zu setzen. Soll ich das einrichten lassen?"—Frau: „Nein, um Gotteswillen nein, per Telephon kann man doch in der Kirche meinen neuen Hut nicht sehen!"

Diamant schneidet Diamant. — Ein alter geiziger Priester versteckte sein Gold in der Kirche im Tabernakel, und schrieb über denselben: Dominus est in isto loco, d. h.: „Der Herr ist an diesem Ort." Ein Dieb erfuhr die Thatsache, stahl das Geld und schrieb an Stelle des Obigen: Surrexit, non est hic, d. h.: „Er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier."

Sprachenreinigung.—Eine deutsche Gesellschaft wollte einst alle Fremdwörter aus der deutschen Sprache ausmerzen und sagte anstatt Optik—Lichtstrahleneigenschafts-

wissenschaft; anstatt Hydrastatik—Wasserstandslehrer; anstatt Geometrie — Figurenbeziehungslehre; anstatt Invalidenkassefiskal — Kriegkrüppelrentenvertreter; anstatt Friedrichsd'or — Goldfritz. Als sie aber anstatt Kaffee, Thee und Chokolade—Plauderfuppe setzten, da legten sich die Damen in den Handel und sagten von nun an sei des Mannes Tischmesser sein Freßdegen, und sein Hut — Hauptstürze, und seine Wagenschmiere — Fuhrmannstinte. Das war genug für die Gesellschaft, sie kapitulirte.

Die Hochzeit Karl's des Kühnen von Burgund. — Eines der glänzendsten Hochzeitsfeste, die je gefeiert wurden, hielt Karl der Kühne im Jahre 1468 mit Margarethe von England, zu Brügge in Flandern ab. Ein damaliger Chronist gibt folgende Schilderung von dieser Festlichkeit: Der Saal war mit schweren, goldgestickten Tüchern behängt: die Braut und der Bräutigam trugen golddurchwirkte Kleider. Auf den Tischen standen Gefäße mit allerhand köstlichen Speisen; die Gefäße, 30 an der Zahl, waren Schiffe mit Segeln und Menschen, Alles aus Silber. Jedes Schiff hatte 4 Boote, in denen sich das Gemüse befand. Zwischen den Schiffen war je ein Tabernakel, unter welchen die Pasteten Platz gefunden hatten. Nach einiger Zeit erschien ein künstlich gemachtes Pferd wie ein Einhorn und darauf ein Page, wie ein Bär verkleidet. Dem Pferde folgte ein Löwe, worin 4 Sänger verborgen waren, welche sangen. Am zweiten Abend erschien die Braut nicht; es wurden die Sagen von Herkules aufgeführt. Hierbei erschien u. A. ein Greif, aus welchem allerlei lebendige Vögel flogen. Am dritten Abend erschien ein Thurm im Festsaale; in den Fenstern des Thurmes lagen 6 Bären und trompeteten; darnach erschienen 12 Geisböcke und Wölfe, welche auf Pfeifen und Flöten bliesen und nach diesen erschien eine Heerde Esel, die aber einen hübschen Gesang hören ließen. Als diese geendigt hatten, erschien ein Affe, ließ einen Pfiff hören, worauf eine Schaar weiterer Affen herbei kam, welche um den Thurm den Moriskentanz aufführten. An diesem Abende standen auf den Tischen 48 seidene Gezelte mit des Herzogs Banner, unter den Zelten fanden sich allerhand Pasteten, sowie Possen- und Verirsachen. Zuletzt erschien ein Walfisch, 16 Fuß hoch und 18 Fuß lang; er wurde im Innern von 14 Mann in Bewegung gesetzt. Als der Walfisch vor die Herzogin kam, öffnete er plötzlich den Rachen, es sprangen wilde Männer heraus, die kämpften, tanzten und sprangen und sich schließlich wieder in den Walfisch hinein jagten. Selbstverständlich wurde auch gerannt und turnirt. G. Sch.

Friedrich der Große, ein Feind der Weichlichkeit und Freund der Abhärtung, konnte es nicht leiden, wenn seine Husarenoffiziere in Winternächten bei ihren Rundgängen zur Musterung der Wachen Pelze über die Uniform anzogen und gab deßhalb strengen Befehl, keine solche Mantel ins Wachtlokal mitzubringen, ein Befehl dem freilich nicht immer Folge geleistet wurde. Eines Abends nun trat der König unerwartet in das Zimmer des Wachthabenden Offiziers. „Ist etwas Neues vorgefallen?" fragte er den jungen Mann, indem sein scharfes Auge sogleich einen verbotenen langen Pelz an der Wand erblickte. „Der englische Gesandte erwartet Eure Majestät im Vorzimmer," antwortete der Offizier. „So, so!" machte Friedrich und trat auf das verhängnißvolle Kleidungsstück zu: „der Pelz gehört wohl Ihm?" forschte er weiter, indem er mit der Reitgerte auf denselben klopfte. „Zu Befehl, Majestät!" war die Antwort des Offiziers. Ohne ein Wort zu sagen, griff der König nach dem Pelz und warf ihn ins lodernde Kaminfeuer. Ganz ruhig blickte der junge Kriegsmann ins Feuer und Friedrich fuhr fort: „Der Verlust wird Ihn schmerzen, aber Er weiß ja, ich kann die Pelze bei meinen Soldaten nicht leiden!" Der Offizier schüttelte den Kopf: „Mir kann der Pelz sehr gleichgültig sein, Majestät, denn er ist ja nicht mein Eigenthum, sondern er gehört dem englischen Gesandten!" „Eine saubere Geschichte!" fuhr der König auf und suchte den Pelz aus den Flammen zu ziehen, aber derselbe war zum größten Theile verkohlt. „Ich habe Ihn ja doch gefragt, ob Ihm der Pelz gehöre!" sagte er ärgerlich. „Und ich habe Eurer Majestät unterthänigst berichtet, daß er Ihm, d. h. dem Gesandten gehört!" erwiderte der Offizier kaltblütig. „Ei, daß ist ja ein fatales Mißverständniß, und ich werde wohl die Kosten desselben tragen müssen," lächelte der große König: „gibt's aber Krieg," fuhr er dann fort, „wegen des Pelzes," dann stecke ich Ihn ins vorderste Glied."

Wie man eine gute Collecte bekommt.—Ein farbiger Prediger in Georgia erhob neulich eine Collecte in seiner Gemeinde; zum Eingang sagte er: „Ich habe gehört, man habe am Freitags Nacht Mr. Thomas' Welschehahnen gestohlen. Wenn eine Person hier ist, welche eine Hand in jenem gottlosen Geschäft hatte, den ersuche ich, nichts in den Korb zu legen, denn von Dieben verlange ich nichts für den Gotteschatz." Es war keine einzige Person gegenwärtig, welche nicht etwas einlegte, denn es hätte den Schein gehabt, als wäre die Person bei jenem Geschäft betheiligt gewesen. Man bekäme oft geringe Opfer, wenn es sich beim Geben nicht um den Schein handelte.

Eine Schulmeisterfamilie.—In Ostpreußen gibt es eine Schulmeisterfamilie, wie sie reiner und unverfälschter im ganzen Reiche kaum zu finden sein dürfte. Diese Familie kann ihren Stammbaum in direkter Folge bis auf das Jahr 1630 zurückleiten, hätte also im Jahre 1880 ihr 250jähriges Jubiläum feiern können! Und zwar sind die aus dieser Familie stammenden Schullehrerin den 250 Jahren immer auf derselben Stelle geblieben, in ununterbrochener Folge hat der Sohn das Amt des Vaters übernommen. Noch mehr: jedem Inhaber der Stelle ist es auch vergönnt gewesen, sein 50jähriges Dienstjubiläum und auch seine goldene Hochzeit zu feiern. Der gegenwärtige Stelleninhaber ist 64 Jahre alt, äußerst rüstig und schon 43 Jahre im Amt; sein Vater wurde 85, sein Großvater 95 Jahre alt.

Sinnspruch.

Wenn von dem Berg ein Steinblock rollt,
So setzest du dich nicht zur Wehre:
Wenn dir ein Unvernünft'ger grollt,
Bringt Streit mit ihm dir keine Ehre.
Das Eine, was hier helfen mag,
Ist nur: der Klügere gibt nach.
Karl Immel.

Aus der Schule.—Lehrer: „Worin lag Simson's Stärke?"
Schüler: „In seinen Haaren."
Lehrer: „Wer hat diese Stärke in seine Haare gelegt?"
Schüler: „Der liebe Gott."
Lehrer: „Wo habt denn ihr eure Stärke her?"
Karl: „Wir haben unsere Stärke vom Krämer Engelmann."

„Nun," sagte ein Bräutigam zu seiner Braut, als sie von der Hochzeitsreise zurückkamen, „ehe wir an das Haushalten gehen, möchte ich ein Verständniß haben, ob du Präsident oder Vizepräsident dieser Regierung sein willst." „Ich verlange keins von beiden dieser hohen Aemter," sagte die Braut, „ich nehme mit einem der geringeren Aemter vorlieb." „So, was wäre das?"—„O, Verwalterin der Münze!"

Ein Augenarzt fragt vor Beginn der Operation seinen Patienten, der das Augenlicht verloren hat und bei ihm Heilung sucht: „Haben Sie denn auch Vertrauen zu meiner Kunst?"—„Blindes Vertrauen!" ist die aufrichtige Antwort des Unglücklichen.

Ihm ist wohl, doch mir ist wohler.—Der Studiosus N. hatte sein väterliches Erbtheil in Saus und Braus durchgebracht, und es blieb ihm nichts, als Schulden. Da ward ihm die Nachricht, daß sein Onkel gestorben sei und ihn zum Universalerben eingesetzt habe, sofort setzte er sich hin und schrieb seinen Freunden gleichlautend also: „Lieber Freund, ich theile dir mit, daß mein Onkel und ich in ein besseres Leben übergegangen sind."

Ein Berner Lehrer schreibt die Worte „Mann, Vesuv, Geld" an die Tafel und fordert die Kinder auf, daraus einen Satz zu bilden. Sogleich meldet sich ein Knabe: „Der Mann vesuft das Geld."

Gesundes Urtheil.—Ein Lehrer suchte einem kleinen Mädchen die Rechnungsaufgabe 19 weniger 9 an faßbaren Größen klar zu machen. Er fragte deßhalb: „Was habe ich, wenn ich von 19 Aepfeln 9 auffesse?" Da antwortete das Mädchen flink: „Dann habe ich Leibschmerzen."

Der Bauer nach geendigtem Prozeß.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Advokat,
Der alle Tage seinen Sinn
Auf Zank und Streiten hat!

Und wenn er noch so ehrlich ist —
Wie sie nicht alle sind —
Fahr ich doch lieber meinen M . . .
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat herfür,
Ohn' Hülfe des Gerichts;
Aus Nichts wird Etwas dann bei mir,
Bei i h m aus Etwas N i c h t s.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Advokat!
Und fahr ich wieder zu ihm hin,
So breche mir das Rad!

Belehrung.—„Wer hat denn dies Buch geschrieben?" „Na, wenn Se det nich sehen,.....det is ja gedruckt!"

In die Enge getrieben.—Bei der theoretischen Prüfung der Rekruten durch den Bataillons-Commandeur frägt dieser einen Mann über sein Beschwerderecht und examinirt ihn sehr eingehend, insbesondere auch darüber, was er bei Führung einer Beschwerde zu beobachten habe, um sich nicht selbst zu verfehlen. Der Rekrut, dem es bei letzterer Aussicht ängstlich zu Muth wird, bricht die Sache mit den Worten ab: „O mei', lieb's Herr Majorle, i' beschwer' mi' g'wiß in mein' Leb'n nie!"

Schnippisch, aber scharf. — Eine Dame wollte einen Kaffeeseiher kaufen, nun sagt der Grocer: „Kaffeeseiher, Frau M. halten wir nicht; wer da weiß wie man Kaffee macht, braucht keinen Seiher, wenn er von unserem Kaffee kauft." Kunde: „O, über mein Kaffeekochen brauchen Sie nichts zu sagen, ich weiß wie man guten Kaffee macht; übrigens wollte ich den Seiher gar nicht für den Kaffee."—„Ei, für was denn?"—„Für Ihren Zucker."

„Ich weiß nicht wie ihr Stadtleute leben könnt, ihr habt ja gar keine Bewegung," sagte neulich ein Vetter vom Lande, der uns einen Besuch abstattete. Wir gingen dann nach der unteren Stadt und wollten einen eben passirenden Straßenbahnwagen nehmen, jetzt hieß es gesprungen. Als wir den Wagen eingefangen hatten und Sitz genommen, sagte der Vetter: „Ich weiß nicht, wie ihr Stadtleute so springen könnt, bei uns im Land bewegt man sich in drei Monaten nicht so viel."

„Ich rede für kommende Geschlechter," sagte ein langwindiger Orator in seiner Rede; da rief ein Zuhörer: „Ja, und wenn du nicht bald aufhörst, sind sie da dich zu hören."

Ein Farmer suchte einen Knecht; da meldete sich ein starker Irländer für den Dienst.

„Nein," sagte der Farmer, meine beiden vorigen Knechte waren Irländer, und beide sind mir im Haus gestorben, ich will keinen Irländer mehr."

„Bei der heiligen Brigitte, ich schwöre ihnen, und kann schriftliches Zeugniß bringen, daß ich noch nie einem Meister einen solchen niederträchtigen Streich spielte; das thun höchstens die schäbigen Irländer."

„Können Sie mir ein blaues Halstuch verkaufen, welches zu meinen Augen paßt?" fragte ein junger Zierbengel neulich einen Ladendiener.

„Ich denke schwerlich, daß ich dieses kann, aber ich glaube ich kann Ihnen einen weichen Hut verkaufen, welcher gerade zu Ihrem Kopf paßt."

Der Dandy ging fort, wundernd, was der Mann wohl gemeint habe, denn er hatte ja keinen Hut nöthig.

1. Räthsel.

Die Ersten zeigen sich in dunklem Schimmer
Nicht fassen kann, nicht halten sie die Hand.
Auch siehst du sie bisweilen nur, nicht immer,
Am besten, wenn die Sonn' am Himmel stand.

Die Trennung kündet dir der Silben dritte,
Die du in unserm Räthselwort kannst sehn,
Wo sie sich zeigt, da hilft dir keine Bitte,
Geschehenes machst du nimmer ungeschehn.

Und wenn erfolgt, was dir die Dritte sagte,
Vor Zeiten blickte auf das Ganze man,
Wenn theurer Wesen Abschied man beklagte,
An Jenes knüpfte die Erinn'rung an.

2. Räthsel.

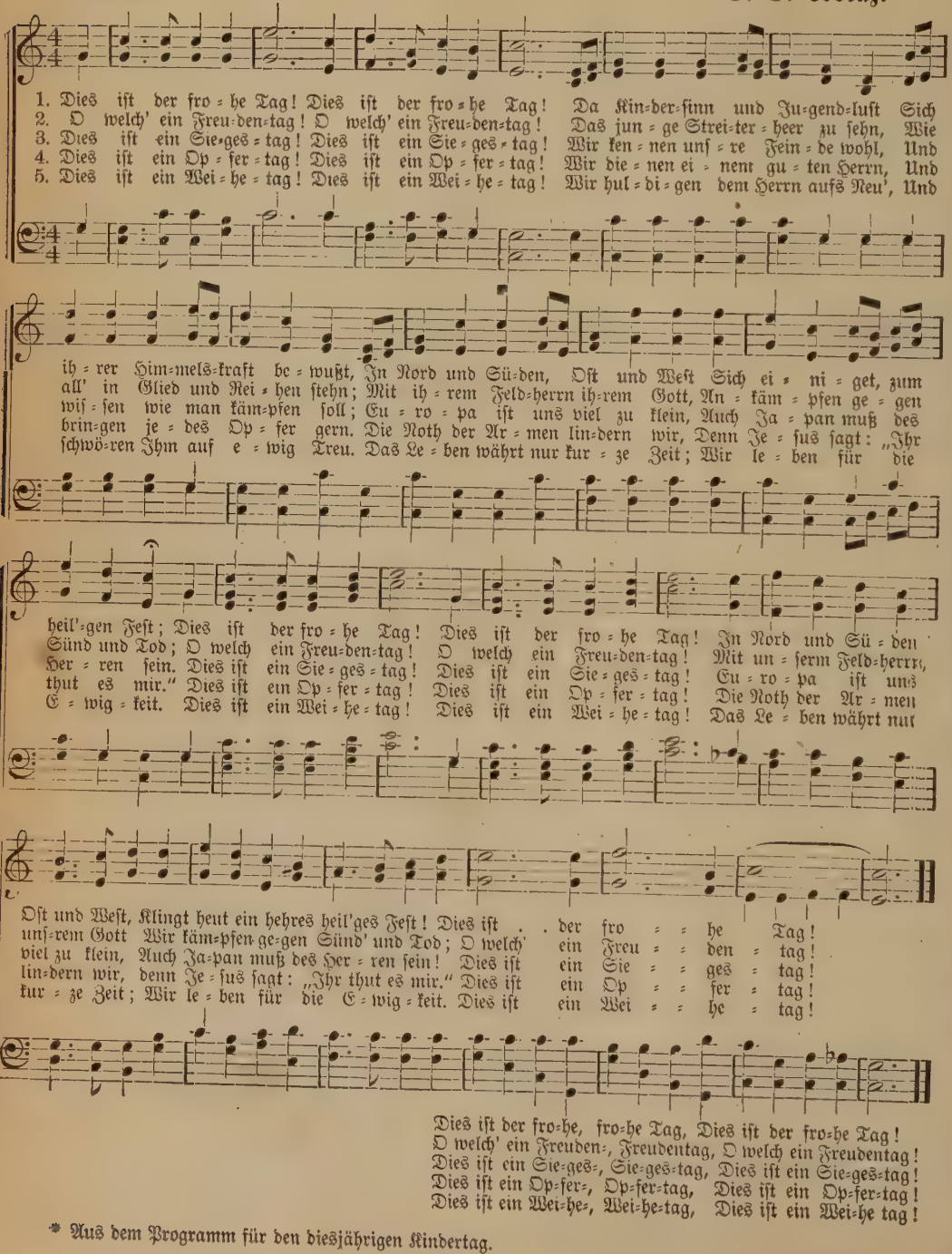
Ein kleines lateinisches Wörtchen
Das ärgert so manchen Mann,
Denn geht er durch dieses Pförtchen
Ist's um seine Stellung gethan.
Der Silben zweite und dritte,
Sie bilden den Beschluß
Der dankbar frommen Bitte,
Des gläubigen Gottesgruß.
Das Ganze aber ein Schrecken
Für den, dem 's steht bevor,
Und wilde Träume ihn wecken,
Legt er sich hin aufs Ohr.

Auflösung der Räthsel im Aprilheft.

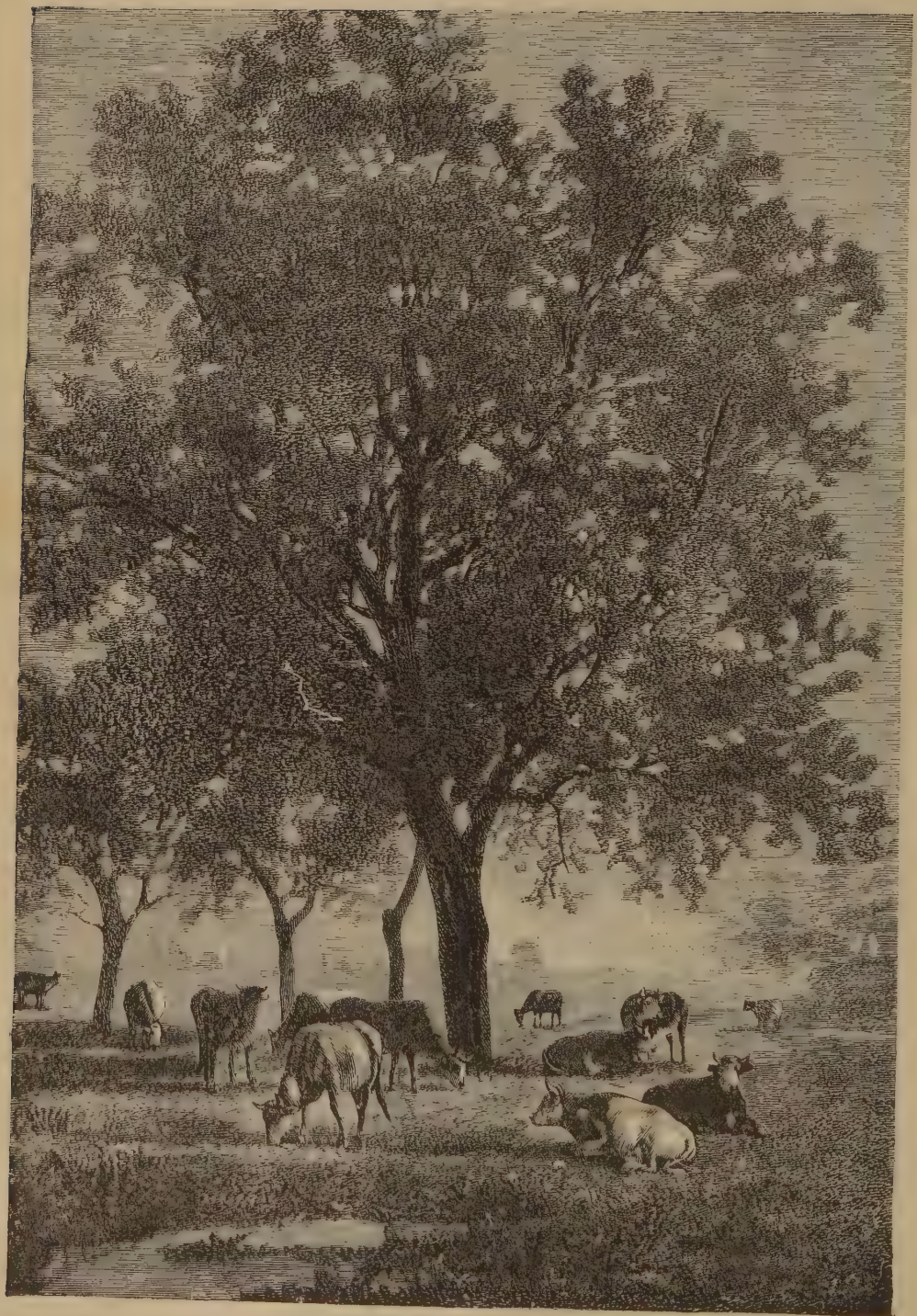
1. Räthsel. — Traum. C. J. Seidensticker, C. M. Iwan, J. A. Henke, Fl. Gasser, Alb. Reinke, H. F. Barlinke.
2. Räthsel. — Falsches Geld. C. M. Iwan, J. A. Henke, Fl. Gasser, Alb. Reinke, Wilhelmina Sohm.

Das Kinderfest.*

J. M. E. S. Lorenz.



* Aus dem Programm für den diesjährigen Kindertag.



Auf fetter Weide.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. Juli 1885. Nr. 7.

Der Wechsel des Schicksals.

(Von Martin Claudius.)

I.

Der Winter schickte früh seine Boten aus, um sein Nahen zu verkündigen, denn schon gegen Ende October fuhren eisig kalte Winde, mit Regen und Schnee vermischt, über die kahlen Felder und schüttelten die letzten dürren Blätter von den Bäumen. Wer im Freien war, eilte den schützenden Häusern zu, und selbst die Fuhrleute trieben ihre Pferde an, um die Stadt schneller zu erreichen.

An einem solchen kalten unfreundlichen Tage finden wir zwei ärmlich gekleidete Knaben von 12 und 14 Jahren ungefähr zehn Schritte von der Landstraße an einer Hecke, die ein hübsches Landhaus umgab, niedergekauert. Ein tiefer Schmerz lag auf ihren Gesichtern ausgeprägt, der sie unempfindlich gegen alles, was um sie her vorging, zu machen schien.

„Mein Murmelchen, mein Murmelchen!" schluchzte der Jüngere, während große Thränen über seine bräunlichen Wangen liefen und seine Hände zärtlich ein kleines Murmelthier streichelten, das lang ausgestreckt und ohne Bewegung auf seinen Knieen lag.

„Ach Jacques," redete er seinen Bruder an, „seine Glieder sind schon steif und kalt, und seine Füßchen werden nie wieder zu deiner Pfeife tanzen; nur seine Aeuglein sind noch halb offen und schauen mich noch im Tode freundlich an!—Ach Jacques, was werden wir nun anfangen? Wir haben keine Eltern mehr und nun auch kein Murmelchen! Ich wollte, ich läge daheim auf dem Kirchhof bei Vater und Mutter."

Bei dieser Erinnerung an die Heimath quollen auch aus den Augen des älteren Knaben heiße Tropfen und vermischten sich mit den kalten, die der Wind in sein Gesicht trieb.

Dann aber sagte er mit leisem Vorwurf: „Du vergißt, Jean, daß uns die Eltern noch auf ihrem Sterbebette sagten: wenn wir gut und fromm bleiben, so hätten wir einen Vater im Himmel, der uns nicht verlassen würde." Und als der kleinere Bruder fortfuhr zu weinen und zu jammern und das todte Thierchen zu streicheln, setzte er noch hinzu: „Laß es nun genug sein, Jean! Unsere Thränen wecken die Todten nicht auf, das hast du bei den Eltern gesehen; sie schlafen zu fest. Laß uns hier unter der Hecke ein Grab für unser Murmelchen graben; die Erde ist weich, wir bringen es wohl mit unsern Messern zu Stande. Wenn dann der Frühling kommt, so grünt die Hecke wieder und streut ihre Blüthen auf unsers Murmelchen's Grab." Der Kleine mochte einsehen, daß dieser Vorschlag verständig sei; er machte keine Gegenvorstellungen, sondern warf mit den Händen die lose Erde, die der Bruder mit dem Messer losstach, hinweg, bis das kleine Grab groß genug war, um das Murmelchen sanft darin zu betten. Noch einmal küßte und streichelte Jeder das Thierchen und nach diesem letzten Abschied wurde es hinein gelegt, mit Blättern bedeckt und endlich ein kleiner Hügel aufgeworfen.

Die Bestattung war vorüber, aber noch immer standen die Kinder mit gefalteten Händen neben dem kleinen Grabe, obleich der Wind von Minute zu Minute heftiger wurde und klirrend die Fenster des Landhäuschens schüttelte. Da drinnen in einem der oberen Zimmer, das die Aussicht nach der Landstraße hatte, brannte knisternd ein Feuer im Kamin und der blitzende Theekessel, umgeben von vergoldeten Tassen und Kannen, zischte und summte gar einladend auf brennendem Spiritus. Dennoch rieb der ältliche Herr, der schreibend am Tische saß, jetzt fröstelnd die Hände, und sich erhebend, sagte er zu seiner am Fenster stehenden Tochter: „Es wird wirklich die höchste Zeit, liebe Luise, daß wir unser Quartier in der Stadt beziehen. Das Landhaus ist für so rauhe Jahreszeit nicht eingerichtet, und es wird mir ganz unheimlich bei dem heutigen Toben des Windes. Auch du scheinst ganz melancholisch den sterbenden Kindern des Sommers nachzublicken: wenigstens hat der Theekessel schon längst mit seinem Stimmchen deine Aufmerksamkeit zu erregen gesucht, ohne daß du darauf geachtet hast. Ich werde also mit ihm in den Bund treten und dich an deine Pflicht erinnern, denn in der That, mich verlangt heute Abend recht sehr nach einer Tasse Thee."

„Entschuldige meine Unachtsamkeit, liebes Väterchen," entgegnete Luise, „allein mich fesselte hier am Fenster ein Anblick, der meine ganze Theilnahme in Anspruch

nahm. Sieh nur dort die beiden Knaben! Sie müssen vor Kälte und Nässe ganz erstarrt sein, aber dennoch stehen sie wohl schon eine Viertelstunde an der Hecke, ohne sich ein Obdach zu suchen und fast scheint es mir, als ob sie bitterlich weinten.

„Ach," erwiderte der Vater, „es scheinen ein paar Savoyarden zu sein. — Die armen Kinder!—Ihr Vaterland ist so arm, daß viele Eltern sich gezwungen sehen, ihre Kinder schon früh in die weite Welt zu schicken, damit sie selbst ihren Unterhalt suchen. In der Regel ziehen sie mit wohl abgerichteten Thierchen umher, deren Kunstfertigkeiten sie zeigen, um dafür einige Sous zu erhalten. Allein ich sehe nicht, daß diese Knaben derartige Begleiter haben!—"

„Erlaubtest du wohl, gutes Väterchen," bat das junge Mädchen, „daß ich sie herauf riefe und ihnen eine Tasse Thee reichte? Sie haben vielleicht heute noch nichts Warmes genossen!"

„Thue das, mein Kind, sie mögen sich hier am Kamin ein wenig wärmen. Es sind in der Regel gut geartete Menschen, diese Savoyarden!" antwortete der alte Herr.

Luise öffnete daß Fenster ein wenig und winkte den Knaben näher zu kommen. Diese zogen höflich ihre durchnäßten Hütchen und beeilten sich, der freundlichen Einladung Folge zu leisten, und bald zeigte ein Scharren, Kratzen und Bürsten vor der Thür die Ankunft der kleinen Gäste an, die sich nach Möglichkeit bemühten, die Spuren des Weges und des Wetters wenigstens von ihren Füßen zu entfernen.

Der Vater öffnete endlich die Thür und sagte mit freundlich ermunternder Stimme: „Nun, ihr kleinen Wanderer, tretet nur näher und fürchtet euch nicht! Das Wetter hat euch übel mitgespielt, aber meine Tochter würde es sich nicht nehmen lassen, euch mit einem Täßchen Thee zu erquicken!"

Die Knaben waren unter vielen Bücklingen eingetreten, blieben aber beim Anblick all der schönen Geräthe im Zimmer ganz erstaunt vor der Thür stehen, und als der alte Herr an den Theetisch zurückkehrte und das junge Mädchen sich abwandte, um ein Tischchen und zwei Stühle an den Kamin zu rücken, gaben sie einander flüsternd ihre Verwunderung zu erkennen.

Jean stieß seinen Bruder heimlich an und sagte, auf einen großen Spiegel deutend: „Ei, sieh doch, Jacques, da stehen wir wahrhaftig vom Kopf bis zu den Zehen ganz und gar darin!" — Jacques drehte verlegen seinen Hut, denn er mochte denken, man habe seinen Bruder gehört. Er seinerseits hatte seine Augen auf den blitzenden Theekessel, auf die goldenen Tassen und vor Allem auf die freundliche Luise gerichtet, die eifrig mit dem Bereiten des Thees beschäftigt war. Als er jetzt seine Augen dem Spiegel zuwandte und sich und seinen Bruder darin in ihren ärmlichen, beschmutzten Kleidung erblickte, erröthete er tief und stammelte verlegen, als Luise kam, sie einzuladen, auf den Stühlen am Kamin Platz zu nehmen:

„Ach Mamsellchen, es ist hier alles viel zu prächtig für uns arme Jungen!"

„O, macht euch darüber keine Sorge," sagte sie gütig und als die Knaben zögerten, den schönen Teppich mit ihren beschmutzten Füßen zu berühren, um an ihren Platz zu gelangen, fuhr sie freundlich fort: „Tretet nur dreist auf und zaudert nicht, das heiße Täßchen Thee zu euch zu nehmen." Die Kinder ließen sich dann auch nicht länger nöthigen und Luise sah mit fröhlichem Gesichte zu, wie sie sich erquickten, und wie schön ihnen die fetten Butterschnitte und der Kuchen schmeckten. Wirklich war auch ihr Schmerz über den Verlust des kleinen Murmelthiers einen Augenblick in den Hintergrund getreten beim Anblick aller Herrlichkeit, die sie umgab und beim Geruch dieses schönen Mahles. Als aber der alte Herr, nachdem sie gesättigt, sie fragte, warum sie dort an der Hecke bei dem bösen Wetter gezögert und kein Obdach gesucht hätten, da entstürzten den blauen Augen des kleinen Jean heiße Thränen und auch Jacques antwortete mit vor Schmerz bebender Stimme:

„Ach lieber Herr, wir begruben unser kleines Murmelthier; es wollte seit zwei Tagen nicht mehr fressen und heute Mittag ist es gestorben!"

„Unser Vater," schluchzte der Kleine, „hatte es kurz vor seinem Tode gefangen und hoffte, daß es uns mit seinen possierlichen Sprüngen ernähren würde. Es war ein so lustiges Thierchen, und wir hatten uns so lieb.

„Und euer Vater, ist er schon lange todt?" fragte der Herr.

„Das Laub fällt schon zum zweiten Male auf sein und unserer Mutter Grab; sie storben beide in einer Woche," erwiderte Jacques, und zwei helle Thränen liefen über seine Wangen.

„Arme Kinder," sagte Luise gerührt, und hattet ihr denn sonst Niemand auf der Welt, der sich eurer hätte annehmen können?"

„Niemand, Mamsellchen, als den lieben Gott, der aller guten Kinder Vater ist, wie unsere Eltern sagten. Nur ihn und unser Murmelchen!"

Beide Kinder schwiegen von Schmerz übermannt und auch Luise trocknete die Augen.

„Nun, meine lieben Kinder," sagte der alte Herr, „wenn ihr gut und fromm bleibt, werdet ihr allezeit finden, daß eure Eltern recht hatten, als sie euch sagten, daß ihr einen Vater im Himmel hättet. Er ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, und haben euch auch Vater und Mutter verlassen, so wird der Herr euch aufnehmen und väterlich für euch sorgen, wenn ihr ihn nur allezeit fürchtet und auf seinen Wegen wandelt. — Thut das ja, meine Kinder. Damit ihr es aber leichter könnt, will ich euch nach Kräften zu Hülfe kommen.—Seht, hier habt ihr zwei Geldstücke; sie werden hinreichen, euch wieder ein Murmelthier zu kaufen. Ich werde sie euch hier in dies Papier wickeln. Die Geldstücke werdet ihr ausgeben, aber versprecht mir, dies Blatt aufzuheben, und den Spruch, den ich darauf

schreiben werde, täglich zu lesen. Er heißt: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot."

Diese Warnung möge euch auf eurem vielleicht an Versuchungen reichen Wege durchs Leben begleiten. Wohl euch, wenn ihr an jedem Abend euch sagen könnt, daß ihr sie nicht vergessen habt; dann wird auch der Segen hienieden nicht ausbleiben, und sollte er auch nur in einem ruhigen Gewissen bestehen, welches mehr werth ist, als alle Schätze der Welt."

Die Knaben hatten mit überströmenden Augen ihm zugehört und die gute Saat, die er auszustreuen bemüht war, fand in ihren jungen, noch unverdorbenen Herzen einen fruchtbaren Boden und versprach, reiche Früchte zu bringen. Sie bedeckten die Hände des gütigen Herrn mit Küssen und suchten auch bei Luise auf alle mögliche Weise ihre Dankbarkeit auszudrücken. Darauf führte der Bediente sie in ein Kämmerchen, worin ein weiches Lager für sie bereitet war, auf dem sie unter heißen Dankesthränen entschlummerten.—Noch einmal nahmen sie am nächsten Morgen von dem Grabe ihres kleinen Lieblings Abschied und traten dann ihr Wanderleben von neuem an.

II.

Fünfundzwanzig Mal schon hatte die Hecke vor dem kleinen Landhause von neuem geblüht und gegrünt und ihre Blätter auf Murmelchens Grab gestreut, seit sich die eben beschriebene kleine Scene zutrug. Der kleine Hügel war längst eingesunken und dichtes Gras bedeckte ihn. Niemand war da, der sich seiner erinnerte, Gottes Führung hatte Diejenigen, welche einst mit Theilnahme darauf blickten, weit hinweg geführt und wir müssen unsere Erzählung in der im Norden Frankreichs gelegenen Stadt Rouen wieder aufnehmen.

Dort stieg aus einer gewöhnlichen Landkutsche eine Frau in mittleren Jahren, deren Anzug zu diesem bescheidenen Fuhrwerk vollständig paßte. Nachdem sie einige Erkundigungen eingezogen, bog sie schwankenden Schrittes in eine der geräuschvollen, eleganten Straßen. Forschend schaute sie an den palastähnlichen Häusern empor, bis sie endlich an einem derselben die Firma: „Gebrüder Dupreux" las. Unter dem hohen Portal dieses Hauses stand sie einige Augenblicke still und schöpfte tief Athem. Dann sprach sie leise für sich: „Hier wohnen also Diejenigen, welche mein und der Meinen Schicksal in Händen haben. Ach, wird es mir gelingen, ihre Herzen zu rühren? Sie kannten vielleicht nie die Bitterkeit des Mangels und der Sorgen. Ihre stolzen Schiffe durcheilen den Ocean bis zu den entfernsten Ländern, deren Schätze sie heimbringen; Reichthum umgibt sie überall, und sie haben vielleicht weder Zeit noch Lust, auf die Bitten einer einzelnen Frau, die von Unglück gebeugt, zu hören. Allein dennoch muß es versucht werden! Ich kann nicht die weite Reise gemacht haben, um ängstlich an der Schwelle ihres Hauses wieder umzukehren! Rasch zog sie die Klinge und fragte den ihr öffnenden Diener nach den Gebrüdern Dupreux. Höflich bat dieser zu folgen und führte sie in ein schönes, aber einfaches Gemach. Hier fand sie drei Kinder, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren und zwei jüngere Knaben. Sie schienen Vorbereitungen zu einem Feste zu treffen, wenigstens waren sie beschäftigt, Blumen zu ordnen und Kränze zu winden. Alle erhoben sich sofort ehrerbietig bei ihrem Eintritt, und das junge Mädchen führte sie, trotz ihres wenig eleganten Anzuges, der wohl gleich eine Bittende in ihr verrieth, höflich nach dem Sofa.

Durch diesen Empfang etwas ermuthigt, saß die Frau einige Minuten still da, bis Herr Dupreux eintrat. Er grüßte ebenfalls sehr freundlich und erkundigte sich mit einnehmender Höflichkeit nach ihrem Begehr. Leise zitternd erhob sie sich und antwortete mit tiefbewegter Stimme:

„Mein Herr, ich bin die Gattin des Kaufmanns Dubois. Sie wissen, wie viele Unglücksfälle in den letzten Jahren unser Haus betroffen haben! Sorge und Kummer warfen meinen Mann auf ein langes Krankenlager, und wir sehen unserm gänzlichen Ruin entgegen, wenn Sie auf Zahlung der in ihren Händen sich befindlichen Wechsel bestehen. — O, mein Herr, seien Sie so großmüthig und lassen Sie meinem Mann Zeit, seine Geschäfte zu ordnen!"

„Sie wissen, Madame, daß dies schon einmal geschehen ist; eine so übertriebene Nachsicht kann unser Haus nicht üben; die Summe ist zu bedeutend," antwortete Herr Dupreux ernst.

„Und doch — doch wage ich es noch einmal, Sie um Geduld anzuflehen," entgegnete die arme Frau und heiße Thränen entstürzten ihren Augen.

„Sie sind Vater, wie ich sehe, — o, um der Liebe willen, die Sie zu ihren Kindern hegen. Bewahren Sie die Meinen vor dem Schicksal, hülflos in der Welt dazustehen, denn der Kummer würde ihre Eltern tödten, wenn Sie von Ihrem Rechte unerbittlich Gebrauch machen wollten."

Diese Worte schienen einen großen Eindruck auf Herrn Dupreux zu hinterlassen, und er erwiderte etwas verlegen: „Madame, ich habe nicht allein darüber zu bestimmen. Doch da kommt mein Bruder; wir wollen sehen, was sich thun läßt."

Der ältere Herr Dupreux trat in der That jetzt ins Zimmer und sein Bruder stellte ihm die Dame vor, indem er ihn mit ihren Wünschen bekannt machte. Die Frau wiederholte auch gegen diesen ihre Bitte mit bebender Stimme und sichtlich betroffen schien er in ihren Zügen zu forschen, während sie sprach. Dann, sich plötzlich zu ihr wendend, sagte er ernst: „Nicht wahr, Madame, Sie lebten früher nicht an Ihren jetzigen Wohnort?"

„Ach nein, mein Herr, sehr weit von hier, in der Nähe von Straßburg. Nach meines guten Vater's Tode folgte

ich meinem Gatten nach Bordeaux. Allein dies ist schon lange her," setzte sie seufzend hinzu.

„So, so — bitte, Madame, behalten Sie Platz und entschuldigen Sie, wenn ich Sie einen Augenblick verlasse; ich habe Wichtiges mit meinem Bruder zu reden."

Mit diesen Worten entfernte sich der ältere Herr, seinen Bruder mit hinweg ziehend und die Dame blieb etwas befremdet und geängstigt zurück. Nach einigen Minuten rief man auch die Kinder ab, und sie saß nun längere Zeit ganz allein, ihren peinlichen Gefühlen überlassen, da.

Endlich öffnete sich die Thüre wieder und der ältere Herr Dupreux trat ein.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er freundlich, „daß wir Sie so lange allein gelassen haben; aber ich wurde von eiligen Vorbereitungen zu einem kleinen Familienfeste in Anspruch genommen. Mein Bruder hat zu diesem Zwecke eine Begebenheit unseres früheren Lebens, die sehr bedeutungswerth für uns geworden ist, bearbeitet. Unsere Kinder werden darin die Hauptrolle übernehmen. Wir sind eben im Begriff, eine kleine Probe zu halten, und ich möchte sie höflichst einladen, mir in den Saal zu folgen, um der Aufführung beizuwohnen."

Die Dame wußte in der That nicht, was sie von dieser Einladung denken sollte. Sie, die mit zitterndem Herzen den Ausspruch erwartete, der über ihr und der Ihrigen Schicksal entscheiden sollte, sie wurde aufgefordert, einer wahrscheinlich scherzhaften Vorstellung beizuwohnen, während man ihr nicht die leiseste Hoffnung auf Erfüllung ihrer Bitte gemacht hatte!

Sie erhob sich daher etwas verlegen und antwortete mit tiefem Schmerz in der Stimme:

„Ach, mein Herr, ich muß bitten, daß Sie mich entschuldigen; ich bin nicht in der Stimmung, die geeignet wäre, einem heiteren Familienfeste beizuwohnen. Indes will ich nicht stören und darum erlauben Sie mir wohl, morgen wieder zu kommen, um Ihren Ausspruch zu vernehmen über Dasjenige, was jetzt allein meine ganze Seele beschäftigt."

„Nicht doch, Madame, Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen; wir sprechen hernach noch über Geschäfte!"

Herr Dupreux hatte bei diesen Worten ihre Hand ergriffen und schien dadurch alle weiteren Einwendungen abschneiden zu wollen, daß er sie sogleich in das Gesellschaftszimmer führte.

„Wir werden die einzigen Zuschauer sein, Madame," sagte er noch im Gehen hinzu.

Welcher Art auch die Gefühle der Dame sein mochten und wie sonderbar ihr auch das Benehmen des Herrn Dupreux erschien, so äußerte sie doch nichts mehr, sondern nahm still den ihr höflich angewiesenen Platz ein. Die Vorbereitungen zu dem kleinen Schauspiel waren sehr einfach, und sie warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

Der jüngere Herr Dupreux saß in seiner Rolle an einem elegant ausgestatteten Theetisch, während das kleine Mädchen am Fenster stand und hinaus schaute. Die arme Frau war aber so in ihre trüben Gedanken versunken, daß der Sinn derartiger Verse, mit denen das Stück begann, ihr ganz verloren ging. Erst, als der Herr im weiteren Verlauf desselben die Thür öffnete und zwei ärmlich gekleidete Savoyarden Knaben eintraten, in denen sie die beiden, vorhin im Zimmer beschäftigten Knaben des Herrn Dupreux erkannte, erst da wurde sie aufmerksam.

In der That war es die ganz kleine, rührende Scene, die wir in den ersten Blättern unserer Erzählung finden, welche sich hier abspielte.

Der ältere Herr Dupreux beobachtete ängstlich jede Gemüthsbewegung, die sich auf dem Gesichte der Frau während der weiteren Vorgänge der Vorstellung ausprägte und bald auch wechselten in ihren Mienen Ueberraschung, Staunen, Schmerz und Freude und, als endlich der Herr dem kleinen Savoyarden die Geldstücke in das Blatt Papier mit dem Bibelspruche wickelte, da konnte sie ihren Thränen nicht mehr gebieten. Tausend Erinnerungen an eine längst entschwundene glückliche Zeit, eine sorglose Vergangenheit stiegen in ihrer Seele auf und bewegten ihr Herz auf das Schmerzlichste. Fast unbewußt entglitt ihren Lippen der Ausruf: „Mein Vater, o mein theurer Vater!"

Da ergriffen beide Brüder ihre Hände und bedeckten sie mit heißen Küssen, während ihre Augen von Thränen dankbarer Freude überströmten. Auch die Kinder hatten sich um sie gedrängt, und der Vater rief ihnen zu:

„Hier, Luise, Jean, Jacques, ist diejenige, der wir all unser Glück verdanken, von der wir euch tausendmal erzählt und deren Tugend nachzueifern wir euch ermahnt haben. Hätte nicht ihr liebevolles, gütiges Herz einst Mitleid mit dem Schmerze zweier armer, verlassener Knaben gehabt, wer weiß, ob wir nicht auch, wie unser Murmelchen, auf der Landstraße umgekommen wären! Durch sie wurde uns auch die Hülfe und der Segen ihres braven Vaters zu Theil — denn — Sie haben es gewiß längst errathen, Madame," wandte er sich an diese, „daß wir die beiden armen Knaben sind, deren Sie sich einst so freundlich annahmen."

„Ja," nahm der ältere Bruder das Wort, „und ich glaubte Sie beim ersten Blicke heute wieder zu erkennen, denn Ihre freundlichen Züge hatten sich meinem Herzen damals tief eingeprägt; allein, um Gewißheit zu erhalten, vermochte ich meinen Bruder, dies kleine Schauspiel vor Ihnen aufzuführen, denn ich zweifelte nicht, Sie würden, wenn Sie diejenige wären, wofür ich Sie hielt, sich dieser Scene erinnern und sich durch Ihre Gefühle verrathen, und ich habe mich nicht getäuscht!"

„Und mein kleines Stück," fuhr der jüngere Dupreux fort, „hat etwas erreicht, was wir nicht mehr zu hoffen wagten. Niemand konnte uns bisher in jener Gegend Auskunft geben, wo der großmüthige Herr und seine edle Tochter geblieben seien, da wir den Namen nicht anzugeben wußten, und das Landhaus oft seine Besitzer gewechselt hatte."

„Ich bin in der That außerordentlich überrascht," sprach die Dame, „und kann es mir kaum als möglich denken, daß Sie wirklich die beiden kleinen Savoyarden sein sollen, deren Schicksal mir damals so großes Mitleid eingeflößt."

„Und doch ist es wirklich so," fiel Herr Dupreux ein, „erlauben Sie, Madame, daß ich Ihnen das fernere Schicksal der beiden armen Knaben mittheile. Auf den Geldstücken, die Ihr trefflicher Vater uns einst gab, ruhte sichtlich Gottes Segen. Als wir mit dankerfülltem Herzen von Ihnen schieden, schloß sich uns ein kleiner Hausirer an, der mit allerlei Kurzwaaren Handel trieb und damit von Ort zu Ort zog. Er beredete uns, ebenfalls unser Geld in solchem kleinen Handel anzulegen. Wir thaten es, und in kurzer Zeit verdoppelten, ja verzehnfachten sich unsere Geldstücke. Der Fabrikherr, von dem wir unsere kleinen Artikel zu entnehmen pflegten, wurde bald auf uns aufmerksam. Unsere Pünktlichkeit und Thätigkeit gefielen ihm. Er beschäftigte uns und gab uns Gelegenheit, immer mehr zu erwerben. Endlich wurden uns Gattinnen zu Theil, die nicht ohne Vermögen waren, und so, Madame, wurde zuletzt die Firma: ‚Gebrüder Dupreux' in allen Ländern bekannt und geachtet. Nie jedoch vergaßen wir, was wir einst waren, nie die Ermahnungen Ihres guten Vaters, und weil wir seiner Worte und des schönen, uns mitgegebenen Bibelspruches stets eingedenk waren, so ist auch der Segen des Herrn mit uns gewesen. Sehen Sie hier, Madame, das Blättchen hängt in Glas und Rahmen über unserem Arbeitstische, und unsere Augen richten sich stündlich darauf. Das Blatt ist vergilbt und die Schriftzüge verblichen, aber das Bild des gütigen Gebers steht in unauslöschlichen Farben in unseren Herzen geschrieben."

Herr Dupreux hatte die Dame in das angrenzende Cabinet geführt; ihre Augen richteten sich auf das Blatt, und leicht erkannte sie die Schriftzüge ihres unvergeßlichen Vaters.

„Dieser Spruch," fuhr der Herr fort, „war das erste, was unsere Kinder lernten; mein Bruder aber dichtete das kleine Schauspiel und ließ es von ihnen aufführen, damit sie sich der Herkunft ihrer Väter erinnern und sich nie im Glück überheben möchten. Der Mensch wird ja so leicht übermüthig im Glück und doch, wie schnell kann dieses sich wenden!"

„Ja wohl," erwiderte die Frau, in welcher wir die einst so glückliche Luise erkennen. „Ja wohl, mein Schicksal ist ein trauriges Beispiel von dem schnellen Wechsel des Glückes. Wohl dem, welchem dann ein ruhiges Gewissen bleibt, das ihm die dunklen Tage des Mißgeschicks erhellt. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Worte meines theuren Vaters, die er damals zu Ihnen sprach: ‚Ein gutes Gewissen ist mehr werth, als alle Schätze der Welt!'—Und glauben Sie mir, wir haben die Wahrheit dieser Worte erkannt, denn es ist das Einzige gewesen, das uns in unserem Unglück aufrecht erhalten hat."

„Aber auch das Dunkel Ihrer Tage ist nun vorüber, theuerste Freundin," sagte Herr Dupreux tief gerührt. „Wir werden nicht eher ruhen, bis wir Sie so glücklich sehen, wie Sie es irgend wünschen können. Durch unsere Mittel und unseren Credit wird sich Ihr Haus bald wieder zu seinem alten Glanze erheben. Einer von uns wird Sie zurückbegleiten und die Geschäfte Ihres Gatten ordnen."

„O, wie überreich belohnen Sie die kleine Wohlthat, die wir Ihnen einst erzeigten," rief Luise mit Thränen in den Augen aus. „O, mein Vater!" setzte sie tief gerührt hinzu. „So trägt die gute Saat, die du einst ausstreutest, noch nach so späten Jahren deinen Kindern Früchte, gleich einem kleinen Samenkorn, das zum mächtigen Baume emporwächst, und spät noch Kinder und Kindeskinder mit seinem kühlen Schatten segnet! Mit wie bangen Gefühlen betrat ich dieses Haus, und wie glücklich und getröstet verlasse ich es wieder! — Das hat der Herr gethan, der Name des Herrn sei gelobt!"

„Ja, der Name des Herrn sei gelobt," wandte sich der ältere Herr Dupreux an seine Kinder. „Wir waren arm, und der Herr hat uns reich gemacht, wir waren verlassen, und der Herr hat sich unser angenommen! Denn wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten und seine Gebote halten."

„Aber er kann auch eben sobald erniedrigen, als erhöhen! Darum, meine Kinder, wandelt allezeit so, daß euch euer Herz nicht verdammet. Bewahret euch den Schatz eines guten Gewissens, dann habt ihr eine Freudigkeit zu Gott und eine feste Stütze bei jedem Wechsel des Schicksals."

Eine Nacht im Walde.

Von T. W. Henninges.

Es braucht nicht einmal ein amerikanischer Urwald zu sein mit Panther, Bär und Klapperschlange; oder eine nordische Wildniß mit Rudeln hungriger Wölfe, um eine abenteuerliche Nacht zu durchwachen. Wer da als geübter Fußreisender vielleicht den Harz, das Riesengebirge oder den Schwarzwald durchgewandert, der weiß ja wohl davon zu sagen, wie leicht es Einem widerfährt, von einer gegebenen Richtung abzuweichen und ganz allmälig in ein Dickicht zu gerathen, aus dem unendlich schwerer herauszukommen, als man

sich hineinverlor, und so gezwungen ward in wildfremder Umgebung eine Nacht zuzubringen.

Es erzählt Einer seine Erlebnisse so: Ich verließ um vier Uhr Nachmittags ein einzelnstehendes Gasthaus, um noch bei guter Zeit in einem drei Stunden entfernten Dorfe einzutreffen. Der Weg war mir möglichst genau beschrieben, und die ersten Merkzeichen trafen richtig zu; ich passirte die Brücke; dann kam eine lange Wiesenstrecke bis sich das Flüßchen um eine Felsecke wandte; dort betrat ich den Wald, den ich in gerader Richtung binnen zehn Minuten durchschritten haben würde. So sagte der Wirth; die Thatsache aber gestaltete sich anders. Es ist nicht leicht, im Walde bei wenig begangenem Wege, die gerade Richtung einzuhalten. Nachdem ich länger als zehn Minuten gewandert, befand ich mich vor einem Wasser. Der Wald bestand hier aus jungem Holz, und allem Anschein nach war drüben der Ausgang. Wie aber über das breite und vielleicht auch tiefe Wasser kommen? Ich mußte versuchen, es zu umgehen. Zu dem Behuf wandte ich mich rechts. Die Sonne war soeben untergegangen, und die Sichel des neuen Mondes stand freundlich am Himmel, dessen Blau allmälig zu dämmern begann. Bald aber wurde das Gezweige über mir dichter und die Baumstämme stärker; ich gerieth immer tiefer in den Wald. Sollte ich umkehren? Aber von wo kam ich? Dem Mond nach zu urtheilen mußte hier Westen sein, und in südlicher Richtung hatte ich zu gehen. Wasser war mir nicht mehr im Wege, aber kein Pfad nirgends zu sehen, und dunkler wurde es mit jedem Schritt. Es ahnte mir, daß ich mich in der Nacht nicht herausfinden werde; aber es war ja so mild und so still; selbst die befiederten Sänger hatten sich schon in ihre

Schlafstätten zurückgezogen. Doch aber nicht alle, denn plötzlich begann eine Nachtigall ihre wundervollen schmelzenden Töne zu flöten, und aus einem fernern Theile des Waldes antwortete eine andere. Sollte ich das für ein liebliches Schlummerlied nehmen und mich irgendwo niederstrecken? — Nein, ich wollte noch einen Versuch machen, herauszukommen und eine menschliche Behausung zu erreichen. Schien es nicht als würde es etwas heller? Ja, ich betrat eine Lichtung, so daß ich doch über mir ein Stücklein besternten Himmels sah; aber die Stelle war eng, und ringsum hochragende Bäume. Doch, halt, ist dies nicht Gemäuer? Ja, aber bald erkannte ich es für eine alte Ruine, deren bröckelndes Gestein kein Obdach bot. Hatten hier einst Ritter oder Mönche gehaust? Gingen vielleicht noch um Mitternacht ihre Geister darin um? Shakespeare sagt: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt." Ich überlegte, was das Gerathenste sei, hier in der Nähe zu bleiben, oder tiefer in den Wald einzudringen?

Vielleicht ließ sich morgen von hieraus am ersten ein Pfad finden. Seitwärts stand eine alte Buche, zwischen deren Wurzeln schwellendes Moos ein annehmbares Lager gewährte. Hier ließ ich mich nieder. Es lag sich schön. Die Waldesstille lud zum Schlaf ein, die Augenlieder senkten sich mehr und mehr.

Plötzlich fuhr ich auf! Was war das? Ein Krach, wie wenn eine Thür zugeschlagen würde. Nun war ich wieder völlig wach. Ich lauschte aufmerksam und schaute mich um. Da, in geringer Entfernung kauerte etwas in schwarzem Gewande und weißem Haupte. Plötzlich rief es aus der Ruine her: ‚Komm mit, komm mit!'—Darauf hin bewegte sich der weiße Kopf der kauernden Gestalt, wurde größer und flog nach dem Gemäuer zu. Wieder ward es still. Ich lächelte zwar, aber ein gelindes Gruseln überkam mich doch, während ich mir sagte: „Hm, eine Schleiereule und ein Käuzchen;" noch dazu, da es jetzt hinter mir krachte wie von brechendem Gezweig. Kam etwas? Nein alles schwieg; ich streckte mich wieder aus und legte den Hut über den Kopf. Ein Weilchen Ruh; dann aber war es mir als stieße Jemand an den Hut; ja, mehr, als blase oder hauche es mich an. Ich rührte mich nicht; es schien mir sogar als höre ich flüstern; endlich tappten leise Schritte fort. Vorsichtig hob ich den Kopf, es war aber zu dunkel, als daß ich etwas hätte sehen können. Während ich mich noch bemühte zu erkennen, ob es Kobolde oder Elfen waren, huschte plötzlich ein schwarzes Ding dicht vor meinen Augen durch. „Nein," sprach ich nun vor mich hin, „mit dem Schlaf ist's nichts, ich will den übrigen Theil der Nacht durchwachen." Ich setzte mich auf, lehnte den Rücken an den Stamm meiner Buche und dachte über das nach, was mich gestört hatte. „Was mich angehaucht hat, ist wahrscheinlich ein Reh gewesen, und was mir vor den Augen durchgeflogen, eine Fledermaus. Es geht ja unter Gottes weiser Führung alles natürlich zu; nur wenn wir der Phantasie freies Spiel gestatten, entstehen allerlei grause Gestalten, und der Aberglaube macht aus dem Käuzchenruf eine bedrohliche Warnung." Ich schaute aufwärts, dort blickte ein großer Stern durch das Laubwerk auf mich herab, als wollte er meine Gedanken auf höhere Gegenstände lenken. „Nun ja," fuhr ich fort, „da droben sucht ja das ahnende Gemüth eine Heimath, im Vergleich mit welcher alles Irdische ein leerer grauer Dunst ist. Wie klein erscheint da alles Zagen und Fürchten, wie nichtig alles Bangen vor möglichen Gefahren. Tragen wir nicht ein Herz in uns, welches einem Höheren gewidmet ist? eine Seele, die nur darauf wartet, um frei zu werden und sich des Irdischen zu entheben?"

Allmälig trat die Morgendämmerung ein, und mit ihr meldete ein Vöglein nach dem andern sein Erwachen durch ein fröhlich Morgenliedchen. Ich stimmte mit ein, und bald begrüßte ich auf einem gefundenen Pfade den Ausgang des Waldes.

Eine schlimme Fahrt.

(Von Paul Richter.)

So oft ich einen Wolf in Gefangenschaft erblicke, werde ich an ein unheimliches Abenteuer erinnert, welches einer meiner Freunde in seiner frühesten Jugend erlebte und durch dessen Schilderung er mich eines Tages in die höchste Spannung versetzte.

Die Besitzungen meiner Eltern — begann er — liegen zwar unweit des polnischen Grenzortes Wieruszow, aber doch ziemlich abseits und verlassen, und die einsam elende Landstraße mit den morschen, kahlen Weiden zu beiden Seiten, welche von dem großen Gehöft nach dem Städtchen führt, vermehrt nur den Eindruck der Verlassenheit. Dort verlebte ich meine Kindheit, und noch war ich ein fünfjähriger Knabe und konnte wohl kaum das Vaterunser richtig hersagen, als meinem Vater die Posthalterei von Wieruszow übertragen wurde, womit ihm unter Anderem auch die Obliegenheit zufiel, wenn sich in strengen Wintern die Wölfe aus dem Inneren Polens vereinzelt in jene Gegend schlugen und der Verbindung mit anderen Stationen gefährlich wurden, die Bestien abzuschießen und in Respekt zu halten. Dann durchstreifte er gewöhnlich fahrend oder reitend die Umgegend, verfolgte die Spuren und erlegte einzelne der Thiere, worauf es gewöhnlich wieder sicher wurde. Nur einmal weiß ich mich zu erinnern, daß eine größere Jagd stattfand, zu welcher die Gutsbesitzer der Umgegend eingeladen wurden.

Es war gegen Ende December, weit und breit lag Alles unter einer tiefen Schneedecke, und die Kälte hatte nachgerade eine Höhe erreicht, daß die Fenster mit einer brettdicken Eisdecke überzogen waren.

„Solch einen Winter habe ich noch nicht erlebt," hörte ich meinen Vater bei Tisch sagen, „da werden wir wohl bald die Wölfe hier haben."

Von draußen drang das helle Schellengeläute der eben anlangenden Schlittenpost herein und eine Weile darauf erschien der alte Maciej unter der Stubenthür.

„Gelobt sei Jesus Christus," grüßte der alte Postillon unter seinem eisbedeckten Barte hervor.

„In Ewigkeit, Amen," erwiderten wir seinen frommen Gruß.

„Na, Maciej, gibt's was Neues?" examinirte mein Vater.

Der Alte wischte sich den Reif vom Barte, rieb sich Gesicht und Nase und erwiderte dann schwerfällig: „Ja, Herr, in Wielun sagen sie, die Wölfe sind da!"

„Die Wölfe?" fragten wir wie aus einem Munde.

„Ja, Herr, auch mein Schwager Pissorz hat mir's gesagt; Herr, dem haben sie in voriger Nacht die Ziege im Stall gefressen!"

Während sich nun der Alte dem Ofen näherte, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen, überließ er uns der Wirkung seiner beunruhigenden Nachrichten, welche einen sehr verschiedenen Eindruck auf uns machten.

Meine Eltern wechselten einen ernsten, sorgenvollen Blick, mein ältester Bruder zischelte dem Vater etwas ins Ohr, und die kleine Francka klammerte sich weinend an meine Mutter; ich aber theilte nicht ihre Furcht, sondern beschloß diesmal eine Heldenthat und machte im Stillen meine Pläne. „Der Vater wird auf die Wolfsjagd fahren," dachte ich. Noch hatte ich keinen lebendigen Wolf gesehen, und so wollte ich einmal eine Wolfsjagd mitmachen.

Uns Kindern wurde streng untersagt, das Gehöft zu verlassen, der Vater und der Bruder gingen hinauf in die Giebelstube, wo die Gewehre hingen, und eine halbe Stunde später hörte ich meine Mutter mit Beiden im Nebenzimmer eine lange Unterredung führen, wobei es mir vorkam, als ob sie dieselben von einem Unternehmen abhalten wollte. Zum Schluß hörte ich meinen Vater sagen: „Es wird wohl nicht so schlimm sein, dann aber werde ich übermorgen eine große Jagd veranstalten."

„Nun ist es Zeit," dachte ich. Rasch zog ich mir die Pelzstiefelchen und den dicken Büffelüberzieher an, setzte mir das Pelzbarett mit den langen Ohrlappen auf und hing mir die Pelzhandschuhe um. Darnach stahl ich mich aus dem Hause über den Hof in den offenstehenden Schuppen, verkroch mich unter den Sitz des leichtesten Schlittens und harrte geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Nicht lange brauchte ich zu warten, da kam Koba, unser bewährtester Kutscher, hastig in die Remise. Ich hatte mich nicht getäuscht, er schob das Gefährt, in dem ich mich befand — ein leichter, aber solider Holzschlitten mit breiten, festen Holzkuffen—eiligst aus dem Schuppen, ohne mich zu bemerken, und legte dann vier jener kleinen aber flinken und ausdauernden polnischen Pferde vor, die muthig wiehernd ihre langen zottigen Mähnen schüttelten.

Schnell war das Gespann fertig und schellend trabte es vor die Hausthür, wo schon mein Vater und mein Bruder, die neuen doppelläufigen Perkussionsbüchsen auf dem Rücken, seiner harrten, um schnell Platz zu nehmen. Die Peitsche knallte und fort ging's im raschen Trabe.

Bisher hatte ich nur gewagt, ab und zu einmal verstohlen unter der Sitzdecke hervorzugucken, und auch jetzt wagte ich mich noch nicht hervor und wich nur vorsichtig jeder Bewegung der vier Beine unter dem Sitze aus, um mich nicht zu verrathen.

So mochten wir wohl eine Stunde gefahren sein, als der Schlitten auf einmal anhielt. Ich hörte von „Spur" sprechen, meinen Bruder absteigen und dem Schlitten vorangehen, der nun langsam im Schritt folgte. Nach einer Weile hielt der Schlitten wieder, mein Bruder stieg ein und in kurzem Trabe ging es weiter.

Noch mochten nicht zehn Minuten vergangen sein, als auf einmal in rascher Aufeinanderfolge zwei Schüsse krachten — ein markdurchdringendes Geheul folgte, und leise wie ein Echo aus der Ferne klang dasselbe Geheul vielstimmig zurück. Noch einmal knallte es und dann ward es still.

Nun aber fing mir in meinem Versteck an angst und bange zu werden; ich hielt es nicht mehr aus, und als ich meinen Bruder vom Schlitten springen hörte, kroch ich schnell hervor, um meinem Vater, um Verzeihung flehend, die Knie zu umschlingen.

„Mein Gott, du hier?" hörte ich ihn rufen, sah ihn zusammenfahren und erbleichen. Zu weiterem Wortwechsel war keine Zeit, denn schon nahte mein Bruder, der einen starken Wolf auf der Schulter trug, ihn hinten auf den Schlitten warf und dann schnell in denselben hineinsprang. Auch meinen Bruder sah ich bei meinem Anblick zusammenschrecken. Beide Männer nahmen mich jetzt in ihre Mitte, mein Vater befahl dem Kutscher schnell umzudrehen, und dieser warf die Pferde blitzschnell herum. Fort ging es wie der Wind über die glitzernde Schneefläche, die kleinen Pferde leisteten Außerordentliches. Hei, wie wir dahinflogen, es begann mir ordentlich Freude zu machen; ich lachte hell auf, doch mein Vater blickte nicht, wie sonst, lächelnd auf mich nieder, sondern saß so ernst und still an seinem Platze, mich fest in seinen Armen haltend.

Wiederholt sahen er und ebenso mein Bruder sich unruhig um, dann rief mein Vater dem Kutscher immer von neuem zu, die Pferde anzutreiben, und die Peitsche fuhr dann immer von neuem über die fortrasenden Thiere dahin. Wenn der schmale Weg eine scharfe Biegung machte, kam der Schlitten immer in bedenkliches Wanken und nicht selten sauste er haarscharf an den Bäumen vorüber, die er sogar einige Male im Vorüberfahren so hart streifte, daß das ganze Gefährt in seinen Fugen krachte. Dann pflegte mich stets mein Vater fester zu umschlingen, und wenn ich ihn anblickte, sah ich ihn bläsſer werden.

Immer öfter und unruhiger wandten sich die Männer um, und immer von neuem trieb Koba die Pferde an, die ich noch nie hatte so laufen sehen und nun begann ich zu begreifen, daß es noch etwas Besonderes mit uns sein müsse. Aengstlich entwand ich mich den Armen des Vaters und blickte mich ebenfalls um. Da — ich traute meinen Augen nicht—da war ja ein ganzes Rudel Wölfe,

kaum einige hundert Schritt von unserem Schlitten entfernt, hinter uns her.

„Vater, Vater, Wölfe," rief ich ängstlich, wenn ich auch die Gefahr noch nicht in ihrem ganzen Umfange begriff; es war mehr eine kindische Furcht, die mich an den Vater, als meinen gewohnten Schutz, fester schmiegen hieß, aber so hatte ich meinen Vater noch nie gesehen — so bleich, so ernst, kaum kannte ich ihn wieder, und wie er mich so eigenthümlich ansah, da fing mir an angst zu werden und ich begann bitterlich zu weinen und zu klagen, flehte und bettelte, daß er mir nicht böse sein solle, ich wolle ja künftig nie wieder ungehorsam sein.

„Künftig," hörte ich meinen Vater heiser sagen, darauf zuckte es eigenthümlich auf seinem Gesicht und dann sah ich kalten Schweiß auf seine Stirn treten. In regelmäßiger Folge flogen die Weiden am Wege an uns vorüber, und es war Alles weit und breit todtenstill um uns, nur ab und zu drang ein vielstimmiges Geheul zu uns her. Wie hatte ich mir eine Wolfsjagd doch so ganz anders vorgestellt.

Da — was war das? Ein gewaltiger Ruck, der Schlitten wankte und dann sahen wir die vorderen beiden Pferde mit den Leitzügeln davonjagen. Das eine der beiden vorderen Pferde war gestürzt, dann wieder blitzschnell in die Höhe gesprungen, und hatte dabei die vordere Wage von der Deichsel geschlagen, wodurch die beiden Vorderpferde frei wurden, davonjagten und die an ihnen befestigten Leitzügel mit sich nahmen, so daß der Schlitten nur noch von zwei Pferden gezogen wurde, die sich wegen der fehlenden Zügel völlig selbst überlassen blieben.

Als die zurückbleibenden beiden Hinterpferde ihre Kameraden fortjagen sahen, da suchten sie ihnen mit doppelter Kraft zu folgen, und keuchend schnoben sie hinterdrein, aber die Last des Schlittens hielt sie zurück und immer mehr verlangsamte sich ihr Lauf und immer schwerfälliger schleppte sich das Gefährt durch die Geleise des Weges vorwärts, indeß das Geheul der hungrigen Bestien hinter uns immer näher kam.

Fester umschlang ich jetzt meinen Vater, er aber machte sich sanft aus meiner Umarmung los und sein Blick nahm etwas Starres, fast Wildes an. Er wandte sich jetzt mit meinem Bruder um, und Beide nahmen die Büchsen zur Hand. Auch ich wandte mich furchtsam zurück und sah nun die Wölfe dicht hinter dem Schlitten herstürzen, vorweg ein starkes Thier, das ab und zu ein Geheul ausstieß, in welches dann die anderen einstimmten. Ein Schuß krachte, ihm folgte durchdringendes Geheul, abermals knallte es und dann noch einmal. Jeder Schuß streckte eine Bestie nieder und ward von einem Wuthgeheul begleitet. Die Wölfe schienen das Pulver zu respektiren, denn sie blieben wieder ein wenig zurück. Doch die Bewegung unseres Gefährtes verlangsamte sich fortwährend, vergeblich suchte der Kutscher die keuchenden Pferde anzutreiben, sie taumelten fast vor Ermüdung, und er mußte froh sein, sie auf den Beinen zu erhalten.

Kaum hatten die Männer ihre Büchse wieder geladen, als sich die Bestien dem Schlitten von Neuem bedenklich genähert hatten. Wiederum krachten vier Schüsse kurz hintereinander und ihre Opfer wälzten sich heulend in ihrem Blute und wiederum ließen sich die Unholde ein wenig zurückhalten. Aber schon begann es zu dämmern und noch immer war das Gehöft nicht zu sehen. Mit Recht schöpfte mein Vater die Vermuthung, daß sich der Kutscher in der Hast verfahren hätte.

„Koba, du hast vor der Brzeczinke den falschen Weg eingeschlagen," sagte er.

„Ja, Herr, aber wir müssen hier bald wieder auf den richtigen Weg kommen," suchte der Kutscher zu beruhigen.

Immer mehr nahm die Dunkelheit zu und immer frecher erneuerten sich die Angriffe der Wölfe, die wir jetzt wie dunkle, gespenstische Schatten über die Schneefläche gleiten sahen. Die Männer sah ich verzweifelte Blicke nach vorn richten—sie mochten wohl nach dem Gehöft ausschauen, das sich noch immer nicht blicken ließ, und ich hörte meinen Vater leise ein inbrünstiges Gebet flüstern.

Fester umkrampften die beiden Männer ihre Büchsen, denn schon hörten wir deutlich wieder das unheimliche Schnaufen der Bestien hinter uns, und dann heulte es wieder in wildem Chor, aber nicht mehr hinter uns, sondern auch von den Seiten, rings im Kreise. Die Wölfe hatten uns überholt, eingeschlossen und es stand uns nun ein Angriff von allen Seiten bevor—wir waren verloren. Ich sah, wie meinem Vater, als ob ihn alle Kraft verlassen hätte, die Büchse entsank, wie er mich dann mit seinen Blicken suchte, wie er mich einen Moment starr ansah—doch nur einen Moment—und dann wieder hastig nach der Waffe griff.—Dann hörte ich, wie mein Bruder nach vorn schoß, wahrscheinlich um die Bestien, welche die Pferde von der Seite angriffen, niederzustrecken; dabei machten die Pferde tolle Seitensprünge und der Schlitten flog bedenklich schaukelnd hin und her. Hierauf sah ich, wie mein Vater ein paarmal nach hinten schlug, sah, wie eine der Bestien keck nach hinten auf den Schlitten sprang, aber wohl zu kurz, weil der Schlitten gerade bei einem plötzlichen Satze der Pferde ein mächtiges Stück vorwärts flog, so daß der Kolben von meines Vaters Gewehr sein Opfer nicht erreichte und nur dumpf auf die Rücklehne des Schlittens niederschmetterte.

Noch einen letzten Blick sah ich meinen Vater nach vorwärts richten, gewahrte dann, wie die Pferde plötzlich in sausender Carriere vorwärts stürmten, wie wir kurz darauf scharf um eine Waldecke bogen und die Männer bei dem Anblick von Lichtern in einen Freudenruf ausbrachen; das Gehöft war vor uns, kaum noch ein paar hundert Schritte waren wir vom rettungverheißenden Ziel entfernt—unter neuer Hoffnung hieb der Kutscher auf die ermatteten Thiere ein. Es folgte ein schrecklicher Augenblick der Spannung. Der Hufschlag der keuchenden Pferde, das Knirschen des Schnee's unter den

Schlittenkufen und das Heulen der Bestien hinter uns— das sind Töne, die sich für ewig in mein Gedächtniß gruben.

Da flogen wir durch das Hofthor, Alles sprang von den Sitzen auf, doch die Pferde waren in Ermangelung der Zügel nicht zum Stehen zu bringen und pfeilschnell flog das Gefährt quer über den Hof, dem offen stehenden großen Wagenschuppen zu. Sausend flog der Schlitten in den Schuppen und der Anprall an die gegenüberliegende Wand brachte ihn zum Stehen. Blitzschnell hatte mich mein Vater ergriffen, war aus dem Schlitten gesprungen und hatte mit einigen Sätzen die nach dem Futterboden emporführende Leiter erklommen; die Anderen waren ihm halb unbewußt mit dem Instinkte der Gefahr gefolgt und der dumpfe Fall der umgeworfenen Leiter mischte sich mit dem Geheul der hereinstürzenden Bestien und dem schreienden Aufwiehern der nun rasend um sich schlagenden Pferde.

Während dies unten geschah, standen die Männer oben einen Augenblick stumm nebeneinander und sahen dann verwirrt einander an, als ob sie sich erst über die Lage, in der wir uns befanden, klar werden müßten.

Plötzlich griff mein Vater nach der Stirne, dann machte er mich fast rauh von seinen Knieen, die ich weinend umklammerte, los, schritt nach dem Dachfenster des Bodens und schrie den infolge des Tumultes aus dem Hause und aus den Ställen mit Lichtern und Laternen herbeigestürzten Leuten zu, das Schuppenthor zu schließen. Dieselben schienen erst jetzt den Sachverhalt zu begreifen, denn mehrere liefen mit Schreckensausrufen in das Haus zurück, aber einige der beherztesten Knechte eilten nach dem Schuppen und warfen die Thorflügel zu, worauf Alles herbeisprang, um sie von außen zu verbarrikadiren.

Indeß hatten sich unten die hungrigen Bestien der ermatteten Thiere bemächtigt und unter ihren scharfen Gebissen endeten diese ihr Leben. Die Männer aber sah ich jetzt die Gewehre auf die Wölfe richten, und nun krachte Schuß auf Schuß in regelmäßiger Folge durch die Bodenluke hinunter. Jeder war von einem markerschütternden Schrei begleitet, und die Bestien, welche bald die Falle erkannten, in der sie sich befanden, sprangen unten mit Wuthgeheul umher. Doch immer weniger wurden der Stimmen, bis der letzte Schuß die letzte Bestie verstummen ließ. Inzwischen waren die männlichen Dienstboten des Gutes, mit Knüppeln und allerlei Wirthschaftsgeräth bewaffnet, herbeigeeilt und öffneten nun die Thore des Schuppens. Aber welch ein Anblick bot sich ihnen dar. Dreizehn starke Wölfe lagen verendet umher, während weiter hinten die blutigen, bis auf die Knochen zerfleischten Körper der unter den Zähnen der Bestien verendeten Pferde lagen. Es waren die schönsten Pferde des Gutes, und mein Vater weinte später bei dem Anblick der entstellten Thiere, die ihren treuen Dienst mit dem Leben bezahlt hatten.

Oben umarmten und küßten sich nach überstandener Gefahr Vater und Bruder. Da machte sich der Erstere plötzlich los, wandte sich um und suchte mich mit seinen Blicken. Da kroch ich aus dem Winkel hervor, in den ich mich furchtsam versteckt hatte, und eilte den Armen entgegen, welche sich zitternd nach mir ausstreckten. Er schloß mich heftig an seine Brust und blickte mich dann lange an, aber nicht mehr so eigenthümlich, wie unterwegs, sondern er lächelte dabei, während die Thränen aus seinen Augen stürzten. Langsam stieg er auf der inzwischen von unten wieder aufgerichteten Leiter herunter, doch er wankte und mußte von meinem Bruder gestützt werden.

Unten aber stürzte meine Mutter auf uns zu. Sie hatte meine Abwesenheit von Hause längst bemerkt und war auf den richtigen Verdacht gekommen, daß ich die Männer auf die Wolfsjagd begleitet hatte. Furchtbare Stunden verzweiflungsvoller Pein hatte sie ausgestanden und sie entriß mich jetzt den Armen des Vaters, um mich mit einem freudigen Aufschrei und Dank zu Gott an sich zu pressen.

Baumwollenzucht.

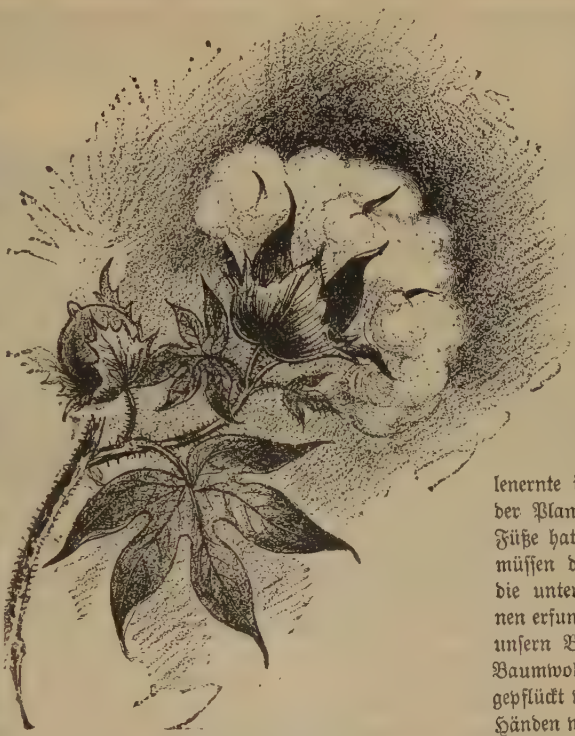
Von R. M.

I.

Die Baumwolle, deren Cultur der Menschheit zu unschätzbarem Segen geworden ist, gehört zu den malvenartigen, strauchähnlichen Pflanzen der wärmeren Zone. Sie erzeugt in den Samenkapseln eine spinnbare Faser, welche den Samen umgibt, mit der Zeit die Kapsel vollständig füllt, zur Zeit der Reife dieselbe zersprengt und dann wie ein Ballen der allerreinsten weißen Wolle an der Kapsel hängt, bis sie geerntet wird. Jede Kapsel besteht aus drei bis fünf Samenzellen, worin sich von drei bis zehn Samen befinden, welche aber nur mit Mühe von der Wolle zu trennen sind.

Die Baumwollenpflanze ist von sehr delikater Natur und zartem Organismus, bedarf deßhalb zu ihrem Gedeihen ein eigenthümliches Klima und eben solchen Boden, um sich vollständig zu entwickeln. Aus den eben angeführten Ursachen ist auch die Culturmethode in allen Ländern, wo die Baumwolle gedeiht, beinahe dieselbe; doch hat man in den Vereinigten Staaten solche Fertig-

keit erzielt, daß jetzt von hier die beste Baumwolle erlangt wird. Die Pflanze ist eigentlich keine einjährige Pflanze, aber man hat entdeckt, daß es vortheilhafter ist, sie nach der ersten Ernte zu zerstören und alljährlich neuen Samen anzupflanzen, indem die zweite Ernte der ersten weit nachsteht an Reichthum und Qualität.



Die Vorbereitung des Landes für Baumwolle geschieht in den Wintermonaten; sobald dann keine Anzeichen von Spätfrost im Frühling mehr zu fürchten sind, wird das Land in Beete abgetheilt, welche nach der Qualität des Landes drei bis vier Fuß breit sein dürfen; in diese Beete wird der Same dann in Reihen gesäet, nachdem man den Grund zuvor mit einem kleinen, besonders zu diesem bestimmten Pflug geöffnet hat; doch geschieht es auch, daß man den Samen in Gruppen von 12 bis 18 Zoll Entfernung einlegt. Die Saatzeit beginnt im März und währt, nach Umständen, worunter besonders die Witterung zu beachten ist, bis Mai. Nach acht bis zehn Tagen kommt die Pflanze zum Vorschein, und muß dann vom Unkraut reingehalten und gehörig verdünnet werden, damit die Pflanzen sich nicht drängen. Der Boden sollte trocken sein, und viel Regen ist sehr schädlich; doch kommt es hierbei auch viel auf die Lage der Plantage an, indem Hügelland mehr Feuchtigkeit erfordert als niedriges Flachland.

Die Ernte beginnt gegen Ende August und dauert bis October, oder bis der Frost der ferneren Entwickelung der Baumwolle ein Ende macht. Die Baumwollenernte ist eine wichtige Zeit auf der Plantage; was Hände und Füße hat, auch Kinder und Greise müssen da mithelfen. Ehe man die unterschiedlichen Erntemaschinen erfunden hatte, welche wir auf unsern Bildern zeigen, mußte die Baumwolle alle mit den Händen gepflückt werden, und auch mit den Händen wieder vom Samen gelöst. Letzteres war nicht blos eine ungeheuer mühsame, sondern auch sehr schädliche Arbeit, indem sie besonders die Lungen angriff und zerstörte.

Die erste Vorkehrung, um die Arbeiter vermögend zu machen, die Arbeit einer Ernte auszuhalten, zeigt Fig. 1: eine Vorkehrung, welche dem Arbeiter seinen eigenen Körper, und deßhalb auch den daran befestigten schweren Korb tragen hilft, denn es ist unmöglich, auch nur wenige Tage diese Arbeit zu schaffen und noch auf den Beinen zu

Fig. 2

bleiben. Dieses ist die erste Erfindung, um Arbeit und Mühe zu sparen in dieser Richtung, doch zeigt Fig. 2, daß sehr bald noch bessere Vorrichtungen getroffen wurden. Das zweite Bild zeigt einen Erntewagen, welcher kaum einer näheren Erklärung bedarf, indem ja das Bild zugleich auch die Methode deutlich zeigt. Dieser Wagen ist die Erfindung eines Pflanzers in Louisiana.

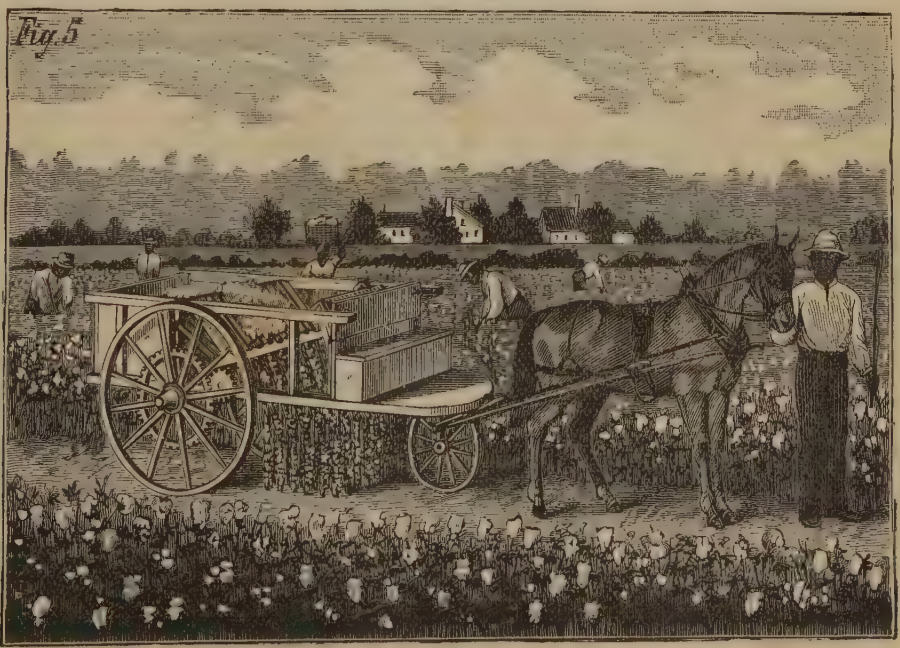
Die Baumwollencultur ist sehr alt; in Indien ist dieselbe seit undenklichen Zeiten bekannt, und auch in Afrika ist sie schon längst betrieben worden, welches sich aus den Annalen Egyptens ersehen läßt. In Amerika fand schon Columbus Baumwolle, aber von einer Cultur war keine Rede. Die Einführung der Baumwolle datirt sich auf 1536 zurück, während die Ausfuhr erst 250 Jahre später anfing.

Die amerikanische Baumwolle ist die feinste, und läßt sich am feinsten verarbeiten, deßhalb controliert sie auch den Markt. Leider hat die Baumwollencultur in Amerika's Geschichte eine traurige Rolle gespielt, und ist großentheils mit Blut geschrieben in den Annalen. Als die Constitution verfaßt wurde, war Sklaverei vorhanden, aber so gering, daß die Verfasser der Constitution ganz aufrichtig der Meinung waren, in zwanzig Jahren gäbe es keinen Sklaven mehr in Amerika, und sei deßhalb nicht der Mühe werth, sich darüber zu zanken. Damals dachte freilich noch Niemand, was die Zukunft in

Fig. 3

ihrem Schooße barg; allein schon nach wenigen Jahren beugte sich der südliche Pflanzer und schrie: "Cotton is king!" Baumwolle ist König. Von Nord Carolina, bis hinab nach Mexiko, ist ein Land und Clima, wie man dasselbe für Baumwolle gar nicht besser denken kann, die See Islands, längs der karolinischen Küste, sollen sogar die beste Baumwolle der Welt liefern.

Als nun die Welt mehr und mehr nach Baumwolle schrie, mußten sich natürlich die Kräfte mehren, um Baumwolle zu schaffen, und ganz in Uebereinstimmung mehrten sich dann auch die Maschinen, zur Erleichterung und Ersparung der Arbeitskräfte; so zeigt Fig. 3 eine neue verbesserte Erntemaschine; aber weil eben immer noch sehr viel Handarbeit übrig blieb, mußten andere



Mittel ergriffen werden, und die Menschensklaverei, anstatt auszusterben, nahm einen Aufschwung, der ganz unbeschreiblich ist. Die Sklaven waren in soweit billiger, als alle anderen Kräfte, weil sich jeder Pflanzer seine jungen Kräfte selbst nachzog, wie etwa der nördliche Bauer sein Vieh; nur war bei den Sklaven der Verlust, daß man die alten und abgearbeiteten nicht schlachten und essen konnte. Handelsleute von Boston und den östlichen Staaten rüsteten nun Schiffe aus für den Baumwollen- und Sklavenhandel, welche beide Geschäftszweige in kurzer Zeit das Hauptgeschäft des Südens machte.

Eine große Verbesserung in Erntemaschinen zeigt uns Fig. 4. Diese Einrichtung pflückte die Baumwolle von den Stauden, Walzenbürsten fingen sie auf und eiserne Kämme reinigen die Bürsten nnd deponiren die Wolle in besonders eingerichtete Kasten am Wagen, wie der Leser auf dem Bilde sehen kann.

Um einen Begriff von der Ausdehnung der Baumwollencultur zu erlangen, muß man einige Zahlen haben. Im Jahr 1770 verschifften die Vereinigten Staaten im Ganzen 2000 Pfund; im Jahr 1791, bereits 189,316 Pfund, und im Jahr 1800, nicht weniger als 17,789,803 Pfund. Die Ausfuhr nahm beständig zu bis ins Jahr 1860, wo sich die Exportation auf 2,160,000,000 Pfund belief. Natürlich hat dieser Handel dem Handel in Wolle große Conkurrenz gemacht, indem baumwollene Stoffe bedeutend billiger hergestellt werden konnten.

Als nun England anfing Fabriken zu bauen und Spinnereien einzurichten, konnte Amerika den Bedarf gar nicht mehr allein liefern. Die Pflanzer jammerten um eine Erfindung, welche die Baumwolle von dem Samen trennte durch Maschinerie, denn dieses geschah bis jetzt mit der Hand. Ein Herr Whitney hörte die Klage; er war ein Künstler in solchen Erfindungen. Whitney schloß sich einige Wochen in seine Werkstätte ein, und kam dann mit einem Modell hervor, welches die Arbeit von vierzig Negern verrichtete; er patentirte seine Maschine, aber weil er ein armer Mann war, betrogen ihn die Pflanzer um sein Recht; im Gericht konnte er nichts gewinnen, weil die südlichen Richter nach dem Grundsatz: Baumwolle ist König, handelten, so daß Whitney für seine Erfindung noch nicht einmal Dank, vielweniger Vergütung erntete; aber in kurzer Zeit hatte jeder Pflanzer eine Maschine, nach Whitney's Patent verfertigt. Recht war die Sache nicht, aber Gewalt beugt das Recht; leider.

Die Freundschaft.

Von Schwarzwälder.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein.
.....
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund',
Mische seinen Jubel ein." (Nach Schiller.)

Ueber die Freundschaft zu schreiben, ist in unseren Tagen keine leichte Aufgabe, denn die Erzählungen der Alten tönen wie verhallte Lieder, und das in Frage stehende Wesen ist gegenwärtig ein fremdes; es gleicht der Sage alter Weisen, wenn dieselben von den Göttern des Alterthums reden, oder es hat vielleicht auch durch den Lauf der Zeit Mode angenommen und ist wie ein durch Pocken Vernarbter unkenntlich geworden.

Die Philosophie hat dem praktischen Leben in sofern einen Vorsprung abgewonnen, sie erzählt von Dingen, welche man an der Beschreibung nicht erkennen kann; oder aber, die Dichter haben uns ein Bild gemalt, dessen Wesen längst verblichen ist. Es sollte nicht so sein, aber es ist nun einmal so, und was ist da zu machen?

Wo die Schuld liegt, kann ich nicht sagen, aber irgendwo liegt sie; ob es Mangel an Menschenkenntniß, übertriebene Erwartung, schonungslose Strenge, oder das Heer von Irrungen und Mißverständnissen ist, weiß ich nicht, denn es möchte ja ebensowohl Mangel an männlicher Treue, oder Ueberfluß an Selbstsucht und Eigennutz sein; es läßt sich da nicht leicht urtheilen. Soviel ist jedoch sicher: wer in der Freundschaft das gefunden hat, was er suchte, der wird für ihre Beständigkeit alles thun, was Herz und Sinn ihn zu thun antreibt. Leider hat sich schon ein alter Kirchendichter gedrungen gefühlt, sein Herz durch folgenden Seufzer zu erleichtern:

„Auf Erden sind die Freunde rar,
Und bei dem falschen Weltgetümmel
Ist Redlichkeit oft in Gefahr."

Im alltäglichen Leben findet man die Freundschaft selten ohne Maske, es ist etwa so: wenn Hans den Kunz lobt, dann lobt Kunz den Hans, und das nennt man dann gewöhnlich Freundschaft. Freilich, gibt es nun einige praktische Alltagsmenschen, die fassen das sprichwörtlich auf und sagen: „Kratze du mich, dann kratze ich dich auch, denn es ist kein Pfosten nahe, daran wir uns reiben können." Da wäre denn die Freundschaft Nebensache, die Hauptsache ist das Kratzen.

Wahre Freundschaft ist kein irdisches Gewächs, sie ist göttlicher Natur und macht Menschen uneigennützig; das Wort ist wohl eine Zusammensetzung von dem: was ein Freund schafft; dann ist es aber ganz verschie-

den von dem Ding, welches man heutzutage unter dem Namen Freundschaft auftischt. Zeige mir die Freundschaft, damit ich dir sie beschreibe, denn das Lied Schiller's von der Bürgschaft ist entweder blos eine dichterische Erfindung, oder—die Freundschaft wandelt incognito unter uns. Wer heutzutage Bürge wird, der muß auch blechen, und allgemein bekannt ist der Spruch: „Bei Geldsachen hört die Gemüthlichkeit, d. h. die Freundschaft, auf;" dieses aber bedeutet so viel als: „So war's nicht gemeint, lieber Freund." Einige wollen sogar behaupten, Schiller habe in seiner Begeisterung Dinge geschrieben, welche er selbst bezweifelte, und daß Dichter große Vorrechte genießen, wissen wir ja alle wohl genug; so mag auch seine „Bürgschaft" eins davon gewesen sein.

Es wird behauptet, wahre Freundschaft könne blos da existiren, wo sich die Herzen in Gott einigen, das will ich wohl gelten lassen, denn wir haben Jonathan und David als Zeugen. Nun heißt es aber auch dort gleich dabei: „Und der Knabe wußte nichts darum; allein, Jonathan und David wußten um die Sache. Ist das ein Wink, als könne man zu einem wahren Freundschaftsbund keine Drei brauchen, oder am Ende gar nicht finden?

Freundschaft muß nicht zu schnell geschlossen werden, sonst hält sie nicht aus; um Eisen zu schweißen, müssen beide Stücke in der Glühhitze sein, sonst gibt es keine Verschmelzung, und die Sache hält nicht aus. Wenn du einen Freund findest, dann mußt du ihn mit allen seinen Schwachheiten und Mängeln behalten, man sagt Alle haben welche, und mußt ihn gegen jeden Dritten vertheidigen und entschuldigen, bis du ihn selbst gesehen hast. Wenn dein Freund dir nur mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften Freund ist, wozu nützt ihm deine Freundschaft? Solches sollen sogar die Wilden auch thun.

Neulich ist mir ein Büchlein in die Hände gekommen, das behauptet, es gebe eine Freundschaft, welche blos körperlich sei: wenn man z. E. zwei Pferde nebeneinander stellt und gibt ihnen Zeit, dann gewöhnen sie sich so zusammen, daß keins daß andere entbehren kann, und sie wollen nicht mehr ohne einander sein. So macht gleiche Noth oft Freunde; gleiche Wünsche führen auch oft ganz ungleiche Kameraden zusammen, und es heißt sogar, daß Pilatus und Herodes, welche zuvor einer des andern Schatten nicht sehen mochten, Freunde wurden, als es sich um den Sturz Jesu handelte.

Freundschaft, im richtigen Sinne des Wortes, kann ohne Vereinigung der Herzen nicht bestehen; aber Herzen, welche nicht gemeinsame Sache machen können, sind wahrer Freundschaft unfähig, bis sie Herzen finden, welche übereinstimmend schlagen. Nenne das Ding, welches im Allgemeinen Freundschaft genannt wird, mit irgend einem Namen, nur nenne es nicht Freundschaft, du möchtest sonst leicht, wenn einmal sich das reine Wesen findet, keinen Namen dafür haben.

Es ist kaum der Mühe werth, die Thatsachen zu verdecken, daß wenig wahre Freundschaft existirt, wenn ich die Sache auch verdecken und bemänteln wollte, es käme ja doch an den Tag, wie es in Wirklichkeit steht; die Bibel würde es verrathen. Schon der gute alte Hiob hat seine Freunde kennen gelernt, aber nota bene, erst als er ein armer Mann und in Noth war, dann rief er in der Bitterkeit seines Herzens: „Meine Freunde sind meine Spötter; sie haben mich vergessen." In seinem Elend erst hat er eingesehen, daß „Freunde in der Noth, gehen hundert auf ein Loth;" warum konnte er dieses nicht früher sehen? Weil er es nicht geglaubt hätte, wenn man es ihm auch gesagt hätte. Aber auch David hat eine Geschichte zu erzählen in dieser Richtung, er sagt: „Mein Freund, dem ich mich vertraute, der mein Brod aß, tritt mich unter die Füße." Auch Jeremias tritt auf, um Zeugniß abzulegen; freilich möchten Manche sagen, er habe die Welt immer von der Schattenseite betrachtet, aber so lange sein Zeugniß unangefochten steht, muß es als Wahrheit gelten, denn es ist im Wort verzeichnet: „Ein Jeglicher aber hüte sich vor seinem Freunde — denn — ein Freund verräth den andern." Obwohl zwar Sirach apokryphisch schreibt, sagt Luther doch, seine Schriften seien nützlich zu lesen. Dieser Mann aber hatte Erfahrung und eine gewandte Feder, um seine Erfahrungen für die Nachkommen aufzuzeichnen. Er kannte den Werth eines treuen Freundes, denn er sagt: „Laß dich nicht bewegen, daß du deinem Freunde gram werdest." Dann aber räth er auch: „Vertraue keinem Freunde, du habest ihn denn erkannt in der Noth, ... denn es sind viele Freunde, weil sie es genießen können." „Bleibe treu deinem Freund in seiner Armuth, und schäme dich nicht ihn zu schützen," hörst du etwas über ihn, „sprich deinen Freund drum an, denn man lüget gerne auf die Leute." „Ein guter Freund ist nicht mit Geld oder Gut zu bezahlen," darum „Halte werth deinen Freund, und halte ihm Glauben," denn ein Jeglicher spricht wohl: „ich bin auch ein Freund; aber Etliche sind allein mit dem Namen Freunde."

So wollen wir denn die gut gemeinten Winke wohl beherzigen, denn Vorsicht ist eine gar feine Tugend; aber wir wollen doch auch noch ein Wort von der anderen Seite sagen, denn auch diese Sache hat ihre zwei Seiten. Jesus hat auch mit seinen Jüngern darüber geredet, was von der Freundschaft zu halten sei, und hat gezeigt, daß ein Freund sogar sein Leben gibt um eines Freundes willen, und dann im höchsten Gefühl seiner Wohlgewogenheit blickt er sie an und spricht: „Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid." Ihm darf aber kein Uneingeweihter erklären, was er unter Freundschaft versteht, er macht es selbst klar durch seinen offenen, rückhaltslosen und ungezwungenen Umgang mit ihnen. Sein Zutrauen zu ihnen war der beste Beweis seiner Freundschaft: „Ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut," er aber hat ihnen alles vertraut; seine Neigung, seine Gefühle, und sein ganzes Wesen ging in

ihnen auf, und die Freundschaft brachte eine solche innige Vereinigung zu Stande, daß er sie nur mit der Rebe am Weinstock vergleichen konnte. Vor seinem Leiden nannte er sie Freunde, hernach aber Brüder. Zum Beweis der Freundschaft gab er ihnen nach dem Abendmahl Brod und Wein, welche er gesegnet hatte, und diese waren von nun an Zeichen und Siegel des geschlossenen Bundes zwischen ihm und ihnen.

Ein Palästina-Reisender erzählt, daß er einst in ein Lager von Arabern gekommen sei, und weil er nicht die Nacht dort zubringen wollte, habe der Sheik ihm gesagt: „Bleibe, bis ich wiederkehre;" nach einiger Zeit kam er zurück und brachte Brod, brach dasselbe, gab dem Reisenden die Hälfte, während er die andere Hälfte aß, und sagte dann: „Jetzt sind wir Freunde und Brüder, denn es ist Brod und Salz zwischen uns, ich werde dich auf die Gefahr meines eigenen Lebens schützen, denn dieses Brod verläßt das Herz eines ehrlichen Beduin's nie; den Franken kann man nicht trauen, denn sie halten nicht Brod und Salz," d. h. sie sind wortbrüchig; unter Franken verstehen sie aber gewöhnlich alle Europäer.

Wahre Freundschaft ist nach christlicher Anschauungsweise eine Vereinigung der Herzen durch gleiche Gesinnung und Neigung, aber nur in Uebereinstimmung zum Guten; daher auch echte, volle und dauernde Freundschaft nur unter sittlich Guten stattfinden kann. Außer Christo finden wir noch ein echtes Vorbild wahrer Freundschaft im Neuen Testament, welches uns zur Nachahmung dienen kann, Paulus und Thimotheus.

? dieses ist ein krummes Fragezeichen, aber ich kann es nicht ändern, denn es kommt nie gerade, wo man dasselbe brauchen will; gerade hier aber sieht es mehr als gewöhnlich krumm aus, denn es ist mehr als gewöhnlich bedeutungsvoll. Warum besteht so wenig wahre Freundschaft in der Welt? Langsam, langsam, nicht alle auf einmal, denn mir ahnt, jeder Leser hat seine Antwort, und jeder will zuerst antworten. Ich hätte freilich auch eine bereit, aber kenne ich denn die Menschen und die Welt genug um hier maßgebend zu antworten? Sind meine Ansichten der Dinge so klar, daß ich dieselben als Regel in die Welt hinaussenden darf? Ich wage es nicht; aber ich kenne Einen, der hat Erfahrung, er ist viel gereist und hatte mit allerlei Menschen Verkehr, er ist auch nicht vorwitzig, er hat seine Ansicht erst gesagt, als er bereits ein alter Mann war, und nachdem er die Welt so ziemlich von allen Seiten betrachtet und genau beobachtet hatte; seine Antwort soll hier unterstrichen stehen: „Sie suchen Alle das Ihre." Da liegt der Knoten, denn wo Eigennutz und Selbstsucht das Herz regiert, da kann von wahrer Freundschaft keine Rede sein. Erst dann offenbart sich die Freundschaft zwischen Jonathan und David in ihrer vollen Schönheit, wenn man bedenkt, daß Jonathan rechtmäßiger Thronerbe war, und trotzdem er sah, daß er durch seine Freundschaft ein Königreich verliere, war er David geneigt, und es berührte die Freundschaft nicht; ebenso auf der anderen Seite: David wußte, daß er zum König bestimmt war, und doch gab er sich mehr als einmal in die Gewalt des Kronprinzen, ohne auch nur einmal zu fürchten, dieser möchte unreine Absichten hegen. Diese beiden liebten sich um des Charakters willen, nicht um deß willen, was die Zukunft für sie bringen, oder ihnen rauben könnte.

Eigennutz ist ein wüster Geselle; obwohl sein Haus nicht an der Hauptstraße liegt, hat er doch einen Schlagbaum und ein Zollamt neben demselben eingerichtet, und ohne Weggeld darf seine Straße keiner ziehen, denn sein Motto ist: „die Lebendigen muß ich mir zu Nutz machen, von den Todten ist nichts mehr zu erwarten." Wer kann mit solchen Menschen lange Freundschaft pflegen, da man doch schon von Anfang sieht, man muß dienen, bis man nicht mehr kann, um dann mit Schimpf davongejagt zu werden?

Der wahre Freund drängt sich dir nicht auf—die anziehende Kraft der Seele nur bringt ihn deinem Herzen nahe. Er theilt mit dir dein Geschick und deines Lebens Anfechtungen. Was dir die Erde überhaupt Fröhliches und Befriedigendes geben kann, das findest du, wenn du einen guten Freund gefunden hast. Nichts ist verloren, so lange dir dein Freund noch bleibt, nur mußt du nie das Unmögliche erwarten. Rede ich in Schwärmerei? Sind meine Worte Phantasiegebilde? Dann bin ich nicht schuld daran, dann hat einfach das Wort seinen wahren Sinn verloren, und Menschen suchen sich gegenseitig mit Schmeicheleien hinter das Licht zu führen; ich bin nicht schuld daran. — Dieses nennt man Gedankenstrich, und ist ein Zeichen für den Leser, das, was er noch selbst weiß, hinzuzudenken.

Der brave Eckensteher.

In einer der lebhaftesten Straßen von Berlin bekam ein armer, fremder Mensch einen Anfall von Fallsucht oder „fallenden Krankheit", wie man das entsetzliche Uebel auch nennt. Bald sammelte sich ein Haufe Neugieriger um den armen Leidenden, der auf der Erde lag und erschrecklich schlug und zuckte, aber keiner dachte daran, ihn von der naßkalten, kothigen Straße aufzuheben und ihn unter ein Obdach zu bringen.

Tritt auf einmal ein reichgekleideter dicker Herr hinzu, sieht den Unglücklichen und spricht in einem Tone, als hätte er der halben Welt zu befehlen: „So schafft doch den armen Menschen in ein nahes Haus! Mit dem Gaffen wird's nicht gethan! Rasch!"

„Det soll jleich jeschehen, schönster Herr," sagte darauf

ein Eckensteher, der eben herzugekommen war, „aber anders nich, als wenn Se dabei bleiben!"

„Wozu das?" fragte trotzig der vornehme Herr.

„Det will ick Ihnen offenbaren, schönster Herr," fährt der Eckensteher fort, „unser eens hat keine Stimme nich in einem fremden Hause. Is aber so een schöner Heer dabei, der so fein det Commando führt, wat die jemeenen Leute aus purer Barmherzigkeit thun sollen, so jeht's jleich besser!"

„Nun, so macht nicht lange Federlesens," sagt der Herr, „und packt an!" Der Eckensteher packt nun vorsichtig den Kranken und trägt ihn in ein nahes Haus. Auf des Herrn ersuchen gestattet es der Hausbesitzer nicht nur, sondern bringt auch mancherlei herbei um dem Armen zu helfen, der sich bald wieder erholt.

Hierauf will der Herr weggehen.

„Halten sie jefälligst," ruft der Eckensteher. „Schönster Herr, unser eens lebt vom Verdienst. Sein Se so jut und geben Se mich meinen Verdienst. Se haben befohlen und ick jehorcht!"

Der Herr mißt den Eckensteher mit stolzem Blick und sagt: „Am Ende soll ich euch für eine Handlung bezahlen, die ihr von selber hättet thun müssen? Was geht mich der fremde Mensch an?

„So?" ruft der Eckensteher lachend aus. „Ick meente, der Kranke jinge Se viel an, weil Se sich so viel für ihn annahmen! Seh'n Se aber mal meenen Armschild an. Ick bin Nr. 70, und habe uf der Polizei jelobt, überall zu Dienst zu sein, wo Jemand nich selber zujreifen mag. Ne, schönster Herr, so jeht et nich! Se zahlen fünf Jroschen Kurrant, dann is et jut!"

Schon fing die stets wachsende Anzahl der Umstehenden an, in ein lautes Gelächter auszubrechen über die komische Miene des Eckenstehers, und der dicke Herr mochte denken: Mach den Prozeß kurz und gib's dem Schlingel! Er zog einen schweren Beutel und reichte ihm zehn Groschen.

„Det is schönerös," sagte der Eckensteher, uf Ehre, schönerös! Ick bedanke mir schönstens." Als er aber merkte, daß sich nun der Herr fortmachen wollte, faßt er ihn beim Arme und sagte: „Ne, ne, schönster Herr, so jeht's nich! Haben Se nun bezahlt, so sollen Se ooch noch einen Ogenblick verweilen, bis det Schauspiel zu Ende is!"

Hierauf bückt er sich zu dem Kranken, reicht ihm die zehn Groschen und sagt: „Siehste, armer Menschenbruder, det jibt dir een armer Eckensteher, der sieben Kinderchens hat; nu wollen wir mal sehen, wat die Andren thun!"

Alle die zugegen waren standen betroffen, aber einen Augenblick später brachen sie in lauten Jubel über die schöne That des Eckenstehers aus. Jeder gab dem Armen nach Kräften, und selbst, von dem schönen Beispiele ergriffen, drüber hinaus. Auch der dicke Herr griff tüchtig in den vollen Geldsack und zählte nicht, was er dem Armen in die Hand gab. Des Eckenstehers That hatte sein Herz bewegt. Auch ihm wollte er geben für seine „sieben Kinderchens"—aber als er sich nach ihm umsah, hatte er sich stille davon gemacht!

Aus dem Leben der Spinnen.

Von R. M.

Wem wäre nicht schon einmal eine Spinne über den Weg gelaufen? Das meint natürlich: wer hätte sich nicht schon einmal geärgert? Dieses ist aber nicht die einzige ungerechte Anspielung, welche sich die Spinne gefallen lassen muß, wie wir noch sehen werden. Die Spinne ist ein seltsames und in vielen Hinsichten ein merkwürdiges Thier; dabei aber allerwärts ein verrufenes Geschöpf, welchem besonders die Damen feindlich gesinnt sind. Warum dieses so sein sollte, kann ich nicht mit Gewißheit vermelden: vielleicht wegen der dummen Fäden und Geweben allenthalben; vielleicht auch wegen des garstigen Vergleichs, welchen der böse Volksmund zwischen einer gewissen Classe Damen und den Spinnen oft anstellt; ich weiß es ja nicht und bin unschuldig an der fatalen Geschichte. Aber das weiß ich: so verrufen die Spinne auch ist, und so ungern man sie sieht, sie ist ein interessantes Geschöpf. In wiefern? Ei, wegen ihrer Tausend guten und bösen Eigenschaften; besonders aber auch wegen der dunklen Geschichten, welche man über ihre Herkunft munkeln hört, denn die Sage verbindet ja gar greuliche Geschichten mit der Spinne, so daß man sie schon fürchtet, wenn man nur ihre Gestalt erblickt. Der Aberglaube beschäftigt sich sehr viel mit Spinnen, und das ist wohl Jedermann bekannt, daß der Aberglaube einen starken Halt am Volk hat.

Fangen wir uns einmal einen solchen Unhold von Spinne und betrachten ihn ein wenig genauer. Wir haben hier den vollen Typus der Gliederthiere, aber die übliche charakteristische Gliederung des Körpers ist nicht vorhanden; Kopf und Bruststück sind ein Ganzes und auch der Hinterleib ist ohne Gliederung. Die gegliederten Körperanhänge, welche aus den vier Beinpaaren und den zwei Paar Mundwerkzeugen als Kieferfühler und Kiefertaster bestehen, können als Uebergangsformen

zu den Insekten, beziehungsweise zu den Krebsen betrachtet werden.

Auf dem Felde.

Was die innere Organisation der Spinne angeht, so treffen wir bei unserer Sektion auf einen Verdauungskanal, dessen Magenabschnitt fünf Paar Blindschläuche enthält; wir sehen ferner eine vielfach verästelte Leber und zwei Harnkanäle, ein ausgebildetes Gefäßsystem, in welchem das Blut pulsirt, als Athmungsorgane sogenannte Lungensäckchen, die durch zwei Spalten auf der Unterseite des Hinterleibes mit der Außenwelt communiciren, dann die Geschlechtsorgane und das Nervensystem, das aus der Gehirnmasse und aus einem sternförmigen Brustganglion besteht. Von Sinneswerkzeugen, die ja bekanntlich mit dem Nervensystem in nächster Beziehung stehen, kennen wir nur Tastorgane und Augen, welch letztere wegen ihrer verschiedenen Stellung als Gattungscharaktere gelten. Gehörorgane sind nicht bekannt. So sagt man, weil wir bislang im Spinnenkörper kein Organ gefunden haben, das für ein Gehörorgan hätte ausgegeben werden können. Allein, in diesem Falle kann uns nicht die anatomische Untersuchung, sondern nur das physiologische Experiment Aufklärung verschaffen, weßhalb hier zunächst die experimentale Untersuchungsmethode am Platze ist. Hier muß aber nun berücksichtigt werden, daß in allen Fällen, wo ein Thier auf äußere Sinnesreize nach dieser oder jener bestimmten Richtung hin reagirt, wir unsere Empfindungen auf das Thier übertragen und darnach urtheilen oder sagen: es sieht, riecht, schmeckt, fühlt oder es hört. Ob es aber diese Dinge thut, gerade wie wir, das wäre immerhin noch eine zu entscheidende Frage. Dr. Ernst Voges sagt in seiner Schrift: Wenn also die

Das vollendete Heim.

Spinne in unverkennbarer Weise auf Schallläußerungen reagirt, so sagen wir: sie hört, womit zugegeben wird, daß sie auch Werkzeuge haben muß, welche die Schallreize zur Empfindung bringen.

Ich experimentirte nun im Nachsommer mit mehreren größeren Kreuzspinnen, die ihre Netze in einer Epheulaube aufgespannt hatten. Eine Spinne, welche behaglich im Centrum ihres Netzes saß und sich an nichts kehrte, zeigte ein auffallendes Benehmen, sobald Schallläußerungen in ihrer Nähe producirt wurden. Strich ich mit dem Bogen über eine Saite der Geige, so zuckte die Spinne augenblicklich zusammen, daß das ganze Netz in Bewegung gerieth und richtete den Vorderkörper aufwärts, indem sie wie tastend die Vorderfüße emporhob, als suche sie dem unbequemen Geräusch auf die Spur zu kommen.

Zu Haus.

Wiederholte ich die Geigenstriche einige Mal, so lief sie erschreckt aus dem Netze nach ihrem Schlupfwinkel, einem zusammengerollten, umsponnenen Epheublatte, das durch Gespinnstfäden mit dem Netze in Verbindung stand. Gerade so verhielt sich die Spinne, wenn ich an eine Glocke schlug und diese zum Tönen brachte. Sie reagirte mithin auf die Schallreize und brachte die Schallempfindungen durch ihr Gebahren, das durch keinerlei andere Ursachen zu erklären war, zum sichtbaren Ausdruck.

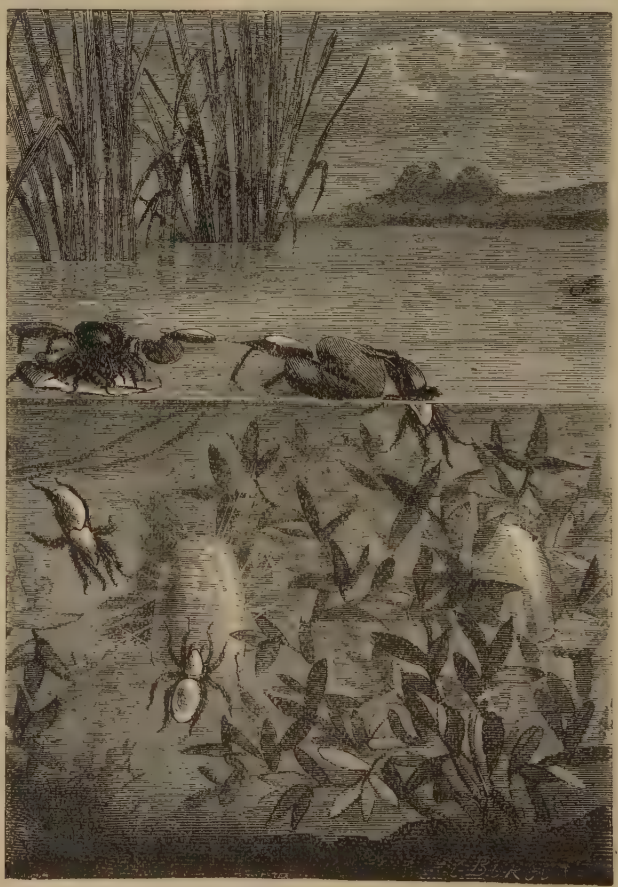
Die Versuche wurden öfter und mit mehreren Spinnen angestellt und allemal mit dem gleichen Erfolge, so daß nach dieser Richtung hin eine Täuschung über jene Reaktionserscheinungen ausgeschlossen bleibt. Ueberdies kann Jeder, ob Forscher oder Laie, das Experiment wiederholen und sich davon überzeugen, daß die Spinne „hört." Wiederholte ich sodann die Schallreize öfter und in möglichst gleicher Tonhöhe bei ein und demselben Thiere, so schien es mir, als reagirte es nicht mehr so energisch darauf wie anfänglich. Es war, als gewöhne sich die Spinne an das Geräusch, das sobald es aber wieder stärker wurde, die Spinne verscheuchte. Sie ist also nicht nur für Schallläußerungen überhaupt empfänglich, sondern unterscheidet hiernach auch die Strecke des Tones.

Wir sagen also, die Spinne hört; aber wo sie ihre Ohren hat, ist nun auszuforschen. Ein besonderes Organ, wie bei den Gliederthieren, oder auch wie bei unterschiedlichen Kerbthieren, ist nicht zu finden. Man nimmt jetzt fast allgemein an, daß ein gewisser Nerv, welcher in der Haut vorkommt, Träger des Schalles ist. Man findet solche Nerven in den Körperringen der Fliegen, ebenso an den Grundlagen der Schwingenkolben der Fliegen und auch an den Beinen der Käfer. Aehnliches muß bei den Spinnen, vielleicht in den Borsten, welche die Haut,

bedecken, der Fall sein. — Am meisten wissen wir über die Eigenschaft des Spinnens der Spinne zu erzählen. Eine alte Volkssage, welche unter den frühesten Völkern gang und gäbe war, erzählt, daß die Spinne dem Spinnen ihr Dasein verdanke; sie soll nemlich dem Machtspruch einer verdrießlichen Göttin entstanden sein. Wir glauben so etwas nicht, aber die Sage läßt sich ja immerhin erzählen; das ging so zu: Die Göttin Athene hatte eines Purpurfärbers Töchterlein, der gelehrigen Arachne, das Weben gelehrt, und diese ihrer göttlichen Lehrmeisterin übermüthig einen Wettstreit angeboten. Trotzdem die Göttin sie unter der Gestalt einer alten Frau warnte, blieb Arachne bei ihrem Vorhaben und verfertigte ein kunstreiches Gewebe, welches die Liebesgeschichte der Götter darstellte. Doch man versuche die Götter nicht, am aller wenigsten mit Liebesgeschichten: die Göttin zerriß erzürnt das herrliche Gewebe, und Arachne erhängte sich in ihrer Verzweiflung. Ihr wurde freilich von der Göttin das Leben wiedergegeben, aber in Gestalt — einer Spinne, damit sie beliebig weben und hängen könne.—Der Webstuhl der Spinne ist ein apartes Kunststück, über welches die Frau Spinnerin ganz nach Belieben verfügt. Dieser Webstuhl liegt auf der hinteren Körperspitze in Gestalt von sechs kegelförmigen Warzen, die gelenkig mit der Körperhaut verbunden sind. Diese Warzen sind überdies so beweglich, daß sie sich dicht an einander legen können und weit aus einander spreizen, wodurch das eine Mal ein dicker einfacher Faden, das andere Mal zahlreiche dünne Fäden entstehen, wie wir sie sehen, wenn die Spinne die im Netze gefangenen Insekten in das gesponnene Todtenlaken wickelt.

Die Kreuzspinne.

Betrachten wir den künstlichen Webstuhl in seinen einzelnen Theilen, so besteht jede Spinnwarze, mit Ausnahme der mittleren, aus einem kugelförmigen Grundstück und aus einem ovalen Endstück, das von jenem durch eine ringförmige, oft schräg verlaufende Furche abgeschnürt ist. Entspricht das Grundstück dem Webstuhlgestell, so würde das Endstück dem Webstuhlgeschirr entsprechen, wo die Webthätigkeit beginnt. Hier ist nemlich das Spinnfeld, auf dem zahlreiche ungleich große Spulen stehen, die, wie die Spinnwarze selbst, durch besondere Muskeln bewegt werden. Ueber welch ansehnliches Arbeitsgeräth die Spinnfelder der sechs Warzen verfügen, erhellt aus dem Umstande, daß auf die vorderen beiden Warzen je ein Spinnkegel und etwa je 70 Spinnspulen kommen, auf die mittleren beiden je drei Kegel und etwa je 150 Spulen, und die hinteren beiden



Die Wasserspinne.

Warzen haben je fünf Kegel und etwa 120 Spulen. Der ganze Webstuhl oder auch Spinnrocken, wenn man will, kann also mit rund 700 Spulen arbeiten! Es gibt Naturforscher, welche die Spinnfähigkeit sogar auf 1000 Spulen stellen, doch will ich lieber bei der niedrigeren Zahl bleiben, denn ein Tausend ist fast zu hoch gegriffen, wenn man alle diese Spulen auf etwa dem 32. Theil des halben Körpers einer Spinne zählen muß. Die einzelnen Spulen erscheinen unter dem Mikroskop leicht S-förmig gebogen und bestehen aus einem längeren Grundrohr und dessen kürzerer Spitze. Das Grundrohr ist derbwandig, es verjüngt sich nach der Spitze hin und schlägt da, wo es in die Spitze überführt, eine Falte, so daß die Basis der Spitze von einem vorstehenden geschweiften Rand umgeben ist, etwa wie die Kerze auf dem Leuchter. Die Spitze läuft scharf aus und ist mit einer feinen Oeffnung gekrönt. Die Spulen der anderen Warzen sind im Grundtheil kürzer oder die Röhre läuft conisch zu und hat eine concave Endfläche, auf welcher die lange, etwas gebogene Spitze sitzt. Die Spinnkegel, von denen wir im Ganzen 18 zählen, sind bedeutend kürzer, aber größer als die Spulen. Sie haben freilich auch denselben Bau, indem auf einem conischen Grundstück eine kegelförmige Spitze steht, aber in einer weit complizirteren Form als bei den Spulen. Außer den Spinnröhren trägt die Warze endlich auch noch längere oder kürzere Borsten. Wenn wir diese Borsten mit den Spinnröhren vergleichen hinsichtlich ihres anatomischen Baues, so tritt eine unverkennbare Aehnlichkeit auf. Sie entspringen von der Haut in derselben Weise, und an ein Grundstück setzt sich eine Spitze. Die Borsten, wie die Spinnröhren, sind besondere Hautbildungen und gleichwerthige Organe. Die Spulen sind nichts weiter, als umgewandelte Borsten. Während sich von den gleichwerthig angelegten Organen die einen im Laufe ihres Wachsthums zu Borsten entwickelten, wurden aus den anderen Spinnröhren.

Wo nimmt die Spinne ihr Garn her zu ihren wundervollen Geweben? Das ist eine Frage, welche wohl gemacht werden darf, und an der richtigen Antwort fehlt es auch nicht. Bei dieser Frage kann ich aber nicht umhin, ohne an meinen Landsmann Hebel zu gedenken und seinem Gedicht: „Das Spinnlein," ein wenig Raum zu schenken. Er sagt:

Wo hets de fini Riste g'no,
Bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wohl mengi Frau,
Sie wär so gscheit und holti au!
Jez lueg mer, wie's sie Füeßli setzt
Und d'Ermel streift und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
Es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
Es baut e Land-Straß in der Luft,
Morn hangt sie scho voll Morgeduft;
Es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandelt uf und ab,
Potz tausig, im Gallopp und Trab!—
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarte Fäden i,
Wirds öbbe solle gwobe sü?

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denk wol, der, wonis alli nährt,
Mit milde Hände alle git.
Bis z'friede! Er vergißt di nit.

(Schluß folgt.)

Vier Tage im Krieg.

Von C. A. Thomas.

2. Die Fenier.

Sie waren wirklich herüber gekommen, die hungrigen Gesellen, aus den angrenzenden Domänen Onkel Sam's und zwar unter dem Schutz einer neblichten Nacht; nicht in gar großer Anzahl, aber es waren ihrer mehr denn genug, die Ruhe der canadischen Grenzbewohner zu stören. Und wer waren denn eigentlich diese Fenier? Das will ich hier gleich erzählen, damit der Leser weiß, wen er vor sich hat. Nicht blos dem Namen nach hat sie der Magazinschreiber kennen gelernt, sondern er hat selbst eines Tages ein ganzes Schiff voll derselben persönlich in Augenschein genommen. Das waren Kerls. Große und Kleine, Junge und Alte, Magere und Fette, mit und ohne Uniform, Bewaffnete und Unbewaffnete (die Fäuste abgerechnet!): gerade wie sie ihre Hirten (Roberts und Sweeney) zu den Thoren Onkel Sam's hinausgetrieben hatten. Schon seit 1859 hatte der politische Geheimbund der Fenier in Irland bestanden; sie hatten sich einem alten irischen Häuptling, Namens Finn, nachgeheißen und nichts Geringeres als das zum Zweck sich gesetzt: Ihre geliebte heimathliche grüne Insel aus den Klauen des britischen Löwen zu befreien. Versteht sich, mußte da der nächste, beste und kürzeste Weg eingeschlagen werden. Wählerisch waren nun diese Jungens gewiß und gewiß nicht, denn sonst wäre es ihnen nicht einmal im Traum eingefallen erst Canada erobern und dann von dort aus gegen England vorrücken zu wollen. Revolutionäre haben meistens ebenso verrückte als unausführbare Ideen, und sie unterschätzen in ihrer Hast in der Regel die Kraft ihrer Gegner. Es war

purer Wahnsinn, für ein „Sammelsurium" irischer Schnappshelden, daran zu denken, ein Land von etwa vier Millionen Einwohnern zu überfallen und zu unterjochen. Ein Wunder war's drum nicht, daß viele Ir(r)länder aus den Großstädten Amerika's sich zu einem Befreiungskrieg engagiren ließen. Man hatte ihnen vorgeschwatzt, das Canada wäre leicht zu nehmen, es sei ein wildes Land, nur hie und da (alle paar Meilen!) ein Blockhäuschen, und da gäbe es kurzen Prozeß und langen Gewinn. (Haben's selbst gehört von Einem, der aus der Schule gesprochen, nachdem er den Schießprügel weggeworfen und das Hasenpanier ergriffen hatte.) Unter dieser süßen Vorspiegelung also war eine Abtheilung von ihnen bei Fort Erie gelandet. Da die Grenze nicht besetzt war, so hatten sie wenigstens einen Theil jenes ersten Freitags im Juni freies Spiel. Gleich hungrigen Wölfen warfen sie sich auf die friedlichen Bewohner, brachen in ihre Häuser ein, mißhandelten und drohten selbst mit dem Tod. Ihr Hauptziel war selbstverständlich immer der gefüllte Keller und die wohlbesetzte Speisekammer. Diese leerten sie buchstäblich aus, und was die wüsten Aufwiegler nicht in höchst eigener Person zwischen die Rippen kriegen konnten, das demolirten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit.

An den Ufern des Niagara wächst sehr viel Obst: Aepfel u. dgl. Da gibt es denn selbstverständlich auch viel Apfelwein und Apfelbutter. Nachdem diese Helden sich satt Apfelwein getrunken, ließen sie den Rest des Fasses in den Keller laufen; in diese Flüssigkeit dann warfen sie dreißig bis vierzig Gefäße voll Apfelbutter. Die Kleiderschränke leerten sie ebenfalls aus, und was ihnen nützlich däuchte, versteckten sie irgendwo für späteren Gebrauch. Wer ihnen in die Quere kam, den nahmen sie gefangen, schleppten ihn mit fort und zwangen ohne weiteres Jeden zu Kriegsdiensten. So hausten diese Burschen den ganzen Vormittag, so daß, wohl oder übel, die Bevölkerung sich flüchten und 'mal einstweilen landeinwärts dringen mußte.

Von Fort Erie aus hatten sie sich in zwei Colonnen getheilt; während die eine Horde westwärts nach Port Robinson zu drängte, marschirte der andere Haufen in nördlicher Richtung am Niagara hinab. Unmolestirt waren die Vorposten in die Gegend ter Black Creek gelangt, allwo ich wohnte. Diese Vorposten waren es gewesen, die jener stürmische Reitersmann verwittert, und die ihn veranlaßt hatten, sein Roß zu besteigen und im Interesse der „leidenden Menschheit" es männiglich Jedermann kund zu machen, daß die „Fenier" da seien. Für meinen Freund Herbold und — (ich gestehe es!) auch für mich, war das die offiziellste Kriegserklärung, die wir unter Umständen erwarten konnten. So entstand denn sofort die Frage, was am Besten zu thun sei, in dieser Calamität. Mein Blockhäuschen in eine Festungspalisade umzugestalten, war außer Frage — Schießluken hätten sich wohl leicht herstellen lassen, aber wo die Waffen und die Mannschaft hernehmen? Es waren unserer nur zwei, und zudem war Br. Herbold für all sein Leben nie beherzter in so Sachen, als hinter seinem Backtrog. Dem gefügigen Teig mit seinen Fäusten tüchtig einzubläuen, das verstand er aus dem FF. Ich selbst hatte bis dahin auch vorwiegend nur auf der Kanzel gestritten, und so kamen wir, da wir die Stärke des Feindes nicht kannten, zu dem Entschluß, nicht unnöthigerweise köstliche Menschenleben in Gefahr zu bringen. Und wer's noch nicht erfahren hat, der glaube es nur dreist, daß man bei so Gelegenheiten auch die Familie zu fragen hat. Der Kriegsrath dann bestand aus drei Personen, und er war kurz und entschied dahin, einen geordneten Rückzug zu veranstalten, und wenn möglich, eine Art Festung zu erreichen.

So kam's denn auch, nemlich:

3. Die Retirade.

Der fatale Reitersmann hatte alles in der Nachbarschaft auf die Beine zu bringen vermocht—nicht blos Menschen, sondern auch Thiere. Es war eine merkwürdige Aufregung! Furchtsame Weiber und Kinder standen an den Zäunen und weinten, und schauten ängstlich nach der Richtung hin, wo die unberufenen Eindringlinge herkommen sollten. Es ist wahr, wenn man dem aufgeregten Reiter Glauben schenken wollte, so schien's als seien die Schurken haufenweise in unmittelbarer Nähe.—

Fünf Meilen nördlich von hier liegt ein gar nettes Landstädtchen, Chippewa, die Heimath unseres lieben Bäckermeisters. Dahin beschlossen wir uns zurückzuziehen, d. h. 'mal einstweilen. Wir legten etliche gute Kleidungsstücke bei, bespannten unser Gefährt mit unserem treuen Kriegsdienst thuenden „Pony" und fort ging's nach Chippewa. Freund Herbold übernahm die Stelle eines Couriers. Kaum waren wir aber um die nächste Straßenecke gebogen — was sahen da unsere Blicke! Fenier? Nein, aber die Nachbarn trafen alle Vorkehrungen, ihre Habseligkeiten vor dem gierigen Gesindel sicher zu stellen. Die schönen Viehheerden trieb man landeinwärts, Werthsachen und Proviant vergrub man an sicheren Orten. Wer da Viel hatte, der war natürlich jetzt übel daran. Es sah bei allem Ernst der Sache doch höchst possierlich aus, diese lieben Landleute auf der Retirade begriffen zu sehen. Junge kräftige Bauernbursche, welche die Viehheerden trieben, hatten sich mit alten Büchsen, Vogelflinten, und wo das nicht im Hause war, mit anderen streitbaren Sachen beschultert. Und das möchte ich hier für diese Canadier zu sagen wagen, daß es nicht gerathen gewesen wäre, sich in den Besitz ihrer Habe setzen zu wollen, sie hätten sicherlich ihr Leben nicht so billig hergegeben.

Ein Umstand bleibt mir noch lange im Gedächtniß, nemlich dieser: Ein Mädchen, ebenso herzhaft wie kräftig, diente zur Zeit, von welcher ich erzähle, etwa drei Meilen von ihrer Heimath bei einem unserer Brüder. Sie hatte auch Kunde bekommen, daß die Fenier ins Land eingebrochen seien und möglicherweise die Gegend mit ihrem

Besuch beehren könnten. Ohne sich lange zu besinnen, sprang sie, einen Schurz über den Kopf bindend—damals waren junge Leute noch gar einfach — aus ihrer Küche hinaus, um den Ihrigen die Schreckenskunde so schnell wie möglich zu übermitteln. Ich sahe sie unweit meines Gefährtes, in voller Hast die Straße herabkommen. Wir fuhren ziemlich streng zu, und wo hätte ich doch auch nur im Entferntesten denken können, daß dieses Mädchen im Stande gewesen wäre, mit uns aufzuhalten! Aber sie that's — buchstäblich hatte sie zwischen zwei und drei Meilen mit meinem Pony im Trab in die Wette gelaufen; denn als wir an dem elterlichen Heim vorbeifuhren, bog sie um die westliche Ecke der Bauerei, ihrem Bruder begegnend, der mit den Hosen in den Stiefeln und einem Schießprügel auf dem Rücken, Pferde, Ochsen und Kühe landeinwärts trieb. Schweißtriefend trat das Mädchen in den Hof. Ihre Mühe war indessen vergebens gewesen, denn daheim hatte man den Stand der Dinge auch schon in Erfahrung gebracht. Aber da hatte ich ein wirkliches Bild, was ein gesundes canadisches Mädchen zu thun im Stande ist, wenn zur Jugendkraft noch ein Bischen Kriegerisches hinzukommt. Zwei volle Meilen im Trab springen!

Der Auftritt, der unserer wartete, als wir im hohen Mittag in Chippewa einfuhren, war ebenso drollig, als bezeichnend für so Zeiten. Herbold ist einer der ältesten und geachtetsten Einwohner mit. Man wußte so ziemlich allgemein, daß er an diesem Freitag Morgen in aller Frühe gen Buffalo gewandert war, und so erhoffte man mit seiner Rückkehr natürlich genaue, zuverlässige Nachrichten. Frau und Kinder hatten schon bange gehabt, wir seien in die Hände der irischen Subjecte gefallen, aber da — auf einmal fahren wir ins Städtchen ein. Es dauerte auch kaum einige Augenblicke, so waren wir mit Menschen dermaßen umringt, daß wir uns nicht mehr zu helfen wußten. „Sind sie da, die Fenier?" „Ja, leider!" „Gnad uns Gott, wo bleiben doch unsere (die britischen) Soldaten!" hieß es. Nach längerem Berathen wurden die Dörfler einig, eine Stafette auszusenden, die erforsche, wie weit die Aufwiegler schon vorgedrungen seien. Ein alter Veteran, Cooper, erbot sich freiwillig zu diesem Dienst; es dauerte auch keine halbe Stunde, so ritt er auf seinem Roß in scharfem Trab südwärts, um dem Feind auf die Spur zu kommen. Es war ein herzhaftes Unternehmen von diesem alten Soldaten. Aber der hatte eben auch schon manche Patrone im Zorn verbissen!

Mittlerweile suchten manche der furchtsamen Einwohner einen sicheren Hafen. Der war auch leicht zu finden; denn von Chippewa aus kann man fast mit einer guten Büchse nach des guten Onkel Sam's Domänen hinüberschießen, nur der majestätische Fluß liegt zwischen beiden Ländern. Doch die Ueberfahrt ist etwas gefährlich, da hier die Stromschnellen schon beginnen. Den Reichen wurde es am ersten bange, und nicht wenige gingen mit ihren Werthsachen hinüber, wenigstens bis auf Weiteres. Daß mein Kriegskamerad und ich Stand hielten, na, so viel Vertrauen hoff' ich, haben die Leser bei der Zeit doch in das Evangelische Magazin—so weit und nicht weiter, hieß es, und da mag jetzt kommen, was da will. Der Rumor war groß, die Nachrichten kreuzten sich wie die Telegraphen-Drähte drunten an unserer Superiorstraße, und wir wußten, daß kaum ein Viertel derselben in der Wahrheit begründet waren. In dieser Ueberzeugung setzten wir uns ruhig zu Tisch und langten tüchtig zu; denn das weiß jeder Soldat, daß man nach einem Marsch von zwei und dreißig Meilen einen scharfen Appetit bekommt, selbst wenn der Soldat „beritten" ist. Hat man sich im Gebet dem lieben Gott empfohlen und ein tüchtiges Mittagessen genossen, so behaupte ich, daß es sich auch etwas ruhiger in die Zukunft schauen läßt.—Doch weiter:

4. Onkel Sam.

Während Freund Herbold sein Mittagschläfchen hält—er hatte sich schon früh um vier aus Morpheus Armen gerissen — schauen wir uns um nach dem Stand der Dinge im Allgemeinen. Es muß bemerkt werden hier, daß die verlappten Fenier am 1. Juni 1866, nicht nur bei Fort Erie übergesetzt waren, nach der Königin Mutter Ländereien, um von da aus Irland zu befreien, sondern auch im Westen, Süden und Norden, waren größere und kleinere Haufen eingedrungen. Es sollte dies ein entscheidender Ausfall sein. Aber der Fenier denkt's und — Onkel Sam lenkt's. Dem hat die Fenier-Wirthschaft von vornherein nicht gefallen. Verhüten konnte er es nicht wohl, daß sie sich im Geheimen organisirt und ein Paar rostiger Waffen nach den Grenzen verschickt hatten, aber das that er, der freundliche Nachbar: sobald er gewisse Kunde von den Plänen dieses Gesindels hatte, sandte er Nachricht an die canadischen Behörden, was letztere zur Zeit auch dankend anerkannt haben. Wie gut ist's doch, um einen treuen, wackeren Nachbar—einen Nachbar, nicht entsprossen aus dem alten Cains-Geschlecht, das heute noch Jedem die giftigen Worte ins Gesicht wirft: „Soll ich meines Bruder's Hüter sein?" Ein solcher Nachbar ist aller Ehre und Liebe werth! Sei's nun Einer, der im nächsten Hause oder aber im angrenzenden Lande wohnt — es macht nichts zur Sache. Und diese edle Nachbarlichkeit, die sollte in der Welt mehr gehegt und gepflegt werden, es gäbe dann weniger Entzweiung, weniger Krieg und doch mehr Sieg!

In Toronto, der Regierungsstadt Ontarios, lagen damals die "Queen's Own," ein Regiment der besten Soldaten, die die Königin besitzt. Auch in Hamilton lagen eine Anzahl britischer Regulären; diese wurden sofort nach den Grenzen beordert. In Port Robinson und an anderen Orten, so sechs bis zehn Meilen westlich von Fort Erie, hatten die Behörden flugs die Miliz auf die Beine zu bringen gewußt und unter die Anführung des Capitäns King gestellt und baldmöglichst auch mobil gemacht, was also ein recht kriegerisches Aussehen gab. Per Telegraph erfuhren wir alle diese Vorgänge

und sie gereichten uns zu nicht geringer Freude. Mittlerweile, so gegen vier Uhr im Nachmittag, war auch Cooper, unsere Chippewaer Stafette, zurückgekehrt, und hatte die Mittheilung gemacht, daß er die Linie der Fenier durchritten und ihre etwaige Stärke und Ort der Stellung erforscht habe. Ueber dem brach der Abend herein, aber auch um so größer die Besorgniß der Leute. Alles sehnte sich nach dem Eintreffen der regulären Truppen, die in Chippewa per Eisenbahn landen sollten. Nach langem Harren brauste endlich das schwarze Dampfroß puffend zum Städtchen ein. Es hatte eine lange, schwerbefrachtete Wagenreihe zu ziehen gehabt. Nicht blos Infanterie, sondern auch Artillerie entlud sich vor den erstaunten Blicken der Städtler. Alles war auf den Beinen und schaute sich die bärtigen, wetterharten, kriegerischen Gesellen an. Und wie die mächtigen Kanonen, von vier bis acht starken Rossen gezogen, in der Abenddämmerung ihre ehernen Schlünde dem Publikum zeigten! Eine Art Schauder durchzog friedliche Menschen wie unser lieber Bäckermeister und mich, beim bloßen Anblick derselben. „Au wai, arme Fenier!" dachte ich, wenn die euch 'mal begrüßen. Und das will ich hier noch mit beifügen, obgleich es euch possirlich dünken mag, es stärkt nemlich eines Menschen Gottvertrauen doch gar sehr, wenn er mit einer Anzahl solcher ehernen Kolosse sich umgeben sieht. Chippewa war für diese Nacht im Belagerungszustand. Es wurden Posten gestellt; denn Morgen in aller Frühe sollte es losgehen und den Herren Fenier sollte 'mal das Kamisol gehörig ausgeklopft werden. Wie das alles kam, und wie es durch die Nacht im Städtchen zuging, das soll, will's Gott, in der nächsten Nummer erzählt werden. Bis dahin, lieber Leser, nur „keene Bange nich!"

Der Buchtmann und seine Frau.

Am Ende eines heißen Sommertages ging ich in den Schatten der Straße entlang, um meine gewöhnlichen Besuche in der Umgebung meiner Kirche zu machen. Der Theil der Stadt, nach dem ich meine Schritte hinlenkte, liegt nahe an der Meeresbucht und wird zum größten Theil von den „Buchtmännern" bewohnt, deren Geschäft im Fischen, und Ein- und Ausladen von Kähnen besteht; im Allgemeinen sind es verständige, fleißige und aufrichtige Männer, die ihre Familien anständig ernähren können. Einige derselben waren regelmäßige Kirchenbesucher, und in ihren bescheidenen Wohnungen, war ich kein fremder Gast. Ich hatte soeben die enge Straße betreten, welche nach der kleinen Gruppe Häuser am Wasser führt, als ich einen Ruf aus einem Hause hörte, das augenscheinlich aus den Planken eines gescheiterten Schiffes errichtet worden war.

„He! Halloh!" so tönte es an sein Ohr.

Ich wandte mich um und erblickte einen stämmigen Mann an der Thür mit zerlumpten Beinkleidern aus Segeltuch und einem blaugestreiften, verschossenen und zerrissenen Hemde. Kein Scheermesser hatte seinen Bart berührt, und sein wildes, rohes Aussehen ließ auf einen Mann von unordentlichem Lebenswandel schließen. „Halloh! hierher!" schrie er mit seiner heiseren Stimme in befehlendem Tone: „Sind sie Bootsmann von jener hohen betakelten Barke dort, oder nicht?" fragte er und zeigte dabei auf die Spitze der St. Johannis-Kirche.

„Wünschen Sie mit mir zu sprechen, mein Freund?" fragte ich ruhig, ohne anscheinend Notiz zu nehmen von seiner rohen Anrede in der Schiffersprache, unter der er die Verachtung des Predigers zu verbergen schien.

„Nun, das gerade nicht," erwiderte er nachlässig; „aber das alte Weib da drinnen hat ein Wort mit Ihnen zu reden. Sie geht auf die Reise und will von einem Prediger wissen, ob ihre Papiere alle in Ordnung sind."

„Reden Sie von ihrer Frau?" fragte ich, und sah ihn dabei mit mitleidiger Entrüstuug an.

„Ja, wenn Sie wollen, es geht mit ihr zu Ende. Sie wollte, ich sollte zu Ihnen gehen; aber es ist für einen Christenmenschen zu heiß, um den Kopf zur Thür 'rauszustecken, deßhalb hab' ich gerufen, als ich Sie sah."

„Ein Christenmensch? Sind S i e denn ein Christ?" erwiderte ich in einem Tone, der ihn außer Fassung brachte.

„Nun, davon kann ich nicht viel sagen. Eine Bande Heuchler sind sie alle. Ich mag nicht in Verdacht kommen, einer zu sein. Je weniger Prediger in der Welt, desto besser. Das ist meine Meinung."

„Ist Ihre Frau gefährlich krank?" fragte ich, als ich an ihm vorbei ging in das einzige Zimmer im Hause, in dem die Kranke in einer an die Wand genagelten Hängematte lag.

Die Frau richtete ihre Augen auf mich und lächelte mir ein Willkomm zu, indem sie ihre magere Hand ausstreckte.

„Gott sei gepriesen für diese Gnade!" sagte sie mit der schwachen Stimme einer Sterbenden.

Ich erwartete eine jener rohen Frauen zu erblicken, die Leute, wie dieser Mann, gewöhnlich heirathen, und war sehr erstaunt, eine anscheinend gebildete Frau vor mir zu sehen, in deren bleichen Gesichtszügen Verstand und Anmuth zu lesen war. Sie schien nicht über dreißig Jahre alt zu sein; ihr Ehemann war vielleicht zehn Jahre älter. Wie hier solche Liebenswürdigkeit mit der größten Gottlosigkeit und Roheit in den Banden der Ehe gepaart worden war, war mir unbegreiflich.

Ich hatte sie sogleich, als sie sprach, erkannt, als eine, die ich öfter im Gottesdienst gesehen, und deren Wohnung ich als Fremder noch nicht hatte entdecken können.

„Lieber Herr, ich wünschte mit Ihnen zu sprechen, ehe ich sterbe," sagte sie, indem sie meine Hand ergriff und sie mit Wärme drückte. „Gott hat mein Gebet erhört und hat Sie zu mir gesandt. O, beten Sie für meinen Mann!" Sie warf mit diesen Worten einen Blick nach ihm; er stand unter der Thür, und lauschte auf das, was im Zimmer vorging, während seine Augen auf die vorüberfahrenden Schiffe sich richteten.

„Grethe, wenn du den Prediger verlangt hast, um für mich zu beten, so hättet Ihr Euch beide die Mühe sparen können. Wenn es Gebete für mich gibt, Herr Doktor," sagte er mit höhnischer Miene, „so müssen Sie dieselben an den Teufel richten!"

Die Sterbende ließ meine Hand fahren und schloß ihre Augen, während ihre Lippen sich im Gebet bewegten. Ein Ausdruck von Geduld, sehr langer Geduld ruhte auf ihrem Antlitz, welches zur Genüge sagte, wie lange ihr Herz geübt worden war, den Widerspruch ihres rohen Ehemannes zu erdulden.

„Ich mag nichts wissen von Ihrer Religion," fügte er hinzu mit einem Fluche.

Ich wandte mich um und sprach zu ihm mit Nachdruck und Gefühl: „Sind Sie ein Mensch?"

„Nun, ich glaube, daß ich nicht ein Hund bin," erwiderte er höhnend.

„Gut, wenn sie ein Mensch sind, dann bedürfen Sie der christlichen Religion mit all den Segnungen, die dieselbe den Menschen bietet. Nur zwei Gattungen von Geschöpfen gibt es, die derselben nicht bedürfen. Die eine besteht aus Engeln; sie haben nie gesündigt, und deßhalb bedürfen sie auch keiner Buße und keines Erlösers. Die andere Classe ist das Vieh. Es bedarf keiner Religion; denn es hat keine Seele zu heiligen und zu retten. Die Engel und das Vieh bedürfen keines Heilandes. Doch der sündige Mensch hat eine unsterbliche Seele zu retten; er hat gesündiget und braucht deßhalb einen Erlöser, ja er bedarf alles dessen, was die Religion ihm bieten kann. Sie stehen entweder über, oder unter den Menschen, wenn sie keiner Religion bedürfen. Wenn Sie über dem Menschen stehen, sind Sie ein Engel; stehen Sie aber unter ihm, ein Thier."

Der Mann betrachtete mich mißmuthig. „Das ist eine harte Sprache für einen Mann," sagte er, und suchte mich mit seinen Geberden einzuschüchtern.

„Sie erkennen also an, daß Sie ein Mensch sind," erwiderte ich und sah ihm fest in seine sprühenden Augen. „Gott befiehlt allen Menschen an allen Orten Buße zu thun. Die harte Sprache, welche ich führe, ist die Stimme des göttlichen Wortes, welches sagt, daß alle Menschen ohne Gott und Religion . . . ."

Er hatte aus Wuth seine Faust geballt, und wußte nicht, ob er mir einen Schlag versetzen sollte, oder nicht.

„Jakob," bat warnend seine Frau, „Jakob, schlage nicht, weil er die Schrift anführt."

„Nein, nein, sei unbesorgt, ich will Niemand niederboxen, weil er die Schrift anführt; doch sollten die Leute auch ein wenig vorsichtig sein, Grethe, und einem nicht solche Brocken ins Gesicht werfen. Es ist kein Spaß, ein Vieh genannt zu werden."

„Entschuldigen Sie," erwiderte ich ihm ruhig, „ich hieß Sie nicht ein Vieh; diesen Schluß haben sie selbst gezogen. Ich sagte nur, daß Menschen der christlichen Religion bedürfen; nur die Engel und das Vieh können dieselbe entbehren."

Der Buchtmann erwiderte nichts. Er wandte sich hinweg und ging im Hausgange auf und ab. Die Augen seiner Frau folgten ihm, und mit dankbarem Blicke sagte sie zu mir:

„Gott segne Sie, mein Herr, dafür, daß Sie so offen mit ihm sprachen. Er war ein guter Mann; aber ach! schlechte Gesellschaft und das Trinken haben ihn verdorben. Das und der Mangel an Religion sind seine einzigen Fehler. Nicht wahr? Sie gedenken seiner, Sie beten für ihn, besuchen und ermahnen ihn, wenn ich nicht mehr hier bin! Er hat ja eine Seele zu retten, und Christus starb auch für ihn. Er ist wohl ein großer Sünder, aber doch nicht so groß, daß er nicht durch das Blut, der Versöhnung könnte Gnade finden. Einst war er gütig und sanft; aber ach! das Wirthshaus — es hat ihn zu Grunde gerichtet! Es ist nicht mehr der Mann, ... man kennt ihn kaum mehr, den ich heirathete."

„Ich verspreche Ihnen, alles zu thun, was ein Seelsorger für ihn thun kann."

„O, Dank, herzlichen Dank! Ich —"

Hier konnte sie nicht mehr weiter sprechen; die Rührung ihres Herzens erstickte ihre Worte. Der Tod lagerte sich auf ihre blassen Gesichtszüge, die nur für einen Augenblick durch meine Gegenwart wieder belebt worden waren. Ich kniete an ihrem Bette nieder und empfahl ihre scheidende Seele der Gnade ihres Erlösers. Und als ich „Amen" sprach, da öffnete sie ihre wie von himmlischem Lichte strahlenden Augen, lächelte voll göttlichen Entzückens und sprach mit einer ausdrucksvollen Stimme: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und obgleich Würmer meinen Leib verzehren, werde ich dennoch meinen Gott sehen. Jakob! mein Mann! komm her zu mir! Ich scheide jetzt von dir. Laß mich von dir Abschied nehmen!"

Der Buchtmann war während meines Gebets unter der Thür stehen geblieben und kam jetzt herein an das Sterbebett seiner Frau. Da stand er mit gekreuzten Armen und blickte scheinbar gleichgültig zu Boden.

„Jakob, komm näher! Sieh mich an! gib mir deine Hand!"

Er gab ihr zögernd seine rauhe, schwere Hand und schien gerührt zu sein. Der Anblick seiner sterbenden Frau hatte eine Saite in seinem gottlosen Herzen gerührt; war er doch nicht ein Thier, sondern ein Mensch, ein Mensch,

in dessen Herzen zwar durch Sünde und Unmäßigkeit das Ebenbild Gottes zerstört, für den aber dennoch Gnade vorhanden war; denn diesseit des Grabes ist noch Raum zur Hoffnung für den verruchtesten Bösewicht. Da stand er sprachlos und sah mit starrem Blick auf sie hin. Ein heiliger Glanz verbreitete sich auf ihrem Angesichte, als sie ihn ansah und mit zitternder Simme sagte:

„Jakob! lebe wohl, ich sterbe! Ich gehe jetzt ein zur ewigen Herrlichkeit, deren bloße Hoffnung mich so lange mit himmlischer Freude erfüllte in diesem Thränenthale. Ich gehe jetzt, um das Angesicht meines lieben Heilandes zu sehen, den ich geliebt habe, und der starb, um mir eine Stätte im Himmel zu bereiten. Ich gehe dahin, wo es keine Sünden, keine Thränen, kein Leid und keinen Tod mehr gibt. Die Glückseligkeit in jenem Leben wird endlos und das Leben ewig sein. Doch hier, lieber Mann, lege ich noch einmal vor dir Zeugniß ab, daß mich jetzt in meiner Sterbestunde nur die Verheißungen jenes Evangeliums erquicken, von dessen Lesen du mich so oft abhalten wolltest. Doch vergib, ich möchte dir keinen Vorwurf machen. Komm, gib mir noch einen Kuß, lieber Mann!"

Zu meiner Ueberraschung beugte er sich hin, indem er sich dabei auf ein Knie niederließ; denn es war ja kein Stuhl, und küßte ihre Stirne, sie lächelte freudig, legte ihre Hand auf sein Haupt und betete: „Vater, verherrliche deinen Namen und mache meinen Mann zu deinem Kinde! Dir ist nichts unmöglich!"

Auf dem Angesichte des rohen Schiffers war keine Rührung sichtbar. Er schien alle Muskeln seines Gesichts ängstlich zu bewachen, damit sie nicht seine Gefühle verriethen. Aber gerade dadurch offenbarte er, was in ihm vorging. Noch hielt er ihre Hand und schien wie durch einen Zauber an ihre Seite gefesselt. Mit jedem Augenblick wurde sie schwächer, und der Glanz ihrer Augen erlosch immer mehr.

„Mein Herr!" sagte sie noch einmal, indem sie ihre Augen mühsam auf mich richtete, „leben Sie wohl! Möchten wir uns im Himmel wiederfinden! Nochmals herzlichen Dank für Ihre trostreichen Lehren auf der Kanzel und für Ihren Besuch an meinem Sterbebette."

Und dabei reichte sie mir ihre kalte Hand.

„Lebe wohl! lieber Jakob! Ich kann nicht mehr zu dir, doch du kannst zu mir kommen. O, lieber Mann, möchte ich dich an jenem großen Tage, an dem wir alle müssen vor dem Richterstuhle Chrtsti offenbar werden, zu seiner Rechten sehen! Lebe wohl! o, laß es nicht ein Lebewohl auf ewig sein!"

Die sanfte feierliche Weise und der liebevolle Ton, mit dem sie diese Worte sprach, noch mehr aber ihre kalte, eisige Hand, der Vorbote des Todes, die in der ihres Mannes ruhte, bewegten das Gemüth desselben.

Oft birgt die härteste, roheste Hülle die zartesten Knospen, und wenn einmal die rauhe Wand gesprengt ist, so brechen sie ohne Aufhalten hervor. So war es auch mit der Thränenquelle, die hinter dem harten, rohen Angesichte dieses Sünders verborgen lag.

Als sie aufhörte zu sprechen, sah ich, wie sein rauhes bärtiges Kinn zuckte, und wie er seine Lippen krampfhaft preßte, um die Bewegung seines Herzens zu bergen. Plötzlich brach seine rauhe Stimme aus in ein schreckliches Angstgeheul, in lautes Schluchzen und Weinen. Endlich war die Herzensquelle entsiegelt; er lehnte seinen Kopf auf das Kissen und schluchzte wie ein Kind.

Die Feder eines Engels wäre nöthig, um den seligen Ausdruck des Angesichts der Sterbenden zu beschreiben. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, ein strahlendes Lächeln voll himmlischer Freude. Glücklicher, seliger können die Erlösten im Himmel nicht sein. Sie zog sein Haupt sanft näher heran und küßte ihn.

„Jakob! die Thränen sind meine Freude! Sie beweisen mir, daß du mich liebst. O, Gott gebe dir Gnade, dahin zu kommen, wohin ich jetzt gehe! Willst du mir versprechen, es zu versuchen — in den Himmel zu kommen?"

„Margaretha, ich verspreche es dir, so wahr mir Gott helfe!" antwortete er mit fester, von Schluchzen unterbrochener Stimme.

„Nun, dann sterbe ich in Frieden. — Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist. Du schenkest mir voll ein!"

Einige Augenblicke lag sie still, bewegungslos da. Wir glaubten ihr Geist sei entflohen. Er beobachtete sie und horchte auf die letzten Lebenszeichen; dann beugte er sich über sie hin, küßte sie und brummte vor sich hin:

„Ich bin ein Elender, ich bin ein Vieh! Ich bin nicht werth, so nahe bei einer zu sein, die so nahe bei Gott ist. O, das heißt, dem Himmel nahe sein, näher, als ein Gottloser, wie ich es verdient! Grethe, vergib mir, vergib mir all mein Unrecht! Ich wußte es nicht bis jetzt, daß in der Religion Wahrheit ist. Jetzt sehe ich, warum du mich so lange mit Geduld tragen konntest.—O Gott, vergib mir! Ich bin nicht werth zu leben! O, könnte ich doch mit dir sterben! Ich hasse mich; ich verabscheue mich selber."

Plötzlich, als er sie in der Angst seiner Seele also anredete, bewegten sich ihre Lippen. Sie öffnete ihre Augen und rief mit überraschender Lebendigkeit und mit einem Ausdruck voll himmlischer Schöne:

„Horcht! hört ihr nicht diese Musik? O, sie kann nicht von der Erde sein! Horcht stille! es sind Lieder aus dem himmlischen Chor." Hier hielt sie inne und wiederholte dann leise:

„Wer sind die vor Gottes Throne,
Jene unzählbare Schaar?
Jeder träget . . . ."

Ihre Stimme erlosch bei diesen Worten, und so fuhr ich fort:

Jeder träget eine Krone,
Jeder stellt dem Lamm sich dar;
Jeden ziert ein weiß Gewand
Mit den Palmen in der Hand.
Das sind die, die siegreich kamen
Aus dem tiefen Trübsalsmeer,

Die ihr Kreuz hier auf sich nahmen
Aller eignen Würde leer;
Sieh', ihr weißes Ehrenkleid
Heißt des Lamm's Gerechtigkeit.
Er, der ihnen Heil erworben,
Da er, als das rechte Lamm,
Für die ganze Welt gestorben
An dem hohen Kreuzesstamm!"

Hier fuhr sie selbst fort mit zitternder Stimme:

„Führt sie hin und will allein
Ihres Herzens Weide sein!"

„O ja, du Lamm Gottes, Jesus, mein Heiland, meine Hoffnung, dort werde ich dich finden und auf ewig bei dir sein!"

Sie schien verloren zu sein in Entzückung. Ihre Hände hielt sie gefaltet; ihr Angesicht leuchtete, wie das verklärte Antlitz Mosis und Eliä, als Jesus mit ihnen sprach. Die Augen waren geschlossen; ihr Mund schien nicht mehr zu athmen. Leise begann sie nun folgende Strophe zu singen:

„Es gibt ein wunderschönes Land,
Wo reine Freude wohnt . . . .
Wo Haß und Hader sind verbannt,
Weil dort die Liebe thront."

„Ja, die Liebe, die Liebe! Komm, Herr Jesu! komm bald!"

Das waren die letzten Worte. Ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen, ihre Gesichtszüge wurden starr und unbeweglich. Nur die Hülle der unsterblichen Seele lag vor uns. Ihr Mann kniete noch immer an ihrem Bette. Er betrachtete die Todte mit einem ehrerbietigen, wehmüthigen Blicke. Noch einmal küßte er die starre Stirne. und dann erhob er sich.

„Sie haben gesehen, wie ein Christ stirbt," sagte ich ruhig.

„Ja, mein Herr," erwiderte er, indem er mühsam seine Thränen zurückhielt. „und ich habe auch gesehen, wie ein Christ lebt. Jetzt sehe ich, jetzt fühle ich alles! Ihr Christenthum war es, das ihr Kraft gab, mit mir zu leben; ich nannte es Dummheit. Sehen Sie, ich bin ein Thier; ich habe sie behandelt wie ein Thier. und doch sagte sie nie ein unfreundliches Wort zu mir. Diese Lippen, die jetzt für immer geschlossen sind, sprachen nur Worte voll Liebe, Güte und Wahrheit. Ich haßte sie, weil sie so gut war. Ihr heiliges Leben war für meine Augen und mein Gewissen eine beständige Predigt. Sie war eine lebendige Bibel gegen mich und mein schlechtes Leben. Gott vergebe mir!"

Er verließ hierauf das Zimmer und lief mit hastigen Schritten auf und ab. Ich ging in die Nachbarschaft, ersuchte eine Frau, bei dem Leichnam zu wachen, und lief dann eilig zum Präsidenten einer Gesellschaft zur „Unterstützung für Hülfslose" und übergab ihm die Sorge um die Beerdigung. In dieser heißen Gegend werden die Todten bald der Erde übergeben, gewöhnlich vor Ablauf von 24 Stunden.

Den nächsten Morgen um neun Uhr ward der Sarg zur Kirche getragen. Der Buchtmann hatte sich auch eingefunden; der Gottesdienst machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Als die Erdschollen am Grabe mit jenem dumpfen Lärm auf den Sarg fielen; als die Erde der Erde übergeben ward, da konnte er seine Gefühle nicht mehr länger verbergen, er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, lehnte sein Haupt auf einen nahen Grabstein und ließ seinen Empfindungen freien Lauf.

Aller Augen sahen mit Ueberraschung und Mitgefühl auf ihn; denn „Jim Derrick," wie man ihn nannte, war so allgemein bekannt als der „gottloseste Mann" unter allen Buchtmännern, daß selbst seine Anwesenheit beim Begräbniß ein Gegenstand des Gesprächs und der Verwunderung für alle war. Doch sie wußten ja nicht, was sich am Todbette zugetragen hatte.

Damals fing ein Gnadenwerk in seinem Herzen an, das seitdem durch den Geist Gottes fortgeführt wurde. An jenem Todbette gingen dem „Jim Derrick" die Augen auf, so daß er die ganze Abscheulichkeit der Sünde, das Elend der Knechtschaft in derselben und die fürchterliche Gefahr, ohne Vergebung, ohne Christum zu sterben, erkannte.

Er erfuhr auch durch das gottselige Beispiel seiner Frau, daß es einen Frieden Gottes gibt, der über alle Vernunft geht, und daß am Sterbebette nichts Frieden und Trost gewähren kann, als allein das Bewußtsein der Sündenvergebung und die Liebe Gottes, ausgegossen in das Herz. Jener vom Herrn gesegnete Unterricht verwandelte den „Jim Derrick" also gründlich, daß er, einst der „gottloseste Mann in der Bai, jetzt ein Muster beides an Glauben und Thätigkeit für das Reich Gottes, ein wahres Vorbild für andere geworden ist.

Minnesota.

Das Land der himmelfarbenen Wasser, nannten die Ureinwohner jene westlich vom Oberen See gelegene Gegend, aus deren zahlreichen blauen See'n dieser See, gleich dem Winnipeg See im hohen Norden und der Mississippi, der Vater der Ströme, ihre ersten Zuflüsse erhalten, und welche somit als der Knotenpunkt dreier der größten Stromsysteme des nordamerikanischen Continents bildet. Sie alle drei haben ihren Ursprung in dem Höhenzuge der sogenannten " Heights of Land," der, bis zu 1680 Fuß über dem Meeresspiegel aufsteigend, das übrige Gebiet von Minnesota um 600–1000 Fuß überragt.

Im Uebrigen bildet Minnesota ein wellenförmiges Prairie- und Waldland, welches mit Ausnahme des nordöstlichen Destrikts am Oberen See, der bis zu einem Niveau von 650 Fuß abfällt, sich in einer Höhe von durchschnittlich 1000 Fuß über dem Meeresspiegel hinbreitet. Längs der Küste des Oberen See's finden sich ausgedehnte Schiefer- und Sandstein-Ablagerungen, mit welchen häufig vulkanische Gebilde abwechseln.

Am St. Louisfluß.

Obgleich erst seit wenigen Jahrzehnten besiedelt, ist Minnesota doch schon vor zwei Jahrhunderten von weißen Reisenden besucht worden. Pater Marquette und namentlich Louis Hennepin, gleich jenem ein französischer Priester, kamen bereits im Jahr 1680 auf ihrer denkwürdigen westlichen Entdeckungsreise von Canada aus zuerst nach Minnesota. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erwarben sich Pike, Long, Nicollet und Schoolcraft, welch letzterer zuerst den Mississippi bis zu seinem Ursprung im Itaska See an den Heights of Land verfolgte, um die Erforschung Minnesota's besondere Verdienste. 1819 errichteten die Ver. Staaten in Fort Snelling ihren ersten Militärposten zum Schutze des Handelsverkehrs mit den Indianern, nachdem bereits im Jahr 1812 jeder Fremde durch ein Gesetz ausgeschlossen worden war. In officieller Weise erfolgte die erste Landcession seitens der Indianer an die Ver. Staaten im Jahre 1837; dieselbe betraf den waldreichen Distrikt zwischen dem Mississippi und dem St. Croix Flusse, auf welch letzterem auch der Holzhandel, der seitdem Minnesota so große Wichtigkeit verliehen hat, seinen Anfang nahm. Als Territorium wurde Minnesota durch eine Congreßacte vom März 1849 constituirt. In seiner damaligen Gestalt umfaßte Minnesota, bis zum Missouri als seine Westgrenze reichend, ungefähr das Doppelte seines jetzigen Flächeninhalts.

Nachdem die Sioux auf vertragsmäßigem Wege im Jahre 1851 ihr ganzes Gebiet vom Mississippi bis zum Big Sioux an die Ver. Staaten abgetreten hatten, begann infolge mächtig anschwellender Einwanderung die Besiedlung Minnesotas solche Dimensionen anzunehmen, daß die Bevölkerung des Territoriums schon Anfangs 1857 das Gesuch um Zulassung als Staat an die Bundesregierung stellen konnte, und am 11. Mai 1858 trat Minnesota in seiner heutigen Gestalt und Ausdehnung als Staat in den Unionsverband.

Trout Falls.

Manches schwere Ungemach hatte der junge Staat zu erdulden; namentlich brachte das Jahr 1862 demselben blutige und schreckliche Indianerunruhen. — Die an den Grenzen und im Westen des Staates wohnenden Stämme, vor allen die Sioux angestachelt — wie es hieß — von südlichen Agenten und canadischen Abenteurern, aber auch durch das willkürliche und betrügerische Verfahren

der Indianer-Agenten gereizt, bedrohten plötzlich die zum größten Theil von Deutschen und Norwegern bewohnten Grenzansiedelungen. Besonders heimgesucht wurde das Brown County und die umliegenden Districte. Am 18. August 1862 überfiel der Sioux-Häuptling Little Crow mit einer Bande von 300 Kriegern die Agentur von Yellow Medicine, und mordete alle Weißen, deren er habhaft werden konnte. Eine von Fort Ridgely entsandte Abtheilung von Soldaten erwies sich den rebellischen Rothhäuten gegenüber zu schwach und mußte sich mit Verlust der Hälfte ihrer Leute zurückziehen. Dieser Erfolg machte die Wilden vollständig rasend; sie begannen eine allgemeine Mord- und Plünderungs-Razzia gegen die Ansiedelungen der Weißen, griffen das damals eben aufblühende New Ulm an, belagerten Fort Ridgely und verbreiteten sich raubend und mordend nach allen Seiten. Gouverneur Ramsey entsandte alsbald eine zahlreiche Truppenmacht unter Oberst Sibley, der denn auch den rebellischen Barbaren bei Neu Ulm eine schwere Niederlage beibrachte, Fort Ridgely entsetzte (?) und 2000 Frauen und Kinder, welche sich dorthin geflüchtet hatten, weiter ostwärts in Sicherheit brachte. Damit hatte jedoch der Aufstand noch nicht sein Ende erreicht, sondern nahm vielmehr derartige Dimensionen an, daß die Hülfe der Ver. Staatenregierung in Anspruch genommen werden mußte. Letztere betraute den General Pope mit dem Commando gegen die Aufständischen, dem es an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht und nach verschiedenen Gefechten, die in einer gänzlichen Niederlage der Indianer am Lake of the Woods ihren Abschluß fanden, gelang, dem Aufstand ein Ende zu machen. Man schätzte die Opfer desselben auf 800 Weiße; gegen 3000 Personen waren von ihren Heimstätten vertrieben und Eigenthum im Werthe von 2½–3 Millionen Dollars war zerstört.

Brücke der Northern Pacific-Eisenbahn.

Unsere Gemeinschaft verlor in diesem Kampfe auch zwei Prediger (Seder und Nierens), nebst einer Anzahl Glieder.

Von den bei den verschiedenen Kämpfen gefangenen Indianern wurden 300 vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, welches Urtheil indessen nur an 38 der Haupträdelsführer vollzogen wurde. Little Crow selbst entkam nach dem Westen. Trotz dieser entschiedenen Niederlage der Rothhäute und obwohl 2000 Mann zum Schutze der gefährdeten Gegenden des Staats dort stationirt blieben, brachte das folgende Jahr von Neuem Indianerunruhen. Und wieder war es Little Crow, der an der Spitze seiner Stammesgenossen stand und im Sommer 1863 ganz unerwartet auf dem Schauplatze seiner früheren Thaten erschien. Es ward nun ein neuer Feldzug gegen ihn und seine Bande nöthig, welcher unter Leitung der Generäle Sibley und Sully wieder mit verschiedenen Niederlagen der Indianer und ihrer Vertreibung bis zum Mississippi endete. Nachdem auf diese Weise die Säuberung des Staates

Duluth.

von den Eingeborenen vollbracht war, nahm die Einwanderung und Besiedelung Minnesotas einen mächtigen Aufschwung.

Anderes und ebenfalls nicht zu unterschätzendes Ungemach brachte das Jahr 1871, in dessen Herbste verschiedene Gegenden Minnesotas durch große Waldbrände heimgesucht wurden, welche durch die Zerstörungen, die sie im Gefolge hatten, indessen das Gute bewirkten, daß sie die durch eine sinnlose Ausbeutung und Ausrottung der großen Waldungen bereits nahe gelegte Frage einer entsprechenden Forstgesetzgebung—wenigstens in Anregung brachten!

Eine Hauptwaldgegend des Staates Minnesota liegt — wie schon vorerwähnt — zwischen dem St. Croix und dem Mississippi, welche der in nordöstlicher Richtung den Heights of Land entfließende St. Louis-Strom durchschneidet, der sich in den Oberen See ergießt und somit das erste Glied jener großartigen, aus Flüssen und Seen bestehenden Kette von Gewässern bildet, welche schließlich im St. Lawrence ihren Abfluß in den Atlantischen Ocean findet. Dieser Strom hat eine Länge von etwa 200 Meilen, und zeichnet sich in seinem wilden Laufe durch hochromantische Scenerien aus. Unfern des Städtchens Duluth ergießt er sich in den Oberen See. Dies Duluth, dessen Gründung vor nunmehr 10 Jahren bei Beginn des Baues der Northern Pacific R. R. mit den sanguinischsten Hoffnungen ins Leben gerufen ward, hat die letzteren bis jetzt bei der Ungunst der Verhältnisse des letzten Jahrzehntes wenig erfüllen können, bildet indessen durch seine Lage im äußersten westlichen Winkel des Oberen Sees einen für Touristen sehr anziehenden Punkt, der von Ashland und Bayfield aus zu Schiff oder von St. Paul aus mit der Eisenbahn sich im Sommer eines zahlreichen Besuches erfreut.

Arbeitslos.

Aus dem Französischen.

Wir sind in der Stadt Paris, und die Begebenheit, welche hier erzählt wird, hat sich dort zugetragen; aber die Lehre und Anwendung ist allenthalben, selbst in Amerika zu beherzigen. Der Arbeiter ist auf der Straße, er hat dieselbe durchwandert seit einer Woche; von Thür zu Thür hat er seine Zeit, seine Hand, ja, sein ganzes Wesen feilgeboten; die schmutzigste, ja, die verächtlichste Arbeit hätte er gerne gethan, allein alle Thüren waren ihm geschlossen und alle Plätze waren schon besetzt.— Der Mann hat angeboten, für halben Lohn zu arbeiten, aber die Thüren öffneten sich nicht. Er hätte umsonst gearbeitet, wenn man ihm nur Brod für sich und die Seinen geboten hätte; allein es war keine Arbeit da; die harte Zeit hat aller Industrie das Leben abgedrückt, und das Geld hat sich in Gewölbe und in Spinden versteckt. „Keine Arbeit!" das ist der Todesstoß der Armen, denn der Socialismus, oder Communismus, wie er in Paris geglaubt und angepriesen wird, hat längst mit Gott gebrochen, kann daher dem Armen keinen Trost bieten, und das Mordbrennen, das Spindensprengen, und der Reichen Güter theilen geht nicht; denn jetzt erst sieht der geblendete Mensch ein, daß auch ein Wächter ist, wo man Raub und Mord auf den Straßen predigt. Nimm dem Armen seine Religion, sein Gottvertrauen, und du nimmst ihm alles, was ihn noch aufrechthalten könnte, wenn die Noth hereinbricht.

Die Woche endet, und mit diesem endet auch des Arbeitslosen Hoffnung. Heute hatte er den letzten und anhaltendsten Versuch gemacht, Arbeit zu finden und hat mißglückt. Langsam lenkte er seine Schritte heimwärts; mit leeren Händen und niedergebrochen vom Elend. Er geht gefühllos, denn er hat nur einen Gedanken: ihn hungert und daheim hungert sein Weib und sein einzig Töchterlein, denen er heute frühe Brod versprochen hat. Jetzt geht er langsamer, um nicht so schnell ans Ziel, ins Elend zu kommen. Er lehnt sich über das Geländer der Brücke und blickt hinab in die Seine, deren schwellende Wogen im Vorbeigehen ihm zuzurufen schienen, mitzuziehen. In den Kaufläden wird es helle; blendende Gasflammen werfen ihren Schein durch die Fenster, und da liegt Brod, Brod im Ueberfluß. „Nimm," spricht eine innere Stimme, „nimm, es kann nicht unrecht sein — einen Gott gibt's nicht — Gerechtigkeit ist unbekannt — wenn der Arme Noth leidet, muß der Reiche theilen." So hat der communistische Volksführer geredet, und er muß es wissen. Aber so weit ist er noch nicht gesunken, er möchte sich gerne noch irgendwo halten, wenn er nur einen Anhaltspunkt fände, aber wo soll er ihn finden, nachdem sie ihm seinen Gott geraubt haben, und nichts an dessen Stelle gaben?

Als er in der Frühe von den Seinen fortging, welche weinend für Brod baten, da hat er ihnen versprochen, er bringe Brod am Abend; darf er nun zurückkehren ohne Brod? Ihm selbst wird's dunkel vor den Augen vor Hunger, wie wird es seinem Weibe — seinem Kinde gehen? Und doch könnte er es noch ertragen, aber die Lieben daheim sind zu schwach. Jetzt kommt ihm der Gedanke, er will betteln; ja, betteln für Brod, welches er gerne verdient hätte, aber Niemand wollte ihn; betteln, damit Weib und Kind nicht verhungern. Ja, er will betteln, aber so oft ein Herr oder eine Dame vorbeigingen und er die Hand fürs Almosen ausstrecken will,

wird ihm der Arm zu schwer und in seinem Hals steigt etwas auf, das ihn zu ersticken droht. Hie und da blickt eine Dame in das verstörte Angesicht, und wähnt einen Betrunkenen zu sehen, daher eilt sie um so schneller vorbei, denn man kann in Paris auch nicht Jedem trauen.

Auch die betrübte Gattin hat es im engen Raum nicht mehr ausgehalten, sie ging hinab bis vor die Thüre und ließ das Kind allein, in der Meinung es schlafe. Sie sieht eingefallen, bleich und hager aus; ihr Kleid ist dünner Muslin, und sie zitterte, als der Windzug sie in der Thüre traf. Im Hause ist nichts mehr, schon gestern trug sie das letzte Stück ins Pfandhaus, und einem Lumpensammler hat sie die Pferdehaare aus der Matraze verkauft. Eine Woche ohne Arbeit hat auch das Haus von allem Vorrath ganz entblößt; noch ein Stück Decke ist ihr geblieben und ein Theil derselben hängt am Fenster, um den Wind abzuhalten, denn das Kind hustet ja ohnedem schon immer.

Ohne es ihrem Gatten zu sagen, hat auch sie sich umgesehen, aber das Elend drückt die Frauen härter als die Männer, denn das Herz der Frau ist immer noch groß genug, Anderer Leiden mitzutragen; eben ist sie einer Unglücklichen in die Hände gelaufen, welche auf dem nemlichen Flur wohnt wie sie, und nun in ein Jammergeheul ausbrach, denn ihr Mann ist ein Trinker, und hat eben seiner Frau Schuhe für Branntwein ins Pfandhaus getragen. Diese Weiber klagen sich nun die Noth, aber Hülfe schafft es keine.

Mittags war sie bei ihrer Schwester gewesen, um sich zwanzig Sous zu borgen, aber auch dort war die Noth so groß als bei ihr zu Hause, dann versprach sie Abends wieder zu kommen mit einem Stück Brod, falls der Gatte welches bringt. Jetzt geht sie hinaus, um zu sehen, ob er noch nicht bald kommt; der Regen fällt in Strömen, aber sie merkt es kaum, denn sie fährt nur mit den Händen über die Haare und trocknet dieselben an der Schürze. Auch das Weib sieht Brod in den Fenstern der Kaufläden; auch sie hungert, aber jetzt denkt sie nur an ihn und an ihr Kind.

Endlich sieht sie ihn kommen, wie ein Verbrecher schleicht er der Straße an den Häusern entlang, seiner Heimath entgegen. Sie sieht ihn, sie eilt ihm entgegen, blickt ihm ins blasse Angesicht und ächzt mühsam: „Kein Brod?“

Er hängt das Haupt und antwortet ihr nichts.

Bleich, wie der Tod, steigt sie, ihm voran, die Treppe hinauf.

Droben hat die Kleine auch nicht geschlafen. Sie ist aufgewacht, und schaut stierenden Blickes nach dem Talglicht, welches auf der Tischecke langsam niederflackerte; die Kleine dachte. Ein unbeschreiblicher, herzbrechender Ausdruck ruht auf den Zügen des siebenjährigen Angesichtchens; sie saß auf der Ecke der Kiste, welche als Bettchen dienen mußte, ihre nackten, dünnen Beinchen hingen zitternd herab, die kleinen, dünnen Händchen lagen auf der, nur mit Lumpen bedeckten Brust; sie fühlt einen unnennbaren Durst, ein Brennen, wie es der Hunger erzeugt.—Das Kind sitzt und denkt.

Es hatte nie Spielzeug gehabt, es ist nie zur Schule gegangen, weil ihm die Kleider mangelten. Das Kind kann sich noch erinnern, daß es nicht immer so war, denn einst hat die Mutter es vor die Stadt genommen, wo die Sonne schien und die Vögel sangen; aber das war—o, wie lange schon. Seither war es immer kalt im Haus; es war nie wieder Freude; Louise weiß sich nicht zu erinnern, daß es eine Zeit gab, da sie nicht hungrig gewesen wäre. Jetzt sitzt und denkt sie.

Die Kleine dringt in ihren Gedanken in einen tiefen Gegenstand hinein, sie kann ihn nicht erfassen. Sind wohl alle Leute hungrig? Sie will es gewöhnt werden und nicht daran denken, aber sie bringt es nicht fertig. Sie denkt, sie sei noch zu klein das zu verstehen; die Mutter wird es wissen, wenn sie nur getraute, dann würde sie diese fragen; aber Mama weint ja immer. Auch die Wohnung gefällt der kleinen Louise nicht, denn sie hatte eben geträumt von einem schöneren Haus, nun schließt sie die Augen, ob nicht vielleicht die schöne Wohnung noch einmal erscheint, aber ein Windstoß trifft sie vom zerbrochenen Fenster her, daß sie zittert, und die lieben Aeuglein füllen sich mit Thränen.

Früher war Louise immer furchtsam, wenn sie allein sein mußte, jetzt macht es ihr kein Unterschied. Seit gestern haben sie keinen Bissen gegessen, sie denkt die Mama hat Brod; dieser Gedanke macht ihr Freude und sie überdenkt, wie sie es anfangen will: sie will ihr Brod in ganz kleine Stücke schneiden und dann ganz langsam essen, nur ein Stückchen auf einmal, daß es recht lange hält; ja, sie will sparen spielen, wie ihre Mama spart.

Jetzt ist der Vater und die Mutter gekommen, das Kind blickt verwundert nach beider Händen, aber indem weder Vater noch Mutter ein Wort sagen, fängt das arme Kind wieder an: „mich hungert, mich hungert so sehr,“ und ein Thränenstrom bricht über die eingefallenen Wangen.

Der Vater läßt den Kopf auf die Schultern sinken und deckt die Augen mit den Händen; die Mutter unterdrückt ihre Thränen und bringt die Kleine wieder zu Bette. Sie sagt dem Kind es soll nur brav sein und noch einmal schlafen, morgen gibt es Brod; aber das Kind zittert vor Kälte außen, während innerlich ein heißes Feuer brennt. Louise wirft ihre Aermchen um den Hals der Mutter und fragt kindlich, leise: —

„Sage mir, Mama, warum müssen wir hungern?“

Noch lange saßen Mann und Frau im Finstern, bald berathend, bald tobend, und dann wieder in stillem Grübeln versunken.

„Unsere Führer der Sozialistenpartei haben uns betrogen, es wird nicht anders, wir müssen verhungern,“ sagte der Mann.

„Darum meine ich, weil wir das sicher wissen, es wäre rathsam, die andere Seite zu probiren; ich weiß,

du hälst nichts auf das Beten und denkst, die Frommen seien Heuchler; aber sie haben Brod, während wir hungern, ich denke heute an meine Kinderjahre zurück, o, ich war glücklich in meiner Unschuld. Mann, meines Herzens, glaube mir, wir könnten es wieder sein, wenn wir noch einmal wieder beten könnten. Laß die ganze Bande fahren, denn sie suchen unser Verderben, und wenn durch ihr Wüthen Unglück entsteht, dann sind sie sicher und wir Armen müssen leiden. Sie haben Brod; sie haben auch Geld, denn sie krakehlen jeden Abend in einer anderen Schenke während wir nun seit zwei Tagen nichts genossen haben."

„Frau, du machst mich rasend. Wie darf ich beten zu Gott, den ich gelästert habe! Ich will es wagen: bete du, ich gehe noch einmal auf die Straße und will betteln, gelingt es mir, auch nur ein Brod zu erlangen. dann will ich nie wieder zweifeln, daß Gott im Rath sitzt, und von der Partei reiße ich mich los."

* * *

Die Frau ist allein, sie wälzt und windet sich im Schmerz der Seele; sie weckt ihr Kind und stellt es dem lieben Gott vor: „Siehe, wenn ich auch den Tod verdient habe, erbarme dich dieses unschuldigen Wurmes und laß ihn Brod haben."

Das Kind erschrack, denn so hat es die Mutter noch nie gesehen. „Mama, zu wem redest du? Ich bin ja gut, sei nur stille Mama." Aber im tiefsten Schmerz der Seele hält sie an, bis sie wieder Tritte auf der Treppe hört; ihr Mann tritt ein und ruft:

„Zwei Brode! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!"

Louise umarmte die noch immer auf den Knieen liegende Mutter und flüsterte: „Mama, Brod; nicht mehr weinen, nicht mehr hungern!"

Eine merkwürdige Frau.

Man liest oft Geschichten, und lange ehe man zum Ende kommt urtheilt man schon, das ist eine Dichtung, ein Roman, denn die beschriebene Begebenheit klingt so seltsam abenteuerlich, daß man fast zweifeln muß, und doch geschieht es nicht selten, daß die Wahrheit noch viel abenteuerlicher ist als die Dichtung, ja, sie scheint schon ungeschmückt, ohne Federzeichnung des Novellisten unglaublich. Eine solche Geschichte ist die gegenwärtige, und wir geben sie unsern Lesern um so lieber, weil die Thatsachen noch so neu sind, daß es an lebenden Zeugen, welche die Wahrheit verbürgen, gar nicht fehlen kann.

Frau Myra Clarke Gaines, welche vor einigen Monaten in New Orleans gestorben ist, ist die Frau, welche man mit voller Berechtigung eine merkwürdige Frau nennt, denn sie hat erlebt und durchgemacht, was kaum je ein Roman erzählt hat. Diese Frau hat 78 Jahre gelebt, und dies ganze Leben war so zu sagen ein langer Prozeß, in welchem sie selbst beständig als erster Advokat fungirte. Daß dieses nicht blos sprichwörtlich der Fall war, werden die Leser einsehen, ehe sie diese Geschichte zu Ende gelesen haben. Zwar hat sie diesen Prozeß gewonnen, nachdem sie sechzig Jahre gekämpft hatte, aber sie lebte nicht um die Früchte zu genießen. Frau Gaines war eine der reichsten Frauen Amerikas, eine vielfältige Millionärin, aber trotzdem mußte sie die längste Zeit ihres Lebens in verhältnißmäßiger Armuth zubringen.

Der Vater von Myra Gaines war Daniel Clarke, welcher im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts Handel trieb mit den Indianern, in dem Lande, welches 1798 als Territorium der Vereinigten Staaten aufgenommen und später der Staat Mississippi wurde, ebenso erstreckte sich sein Handel auch auf Alabama und die Indianer jenes Landes.

In diesem Handel erwarb sich Clarke große Reichthümer. Als er reich genug war, zog er östlich und kam nach Philadelphia, damals die erste Stadt des Landes, um hier seine Güter zu genießen. Niemand sah es dem jungen Manne an, daß er Jahre lang unter den Wilden gelebt hatte, denn sein Benehmen war ganz das eines Gentlemans. In Philadelphia lernte er eine junge Französin kennen—Zulima Carrier, und heirathete sie auch, obschon diese ein Verhältniß mit einem andern Manne hatte. Die förmliche Ehe zwischen Clarke und Zulima wurde im Jahr 1803 geschlossen. In 1805 wurde dem Paare ein Töchterlein geboren — die Heldin dieser Geschichte, Myra Clarke. Daß sie das rechtmäßige Kind Clarke's sei, hat das Oberbundesgericht, ihren Gegnern gegenüber, bestätigt. Clarke wurde jedoch seine Frau müde, und sandte sie mit der Kleinen nach New Orleans; er suchte seine Ehe mit Zulima zu leugnen, behandelte aber Myra immer als sein Kind. Clarke verehelichte sich wieder in Philadelphia, ebenso Zulima in New Orleans. Später zog Clarke auch wieder nach dem Süden, und zwar nach New Orleans, wo er wieder mit den Indianern Handel trieb, bis er der reichste Mann am Mississippi wurde. Als im Jahre 1812, das neun Jahre zuvor von Napoleon Bonaparte erworbene Riesengebiet getheilt, und der Staat Louisiana gemacht ward, da wurde Clarke zum ersten Vertreter des neuen Staates im amerikanischen Congreß erwählt.

Im Jahre 1813 starb Clarke plötzlich in New Orleans und nun wurde ein Testament vorgezeigt, worin er sein bedeutendes Vermögen, zum Theil in New Orleanser

Grundeigenthum bestehend, seiner Mutter und der Stadt New Orleans vermachte. Für seine achtjährige Myra war keinerlei Fürsorge getroffen, und die Testamentsvollstrecker übernahmen die Aufsicht über Clarke's Nachlaß.— Inzwischen wuchs jedoch Myra zu einer gebildeten jungen Dame heran, und verehelichte sich in ihrem zwanzigsten Jahre mit einem Herrn Whitney. Nach des Vater's Tod hatte man die kleine Tochter betreffs ihrer Abstammung in Unkenntniß gehalten. Erst zur Zeit ihrer Verheirathung erfuhr sie, daß sie die Tochter Daniel Clarke's sei; und nun begann sie alsbald ihre Prozesse zur Erlangung des Vermögens ihres Vaters, wobei sie sich darauf stützte, daß sie sein einziges rechtmäßiges Kind sei. Die Stadt New Orleans und andere „Erben" bekämpften Myra's Ansprüche.

Noch während der ersten Anfänge des Prozesses starb Whitney. Die junge Wittwe heirathete bald den General Edmund Pendleton Gaines, einer der verdientesten Bundes-Generäle aus dem von den Vereinigten Staaten von 1812 bis 1816 gegen England geführten Kriege. General Gaines begeisterte sich bald für den Prozeß seiner Frau und opferte für ihn einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens.

Dieser Prozeß war seiner Zeit so prominent vor dem amerikanischen Publikum, daß wir ihn hier nicht genauer berichten brauchen; genug gesagt, wenn wir andeuten, daß es sich um Millionen handelte und beinahe sechzig Jahre dauerte. Siebenmal ist er von Myra Clark auf's Neue begonnen worden. Viermal wurde über denselben vor dem Obergericht des Staates Louisiana verhandelt, einmal vor dem New Orleanser Bundesgericht, zweimal vor dem Oberbundesgericht, und dort schwebt er gegenwärtig wieder. Hier möchte man fast ein Capitel über amerikanische Rechtspflege einschalten; wenn man aber an den Tishborne Fall in England denkt, ist es nicht nöthig. Tishborne wird am Ende Tishborne sein, obschon die englischen Richter in Perücke und Gerichtshabitus entschieden haben, er sei es nicht. In diesem Prozeß der Myra Gaines waren die größten amerikanischen Rechtsanwälte, darunter selbst Daniel Webster betheiligt. Die Gerichtskosten und Anwältegebühren haben bereits drittehalb Millionen Dollars aufgezehrt. Die gegen Frau Gaines kämpfenden Erben sind finanziell alle zu Grunde gegangen und wehrt sich keiner mehr ausgenommen die Stadt New Orleans, und diese zieht beständig wieder ins gerichtliche Feld gegen Frau Gaines.

Als General Gaines, der sich auch im Seminolenkriege, sowie beim Ausbruche des Krieges gegen Mexiko durch große Thatkraft auszeichnete, im Jahre 1849 starb, schien die Sache seiner Frau verzweifelt zu stehen. Sowohl vor dem Obergerichte in Louisiana als vor dem Oberbundesgerichte hatte sie damals verloren. Doch sie verzagte nicht. Im Jahre 1852 fand sie endlich ein einst von ihrem Vater aufgesetztes zweites und jüngeres Testament, worin er erklärt, daß Myra sein einziges rechtmäßiges Kind sei und worin er sie als seine einzige Erbin einsetzt. Sie begab sich mit diesem Testament aufs Neue vor das Obergericht von Louisiana, verlor dort, wandte sich ans Oberbundesgericht und führte hier den Beweis für die Aechtheit des Testaments so bündig, daß ihr die gesammte Hinterlassenschaft ihres Vaters sammt den seit dreißig Jahren angelaufenen Zinsen zugesprochen wurde. Das war im Jahre 1861.

Jetzt brach der amerikanische Bürgerkrieg aus und machte eine gar gewaltige Aenderung in der Rechnung der Frau Gaines, aber sie verzagte nicht, sondern bestand auf ihrem klaren Recht. Noch im Laufe des Krieges erlangte sie vom Oberbundesgerichte einen Befehl an die Stadt New Orleans, eine Steuer von zwei Millionen Dollars zu erheben und dann diese Summe der Frau Gaines abzuzahlen. Aber der Stadtrath von New Orleans wußte die Ausführung dieses Befehls immer wieder zu umgehen. Frau Gaines mußte von Neuem beginnen. Vor zwei Jahren erlangte sie vom Bundesgerichte in Louisiana einen Befehl an die Stadt New Orleans, ihr über zwei Millionen Dollars auszuzahlen. Die Stadt legte jedoch Berufung an das Oberbundesgericht ein, und dort ist die Sache noch in der Schwebe.

Man sollte denken die Sache sei doch nun klar genug; aber die Oberrichter müssen Zeit haben und entscheiden nicht; vielleicht denken sie die Stadt würde klug sein und mit den Erben einen Vergleich machen. Allein jetzt ist Frau Gaines gestorben ohne in den Besitz ihres Rechtes gekommen zu sein. Doch ihr Schwiegersohn in New Orleans wird voraussichtlich den Prozeß so lange weiterführen, bis ein billiger Vergleich zu Stande kommt.

Es war nicht Geldgier, wodurch die merkwürdige Frau zum Ausharren in ihrem sechzigjährigen Prozesse angespornt wurde. Sie würde das Geld, um welches es sich handelte, jedenfalls zu Zwecken der Wohlthätigkeit bestimmt haben. So erklärte sie selbst, und daß es ihr damit Ernst war, beweist ihr bei jeder Gelegenheit, so oft sie die Mittel dazu hatte, bewiesener Wohlthätigkeitstrieb. Neben ihrer unverwüstlichen Ausdauer war jedoch ihr scharfer Verstand ihre bedeutendste Eigenschaft. Er setzte sie, nachdem sie die nöthige Erfahrung erlangt hatte, in den Stand, ihre Prozesse selbst zu leiten; sie führte sogar vor Gericht wiederholt ihre Sache persönlich und zeigte sich dabei den tüchtigsten Advokaten ebenbürtig.

Aus der Geschichte dieser gewiß merkwürdigen Frau können wir lernen, welche Willenskraft und Ausdauer die feste Ueberzeugung der Wahrheit und Gerechtigkeit einem Menschen verleiht, selbst unter den aller verwickeltsten Umständen. Leider aber sehen wir auch wie die Gerechtigkeitspflege in unserem Lande nur zu oft sehr lax betrieben wird. Nicht Millionen, sondern ein „bescheidenes Theil" ist nach dem guten Gotteswort immer noch das Beste.

Echos neufranzösischer Lyrik.

Von R. L., Cleveland, O.

II.

Nachstehende Probe aus den Sonnetten von Jos. Autran wird den meisten unserer Leser — besonders den jüngeren — ohne Zweifel willkommen sein. Die gemüthvolle, und doch so gehaltreiche und pointirte Darstellung des Verfassers verdient, daß sie auch deutschen Lesern bekannt werde. Herr Autran ist geboren im Juni 1813, und Mitglied der seit 1635 bestehenden Académie Française, der berühmtesten und einflußreichsten gelehrten Gesellschaft Europas, welche mehrere der Werke Autran's preisgekrönt hat. Diese „Französische Akademie" besteht aus vierzig der vornehmsten Literaten Frankreichs, stirbt einer, so wird sein Platz durch Neuwahl besetzt. Jedes Jahr werden zwei Preise von je 10,000 und einer von 2000 Francs ertheilt, für die gediegensten Arbeiten auf dem Gebiete der Dichtkunst und Unterhaltungsliteratur. Junge Schriftsteller, deren Werke „preisgekrönt" wurden, steigen da ungemein in der Gunst der Verleger, des Lesepublikums ꝛc., und legten schon oft den Grund zu einem weitgehenden Ruf fürs ganze Leben.

Basis des folgenden Gedichts ist Autran's Parole Episcopale, beim Verdeutschen drängten sich uns jedoch so viele eigene Gedanken auf, daß wir den Rahmen etwas eigenmächtig erweiterten, um manches trefflich hierher Passende nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Ein Bischofswort.

Es war einmal ein Pfarrer, der sich viel Gunst gewann,
Denn wo's gemüthlich herging, da ging er gern voran.

Auf grünen Schattenwegen traf man ihn oft allein,
Doch war es kalt, so hielt er sich schön im Sonnenschein.

Dabei zu meditiren, war ihm ein Hochgenuß,
Auch mocht' er manchmal beten, was man nur loben muß.

Er grüßte Jeden freundlich mit Anstand und Bedacht.
Oft theilnahmsvoll erfragend, was man zuhause macht;

Ob Vater, Mutter, Peter und Dörthe hübsch gesund;
Wenn nicht — was ihnen fehle, und was des Uebel's Grund.

Er weidete die Heerde nach altem Brauch und Recht
Und, wie man meinte, nimmer zu gut und nicht zu schlecht.

Daheim war er in Holland, recht ruhig von Gemüth,
Brav, bieder, treu und arglos — und gut bei Appetit!

Doch leider war der Gute auch nicht ganz fehlerfrei,
Denn lud man ihn zur Hochzeit, so war er stets dabei.

Er liebte zu verweilen in fröhlichem Verein
Und war's auch weit zu gehen—er sagte niemals „Nein."

Derlei Genüsse meiden, erschien ihm als verfrüht,
Bis es der Bischof hörte und ihn vor sich beschied.

„Was muß ich von Euch hören"—sprach strenge der Prälat,
„Bei jedem Hochzeitsschmause seid ihr mit Rath und That!

Ihr treibet derlei Dinge, wohl mehr als schicklich ist.
Und bringt euch ins Gerede als Hochzeits-Adventist.

So schwächt Ihr Euren Einfluß und den der Kirche mit—
Gefahr droht dieser Richtung, prüft strenge jeden Schritt!

Das Volk gibt auf die Schwächen der Priester eifrig Acht,
Drum wahret eure Würde mit Klugheit und Bedacht.

Bleibt solchen Festlichkeiten so viel als möglich fern —
Sich lächerlich zu machen — genug, ich sag's nicht gern!

Vorsicht ist noth, sonst kommt ihr als Schmecker in Verruf,
Und Essen ist der Zweck nicht, zu dem uns Gott erschuf!"

* * *

Bescheiden sprach der Pfarrer: „Herr Bischof mit Vergunst —
Ich bin zwar kein Gelehrter in Schrifterklärungskunst:

Mit Fröhlichen sich freuen ist doch auch ein Gebot,*)
Und sollte man dasselbe mißachten ohne Noth?

Auch ward die Eheschließung von Gott selbst eingesetzt,
Drum hab' ich aus Gewissen sie nie gering geschätzt.

Zum guten Anfang helfen, durch meine Gegenwart,
Hab' ich seit manchen Jahren mir keine Müh' gespart.

Dann wußt' ich nicht und weiß nicht, ob's eine Regel gibt,
Daß man dabei Leid trage und sich im Fasten übt. †)

Und überdem zu Cana, was sich nicht leugnen läßt,
War Jesus mit den Jüngern als Gast beim Hochzeitsfest—"

* * *

Kurz den Verweis hier endend, rief eifrig der Prälat:
„Gut — doch man liest nur einmal, daß Jesus solches that. ‡)

Oft, oft ist er entwichen zur stillen Einsamkeit, §)
Für Eheschließungsfeste blieb ihm da kaum viel Zeit.

Abseits von Cana hat er viel Größeres gethan,
Das mehr nachahmungswichtig für Priester und Caplan.

Sein Fasten in der Wüste, das ging auf einen Schlag,
Voll vierzig Tag und Nächte — die Hochzeit einen Tag! **)

Drum rath' ich Euch in Liebe, wenn Ihr zur Hochzeit müßt:

So denkt an Eins und Vierzig und lebt es aus als Christ!"

---

*) Röm. 12, 15.
†) Matth. 9, 15.
‡) Joh. 2, 2.
§) Luk 5, 16; Joh. 6, 15; Mark. 3, 7; Matth. 15, 21 ꝛc.
**) Matth. 4, 2.

Ein Blatt aus dem Leben einer unglücklichen Fürstin.

Schluß.

Und als wenn der Himmel ihnen seinen Schutz verliehen, trat eine Pause in dem Toben der Elemente ein. Schneller eilten sie vorwärts — die Kaiserin getrieben von dem Verlangen, den Gemahl zu warnen, Enes von Furcht und Angst.

Fünf Minuten später waren sie in Sicherheit. Die Kaiserin lag auf ihrem Ruhebett; ihre Kräfte waren vollständig erschöpft, und eine wohlthätige Ohnmacht hielt ihre Sinne umfangen, während Enes bemüht war, die Herrin ihrer durchnäßten Kleider zu entledigen.

Endlich schlug die Kaiserin die Augen auf. Ihr Blick suchte die Uhr. Der Morgen war noch fern und sie durfte jetzt nicht den Gemahl aufsuchen. Gewaltsam sammelte sie ihre Kräfte zum letzten, verzweifelten Kampf gegen den Untergang, und um zu retten, was ihr noch aus dem Schiffbruche ihres Glückes bleiben konnte. Das war der Fluch des Baumes der „traurigen Nacht!"

Der Tag war angebrochen. — Kein leiser Schlummer kam in die Augen der Kaiserin, schon seit zwei bis drei Nächte nicht mehr. Sie hatte ihre Toilette ohne Hülfe ihrer Kammerfrau geordnet, das aufgelöste Haar klebte noch an Stirn und Schläfen. Die Kaiserin erschrack vor dem eigenen Spiegelbilde. War das keine Täuschung? Das sollte sie sein?

Mit zitternder Ungeduld erwartete sie den Morgen und die Stunde, wo ihr Gemahl sie besuchte. Sie dachte an das, was sie ihm sagen wollte, damit er ihren Worten folge. Sie betete zu Gott, daß er denselben Kraft gebe, seinen Sinn zu erweichen.

Endlich! Endlich!

Der Vorhang ward zurückgeschlagen, und Maximilian erschien auf der Schwelle — ein Lächeln schwebte um seine Lippen. Aber wie erstarrte es zu Eis, als er in das Antlitz seines Weibes blickte.

„Charlotte! Ewiger Gott — was ist dir?"

Sie eilte ihm entgegen — sie lag an seinem Herzen, lachend und weinend. Sie sagte ihm was sie gethan seinetwegen. In Nacht und Graus hinaus zu dem Baum der traurigen Nacht, und dieser erzählte ihr, daß es keine Rettung mehr gebe als schleunige Flucht.

„Und nun, Max, erinnere ich dich an dein Wort. Alles ist verloren — es bleibt nur die Rückkehr. Eile, ehe es zu spät ist! Jede Minute, jede Secunde ist eine Erhöhung der Gefahr. Nicht deine Stellung, dein Leben sollst du hingeben, weil du den Muth hattest, diese Horden mit Sanftmuth und Redlichkeit lenken zu wollen. Mache meiner Noth ein Ende und erbarme dich meiner!"

Einige Minuten stand der Kaiser starr und regungslos. Hatte sich denn Alles verschworen, ihm den Kampf zwischen Pflicht und Leben zu erschweren? Er hatte gewacht die lange Nacht hindurch; der Entschluß, seine Charlotte fortzusenden, war ihm schwer geworden; aber er sah alles verloren—o möchte doch sie gerettet werden.

Und nun, sie wußte alles. Was blieb ihm übrig? Er mußte das aussprechen, was ihr zu verheimlichen, er für nothwendig gehalten, um ihrer Gesundheit, ihres Lebens willen. Er fürchtete, daß sie die schreckliche Wahrheit nicht ertragen könne, und doch — er konnte nicht anders.

„Nun, Maximilian?" drängte Charlotte, als ihr Gemahl noch immer schwieg. „Sprich, wann werden wir reisen?"

Und abermals eine Pause — eine lange, qualvolle Pause. Der Himmel erbarme sich seiner — er konnte nicht anders.

„Niemals—Charlotte! Deine Ehre—meine Pflicht—."

Ein gellender Aufschrei unterbrach ihn.

„Du willst sterben?"

„Wenn meine Feinde meinen Tod beschlossen haben, werde ich zu sterben wissen, Charlotte! Hier dürfen mir keine kleinlichen Hindernisse in den Weg treten — ich bin vollständig gerüstet. Nur einen Ausweg gibt es—."

„Einen Ausweg?" rief die Kaiserin aus. ‚Es gibt einen solchen? O Maximilian, wir wollen ihn betreten — du sollst nicht sterben — das Leben ist so schön!"

„Napoleon muß uns zu Hülfe kommen!"

Die bitterste Enttäuschung prägte sich in ihre Züge aus. „Er wird es nicht, Max."

„Nicht so mein Weib — nicht auf meine Bitte. Charlotte, zeige mir, daß du mich liebst; gib mir den Beweis, daß du mir ein Opfer bringen kannst."

„Du zweifelst daran? Fordere alles von mir — mein armes Leben — alles was ich habe!"

„Ich habe dein Wort, Charlotte — du mußt mir es halten. So höre mich an: du mußt nach Europa zurückkehren. Du selbst mußt Napoleon und den Papst um Hülfe anflehen — sonst sind wir verloren."

„Von dir gehen? Dich allein lassen? Niemals, Maximilian!" rief die Kaiserin leidenschaftlich aus." Wenn du stirbst, dann will ich wenigstens mit dir sterben!"

„Du bist mein, tapferes Weib, Charlotte," sagte der Kaiser innig, ‚aber ich kann dieses Opfer nicht annehmen. So lange uns noch eine Hoffnung bleibt, müssen wir uns an derselben klammern. Napoleon wird nicht wagen deiner Bitte zu widerstehen — Charlotte, es muß sein!"

„Und wenn man, während ich —"

Der Kaiser verstand sie.

„Gerade darum darfst du nicht zögern, Charlotte. Jede Stunde bringt Gefahr. Du wirst sofort abreisen— denke, du thust es um unseres Lebens willen."

Sie sah den Kaiser so fremd und kalt an, als habe sie, ihn nicht verstanden. Maximilian führte sie zu ihrem Sessel, wo sie sich wortlos niederließ.

„Um deines Lebens willen, Maximilian, werde ich reisen," sagte endlich die Kaiserin. „Mit dir sterben, wäre jetzt das einzige, was ich von der Welt hoffte. Auch das nicht einmal. Vielleicht gibt Gott mir die Macht, das Herz Napoleon's zu rühren."

Schon am nächsten Tage begab sich die unglückliche Frau auf die Reise nach Europa.

Der Kaiser führte seine Gemahlin an den Wagen. Sie hatte seit gestern kaum ein Wort über ihre Lippen gebracht. Jetzt konnte sie kaum ihre Fassung behaupten.

„Dort!"

Sie deutete zum sternbesäeten Himmel hinauf.

Eine Minute später waren der Kaiser und seine Gemahlin für die Welt geschieden.

Während sie auf eine trügerische Hoffnung bauend dahinfuhr auf dem weiten Meere, während sie in Rom beim Papste und in Paris bei dem Kaiser Napoleon weinend in der rührendsten Weise, ja verzweifelnd, aber vergebens um Hülfe für ihren Gatten bat, kämpfte dieser den letzten furchtbaren Entscheidungskampf. Marschall Bazaine hatte, wie er es unter dem Baume der „traurigen Nacht" ausgesprochen, mit sämmtlichen Franzosen Mexiko verlassen und den Kaiser seinen Feinden preisgegeben, die von allen Seiten auf ihn einstürmten. Maximilian hätte fliehen können, aber seine Ehre stand ihm höher, als Liebe zum Leben. Er blieb und kämpfte weiter, fast von allen seinen früheren Anhängern verlassen. Er wollte zeigen, daß er kein Abenteurer, und daß er, der deutsche Kaisersohn, zu sterben wisse.

Schneller als er es wohl selbst erwartet, kam die Katastrophe. Auf der Ebene von K— wurde das Drama beschlossen. Nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen und vor ein Tribunal gestellt, dessen Richter seine erbittertsten Feinde waren, wurde der hochherzige, edle Fürst erschossen.

Sein letztes Wort war „Charlotte."

Die Kunde seines Todes wirkte erschütternd in ganz Europa und heftete Fluch an den Namen des Kaisers Napoleon, der ihn ins Verderben geführt hatte.

Charlotte konnte den furchtbaren Schlag nicht überwinden. Der Tod ihres Gatten stürzte sie in Verzweiflung und Wahnsinn, von welchem sie nicht wieder genas.

Wo ist all das Geld?

Von R. M.

Uncle Sam (so nennt man die Regierung der Ver. Staaten scherzweise, nach den Anfangsbuchstaben von United States) ist ein sehr reicher Mann; aber nur Wenige haben einen Begriff von seinem Reichthum und nur selten bietet sich Gelegenheit eine Einsicht in seine Rechnungsbücher zu erhalten. Als aber unlängst die Regierung in die Hände einer anderen Partei überging und ein neuer Schatzmeister ernannt wurde, da war es nöthig, die Bücher zu balancieren und deßhalb auch das Bargeld zu zählen. Um dieses Geschäft zu besorgen, wurde eine Committee von Drei angestellt: Einer, als Vertreter des abgehenden Schatzmeisters; Einer, als Vertreter des eintretenden, und Einer, um den Finanzminister zu repräsentiren. Was das für eine Arbeit war, zeigt der nun vorliegende Bericht der Committee.

Vierzig Fachmänner (experts) und ebensoviele Schreiber waren drei volle Wochen beschäftigt, das Papiergeld, Schuldscheine, Bonds u. dgl. zu zählen. Ein Dutzend Schreiber, mit einer gleichen Zahl Zähler waren mit dem Bischen Hartgeld in dem Gewölbe beschäftigt, wo Uncle Sam immer ein wenig aufgelegt hat für einen nassen Tag.

Um unseren Lesern einen schwachen Begriff von dieser Arbeit zu geben, und um ihnen zu zeigen wie reich ihr Uncle Sam ist, geben wir hier den vorgelegten Bericht:

Das Hartgeld, welches durch die Hände der Zähler ging, beläuft sich auf $12,000,000; davon sind 9,000,000 Silber-Dollars, etwa eine halbe Mill. Kleingeld und zwei und eine halbe Million Goldmünzen. Das Silbergeld wiegt 270 Tonnen @ 2000 Pfund; während das Gold vier und eine halbe Tonne wiegt. Dieses Hartgeld wurde in Säcken in das Gewölbe gebracht, deren jeder $1000 enthält und sammt dem Sack 59½ Pund wiegt. Das Gold ist in Säcken zu $5000 pro Sack, deren jeder 18½ Pfund wiegt.

Thatsächlich wurden nur etliche Säcke ausgeschüttet und gezählt um das genaue Gewicht von $1000 Silber und $5000 Gold sammt Sack zu ermitteln und hernach solche Säcke deren Gewicht nicht stimmte. Nur ganz wenige Säcke, Gold oder Silber, fielen kurz im Gewicht und da zeigte die Zählung, daß allemal die richtige Zahl der Stücke vorhanden war; aber manche der Stücke so abgetragen waren, daß es den Unterschied im Gewicht ausgemacht hat.

Als der letzte Sack gewogen und die Zahlen zusammengezählt waren, stimmte die Rechnung genau bis auf zwei Cent, und diese zwei Verlorenen sind gefunden worden, so daß der abgehende Schatzmeister auf Heller und Cent jedes Stück übertrug, das die Bücher forderten. Die Kassenscheine und Versicherungspapiere welche durch die Hände der Zähler gingen belaufen sich auf folgende Summen: Reservfond $164,000,000; bestehend aus $31,000,000 Ver. Staaten Noten; $104,000,000 Gold

Certificate; $29,000,000 Silber Certificate. Ferner: Interessen-Scheine und Coupons $8,000,000; noch ungebrauchte Zollhaus Certificate (clearing-house certificates) $55,000,000; Bonds und Coupons zu $345,000,000. Im Ganzen $572,000,000: dazu $12,000,000 Hartgeld, läßt in Uncle Sam's Tasche $584,000,000 Bargeld und dessen Werth.

Die Rechnung des Papiergeldes war ebenso vollkommen befriedigend als die des Hartgeldes. Die Papiere wurden natürlich Stück für Stück geprüft, denn hier konnte man unmöglich nach Gewicht rechnen. Auch nicht einen Cent vermißte man. Ehre dem abgehenden Schatzmeister, Herr Wyman, und Ehre der Partei, welche solchen Bericht hinterläßt, nachdem sie ein Vierteljahrhundert in Verwaltung war.

Uncle Sam fordert Rechenschaft von seinen Dienern, und sie sind bereit ihm Rechenschaft zu geben. Wenn einst unsere Rechnung am Tage des Gerichts ebenso befriedigend ausfällt, dürfen wir auch das tröstliche Wort vernehmen: „Ei, du getreuer und frommer Knecht, du warst über Wenigem getreu, ich will dich über Vieles setzen."

Der Großbauer Hansen.

Der Taglöhner Stein war gestorben. Nun waren seine fünf Kinder Waislein und seine Frau eine Wittwe. Ihr Haupt beugte sich tief, aber ihr Herz erhob sich zum Herrn, der versprochen hat, der Vater der Wittwen und Waisen zu sein. Er kannte ihre Noth, und größer als der Helfer war die nimmer.

Als ihr Mann noch lebte, hatte der reiche Großbauer Hansen versprochen, ihm Wohnung und Arbeit auf seinem Hofe zu geben. Vielleicht hielt er auch der Wittwe sein Versprechen. Freilich war ihre Arbeitskraft gering und, ihre älteste Tochter ausgenommen viel zu jung, um verdienen zu helfen. Allein, sie wuchsen ja heran und konnten später mit Gottes Hülfe dem Bauern durch Fleiß und treue Dienste lohnen.

So stand sie denn frühe auf, zog ihren Kindern die Sonntagskleider an und machte sich auf den Weg zum Großbauer Hansen. Just war auch die Sonne aufgewacht und sandte ihren ersten Strahl über die Welt. Er fiel auf das wogende Kornfeld des reichen Bauern, auf das dichte Gras seiner Wiesen und auf die kräftigen Stämme in seinem Gehölz. Ei ja, Gott hatte ihn reich gesegnet! Die Wittwe sah's, und erleichtert hob sich ihre Brust. Wer so viel reiches Gut sein eigen nannte, würde sein Herz nicht verschließen vor der Noth der Wittwen und Waisen. Und voll gläubiger Zuversicht hoben sich ihre Hände.

Jetzt war der Bauerhof erreicht. Frau Stein traf es gut. Der Bauer stand darauf, sah dem Auszuge der Knechte und dem Austreiben der Heerden zu und machte ein recht wohlgefällig Gesicht. Gott grüßte ihn durch all das große Gut, zu dessen Verwalter er ihn gemacht hatte, aber ob der Bauer den Gruß ganz verstand, blieb doch zweifelhaft.

Da trat die Wittwe mit ihrem Häuflein Kinder auf ihn zu und trug ihm die Bitte vor. Doch siehe, des Bauern lächelndes Gesicht verzog sich über des Weibes Rede zu verdrießlichen Falten, und unwirsch sagte er:

„Wo denkt Ihr hin, liebe Frau? Ich brauche auf meinem Hofe tüchtige Fäuste zum Arbeiten. Euer verstorbener Mann hatte die, ich leugne es nicht, und deßhalb hatt' ich ihm Wohnung bei mir versprochen. Aber sein Weib und seine fünf unflüggen Kinder sich auf den Hals zu laden, ist doch zu viel verlangt. Dazu ist die Gemeinde da. Die kann Euch ins Armenhaus nehmen, und die Kinder können auf die Reise gehen — es haben's manche von der Gemeinde gewußt."

Damit wandte er sich zu dem Gänsejungen, der nun auch so weit war, die schnatternde Heerde auszutreiben.

Die Wittwe hatte ihre Antwort und eine rechtschaffene und gerechte. Damit war ihre Sache abgethan. Sie war aber ganz kreideweiß geworden, und das Wort, das sie gern noch geredet, blieb ihr in der Kehle stecken. Leise winkte sie den Kindern und schwankte aus dem Hofe. Doch schon hinter der Pforte brach sie zusammen, und bittere Thränen stürzten aus ihren Augen. Allein bald faßte sie sich. Der größere Helfer ihrer großen Noth war ihr ja geblieben.

„Liebe Kinder," sprach sie leise, „der Großbauer will uns nicht annehmen, aber der große Gott im Himmel stößt uns nicht hinaus. Zu ihm wollen wir rufen in unserer Noth. Er wird uns ein Obdach bescheren und Arbeit und Brod. Er sitzt im Regimente, und er ist's, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche."

Und zuversichtlich hob sie die Hände, und die fünf Kinder folgten ihrem Beispiele und beteten nach, was die Mutter vorbetete. Sie machte nicht viele Worte, aber jedes einzelne stieg aus ihrer tiefsten Seele auf, und den Schluß machte ein andächtig Vaterunser.

Und siehe, als das arme Weib ihr Amen sprach, da löste sich die größte Angst und das bitterste Weh aus ihrem Mutterherzen; sie war gewiß, der Herr würde sie nicht verlassen, noch versäumen. Dort am offenen Fenster des Schuppens, ganz nahe bei der betenden Familie, hatte, ungesehen von ihr, der Großbauer gestanden. Er hatte das heiße Gebet der Wittwe gehört und das Lallen ihrer Kinder, und es war in sein Herz gedrungen, wie milder Regen auf dürres Land. Wie's geschah, er wußte es nicht, aber zuletzt hatte ein ungewohntes Naß seine Augen gefeuchtet, und er hatte das Vaterunser mitbeten müssen und andächtiger als je zuvor in der Kirche. Als

aber die Familie sich anschickte, weiter zu gehen, da war er eilig über den Hof und an die Pforte gekommen und stellte sich der Wittwe in den Weg.

„Ich wollte Euch nur sagen, liebe Frau Stein," sprach er seltsam bewegt, „daß ich mich anders besonnen habe. Die Wohnung auf meinem Hofe steht für Euch bereit, und an Brod soll's Euch nicht fehlen. Seid ja brav, und die Kinder sind's auch."

Da starrte die Wittwe den Großbauer an, wieder keines Wortes mächtig, und wie sie vorhin bleich geworden, so wurde sie jetzt roth, und ihre Thränen waren eitel Freudenthränen. Doch wie der Bauer sich jetzt wandte, um auf seinen Hof zurückzukehren, da kam sie wieder zu sich. Sie küßte seine Hand, und die Kinder thaten's ihr nach.

„O, ich danke, danke Euch! Gott sei Euer Lohn! O Großbauer Hansen, Ihr seid sehr, sehr gut!" rief sie schluchzend.

Aber der schüttelte sich die Dankenden fast beschämt ab und sagte fast rauh:

„Nein, Frau Stein, ich bin nicht gut; Gott ist's, und ihm danket. Ich hörte Euer Gebet und der Herr hörte es auch. Und was Ihr nicht thatet, nemlich auf den harten Großbauer schelten, der Euch von seinem Hofe wies, das that er. Für jedes Wort, das Ihr zu Gott sagtet, sagte Gott mir auch eins, und als ich Euch das Vaterunser nachbeten mußte, da ging's nimmer so glatt wie sonst über die einzelnen Bitten weg, aber dafür wußte ich auch, was ich jetzt mit Euch zu reden hatte. Und nun Adjüs, Frau Stein. Morgen ist mein Wagen unten und holt Eure Sachen. Aber halt, noch Eins: Könnt' wohl künftig für den Großbauer beten, denn er ist in manchen Stücken viel ärmer, als Ihr."

Damit war der Bauer schnell in den Hof getreten und hatte die Pforte hinter sich geschlossen. Die Wittwe aber und ihre Kindlein beugten noch einmal ihre Knie, dem gnädigen Gott zu danken und zu bitten für den Großbauer Hansen. Und die Sonne schien, das Kornfeld wogte, von den Wiesen duftete es herauf, und im Holze ging der Wind sachte. Die ganze schöne Gotteswelt sprach ihr Amen zu der Wittwe Gebet und rühmte ihr die Güte Gottes und seine gnädige Hülfe.

Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hülf' mit Macht herein.
Um dein Grämen zu beschämen,
Wird es unversehens sein.

Perlen.

Nicht Jeder, der tanzt, ist froh.

Wer nicht hat, der kann auch nicht.

Einfach zu leben ist eine große Kunst.

Hüte dich vor dem, der dir schmeichelt.

Willst du stark sein, bezwinge dich selbst.

Wer in den Koth schlägt, bespritzt sich selbst.

Wohlthätigkeit ohne Vorsicht ist ein Unglück.

Wer sich an Vieles wagt, riskirt oft einen Fall.

Der lehrt uns gut sein, welcher uns Gutes thut.

Besinne dich langsam, dann führe es schnell aus.

Gefaltete Hände sind nicht immer gelassene Hände.

Verdacht ist ein Feind der Tugend und des Glückes.

Seufzer taugen nicht als Flügel, um sich zu erheben.

Wer zum Voraus bezahlt, bekommt selten gute Arbeit.

Leidenschaftslose Männer haben scharfe Augen, und sind deßhalb immer im Vortheil.

Wer beständig bei Lahmen wohnt, lernt endlich hinken.

Auch der Reiche macht seine letzte Reise im Todtenkleid.

Ueber alles Ehre dich selbst, aber ohne dich zu verehren.

Es ist nichts gethan, so lange noch etwas ungethan bleibt.

Das Schaf, welches blöckt, verliert ein Maul voll Futter.

Hätten wir mehr Glauben, dann hätten wir weniger Sorgen.

Zwischen der Wiege und dem Grab liegt nur Ungewißheit.

Egoismus ist ein Alphabet, welches nur einen Buchstaben hat.

Alle Religionen stimmen darin überin, daß der Mensch, welcher das Licht gebraucht, das er besitzt, mehr Licht bekommt.

Menschen, welche selbst denken, glauben nicht so viel als diejenigen, welche alles glauben was sie hören, darum ist auch jener Glaube besserer Qualität.

Narren erfinden Moden und weise Leute machen es ihnen nach.

Wer langsam geht, der geht sicher, und wer sicher geht, der geht weit.

Eines Andern guten Namen zu beflecken, ist die größte aller Sünden.

Eine Zeile voller Sinn, ist besser als eine ganze Seite voller Unsinn.

Der Mann mit einer großen Nase meint, Jedermann spreche davon.

Eines Mannes Wort ist keines Mannes Wort, höre immer beide Seiten.

Wer nicht Zeit hat hie und da zu weilen, der ruft dem Tod er möge eilen.

Willst du eines Mannes Charakter kennen lernen, gehe heim mit ihm.

Viel Elend würde verhütet, wenn man nicht auf den Verleumder horchen würde.

Wer nur Gutes thut um gesehen zu werden, hilft im Finsteren Keinem.

Um deines Nächsten Gefühle richtig zu beurtheilen, bedenke deine eigenen.

Was wir liebevoll vergeben, wird einst sowohl belohnt, als was wir geben.

Die dem Verleumder ihr Ohr leihen, sind nicht besser als der Verleumder.

Selbstverehrung wird gewöhnlich durch allgemeine Verachtung bestraft.

Der ist der schwächste Mann, welcher meint er habe keine Schwachheiten.

Ein ehrlicher Mensch setzt keinen Preis auf sich, denn er ist nicht im Markt.

Gold ist selbst als Staub werthvoll, so ist die Zeit in ihren kleinsten Theilen.

Der ist nicht der Weiseste, welcher nicht auch zu Zeiten den Thor spielen kann.

Der Sonntagschullehrer.

Urtheil—Vorurtheil.

Wenn man genau nachdenkt und forscht, kann man bald einsehen, wie weit Vorurtheil uns in unserem Urtheil beeinflußt. Man lese z. E. Apstg. 23, 9. Wer hätte geglaubt, daß die Pharisäer als Vertheidiger Pauli auftreten würden? Natürlich fanden sie nichts Böses an ihm, als er ihre Ansicht, ihre Seite vertheidigte. Wir sind nicht geneigt Fehler zu finden mit dem Mann, welcher auf unserer Seite steht in unserem Zwist mit Andern. Wer unsere Kirche vertheidigt, unsere politische Partei vertritt, oder unsere Ansicht theilt, steht höher in unseren Augen, als dieses sonst der Fall wäre.

Wenn ein prominenter Parteimann sich seiner Partei entzieht, sieh' einmal, wie schnell sich die Ansichten über seine Persönlichkeit ändern! Diejenigen, welche ihn zuvor verehrten, und seine Tüchtigkeit nicht genug zu rühmen wußten, sind jetzt ganz gewiß überzeugt, daß er überhaupt nie viel zu bedeuten hatte, er war nie von Bedeutung in seiner Partei und ist überhaupt keiner Partei von Nutzen. Seine ehemaligen Feinde aber werden nun Verehrer und können sich gar nicht genug erstaunen, daß sie den Mann früher so mißverstanden haben; sie finden kein Uebels an ihm und wundern, ob nicht ein Engel, oder Geist zu ihm geredet hat. Wäre es nicht recht und liebevoll, wenn man solche Fragen, bezüglich eines Mannes aufstellen würde, während er noch unser Gegner ist?

Man bedenke einmal, ob es männlich, christlich, gerecht und liebevoll ist, einen Menschen bis in den Himmel zu erheben, so lange wir ihn lieben; sobald er aber nicht mehr auf unserem Horn bläst, ihn verleumden, verkleinern und mißachten? Wenn die Leute nur einen Augenblick innehalten und nachdenken, dann nehmen sie solchen Verleumdern auch nichts ab, denn sie sind unzuverlässig.

Diese Regel ist allenthalben, sogar in der Sonntagschule anwendbar.

Eine rührende Begebenheit.

Als der kürzlich verstorbene Bischof Wiley noch Editor des "Ladies' Repository" war, erzählte er einst bei einer Sonntagschulversammlung folgende Begebenheit:

„Einst kam früh im Frühjahr ein barfüßiger Junge nach der Sonntagschule; vor der Thüre jedoch glitt er auf dem thauenden Eis und fiel der Länge nach in eine Pfütze. Der Knabe fing an zu weinen und war bereits gesonnen, heimzugehen, als eine mütterlich aussehende

Dame aus dem Schulzimmer kam, ihre Schürze um die kalten Füße des Knaben wickelte und ihn zum Ofen trug; dort redete sie freundlich mit dem Knaben und munterte ihn auf. Die Reden der Dame waren so freundlich und liebevoll, wie nur eine Mutter sie führen kann; sie gewann das Herz des Knaben, und er wurde von jener Zeit an ein regelmäßiger Besucher jener Sonntagschule."

Der Knabe hat jene Begebenheit nie vergessen, und er wird jene Dame nie vergessen. Als endlich Doctor Wiley sagte, daß er der Knabe war, und dann für das Wohl der Sonntagschulen redete, blieben wenige Augen trocken in der Versammlung. Solcher Begebenheiten gibt es zu Tausenden; aber sie bleiben vor der Welt verborgen, erst am Morgen der Ewigkeit wird es offenbar, wie manches Samenkörnlein auf gutes Erdreich gefallen, und ganz im Verborgenen aufgewachsen und für Gottes Reich reif geworden ist.

Dieses sollte uns gewiß aufmuntern im Dienste Gottes in der Sonntagschule treu zu bleiben und nicht müde zu werden.

Die Hauptfrage.

Wenn die Sonntagschule beschlossen ist, dann ist nicht die Hauptfrage des Lehrers, ob er anwesend war; ob er vorbereitet kam; ob er vielleicht nicht hätte besser thun können, sondern:—ob es ihm gelungen ist, seinen Schülern den Sinn der Lection so beizubringen, daß sie einen bleibenden Eindruck erlangt haben. Diese Frage kann aber nur dann richtig beantwortet werden, wenn der Lehrer weiß, daß seine Schüler das gelernt und begriffen haben, was er ihnen beizubringen suchte. Um dieses zu erfahren, wird der Lehrer am folgenden Sonntag einige kurze Fragen über die bezügliche Lection machen müssen, denn das ist der einzige Weg zu erfahren, ob sie etwas wissen. Wenn ein Lehrer sagt, er habe am Sonntag eine Classe unterrichtet, so ist dieses nur dann wahr, wenn er auch zeigen kann, daß wirklich Jemand etwas gelernt hat; denn wo ein Lehrer ist, da muß nothwendigerweise ein Lerner sein, und so lange Niemand etwas gelernt hat, kann von Lehren gar nicht die Rede sein.

Eine Illustration.

Um zu zeigen, wie nothwendig es ist, daß unsere Schüler nicht blos auswendig lernen, sondern selbst denken bei dem Studium der Lection, dafür diene folgende Illustration.

Die Lection war die Osterlection, „der Gang nach Emmahus." Die Knaben hatten die Antworten auf dem Lectionsblatt schön auswendig gelernt und konnten dieselben auch alle hersagen. Im Verlauf des Unterrichts kam die Frage an einen Knaben, welcher Sonntags zuvor abwesend war; anstatt nun die Frage auf dem Lectionsblatt an den Knaben zu richten, fragte ihn der Lehrer: „Joseph, wo warst du vorigen Sonntag?" Wie ein Blitz kam die auswendiggelernte Antwort: „Sieben und eine halbe Meile nordwestlich von Jerusalem." Dieser Knabe hätte für alles, was er nach solcher Methode lernte, wirklich irgendwo um Jerusalem her sein können, es hätte ihm nichts geschadet. Ein Prediger fragte ein Mädchen aus dem Katechismus. Die Frage lautet: „Bist du ein Sünder?" Aber der Prediger änderte die Frage und stellte sie so: „Bist du ein Christ?" Schnell und gut auswendig gelernt, kam die Antwort: „Ja, ich bin leider ein sehr großer Christ, welches mir von Grund meines Herzens leid ist."

So antworten Schüler, welche auswendiglernen, ohne zu denken; daher sollte jeder Lehrer sich bestreben, seine Schüler zum denken zu bringen.

Was und wie.

Es ist leicht, einem Sonntagschullehrer zu sagen, *was* er lehren soll; aber es ist viel schwerer ihm zu zu zeigen, *wie* er es lehren soll. Um unterrichten zu können, sind immer Zwei erforderlich: Einer der den Unterricht gibt, und ein Anderer, welcher denselben empfängt, und nun ist es schon ganz klar, daß beide betheiligt sein müssen. Der Lehrer erklärt den Gegenstand, und der Schüler empfängt ihn. Die wichtigste Frage wäre also: wie kann ein Lehrer einen Gegenstand so vortragen, oder wie kann er unterrichten, daß seine Schüler ihn am leichtesten auffassen und verstehen können?

Um am erfolgreichsten Lehrer zu sein, ist es nothwendig, daß der Lehrer seine Schüler kenne; nicht blos dem Namen nach, sondern nach ihrer Gemüthsart, nach ihren Talenten, Neigung und Kenntnissen. Hat er diesen Vorzug erlangt, dann wird sich der Weg zu jedem einzelnen Gemüth und Herzen finden, und der Lehrer hat das Geheimniß entdeckt, welches ihm verschlossene Herzen und Gemüther öffnet. Ein Lehrer, welcher seine Schüler nicht zu seinem ersten Studium macht, ist untüchtig sie zu unterrichten.

Popularität.

Wenn ein Prediger populär sein will, dann braucht er nur zu predigen, was seine Zuhörer schon lange glauben; wenigstens muß er kein Wort sagen gegen das, was sie glauben.

Eine sonst sehr fleißige Dame wurde mehrere Sonntage nicht in der Kirche gesehen; als sie gefragt wurde, warum sie nicht mehr so regelmäßig bewohne, gab sie zur Antwort: „Herr, für was soll ich, der Prediger, den wir jetzt haben, verdammt ja Niemand; mir scheint's, dem wäre es recht, wenn die ganze Welt selig würde, da bleib ich ebensowohl zu Hause." Napoleon trachtete immer danach, seinen Soldaten das beizubringen, daß ihr Kaiser sie in allen Schlachten beobachte, und das war eine Ursache ihres Muthes. Prediger und Sonntagschullehrer sollten nie vergessen, daß das Auge ihres Meisters sie

beobachtet, dann werden sie suchen, Gott zu gefallen, und wenn sie auch bei Menschen nicht populär sein sollten.

Den Heilsweg verschließen.

Ein Jüngling fragte mit verzagtem Herzen bei einem Prediger an, ob er ihm nicht sagen könne, wie er zur Ruhe seines Gewissens kommen könne. „O, ja," sagte der Prediger; „deine einzige Hoffnung liegt in dem Sühnopfer Jesu Christi, welches du dir im Glauben zueignen mußt." Leider verstand der Jüngling weder den Sinn vom Worte Sühnopfer, noch von dem „gläubigen Aneignen." Ihm war die Heilsthüre auf vier Wochen verschlossen, denn weil er von Natur zaghaft und in seinem Seelenzustand noch mehr als gewöhnlich zaghaft war, getraute er sich nicht näher nachzufragen; bis er endlich später durch eine Predigt erleuchtet wurde. Wir Lehrer in der Sonntagschule nehmen es oft als ganz selbstverständlich an, daß unsere Schüler uns verstehen, wenn wir zu ihnen reden, und da verfehlen wir es. Unter allen Umständen suche zu erfahren, ob du auch verstanden wirst.

Neugierde.

Der bemerkbarste Charakterzug des kindlichen Gemüthes ist die Neugierde. Eine offene Schachtel kann Tagelang stehen, ohne Interesse zu erregen, während eine geschlossene das Gemüth sogar in der Abwesenheit beschäftigt. Zeige den Kindern, was du in der Hand hältst und deine Hand bietet kein Interesse mehr; mache Andeutung, daß du etwas in der Hand hältst, und du erregst Neugierde, welche lebhaft eine halbe Stunde auf das Oeffnen der Hand wartet. Wer zu Kindern redet, der sei zuvor sicher, daß er etwas zu sagen hat, und dann wird es leicht, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Wenn man aber eine halbe Stunde redet, und dann nichts gesagt hat, werden selbst Kinder ungeduldig und sagen hernach: es war ja nicht der Mühe werth.

Thörichter Zank.

Es ist kein Gegenstand, über welchen die Menschen sich leichter zanken, als die Religion, und je weniger sie davon haben, desto eher zanken sie darüber. Das letzte Fünklein, welches noch im Herzen flackert, ehe das Glaubenslicht gar auslöscht, und das Prinzip, welches noch in etwa Lebensfähigkeit zeigt, wenn der Mensch schon fast ganz erkaltet ist, ist nur noch Sectengeist, aber so lange dieser noch bleibt, ist der Mensch zum Zank bereit, und kann alle Widersacher verketzern. Je erkälteter ein Herz ist, im wahren göttlichen Leben, desto mehr eifert es in blindem Sectenhaß. Das wahre Kind Gottes sucht immer Punkte, worin es mit seinem Nächsten übereinstimmt; nie solche, worüber Zank und Streit entstehen könnte.

In Ziffern.

Man telegraphiert gegenwärtig sehr viel in Ziffern. Der Mann am Instrument sendet die Ziffer ab und versteht kein Wort davon. Der Mann am anderen Ende empfängt sie und telegraphiert sie zurück, zum Zeichen, daß er sie recht empfangen habe, aber auch er versteht kein Wort von dem Sinn derselben. Es geschieht in unseren Tagen viel Sonntagschulunterricht auf diese Weise, nemlich in Ziffern, zu welchen weder der Lehrer, noch seine Schüler den Schlüssel haben. „Herr, öffne uns die Augen unseres Verständnisses," ist daher jeden Sonntag zweckmäßig als Bitte vor dem Unterricht. Nur das, was man selbst versteht, kann man andern intelligent beibringen.

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Empörung der zehn Stämme.

1. Lection: 1. Kön. 12, 6–17. — Sonntag den 5. Juli 1885.

6. Und der König Rehabeam hielt einen Rath mit den Aeltesten, die vor seinem Vater Salomo standen, da er lebte, und sprach: Wie rathet ihr, daß wir diesem Volk eine Antwort geben?

7. Sie sprachen zu ihm: Wirst du heute diesem Volk einen Dienst thun, und ihnen zu Willen sein, und sie erhören, und ihnen gute Worte geben; so werden sie dir unterthänig sein dein Leben lang.

8. Aber er verließ der Aeltesten Rath, den sie ihm gegeben hatten, und hielt einen Rath mit den Jungen, die mit ihm aufgewachsen waren und vor ihm standen.

9. Und er sprach zu ihnen: Was rathet ihr, daß wir antworten diesem Volk, die zu mir gesagt haben: Mache das Joch leichter, das dein Vater auf uns gelegt hat?

10. Und die Jungen, die mit ihm aufgewachsen waren, sprachen zu ihm: Du sollst zu dem Volk, das zu dir sagt: Dein Vater hat unser Joch zu schwer gemacht, mache du es uns leichter, also sagen: Mein kleinster Finger soll dicker sein, denn meines Vaters Lenden.

11. Nun, mein Vater hat auf euch ein schweres Joch geladen, ich aber will es noch mehr über euch machen; mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich will euch mit Scorpionen züchtigen.

12. Also kam Jerobeam sammt dem ganzen Volk zu Re-

hadeam, am dritten Tage; wie der König gesagt hatte und gesprochen: Kommt wieder zu mir am dritten Tage.

13. Und der König gab dem Volk eine harte Antwort, und verließ den Rath, den ihm die Aeltesten gegeben hatten;

14. Und redete mit ihnen nach dem Rath der Jungen, und sprach: Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht. Ich aber will es noch mehr über euch machen; mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen.

15. Also gehorchte der König dem Volk nicht; denn es war also gewandt von dem Herrn, auf daß er sein Wort bekräftigte, das er durch Ahia von Silo geredet hatte zu Jerobeam, dem Sohne Nebat's.

16. Da aber das ganze Israel sah, daß der König sie nicht hören wollte; gab das Volk dem Könige eine Antwort, und sprach: Was haben wir denn Theils an David, oder Erbe am Sohne Isai? Israel hebe dich zu deinen Hütten. So siehe nun du zu deinem Hause David. Also ging Israel in seine Hütten,

17. Daß Rehabeam regierete nur über die Kinder Israel, die in den Städten Juda wohneten.

Haupttext: Wer mit den Weisen umgehet, der wird weise; wer aber der Narren Geselle ist, der wird Unglück haben. — Spr. 13, 20.

Geschichtliches. — Das Buch, welchem diese und die folgenden Lectionen entnommen sind, hat seinen Namen vom Inhalt desselben erhalten, denn es enthält eine Geschichte der Könige von Israel und Juda. Ueber den Verfasser des Buches ist man nicht im Klaren, aber daß es eine Sammlung aus den alten Chroniken der Könige ist, darüber herrscht kein Zweifel. Die zwei Bücher der Könige umfassen einen Zeitraum von 455 Jahren, doch läßt sich nicht bestimmen, wann der Verfasser seine Arbeit gethan hat. Der Abschluß der Geschichte fällt um das Jahr 560, also gegen das Ende besagter Periode. Weil aber die Chronologie bestenfalls unbestimmt ist, sollte man in der Sonntagschule keine Zeit darüber vergeuden.

Rehabeam war der Sohn Salomo's von einer ammonitischen Königstochter, welche Salomo freiete. Dieser Sohn war 41 Jahre alt, da er an seines Vaters Stelle den Thron bestieg. Manche Schreiber meinen, um es mit 2. Chron. 13, 7 stimmen zu machen, sollte es 21 heißen. Dem Betragen Rehabeam's nach zu urtheilen möchte man fast sagen, es sei das Handeln eines Knaben gewesen, und nicht eines Mannes. Man vergesse nicht, daß der Verfasser genau anführt, daß des jungen Königs Mutter eine Ammoniterin war. Ein Sprichwort sagt: „Der Sohn wird groß durch die Mutter." Viele Schreiber haben es unternommen zu beweisen, daß alle großen Söhne auch große Mütter hatten, dem möchte ich beifügen: „Und alle großen Narren auch"; oder war Salomo Schuld, daß sein Sohn so mißrathen war?

Jerobeam war aus dem Stamme Ephraim. Zur Zeit der Befestigung Jerusalem's arbeitete er daselbst, wo ihn Salomo kennen, und um seiner Geschmeidigkeit willen auch lieben lernte; so daß er ihn zu einem Taxaufseher in Ephraim machte, und ihn fürstlich ehrte. Endlich erfuhr Salomo, wie ist nicht angegeben, daß dieser Mann einmal seinem Sohn Rehabeam das Reich streitig machen würde, und er mußte fliehen. Er kam dann nach Egypten, wo ihn der König freundlich empfing und ihm sogar später seine Tochter Ano zum Weibe gab.

Texterklärungen. — V. 6. **Und der König Rehabeam hielt einen Rath.** Aus diesem läßt sich schließen, daß er bereits zum König ausgerufen war, denn sonst hätte er sich mit seines Vaters Räthen nicht so einlassen dürfen. **Wie rathet ihr.** Hier waren die Männer von Erfahrung, und auch die Räthe des weisesten Königs, der je regierte, Rehabeam hätte wohl gethan, ihrem Rath zu folgen. Es lagen Bittschriften vom Volk vor, welche auf Beantwortung harrten; das Volk war gedrückt und bat um Erleichterung, ein weiser König hätte sich besonnen.

V. 7. **Wirst du heute diesem Volk einen Dienst thun.** Dieses heißt so viel als: Bist du nachgiebig, bis sich die Gemüther des Volkes gelegt haben. **Ihnen gute Worte geben.** Es fordert nicht viel; nichts, das eines Königs Ehre angreifen könnte, nur einen kleinen Dienst. **So werden sie dir unterthänig sein dein Leben lang.** Dieser Rath war sehr gut, und der König hätte sich auf diese Weise das Volk anhänglich machen können, denn die Lasten waren zu schwer. Hätte Rehabeam erst einmal die Anführer gewonnen gehabt, dann hätten diese das Volk leicht gewonnen. Doch muß man nicht vergessen, daß eine Prophezeiung bezüglich der Trennung vorlag; wir reden darum nach menschlicher Weise. Gott braucht nicht gerade Wunder zu wirken, um gewisse Folgen zu erzielen; er überläßt den Menschen seinen eigenen Plänen, und dann führt dieser Gottes Rathschlüsse auf ganz legitimem Wege aus.

V. 8. **Hielt einen Rath mit den Jungen.** Rehabeam wurde trotzig, als man ihm zum Guten rieth, er verachtete den Rath der Alten, und ernannte Solche zu Räthen, welche mit ihm aufgewachsen waren. Natürlich, diese kannte er genau, denn er hatte Umgang mit ihnen und wußte, daß sie ihm nach Gunst rathen würden. Ist es nicht merkwürdig, daß Menschen Rath suchen, aber schon entschieden sind, nur dann zu folgen, wenn der Rath mit ihrem Vorhaben stimmt? Eine Veränderung der Räthe ist selten weislich, denn es zeigt immer, daß man nicht mit ihrem Rath zufrieden ist, welcher doch nach Gewissensüberzeugung gegeben wurde.

V. 9. **Was rathet ihr?** Vermuthlich hatte er ihnen den Rath der Alten mitgetheilt, so daß diese sogleich merken konnten, was der König für Rath wünschte. Die Jugend ist nicht vorsichtig, nicht furchtsam, aber auch nicht weise, daher gewöhnlich unbedacht und leicht gewaltthätig.

V. 10. **Du sollst dem Volk, das zu dir sagt,** u. s. w. Jetzt rathen sie ihrem König an, unmännlich zu sein, und unter der Würde eines Königs zu handeln. Soviel als die Lenden schwerer sind als der kleine Finger, soviel schwerer sollen die Lasten unter dem neuen König sein, als sie unter dem alten waren. Wenn das nicht gerechter Grund zur Empörung ist, dann gibt es keinen solchen.

V. 11. **Ich will euch mit Skorpionen züchtigen.** Rehabeam beschuldigte seinen Vater der Tyrannei, denn Geißeln und Peitschen sind nicht für Menschen. Skorpionen sind Geißeln mit mehreren Riemen, welche an der Spitze mit eisernen Häckchen beschlagen waren, womit man gewöhnlich das Fleisch aufriß, wenn man diese Geißel gebrauchte. Wer kann es einem Volk verargen, daß es sich solche Rede nicht gefallen ließ?

V. 12. **Also kam Jerobeam sammt dem ganzen Volk.** Im dritten Vers vernehmen wir, daß das Volk nach Egypten sandte und Jerobeam holen ließ. Hatte Rehabeam gewußt, daß Jener zurückgekhrt war? Wann so, dann hat Rehabeam wohl gedacht, die Antwort solle das Volk mit Furcht und Schrecken erfüllen; wenn aber Rehabeam es nicht wußte, dann hätte er jedenfalls nicht unweislicher handeln können, denn auch der Wurm im Staube krümmt sich, wenn man mit Füßen auf ihn

tritt; wie vielmehr ein Mensch, der seiner Rechte sich bewußt ist!

V. 13. **Eine harte Antwort.** Eine harte Antwort wird doppelt hart, wenn man sie noch auf harte Weise gibt. Der Irrthum dieses Königs ist fatal. In der ganzen Geschichte lesen wir auch nicht ein einzigmal, daß er gebetet oder Gott um Rath gefragt hätte, dieses war wohl seine größte Thorheit. Jede Perle von Weisheit, welche er von seinem Vater geerbt haben mag, warf er mit seiner Antwort in Vers 14 in den Koth, und zeigte sich als verblendeten Thor und Narr.

V. 12. **Denn es war also gewandt vom Herrn.** Wenn diese ganze Sache von Gott ist, dann fragt es sich jetzt, ob Rehabeam es hätte ändern können, da es doch bestimmt war. Erst müssen wir untersuchen, was eigentlich vom Herrn war. Jedenfalls nicht Israels Untergang, noch des Königs Thorheit, denn diesen lagen gewisse Sünden als Ursache zu Grund. 1. Gott hat es zugelassen, daß die Dinge ihren natürlichen Verlauf nahmen; er hat dem Rehabeam nicht gewehrt, sondern ließ ihn seine eigenen Wege gehen; daher: 2. So nachtheilig die Folgen auch waren, waren sie doch nur eine natürliche Wirkung von Rehabeam's Hochmuth; aber Gott verhinderte die Wirkung nicht. 3. Das Volk war abtrünnig; es wäre so wie so abgefallen, denn die legitime Folge der Aussaat ist eine Ernte, welche nach Art und Natur der Aussaat gleich ist. Salomo hat in den Wind gesäet, die Ernte kommt, und sein Sohn erntet Sturm. Der Abfall mußte kommen, denn der Druck des Volkes war so schwer, daß es nur noch einer kleinen Anstachlung bedurfte, um die Empörung zu bringen. „Die letzte Feder bricht des Kameeles Rücken." Nun lenkte Gott die Herzen so, daß das Volk den Jerobeam wählte, und auch darin lag nichts Wunderbares, denn dieser Mann hatte die besten Talente, und war der fähigste. 4. Gott aber lenkte es so, daß Juda seinem gesetzlichen König treu blieb.

V. 16. **Da aber das ganze Israel sah.** Als das Volk des Königs Antwort vernahm, sah es sogleich ein, daß hier nichts zu hoffen sei. **Was haben wir denn Theil an David?** Jetzt bricht die Empörung los, denn Israel hatte dem David viel, sehr viel zu verdanken; jetzt aber, da ein Nachkomme David's seinem Vater Schmach bringt, nennt man David mit Verachtung „Sohn Isai," d. h. wohl, Rehabeam braucht nicht hochmüthig sein, denn man kennt seine Herkunft; man weiß, wer seine Vorfahren waren, und man kann ihn leicht wieder dorthin bringen. **Israel, hebe dich zu deinen Hütten.** Der Sinn ist: Gehe heim und sorge für dein Eigenes, hier ist nichts mehr zu erwarten, später treffen wir uns wieder! **So siehe nun du zu deinem Hause David.** Will sagen: Regiere deinen Stamm, denn uns regierst du nicht mehr länger! oder: Siehe zu, wie es deinem Hause geht, uns ist es jetzt gleichgültig. Man kann sehen, daß der Haß schon tief gewurzelt war.

V. 17. **Die in den Städten Juda wohneten.** Also nur ein Stamm blieb dem Königshause treu. Zwar hielt auch Benjamin noch fest an Rehabeam, aber zwischen beiden Stämmen hatten bereits alle geographischen Grenzlinien aufgehört, und Benjamin hatte thatsächlich aufgehört, Stamm zu sein, er bestand nur noch geschichtlich.

Die Theilung des Landes, welche nun folgte, verhält sich etwa wie folgt: Israel unter Jerobeam bewohnte 9375 Quadratmeilen, und Juda unter Rehabeam 3435 Quadratmeilen. Das Reich Juda wäre demnach etwa halb so groß gewesen, als unser Staat Massachusetts.

Uebersicht der Geschichte dieser Lection. — 1. Die Versammlung zu Sichem; a) deren Zweck; b) die Klage des Volkes; c) die drohende Haltung des Volkes. 2. Der Alten weiser Rath; a) richtig; b) zum Besten; c) fürs Gemeinwohl, für König und Volk. 3. Der Jungen thörichter Rath: a) unvorsichtig; b) unbedacht; c) gefährlich, und d) unheilvoll für das ganze Reich.

Es ist ein großer Unterschied, ob man Rath sucht oder blos eine Gutheißung des schon gefaßten Planes. Hätte Rehabeam Rath gesucht, dann hätte er doch wohl auch bei dem Herrn, dem Gott seines Vaters anfragen müssen, aber dort finden wir ihn gar nicht; er hat Gott verlassen, und nun wendet sich Gott von ihm ab.

Lehre und Anwendung. — 1. Die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern, und zwar oft ganz nach natürlichen Gesetzen und Folgen der Handlungen der Väter.

2. Gnade und Weisheit sind Gaben, welche sich nicht im Blut vererben, davon gibt unsere Lection einen klaren Beweis.

3. Der Einfluß einer Mutter ist hinreichend, ihr Kind zu beglücken, oder zu verderben.

4. Das Feuer der Empörung kann mit Asche verdeckt sein, braucht aber nur Anregung, um es in Flammen ausbrechen zu lassen.

5. Den besten Rath findet man bei den Erfahrenen. Der Weise befolgt ihren Rath.

6. Die Quelle des besten Rathes, das gläubige Gebet, wird zu oft übersehen. Gott gibt Weisheit Jedem, der einfältig darum bittet.

7. Hast du zweierlei Rath von Menschen, bringe beide unter den Prüfstein des Wortes Gottes (Ps. 19, 8; 119, 104.)

8. Der sicherste Weg zum Verderben für einen Jüngling ist, dem Rath der jugendlichen Kameraden zu folgen, und das Wort der Alten zu verachten.

Wandtafelerklärung. — Wenn man eine Landkarte zerreißt, dann hat man bildlich ein Land zerrissen. Bei nem Zerreißen gibt es aber immer Stücke und Zertrennungen. Das hat sich an Israel, dem von Saul und

David, auch von Salomo regierten Reich, buchstäblich erfüllt. Um Rehabeam's Unbedachtsamkeit und Leichtsinnes willen hing ein Theil des Volkes dem Jerobeam an, und diese beiden erfaßten nun die Landkarte Palästina's; d. h. sie trennten das Reich. Zehn Stämme fielen Jerobeam zu und nur zwei Stämme hielten am Sohne Salomo's fest. Da ging denn auch in Erfüllung, was die Schrift sagt, nemlich: „Die Sünde ist der Leute Verderben, aber Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Hätte der König dem Willen Gottes gefolgt, wäre diese Trennung nie vorgefallen und das Volk wäre vereinigt geblieben. Diese Begebenheit enthält eine sehr wichtige Lehre. Sünde trennt Gemeinden, Sonntagschulen, Classen, Familien u. s. w.; aber noch mehr: die Sünde trennt Gott und den Menschen von einander. Hütet euch vor der Sünde!

Illustrationen.—Was man in böser Gesellschaft sich angewöhnt, bleibt Jahre lang, oft bis zum Verderben an der Seele hängen. Gewisse Säuren brennen sich so in ein Kleid ein, daß der Flecken unauslöschbar haftet, so lange das Kleid hält.

Der Prinz von Wales, Kronprinz von England, führt als Motto in seinem Wappen die deutschen Worte: „Ich dien." Der ist der beste König, welcher seinem Volk am treulichsten dienet. Ein König, der seinem Volke dient, hat ein Volk, das ihm freudig dient.

Man lese Joh. 13, 4–16; das schönste Bild der Dienstfertigkeit, das je gegeben wurde, oder gegeben werden kann.

Abgötterei eingeführt.

2. Lection: 1. Kön. 12, 25–33. — Sonntag den 12. Juli 1885.

25. Jerobeam aber bauete Sichem auf dem Gebirge Ephraim, und wohnete darinnen, und zog von dannen heraus, und bauete Pnuel.

26. Jerobeam aber gedachte in seinem Herzen: Das Königreich wird nun wieder zum Hause David's fallen,

27. So dies Volk soll hinauf gehen, Opfer zu thun in des Herrn Hause zu Jerusalem; und wird sich das Herz dieses Volks wenden zu ihrem Herren Rehabeam, dem Könige Juda; und wird mich erwürgen, und wieder zu Rehabeam, dem Könige Juda, fallen.

28. Und der König hielt einen Rath, und machte zwei goldene Kälber, und sprach zu ihnen: Es ist euch zu viel, hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe, da sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführet haben.

29. Und er setzte eins zu Bethel, und das andere that er gen Dan.

30. Und das gerieth zur Sünde; denn das Volk ging hin vor dem einen bis gen Dan.

31. Er machte auch ein Haus der Höhen, und machte Priester von den Geringsten im Volk, die nicht von den Kindern Levi waren.

32. Und er machte ein Fest am fünfzehnten Tage des achten Monats, wie das Fest in Juda, und opferte auf dem Altar. So that er zu Bethel, daß man den Kälbern opferte, die er gemacht hatte; und stiftete zu Bethel die Priester der Höhen, die er gemacht hatte.

33. Und opferte auf dem Altar, den er gemacht hatte zu Bethel, am fünfzehnten Tage des achten Monats, welchen er aus seinem Herzen erdacht hatte; und machte den Kindern Israel Feste; und opferte auf dem Altar, daß man räuchern sollte.

Haupttext: Du sollst keine andere Götter neben mir haben. — 2. Mose 20, 3.

Geschichtliches.—Rehabeam regierte 975–957 v. Chr., 17 Jahre. Jerobeam I. regierte von 975–954, 22 Jahre. Die Parallelstelle, 2. Chron., das 11. und 12. Capitel sollte mitstudiert werden. Als Rehabeam nur über Juda regierte, beschäftigte er sich drei Jahre lang mit der Befestigung seines Reiches; er vergaß sein wildes Treiben und seine bösen Wege ganz. Jerobeam, hingegen, vergaß Gott; die besten seiner Unterthanen, d. h. die frömmsten derselben, verließen ihn, und die Leviten alle gingen zu Juda über, denn Jerobeam wurde abgöttisch und führte Abgötterei ein. Rehabeam wurde gestärkt in seinen Grenzen und es schien, als wolle er sich erheben und Gottes Segen sich wieder zuziehen; allein nach drei Jahren fiel er wieder in seine alten Gewohnheiten, und er gab dem heidnischen Blut in seinen Adern nach, und abermals vermeldet die Geschichte, daß seine Mutter eine Prinzessin aus den Ammonitern war, als wenn angedeutet werden sollte, daß diese Thatsache wohl schuld an dem Unglück war. Im fünften Jahre seiner Regierung kam Sisak, der König von Egypten und Schwiegervater Jerobeam's, mit einer Armee herauf und schlug Rehabeam, nahm Jerusalem ein und führte die heiligen Geräthschaften des Tempels, welche Salomo mit großen Kosten erwarb, hinweg. Die Expedition Sisak's wurde im großen Tempel El Karnak in Egypten in Stein ausgehauen, wo die Bilder und Namen heute noch so frisch sind, als wären sie erst einige Jahre daselbst, und doch sind sie bereits mehr als 3000 Jahre alt.

In unserer vorigen Lection verließen wir das Reich getrennt. Zehn Stämme trennten sich von Rehabeam und erwählten Jerobeam, den Sohn Nebat's, zu ihrem König. Rehabeam wollte es kaum glauben und sandte deßhalb den Taxcollector zu ihnen, um die jährliche Steuer aufzuheben, aber das Volk steinigte ihn zu tode, und Rehabeam sah, daß es mit der Trennung ernst war. Schnell sammelte er ein Heer von 180,000 Mann und wollte Israel bekriegen und unterjochen, allein der Herr wehrete ihm, gegen seine Brüder zu kämpfen. Also wurde das neue Reich befestigt und seine Geschichte ist ein Theil unserer heutigen Lection.

Texterklärung. V. 25. **Jerobeam aber bauete Sichem.** Hier wurde Jerobeam wahrscheinlich als König erwählt, weßhalb er die Stadt nun zur Residenz erhob, und sie vergrößerte und auch verschönerte. **Und bauete Pnuel.** Dieses war ein Grenzort, östlich vom Jordan (1. Mos. 32, 30; Richt. 8, 17). Hier sollte also eine Grenzfestung errichtet werden; doch kann man auch annehmen, daß er die Bauluft von Salomon lernte, ihn gar übertreffen wollte.

V. 26. **Jerobeam aber gedachte in seinem Herzen.** Er überlegte bei sich selbst. Hier sehen wir auch schon wieder die Verirrung des Königs, mit Gott berathschlagte er nicht, obwohl er wußte, daß er durch Gottes Gnade König war. Leider nennen sich viele Fürsten von Gottes-Gnaden, aber der Herr ist nicht in ihrem Rathe.

Gott hatte dem Jerobeam ein schönes Versprechen gemacht, aber dieser achtete nicht darauf (Cap. 11, 37. 38). **Das Königreich wird** u. s. w. Jerobeam fürchtete einen Abfall des Volkes, und zwar ganz merkwürdigerweise fürchtete er diesen Abfall von religiöser Seite aus und seine Gedanken wandten sich in diese Richtung.

V. 27. **So dies Volk soll hinauf gehen.** Menschlichklug war das, aber nicht göttlich-klug. Wenn das Volk nach Jerusalem geht, um anzubeten, dann kommt es in die Hände der Leviten und der Priester, welche alle dem Rehabeam treu blieben, und die werden die Herzen von mir ablenken. Nun war aber doch alles Volk verpflichtet, dreimal des Jahres nach Jerusalem zu gehen. **Wird sich das Herz dieses Volkes wenden.** Wie schon angedeutet, menschlicherweise geredet, war Gefahr da, denn die Herrlichkeit des Tempels, des Opfers u. s. w., hätte wohl Gedanken der Reue erwecken mögen. Nun kam Furcht über Jerobeam, der wahre Gottesdienst möchte einen Einfluß auf das Volk ausüben. — Hätte Israel immer Gott wahrhaftig gedient, dann wäre nie eine Zersplitterung entstanden, und das Wort hat seine Bedeutung heute noch.

V. 28. **Und der König hielt einen Rath.** Er zog nun weltlichgesinnte Staatsmänner zu Rathe, anstatt den Herrn zu fragen. Leider bekümmern sich die meisten Staatsmänner wenig um die Religion des Volkes, und doch muß der Segen eines Landes immer der Religion des Volkes entsprießen. **Machte zwei goldene Kälber.** Der Kälberdienst stammt aus Egypten, man denke nur an Aaron's Kalb in der Wüste, und Jerobeam kam erst kürzlich aus Egypten. Israel hatte einen natürlichen Hang zur Abgötterei, das zeigt einmal seine Geschichte deutlich, daher konnte Jerobeam auch auf Anhänglichkeit rechnen. Die Egypter verehrten zwei Ochsen: den Apis, zu Memphis, und den Mnevis, zu Hierapolis. **Es ist euch zu viel.** Es ist zu mühsam, zu beschwerlich, und auch nicht mehr nöthig, das ist der Sinn der Rede. Einige Uebersetzer geben den Spruch so: ihr seid lange genug nach Jerusalem gegangen. **Sieh, da sind deine Götter.** Vergl. 2. Mos. 32, 4. Es ist unmöglich anzunehmen, daß Jerobeam seinen eigenen Worten glaubte; er wollte vielmehr blos sagen: das ist das äußere Symbol des Gottes, der dich aus Egypten gebracht hat. Die Gemüther sollten beruhigt werden, damit das Verlangen nach Jerusalem absterben möchte.

V. 29. **Eins zu Bethel, das andere . . . gen Dan.** Diese beiden Plätze wählte er um der Bequemlichkeit des Volkes willen, indem Bethel auf der südlichen und Dan auf der nördlichen Seite des Reiches lag. Bethel war berühmt als heiliger Ort, weil Gott dem Jacob dort erschien, aber auch Dan hatte einen Ruhm (Rich. 18, 30). Jerobeam gestand nicht ein, daß dieses Götzendienst sei, sondern er erklärte, den wahren Gott in diesen Bildern zu verehren.

V. 30. **Und das gerieth zur Sünde.** Soll sagen: Jerobeam that ein Unrecht, welches ganz Israel zur Sünde verleitete und von Gott abwandte. Durch die Abgötterei kamen andere Laster unter das Volk. Leider hatte Israel sich so versündigt, daß es nie einen König hatte, der dem Herrn treulich gedient hätte. Um zu zeigen, wie eifrig das Volk war in diesem Götzendienst, sagt der Vers noch weiter, daß das Volk es nicht zu mühsam erachtete, bis nach Dan zu gehen. Es scheint, selbst die, welche zu Bethel wohnten, gingen auch noch mit größtem Eifer nach Dan und umgekehrt.

V. 31. **Er machte auch ein Haus der Höhen.** Darunter versteht man einen Tempel, auf einer Anhöhe gebaut. Alle Tempel, und auch die bedeutendsten Altäre wurden auf Anhöhen gebaut; so war ja auch der Tempel zu Jerusalem. **Und machte Priester.** Zu bemerken ist, das er Priester aus den Geringsten im Volke, also nicht aus dem Stamm Levi machte. Die Leviten hatten ihn verlassen, und waren gen Jerusalem gezogen; ihre Güter hatte Jerobeam wahrscheinlich eingezogen und sich damit bereichert. Das Wort **Geringsten** wäre also nicht auf den Charakter, sondern auf den Stand anzuwenden, er machte Priester aus solchen Stämmen, welche gar nicht zum Amte bestimmt waren; dieses mißfiel Gott, denn er hatte die Priesterwürde auf den Stamm Levi beschränkt. Jerobeam hatte also dem Hause David's die Herrscherwürde und dem Hause Aaron's die Priesterwürde entrissen. Zweifelsohne that er dieses, um sich dem Volke beliebt zu machen.

V. 32. **Und er machte ein Fest.** Entweder haben wir darunter ein Einweihungsfest, oder ein Laubhüttenfest zu verstehen. Weil man nirgends einen Tadel findet wegen des Festes, ist es wahrscheinlich ein gesetzliches, jüdisches Fest gewesen. Er that dieses, um zwischen seinen Unterthanen und dem Volk aus Juda einen merklich großen Unterschied zu bewerkstelligen. **Wie das Fest in Juda.** Also nicht zur nemlichen Zeit und auch deßhalb schon in der Haltung verschieden, doch muß das Volk immer noch auf der Meinung gelassen werden, es bete den wahren Gott an. **Und opferte auf dem Altar.** Vielleicht durch seine Priester, vielleicht auch in eigener Person. Wenn Jerobeam in eigener Person opferte, dann war es eine große Vermessenheit, deren sich nie ein König aus Juda schuldig machte. **So that er zu Bethel.** Also in beiden Städten, wo die Kälber aufgestellt waren, führte er die Feste ein und das Opfer, wie dieses im folgenden Vers ganz deutlich noch angeführt wird.

Die schönsten Hoffnungen dieses neuen Reiches, durch weltliche und ungöttliche Pläne vereitelt. 1. Für den König selbst. Man lese das folgende Capitel, um zu sehen, wie er Unheil über sich brachte am Altar. 2. Er brachte Schmach auf seinen Namen. Für alle Zeiten trägt Jerobeam das Brandmal auf seinem Namen: „er hat Israel sündigen gemacht." 3. Die königliche Thronfolge wurde von seiner Familie genommen, denn sein Sohn war der Letzte seines Hauses. 4. Die besten Bürger seines Reiches gingen zu Rehabeam über, dadurch verlor sein Volk das erhaltende Salz der Religion und der Bildung. 5. Das Endresultat war die Zerstörung des Reiches, hundert Jahre früher als die Zerstörung Juda's.

Lehre und Anwendung.—1. Jeder Mensch hat Gelegenheiten, Aussichten und Hoffnungen für seine Zukunft, welche er benützen kann für sein Heil.

2. Wir können nur auf Gottes Segen bauen, so lange wir auf dem Pfad des kindlichen Gehorsams wandeln.

3. Religion, begleitet von Unterricht und strenger Moralität, sind die Grundpfeiler eines Landes und die Sicherheitswache eines Volkes.

4. Wir sind in großer Gefahr, wenn wir nach dem Grundsatz handeln, der Zweck heiligt die Mittel.

5. Die Namen der beiden Stämme, in welcher die Kälber Jerobeam's aufgestellt waren, d. h. wo Israel's Abgötterei anfing, sind nicht unter den Namen der Versiegelten in der Offenbarung. Ephraim und Dan fehlen auf jener Liste. Da ist Grund zum Nachdenken.

Illustrationen. — König Redewald ließ in seinem herrlichen Tempel zwei Altäre bauen, und ließ auf einem Christo und auf dem andern dem Teufel opfern, um keinen zu erzürnen und beider Gunst zu behalten.

Götzendienst.—Ein Knabe kam an den königlichen Hof, um den König zu sehen, er hatte gehört der König trage ein Schwert an der Seite und einen Stern auf der Brust. Nun kamen aber so viele Männer mit Degen

und Sternen, daß der Knabe verwirrt wurde und in allen diesen Männern den König verehrte. So ergeht es dem unwissenden Menschen, er hält bald Sonne, bald Mond, bald irgend ein Geschöpf für Gott selbst, und betet sie an.

Leichtgläubigkeit führt zum Aberglauben, dieser aber zum Götzendienst. Als ein Matrose seiner Mutter einst von einem fliegenden Fisch erzählte, sagte sie kopfschüttelnd: „Aber Johann, so solltest du doch deine alte Mutter nicht zum Besten haben." Jetzt erzählte er ihr, wie er einmal im Rothen Meer gefischt habe, und da habe er ein goldenes Rad von Pharao's Königswagen herauf gezogen. „Das glaub' ich schon, denn ich lese von den Wagen, die im Meer versunken in meiner Bibel; aber so Zeugs wie fliegende Fische, das mußt du mir nicht vortragen."

Wandtafelerklärung. Um das Volk zu erhalten, mußte Jerobeam dasselbe von Jerusalem ferne halten, denn sonst möchten die herrlichen Gottesdienste im Tempel das Volk zur Umkehr bewegen. So ist es allezeit: um einen Jüngling, oder eine Jungfrau zu verleiten, muß man sie nicht blos auf falsche Wege bringen, sondern man muß sie auch vom Guten abhalten; so machen es die Gottlosen immer. Um nun desto erfolgreicher zu sein, errichtete Jerobeam zwei Kälber nach heidnischer Weise und überredet das Volk, daß dieses seine wahren Götter seien, welche die Väter aus Egypten gebracht haben; jetzt brauchen sie nicht mehr nach Jerusalem, diese Götter sind gerade so gut. So lügt der Seelenfeind den armen Verführten etwas vor. Theater, Rollerrinks und andere öffentlichen Lustbarkeiten seien ebenso gut, und man brauche nicht mehr in die Predigt, oder an den Sacramenten Theil nehmen. Das Gebot, bezüglich der Abgötterei, gilt heute noch und auf mehr als eine Weise, denn manchen Götzen trägt man im Herzen nach.

Amri und Ahab.

3. Lection: 1. Kön. 16, 23–34. — Sonntag den 19. Juli 1885.

23. Im ein und dreißigsten Jahr Assa, des Königs Juda, ward Amri König über Israel zwölf Jahre, und regierte zu Thirza sechs Jahre.

24. Er kaufte den Berg Samaria von Semer um zween Centner Silber, und bauete auf den Berg, und hieß die Stadt, die er bauete, nach dem Namen Semer's, des Berges Herrn, Samaria.

25. Und Amri that, das dem Herrn übel gefiel, und war ärger, denn alle, die vor ihm gewesen waren,

26. Und wandelte in allen Wegen Jerobeam's, des Sohnes Nebat's, und in seinen Sünden, damit er Israel sündigen machte, daß sie den Herrn, den Gott Israels, erzürneten in ihrer Abgötterei.

27. Was aber mehr von Amri zu sagen ist, und alles, was er gethan hat, und seine Macht, die er geübt hat, siehe, das ist geschrieben in der Chronica der Könige Israels.

28. Und Amri entschlief mit seinen Vätern, und ward begraben zu Samaria. Und Ahab, sein Sohn, ward König an seiner Statt.

29. Im acht und dreißigsten Jahr Assa, des Königs Juda, ward Ahab, der Sohn Amri, König über Israel, und regierte über Israel zu Samaria zwei und zwanzig Jahre,

30. Und that, das dem Herrn übel gefiel, über alle, die vor ihm gewesen waren.

31. Und war ihm ein Geringes, daß er wandelte in der Sünde Jerobeam's, des Sohnes Nebat's, und nahm dazu Isebel, die Tochter Ethbaal's, des Königs zu Zidon, zum Weibe, und ging hin und dienete Baal, und betete ihn an.

32. Und richtete Baal einen Altar auf im Hause Baal's, das er ihm bauete zu Samaria.

33. Und machte einen Hain, daß Ahab mehr that, den Herrn, den Gott Israels, zu erzürnen, denn alle Könige Israels, die vor ihm gewesen waren.

34. Zu derselbigen Zeit bauete Hiel von Bethel Jericho. Es kostete ihm seinen ersten Sohn Abiram, da er den Grund legte, und seinen jüngsten Sohn Segub, da er die Thüren setzte; nach dem Wort des Herrn, das er geredet hatte durch Josua, den Sohn Nun.

Haupttext: Des Gottlosen Weg ist dem Herrn ein Greuel. — Spr. 15, 9.

Geschichtliches. Seit unserer vorigen Lection sind 50 Jahre verflossen; eine Beschreibung der Begebenheiten dieser Zeit findet der Forscher in 1. Kön. 13–16. Cap. und 2. Chron. 13–17. Cap.

1. Nachdem Rehabeam 17 Jahre regiert hatte, starb er, und sein Sohn Abiam wurde König an seiner Statt. Dieser regierte nur drei Jahre, er war gottlos, wie sein Vater; aber ein größerer Kriegsmann. Er führte heidnische Hofart ein und lebte wie die orientalischen Monarchen. Auf Abiam folgten zwei gute Könige: Assa, welcher 41 Jahre regierte, und Jehosaphat, welcher 25 Jahre regierte. Während dieser Zeit war eine allgemeine Auflebung in Juda; der Götzendienst wurde großentheils abgeschafft, und die Religion der Väter wurde wieder mit früherem Ernst und noch größerer Feierlichkeit gepflegt, wodurch das Reich Juda an Macht und Ansehen gewann, so daß es große Vorzüge genoß.

2. Das Reich Israel nahm zu an Verdorbenheit. Dadurch, daß die besseren Elemente sich an Rehabeam anschlossen, erlangten natürlich die niedrigen Elemente einen Aufschwung. Jerobeam starb, nachdem er 22 Jahre regiert hatte. Sein Sohn trat in seines Vater's Fußstapfen und die Strafe ereilte ihn. Nach zwei Jahren wurde er entthront, und das ganze Haus Jerobeam's wurde getödtet durch den Aufrührer Baesa, welcher sich auf den Thron erhob. Dieser regierte 24 Jahre, wäh-

rend welcher Zeit er beständig im Krieg verwickelt war mit Assa, dem Könige von Juda. Baesa war nicht besser als Jerobeam. Sein Sohn Ela folgte ihm in der Regierung, wurde aber schon nach zwei Jahren ermordet durch Simri, seinen General, welcher sich dann auf den Thron schwang, jedoch regierte dieser nur sieben Tage, denn das Volk hatte ihn nicht erwählt. Als er hörte, daß das Volk Amri, einen anderen General zum König erwählt habe, schloß er sich in seinen Palast ein und setzte denselben in Brand, so daß er mit allen königlichen Schätzen verbrannte. Die Armee erwählte Amri zum Könige, 929 v. Chr.

Texterklärungen.—V. 23. **Im einunddreißigsten Jahre Assa.** Man muß hier behutsam sein in der Feststellung der Zeit, denn Amri hat nicht erst angefangen zu regieren im 31. Jahre Assa's; sondern jetzt erst war er der anerkannte König im ganzen Reich, denn schon seit der Thronbesteigung hat ihm Thibni, welchen die Hälfte das Volkes erwählet hatte, den Thron streitig gemacht. Als Thibni, gegen Ende dieses Jahres gestorben war, regierte Amri allein. **Zwölf Jahre.** Weil auch die Partei des Thibni mit ihm zu Ende ging, so rechnet man die Jahre mit zu Amri's Regierung, nemlich vom 27. Jahre Assa's, bis zu Ende seines achtunddreißigsten, welches 12 Jahre sind. **Zu Thirza sechs Jahre.** Manche glauben, Amri habe die ganze Zeit der Streitigkeit mit Thibni zu Thirza zugebracht.

V. 24. **Er kaufte den Berg Samaria.** Das königliche Haus zu Thirza war niedergebrannnt, und weil nun die Residenz nach Samaria verlegt wurde, so kaufte er den Berg Samaria für eine ungeheure Summe, und weil die Lage dieses Berges so günstig war, erweiterte er denselben und bauete die Stadt Samaria darauf Die Lage soll Jerusalem weit übertroffen haben an Schönheit und anderen Vortheilen. Von dieser Zeit an war Samaria die Hauptstadt des Reiches Israel. Der Name stammt von Semer, welcher der Eigenthümer des Berges war.

V. 25. **Und Amri that, das dem Herrn übel gefiel.** Nicht blos, daß er that wie Jerobeam gethan hatte, sondern er führte noch mehr Abgötterei ein. Man vergleiche Micha 6, 16. Die Schrift erklärt sogar ganz deutlich, daß vor ihm kein König war, welcher es ihm gleich getrieben hätte. Leider war er nicht der Schlimmste, denn sein Sohn Ahab übertraf ihn noch.

V. 26. **Und wandelte in allen Wegen Jerobeam's.** Amri that alle Sünden Jerobeams's, nur in vergrößertem Maßstab, und führte noch neue Greuel der Heiden ein, welches Micha 6, 16 deutlich zu verstehen gibt. Er zog sich Gottes Zorn zu, über sich und sein ganzes Geschlecht. Alle Vortheile, welche ein Mensch, sei er König oder Bettler, durch Sünde zu gewinnen sucht, werden ihm zum Fluche werden. Dafür ist Amri ein stehendes Zeugniß.

V. 27. **Was aber mehr von Amri zu sagen ist.** Das bezieht sich auf seine Geschichte, denn Amri war ein tapferer Mann, und hätte sein Reich glücklich machen können, wenn er auch ein guter Mann gewesen wäre. **Geschrieben in der Chronika.** Das ist aber nicht die Chronika, welche in unserer Bibel enthalten ist, sondern die Geschichte der öffentlichen Archive, worinnen auch die Thaten der Könige, eine volle Geschichte aufbewahrt wurde.

V. 29. **Ahab der Sohn Amri's ward König über Israel.** Dieses geschah im 38. Jahre Assa's, des Königs von Juda. Assa hätte demnach sechs Könige in Israel gesehen, während Juda unter einem Könige blühte. Die Regierung dieses Königs nimmt den Rest des ersten Buches der Könige auf. Zwei Punkte machen diese Regierung merkwürdig, nemlich: Ahab war der schlimmste aller israelitischen Könige, ihm that es keiner gleich an Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit; dann das Auftreten des Propheten Elias. Zu dieser Zeit trat ein Wendepunkt in der jüdischen Geschichte ein, und der wirkliche Kampf der Weltgeschichte! Ein entscheidender Kampf für spätere Nationen wurde gekämpft, nemlich zwischen Jehovah und Baal! Kein Wunder hat der Geschichtschreiber diesen Begebenheiten solchen prominenten Raum gegeben. Ahab's Schwester, Athalia, war mit Joram, dem Sohne Jehosaphat's von Juda, vermählt, dadurch kamen die beiden Reiche sich gegenseitig näher, und Israel's Götzendienst fand sogar in Jerusalem Eingang. Ahab führete den Baalsdienst ein und lebte greuelhaft vor dem Herrn, so lange er Isral regierte.

V. 31. **Und war ihm ein Geringes.** Das will sagen: die Sünden, welche Jerobeam gethan, waren eine Kleinigkeit für Ahab, er verkaufte sich in die Hand des Bösen, um Uebels zu thun vor dem Herrn. Wie? **Er nahm Isebel, die Tochter Eth Baal's zum Weibe.** Ihr Vater war ein Baalspriester, welcher den regierenden König von Sidon ermordete und sich selbst auf den Thron schwang, welchen er dann auch 52 Jahre behauptete. Dieses Reich umfaßte dazumal auch Tyrus. Der Name Isebel faßt alles in sich, was unweiblich, unkeusch und teuflisch im weiblichen Geschlecht ist; sie war berühmt wegen ihrer Abgötterei, Grausamkeit, Zauberei und Unreinigkeit. Ahab übertrat das ausdrückliche Gebot Gottes, indem er diese Person ehelichte und auf Israel's Thron erhob. **Und dienete Baal, und betete ihn an.** Baal ist der Götze der Sidonier, wer Baal verehrte, der betete die Teufel an, wie man aus Cap. 18, 21 deutlich ersehen kann. Baal ist der nemliche Götze, den die Babylonier Bel nannten. Zuerst bedeutete der Name Herr und wurde auch Jehovah zugeschrieben, aber später gab man den Namen dem Feuer und den finsteren Mächten, er ist einerlei mit dem alten heidnisch-europäischen Jupiter. Die Sonne war das Symbol Baal's, der Mond das Symbol Astartes; oft auch Venus Also wurde die Verehrung der Himmelskörper, die Anbetung des Bösen und Abgötterei in ihrer schrecklichsten Gestalt in Israel eingeführt.

V. 32. **Und richtete Baal einen Altar auf.** Ahab bauete seinem Götzen einen Tempel in der Hauptstadt, und errichtete darin einen Altar für Opfer. So weit hat es Jerobeam doch nie gewagt, denn er suchte dem Volk immer noch den lebendigen Gott zu zeigen in dem Kälberdienst, Ahab aber verleugnete den wahren Gott schnurstracks.

V. 33. **Und machte einen Hain.** Die Exegeten sind nicht einig, was unter dem Wort Hain hier zu verstehen ist. Einige behaupten, Höhe sei richtig und sagen, es sei Monument aus Stein gewesen, der Göttin Astarte geweiht, Andere wollen es auf Hain, ein kleines Wäldchen beziehen u. s. w. Wie diesem auch sein mag, es war jedenfalls in Verbindung mit der Abgötterei und ist geschrieben, um zu zeigen, daß Ahab es schlimmer trieb als alle Könige, die vor ihm waren.

V. 34. **Zu derselben Zeit, bauete Hiel von Bethel Jericho.** Es ist eigentlich nicht klar, warum diese Begebenheit hier angeführt wird; war es, um zu zeigen, daß Gottes Drohungen oft lange zögern, aber endlich erfüllet werden? Oder war vielleicht die Hand Ahab's auch in dieser verwerflichen That, welche Gott schon vor vielen Hundert Jahren verbot? Jericho war die erste Stadt, welche Israel eroberte, und sie war dem Herrn geweihet. Wußte Hiel das nicht? Wir wollen annehmen, er habe es nicht gewußt, denn das Gesetz war damals nur wenig gelesen; wußte er es aber, dann stand

sein Unternehmen den Thaten Ahab's gleich, und ist ein Beweis, daß nicht nur der König, sondern auch das Volk nicht mehr nach Gott fragten, und er Gott zum Trotz bauete. „Auf Abiram, seinen erstgebornen Sohn hat er sie gegründet, und auf Segub, seinen jüngsten Sohn hat er ihre Thore gesetzt." Dieses bedeutet: daß ihm während des Baues alle seine Kinder starben. Es ist ein warnendes Beispiel, daß Gottes Drohungen endlich erfüllet werden. Hier währete es 440 Jahre, aber es war nicht vergessen. Hätte dieses zu dieser Zeit nicht allem Volk eine deutliche Warnung sein sollen? Man fragt vielleicht, warum Gott den Mann nicht selbst strafte und die Kinder verschonte. Gott wählte die härteste Strafe, denn es war ein erschreckliches Gericht für den Vater, zu wissen, daß er am Tode seiner Kinder schuldig war. Man vergleiche Jer. 52, 10. Also ging der Fluch in Erfüllung, wie ihn Josua verkündet hatte. Man hat auch in der Geschichte Hiel's ein Beispiel — und vielleicht soll gerade das angezeigt werden dadurch; wie weit Israel vom Herrn gewichen war, daß man nicht einmal sein Wort mehr kannte, und seine Gebote bereits vergessen waren.

Lehre und Anwendung.—1. Die Natur der Sünde ist, den Menschen mehr und mehr zu verderben. „Das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß erzeugen."

2. Die Sünde der Eltern wird nicht selten an den Kindern heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied.

3. Aeußerer Schein, große Pracht und irdischer Reichthum sind nicht als Beweise göttlichen Wohlgefallens anzusehen.

4. Ahab's Leben ist eine beständige Warnung für Alle, welche Gottes Willen kennen und doch mißachten.

5. In Ahab's Heirath sind folgende Punkte deutlich hervorgehoben.

1) Ein böser Schritt führt zum andern. 2) Böse Gesellschaft verdirbt gute Menschen, denn der Einfluß auf Andere ist in keines Menschen Gewalt. 3) Persönlicher Einfluß, Reiz, oder Zauber vermag einen Menschen vom Pfad der Pflicht zu locken. 4) Junge Personen sollten sich sehr hüten, solche unheilige Verbündnisse einzugehen, denn das Glück der Zukunft hängt sehr oft davon ab.

6. Gott zürnet dem Sünder täglich, und die Strafe bleibt nicht aus.

Illustrationen.—Wenn man einen Stein fallen läßt, dann wird der Fall um so schwerer sein, als die Distanz größer ist, d. h. je tiefer er fällt, desto schwerer ist der Fall.

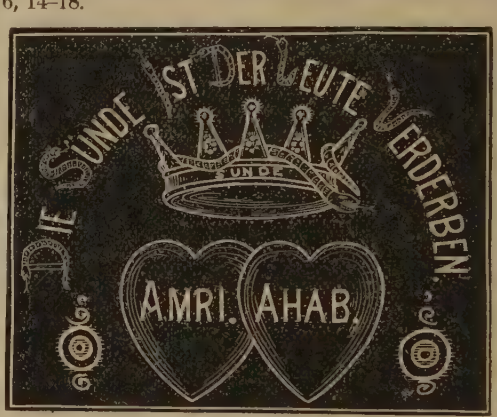
Im Jahr 1868 fand der Missionar F. Klein den moabitischen Stein, welcher als ein Zeugniß für die Wahrheit der Bibel gehalten wird. Auf diesen Stein ist eine Inschrift eingegraben, welche Amri's Regierung schildert, und sein Ende ebenfalls anzeigt.

Ein Gegenstück zur gottlosen Königin Isebel, gibt Schakespeare in seiner Lady Macbeth; was aber die Schrift von böser Gesellschaft hält, darüber lese man:

David's Warnungen: Ps. 1, 1; 26, 4. 5; 101, 7.

Salomo's Warnungen: Sprw. 1, 15; 4, 14. 15; 12, 11; 13, 20; 22, 24. 25.

Pauli Warnungen: 1. Cor. 5, 11; 15, 33; 2. Cor. 6, 14–18.



Wandtafelerklärung. Wenn die Sünde einmal Halt genommen hat am Herzen, dann breitet sie sich aus wie Unkraut in einem Felde. Waren Israels Könige böse, so wurden sie es je länger, desto mehr. Amri, der Vater, that Böses vor dem Herrn und sein Sohn Ahab noch viel mehr. Wie eine Schlange hatte sich die Sünde in den Palast eingeschlichen und um die Krone gewunden; dadurch wurde auch das Volk verführt und es wich vom Herrn ab, denn die Sünde zerstört nicht blos den einzelnen Menschen, sondern sie ruinirt ein ganzes Volk. Die ganze heilige Schrift ist voll von Beispielen dieser Art, und dieselben sind uns zur Warnung geschrieben, damit wir uns hüten sollen, um nicht in ähnliche Stricke zu fallen. Wir sind Gott verantwortlich, und endlich wird es auch von uns gesagt werden, ob wir gethan haben, was Gott gefiel, oder das Gegentheil. Möge diese Lection uns zur Warnung dienen.

Elias, der Thisbiter.

4. Lection: 1. Kön. 17, 1–16. — Sonntag den 26. Juli 1885.

1. Und es sprach Elia, der Thisbiter, aus den Bürgern Gileads, zu Ahab: So wahr der Herr, der Gott Israels, lebet, vor dem ich stehe, es soll diese Jahre weder Thau noch Regen kommen, ich sage es denn.

2. Und das Wort des Herrn kam zu ihm, und sprach:

3. Gehe weg von hinnen, und wende dich gegen Morgen, und verbirg dich am Bach Crith, der gegen den Jordan fließet;

4. Und sollst vom Bach trinken; und ich habe den Raben geboten, daß sie dich daselbst sollen versorgen.

5. Er aber ging hin, und that nach dem Wort des Herrn, und ging weg, und setzte sich am Bach Crith, der gegen den Jordan fließet.

6. Und die Raben brachten ihm Brod und Fleisch des Morgens und des Abends, und er trank des Bachs.

7. Und es geschahe nach etlichen Tagen, daß der Bach vertrocknete; denn es war kein Regen im Lande.

8. Da kam das Wort des Herrn zu ihm, und sprach:

9. Mache dich auf und gehe gen Zarpath, welche bei Zidon liegt, und bleibe daselbst; denn ich habe daselbst einer Wittwe geboten, daß sie dich versorge.

10. Und er machte sich auf, und ging gen Zarpath. Und da er kam an die Thür der Stadt; siehe, da war eine Wittwe und las Holz auf. Und er rief sie, und sprach: Hole mir ein wenig Wasser im Gefäß, daß ich trinke.

11. Da sie aber hinging zu holen, rief er sie und sprach: Bringe mir auch einen Bissen Brod mit.

12. Sie sprach: So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Cad und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe ein Holz oder zwei aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben.

13. Elia sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, gehe hin und mache es, wie du gesagt hast; doch mache mir am ersten ein kleines Gebackenes davon, und bringe mirs heraus, dir aber und deinem Sohne sollst du darnach auch machen.

14. Denn also spricht der Herr, der Gott Israels: Das Mehl im Cad soll nicht verzehret werden, und dem Oelkruge soll nichts mangeln, bis an den Tag, da der Herr regnen lassen wird auf Erden.

15. Sie ging hin, und machte, wie Elia gesagt hatte. Und er aß, und sie auch, und ihr Haus, eine Zeit lang.

16. Das Mehl im Cad ward nicht verzehret, und dem Oelkruge mangelte nichts, nach dem Wort des Herrn, das er geredet hatte durch Elia.

Haupttext: Er aber ging hin und that nach dem Wort des Herrn. — 1. Kön. 17, 5.

Geschichtliches.—Etwa ums Jahr 910 v. Chr., im 10. Jahr der Regierung Ahabs, trat Elias auf und weissagte 14 Jahre, bis er gen Himmel fuhr. Samaria war die Hauptstadt des Reiches Israel. Der Bach Crith war eine tiefe Schlucht, welche sich durch das Gebirg zog, und eine Anzahl Felseinschnitte, Klüfte und Höhlen hatte. Der Bach mündet in den Jordan. Zarpath (Sarepta) war ein phönizischer Flecken in der Gegend von Tyrus und Sidon; etwa in der Mitte zwischen den beiden Städten.

Ahab war König in Israel, Jehosaphat regierte über Juda; Mesa war König von Moab; Ethbaal zu Tyrus und Sidon, und Benhadad II. war König von Syrien. Der König von Juda war ein frommer Mann und das Volk war glücklich unter seiner Regierung. Anders verhielt es sich in Israel; die finsterste Stunde seines Verfalls war gekommen, schwarze Wolken waren an seinem Horizont aufgestiegen, und die Götzenbilder Baal's und Asteroth's glänzten verhängnißvoll durch diese Dunkelheit: jeder Berg rauchte von den Brandopfern der Götzen und der geheiligte Grund war mit Altären bedeckt. Baalspfaffen leiteten die Staatsgeschäfte und das Volk „trank Unrecht wie Wasser," denn der Götzendienst war Staatsreligion und selbst der König war ein Götzendiener. Solche, die noch treu an Jehova hingen und ihm dienten, wurden bitter verfolgt; die Prophetenschulen waren geschlossen und deren Lehrer meist hingemordet worden. Das Volk war so tief gesunken, daß selbst dem Propheten das Leben entleidet war, und er wünschte, er wäre todt. Im ganzen Reich waren nur noch 7000 Personen zu finden, welche Jehova dienten und diese lebten verborgen, um sich vor der Verfolgung zu schützen. Die Altäre Jehova's waren zerfallen und waren im ganzen Lande ein Trümmerhaufen, denn ein wilder Fanatismus hatte das Volk ergriffen, so daß das ganze Land dem wüsten Treiben der ruchlosen Königin Isebel folgte, welche an dem schrecklichen Verderben schuld war.

So standen die Dinge in Israel als der Prophet Elias der Thisbiter auftrat, um eine Reformation, im Volke anzubahnen. Unsere heutige Lection stellt uns den Mann vor, so wie er vor dem Könige stand und furchtlos die Worte Jehova's verkündete, denn der Geist des Herrn war auf ihm, und er war einer der von Gott bevorzugten Menschen, daher nennen ihn auch Einige „den Sonderling."

Texterklärung.—V. 1. **Und es sprach Elias der Thisbiter.** Der Name Elias, wie er in der hebräischen Sprache vorkommt, Eli-jah ist ein zusammengesetztes Wort und bedeutet: „Jehova mein Gott." Thisbi wird als die Stadt seiner Herkunft bezeichnet; weil aber gar nichts Bestimmtes über den Ort bekannt ist, und viele gelehrte Juden der Meinung sind, Elias sei ein Engel gewesen, haben die Gelehrten auch entdeckt, daß Thisbiter eigentlich nicht auf einen Ort angewendet werden kann, sondern „der Umwender" bedeute, daher hieße es Elias der Reformator. Doch habe ich hierüber nichts beizufügen. **Aus den Bürgern Gileads.** Weil er aus Gilead kam, so ist damit noch nicht bewiesen, daß er auch dort geboren sein müsse, ist vielmehr sehr zweifelhaft. Im Ganzen jedoch stellt er jenes Volk vor in seiner Tracht (2 Kön. 1, 8); in seiner Stärke und Ausdauer (1 Kön. 18, 46); in seinem Muth zum Dulden (1. Kön. 19, 8. 4); und in seiner Vorliebe zu den Bergen (1 Kön. 18, 19).

Ueber seine Gestalt sagt man, er sei mehr als gewöhnlich hoch gewesen, die Haare lang und wild, Sprache kurz und rauh und in seinem ganzen Benehmen ein Wüstensohn des Morgenlandes. **Zu Ahab.** Dem König trat er entgegen, denn ihm muß er die Vollstreckung der Gerichte Gottes ankünden. **So wahr** u. s. f. Das ist der Eid beim Leben Jehova's, gegenüber den Götzen, welche Ahab verehrte. **Vor dem ich stehe,** d. h. dessen Diener ich bin, oder der heute Zeuge meiner Rede ist; der strafe mich, so ich Unwahrheit rede. **Weder Thau noch Regen kommen.** Große Dürre war eine der angedrohten Strafen für Götzendienst. 5 Mos. 11, 17; 28, 23; 3 Mos. 26, 18. **Ich sage es denn,** das ist, bis ich es wieder bekannt mache, daß die Plage enden soll und Regen eintrete.

V. 2. **Und das Wort des Herrn kam zu ihm.** Der König war zornig, denn er wollte sich nichts sagen lassen und nun kam der Prophet in Lebensgefahr; man suchte ihn zu tödten, weil er es wagte, einem König die Wahrheit zu sagen. Der natürliche Mensch ist nicht bereit die Wahrheit zu hören, besonders wenn diese Wahrheit ihm sein Unrecht vorhält und ihn um seiner Sünden willen bestraft, oder ihm die göttlichen Strafgerichte vorhält. Könige lassen sich überhaupt nicht gerne etwas sagen von ihren Unterthanen, noch viel weniger ihre Sünden vorhalten. Aber nun trat Gott ins Mittel, den Propheten zu erretten.

V. 3. **Verbirg dich am Bache Crith.** (Siehe Geschichtliches). Der Name Crith bedeutet Schilf. So erlösete Gott den Propheten vor Isebel's ohnmächtiger Wuth.

V. 4. **Und sollst vom Bache trinken.** Gott hat verheißen, es soll den Seinen nicht an Wasser mangeln, wenn die dürre Zeit einbricht. **Ich habe den Raben geboten.** Die Natur muß für Wasser sorgen, für Speise muß ein Wunder helfen, weil die Natur um der Dürre wegen ihre Kraft verloren. Merke, dieses waren Raben, solche, welche man herumfliegen sieht; es waren keine Räuber, keine Kaufleute und auch keine Araber, wie das die Materialisten auslegen wollen, sondern Raben. Wir sollten hier kein Wunder wegexpliziren wollen, sondern ein Wunder rühmen; unser Gott thut Wunder. Elias aber befolgte des Herrn Wort.

V. 6. **Und die Raben brachten ihm Brod und Fleisch.** Kein rohes Fleisch, auch kein Aasfleisch, sondern gekochtes Fleisch, aus des lieben Gottes Garküche, wo es die Engel bereiten mußten. Ich kann nicht einsehen, warum man hier das Wunder aufklären will, denn sobald man eine Sache erklären kann, hört sie auf ein Wunder zu sein. Des Christen Pflicht, besonders aber eines Sonntagschullehrers Pflicht ist, nicht die Wunder zu erklären, sondern zu zeigen, daß wir einen mächtigen und wunderbaren Helfer haben.

V. 7. **Und es geschah nach etlichen Tagen.** Der Verfasser will hier die unbestimmte Zeit ausdrücken; es

war etwa ein Jahr hernach, **daß der Bach vertrocknete.** In Folge der anhaltenden Dürre. Diese Heimsuchung geschah, um das Volk von seinen Götzen ab, zum lebendigen Gott hinzuwenden. War beides eine Strafe und eine Prüfung für Israel.

V. 9. **Mache dich auf.** Als kein Wasser mehr im Bach war, kam Gottes Befehl wieder. **Gehe gen Zarpath.** Der Name bedeutet Schmelzhütte. Dieser Flecken lag außerhalb Israel's Grenze, aber nicht um so sicherer für den Propheten, denn Phönizien war ja der Isebel Heimath. Haben erst die Raben den Propheten ernähren müssen, so muß nun jetzt noch eine heidnische Wittwe dienen. Hierin liegt ein Vorbild der Verwerfung Israel's und der Annahme der Heiden; worauf selbst Christus einmal aufmerksam macht.

V. 10. **Und er kam an die Thür der Stadt.** Eine Wittwe, die Mutter eines Kindes, hungrig nach Leib und Seele; diese suchte etwas Holz auf der Straße. Für diese Wittwe kommt nun eine schwere Probe, aber wenn sie dieselbe besteht, dann wird sie ihr zur Hülfsquelle. Der Prophet bittet um einen Trunk Wasser und um einen Bissen Brod. Elias muß also prüfen, ob das die von Gott gemeldete Wittwe sei, daher die Prüfung.

V. 12. **So wahr der Herr, dein Gott, lebet.** Aus diesen Worten läßt sich erkennen, daß sie in Elias den Israeliten erkannte, und daß sie mit Israel's Gott bekannt war; ob sie aber näheres über Elias wußte, ist nirgends angedeutet; ich bezweifle, ob sie wußte, daß er der berühmte Prophet sei. **Ich habe ein Holz oder zwei aufgelesen.** Dieses soll andeuten, wie gering ihre Habe ist, indem man mit ein paar Stückchen Holz alles backen kann. Weil die Phönizier ihre Brodfrucht alle von Israel bezogen, fühlten sie natürlich die Hungersnoth auch. Die Phönizier waren keine Landbebauer, sondern Arbeiter in Erz, Stein und Holz.

V. 13. **Fürchte dich nicht.** Eine Aufmunterung, nicht zu verzagen. **Mache mir am ersten.** Dieses war ein sonderbarer Bettler, aber es war nicht zwecklos. Später sagte Jesus einmal gerade in dieser Gegend: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."

V. 14. **Also spricht der Herr.** Das unerschöpfliche Mehl und das immerfließende Oel ist auch wieder ein Gotteswunder, und geschah: a) Um den Propheten zu ermuntern; b) seine Liebe zu den Armen zu bestätigen; c) den Glauben der Wittwe und des Propheten zu stärken; d) den Gläubigen aller Zeiten eine Lehre zu geben.

V. 15. **Sie ging hin und that.** Im Glauben an den Mann, und im Vertrauen zu seinem Gott wurde sie zu guten Werken bereit. **Eine Zeit lang.** Andere Uebersetzungen sagen hier „viele Tage." Ob es nun ein oder zwei Jahre waren, thut nichts zur Sache; es war gesorgt, so lange die Noth währete, und der Prophet hatte Unterkunft daselbst. Was zum Unterhalt dieser drei Personen nöthig war, gab Gott auf wunderbare Weise; nicht um der Gutmüthigkeit der Wittwe willen, sondern weil sie im Glauben handelte.

Des Propheten Prüfung. — 1. Er mußte in ein Land, welches am Unglück seines Volkes schuld war, denn Jesebel kam von hier; 2. er mußte auf unbekannten Wegen, einfach Gottes Führung trauend, wandeln und wirken; 3. bei den Armen, welche kaum für sich selbst hatten, mußte er sein Unterkommen suchen; 4. durch ein Wunder mußte er Tag für Tag erhalten werden, ohne daß ihm vergönnet war, wirkend einzugreifen; 5. durch Entbehrungen und Gehorsam mußte er für sein Amt tüchtig gemacht werden, denn seine jetzigen Erlebnisse waren eine Schule für Das, was nachfolgen sollte. Sein Leben war ein beständiges Glaubensleben.

Aber auch für die Wittwe war es eine Prüfungsschule, den fremden Mann in ihrer Armuth aufzunehmen, doch lohnete es sich herrlich.

Lehre und Anwendung. — 1. Gott erweckt seine Werkzeuge zur Zeit, wenn er sie nöthig hat. Der größte aller Propheten kommt zu einer Zeit, da der Verfall am schrecklichsten war. Während Israel tiefer und tiefer sank, bereitet Gott sein Werkzeug in der Schmelzhütte der Entbehrung und der Trübsal, bis die rechte Stunde kommt, und das Maß voll ist.

2. Der Prediger und Lehrer muß bereit sein, Gottes Botschaft allezeit treulich auszurichten, ob es angenehme oder traurige Botschaft ist.

3. Wenn der Same gesäet ist, läßt man ihn am Besten in der Stille keimen. Als Elias des Herrn Befehl ausgerichtet hatte, zog er sich zurück, um der Sache Zeit zur Entwickelung zu geben.

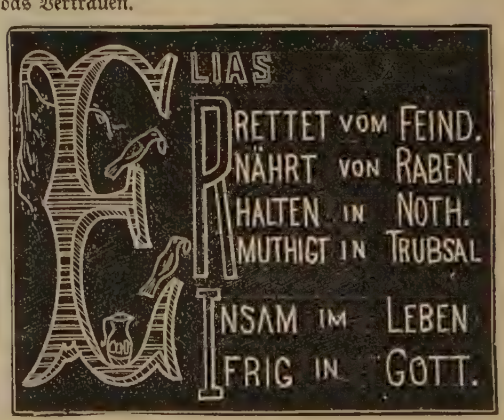
4. Ob wir auch selbst im Dunkeln sind, über unser Schicksal, Gott offenbart es uns Schritt für Schritt.

5. Das Leben des Menschen ist voller Proben und Widerwärtigkeiten; aber Denen, die Gott lieben, müssen dennoch alle Dinge zum Besten dienen.

6. Wenn der Mensch glücklich sein will, dann darf er nur sein Schicksal mit Gott theilen; d. h. er lasse Gott das Befehlen thun, und er selbst gehorche, dann wird er schon glücklich sein.

Illustrationen. — Das Mehl im Kasten, und das Oel im Krug der Wittwe zu Zarpath war ein großes Wunder, aber in Wahrheit nicht größer als die tägliche Versorgung einer Welt voll Menschen. Man kann überall Wunder sehen, wenn man nur sie sehen will.

In einem Gasthof in England wurde ein Rabe und ein Neufundlandhund zusammen aufgezogen, und zwischen beiden bestand eine innige Freundschaft. Als einst eine Kutsche über den Hund fuhr und sein Bein brach, mußte er angebunden im Stalle liegen; sobald „Ralph," das war der Name des Raben, das Unglück seines Freundes gewahrte, trug er ihm alle Tage Nahrung, Knochen, Fleisch, kurz alles, was er finden konnte, zu, und Nachts saß er auf der Krippe, ganz in der Nähe seines Freundes, bis er wieder gesund war. Wenn Gott seinen Kindern Brod verheißt, dann kommt es, und wenn es die Raben bringen müssen. Uns mangelt nur zu oft das Vertrauen.



Wandtafelerklärung. Das Bild auf der Wandtafel ist eigentlich sehr einfach; es trägt seinen Inhalt offen bei sich. Elias, der Prophet, spielt die Hauptrolle und ist wahrlich ein merkwürdiger Mann. Seine Geschichte ist für Jung und Alt sehr interessant. Die Begebenhei-

ten der heutigen Lection sind durch die Raben und den Krug abgebildet, aber auch seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte haben wir in diesem Wortbild vor uns. Gott schafft seinen Kindern Brod, und wenn es Raben bringen müssen. Eine Wittwe, selbst arm, bringt den Mann Gottes in ihr Haus und Gott versorgt sie alle mit Brod. Da ist's, was uns am meisten fehlt: Gottvertrauen. Könnten wir Gott trauen, er ließe uns nimmer zu Schanden werden, denn sein Arm ist mächtig und seine Hand ist stark. Glaube und Gehorsam sind Tugenden, welche wir aus der heutigen Lection lernen sollten. Elias glaubte, sein Glaube gab ihm Vertrauen, und sein Vertrauen machte ihm den Gehorsam leicht. Lasset uns ein Beispiel an ihm nehmen.

Mit unsern Lesern.

C. K. in W. Ist ein Sonntagschullehrer schuldig, wenn er von zwei bis halb vier Uhr Nachmittags in der Schule ist, noch eine Stunde in der Betstunde zu bleiben, wenn der Claßführer das ganze Jahr nicht in die Sonntagschule kommt?

Antw. Es ist nicht nur des Claßführers, sondern eines jeden Gemeindegliedes Pflicht, die Sonntagschule zu besuchen und derselben mit Rath und That beizustehen. Die Sonntagschule ist ein Pflegling der Gemeinde, und den Claßführern ist in ihrem Theile die Pflege der Gemeinde anvertraut. Viele der Schüler sind Glieder seiner Classe, und er sollte auch durch die Theilnahme an der Sonntagschule zeigen, daß er ernstlich um der Kinder Heil beflissen ist.

Eines Sonntagschullehrers Pflicht ist, nicht blos die Sonntagschule, sondern auch die Betstunde zu besuchen. Er wie der Claßführer sollen Vorbilder in der Gemeinde sein. Zwei und eine halbe Stunde ohne Unterbrechung in der Sonntagschule und Betstunde zu verharren, ist sicherlich eine ganz unschickliche Einrichtung. Man beseitige die, und der Einwand fällt von selbst weg.

T. in C. Ob Sonntagschul-Lehrer und Lehrerinnen Theater besuchen können?

Antw. Hört was der Schauspieler Macready sagt: „Keines meiner Kinder soll, unter welchem Vorwand es auch sei, und mit meiner Einwilligung nimmermehr, je die Theater-Laufbahn betreten, auch keinen Verkehr mit Schauspielern oder Schauspielerinnen haben." Solch ein Zeugniß aus solch einer Quelle ist mehr werth, als alles, was je über die Bühne geschrieben worden ist.

Dumas, der Schauspielschreiber, sagte zu einem Freund: „Sie führen ihre Tochter nicht in mein Stück. Sie thun recht daran. Ein für allemal lassen Sie es sich gesagt sein: Sie sollten Ihre Tochter niemals in ein Theater mitnehmen." Eltern mögen hier innehalten und sich fragen — „warum nicht?" — Nun, warum denn nicht? Eine Mutter, die sich christlich zu sein rühmte, sagte neulich: „Ich lasse meine Kinder einmal jährlich ein gutes Lustspiel besuchen, das ist ganz harmlos; du weißt, die Knaben lachen sich einmal ordentlich aus." Harmlos? Flöße deinen Kindern Geschmack ein für das Theater, und trage dann alle Folgen, wenn sich dieser Geschmack bei ihnen entwickelt, siehe zu, ob es harmlos! sei. Die Theaterzettel in den Zeitungen, an den Anschlagsäulen und sonst werden gelesen mit den betreffenden Notizen oder gar Abbildungen von Scenen, und sind oft ganz widersinnig und empörend. Wir sehen auf den ersten Blick, daß sie schlüpfrig, seicht, moralisch ungesund, geistzerstörend sind. Die niedrigsten Leidenschaften, die rohesten Gelüste werden auf der Bühne dargestellt, Anstand und Sittlichkeit jeden Abend mit Füßen getreten. In dieser Pestluft erstickt alles edle; das Laster wird mit verlockenden Reizen dargestellt, dem Bösewicht und Lüstling wird ein romantisches Interesse gegeben, eine Art Heiligenschein. Kein Wunder, wenn die Jugend diese übergoldeten Sünden und Laster sieht und hört, und in falsche Irrthümer und Geschmack geräth, die sich nicht so leicht wieder ausrotten lassen, und dadurch alle Würdigung des Edlen und Wahren verliert. Es ist sehr zu beklagen, daß nicht blos wohlgesinnte Leute, sondern auch christlich gesinnte es für unbedenklich halten, sogar mit ihren Kindern das Theater zu besuchen. Hat die Mahnung des Apostels: „Stellet euch nicht der Welt gleich," heute keine Geltung mehr in der Christenheit?

Ein Leser, Wisc. Wenn gegenwärtig ein Ausguß des heiligen Geistes stattfände, wie an jenem Pfingstfeste zu Jerusalem, würde dann dieselbe Wirkung oder eine andere folgen?

Ant. Die Wirkung des heiligen Geistes ist allezeit durch die Bedürfnisse, und durch die Entgegennahme des Volkes bedingt. Der heilige Geist thut nie etwas Unnöthiges. Sind unsere Bedürfnisse anderer Natur als damals, so würde auch die Wirkung anders sein. Wir können nicht sehen, warum ein Volk wie wir in Ohio oder Wisconsin auf eine buchstäbliche Erfüllung von Apstg. 2, 9–11 warten sollten. Doch, lieber Bruder, laß uns beten für den Ausguß des heiligen Geistes, wie am Pfingstfest, mit dem festen Glauben, daß uns widerfahren soll nach unseren Bedürfnissen.

Schw. E. B., New York. Wo kamen denn die Leute her, vor denen sich Cain fürchtete, daß sie ihn todtschlagen möchten, da doch nur er und seine Eltern lebten?

Antw. Daß Mißverständniß rührt daher, weil die Leser fast allgemein die Zeitrechnung vergessen. Adam zeugete Söhne und Töchter, von denen die Schrift nichts Näheres berichtet. (Vergl. 1. Mos. 5, 3–5.) Wie bald

nach der Geburt fand denn der Todschlag statt, und wie bald hernach zog Cain mit seiner Familie fort von Eden? Zur Zeit Seth's fing man bereits an, vom Namen des Herrn zu predigen, und Henoch, der siebente von Adam, weissagte schon. Methusala lebte noch 243 Jahre mit Adam, und doch war er der Großvater Noah's, mit welchem er noch 600 Jahre lebte. Es geht uns Menschen mit unseren 60 bis 70 Jährlein sehr hart, uns in die Verhältnisse der Menschen hineinzudenken, welche 600 bis 800 Jahre lebten, und doch liegt gerade darinnen das ganze Geheimniß. Das erste Buch Mose umfaßt einen Zeitraum von 2369 Jahren, und die ersten drei Capitel allein reichen eintausend Jahre hinab. Dieses sollte genügen, zu zeigen, daß eigentlich gar keine Schwierigkeiten existiren, wenn man die Zeitrechnung in Anschlag bringt.

Fräulein M. B. Warum sind die Prediger so dagegen, daß Mädchen die Haare über die Stirne kräuseln oder auch gerade kämmen?

Antw. Die Stirne des Menschen ist seine schönste körperliche Zierde, sie sollte deßhalb offen getragen werden. Affen haben keine glatte Stirne und andere Thiere auch nicht. Menschen mit ungewöhnlich niederer oder gar keiner Stirne, werden immer mit Verdacht angeblickt, und in Europa ist es bei Mädchen ein Zeichen von Verkommenheit, denn allgemein tragen nur öffentliche Dirnen die Haare so. Warum sollte eine züchtige Jungfrau oder ein Jüngling die schöne Stirne decken wollen, es wäre denn ein Verlangen, recht äffisch auszusehen? Das größte Unrecht liegt im Motiv, und das ist Modezwang, man will in der Mode sein, man leidet an der Krankheit Anglomanie. Was giebt eine Modedame darum, ob ihr Hals fünf Schatten dunkler ist, als ihr Gesicht, das Gesicht muß geschminckt und gepulvert sein, selbst wenn man die Zeichen sieht, wie an einem Flußufer nach einem Hochwasser. Die offene Stirne ist das Kennzeichen des intelligenten Wesens; Bängs sind Kennzeichen der Modeäffchen.

Sch. Lizzie G. Gibt es ein Mittel, einem Mann das Trinken abzugewöhnen, ohne daß er es weiß?

Antw. Nein, es gibt kein solches Mittel, alles Geld dafür ist weggeworfen; da gehört des Mannes Wille zu und geht dann noch hart genug. Wo aber ein ernster Wille ist, da kann man aufgeben. Vom abgewöhnen ist aber überhaupt keine Rede, wenn man damit den elenden Vorwand: „nach und nach" aufzuhören meint; unter Tausenden kann das kaum Einer. Das Gebet ist ein gutes Mittel, aber ohne den Willen und die That des Trinkers hilft selbst das Beten nichts, denn Gott bekehrt keinen Menschen gegen seinen Willen. Man macht oft so viel Wesens über die armen Trunkenbolde, und Manche lieben es, die Rolle der Verlorenen zu spielen; wir haben keine Sympathie mit dieser Methode; 25 Stockprügel für jeden Rausch würden mehr helfen. Wenn aber ein Mann ernstlich aufhören will und aufhört, dann ist folgendes Rezept sehr nützlich um die durch den plötzlichen Abbruch entstehende Schwäche, und den nagenden Appetit zu zerstören; in anderen Worten seinen Rückzug zu decken: man nehme sulphate of iron, 5 grains; magnesia, 10 grains; pepermint water, 11 drachms; spirit of nutmegs, 1 drachm. Man trinke täglich zweimal von dieser Mixtur und bleibe von der Versuchung weg. Dann bitte man den lieben Gott ernstlich, täglich und stündlich um Gnade zum Neinsagen, und zum Nein handeln. Der starke Wille eines Mannes ist aber in den meisten Fällen genügend ohne Mixtur, wo dieser fehlt, sind Hopfen und Malz verloren.

J. J. W., Iowa. Sind Beweise vorhanden, daß ein Christ wieder abfallen kann?

Antw. Man sollte denken?

Wo kämen David's Bußpsalmen her,
Wenn er nicht auch gefallen wär'?

Man denke an Petri Fall, an Ananias und Sapphira; an Demas, der die Welt wieder lieb gewonnen und noch an hunderte von Beispielen aus der Gegenwart. Wenn der Abfall nicht möglich wäre, warum wäre dann das sechste Capitel an die Ebräer geschrieben worden, welches doch eine Warnung vor dem Abfall ist?

Unlängst hatte der Kriegssecretär das Vorrecht, einen Sonntag in der schönen Sandusky City, Ohio, zuzubringen. Es war ein gar lieblicher Tag und wir haben uns mit den lieben Freunden in der Sonntagschule und in den Gottesdiensten königlich erfreut. Die Versammlungen waren zahlreich besucht, möge das gepredigte Wort Frucht bringen. Die Freunde haben Muth, und ihr Prediger, Br. Guhl, ist recht emsig an der Arbeit. Wünschen reichen Erfolg!

Ein lieber Bruder aus C. schreibt uns, daß er die Normal-Serie sehr gut finde. Freut uns! Diese Büchlein sollten in den Händen eines jeden Sonntagschullehrers sein. Unser wackerer Gehülfe meint, sie sollten auch in keiner Sonntagschulbibliothek fehlen. Und da hat er recht. Man bestelle bei Lauer und Yost.

Ein Leser, Cl., O. Ist es recht und schicklich, daß Männer, welche keinen Erlaubnißschein zum Predigen haben, auf die Kanzel gehen und predigen, und hernach auch gerade wie Prediger den Segen sprechen?

Antw. Es ist weder recht, noch schicklich; jeder Prediger unter uns hat einen Erlaubnißschein zu predigen, und ohne Schein ist ein Mann kein Prediger unserer Kirche. Daß es leider oft geschieht, daß allerlei Menschen auf die Kanzeln gelassen werden, ist zu bedauern, und muß die Ehre vor dem Amt gefährden. Wenn ein Mann, welcher nicht gesetzlich in das Amt eingesetzt ist, auf die Kanzel geht, predigt und den Segen spricht, so ist das ein Zeichen, daß er mehr Einbildung als bescheidene Einsicht hat; es zeigt aber auch, daß im Hauswesen der Gemeinde irgendwo eine Schraube los ist, sonst würde man dem Mann sagen, was schicklich ist. Das

Vermahneramt ist ja für solche Männer, welche sich vorbereiten wollen, da, und selbst Vermahner durften früher nicht ohne Erlaubnißschein vermahnen in der Oeffentlichkeit. Es hat ziemlich viel den Anstrich mancher Kirchen, wo jeder Tom, Dick und Harry (und auch Frauen) auf die Kanzel dürfen. Das kann man bald ändern, man braucht nur im Ernst sagen: Höre, Freund! Jetzt noch nicht auf die Kanzel.

D. E. und W. H., Wis. Wir bitten achtungsvollst um eine Erklärung des Wortes „Gewissen," und dann: ob das Gewissen immer ein unfehlbarer Führer ist für den Menschen?

Antw. Der Ausdruck Gewissen erlaubt eine zweifache Auffassung, und bestimmt sich nach der Verbindung, in welcher er vorkommt. Der ursprüngliche Sinn des Wortes ist: das persönliche Selbstbewußtsein und die Erkenntniß seiner innersten, besten Gesinnung über Das, was man Pflicht nennt und Recht heißt; dieses Gewissen ist jedem vernünftigen Menschen eigen. Nun aber ist das Gewissen auch die Fähigkeit zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, aber dieses Gewissen ist keinem Menschen von Natur eigen, sondern wird erworben. Demnach hätte kein Mensch einen sicheren Führer in seinem Innern. Um Recht und Unrecht zu unterscheiden, bedarf der Mensch des Unterrichts von Außen. Jeder Mensch hat eine Stimme, welche ihm sagt, daß er Recht thun soll, aber er hat keine innere Stimme, welche ihm sagt, was Recht ist; dieses muß ihm erst von Außen beigebracht werden, denn wenn ein Mensch in seiner Erkenntniß falsch ist, dann geht natürlich auch sein Gewissen irre. Des Menschen Pflicht ist, Recht zu thun, nicht blos, was er für Recht ansieht, daher ist auch das Gewissen nicht immer ein richtiger Führer. Der einzig sichere Weg für den Menschen ist, zu wissen, was er thun soll, und dann es zu thun. Wenn ein Mensch sich weigert, das zu thun, was er als Recht anerkennt, dann will er vorsätzlich Unrecht thun, und Herz und Sinn sind böse, aber ein Mensch kann gewissenhaft und doch unrecht sein (1. Tim. 1, 13; Apstg. 26, 14. 15). Es ist nicht immer rathsam für den Menschen, das zu thun, was er *denkt*, daß er thun soll, aber es ist immer rathsam zu thun, was er thun soll, und das fordert einen besseren Lehrer, als das Gewissen, nemlich den heiligen Geist, welcher auch das Gewissen erleuchtet.

Rundschau.

Das Courier-Journal, Louisville, Ky., veröffentlicht nachfolgende, von dem zu Baltimore gehaltenen Plenar-Conzil verfaßte Tabelle, welche den verhältnißmäßigen Gewinn der stärksten kirchlichen Benennungen in den Vereinigten Staaten angibt.

	1860.	1885.	Proz. Gewinn.
Volkszahl	31,445,080	55,000,000	75
Methodisten	8,600,000	15,000,000	75
Baptisten	8,000,000	12,000,000	50
Presbyterianer	3,600,000	5,500,000	90
Congregationalisten	1,413,000	1,800,000	27
Bischöfliche (Episcopalien)	900,000	1,200,000	33
Römi-Katholische	3,157,000	9,500,000	200

Dieser Tabelle möchten wir jedoch die Erklärung beifügen, daß die Römischen alle von ihnen getaufte Kinder mitzählen, während die anderen Benennungen Kinder überhaupt nicht zählen.

Wenn der Thurm des Rathhauses zu Philadelphia fertig ist, dann wird dieses der zweithöchste Bau der Welt sein, und die Statue des William Penn wird dann 525 Fuß über dem Grund stehen, so daß der Hut des alten Quäkers 10 Fuß und einen Zoll höher steht als die höchste Spitze am Dom zu Köln.

Das größte wissenschaftliche Unternehmen unserer Zeit ist die Herstellung des großen Fernrohrs, für das Lick-Observatorium zu Mt. Hamilton, California. Dasselbe soll 38¼ Zoll im Durchmesser sein, und seine Kraft 32,400 Mal stärker sein als die des bloßen Auges. Der Mond soll auf 80 Meilen nächst angezogen werden, und Gegenstände von der Größe des Observatoriums, 38x318 Fuß sollen zu unterscheiden sein. Das gibt das größte Fernrohr der Welt. Es wurde auf 100 Fuß Länge berechnet, weil es über zu schwer zu bewegen wäre, hat man die Länge auf 60 Fuß festgesetzt. Einige Gelehrten befürchten, das Blaulicht möchte dem Glase hinderlich sein, doch ist man der Ansicht, daß dieses verhindert werden könne. Die Gläser sollen in Paris hergestellt werden und in anderthalb Jahren fertig sein. Die Welt ist gespannt, Näheres vom Mann im Mond zu hören, wenn man erst einmal mit dem Fernrohr nach ihm zielt. Zu Pulkowa, Rußland ist gegenwärtig das größte Fernrohr, es mißt 33 Zoll Durchmesser, aber ist auch noch nicht in Position.

Die römisch-katholische Kirche hat eine fast unglaubliche Macht im Missionsfelde stehen; sie befehligt über nicht weniger als 6,700 Missionare. Von diesen sind 1000 Kapuziner in Indien und den Inseln des indischen Meeres; 2,500 Franziskaner in Marokko und Amerika; 300 Oblater in Jaffa, Natal und Ceylon; 700 Priester der Ausländischen Mission zu Malesia, Corea und Tonquin; 1500 Jesuiten in britisch Guiana, Armenien und Madagaskar; 200 Lazaristen in Persien, Abyssinien und Kiang Su; 500 Domonikaner in den Philippinen, Central Tonquin und zerstreut. Es wird behauptet, daß durch die Arbeit dieser Missionare im Jahre 1883 mehr als 20,000 Heiden bekehrt wurden; 29,000 Kinder christlicher Eltern und 89,000 Heidenkinder wurden getauft.

Man kann wohl von der Vermehrung des Katholizismus reden, aber man muß auch davon reden, wie sich Rom bemüht, und dann kann man den Protestanten zurufen: ihr aber gehet hin und thuet deßgleichen!

In der Untersuchung wegen eines Mordes wurden zu San Francisko mehrere chinesische Zeugen verhört. Folgendes ist die Eidsformel, welche ihnen abgenommen wurde: „Durch dieses informire ich die Geister der Götter, auch alle bösen Geister und Dämonen herniederzufahren, um zu sehen und zu hören, auch selbst zu prüfen, in Sachen des Wong Ah Foo, welcher angeklagt ist Loi Ah Gow ermordet zu haben. Wenn ich hieherkomme, um einen falschen Eid zu schwören, die Wahrheit zu verschweigen, oder Dinge zu sagen, die sich nicht durch Thatsachen bewähren, dann ersuche ich die himmlischen und irdischen Götter die Leiden Loi Ah Gow's plötzlich zu rächen, den falschen Zeugen augenblicklich zu bestrafen und seine Seele zu quälen. Möge ich durch das Schwert fallen, oder auf halbem Weg zur See zu Grunde gehen, damit die Seele verirre und nicht wieder nach China komme. Dieses ist der wahre und richtige Eid, durch meinen Mund geschworen und mit meiner Hand unterzeichnet an diesem heutigen Datum, im elften Jahre des Quong Sei." Einen solchen Eid halten die Chinesen heilig, denn sie fürchten die Thore des himmlischen Reiches werden ihnen geschlossen, wenn sie diesen Eid nicht halten.

Der in weiten Kreisen bekannte und sehr geachtete Rabbi Dr. D. Stern von Wilksbarre, Pa., hat unlängst Selbstmord begangen. Nach den in seinem Zimmer aufgefundenen Papieren war er geisteskrank. In einer Schrift, welche er hinterließ, bat er um ein einfaches Begräbniß und verlangte, daß man Pred. Sal. 3, 9–22 und Jes. 53, am Grabe lesen möchte. In einem anderen Dokument erklärte er, daß er vorigen Herbst den Bischof Thorold von England, in Wilksbarre predigen hörte und seit jener Zeit den Gedanken nicht mehr los werden konnte, daß Christus der Messias und die christliche Religion die wahre sei. Man hat ihn während des Winters öfters in der Episkopalkirche zu Wilkesbarre unter den Anbetern gesehen. Dr. Stern war früher Redakteur des St. Louis "Jewish Tribune," auch war er ein fleißiger Schreiber für andere unterschiedliche jüdische Journale. Wie schade, daß sich dieser so beliebte, gelehrte Mann nicht von seinem Zweifel losreißen und dem Erretter seiner Seele in die Arme werfen konnte!

Neal Dow, der berühmte Mäßigkeitsmann, hat wieder neue Saiten aufgezogen. Im Jahr 1880 war er Candidat der Prohibitionisten für Präsident; vorigen Herbst arbeitete er im Interesse für Blaine, gegen St. John, den Prohibitionist. Jetzt erklärt er, daß er fest überzeugt sei, die republikanische Partei müsse sterben, wenn die Mäßigkeitsprinzipien je siegen sollen. Natürlich wird es so sein müssen, wenn er es sagt, aber uns will es scheinen, ein Commentar sei überflüssig. Was hat die Mäßigkeitssache mit politischen Parteien zu thun? Oder ist nicht ein Feld für Mäßigkeitsarbeit in allen Parteien? Consistency, thou art a jewel.

Hinterstübchen.

Die Welt.

Mannes Haus, das ist die Welt.
In die Ferne muß er schauen,
Bis um späten Abendgrauen
Seines Auges Wimper fällt.

Weibes Welt, das ist das Haus,
Wo sie kann im Kleinen walten,
Muß sich stets ihr Glück gestalten,
Da geht Segen ein und aus.

Kindes Welt,—das Mutterherz!
All sein Lachen, Weinen, Lallen,
Findet dort ein Widerhallen;
Mutter theilet Freud' und Schmerz!

Etwas für Raucher.—Noch vor 150 Jahren war das Rauchen keineswegs Jedermann gestattet, sondern es gehörte dazu eine besondere obrigkeitliche Erlaubniß. Diese zu erlangen war aber nicht so leicht, und die Rathsarchive verschiedener, namentlich süddeutscher Städte bergen noch manche Resolution der gestrengen Herren Bürgermeister, in welcher die Genehmigung zum Genusse des Krautes von Havanna, Virginien und Portoriko, ja selbst des schnöden Gewächses der Pfalz einfach versagt wird. Wer aber so glücklich war, die Gunst des wohlweisen und hochedlen Rathes zu besitzen, dem wurde ein förmlicher Erlaubnißschein gegen Erlegung eines bestimmten Geldbetrages ausgestellt, und ihm zur Pflicht gemacht, diese Legitimation stets bei sich zu führen. Ein solcher Schein charakterisirt treffender als lange Abhandlungen die damalige Zeit; einer derselben lautet wörtlich: „Vorzeiger dieses, Carl Gräff von Bingen, Oberamt Mainz, hat Erlaubniß, uff ein Jahr Tabak zu rauchen gegen die zur Landschreiberei bezahlte Gebühr ad zehn Kreuzer teutscher Cours. Zweibrücken, den 23. August 1729. W. Stein." Wäre gut, wenn solche „Erlaubniß" auch jetzt noch eingeholt werden müßte!

Ein ungewöhnliches Metier. Vor einigen Tagen ist in einem Vororte von Paris ein alter, braver Mann gestorben, der ein ingeniöses Auskunftsmittel fand, um sein Leben zu fristen. Seit langer Zeit nicht mehr im Stande, schwere Arbeiten zu verrichten, verdiente er sein Brod als — Wecker. Dieser menschliche Wecker stand jeden Tag um zwei Uhr auf und machte einen Lebensberuf daraus, die Arbeiter in der Umgebung, die durch ihren Beruf gezwungen waren, sehr frühe ihre Wohnungen zu verlassen, dem Schlaf zu entreißen. Der „Wecker" hatte sich eine Liste angelegt, in welcher die Namen und Adressen seiner Klienten eingetragen waren. Nach einer

bestimmten, mit vollster Pünktlichkeit eingehaltenen Route kam er an jedem Haus vorüber, in welchem einer seiner Klienten wohnte, stieß einen verabredeten Schrei aus und ging eiligst von dannen, sobald er durch eine erhaltene Antwort sich überzeugt hatte, daß sein Weckruf gewirkt habe. Der Preis für diese Mühewaltung war ein geringer: ein Sou per Tag und Person. Aber man konnte auch „Abonnements" per Woche und sogar für einen ganzen Monat nehmen, in welchem Falle das Aufwecken noch billiger berechnet wurde. Die gute Saison des Weckens war der Winter mit seinen langen Nächten. Nachdem er nun viele Jahre hindurch redlich und eifrig seinen merkwürdigen Dienst versehen, hat der unermüdliche Mensch vor wenigen Tagen durch den Tod die Ruhe gefunden, der er so lange freiwillig entsagt hatte. Dem Leichenbegängnisse des Weckers wohnten alle seine Klienten bei, die mit Betrübniß seinem Sarge nach dem Friedhofe folgten.

Mädchen und Uhren. Junge Mädchen gleichen alten Uhren; sie gehen immer vor. — Eitle Mädchen gleichen Taschenuhren; sie lassen sich leicht aufziehen.—Geschiedte Mädchen gleichen Schlaguhren; sie schlagen, wenn man sie aufzieht.—Putzsüchtige Mädchen gleichen Thurmuhren; man sieht wohl nach ihnen, wer möchte sie aber ins Haus nehmen? — Schöne Mädchen ohne Verstand gleichen Spieluhren; die wird man bald überdrüssig. — Vorlaute Mächen gleichen Weckeruhren; man hört wohl auf sie aber nicht gern. — Verwöhnte Mädchen gleichen Sonnenuhren; unter der Haube taugen sie nichts.—Bescheidene Mädchen gleichen Repetiruhren; sie lassen sich nur hören, wenn man sie auffordert.—Anmaßende Mädchen gleichen versetzten Uhren; man läßt sie stehen.—Pensionsmädchen gleichen Cylinderuhren; sie sind sehr flach. — Reiche Mädchen gleichen goldenen Uhren; da fragt man nach dem Metallwerth. — Häusliche Mädchen gleichen Pendeluhren; die gehen am sichersten.—Gelehrte Mädchen gleichen Wanduhren; die sind fast nicht zu tragen.

Nutzen der Eierschalen. Eierschalen werden meist weggeworfen, und man sieht solche überall herumliegen. Es gibt nicht leicht ein besseres Mittel gegen sog. Nervenschwäche. Sie bestehen hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalk. Dieser bildet einen Hauptbestandtheil unseres Körpers, ohne den man weder gesund noch kräftig sein kann. Bei Nervenschwäche, Erschöpfung, überhaupt bei mangelhafter Ernährung, Blutarmuth, Bleichsucht, Skrophel, Gicht, Rheumatismus bildet der phosphorsaure Kalk der Eierschalen das beste Reinigungsmittel. Man pulverisirt die im Backofen getrockneten Eierschalen in einem Mörser fein, oder mahlt sie auf einer engen Kaffeemühle, nimmt täglich dreimal, Morgens, Mittags und Abends, einen halben bis einen ganzen Theelöffel voll. Entweder nimmt man das mit Wasser angerührte Eierschalenpulver in den Mund und spüle es mit einem Trunk Wasser hinunter, oder man rührt dies Pulver gleich beim Nehmen mit etwas Milch an. Auch bei Wassersucht ist dies Mittel zu empfehlen.

Man muß sich zu helfen wissen. „Früher hab' ich recht schlecht geschlafen, denn ich schnarchte so laut, daß ich mich immer selbst aufweckte. Jetzt lege ich mich, wenn ich schlafen will, einfach ins Nebenzimmer, da hör' ich es fast gar nicht."

Kehn (kein) Dischgebeht. Imm bahlische (badischen) Ohlewald (Odenwald) iss ehmol e Schuhlprifing (...Prüfung) geweßt, nun es hott sich sellemohl nohchschteehende Klehne, awer schehne G'schichte zugetrahe. E Parre hot ehn Buh g'frogt: „Mein lieber Kleiner, kannst du ein Tischgebet sagen?" Awwoll," (nein) war die Antwort „Aber höre, warum kannst du denn kein Tischgebet?" „A ma (wir) hewwa jo kehn Disch!" „Ja, sage mir doch, wie eßt ihr denn?" „A ma (meine) Mottar (Mutter) nimmt d' Schissel uf de Scho-uß, unn ich unn meih Dicker (kleinerer Bruder Bausback) schteehn drämmrämm (darum-herum)!"

Ein Kaufmann vom Lande besuchte kürzlich die benachbarte große Stadt, kaufte dort in einem Dollarladen einen Tischaufsatz und machte damit, nachdem er, heimgekehrt, eine Etiquette mit der Aufschrift $14 daran befestigt hatte, einem methodischen Geistlichen, dessen Kirche er besuchte, ein Geschenk. Nächsten Tages brachte der Geistliche den Caster mit dem Bemerken zurück, ein so werthvoller Aufsatz passe nicht auf seinen bescheidenen Tisch und der freundliche Geber habe wohl nichts dagegen, wenn er, der Geistliche, dafür lieber für $14 Grocerwaaren nehme. Natürlich blieb dem Ueberlisteten nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen.

Eine Frau, die nicht weniger als sechzehn Regierungen erlebt hatte. Der Leser wird dabei gewiß ungläubig den Kopf schütteln, aber doch ist die Angabe buchstäblich wahr. Die ehrwürdige Matrone hieß Louise Ferretière und war 1714 im Todesjahre Ludwig's XIV. zu Lyon in Frankreich geboren. Sie erlebte somit die Regierung dieses Königs, die Regentschaft des Herzogs von New Orleans, die Regierungen Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. Dann kam 1793 die Republik, das Direktorium, das Consulat Bonaparte's und die Zeit seines Kaiserreiches. Sie erlebte noch die erste Rückkehr der Bourbonen, die zweite kurze Herrschaft Napoleon's I. und die Regierungen Ludwig's XVIII., Karl's X., Louis Philipp's und die Errichtung der zweiten Republik. Während sie noch als ein uraltes Mütterchen in Jargeau in Frankreich lebte, machte sich Louis Napoleon zum Präsidenten und bald darauf darauf durch den Staatsstreich zum Kaiser. Erst 1853 starb sie, 139 Jahre alt und wurde in Jargeau zur letzten Ruhe bestattet, wo ein Denkmal die merkwürdige Geschichte der alten Frau, die sechzehn der verschiedensten Regierungsformen in Frankreich erlebt hatte, erzählt.

Die leidende Form. Lehrerin: „Höre, Lieschen, ist es die thätige oder die leidende Form, wenn ich sage: Der Pastor segnete seine sieben Kinder?"

Lieschen: „Das ist die thätige Form."

Lehrerin: „Ganz recht und wie heißt die Leidende?"

Lieschen: „Der Pastor wurde mit sieben Kindern gesegnet."

Die verkehrte Welt. Vor Zeiten waren die Affen im Wald; jetzt sind sie auf den Straßen der Städte.

Vor Zeiten berechnete man die Ausgaben nach den Einnahmen; jetzt ist es umgekehrt.

Vor Zeiten arbeitete die Tochter; jetzt arbeitet die Mutter, und die Tochter spielt das „Fräulein."

Vor Zeiten suchte der Jüngling eine Frau; jetzt sucht das Mädchen einen Mann und findet oft keinen.

Welche Fortschritte die Welt in einem Jahrhundert gemacht hat! Georg Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, sah nie ein Dampfboot; John Adams, der zweite Präsident dieser Republik, erblickte nie eine Eisenbahn; Andrew Jackson, der siebente Präsident, wußte nichts vom Telegraphen und Abraham Lincoln, der sechzehnte Präsident, ließ sich nichts vom Telephon träumen.

Zu viel und zu wenig. Der Doctor legt dem mageren Itzig ein Senfpflaster auf die Brust. Als dasselbe zu ziehen anfängt, schreit Itzig außer sich: „Herr Doctor, Herr Doctor, Sie mache m'r daud, das is ze viel Senf for So wenig Fleisch!"

Auf einer jüdischen Redaction. Sie, Herr Wolf, welcher Esel hat denn statt des auf Urlaub befindlichen Herrn Fuchs den zweiten Leitartikel geschrieben?

Entschuldigen, Herr Hirsch, weil der Hahn nicht da war, hat der Bär geschrieben,.

Sagen Sie dem Bär, daß er ein Ochs ist!

Ein kluger Vater versprach seinem zimperlichen Töchterchen, welches am liebsten vor dem Spiegel stand oder auf der Straße flanierte, eine hübsche Ueberraschung, wenn sie das Kochen lernen wolle. Als sie das Kochen gelernt hatte, überraschte er sie dadurch, daß er die Köchin entließ.

Die gewaltige Laterne. Eine Lokomotive warf einen schwerhörigen Neger von dem Geleise und zwar in demselben Augenblick, als dieser das Licht derselben bemerkte. Nachdem er vermittelst einiger Purzelbäume glücklich in der anstoßenden Wiese gelandet war, und man ihm zu Hülfe eilte, stotterte er, zur Besinnung kommend: „Um Gottes Willen, Boß, wer hat diese Laterne nach mir geworfen?"

Der einzige Fehler. Preuße: „Ick habe allens, was einen Mensch glücklich machen kann, nicht Männeken? Was fehlt mich?"

Sachse: „Ach mei Kutester, da fehlt Sie blos noch ne deitsche Grammatik."

Aus einer Berliner Gerichtsverhandlung. „Sie hätten aber doch," sagte der Richter zu einem Schlossermeister, den er als Zeuge verhörte, „Ihrem Gesellen abreden sollen, um einer solchen Kleinigkeit willen zu prozessiren." „Det hab ick ja gedahn! Ick habe gesagt: Kinder! hab ick gesagt, der Schreiber beim Rechtsanwalt zieht Eich den Rock aus, und der Rechtsanwalt nimmt det Hemd un nu jar erst so'n Richter; der schind't Eich det Fell vom Leibe, seh'n Se so vernünftig hab' ick mit de Leute jeredet, aber es half ja allens nich."

Menschenhandel. Auch noch in unseren Tagen wird bei vielen Völkern die Ehe als eine Art Handel betrieben und die Frau als Waare angesehen, und noch aus dem vorigen Jahrhundert werden uns sogar aus England einige Beispiele berichtet, wie Ehemänner ihre Frauen an den Meistbietenden verkauften. Ein Arbeitsmann, Namens Hawkins in Oxford, verkaufte seine Frau 1790 auf öffentlichem Markte für 5 Schillinge ($1.00) an einen Maurer. Er führte seine geliebte Ehehälfte an einem Stricke herbei, behielt diesen so lange in der Hand, bis er das Geld im Beutel hatte, überreichte ihn dann dem neuen Besitzer, wünschte diesem viel Glück und entfernte sich. Ein Gleiches geschah in demselben Jahr in Essex, wo ein Mann seine Frau, nebst ihren beiden Kindern für eine halbe Krone (75 Cents) verkaufte. Dazu wurde Musik gemacht, und die gute Mutter mußte mit dem Strick um den Hals dreimal um den Marktplatz wandern. Zwei Zimmergesellen trafen einen Handel unter sich, und der Käufer genoß das Glück, daß seiner neuen Ehegatten unvermuthet eine Erbschaft von 1500 Pfund Sterling zufiel. Noch ärger trieb es ein Mann in Nottingham, der seine Frau, mit welcher er erst drei Wochen zuvor Hochzeit gefeiert hatte, an einen Nagelschmied für 1 Schilling (25 Cents) verkaufte. Ein Bauer in Oxfordshire hatte seine Frau schon vor mehreren Jahren verhandelt; als ihm nun seine Nachbarn sagten, daß damals nicht die erforderlichen Formalitäten beobachtet worden wären, der Kauf also umgestoßen werden könne, entschloß er sich kurz, holte seine vorige Frau zurück, führte sie an einem Stricke bis zu dem 7 Meilen entfernten alten Verkaufsort und verkaufte sie von Neuem für $1,50 nach allen Rechten und Gebräuchen, wobei noch das Merkwürdige ist, daß er für die Frau, wie für ein zu Markte gebrachtes Thier, 4 Pence Zoll bezahlen mußte. Ein Eseltreiber Namens Ryland, verkaufte seine Frau sammt seinem Esel für 13 Schilling und 2 Kannen Bier an einen anderen Eseltreiber, und alle drei vertranken das Geld mit einander in der nächsten Schenke. Nicht allein einzelne Personen, sondern auch ganze Gemeinden trieben solchen merkwürdigen Handel. Im Kirchspiel von Swandlincote hatte ein Mann seine Frau verlassen, und das Kirchspiel mußte die Eheverlassene unterhalten; da sendeten die Vorsteher des Kirchspiels das Weib, um sich der Last seiner Unterhaltung zu entledigen, zum Verkauf nach Pardon, wo sie ein Mann für 2 Schillinge erstand. Der Verkauf wurde in die Zollbücher umständlich eingetragen, auch der Werth des Strickes dabei nicht zu notiren vergessen. E. R.

In Serbien gehört es zu den Heiraths-Ceremonien, daß die Braut ein Stück Zucker zwischen die Lippen hält, um damit anzudeutrn, daß sie während der Ehe nur wenig und süß sprechen werde. Der Zucker ist bald geschmolzen.

Abkühlung. Amerikaner: „Amerika, das Land der Freiheit, erblüht jetzt; in Handel und Gewerbe hat es Europa schon längst überflügelt, und selbst die Kunst fängt an —"

Hofbräuhäusler; „Geh'n S' net gar so dick! Wo wärt's denn Ihr jetzt, wenn wir Euch net entdeckt hätten!?"

Bauernprahlerei. „Der Jörg! Was will denn der arme Kerl? Ich hab' ja in meiner Wohnung mehr Mist wie Der auf allen seinen Wiesen und Feldern."

Ein Schwabenstreich. Reisender: „Kutscher, ja um's Himmels willen, warum fährst du denn so langsam."

Kutscher: „Ja, Herr, i kann net geschwinder, i ho hinta a Kuh anbunda, die muß i mit nach Geißlinga nema."

Poesie und Prosa. Sie: „Sieh' nur Eduard, wie reizend es ist! Alles grünt, Alles blüht, die Vöglein lassen ihre Frühlingslieder erschallen....."

Er: „Ich begreife nicht, wie du dafür so schwärmen kannst, — das ist doch alle Jahr' dasselbe!"

Es ist kein Unglück so groß, es ist ein Glück dabei; sagte der Knabe, als er nicht in die Schule brauchte, weil er die Masern hatte.

„Du würdest besser um Höflichkeit bitten, als um Geld," sagte ein Herr zu einem Knaben, der ihn um Geld bat.

„O, ich dachte ich wollte um das bitten, was Sie am meisten haben," antwortete der verschmitzte Junge.

Buchstabenrebus.

e e e e e e e e di e e sie e e e e dich

Räthsel.

Unheimlich, schwarz, so gähnt es dir entgegen
Das Werk, das durch die Menschenhand erstand,
Es zieht sich hin auf unbetretnen Wegen,
Es schmiegt sich an die steile Felsenwand.
Und eilest du hindurch, doch nicht auf eignen Füßen,
Dann bist du froh, das Tageslicht zu grüßen.

Bibelfrage.

Wo lag der Stein, auf welchem 69 Männer starben?

Auflösung der Räthsel im Aprilheft.

1. Rebus. — „Einer theilt aus und hat immer mehr." Sprüche 11, 24. Fl. Gasser, Hen. Küster, Fr. Lüben, Fr. Glock, J. A. Henke,
2. Räthsel. — Hamburg. Hen. Küster, Fr. Lüben, Fr. Glock, J. A. Henke.

Auf dem Ocklawaha des Nachts.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. August 1885. Nr. 8.

Eine Fahrt auf dem Ocklawaha.

Von T. C. M.

„O Gott! Du gabst der Welt
Im Anfang Licht und Leben;
Nun hast du die Natur
Mir als ein Buch gegeben,
D'rin viel zu lesen ist
Von deiner großen Pracht,
Von deiner weisen Huld,
Von deiner Wundermacht."

An einem kühlen Februartag begab sich eine kleine Gesellschaft von sechs nördlichen Reisenden bei Palatka, Florida, auf den Dampfer Okahumkee (ein Indianer-Name, „trübes Wasser" bedeutend), um den ruhigen St. John und Ocklawaha („schlängelndes Wasser") zu befahren. Selten kommen nördliche Reisende nach Florida, welche nicht eine Fahrt auf diesen südlichen Strömen unternehmen. Unser Boot fährt den St John etwa fünfundzwanzig Meilen stromaufwärts. Die Fahrt bis an die Mündung des Ocklawaha ist verhältnißmäßig eintönig. Hin und wieder gewahrt das Auge einen schönen Orangenhain, jedoch gibt's wenig Wechsel in der Natur. Der St. John ist der bedeutendste Strom Floridas, hat eine beträchtliche Breite und mündet in den Atlantischen Ocean. Seine Strömung ist sehr ruhig, fast träge. Der Ocklawaha hat eine raschere Strömung (drei Meilen per Stunde) als der St. John und ist ein kleinerer Strom. Man behauptet, die Ursache hievon sei der Widerstand, welchen die See dem St. John an dessen Ausfluß biete.

An der Mündung des Ocklawaha befinden wir uns eigentlich am Anfang einer höchst interessanten Reise. Die Einfahrt in den Fluß bleibt fast verborgen vor dem Auge durch einen äußerst üppigen Wuchs von Wasserlilien. Mühsam bahnt sich das Boot einen Pfad durch das dichte Gewächs; aus dem prosaischen St. John sind wir in den poetischen Ocklawaha gefahren. Wir befinden uns in einem wahren Zauberland. Welche Pracht entfaltet sich unserem Auge auf allen Seiten: riesenhafte Cypressen, schlanke Palmettos und dichtbelaubte Ahornbäume! Wer wollte sich unterwinden, den Reichthum der Vegetation zu beschreiben! An den hohen Cypressen-Riesen wachsen die dankbaren Orchideen. Die Schmarotzerpflanze mistletoe nistet sich ein, wo nur möglich, und raubt Saft und Leben von ihrem Nächsten. Die Orchidee hingegen ist bescheiden und anspruchslos. Sie bittet nur um einen Anhaltspunkt und lebt dann von Luft und Feuchtigkeit. Anstatt ihrem Nächsten zur Last zu werden, wird sie demselben zur Lust und Freude. Zu seiner Zeit treibt sie die prachtvollsten wohlriechenden Blumen, und Alles freut sich an ihr. Derjenige, welcher sie aufnahm, wird durch sie geschmückt, und ist selbst desto anziehender geworden. Aehnlich dieser schönen, anmuthigen Pflanze sind bescheidene Seelen. Ueberall sind sie eine Zierde und gereichen ihrer Umgebung zum großen Segen. Dank dem gütigen himmlischen Vater für die herrlichen Lehren, welche die Menschenkinder aus seinem unerschöpflichen Naturbuch ziehen können! Große Orangenhaine trifft man auch in der Nähe von Ansiedlungen. Prächtige goldne Kugeln hängen in dichten Massen von den Bäumen und lächeln dem Wandrer freundlich zu.

Besondere Reize hat die Fahrt am Ocklawaha des Nachts. Durch das helle Leuchten der großen Fackeln am oberen Ende des Bootes erhält das dichte tropische Gewächs ein fantastisches, geisterhaftes Aussehen, und die feierliche Stille der Nacht wird nur durch das Stöhnen der Maschine unterbrochen. Hohl tönt das Echo vom Walde her, sonst liegt Alles in tiefster Ruhe.

Nicht umsonst trägt der Ocklawaha seinen Namen. Eine Biegung folgt der andern in schneller Reihenfolge. Zuweilen dreht sich das Boot im halben Kreis, und der Steuermann hat Hülfe nöthig, um das Fahrzeug zu lenken. Dasselbe fährt gewöhnlich in gemessenem Tempo, nur wenn die Biegungen des Flusses in rascher Aufeinanderfolge kommen, stöhnt und ächzt die Maschine krampfhaft, und kommt fast zum Stillstand. Nachdem man von einem gewissen Punkt aus eine halbe Stunde gefahren, befindet man sich in einer Entfernung von nur fünf Minuten von demselben. Hie und da rannte das Boot gegen das Ufer, worauf demselben mit langen Stangen nachgeholfen wurde. Die interessanteste und engste Stelle am Fluß ist das Cypressenthor (Cypress Gates); dasselbe ist zweiundzwanzig Fuß breit. An beiden Ufern steht je eine Cypresse, und hier wendet sich das Wasser. Das Boot ist einundzwanzig Fuß lang,

und an dieser engen Windung hat der Steuermann große Mühe, sein Fahrzeug recht in der Bahn zu halten.

Vögel allerlei schillernder Farben, unter denselben schneeweiße und schwarze Kraniche und unfreundliche Geier, fliegen zwitschernd, singend und kreischend durch die Lüfte. Ueberall im Pflanzen- und Thierreich gewahrt man das üppigste Leben. Crocodile sonnen sich auf niedergefallenen Bäumen; aber sobald eine Schwenkung im Wasser stattfindet, platschen die großen häßlichen Gesellen in die Tiefe und entschwinden den neugierigen Blicken der Reisenden. Die ganze Gesellschaft schaute mit dem lebhaftesten Interesse nach diesen Ungeheuern, und ihre Neugierde wurde auch reichlich befriedigt. Auch Schildkröten saßen schaarenweise neben einander und erfreuten sich der wohlthuenden Strahlen der Sonne. Diese waren im Allgemeinen nicht so feige als die Crocodile; die beherzteren derselben behaupteten ihren Standpunkt und verhielten sich höchst gleichgültig unserer Reisegesellschaft gegenüber. Wahrscheinlich dachten sie, es sei der Gesundheit schädlich, sich plötzlichen extremen Wechseln zu unterziehen. Jedenfalls ist es kein behagliches Gefühl, aus der angenehmen Wärme der Sonne urplötzlich ins kalte Wasser zu springen.

Silver Springs, das Ziel unserer Reise, wird nach vierundzwanzigstündiger Fahrt erreicht. Per Eisenbahn ist Palatka siebenunddreißig Meilen von Silver Springs; per Boot sind wir 137 Meilen gefahren. Bei Silver Springs ist das Wasser bis zum Boden durchsichtig. Das Treiben der Bewohner der Wasserwelt kann man leicht beobachten, und unten funkelt's gar prächtig herauf. Alle Gegenstände, welche sich auf dem Boden befinden, haben ein grünliches oder himmelblaues Aussehen. Der Sonne Schein hat eine bezaubernde Wirkung auf diese „Unterwelt," und ein prächtiges Panorama entfaltet sich dem Auge.

Wir sind glücklich am Ziel unserer Reise angekommen. Schöne Waldungen begrüßen uns, und hier trennt sich unsere kleine Gesellschaft, vielleicht auf immer. — Möge sie auch einst glücklich im ewigen Friedenshafen ankern können!

Eine edle That.

(Von Amalie Mädcher.)

Der Graf von Lisban, einer der vielen Unglücklichen, die durch die Greuel der französischen Revolution gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen, und auf gut Glück Unterkommen und Sicherheit in fremden Landen zu suchen, konnte nicht lange dem Wunsche widerstehen, dahin zurückzukehren, wohin ihn sein Herz und seine liebsten Erinnerungen riefen. Ohne Rücksicht auf das Schreckens-Decret, welches jeden Rückkehrenden zum Tode verurtheilte, wagte der Graf, Frankreichs Grenzen zu betreten.

Die erste Nachricht, die ihn bei dem Eintritte in sein Vaterland erwartete, war, daß er seiner Güter beraubt, zum Tode verurtheilt, der Willkür jedes Schändlichen, der ihn verrathen wollte, Preis gegeben sei, und daß alle seine Freunde und Verwandten gefangen oder getödtet worden. So fand sich der Unglückliche verlassener in seiner Heimath als in der Fremde, auch nicht ein Bekannter blieb ihm in Paris, an den er sich hätte wenden können, und doch war es ihm geglückt, sich Wochen lang zu verbergen; aber endlich entdeckt, einem gewissen Tode entgegensehend, blieb ihm keine Hoffnung mehr.

In dieser trostlosen Lage faßte er den kühnen Entschluß, sich im Vorbeigehen in ein ihm völlig unbekanntes Haus in der Straße Clairy zu retten. Besser hätte ihn sein Genius nicht führen können. Ein kleiner Krämer, Namens Hubert, war der gutmüthige Besitzer dieses Hauses.

Ohne den Grafen auch nur dem Namen nach zu kennen, nahm er ihn liebevoll auf, es war ja ein Unglücklicher, der auf sein Herz die gewichtigsten Ansprüche hatte, die der größten Hülflosigkeit. Sogleich ordnete er den dunkelsten, unbetretensten Winkel seines Hauses, um den Grafen zu verbergen, und theilte mit eigener Gefahr und der liebevollsten Sorgfalt sechs Monate lang sein spärliches Brod mit seinem Schützling.

Doch endlich erschien der Tag der Rettung, wo die Wüthenden, welche Frankreich mit Blut und Jammer füllten, ihre Waffen gegen einander kehrten und durch ihren Fall der Menschheit Ruhe und bessere Tage schenkten.

Auch Graf Lisban genoß die Früchte dieser Veränderung, er erhielt nicht nur die Freiheit, seinen traurigen Versteck zu verlassen, sondern auch den Wiederbesitz eines beträchtlichen Gutes in der Nähe von Paris. Mit dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit schied er von seinem edlen Wohlthäter. Der Besitz seines Eigenthumes erhielt doppelten Werth durch die Nähe seiner Freunde, die es diesen möglich machte, ihn fleißig zu besuchen.

Es waren immer Tage des Glückes, die Herr und Frau Hubert mit der niedlichen Louise, ihrer einzigen Tochter, bei dem Grafen zubrachten, und man machte sich jede Woche so einen Festtag, der in ungestörtem Frohsinn dahinschwand.

Hubert's Handel hatte sich verbessert, und nun fing der Kaufmann an, mit allem Ernst darauf zu denken, seine immer schöner aufblühende Tochter zu verheirathen.

Der Sohn seines Nachbars, der mit der besten Aufführung ein angenehmes Aeußere verband, schien ihm vollkommen die Eigenschaften zu besitzen, die er von Demjenigen verlangte, dem er das Glück seines einzigen Kindes anvertrauen wollte, auch das Vermögen war seinen Wünschen gemäß.

Nichts schien ihrem Glücke entgegen zu sein, als plötzlich das Schicksal auch diesen frohen Menschen seine Tücke empfinden ließ.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß der Wohlstand der Redlichen oft nur so lange besteht, als sie mit keinem Betrüger in Berührung kommen; auch der gute Hubert muß dies empfinden. Ungeprüft schenkte er sein Vertrauen Menschen, die es mißbrauchten, ihn zu gefährlichen Unternehmungen verleiteten und dadurch zu Grunde richteten.

Zwar konnte Louisen's Heirath ihn vielleicht noch retten. Charles, ihr Bräutigam, war ein zu edel denkender Mensch, um die Eltern seiner Braut in Armuth und Elend versinken zu lassen, aber er war nicht Herr seines Schicksals, und sein Vater verstand sich unglücklicher Weise weit besser auf Berechnung der Procente, als der Gefühle. Bei der ersten Nachricht von Hubert's Unglück nahm er sein gegebenes Wort zurück.

Umsonst bemühte sich Hubert dem Schicksal, das ihm drohte, zu entgehen, alle seine Freunde, an die er sich wendete, waren theils selbst arm, theils hatten sie ihn mit seinem Wohlstand verlassen. Nur der Graf blieb ihm; aber sein Zartgefühl erlaubte ihm nicht, von dem Hülfe zu verlangen, dessen Wohlthäter er einst gewesen war. Frau Hubert hätte wohl eher daran gedacht, dem Grafen ihre Noth zu klagen.

„Wir haben ihm," sagte sie, „so große Dienste geleistet."—

„Desto mehr Ursache, nichts von ihm zu verlangen," antwortete Hubert.—

„Wir haben ihm das Leben gerettet!"—

„Um so besser für uns."

„Er ist ein edler, zartfühlender Mann."

„Wir müssen es im gleichen Maße sein."

„Ich bin überzeugt, daß, wenn er unser Unglück wüßte, uns schnell geholfen wäre!"

„Ich glaube es selbst; wenn wir uns aber doch täuschten, und er dächte wie so viele Andere, welche Demüthigung! Durch diesen Schritt hätte ich mein letztes Gut, den Glauben an meinen Freund verloren. Kurz, mein Kind, ich verbiete dir, dem Grafen zu schreiben!"

Gewöhnt an unbedingten Gehorsam gegen ihren Mann, hätte es bei Hubert's Gattin der Strenge, mit der er diese Worte aussprach, nicht einmal bedurft. Nicht so leicht gab aber Louise ihre Hoffnung auf. Sie war ja an nichts gebunden, und mit dem frohen Zutrauen eines jugendlichen noch nie getäuschten Herzens schrieb sie folgenden Brief:

„Herr Graf!—Ihre Freunde sind im tiefsten Kummer und in unvermeidlicher Gefahr, in Armuth und Elend zu versinken. Der Fall einiger Häuser, mit denen mein Vater in Verbindung gestanden, hat ihn um die Früchte des Fleißes seines ganzen thätigen Lebens gebracht. Mein guter Vater will sich nicht an Sie, Herr Graf, wenden, als ob das Wenige, was wir für Sie thun konnten, Sie um das Recht bringen könnte, unser Unglück zu mildern. Ich kann nicht so ungerecht sein, Ihrem edlen Herzen einen Genuß zu entziehen, dessen es so würdig ist, ich kenne keinen Stolz, wenn es darauf ankommt, für meine Eltern zu bitten, und bin von Ihrer edlen Denkungsart überzeugt, daß Sie das Gefühl nicht verkennen werden, mit welchem sich an sie wendet

Louise Hubert."

Louise gab diesen Brief auf die Post mit dem unbedingtesten Zutrauen zu des Grafen Freundschaft, und schwelgte Tage lang in der Vorstellung, durch des Grafen Hülfe den Wohlstand ihres Vaters und das Glück wieder hergestellt zu sehen.

Vierzehn Tage vergingen, ohne Antwort zu bringen, da fing auch Louisen's Muth an, zu sinken. Des armen Hubert's Gläubiger wurden immer dringender, und da keine Hülfe erschien, wurde zur Versteigerung aller seiner Habe geschritten. Schon waren seine Mobilien feil geboten, da bemerkten die Gerichtsdiener noch zwei Gemälde in der kleinen Ladenstube, wohin die Familie mit gebrochenen Herzen und stummen Schmerz sich geflüchtet hatte.

Es waren die Portraits der Hubert'schen Eheleute in ihrem Brautstaate. Ein schallendes Gelächter des rohen Haufens, den die Neugierde herbeigezogen hatte, empfing die altmodisch gekleideten steifen Gestalten. Nicht achtend der bitteren Thränen, mit welchen die Unglücklichen dieses Andenken besserer Tage in solchen Händen sahen, wetteiferten die Fühllosen mit dem bittersten Spott; zuletzt bot einer eine lächerlich kleine Summe und zitterte, seinen übel angebrachten Scherz durch den Besitz der schlechten Gemälde bestraft zu sehen. Da drängte sich ein wohlbekannter Maler durch die Menge, sieht die Bilder und bietet 10,000 Francs, ein ebenfalls gegenwärtiger Maler überbietet ihn mit 20,000 Francs. Immer eifriger werdend, treiben sich die Beiden bis auf 40,000 Francs in die Höhe, für welche Summe sie endlich dem Letztbietenden losgeschlagen werden.

Hubert glaubte einen bitteren Hohn in diesem unglaublich hohen Gebote zu sehen. Die Anwesenden waren verstummt und erwarteten verwundert die Erklärung dieses unbegreiflichen Benehmens. „Arme Unwissende!" sagte endlich der glückliche Besitzer dieser Kunstwerke, „ihr verlacht, was ihr nicht zu schätzen versteht. Diese Gemälde sind von einem nun verstorbenen, sehr berühmten Künstler, dessen Werke immer seltener werden." Mit diesen Worten entfernte er sich mit seinem theuer erworbenen Eigenthum.

Nun denke sich Jeder, der es gefühlt hat, was es heißt, von dem tiefsten Elend zum höchsten Glück überzugehen, was die guten Menschen empfanden.

Hubert war plötzlich noch einmal so reich, als er vor seinem Unglück gewesen und konnte nicht nur alle seine Gläubiger befriedigen, sondern auch seinen Handel mit Vortheil wieder anfangen.

„Wer hätte geglaubt, daß wir noch solche Schätze hätten, und doch kosteten uns die Gemälde zu ihrer Zeit nur zwölf Francs, die Rahmen mit eingerechnet; ja, wer kann die wunderlichen Grillen der Kunstliebhaber begreifen. Was Unsereiner kaum bemerkt, hat für sie unschätzbaren Werth, und doch entbehrte ich ungern dein Portrait, es war mir eine so liebe Erinnerung an die schönsten Tage meines Lebens," so sagte der gutmüthige Hubert zu seiner Frau. „Ja, wenn wir reich wären!" antwortete sie mit einem Seufzer.

Wer vermag Louisen's unbegrenzte Freude über diese glückliche Veränderung zu schildern! Die schönsten Hoffnungen stiegen in ihrem Herzen wieder auf.

Die zärtlichen Eltern nahmen die ziemlich ungeschickten Entschuldigungen von Charles' Vater als giltig an, und in kurzer Zeit verband des Priesters Hand das schöne Paar.

„Nun, da wir so ganz glücklich sind," sagte eines Morgens Hubert, „so wollen wir doch den Grafen auch an unserer Freude Theil nehmen lassen, es ist ohnehin recht lange, daß wir ihm nicht geschrieben haben. Wir wollen ihn überraschen und ihm das junge Paar vorstellen."

Frau Hubert willigte mit Freuden in diesen Vorschlag, nicht so Louise. Erröthend über ihren fruchtlosen Brief und des Grafen Undank, wendete sie alles an, um diesen Besuch zu hintertreiben; ihr war der Gedanke unerträglich, den Mann, den sie sonst so hoch geschätzt hatte, durch sein Betragen erniedrigt zu sehen. Aber alle kleinen Künste, die sie verschwendete, konnten die gefürchtete Reise nicht verhindern, sie durfte ja den Grund ihrer Weigerung nicht eingestehen, und so wurden, ohne auf ihre Einwendung zu achten, die Pferde bestellt, und die jetzt so glückliche Familie fuhr nach des Grafen Schloß.

Auf die Nachricht, sie würden ihn allein in seinem Kabinet finden, begaben sie sich mit froher Eile dahin.

Der Graf empfing sie freundlich und herzlich, doch etwas verlegen.

Nach den ersten Begrüßungen sagte er: „Lassen Sie uns in ein anderes Zimmer gehen, hier ist es so eng!"

„Warum denn?" erwiderte Hubert. „Es ist ja recht schön hier, und wo mehrere Freunde zusammen sind, da ist kein Raum zu klein."

Einwilligend erkundigte sich der Graf nach dem Befinden seiner Freunde und machte ihnen Vorwürfe, daß sie sich so lange nicht hatten sehen lassen. „Wie falsch!" dachte Louise, indeß Hubert nunmehr weitläufig der Geschichte seiner Leiden erzählte. „Und nun," so endete er, „bin ich durch Gottes Hülfe noch einmal so reich als zuvor geworden und das durch den Verkauf von zwei Gemälden."

Bei diesen Worten sah er zufällig nach der Seite des Kamins. „Was sehe ich," rief er, „mein und meiner Frau Portrait? Ist es möglich?"

Louise und ihre Mutter, die nun auch des Grafen so zart verheimlichte Wohlthat entdeckten, warfen sich ihm zu Füßen und bedeckten seine Hände mit Thränen des Dankes.

„Besinnt Euch doch, meine Freunde," sagte gerührt der Graf. Aber Keines hörte ihn, und jedes Glied der Familie wiederholte mit tiefbewegter Stimme: „Welches Zartgefühl! Welche Großmuth!" Nur mit Mühe konnte er die dankbaren Menschen zu einigem Besinnen bringen.

„Was ist da zu verwundern?" sagte der Graf. „Längst hatte ich die lieben Bilder in meinem Herzen. Euren Wohlthaten danke ich es, daß ich so glücklich sein kann, sie auch vor meinen Augen zu haben."

„Aber 40,000 Francs für unsere Portraits," sagte Hubert, „das ist doch gar zu viel."

„Wie. meine Freunde?" antwortete der Graf. „Als ihr mit aufopfernder Güte mein Leben rettete, habt Ihr da erst lange gerechnet? Und nun ich mir eine Freude machen und Euch einen kleinen Dienst erweisen kann, rechnet Ihr mir nach? Das ist nicht schön und läßt mich tief empfinden, wie viel ich Euch noch schuldig bin."

Zum Feste wurden die folgenden Tage bestimmt, während welchem Hubert's Familie bei dem Grafen bleiben mußte, und er selbst schien dem jungen Paar gegenüber ein glücklicher Vater zu sein, der die Hochzeit seiner geliebten Tochter feiert.

Aus dem Leben der Spinnen.

Von R. M.

Um zu erfahren, wo das Garn herkommt, lassen wir den Naturforscher reden, denn er muß das besser verstehen; er sagt: Wir untersuchen die Organe, welche mit den Spinnspulen in Verbindung stehen. Zu diesem Zwecke öffnen wir die Spinne vom Rücken aus, und legen unter einem Präparir-Mikroskop die verschiedenen Gewebe vorsichtig auseinander. Und da finden wir denn, daß der größte Theil des Hinterleibes mit zahlreichen verschiedenen Drüsen, die mit den Spinnröhren in Verbindung stehen, angefüllt ist. Ob-

Unter duftenden Blumen.

wohl es bei Spinnen, die längere Zeit in Spiritus gelegen haben, mit einer Präparation seine liebe Noth hat wegen der Brüchigkeit der Gewebe, so glauben wir doch mit Buchholz und Landois so viel zu erkennen, daß all' die zahlreichen Drüsen auf drei Hauptformen zurückzuführen sind.

Ohne Heim.

Von den drei Drüsenarten, auf deren Bau wir hier jedoch nicht näher eingehen, sind die birnförmigen am zahlreichsten. Ihrer sind so viel wie Spulen, in die sie auf der Warze münden. Gleich hinter den Spinnwarzen liegen sie wie dicke Schnürbündel. Entwirre ich ein solches Bündel, so zeigt sich die einzelne Drüse als eine birnförmige Blase mit fadenförmigem Ausführungsgange. Ihren Hohlraum füllt eine dickflüssige Masse aus. Das ist der Spinnstoff. Viel größer und auffälliger als diese Drüsen sind die beiden andern Arten, die cylindrischen und baumförmigen Drüsen, zumal die letzteren, in denen wohl der meiste Spinnstoff abgesondert wird. Ihrer sind so viel wie Spinnkegel, in die sie münden.

Die Tarrantel.

Der dickflüssige Spinnstoff, den die Zellen der Drüsenschläuche absondern, wird nun durch die Thätigkeit der Leibesmuskeln in die Spinnröhren getrieben. Indem jene einen Druck auf den Inhalt der Schläuche ausüben, wird ein Theil desselben durch die Ausführungsgänge in die Spinnröhren gepreßt, wo der Spinnstoff an der Luft erhärtet und als feiner Faden heraustritt. Derselbe ist von ähnlicher Zusammensetzung wie der Spinnfaden der Seidenraupe. Aber trotzdem ist es dem spekulativen Menschen noch nicht gelungen, ihn wie den Seidenfaden der Raupe zu verwerthen, weil die Spinne zu fein spinnt. In der Dicke eines Tausendstel Millimeter treten die Fäden aus den Spulen! Es ist indeß nicht ausgeschlossen, daß dereinst auch einmal die verachtete Spinne dem Menschen zu dividendenreichen Industrieaktien verhilft und ihn zur Verzweiflung bringt, ob er lieber in Zuckerrüben oder in Spinnen Spekulation machen soll. Einstweilen spinnt sie freilich noch für eigene Rechnung im Dienste des Ernährungs- und Erhaltungstriebes, indem sie Fangnetze webt, um Beute zu gewinnen, und Kokons verfertigt zum Schutze ihrer Nachkommenschaft.

Allein der kleinen Weberin wäre mit ihrem sinnreichen Webstuhl nicht gedient, wenn nicht noch ein nothwendiges Arbeitsgeräth hinzukäme. Und das ist der Webekamm in den Fußspitzen. Die behaarte Fußspitze endigt nemlich in mehreren sichelförmigen Klauen, die kammartig geformt sind, und welche vermittelst besonderer Muskeln bewegt werden. Mit diesen Fußkämmen zieht nun die Spinne die Fäden aus den Spulen heraus, und je nachdem die Spinnfelder zu einander gestellt sind, ob einander genähert oder gespreizt, und wie viel Spulen arbeiten, entstehen ungleich dicke und viele Fäden.

Wie aber webt die Spinne nun? Will

sie ihr Fangnetz anlegen, das dreieckig geformt ist, so wird zunächst der obere Querbalken gelegt, was auf verschiedene Weise geschieht. Entweder verbindet sie zwei Punkte durch einen starken Faden, indem sie, den Faden hinter sich herziehend, von dem einen Anheftungspunkt zum andern wandert, oder, was wohl meist der Fall ist, sie befestigt zunächst den Faden an der einen Stelle, läßt sich sodann an demselben hinab, und sucht durch Schwingungen des Körpers den zweiten Anheftungspunkt zu erreichen, der deßhalb auch immer niedriger liegt, als der erste. Ist das Turnstück gelungen, so werden die anderen Grenzfäden, je nach der Oertlichkeit in ähnlicher Weise gezogen. In diesen Rahmen spannt sie sodann ihr eigentliches Netz aus, so zwar, daß sie vom Centrum nach dem Umfang einen Strahl nach dem anderen zieht, welche durch ringförmige Fäden verbunden sind. — Aber auch noch auf andere Weise vermag die Weberin die äußeren Fäden ihres Gewebes herzustellen. Sie läßt nemlich von der einen Stelle aus die befestigten Fäden frei umherflattern, bis sie sich an einen Gegenstand festhaken, und so eine Verbindung entstanden ist. Man kann das leicht bei einem Experiment, daß

Die kleine Naturforscherin.

Kirby zuerst ausführte, beobachten. Ich stellte nemlich einen längeren Stock, auf den ich eine Spinne gesetzt hatte, in eine Schale mit Wasser, wodurch die kleine Weberin in eine unfreiwillige Gefangenschaft gerieth, aus der zu entrinnen sie sich die erdenklichste Mühe gab. Vergeblich lief sie stockab, stockauf. Sie tastete in das Wasser, wo sie entsetzt zurückfuhr, und schließlich eilte sie wieder aufwärts, mehrere Fäden hinter sich herziehend. Jetzt ließ sie sich an ein Paar der Fäden hinab, und balancirte frei in der Luft über dem Wasser hin und her. Allein auch diese akrobatischen Kunststückchen erlösten sie nicht aus der Gefangenschaft, trotzdem sie dieselben öfter wiederholte. Jedesmal aber, wenn die Spinne sich an den Fäden wieder hinaufarbeitete, zerriß sie den einen und ließ ihn frei flattern. Und ehe wir uns dessen versahen, flatterte eine Anzahl längerer und kürzerer Fädchen in der Luft, die hin und her geschaukelt wurden. Der längste wurde von der Luft einem Obstbaum zugetrieben, in dessen Rinde er sich verfing. Unsere Gefangene saß mittlerweile auf des Stockes Spitze, zusammengekauert und scheinbar resignirt. Aber auf einmal kam Leben in die Beine. Sie war mit den Vorderfüßen auf jenen strafferen Faden gerathen, und als sie ihn darauf anzog und Haltpunkt erhielt, benutzte sie ihn als Brücke, und lief so schnell, als die langen Beine es vermochten, aus dem Wasserkerker in das Freie.

Ist nach emsiger Nachtarbeit das Netz fertig, so zieht sich die Weberin behaglich in die Mitte desselben zurück, oder sie hält sich als echter Weglagerer in einem verborgenen Schlupfwinkel auf. Gewöhnlich besteht derselbe aus einem zusammengerollten, hinten geschlossenen Blatte, das aber durch mehrere Fäden mit dem Mittelpunkt des Netzes in Verbindung steht. Sobald ein Opfer in das Netz gerathen ist, eilte sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor und nach dem Centrum. Auf dem Wege dorthin pflegt sie wohl Stationen zu machen, um sich zu vergewissern, ob nicht ein blinder Lärm sie herausgelockt habe. Vom Centrum aus gleitet sodann die Spinne zu dem Gefangenen, dem sie einige giftige Bisse beibringt, und ihn umspinnt, worauf er an Ort und Stelle oder in der Zurückgezogenheit ausgesogen wird. Zuweilen aber umspinnt sie nur die Beute und läßt sie im Netze hängen. Und da passirt es denn wohl, daß sie sich irrt und nach dem ersten Opfer wieder läuft, wenn ein zweites sich im Netze verfangen hat.

Aber nicht immer verfährt die Spinne so unbarmherzig mit ihrer Beute. Zuweilen befreit sie sogar selbst das Opfer aus den gelegten Fallstricken. So erging es wenigstens einer jungen Hummel, die ich in das Netz geworfen hatte. Im Nu erschien die Spinne im Centrum, von wo aus sie sich der Stelle nahte, wo die Hummel mit allen Sechsen strampelte. Vorsichtig betastete sie den Gefangenen mit den Vorderfüßen, kehrte sodann zu ihrem Wachtposten zurück, um alsbald wieder bei der Beute zu erscheinen und sie zu betasten, bis sie schließlich nach wiederholten Gängen in der Mitte des Netzes blieb. Von hier aus erfaßte sie sodann mit den Vorderfüßen diejenigen Fäden, auf denen die Hummel saß, und begann daran zu zerren und ziehen, bis endlich die Hummel durch vereinte Anstrengungen wieder los wurde. Ein Stengelstück hingegen, daß ich in das Netz geworfen hatte, wurde mit Hülfe der Beine und Kiefer entfernt, ein anders zuerst umsponnen, hängen gelassen und später entfernt. Die Lücken, welche auf solche Weise durch Zerreißen entstehen, werden wieder ausgebessert. Selbst wenn über die Hälfte des Netzes zerstört wird, was ich wiederholt that, so war über Nacht der Schaden wieder ausgebessert, eine Thatsache, die früher schon von einigen Beobachtern behauptet, aber von andern wieder bestritten wurde, was freilich erklärlich ist, da unter denselben Umständen die eine Spinne nicht gerade so handelt wie die andere. Der kleine Wegelagerer duldet nun einmal nichts Fremdes in seiner luftigen Feste, und wäre es selbst das liebe Ehegesponst. Denn als ich ein Spinnenmännchen in das Netz des Weibchens warf, wurde es statt des freundlichen Empfanges, wie doch wohl zu erwarten stände, einfach ergriffen, umgebracht und verzehret. Ist es da zu verwundern, wenn der Volksmund eine selbstsüchtige, lieblose Frau Spinne nennt?

Nun sagt vielleicht Mancher: Das wäre schon Alles recht schön und gut, und ich wollte es auch recht hübsch mit dem kleinen Tummelbalg halten, wenn er nur nicht giftig wäre. Wer beweist, daß Spinnen giftig sind? Es mag einige Arten geben in den heißen Zonen, welche giftig sind, aber unsere Hausspinne ist es nicht! Gibt es nicht Leute, welche sie aufs Brod streichen und essen als Leckerbissen? Wohl bekomm's ihnen, ich ziehe frische Butter vor; aber „Geschmäcker" sind verschieden.

Der Nutzen der Spinnen ist sehr groß; nicht weil sie hie und da einer Stubenfliege, die uns lästig geworden, den Garaus macht, sondern weil sie in den herbstlichen Feldern die frisch gesäete Saat beschützen, dieses kann man fast an jedem schönen Herbstmorgen sehen, wenn der Thau auf den Geweben liegt und die Morgensonne sie bescheint.

Wer ein sicheres Wetterzeichen haben will, der schaffe sich eine Spinne an, und pflege sie irgendwo in einer verborgenen Ecke. Die Spinne fühlt jede Veränderung des Wetters so schnell als ein Mann mit Rheumatismus, nur noch schneller; sie hat's in den Gleidern, und man kann immer so achtundvierzig Stunden voraus wissen, wenn eine Aenderung eintritt. Reine Spinnengewebe sind sehr gut für blutende Wunden, denn nichts stillt Blut schneller als ein reines Gewebe einer Spinne auf eine Wunde gelegt.

Ein englischer Gelehrter hat eine Spinne gefangen, um die Wissenschaft durch Beobachtungen und Experimente zu bereichern. Er hat die Spinne gewogen und dann auch die Nahrung, welche sie in einer bestimmten Zeit verbraucht. Nach dem Verhältniß zum Gewicht müßte ein Mann von 160 Pfund einen fetten Ochsen zum

Frühstück, einen Ochsen und sechs fette Schafe zum Mittagsmahl, zwei Ochsen, acht Schafe und vier Schweine zum Abendbrod haben, und dann noch vor dem Bettgehen etwa vier Fässer Fische verzehren; um ein kleines Deficit aufzumachen, dürfte er nebenbei noch einige Dutzend fette Hühner unter die Weste schaffen. Demnach ißt so eine kleine Spinne ziemlich viel, wenn sie es erjagen kann; dafür spinnt sie aber auch alle Ecken voll.

Pfingst-Erinnerungen.

(Erzählung von Frida Schanz.)

An einem Pfingstabende, seit welchem nun sechzig Jahre verflossen sind, der mir aber noch deutlich, als ob ich ihn gestern durchlebte, vor der Seele steht, erzählt ein Greis, lag ich sinnend ins hohe Gras gestreckt, unter dem alten, herrlichen Weißdornbusche, der im obersten Winkel unseres Gartens stand.—Ich sah zu den Schwalben empor, die unter den rosigen Abendwolken kreisten, und lauschte dem holden, feierlichen Geläute, das von dem hohen, alterthümlichen Thurme unseres schönen Domes in das geschäftige Städtchen niederhallte.

Ich hatte so vieles auf meiner jungen Seele, das mich schmerzte und drückte, so vieles, was ich in flehendem Gebete dem guten Vater im Himmel vertrauen wollte.

Nichts macht ein Kind so frühzeitig nachdenklich, als wenn es seine Lieben darben und leiden sieht. Mir war es bei aller Fürsorge meiner Eltern doch nicht verborgen geblieben, wie schwer es ihnen ward, das tägliche Brod für mich und die kleinen Geschwister zu erwerben; ich stand Stunden lang dabei, wenn mein Vater Tassen und Schüsseln für die nahe Porzellanfabrik mit zierlichen Blumen und Figürchen bemalte; ich hatte es oft unbemerkt beobachtet, wie er heimlich bei seiner Arbeit seufzte; nur aus seinen Gesprächen mit der Mutter, seinen kummervollen Anspielungen und den sehnsüchtigen Blicken, mit denen er die wenigen Oelbilder, die unsere Wohnung schmückten, so oft und lange betrachtete, hatte ich es längst bemerkt, wie gern er Größeres und Besseres geschaffen hätte, als die kleinen Bildchen auf dem Porzellangeschirr. Ich wußte, daß seine Seele voll von herrlichen Gedanken war, die er so gern, so gern auf die Leinwand gebannt hätte.

In früheren Jahren hatte er's oft versucht, seinem Herzenswunsche zu folgen; aber Niemand hatte seine Bilder gekauft, Niemand sein Streben unterstützt, und die bittere Noth hatte ihn endlich gezwungen, seinen schönen Hoffnungen zu entsagen, und nach einem praktischen und sicheren Broderwerbe zu suchen; — in der Porzellanfabrik konnte man den fleißigen und geschickten Arbeiter gar gut brauchen, und so saß er denn nun Tag für Tag über sein Werk gebückt, und bemühte sich zu vergessen, daß er früher einmal nach ganz anderen Zielen gestrebt hatte;—selten hörten wir ihn klagen; aber sein bleiches Gesicht und der schwermüthige Ausdruck seiner schönen, glänzenden Augen sprachen deutlicher, als tausend Worte, von Gram und Entsagung. Noch bitterer fast, als er, litt meine Mutter; denn an ihrem Herzen nagte mit der Sorge ums tägliche Brod zugleich der Gram um den Vater, dessen Lebenskraft sie von Tag zu Tag schwinden sah.

War es ein Wunder, daß ich inmitten dieser Sorgen und Leiden ernster und nachdenklicher wurde, als andere Kinder? Ich bedauerte meine Eltern von ganzer Seele. Dabei hatte aber auch ich, so jung ich war, schon meine eigenen Sorgen und Kümmernisse.—

Ich hatte des Vaters Liebe zur Kunst geerbt; alles Schöne, das ich sah, machte mir einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Wenn ich Abends die Augen schloß, erblickte ich eine Menge lockender, herrlicher Bilder vor mir, und ich glaubte oft, Nachts vom Lager aufstehen und nach dem Stifte greifen zu müssen, um alles das Schöne, wovon ich träumte, aufs Papier zu bannen.

Schon ehe ich lesen und schreiben konnte, hatte ich Menschen und Bäume auf meine Tafel und in den Sand gekritzelt; daß ich einst Maler werden müsse, stand fest in mir!

Mein guter Vater hatte anfänglich zu meinen Plänen gelächelt; — seit er aber selbst aus Noth seiner Kunst entsagen gemußt, suchte er meine Schwärmerei mit Gewalt zu dämpfen.

„Du sollst nicht unglücklich und elend werden, wie ich," pflegte er oft mit nassem Auge zu sagen, wenn ich ihn vergeblich bat, mich im Zeichnen zu unterrichten. „So Gott will, wirst du einst im bescheidenen, engen Kreise dein Brod finden;—glaube mir, daß es ein bitteres Leiden ist, eine Kunst zu verstehen, und sie nicht ausüben zu dürfen!"

Wie oft habe ich mich nach solchen Reden weinend von des Vaters Seite hinweggeschlichen! Scheinbar ergab ich mich; aber heimlich zeichnete ich auf jedes Blättchen, das mir unter die Hände kam, die Gestalten meiner Geschwister und Spielkameraden nieder; so oft ich's unvermerkt thun konnte, stahl ich mich hinaus in den Bergwald und suchte die schönen Formen der fernen, blauen Höhen, der Bäume und Stauden auf meinem Papier nachzubilden. Je bestimmter die ängstliche Fürsorge meines armen Vaters meine Sehnsucht nach der Kunst zu unterdrücken

strebte, um so heißer, ungeduldiger, mächtiger erwachte sie in mir.

So war ich zwölf Jahre alt geworden, als plötzlich ein schwerer Schlag unsere Familie traf. Ein hitziges Nervenfieber warf meinen Vater aufs Krankenbett; Wochen lang lag er bewußtlos in qualvollen Schmerzen, während die Noth, die sein Fleiß bisher so treulich von uns fern gehalten hatte, laut und dringlich an unsere Thür klopfte. Die kleinen Ersparnisse waren bald aufgezehrt; die Mutter, welche Tag und Nacht am Krankenlager wachte, konnte nichts verdienen, und Arzt und Apotheker wollten bezahlt sein;—so mußten wir borgen, um dem Leidenden Hülfe zu schaffen, und um selbst nicht zu hungern.

Nach langen Qualen erstand mein Vater endlich von seinem Siechbette; aber keine Erholung wartete seiner; sobald seine schwachen Kräfte ihm aufzusitzen erlaubten, mußte er mit doppeltem Eifer an die Arbeit gehen; galt es doch nun, nicht allein die Hungernden satt zu machen, sondern auch die Summe abzuzahlen, die meine Mutter in der Noth bei ihrem Vetter, einem reichen, hartherzigen Krämer, geliehen hatte.

In jener schweren Zeit, in der uns Kindern jedes Stückchen Brod mit Thränen zugemessen ward, faßte mein Vater den Plan, mich aus dem Hause zu thun.

Ein alter Freund meiner Eltern, Friedrich Werner, der in einem entfernten Städtchen ein Uhrengeschäft besaß, hatte mich von jeher in sein Herz geschlossen, und schon in früheren Jahren einmal den Vorschlag gemacht, mich zu sich in die Lehre zu nehmen. Jetzt, da die Noth so dringend an die Zukunft mahnte, erinnerte sich der Vater dankbar des freundlichen Angebotes; — er schrieb dem alten Werner, daß er bereit sei, mich seiner Obhut anzuvertrauen, falls er noch bei seinem Vorsatze bleibe.

Ein herzlicher Brief des Alten, mit seltsam verschnörkelten Buchstaben auf grobes Papier geschrieben, brachte uns den Bescheid, daß er sich auf den munteren Lehrjungen freue und ihn zu Pfingsten erwarte.—So war über mein Schicksal beschlossen!

Mit schwerem Herzen sah ich jenem Pfingstfeste entgegen, dem lieben, traulichen Lenzesfeste, auf das ich mich sonst immer so innig gefreut hatte! Ich brauchte allen Muth und alle Kraft, um meinen Schmerz vor den Eltern zu verbergen. Wehmüthig stand ich dabei, als die Mutter am Morgen vor dem Feste meine kleine Habe, die sie mit unendlichem Fleiße zusammengestellt, in das kleine Ränzel packte, in welches sie zuletzt ihre eigene Bibel und ein altes Liederbuch legte, das ich immer besonders lieb gehabt.

„Vertrau' auf Gott und bleibe brav," sagte sie mir wieder und wieder, als ahne sie, wie nöthig es sei, meine schmerzerfüllte Kindesseele an das hohe, göttliche Licht zu erinnern. Nach dem Mittagsmahle, dem letzten, das ich daheim einnehmen sollte, trieb mich's noch einmal unwiderstehlich in den Wald hinaus. Ich sog den Duft der Fichten und Buchen, die große, unendliche Schönheit der Heimathlandschaft in vollen, durstigen Zügen in mich ein; ich suchte die Stätten auf, wo ich so oft zeichnend im Moose gesessen;—nun war es vorbei mit den goldenen Träumen, vorbei mit dem Kinderglücke! Das Leben winkte mit seinem ganzen Ernste, und ich war entschlossen, seinen Forderungen standhaft und gewissenhaft zu folgen.

Als ich zur Vesperzeit wieder thaleinwärts schritt, war mir zu Muthe, als sei ich plötzlich um viele Jahre älter, reifer und ernster geworden. Ich hatte den festen Vorsatz gefaßt, den Eltern bis zum letzten Augenblicke heitere, gefaßte Mienen zu zeigen; Niemand sollte ahnen, wie es in mir aussah.

Indessen war meinem kindlichen Heldenmuthe noch eine schwere Probe vorbehalten; als ich die Schwelle des Heimathhauses überschritt, tönte mir aus dem Arbeitszimmer des Vaters eine rauhe, gebieterische Stimme entgegen; erschrocken blieb ich vor der halbgeöffneten Thüre stehen, als ich in dem Sprechenden den harten Gläubiger, den reichen Vetter der Mutter erkannte.

„Es bleibt dabei," sagte er eben, ohne der schüchternen Bitte meines Vaters zu achten, „entweder ihr zahlt mir in drei Tagen die 25 Thaler, oder ihr gebt mir das Bild; ich habe kein Geld zu verschenken!"

Flehend erhob meine Mutter die Hände. „Nehmt doch mit irgend etwas anderem fürlieb, nehmt ein anderes Bild, nehmt, welches ihr wollt, nur von diesem einen trennt uns nicht!"

Ein häßliches Lachen antwortete ihr.

„Habt ihr vergessen, daß ihr mir gerade dieses eine verpfändet habt? So viel verstehe auch ich, daß dasselbe den ganzen andren Trödel aufwiegt. Ich wußte, warum ich es als Pfand annahm. Noch einmal, es bleibt bei meinen Worten!"

Ohne Gruß ging er zur Thüre hinaus, an mir, der ich zitternd in der Ecke stand, vorbei, ohne mich zu gewahren. Wie mir mein Herz klopfte! Was ich litt in jenem Augenblicke!

Das Bild, welches der Vetter meinte, war des armen Vaters Meisterwerk, seine schönste Erinnerung aus vergangener Zeit, das Heiligthum der Familie. Es stellte den Heiland dar, wie er den empörten Wellen gebietet, und den Sturm, der die Jünger erschreckt, durch sein Wort zum Schweigen bringt. Wie oft hatten meine Eltern in trüben Zeiten durch den Anblick dieses Bildes Ruhe und Fassung gewonnen! Wie oft hatte ich mich selbst an diesem schönen, lieben, milden Angesichte kindlich erfreut! Nun sollte dieser Schatz, der unserem ärmlichen Hause eine geheime, köstliche Weihe gab, für uns verloren sein!

Lange stand ich zitternd hinter der Thüre, um die Thränen, die mir wider Willen über die Wangen glitten, vor den Eltern zu verbergen.

„Mir ist, als ginge nun alles Glück von uns, da ich mich von dem Knaben und von dem Bilde trennen soll!" hörte ich den Vater sagen.

„Versuche noch eins, Friedrich," bat meine Mutter, „bitte den jungen Fürsten, daß er das Bild kauft; reise nach der Residenz und suche selbst mit ihm zu sprechen. Du weißt, wie man seinen Kunstsinn und seine Menschenfreundlichkeit rühmt."

Aber traurig schütteltete mein Vater den Kopf.

„Es ist vergeblich," sagte er, indem er sich aufs neue über seine Arbeit beugte; „ich bin so schwach und angegriffen; die Beschämung, abgewiesen zu werden, würde mich vielleicht wieder krank machen; auch ist der Weg bis in die Residenz viel zu weit für meine Kräfte — und vor allem muß ich ja arbeiten und habe keine Zeit zu versäumen!"

Mehr hörte ich nicht; erschüttert wandte ich mich hinweg, und schlich hinaus bis in die äußerste Ecke des Gartens, unter den Weißdornbusch;—dort lag ich lange in starrem, trostlosem Schmerze, bis die Glocken das Pfingstfest einläuteten, und ihr trauter Klang mich die Hände zu falten zwang. Mit dem Gebete kam Trost in meine Seele; Gott wird dir helfen! rief eine Stimme in mir, der Herr, welcher über Sturm und Wogen gebietet, wird deinen Schmerz zur Ruhe bringen!

Vater und Mutter hatten sich indessen wohl besprochen, mir den drohenden Verlust des lieben Bildes zu verschweigen, um mir das Trennungsweh nicht zu erhöhen; ich selbst wagte nicht, von dem, was ich gehört hatte, zu reden, um meine Fassung, zu der ich mich so mühsam zwang, nicht zu verlieren.

So ging der letzte Abend im Vaterhause traulich und friedlich dahin. Die Eltern überschütteten mich mit Güte und Freundlichkeit, die kleinen Geschwister hingen schmeichelnd an meinem Halse, und Trudchen, unser Nesthäkchen, mein Herzensliebling, trippelte geschäftig umher, um aus ihren Habseligkeiten ein Andenken für mich, den scheidenden Wanderburschen, auszuwählen.

Spät Abends, als die Kinder schliefen, saßen Vater und Mutter noch lange mit mir im monderhellten Zimmer wach, und sprachen mir Freude und Muth für die kommende Zeit ein; in meinem Herzen war mit dem Abendgeläute wirklich ein solcher Friede eingezogen, daß ich voll Glauben und Hoffnung der Zukunft entgegensah.

Von tausend Segenswünschen begleitet, zog ich am anderen Morgen in die Weite hinaus. — Nie habe ich die mächtige Schönheit der Gotteswelt inniger empfunden, als in dieser Sonntagsfrische. Weiche Lenzluft trocknete meine Abschiedsthränen, thautropfende Blumen und Halme plauderten von des Schöpfers Güte, die Schwalben erzählten von den Wundern der Ferne, und der weite, lichte Himmelsdom wölbte sich so klar, so undurchdringlich blau über der strahlenden Maienlandschaft.

Der Weg, der mich an den Ort meiner Bestimmung führen sollte, war für einen rüstigen Fußgänger etwa sechs Stunden weit. Ich hatte ihn in früheren Jahren zuweilen mit dem Vater zurückgelegt, und kannte die schöngehaltene, durch Wälder, Dörfer und Auen führende Landstraße genau. Oefter, als es die Müdigkeit erheischte, setzte ich mich am Wegesrande nieder, freute mich an Ranken, Blumen und Schmetterlingen, und sann zwischendrein darüber nach, auf welche Weise Gott den armen Eltern wohl Hülfe senden werde.

Als der Stand der Sonne und das Geläut einer Dorfglocke die Mittagszeit verkündeten, führte der Weg aus dem Walde mich gerade zu einer friedlich im Thalgrunde gelegenen Ortschaft nieder. Der weite Gang und die Wärme des Tages hatten mich müde und durstig gemacht, so daß ich nach schnellem Entschlusse in das mit frischgrünen Maienreifern geschmückte Thor eines Gasthofes eintrat und die freundliche Wirthin um einen Trunk frischen Wassers bat. Nachdem ich auf ihr Fragen Zweck und Ziel meiner Reise angegeben, reichte mir die Frau den erbetenen Trunk und ein saftiges Stück von dem kräftigen Sonntagsbraten, den sie soeben auf der großen Anrichteschüssel zertheilte.

Während ich mir, auf der Bank in dem kühlen Thorwege sitzend, das unverhofft erlangte Mahl munden ließ, gesellte sich ein kleines, blondes Mädchen, das vorhin während meiner Erzählung lauschend neben der Wirthin gestanden hatte, zu mir.

„Wenn du jetzt gleich weiter willst," sagte es, nachdem es eine Weile schweigend meinen Appetit bewundert hatte, „so können wir zusammen gehen. Ich führe dich auf einem schönen Waldwege, der näher ist, als die staubige Landstraße."

„Darfst du denn mitgehen?" frug ich erfreut über die Aussicht einer so niedlichen, kleinen Wandergefährtin.

„Freilich," sagte sie. „Ich muß ins Jagdschloß zum Fürsten, und die Forellen hintragen, die Heinz gestern Abend gefangen hat. Vom Schlosse aus zeig' ich dir dann einen nahen Weg in die Stadt, auf dem du dich dann allein weiter findest. Warum schaust du denn aber auf einmal so ernst aus?"

„Warum?" Ich konnte es dem Kinde nicht sagen; ein Wort war's, das mich plötzlich an allen Jammer daheim erinnert hatte.

„Zum Fürsten?" wiederholte ich staunend. „Ja, wohnt denn der Fürst hier mitten im Walde?"

Die kleine Grete lachte laut und lustig auf über mein Erstaunen.

„Glaubst du es nicht?" sagte sie. „Freilich wohnt er hier; er hat sich das alte Jagdschloß schön herrichten lassen; vor drei Tagen ist er eingezogen, und will ein paar Wochen mit seiner Frau und dem kleinen Prinzchen dort bleiben."

In demselben Augenblicke kam Heinz, der Bruder der Kleinen, mit einer großen, in ein sauberes Tuch gehüllten Schüssel vom Hofe her.

„Da, Miezel," sagte er, indem er seinem Schwesterchen die blonden Locken streichelte, „nun mach' dich auf und gib deine Waare nicht zu billig! Einen Thaler ist der Fang schon werth!"

Fünf Minuten später waren wir beide unterwegs. Das lustige Gretel sprach so viel, und lachte so frisch, daß ihr meine Schweigsamkeit nicht sonderlich auffiel. Jedes Eichkätzchen in den Zweigen, jeder Ruf der wilden Taube und jeder Triller der kleinen Waldsänger, die sie alle genau zu unterscheiden verstand, entlockte ihr ein helles Jauchzen. Nachdem wir etwa eine Stunde lang durch den herrlichen Buchenforst dahingeschritten waren, sahen wir die herrlichen Mauern eines zierlichen, luftigen Gebäudes durch die Stämme schimmern.

„Das ist das Falkenschloß," sagte die Kleine, indem sie ihre Schüssel zur Erde setzte, und Kleid und Schürze glättend zurechtstrich. „Nun biegst du hier links ab, und gehst immer thalein bis zum Kreuzwege. Dort siehst du einen Wegweiser, nach dem du dich richten kannst.—Nun ade, und schau nicht so traurig drein!"

„Ade, ade!" rief ich ihr nach.

Wie ein helles Vöglein flatterte sie den langen, dicht von schattenden Aesten überwölbten Baumgang bis zum Schlosse hinab. Sobald ihr rosiges Kleidchen meinen Blicken entschwunden war, setzte auch ich Ranzen und Bündel zur Erde und begann meinen Anzug vom Staube der Landstraße zu säubern.

„Darauf verbarg ich mein Wandergepäck sorgsam unter dem Gebüsche, das den Fuß einer Buche umgrünte, und schritt nun mit hocherhobenem Haupte und lautklopfendem Herzen dieselbe Baumallee entlang, auf der die kleine Grete dahingeeilt war.

Ein kühner Vorsatz war in meinem Herzen erwacht: ich wollte den Fürsten, den einzigen, der meinem Vater helfen konnte, selbst aufsuchen, und wollte ihm unsere Noth mit warmen, eindringlichen Worten ans Herz legen.

In der Mitte des kühlen Buchenganges blieb ich plötzlich stehen.—Helles Singen, Flüstern und Lachen tönte an mein Ohr. Ich wandte den Kopf dem Schalle entgegen, und sah nun zu meiner Rechten die borkenbekleideten Wände eines Lusthäuschens durch die Stämme schimmern. Ich weiß nicht, war es Neugierde, oder allein die Sehnsucht, Jemanden über den Aufenthaltsort des Fürsten zu befragen, was mich so eilig nach dem kleinen, leichten Holzbaue trieb.

Mit lautem Herzklopfen näherte ich mich seiner Thür, die nur lose in den Angeln hing, und suchte durch wiederholtes Pochen meine Anwesenheit bemerklich zu machen.

Die Leute da drinnen schienen aber zu eifrig und zu angelegentlich beschäftigt zu sein, um auf mich zu hören. Zwischen Gelächter und Beifallsklatschen hindurch hörte ich die Töne eines Klaviers und die munteren Strophen einer neckischen Schäferweise, die eine junge, wohlklingende Frauenstimme sang.

Als das Liedchen beendet war und mein schüchternes Klopfen noch immer keinen Erfolg hatte, konnte ich meine Ungeduld nicht länger bemeistern. Ich öffnete leise die knarrende Thür, und sah nun ein kleines, mit himmelblauen Stoffwolken austapeziertes Gemach vor mir, das mit seinen glitzernden Spiegeln und den weißen, mit Goldleisten verzierten Möbeln wie die Wohnung einer Fee erschien.

Ein zierliches Wesen, das einer Fee auch gar nicht unähnlich sah, saß auf einem weißen Damastsessel vor dem kleinen, hochbeinigen Spinett, über dessen Tasten ihre Finger mit nicht eben feenhafter Ungelenkigkeit hüpften.

Viel reizender als ihr mangelhaftes Spiel war ihre feine, niedliche Erscheinung mit dem gebauschten, zartgeblümten Sommerkleide, dem duftigen Spitzenschärpchen und dem hochfrisirten, gepuderten Lockenhaare. Ihr Gesicht konnte ich beim Eintritt nicht sehen, da sie es einem jungen Manne zuwandte, der neben ihr auf einem hochlehnigen Stuhle saß und aus einer langen, kostbar geschnitzten Pfeife blauduftige Rauchwolken von sich blies.

Der Anblick dieses jungen Mannes, der in seinem dunkelgrün, mit Silberborten verzierten Rocke, den kurzen Hosen, den seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen ebenso bildhübsch und vornehm, wie die kleine Dame aussah, trieb mir armen Jungen alles Blut ins Gesicht.

„Es ist der Fürst!" sagte ich mir, und während ich nun dem hohen Paare näher schritt und mich mit entblößtem Kopfe mehrmals, so tief es mein ungeübter Rücken zuließ, vor ihm verneigte, suchte ich in heißer Angst die unterwegs einstudirte Bittrede meinem Gedächtnisse zurückzurufen.

Die junge Dame, die mein Näherkommen zuerst bemerkte, stieß einen kurzen, durchdringenden Schrei aus; der hohe Herr aber setzte sich noch steifer und hoheitvoller auf dem Stuhle zurecht, nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte, indem er das frische Gesicht in ernste Falten legte:

„Was will er denn hier, Er Gelbschnabel?"

Auf eine solche Begrüßung war ich nicht gefaßt; die Bestürzung darüber ließ mich die ehrfurchtsvollen Worte, mit denen ich mein Anliegen einleiten gewollt, mit einem Male vergessen.

„Ich — ich," — stotterte ich zwischen Erröthen und und Erbleichen, „ach verzeiht, ich wollte nur fragen, ob — ob — Ihr der Fürst seid, Durchlaucht?"

Als ich nach diesem thörichten Anfange die gesenkten Blicke ein wenig hob, kam es mir vor, als sei die vorige Strenge von dem Antlitze des vornehmen Herrn gewichen. — Er wechselte einen schnellen Blick mit seiner Gefährtin, die ihr rosiges Gesichtchen eine Minute lang kichernd in ihr spitzenbesetztes Tüchlein barg, dann aber nahmen seine Züge wieder ihren ganzen, früheren Ernst an; er musterte mich schweigend von Kopf zu Fuß, und sagte dann:

„Freilich bin ich der Fürst, Schlingel, und ich rathe Ihm, wenn ihm sein heiler Rücken lieb ist, sich sofort aus dem Staube zu machen, ehe ich einem meiner Diener den Auftrag gebe, Ihn durch Stockhiebe darüber aufzuklären, wie man Bettelei am fürstlichen Hofe bestraft!"

Dieser Bescheid verblüffte mich so vollständig, daß ich keines weiteren Wortes fähig war.

Fast sinnlos vor Schmerz und Schreck rannte ich durch den Park zurück, raffte mein Wanderbündel am Fuße der Buche auf, und lief nun von Scham und Groll gepeitscht, weiter und weiter durch das Dämmergrün des fürstlichen Hochwaldes; — um die Richtung meines Weges kümmerte ich mich nicht; — der Gedanke, daß jede Möglichkeit einer Rettung verloren, erfüllte mein Inneres ganz und gar.

Endlich, da der Athem in meiner Brust nicht mehr ausreichen wollte, begann ich langsamer zu gehen, und als die vom Schreck und von dem heißen Laufe erschöpften Kräften nicht mehr ausreichen wollten, warf ich mich, des kühlen Waldbodens nicht achtend, ins Moos nieder und schloß die Augen.

In jenem Augenblicke der größten Körper und Seelenschwäche sandte mir der liebe Gott einen ohnmachtähnlichen Schlaf, den besten Tröster der Ermatteten.

Lange, lange lag ich, von tiefer Bewußtlosigkeit umfangen, auf dem duftigen Pfühl.

Als ich erwachte, war mein Herz freier, und auch der Kopf wieder so klar, daß ich voll ruhiger Ueberlegung an die Fortsetzung meiner Wanderung dachte.

Ich durchschritt den Wald nach mehreren Richtungen, um den verlassenen Pfad wieder zu gewinnen; doch irrte ich ziemlich lange umher, ohne die Spuren eines Fußweges zu entdecken.

Plötzlich aber schien es, als ob sich im Westen, wo die tiefstehende Sonne schon das zarte Gewebe der leichten Federwolken mit ihrem Purpurroth überflammte, der Wald zu lichten begönne. Ich ging der rosigen Helle nach, die von dort durch die Stämme drang, und stand zu meiner Ueberraschung vor einem malerisch abfallenden Waldhange, zu dessen Füßen sich eine von blumigen Wiesen umsäumte, schön gewundene Thalrinne dahinzog. Jenseits der grünen Halde stieg der Bergwald wieder sanft empor; seine Wipfel waren vom klaren, goldrothen Abendscheine überhaucht; die herrliche Beleuchtung ließ jedes Blättchen erkennen, das sich im Winde regte.

Beim Anblicke dieses Bildes vergaß ich mein ganzes Leid; — ich glaube, ich habe einen recht hellen, seligen, echt jungenhaften Juchzer durch die feierliche Stille zum Himmel gesandt.

Dann griff ich fast mechanisch nach Stift und Zeichenmappe, und suchte das schöne, liebe Gotteswerk so prächtig, so rührend hold, wie ich es vor mir sah, auf dem Papiere nachzuahmen.

Da stand es nun. — Bäume und Büsche, die schönen Stauden der Farren und Syringen, und die moosigen Steine am Bache, das leichtflatternde Gewölk darüber, und der Habicht, der mit ausgebreiteten Flügeln unbeweglich in dem verrinnenden Blau des Himmels stand.

Als ich den letzten Strich an meinem kindlichen Werke gethan hatte, fiel plötzlich ein Schatten über das Blatt, das ich mit leuchtenden, von Thränen umflorten Blicken betrachtete.

Erschrocken fuhr ich zusammen; alles was ich in diesen Augenblicken der Begeisterung vergessen hatte, fiel mir wieder ein: das Ziel meiner Reise, der verlorene Weg, die Schmach und Schande, die ich erlebt; ach Gott, vielleicht stand jetzt aufs neue der erbarmungslose Fürst hinter mir!—

Aber nein! Ein Blick in das gute, ernste Angesicht, das da plötzlich neben mir zwischen den Büschen auftauchte, nahm mir meine ahnungsvollen Befürchtungen.

„Willst du mir das Blatt da einmal zeigen," sagte eine sanfte, männliche Stimme.

Im Nu sprang ich von meinem Steinsitze empor und stand nun einem schlanken, hageren Herrn gegenüber, dessen dunkle Augen freundlich und gedankenvoll auf meinem verweinten Gesichte ruhten.

„Da sieh nur," sagte er gütig, nachdem er das Papier, das ich ihm reichte, lange in der Hand gehalten hatte; „wie hübsch du das gemacht hast! Und welch wunderschönen Fleck hast du dir ausgesucht!—Gelt, dieses Stückchen Erde hier ist dem lieben Herrgott gerathen!"

Ich lächelte und nickte unter Thränen.

„Findest du es auch, kleiner Meister!" fuhr er fort. „Das freut mich! Ich glaube in der That, daß es keinen schöneren Durchblick in unseren Wäldern gibt. Ich werde oft des Abends hergehen, um die Sonne da drüben versinken zu sehen!—Willst du mir das Blättchen verkaufen? Es ist sehr gut, und ich will es gewiß in Ehren halten!"

Ihr glaubt mir wohl, daß mir das Lob aus dem Munde des schönen ernsten Mannes so wohl that, daß ich nicht an Geld dachte. Ich wollte ihm die kleine Arbeit so gern als Dank für seine guten Worte schenken, aber Rührung und Freude erstickten mir die Stimme, so daß ich keine Silbe hervorbrachte und nur durch einen dankbaren Blick meine Zustimmung zu erkennen gab.

„So komm' gleich mit mir," sagte er, „im Gehen erzählst du mir noch etwas, wenn du willst. Ich sehe die Tropfen an deinen Wimpern und dickverschwollene Lider, die ein echter, tapferer Bursche eigentlich nie aufweisen dürfte, außer wenn er die Thränen um anderer willen vergießt, oder wenn ihm Reue das Herz bedrückt."

„Ich weine auch nicht um meiner selbst willen," sagte ich mühsam.

„Nun ja," entgegnete der fremde Mann beruhigend, „du siehst auch nicht aus wie ein Hasenfuß. Aber hast du denn Zeit, daß du mit mir kommst? Erwartet dich Niemand? Wir haben ein gutes halbes Stündchen bis zum Schlosse!"

„Bis zum Schlosse?" wiederholte ich, indem ich stehen blieb und meinen gütigen Begleiter mit thörichtem Entsetzen ansah.

„Nun ja; hast du etwa Furcht vor den Schloßhunden?" fragte er lachend.

„Ach nein, gewiß nicht," sagte ich; „ich bin heut mor-

gen ohne jede Spur von Furcht hingegangen; aber nun, seit der Fürst mich mit so harten Worten fortgewiesen, möchte ich mich um keinen Preis wieder sehen lassen;—ich wollte nicht betteln, gewiß, ganz gewiß nicht;—hätte er mich nur sprechen lassen,—vielleicht hätte er doch Erbarmen gehabt! Ich habe ihn mir so mild und gut gedacht,—ach Gott,—und er war so rauh und hart!"

„Der Fürst?" rief der freundliche Mann verwundert. „Das ist doch wohl nicht möglich!"

„Ach doch, Herr!" sagte ich seufzend.

„So hat er's wohl nicht so schlimm gemeint," versetzte er, indem er mir gütig auf die Schulter klopfte. „Wie sah er denn aus, und wo sprachst du ihn?"

Mit fliegenden Worten gab ich nun eine Schilderung meines Erlebnisses ab. Mein Zuhörer lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, und die feine Falte, die auf seiner Stirn zu bemerken war, vertiefte sich immer mehr.

„Weißt du was, Kleiner," sagte er, da ich geendet, „komm' nur ganz ruhig mit, und vergiß deinen Kummer. Sollte dir der Herr etwas anthun wollen, so werde i ch ein Wort mit ihm reden. Denn, daß du's nur weißt,—der Schreckliche war Niemand anders, als ein naseweiser Leibjäger, der sich mit einem kecken Fräulein Kammerkätzchen in dem Pavillon der Fürstin lustig machte, da er seine Herrschaft sicher beim Gastmahle eines Verwandten in N . . . wußte. Wenn die Geschichte zu Ohren des wahren Fürsten kommt, so werden die beiden Leutchen ihren Uebermuth sicher hart büßen müssen!"

„Ach, sagt es keinem, Herr," bat ich erschrocken, „es war gewiß nicht bös gemeint!"

„Denkst du!" sagte er liebreich. „Nun aber erzähle mir einmal ausführlich, was du eigentlich bei dem Fürsten wolltest! ich bin sein Freund, und es wäre nicht unmöglich, daß ich ihn bewegen könnte, deine Bitte zu erfüllen."

Wie gern ich gehorchte! Alles, alles, was ich auf dem Herzen hatte, beichtete ich herunter, und wenn ich von aufquellenden Thränen oder von scheuer Zurückhaltung gebannt, den Faden verlor, so half er mir selbst mit freundlichen Fragen wieder zurecht, strich mir mit der feinen Hand über das Haar, oder tröstete mit einem treuherzigen: „Nur Muth, mein Junge, das kann alles gar schnell anders werden!"

Als wir in die breite Schloßallee einbogen, blieb der gute Herr stehen, sah mich ein paar Sekunden lang nachdenklich an und sagte dann:

„Hast du Vertrauen zu mir, mein Bursche?"

Ich trocknete die letzte Thräne und sagte ernsthaft aus tiefbewegtem Herzen: „Ja, Herr, ich glaube, daß Ihr sehr, sehr gut seid!"

„So laß mich einmal für dich handeln! Setze dich hier auf die Moosbank und warte geduldig. In ein paar Minuten wird ein Wagen hier vorfahren, darein setze dich und laß dich ruhig wieder heimführen. Der Kutscher wird dir einen Brief geben, den du deinem Vater übergeben sollst. Deinen Lehrherrn werde ich über dein Ausbleiben benachrichtigen lassen. Sobald ich mit dem Fürsten über euer Loos gesprochen habe, bringe ich euch selbst Nachricht.—Bist du's zufrieden?"

Unter warmen Dankesworten drückte ich ihm die Hand: er streichelte mir liebreich die Wangen und ging dann mit festen Schritten und vornehm gestreckter Haltung dem Schlosse zu.

Wie lange ich nun saß und wartete, weiß ich nicht; ich hatte so viel tröstliches und freundliches zu bedenken, daß mir die Zeit nicht lang ward, und daß ich hocherstaunt aufsah, als eine feine, von zwei Goldfüchsen gezogene Karosse vom Schloßthore daher kam und vor meinen Augen still hielt.

Wie in ein Märchen hineingezaubert, kam ich mir vor, als ich auf den weichen, kornblumenblauen Seidenkissen des schönen Wagens ruhte, der pfeilschnell, wie beflügelt, durch die hereinbrechende Dämmerung dahinrollte. Der Brief in meinen Händen, auf dem ich meines Vaters Namen mit festen, deutlichen Schriftzügen geschrieben sah, war mir die einzige Bürgschaft, daß ich die wunderbare Fahrt wirklich durchlebte. Das war ein schnelleres Reisen, als das zu Fuße!

Durch die Fensterscheiben unseres Wohnzimmers fiel noch der Schein von des Vaters kleiner Arbeitslampe durch die Fliederzweige auf den Weg, als die Karosse vor unserem Häuschen hielt. Eine Schaar Leute, die noch im Mondscheine plaudernd vor den Thüren zusammengesessen, waren dem Wagen gefolgt und standen nun neugierig staunend um unsere kleine Freitreppe her, als ich ausstieg. Im Nu eilte das Gefährt davon, um auf dem Marktplatze zu lenken und heimzukehren. Während ich ihm noch halb schwindlig vor Staunen und von der ungewöhnten Fahrbewegung nachsah, öffnete sich das Hausthor, und der Vater erschien auf der Schwelle.

Das war ein Staunen und Fragen! Aus meinen wirren Jubelworten, meinem Lachen und Weinen und aus all den zerrissenen Berichten, die ich in der Eile vorbrachte, mochte er wohl schwerlich klug werden. Ich hatte mich in der Freude des Wiedersehens so fest an seinen Hals geklammert, daß er mich nicht leicht los ward, und so trug er denn, um den neugierigen Fragen der Leute ein Ende zu machen, mich großen Jungen auf seinen Armen ins Haus bis ins Schlafzimmer, wo die Mutter im großen Lehnstuhle an Trudchens Bette zu sitzen pflegte, bis die Kleinen alle schliefen. Dort setzte er mich vor den erstaunten Augen der ermunterten Schläfer zu Boden und sagte mit so hoffnungsvollem Klange der Stimme, wie ich lange nicht bei ihm vernommen: „Da seht euch den heimkehrenden Wanderburschen an! Sieht er nicht aus, als ob er alles Glück der Erde in seinem Ränzel heimbrächte?"

Neben der Mutter Sitze knieend und ihre liebe, blasse Hand immer wieder mit Küssen bedeckend, erzählte ich nun meine Erlebnisse.

„Da ist der Brief, Vater; da drinnen steht es, daß alles wahr ist!" sagte ich, als ich geendet hatte.

Mit zitternden Fingern erbrach der arme, vom Glücke so oft betrogene Mann den Umschlag des Schreibens.

Ein paar Geldscheine fielen ihm entgegen, dann ein feines, weißes Briefblatt, dessen Inhalt er mit glänzenden, verwunderten Augen überflog.

Ein Freudenschrei war alles, was er darauf zu sagen wußte. Er legte den Bogen auf der Mutter Schooß, kniete dann neben mir nieder und barg das Antlitz in die Hände.

Die Glückseligkeit meines Mütterchens war weniger stumm.

„Herzensjunge, ahntest du es denn nicht," jubelte sie, als sie den Brief gelesen, „es war ja der Fürst selbst, mit dem du gesprochen hast! Da schickt er uns Geld, viel Geld für des Vaters Bild, das er uns abkaufen will, und morgen will er kommen, um ein großes, schönes Altargemälde zu bestellen!"

„Ja, und dafür sollen wir nur eine Bedingung erfüllen," sagte der Vater, das bleiche, verklärte Gesicht erhebend, so daß der Mondschein seine feuchten Augen bestrahlte. „Dich, Junge, sollen wir nicht Uhrmacher werden lassen, sondern Maler—denn dich habe der liebe Gott dazu ersehen!"

Das war für mich der glücklichste Augenblick des frohen Tages.

Lange saßen wir drei, Vater, Mutter und ich, noch plaudernd und Zukunftspläne spinnend, im blauen Dämmerlichte beisammen. — —

Daß der Fürst Wort hielt, brauche ich euch nicht zu sagen. Sein Schutz wurde unser Heil; denn nach ihm bestellten alle, die es ihm an Kunstsinn gleich thun wollten Bilder von des Vaters Hand. Wohlstand und Heiterkeit zogen bei uns ein. Ich selbst ward unter des Vaters Leitung in die Regeln der theueren Kunst eingeweiht, die das Glück meines Lebens und der Sonnenschein meines Alters geworden ist.

Der Fürst ist nun schon lange gestorben; unter den Thränen die ihm sein treues Volk nachgeweint, waren wohl keine aufrichtiger, als die meinen. Vielleicht kann ich ihm bald vor Gottes Thron seine Milde danken!—

Abendfeier.

(Von Ph. Spitta.)

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied,
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschеert;
Doch stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue
Prächtige Himmelsdom.

Und Alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und Alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du.

Rev. Elias Stöver.

Von Vater C. Hammer.

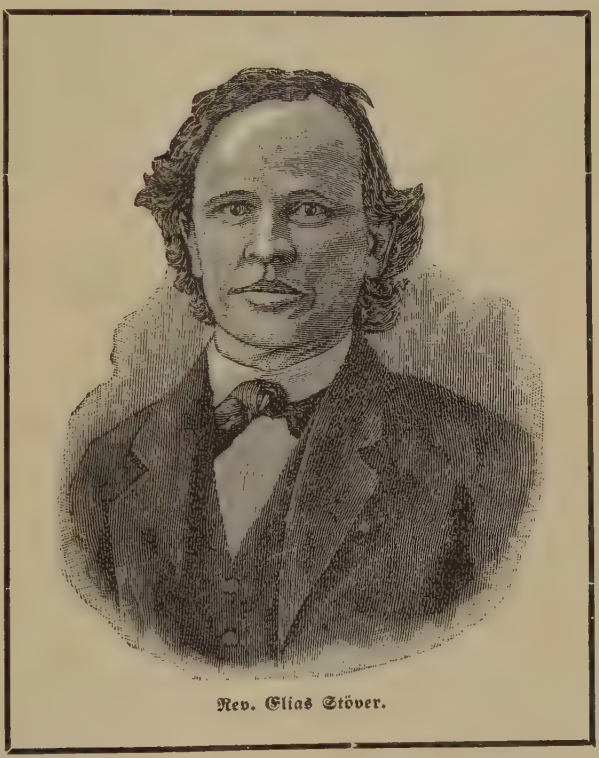
Elias Stöver wurde geboren in Lebanon, Pa., den 18. Sept. 1805, und starb in seiner Wohnung zu Greensburg, Summit Co., Ohio, den 16. August 1874, im Alter von 68 J., 10 M. und 27 T.

In seiner Jugend lernte er mit dem selig entschlafenen Jakob Borkert das Schneidergeschäft bei Br. G. Reinöhl, während welcher Zeit beide Lehrjungen zur Bekehrung kamen. Im Jahr 1824 brach ein Bekehrungswerk in der Stadt Lebanon aus unter der Wirksamkeit von Vater P. Breidenstein, des Sohnes Johannes und Vater Felix Licht, eines Mennoniten-Predigers. E. Stöver, H. Fischer und J. Borkert scheinen, unter Anderen, von den ersten Früchten dieser Erweckung gewesen zu sein; und demnach war Stöver etwa 19 Jahre alt, da er die Erneuerung des Herzens erfuhr. Es wurde jedoch keine Classe daselbst gebildet und zwar aus besonderen Ursachen, bis zwei Jahre später. Im Jahre 1826 wagte es Br. J. Seybert trotz mancher Widerstände von einer gewissen Seite her eine Classe zu formiren, welche aus 12 Gliedern bestand, worunter besagte drei Brüder sich befanden, Br. Fischer wählte man zum Claßführer. Nach etwa zwei Jahren hatte ich selbst das Vorrecht, ein Glied dieser Classe zu sein, indem ich ungefähr anderthalb Jahre in Lebanon zu Hause war und in einer Druckerei arbeitete. Bis zu dieser Zeit hatte sich die kleine Gemeinde sehr vermehrt, und war in Wahrheit eine Mustergemeinde.

Br. Stöver bekam bald nach seiner Bekehrung einen inneren Ruf, das Evang. von Christo zu verkündigen. Es verursacht ihm schwere Kämpfe, bis er sich endlich dazu verstehen konnte, dem Ruf zu folgen. In 1827 wohnte er der östlichen Conferenz bei, welche den 4. Juni zu Orwigsburg, Pa., tagte, allwo er seinen Erlaubnißschein zum Predigen bekam. Er erhielt jedoch keine Anstellung bis etwa einen Monat später, alsdann wurde er vom Vorst. Aeltesten, J. Seybert, auf Schuylkill Bezirk bestimmt, mit J. C. Reißner als College. In 1828 trat er in das Reiseministerium. In 1829 wurde er schon als Diener, und in 1831 als Aeltester ordinirt. Von seinem Eintritt ins Predigtamt diente er ununterbrochen als Reiseprediger in der östlichen und westlichen Conferenz, und in den letzten fünf Jahren bediente er als Vorst. Aeltester den Columbiana und Mohican District, in der Ohio Conferenz. In 1849 war er genöthigt, wegen Krankheit auf sein Amt zu resigniren und sich seßhaft zu machen. Im Anfang waren Stöver's Predigten sehr schwach; ich hörte ihn mehrere Mal, da er seine erste Runde auf Schuylkill Bezirk machte, und wunderte mich, daß er es unternommen, zu predigen, ohne mehr Uebung zu haben. Dies empfand aber Niemand mehr, als er selbst. Es verursachte ihm schwere Kämpfe, Kummer und Herzeleid, wie er nachher selbst bekannte. Jedoch dieser Umstand trieb ihn in ernstlichem Gebet zu Gott und zum Studium der Heiligen Schrift u. s. w. Es diente alles zu seinem Besten, denn ehe das Jahr um war, hatte er bedeutend zugenommen im Predigen, und obgleich seine Talente nicht gerade glänzend waren, so war er doch ein nützlicher Prediger des Evangeliums, durch den viele Seelen zu Gott bekehrt worden sind, denn er hatte fast auf allen seinen Arbeitsfeldern mehr oder weniger Auflebungen. Das Heil der Seelen lag ihm am Herzen, deßhalb war er pünktlich und emsig in seinen Amtsverrichtungen und arbeitete mit allem Ernst, dem Heiland Seelen zuzuführen. Er war auch sehr fleißig im Hausbesuchen, und da besuchte er nicht nur die Glieder der Gemeinschaft, sondern auch Fremde, kurz, wo er sah, daß etwas Gutes zu stiften war, benutzte er die Gelegenheit. Ich hatte viel Umgang mit ihm, und weiß wovon ich rede, ich hörte ihn auch oft mit Erfolg predigen.

Ich will hier nur ein Beispiel anführen, das Erwähnte zu bestätigen. Im Jahr 1834, da er den Erie Bezirk bereiste, begleitete ich ihn auf seinem Bezirk. Seine Bestellungen fingen an in der alten „Harmonie," Butler Co., Pa. Ich war bei ihm über Sonntag, und half mehrere Bestellungen bedienen. Wir hatten damals noch kein einziges Glied daselbst, und zudem schienen die Aussichten für eine baldige Auflebung nicht sehr günstig. Es geschah, daß ich auch den letzten Sonntag des Jahres mit Br. Stöver daselbst zubrachte; aber eine merkwürdige Veränderung hatte während des Jahres stattgefunden! Jetzt fand ich daselbst ein Häuflein ernstlicher Gotteskinder, die durch seine Wirksamkeit zu Gott bekehrt worden waren, nebst herrlichen Aussichten für die fernere Ausbreitung des Werkes Gottes. Da sah ich mit Augen, was Gott durch diesen seinen Diener ausgerichtet hatte. Es hatte auch in anderen Beziehungen eine große Veränderung gegeben. Manche, die uns im Anfang des Jahres freundlich aufnahmen und uns geneigt waren, die waren nun die bittersten Feinde und thaten alles, was sie konnten, das Werk zu unterdrücken. Br. Stöver wurde schrecklich verfolgt, sowie auch die Neubekehrten; letztere, die in Renthäuser wohnten, wurden „ausgeboten," und sie mußten sich umsehen nach anderen Wohnungen, aber alles half nichts. Das Werk hatte einen so festen Fuß gewonnen, daß es nicht mehr zu dämpfen war, und es besteht noch auf den heutigen Tag. Es sind seither viele Seelen daselbst und in der umliegenden Gegend zu Gott bekehrt worden, unter anderen auch unser l. Bruder John Herr und seine Familie, die

zu der Heights Kirche in dieser Stadt gehören, und die bisher treu und standhaft waren. Viele sind aber zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen. Unter Bruder Stöver's Wirksamkeit hat also die Auflebung daselbst angefangen, und das Werk festen Fuß gewonnen. Man könnte auch hinweisen auf den Columbiana Bezirk, den er im Jahr 1837 bediente, auf welchem er herrliche Erweckungen hatte und viele Seelen durch seinen Dienst zu Gott bekehrt wurden. Wir wollen es aber mit dem Erwähnten bewenden lassen, da das zeigt, daß er zu seiner Zeit ein wirksamer, nützlicher Mann war. In der Ohio Conferenz, in welcher er die meiste seiner Zeit im activen Dienst zugebracht, waren ihm zu jener Zeit nicht sehr viele überlegen; dies zeigt die Thatsache, daß er zweimal nacheinander zum Vorst. Aeltesten gewählt wurde.



Rev. Elias Stöver.

Stöver war auch einer unserer fleißigsten Agenten. Er bemühte sich sehr viel, Unterschreiber für den Botschafter zu sammeln und unsere Bücher unter das Volk zu bringen. In dieser Beziehung zeichnete er sich ganz besonders aus; selbst nachdem er seßhaft war, ließ er jährlich eine Anzahl Botschafter kommen für arme Leute, und gab ihnen Gelegenheit, den Subscriptionspreis abzuverdienen. Stöver war auch ein Freund der Erziehungssache, und aller Unternehmungen der Kirche. Er trug das Seinige bei zur Errichtung des Greensburg Seminars, und brauchte seinen Einfluß zu dessen Gunsten.

Den 20. April 1835 verehlichte er sich mit Schwester Maria Yerrick in welcher er eine fromme und getreue Gehülfin bekam. Die Verehelichung fand statt unweit Greensburg, O.

Bald darauf machten sie eine Reise, und zwar nach Stöver's Geburtsort, Lebanon, Pa., eine Strecke von nahe 500 Meilen Der Leser wird wundern, wie sie damals diese große Reise machten, da man doch noch keine Eisenbahnen 2c. hatte. Sie machten die 500 Meilen einfach zu Pferd. Das war kein geringes Unternehmen, besonders für eine junge Frau. Ihr schien es jedoch nichts Ungewöhnliches zu sein, denn sie war in diesem Fach erfahren. Die Reise ging jedoch nicht so gut von Statten, wie sie sich's vorgestellt hatten, denn sie hätten beinahe beide Pferde verloren, nachdem sie zwei Tagreisen zurückgelegt. Sie hielten an in der alten „Harmonie." Stöver's Feinde, oder die Feinde des Kreuzes Christi benutzten die Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, dadurch daß sie beide Pferde vergifteten. Br. H. Niebel und ich begleiteten sie von dort aus. Nachdem wir eine gewisse Strecke gekommen waren, fing das Gift an, seine Wirkung zu thun. Die Pferde wurden über die Maßen wild und unbändig, bis endlich die Reaktion eintrat, dann wurden sie schlaff, und konnten beinahe nicht mehr gehen, besonders das eine, welches vermuthlich mehr Gift bekommen hatte als das andere. Man schüttete ihnen eine Quantität Milch ein, was ohne Zweifel das eine Pferd vom Tod errettete. Br. Niebel und ich verließen sie, während sie einige Tage verharren mußten, bis die Pferde sich wieder erholt hatten; dann setzten sie ihre Reise fort und kamen endlich wohlbehalten an ihrem Bestimmungsort an. Das Gift war ein weißes Pulver, vermuthlich Arsenik, von welchem am nächsten Morgen noch ein Theil im Trog vorgefunden wurde. — Br. Stöver's Gesundheit war sehr geschwächt zur Zeit da er sich seßhaft machte, und eine Zeit lang hernach. Er ist nie wieder in den Reisedienst getreten, diente jedoch als fleißiger Lokal-Prediger, soviel seine Kräfte und Verhältnisse es ihm erlaubten. Am Sonntag vor seinem Tod hielt er seine letzte Predigt, und zwar in Canal Fulton, Bristol Bezirk. Er verwaltete das Predigtamt im Ganzen 47 Jahre, und hielt etwa 5740 Predigten, nebst Vermahnungen, Sonntagschul-Reden 2c. Er war auch fünf oder sechs Mal Glied der Gen. Conferenz.

Ueberhaupt war er der Gemeinschaft sehr zugethan, und hat sich im Aufbau derselben nach Vermögen zu betheiligen gesucht. Sein Haus war viele Jahre eine angenehme Heimath, nicht nur für Prediger, sondern für Besuchende überhaupt. Ihre Gastfreiheit wird jetzt noch

Vielen im Andenken sein. — Ich möchte hier in Verbindung mit dem Obigen noch einen Punkt berühren, der zeitgemäß sein dürfte, nemlich daß Manche zu viel erwarten von alten seßhaften Predigern, besonders von Solchen, die in früheren Jahren gereist und mit solch herrlichem Erfolg gepredigt und gewirkt haben. Es gibt Welche, die der Meinung sind, je länger man predige, je reichhaltiger und kräftiger seien die Predigten. Dies ist jedoch nicht immer der Fall; es ist auch durchaus nicht zu erwarten, daß ein Mann, der nicht mehr in der Uebung ist, dem es vielleicht noch an Leibes- und Geisteskräften fehlt, daß er leisten kann im Predigen &c., was er früher leisten konnte, da er noch im aktiven Dienst der Kirche war, und da das Werk der Seelen-Rettung seine Lebensaufgabe war. Viele haben sich schon getäuscht an solchen alten Predigern. Es wird mir hoffentlich nicht verübelt werden, wenn ich hier einen Fall solcher Täuschung anführe.

D. u. K. waren beide zwei alte Prediger. D. war zu seiner Zeit, da er im activen Dienst der Kirche war, einer der talentvollsten und kräftigsten Prediger in der Gemeinschaft. K. hörte ihn öfter zu jener Zeit, dann aber für viele Jahre nicht mehr. Er hatte sehr viel zu rühmen von seinen wundervollen Predigten. Die Zeit kam, daß ich D. in D.'s Nachbarschaft begleitete. Eine Bestellung wurde vorausgesandt. K. war hoch erfreut, und konnte fast nicht warten, bis die Zeit herbei kam, wieder einmal eine so alte siegreiche Predigt zu hören. Die Täuschung aber war außerordentlich. K. konnte sich nicht genug erstaunen, denn D.'s Predigt war ganz ordinär und einfach. K., nachdem er sein Erstaunen in meiner Gegenwart geäußert über den Unterschied, sagte: „Das G'stell ist noch da, aber nicht der Prediger." Dies ist nur ein Fall der Täuschung solcher Art aus vielen, und mag Manchen zur Lehre dienen.—Es muß Niemand denken, daß D. aus der Gnade gefallen war, durchaus nicht. Er war immer noch ein frommer Diener Jesu Christi, aber er war nicht mehr in der Uebung, zudem hatte er nicht mehr die Leibes- und Geisteskräfte, wie in früheren Jahren.

Br. Stöver's Tod kam schnell und unerwartet. Seine Ueberreste ruhen auf dem Gottesacker zu Greensburg, O.

Echos neufranzösischer Dichtkunst.

Deutsch von R. L., Cleveland, O.

III.

Wir vermuthen, daß es vielen unseren Lesern erging wie dem Uebersetzer dieses, nemlich: daß sie bereits bei der ersten Begegnung in der vorigen Nummer des „Evangelischen Magazins" den so verständigen französischen Akademiker Jos. Autran lieb gewonnen haben. Heute führen wir ihnen zwei seiner Sonnette im deutschen Gewande vor. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als mache sich die bekannte westrheinische Eitelkeit etwas zu breit — bedenkt man aber die sieggewohnte Vergangenheit jenes großen Volkes, seine tiefe Demüthigung und deßhalb krankhaft gesteigerte Empfindsamkeit — so wird man zugeben, daß ein Arzt dem Kranken die bitteren Heilpillen gut verzuckern muß, wenn sie überhaupt genommen werden sollen. Von diesem Standpunkte betrachtet, wird Autran's Stellungnahme verständlicher und nachstehende Probe seiner Arbeit erhebt sich über den niedrigen Vorwurf nationaler Selbstüberschätzung und gallischen Größenwahns. Man überlege einmal unparteiisch und zurückversetze sich in die Jahre 1805 bis 1813, in die Zeit der tiefen Erniedrigung des alten deutschen Vaterlandes. Man denke an Schill, Hofer und andere eigenmächtige Guerrilla-Führer; man denke wie deutsche Verskünstler Männer vom Schlage Schill's und Hofer's verherrlicht und beweihräuchert — und man wird manches in der jetzigen gereizten Stimmung des französischen Volkes begreifen und entschuldigen lernen.

Frankrich's Name, 1871.

(Versmaß des Originals.)

I.

O Frankreich's Nation—sonst groß wie kaum noch eine,
Wie klang dein Name hoch in Wort und in Gesang;
Nichts Glänzenderes sah der Erde Wechselgang:
Der Ruhmesgöttin Kranz—kaum reicher als der Deine.

Bei dir stand Herrschgewalt und Milde im Vereine,
Gepaart war Heldensinn mit hohem Thatendrang;
Durch scharfen Schwertes Blitz und sanfter Lyra Klang
Glommst du Jahrhunderte als wie im Glorienscheine.

Dahin ist jene Zeit—nennt man jetzt Frankreich's Namen,
So denkt man an Verfall, an Schmach und Leidensdramen;
Rings staunt die Welt, daß so erblich dein Ruhmesstrahl;

Doch ob auch Mißgeschick dir deinen Glanz verdunkelt,
Ob bleich nur durch's Gewölk die Wintersonne funkelt:
Verstrahlt sie doch mehr Licht als all' der Sterne Zahl!

II.

Tief, Frankreich, o wie tief bist du hinabgestiegen;
Doch dient dein Unglück dir als Leuchte und Lection,
Sprichst du: "Ach, billig nur empfing ich meinen Lohn,
Für stolzen Uebermuth und Lust an eitlen Siegen."

„Die Ufer alten Recht's, ich hab' sie überstiegen,
Berauscht von Spöttergift, sprach ich dem Glauben Hohn;
Erniedrigte mich feil zu des Gemeinen Frohn
Und büße meine Schuld mit Recht durch Unterliegen!"

Wenn du dir dieses sagst und nicht den Muth verlierest,
Doch bald ans Werk begibst und treu beherzt dich rührest—
So steigst du wohl empor zu einer besseren Zeit;
Doch kannst du nicht vom Hang der stets dich lockt genesen,
So wirst du Magd, nachdem du Königin gewesen —
Und ich, der dir's gesagt — vergeh' vor Herzeleid!

Die Afghanen und ihre Sitten.

Das Afghanistan, welches in der europäischen Geschichte unlängst eine so wichtige Rolle spielte, und bis heute noch eine unentschiedene Streitfrage ist zwischen England und Rußland, bildet eine Art Grenzland zwischen den beiden Mächten, welches jede gerne selbst haben, keine aber der anderen gönnen möchte.

Die Afghanen sind eigentlich das einzige Volk in Asien, welches sich in kleine Republiken getheilt, und trotz aller Hindernisse unabhängig erhalten hat. Sie sind ein demokratisches Volk und lassen sich nicht anders als durch Waffengewalt unterdrücken. Selbst ihren eigenen Khans sind sie nicht unbedingt gehorsam, sondern dieser steht ihnen nur als Rangältester vor, und muß alle gemeinsamen Maßregeln in Uebereinstimmung mit den Aeltesten durchführen, wenn er nicht verjagt oder seines Lebens verlustig werden will.

Die älteste Stammverfassung haben die unabhängigen Stämme bewahrt, und in dieser Beziehung mögen Yufuzai am Swat als Beispiel dienen. Als sie dieses Land erobert hatten (in der Mitte des 14. Jahrhunderts), nahmen sie alles Land den übrig gebliebenen Swatis ab und degradirten sie zu einer Art von Hörigen. Von den eigentlichen Hörigen im strengen Sinne unterscheiden sie sich dadurch, daß es ihnen gestattet ist, wegzuziehen, obgleich dies höchst selten ist, da sie dadurch schutzlos werden. Sie haben keinerlei politische Rechte, sondern ihr Herr vertritt sie in allen Angelegenheiten.

Die Sitten der Afghanen sind äußerst einfach, aber doch mit einem gewissen Anstand verbunden; das kriechende Wesen der Indier ist ihnen ganz fremd, und auch dem Europäer gegenüber betrachten sie sich als vollkommen ebenbürtig.

Die Afghanen sind alle Mohamedaner und fast ausschließlich Sunniten. Scheiten sind nur die nördlichen Hesare, und die zufällig in Afghanistan lebenden persischen Handwerker oder Kaufleute, sowie die in einer Vorstadt von Cabul von Nadir Schah angesiedelten Kizilbasch. Sie sind mehr oder minder fanatisch, wie alle Mohamedaner, je nach ihrem Bildungsgrad; die gebildeten Classen, die sich größtentheils dem Sufismus zuneigen, und sufische, persische, afghanische Dichter mit Vorliebe lesen, sind dagegen gegen Andersgläubige tolerant und huldigen nicht selten einem gewissen religiösen Indifferentismus.

Trotz der Annahme des Islam ist der Koran bei ihnen nicht in allgemeine Geltung als Gesetzbuch gekommen; die unabhängigen afghanischen Stämme hatten schon ein gewisses Recht in ihren inneren Angelegenheiten ausgebildet, von dem sich ihr unbändiger Sinn auch durch die neue Religion nicht abbringen ließ, und es hat noch jetzt bei ihnen allgemeine Geltung. Dieser traditionelle Gebrauch bezieht sich hauptsächlich auf das Mein und Dein, auf Weidegerechtigkeiten, auf Entschädigungen bei Beschädigungen und körperlichen Verletzungen, sowie auf die gestattete Selbsthülfe und die Blutrache.

Die Afghanen kaufen ihre Frauen, wie so manche andere orintalische Völker, das heißt, sie bezahlen dem Vater der Braut eine gewisse Summe, je nach ihren Vermögensverhältnissen. Im östlichen Afghanistan herrscht die indische Unsitte vor, Knaben von 14–16 und Mädchen von 10–12 Jahren zu verheirathen; im westlichen dagegen sind Heirathen im mannbaren Alter Sitte, im Ganzen aber hängt es bei den ärmeren Classen davon ab, wann der Mann im Stande ist, die geforderte Summe für eine Braut erlegen zu können. Da die Geschlechter, besonders bei den Hirtenstämmen, nicht so getrennt sind und die jungen Leute daher Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen, so werden häufig bei ihnen die Heirathen nach gegenseitiger Neigung geschlossen. Die jungen Leute legen sich oft große Opfer auf um das Brautgeld erlegen zu können, ja sie wandern sogar nach Indien, um dort schneller sich die nöthige Summe zu erwerben.

Unter den asiatischen Völkern sind die Afghanen die einzigen, bei denen das Wort „Liebe" in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird; sonderbar ist es auch, daß „Liebe" bei ihnen „Minah" heißt. Die Polygamie kommt vor, aber nur bei den Vornehmeren und Reichen, höchst selten bei dem gemeinen Volke.

Höchst auffallend ist der Gebrauch, daß wenn der Mann vor seiner Frau stirbt, es als Pflicht des Bruders des Verstorbenen gilt, seine Wittwe, wenn sie keine Kinder hat, zu heirathen; auch darf Niemand sie ohne seine Zustimmung heirathen, was eine tödtliche Beschimpfung wäre.

Die Erziehung der Frauen ist keineswegs so vernachlässigt, wie man etwa vermuthen könnte, da die Afghanen sie nicht so eifersüchtig abschließen, wie andere mohamedanische Völker; Viele, besonders in den höheren Classen, können lesen und schreiben; von einer Frau des Chatat-Häuptlings Cusch-hal Khan, der lange in Indien gefangen saß, sind schöne Gedichte erhalten, womit sie die ihr von ihrem Manne zugesandten beantwortete.

Die Afghanen sind im Ganzen ein wißbegieriges Volk, weit mehr als irgend ein anderes asiatisches Volk. Mit

einem Indier kann man lange bekannt sein, und es wird ihm kaum einfallen, Fragen über Europa zu stellen. Ganz anders der Afghane, der ungemein neugierig ist und über Alles, was er zum erstenmal sieht, oder was

Turkomanische Reiter überfallen eine afghanische Niederlassung.

ihm auffällt, aufgeklärt sein möchte. Die Erziehung der Jugend ist in Afghanistan weit nicht so vernachlässigt, wie dies vor Kurzem noch in Indien der Fall gewesen ist. Fast in jedem Dorfe oder Lager ist ein Achund (Schulmeister, im Westen Mulla geheißen), der die Jugend

schreiben und lesen und die nöthigen Gebete lehrt; er ist zugleich Vorbeter und Geistlicher, und erhält entweder ein Stück Land zu seinem Unterhalt oder bei den Hirtenstämmen Schafe und Ziegen. nebst kleinen Beiträgen von seinen Schülern. Mit dem Schulzwang hat es natürlich noch gute Wege, aber immerhin kann man annehmen, daß etwa ein Viertel der Bevölkerung lesen und schreiben kann. Der Unterricht ist afghanisch, aber doch lernen die meisten auch etwas persisch, das im Westen

theilweise Muttersprache ist. In den Städten sind regelmäßige Schulen, wo Unterricht im Persischen und Arabischen ertheilt wird; persisch ist ohnedies die gewöhnliche Umgangssprache in Kandaher, Kabul und Peschawar, wo nur das gemeine Volk afghanisch spricht.

Afghanische Cavalleristen.

Die Afghanen nennen sich selbst Bin i Israeel, d. h. Kinder Israels, doch wollen sie nicht Yahodee, d. i. Juden, genannt sein, denn sie achten dieses als einen Schimpfnamen. Sie behaupten, Nebucadnezar habe sie nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem fortgeführt, und nach der Stadt Ghore, in der Nähe von Bameean versetzt. Den Namen Afghanen erhielten sie von ihrem Führer Afghana, welcher der Sohn eines Veziers unter König Salomo war. Weil sie im Krieg gegen die Ungläubigen, im ersten Jahrhundert des Muhamedanismus große Dienste leisteten, erlangte ihr Chief den Namen „Sohn des Mächtigen." Nach dem Krieg erlangten sie Freiheit, in ihr Vaterland zurückzukehren, allwo sie dann ein König, in direkter Linie aus dem Hause Cyrus, regierte; bis sie im elften Jahrhundert durch Mahood unterjocht wurden. So erklärt sich die Weltgeschichte nach und nach selbst; wer weiß ob man nicht noch einmal so die zehn verlorenen Stämme findet!

Nächstenliebe.

(Von A. Eiselt.)

Vor dem Dorfe Ellersee lagerte sich auf einer Wiese ein Trupp Zigeuner. Bald hatten sie ein kunstloses Zelt aufgeschlagen und unweit davon ein Feuer angemacht. Darüber hängten sie einen Kessel, und die Weiber begannen das Mittagsmahl zu kochen. Lustig tummelten sich die halbnackten Zigeunerkinder umher, liefen den vorbeigehenden Leuten nach und bettelten sie so lange an, bis sie ein Almosen erhalten hatten. Ein kleiner, blasser Knabe von ungefähr vier Jahren saß vor dem Eingange des Zeltes und kaute an einer harten Brodrinde. Er hatte ein feines, zartes Gesichtchen, aus dem rothgeweinte Augen wie bittend auf die Vorübergehenden schauten. Auch der Knabe erregte bei den Leuten Interesse.

Ein vornehmer, ältlicher Herr in Uniform stand schon längere Zeit in der Nähe und betrachtete den Kleinen aufmerksam.

Endlich trat er auf den ältesten der Zigeuner zu und redete ihn an: „Du Alter! Wer ist der blasse Knabe dort vor Eurem Zelte?" „Der Taugenichts, das Muttersöhnchen? Das ist leider auch unser Kind," antwortete der Zigeuner, ohne vom Boden aufzustehen, wo er ausgestreckt lag. „Höre Alter!" sprach der vornehme Herr, „lüge nicht noch eine neue Sünde auf dein altes Haupt. Das Aussehen des Knaben verräth eine vornehmere Abkunft als die von Zigeunern. Ihr habt den Knaben — gestohlen!" Bei diesen Worten sprang der Zigeuner auf und sah mit blitzenden Augen den Sprecher an. Fast die ganze Truppe lief um den Fremden zusammen und sah ihn erschrocken oder haßerfüllt an. Dieser aber sagte ruhig: „Ich bin der Oberst Brandl und werde Euch der Gerechtigkeit überliefern." Da sprengten zufällig drei Reiter von dem Regimente des Obersten daher. Dieser rief sie an und ließ zwei zur Wache bei den Zigeunern, während er den dritten nach dem nahen Städtchen sandte, um Polizei zu holen. Einige Stunden später saßen die Zigeuner im Gefängnisse, nachdem bei dem Verhöre festgestellt worden war, daß der Knabe gestohlen sei. Der Knabe wußte nur, daß er „Rudi" heiße und verlangte beständig nach seiner Mutter, die in einem schönen Hause wohne. Der Oberst hatte Mitleid mit dem Kleinen, und da er an seinem zutraulichen Wesen Gefallen fand, bat er, den Knaben bei sich behalten und erziehen zu dürfen, bis sich dessen Eltern gefunden haben würden. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und da der Oberst das anstrengende Militärleben seines zunehmenden Alters wegen beschwerlich fand, nahm er seinen Abschied und zog sich mit seinem Schützlinge auf sein Gut in Tyrol zurück. Von hier aus stellte er Nachforschungen nach Rudolfs Eltern an, aber Alles war erfolglos, und er blieb bei seinem „Onkel Brandl." Dieser ließ ihm eine ausgesuchte Erziehung zu theil werden und suchte durch wahre Gottesfurcht auch das Gemüth seines Rudolf auszubilden.

Zwanzig Jahre waren seit dieser Zeit verflossen und Rudolf ein junger Mann geworden mit den besten Eigenschaften des Verstandes und des Herzens. Er verwaltete die ausgedehnten Güter seines Wohlthäters auf das Sorgfältigste und pflegte ihn selbst wie einen Vater.

Da kamen böse Zeiten über Tyrol. Der Kaiser Napoleon hatte das Land den Bayern zugesprochen. Die Tyroler aber hielten treu zu ihrem Kaiser und vertheidigten sich unter der Führung des Andreas Hofer so tapfer als möglich. Um nicht den Alles zerstörenden Franzosen in die Hände zu fallen, wollte der Oberst mit Rudolf fliehen. Oberst Brandl wagte in Begleitung seines treuen Dieners Berthold zuerst die Flucht. Ueber der Landesgrenze lag ein Dorf, dessen Gastwirth dem Oberst von früher her sehr zu Dank verpflichtet war. Bei dem wollte er einsprechen und Rudolf erwarten, der einige Tage später nachkommen sollte. Dieser besorgte innerhalb zweier Tage nach des Obersten Flucht noch die nöthigsten Angelegenheiten und suchte dann auf Umwegen an die Grenze des Landes zu gelangen, die vom Inn gebildet wurde. In der Abenddämmerung des dritten Tages erreichte er sie. Glücklich war er zwischen den französischen Grenzposten durchgekommen und verbarg sich nun im Ufergebüsch des Flusses, um ihn im Laufe der Nacht überzusetzen. Lange Stunden vergingen, bis endlich die stille Nacht Alles in ihre dunklen Schatten hüllte. Rudolf empfahl sich in einem innigen Gebete Gott und stürzte sich in den Fluß, um ihn zu durchschwimmen. Das Geräusch jedoch, welches er dabei verursachte, machte einen wachsamen Grenzsoldaten aufmerksam. Er rief sofort seine Kameraden an, und den schwimmenden Rudolf umpfiffen bald links und rechts die Kugeln. Die Dunkelheit aber erschwerte den Soldaten ihr Ziel scharf ins Auge zu fassen, und so erreichte der Flüchtling das jenseitige Ufer und war geborgen. Erst als er eine Strecke weit geeilt war, fühlte er einen brennenden Schmerz im rechten Arme, und Blut floß hernieder. Eine französische Kugel hatte ihn verwundet. Rasch eilte Rudolf vorwärts, das Dorf, welches vor ihm in der Ebene lag, zu erreichen. Doch der starke Blutverlust und die Anstrengungen der Flucht erschöpften seine Kräfte sehr rasch. Ohnmächtig sank er zu Boden. Auch im Dorfe hatte man die Schüsse gehört, aber man achtete nicht darauf, da dies in der letzten Zeit kein seltenes Vorkommniß war.

Am äußersten Ende des Dorfes gegen den Fluß zu

stand ein hohes, altmodisches Gebäude: das Herrenhaus. Darin wohnte seit einem Jahre die Besitzerin dieser Gegend, Gräfin Anna von Hohenfels. Die Dame war wegen ihrer Milde und Wohlthätigkeit in der ganzen Umgebung gekannt und geliebt. Sie hatte frühe auf einem Gute in Schlesien, wo sie früher wohnte, ihren Sohn verloren, der als kleiner Knabe einst am Flußufer spielte und, von der Wärterin ungesehen, ins Wasser stürzte und ertrank. Die Leiche des Knaben wurde aber niemals aufgefunden. Von diesem Tage an hatte sie für alle Hülfsbedürftigen eine noch mildthätigere Hand als ehedem. Das Herrenhaus war, seit sie es bewohnte, schon für Viele ein Ort des Trostes geworden. Auch diese edle Dame hatte die feindlichen Schüsse vernommen. Mit Tagesanbruch schritt sie, von einem Knechte begleitet, hinaus, um zu sehen, ob es irgendwo zu helfen gäbe. Ungefähr eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt fanden sie den Verwundeten. Dieser war mittlerweile erwacht, hatte seinen Degen abgeschnallt und lag, unfähig zu gehen, auf dem Boden. Während der Knecht in das Herrenhaus eilte, um eine Tragbare zu holen, wusch und verband die edle Dame die Wunde des Fremden. Dieser erzählte sein Abenteuer der letzten Nacht, und daß er Onkel Brandl aufsuchen wolle, der im Gasthofe des Ortes wohne. Dann sank er zurück, und ein heftiges Fieber erfaßte ihn. Man brachte ihn ins Schloß. Bald stand Onkel Brandl an seiner Seite und dankte der Gräfin mit Thränen in den Augen für ihre Menschenliebe und die Rettung seines Rudolf. Diese aber entgegnete: „Ich befolge nur die Worte des Herrn, welche lauten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Und nun sprachen der Oberst und die Gräfin von früheren Zeiten. Die Gräfin erzählte von dem Schicksale ihres kleinen Rudi, worauf auch der Oberst die Geschichte von seinem Rudolf erzählte. „Alle Nachforschungen blieben vergeblich," schloß der Oberst, „da Rudolf weiter nichts besitzt, was eine Spur verrathen könnte, als ein Medaillon, in welchem das Bild einer Dame, offenbar seine Mutter, ist." „O! lassen Sie mich dieses sehen!" rief die Gräfin wie von einer Ahnung ergriffen aus. „O Gott es wäre deine Fügung zu gütig gegen mich!" Der Oberst ging in das Krankenzimmer, nahm dem fiebernden Rudolf das Medaillon ab und brachte es der Gräfin. Kaum hatte es diese erblickt, als sie ausrief: „Großer Gott! Er ist's! Mein Rudi! Sehen Sie, dieses Bild ist mein eigenes aus jener Zeit, und hier"—sie drückte an eine kleine Feder, wodurch sich ein neues Fach öffnete—„hier ist das Bild meines Gemahls, der leider schon seit zehn Jahren todt ist." Mit größter Liebe pflegte die Gräfin den Kranken, bis er genesen war. Dann enthüllte ihm der Oberst das Geheimniß, und ein glücklicher Sohn lag an dem Herzen der glücklichen Mutter. Thränen der Rührung und der Dankbarkeit gegen Gott entströmten bei diesem Anblicke den Augen des guten Onkel Brandl. Um von seinem Lieblinge nicht getrennt zu werden, wurde verabredet, der Oberst solle seine Güter verkaufen und bei der gräflichen Familie den Abend seines Lebens zubringen. Friede und Glück umschwebte bald das Heim dieser drei guten Menschen. Die Gräfin aber sprach oft zu ihrem Sohne: „O, spare nicht mit Wohlthaten, denn der Herr, der sie dir hier auf Erden schon tausendfach belohnt, hat das schönste Glück dir erst im Jenseits bereitet."

Baumwollenzucht.

Von R. M.

II.

Der amerikanische Bürgerkrieg von 1861–'65 brachte eine mächtige Umwälzung in der Baumwollenzucht in den Ver. Staaten, und in der ganzen Welt hervor. Durch die Befreiung der Sklaven wurde die Cultur bedeutend kostspieliger, und die Blockade der südlichen Häfen drohte den Handel gänzlich zu zerstören. So innig war England mit den Baumwollen- oder Sklavenstaaten verknüpft, daß Gefahr einer Hungersnoth in England drohte, und jene Regierung einmal nahe daran war, die sogenannte südliche Conföderation anzuerkennen; neue Siege der nördlichen Armee brachten England auf weisere Gedanken.

Nach dem Bürgerkrieg mußte natürlich der zerstörte Handel wieder aufgerichtet werden, welches auch leicht war, indem die südliche Baumwolle den Vorzug hatte vor allen anderen Ländern. Jetzt wurde auch der Verbesserung der Maschinerie wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Im Jahr 1877 erfand Orren R. Smith von Nord-Caroline eine neue Erntemaschine, welche alle vorigen übertraf, und wir unter Fig. 5 (siehe vorige Nr.) gaben; doch auch diese wurde verbessert, wie das Fig. 6 und 7 zeigen. Fig. 7 ist eine elektrische Erntemaschine, und warum auch nicht? Kann sich doch der Mensch die Elektricität unterthänig machen, den Dampf und das Licht zu ersetzen, warum nicht auch den verlorenen Sklaven?

Wir geben jedoch auch eine Handmaschine; denn der Leser muß wissen, es geht bei den Pflanzern wie überall: wer nicht thun kann, wie er will, der thut, wie er kann, und wer nicht großartig einhergehen kann, der reitet auf

einem Esel. Der Krieg hat manchen Pflanzer finanziell an die Wand getrieben, und diese müssen sich eben nun ins Unvermeidliche fügen

Alle Maschinen haben sich jedoch insofern unregelmäßig und auch unzuverlässig erwiesen, als sie keinen Unterschied zwischen reifen und unreifen, völlig entfalteten und noch halb geöffneten Kapseln zu machen im Stande sind; dann ist es auch ein großes Hinderniß, weil die Sträucher nicht von gleicher Höhe sind. Bis diese Dinge überwunden werden können, muß eben doch immer noch sehr viel Handarbeit geschafft werden in der Ernte.

Während des Krieges kam Indien mit seiner Baumwolle in den Markt nach Europa. Nach dem Krieg verdrängte Amerika jedoch die indischen Produkte wieder, und jene kommen nun wieder auf den chinesischen Markt, wo wenig oder gar keine Conkurrenz vorhanden ist. Auch Brasilien hat seinen Aufschwung im Baumwollenhandel dem amerikanischen Bürgerkriege zuzuschreiben.

Ueber den Verbrauch der Baumwollenstoffe kann sich der Leser kaum einen Begriff machen, es sei denn, er habe gerade Statistiken zur Hand. In Bombay, Indien, sind 1875 bereits 11 Spinn- und Webereien, mit 404,000 Spindeln und 4294 Webstühlen im Betrieb gewesen, und

ohne diese waren noch acht andere in der Provinz im Betrieb. Doch gibt der Fabrikbericht von England eine bessere Einsicht; derselbe ist ebenfalls vom Jahr 1875. In jenem Jahr hatte England 41,300,000 Spindeln, davon 3,800,000 Doppelspindeln im Betrieb. Man zählte damals 463,000 Webstühle, welche 479,500 Personen beschäftigt. Der Totalbericht ergiebt, daß in England 4,500,000 Menschen direkt von der Baumwollencultur abhängig sind für ihren Lebensunterhalt. Im Jahr 1860, also kurz vor dem Ausbruch der „südlichen Unangelegenheiten," waren im County Lancashire 1920 Spinnereien und Webereien, dazu rechne man noch 275 in den angrenzenden Counties Cheshire und Derbyshire; diese Distrikte allein beschäftigten 440,000 Personen, welche plötzlich außer Verdienst standen, als einmal die Blokade eintrat. Jene Zeit ist in England bekannt als die Baumwollen-Hungersnoth.

Selbst die kleine freie Schweiz ist nicht unabhängig in dieser Richtung; es sind dort etwa 2,500,000 Spindeln im Gange. Das deutsche Reich hat ihrer etwa 3,500,000, und Elsaß 1,700,000. Rußland verarbeitet alljährlich 136,000,000 Ballen Baumwolle, welches 2,100,000 Spindeln im Gange hält, und Rußland arbeitet sogenannte Doppelschift, d. h. wenn die Tagelöhner Abends Feierabend machen, treten die Nachtarbeiter ihren Dienst an, so daß die Maschinen Tag und Nacht im Gange sind.

Vor dem Jahr 1760 war die Verarbeitung der Baumwolle noch fast gänzlich unbekannt, weil nur mit der Hand gesponnen und gewoben wurde. Im Jahr 1767 erfand Hargreaves die „Spinn-Jenny," welche acht Fäden auf einmal spann. Als die Arbeiter dieses erfuhren, zerschlugen sie die Maschine, und Hargreaves mußte für sein Leben fliehen, denn das Volk behauptete, die Maschine, mache der Arbeit ein Ende, und der Hungertod sei vor der Thür. Endlich siegte Hargreaves doch und seine „Spinn-Jenny" wurde patentirt. Bald folgte

eine neue Spinnmaschine, welche dreißig Fäden spinnt und sich auf Rädern bewegt; sie spinnt feiner, und braucht nur einen Knaben oder ein Mädchen, um einen etwa zerrissenen Faden wieder zu knüpfen.

England ist die Wiege der Baumwollenfabrikation und ist unstreitbar auch das Hauptquartier derselben; doch soll damit nicht gesagt sein, daß Amerika hintenanstehe, was Dimensionen angeht, denn Rhode Island hat eine Spinnerei von 250,000 Spindeln, während England's größte nur 150,000 zählt.

Baumwolle wurde schon viel früher als Flachs und Hanf zu Papier verwendet; so haben z. E. die Araber schon 700 n. Chr. Baumwollenpapier hergestellt; doch hat dieses Papier nicht die Ausdauer von Leinenpapier, und wird deßhalb für Bücher und Dokumente nicht gebraucht.

Der Same der Baumwolle wurde lange Zeit nicht verwendet, bis man fand, daß er als Viehfutter tauglich sei. Endlich lernte man auch diesem Samen ein sehr fettes Oel abzupressen, welches meistens nach Italien versandt wird, wo es zur Verfälschung des Olivenöls verwendet, und dann als Olivenöl wieder versandt wird, und den zwanzigfachen Werth erlangt. Uebrigens wird es auch als Schmieröl, und zur Fabrikation von Seife verwendet, und nicht selten nimmt es die Stelle des Leinöls ein.

In Verbindung mit diesem Aufsatz müssen wir doch auch noch der aus Baumwolle verfertigten Schießbaumwolle Erwähnung thun. Diese wurde 1846 von Schönbein erfunden und besteht aus sehr reiner, fein gekarteter Baumwolle, welche der Einwirkung von Salpeter- und Schwefelsäure ausgesetzt war. Je nach Art der Zubereitung erzielt man auf diese Weise die in Aetheralkohol auflösbare Kollodiumwolle, oder die heftig explodirende Schießbaumwolle, welche jedoch beide noch das vollständige Baumwollenaussehen haben. Die Schießbaumwolle verbrennt an der Luft blitzschnell ohne Explosion; explodirt aber unter Druck furchtbar heftig. Die Wirkung der Schießbaumwolle übertrifft das Pulver weit, und ist deßhalb ein vorzügliches Sprengmittel. Weil sie keinen Rauch erzeugt, und auch Geschütze nicht verunreinigt, ist sie auf Kriegsschiffen von großem Werth; hat auch den Vortheil, daß sie selbst in feuchtem Zustand explodirt. Bis jetzt ist sie jedoch nur in Bergwerken zur Verwendung gekommen.

Der Knecht Hans Rechenberg's.

(Von A. Horeischi.)

In alten Zeiten lebte im Schlesierlande ein sehr reicher Gutsbesitzer, dessen Aecker, Wiesen und Wälder meilenweit sich ausdehnten und dem Alles so wohl zu gedeihen und so reichlich Gewinn zu bringen pflegte, daß die Nachbarn behaupteten, er sei vom Glück also begünstigt, daß, wenn er sich taube Gerstenkörner in die hohle Hand säe, fette Aehren daraus erwachsen würden mit Körnern von eitel Gold. Nicht minder jedoch, als das Glück und der Reichthum dieses Mannes, war der edle Gebrauch bekannt, den er von seinen Gütern machte, seine Wohlthätigkeit gegen Alle, die sie in Anspruch nahmen, und die Art und Weise, wie er seine Knechte und Mägde behandelte. Er war ihnen mehr Vater als Herr. Nie erlaubte er sich harte Scheltworte oder Mißhandlungen; nie duldete er, daß seine Aufseher und Vögte die kleinen Tyrannen spielten, und dennoch war er gefürchtet von Allen, und es zitterte Jeder vor einem finsteren scharfen Blick seines Auges. Denn bei aller Güte und Nachsicht, die ihn beseelte, hielt er erst auf Ordnung und Sittlichkeit, auf Fleiß und Diensttreue. Bei der Aufnahme eines Dienstboten machte er ihn ernst und würdevoll mit Allem bekannt, was er fordere und gewähre, und der Angenommene mußte eine Art Gelöbniß ablegen, nie eine der übernommenen Pflichten wissentlich zu vernachlässigen. Bei dem ersten Vergehen eines Dienstboten wurde dem Schuldigen, wenn es wesentlich war, mit der Entlassung gedroht, und bei der zweiten die Drohung vollzogen.

Kein Bitten, kein Flehen half dagegen, kein Thränenstrom, kein Fußfall konnte die Zurücknahme des Entlassungsbefehls bewirken; in diesem Punkte war der Mann unerbittlich und unbestechlich, wie die Göttin des Gerichts, welche blind die Thaten abwägt, um kein Ansehen der Person möglich zu machen. Ich kann dich nicht länger brauchen, pflegte er dem Bittenden, der an des Herrn Gnade sich wendete, zu entgegnen. Ich könnte dir verzeihen, aber die Ordnung, wie sie in meinem Hause eingeführt ist, läßt sich nicht ungestraft beleidigen, und nur durch strenge Aufrechterhaltung derselben ist es mir mit Gottes Hülfe möglich geworden, ein reicher Mann zu werden, welcher die Armen unterstützen kann. Behielte ich dich, so beleidigte ich meine treuen Untergebenen, die sich nie eines Vergehens schuldig machten, und die andern, welche mehr aus Klugheit als aus Liebe zu mir sich gut aufführen und ihre Pflichten erfüllen, würden dann und wann auch diese Klugheit beiseite setzen und sich auf dich berufen und deine Begnadigung, wenn ich sie entlassen wollte, und sie hätten dann ein Recht, mich parteiisch und ungerecht zu nennen. Mögest du einen Herrn finden, bei dem du es nicht schlimmer hast, als bei mir. Kommst

du in Noth, durch Krankheit und unverschuldetes Unglück anderer Art, so soll dir meine Unterstützung nicht fehlen; aber jetzt kann ich nichts für dich thun, denn du bist gesund, stark und kannst dich selbst erhalten. Rüstigen und kräftigen Leuten Almosen spenden, hieße den alten, kranken und schwachen Leuten dasselbe entziehen und dem bösen Lebenswandel bequeme Straßen bauen. Hier hast ein Zehrgeld, mit dem du auskommen mußt, bis du einen neuen Dienst hast und nun gehe mit Gott deinen Weg.

So wurden die Faulen, nachlässigen oder lüderlichen Knechte und Mägde abgefertigt, und diese Abfertigung sah Jeder und Jede für ein großes Unglück an, nicht blos deßhalb, weil sie den Verlust eines guten Dienstes enthielt, und die Verstoßung aus der väterlichen Obhut eines Herrn, der mit dem Gesinde dieselbe Kost hatte, und sich selbst in der Kleidung von den Knechten wenig unterschied, sondern auch aus einem anderen Grunde. Man glaubte nemlich allgemein, daß selbst der größte Taugenichts in dem Dienste dieses Mannes zur Ordnung gebracht, und daß ein guter und brauchbarer Mensch aus ihm werde; man war der Meinung, daß der reiche Grundbesitzer die seltene Gabe besitze, durch seine bloße Gegenwart und durch den Einfluß seiner Persönlichkeit, ohne Zwangsmittel anzuwenden, verwahrloste und moralisch gesunkene Menschen zu bessern, daher alle die, welche unfreiwillig seinen Dienst verließen, als vollkommen unverbesserliche Taugenichtse angesehen wurden, die selbst ein Engel nicht bekehren könne; und daß diese Anrüchigen dann in der ganzen Gegend keinen Dienst bekamen, versteht sich von selbst. Der Mann aber, welcher ein solches Hausregiment führte, hieß Hans Rechenberg.

Lange Jahre hatte er so gewaltet, und nur selten war der Fall vorgekommen, daß er einen Dienstboten fortjagen mußte. Sie blieben bei ihm und dachten nicht an eine Veränderung ihrer Lage; manche wurden alt im Dienst, und diese wurden dann aufs beste versorgt. Doch einst schmetterten die Kriegshörner durchs Schlesierland, denn ein großes Heer wilder und grausamer Feinde war eingefallen und zog mordend, plündernd und brennend gegen die Hauptstadt heran. Da wurden nun schleunigst alle waffenfähigen Männer und Jünglinge von dem Fürsten aufgerufen, sich um ihn zu schaaren und das Vaterland zu vertheidigen gegen das heidnische Volk. Rechenberg, ein guter Patriot, säumte keinen Augenblick, die Waffenfähigen unter seinen Knechten selbst auszurüsten, sie in einer ergreifenden Rede auf ihre Pflicht der Vaterlandsvertheidigung aufmerksam zu machen und reichlich mit allem Bedarf versehen, nach dem nächsten Sammelplatz dieser Landeswehr zu senden. Freilich sah er der stattlichen Schaar, als sie abzog, ein fröhliches Schlachtlied singend, mit betrübter Rede nach. Denn er gedachte deren, die beim Heimgange fehlen würden, oder hingerafft durch die Schwerter der Heiden oder durch die Beschwerden des Krieges, der in jenen Zeiten viel mehr Opfer kostete, als heute, und er gedachte auch seiner großen reich gesegneten Aecker, deren wogende Halmenmeere schon reiften, und er frug sich, wo er Leute hernehmen solle für die Erntearbeit, wenn der Krieg sich in die Länge zöge.

Indeß die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Rechenberg mußte sich mit dem Gesinde behelfen, was er noch hatte, und dann trachten, aus der Umgebung so viel als möglich Erntearbeiter zu dingen, wenn auch nur Frauen und ältere Männer, da die jüngeren alle in den Krieg gezogen waren. Es gelang ihm dies so ziemlich, und er hatte, als die Erntezeit da war — von den ausgerückten Knechten war noch keiner zurückgekommen, obwohl die Feinde bereits weit über die Grenze geschlagen worden — eine Anzahl von Arbeitern und Arbeiterinnen beisammen, mit welcher er das Mähen, wenn es gleich diesmal weit länger dauern mußte, als sonst, beginnen konnte. Nur ein tüchtiger Vorschneider fehlte, und Rechenberg selbst war zu schwach für die Uebernahme dieser beschwerlichen Arbeit. Das machte ihm großen Kummer; eines Abends stellte sich ein fremder Geselle vor und trug ihm seine Dienste an. Es war ein mittelgroßer stämmiger Mensch in ärmlichem Kittel; seine Sprache, die fremdländisch klang, war kurz und bestimmt; sein Benehmen hatte etwas Scheues.

Rechenberg würde ihn zu anderer Zeit vielleicht fortgewiesen haben, aber jetzt war er ihm willkommen, da er angab, alle landwirthschaftlichen Arbeiten zu verstehen. Rechenberg nahm ihn demnach auf und schon am nächsten Morgen zog der neue Vorschneider mit den Mäherinnen aufs Feld. Er verstand wirklich das Vorschneiden sehr gut, und dabei bewies er eine Kraft und Ausdauer, die ihn in Verwunderung setzte. Müdigkeit schien er gar nicht zu kennen und er aß und trank, wie ein Kind. Dabei gab er sich gar nicht mit dem Gesinde ab; Scherzen und Lachen, wie es doch unter jungen Leuten vorkommt, war ihm fremd, und wenn ein Knecht oder eine Magd eine Frage an ihn stellte, die nicht auf die Arbeit Bezug hatte, so antwortete er nur mit einem drohenden Blick, daß die Leute sich zu fürchten begannen und ihn in Ruhe ließen. Noch mehrere Wunderlichkeiten entdeckte Rechenberg an dem neuen Knechte, und er kam auf die Idee, daß es mit dem armen Menschen im Kopf nicht ganz richtig sei, wie aus mancher seiner Aeußerungen hervorzugehen schien. Denn am zweiten Abend frug Rechenberg den Fremden nach seinem Namen und Herkommen, worüber er noch gar nichts wußte. „Nennt mich Knecht, lieber Herr," entgegnete der Fremde; „den Namen, welche ich in meiner Heimath führe, kann eure Zunge nicht aussprechen. Mein Herkommen sollt ihr später kennen lernen; einstweilen glaubt nur, daß es ein gutes, und wenn ihr wollt, ein vornehmes ist. Sündigen kann ich nicht, und darum seid außer Sorgen über meine Ansichten, die mich in dies Haus geführt haben!"

Mit dem rappelt es doch sehr stark, dachte Rechenberg, als er diesen Bescheid erhalten, und sein menschenfreundliches Gemüth bekümmerte sich; er sann auf Mittel, die Starrheit des Knechts zu heilen durch die liebevollste

Behandlung und durch religiöse Gespräche in ruhigeren Zeiten. Jetzt, während der Ernte, war dazu keine Gelegenheit, und Rechenberg konnte den wunderlichen Knecht, den er durch ein strenges Gebot gegen die Neugier und Neckluft der Frauen gesichert hatte, nur beobachten. Was ihm am meisten an dem Knechte gefiel, war seine große Frömmigkeit; denn wenn die Betglocke des Dorfes um Mittag und Abend ihre Klänge über die Feldfluren tönen ließ, so warf er sich auf sein Angesicht, und wenn die Leute in den Pausen der Ruhe Kurzweil trieben, so beschäftigte er sich hinter einem Strauche oder hinter einem Schober von Garben mit andächtigem, stillen Gebet.

Unter der Leitung dieses Vorschneiders schritt nun die Erntearbeit nach Möglichkeit rasch vorwärts, rascher als Rechenberg gedacht hatte. Indem begünstigte helles und trockenes Wetter die Arbeit, und man hoffte, daß alle die ungeheuren Getreidemassen ungenäßt unter Dach gebracht werden können. Als etwa zwei Drittel der Arbeit gethan waren, umzog sich jedoch der Himmel mit grauem Gewölk, und es schienen sich Gewitter mit länger anhaltenden Regengüssen vorzubereiten. Die Fluren lechzten nach einer Erquickung, denn es hatte lange nicht geregnet, und das Land war ausgedörrt; aber für die Getreideernte ist eine solche Wetterveränderung nicht vortheilhaft, Rechenberg war daher in Sorge um das letzte Drittel seiner Feldfrüchte, da es keine Leute mehr aufzutreiben gab, und die vorhandenen schon so arbeiteten, daß es grausam und unbillig gewesen wäre, mehr zu verlangen. Indeß traten die Zeichen eines entschiedenen Witterungswechsels immer bestimmter hervor, und Rechenberg erwartete schon für den nächsten Tag ein fürchterliches Wetter. Wirklich war es am Morgen ganz trüb, und es umzog sich immer mehr, je näher der Mittag kam. Rechenberg, der daheim hatte bleiben müssen, begab sich am Mittag mit den Speisevorräthen für die Leute aufs Feld. Er kam an Ort und Stelle, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er Niemand fand und den Vorschneider unter einer Baumgruppe fest schlafen sah! —„O, ich Bedauernswerther!" rief er aus; „mein treuloses Volk läßt mich im Stich, und der mein ganzes Vertrauen besaß, pflegt hier seine Faulheit. Nichtswürdiger, warum arbeitest du nicht, und wo ist das andere Gesinde?"

„Es entlief, als ich auf meine Weise zu arbeiten begann," entgegenete der Knecht, indem er ruhig aufstand, „und so scheltet nur nicht, denn die Arbeit ist gethan, und ich wollte auch einmal ruhen; euer Getreide liegt schon in den Speichern und Scheunen. Seht nur selbst nach, hier und daheim!"

Rechenberg trat hinter die Bäume, welche ihm die jenseitigen Aecker verdeckten, und — siehe da, es war alles abgemäht und aufgeräumt; eine Arbeit von einer Woche war in einem halben Tage zu Stande gekommen. Von heiligem Schauer erfüllt, sah Rechenberg wieder auf den Knecht und — sank vor ihm auf die Knie; denn in wunderbarer Schönheit erhob und verklärte sich der unscheinliche Gesell; ein Glanz umstrahlte ihn, den Rechenberg's Augen nicht ertrugen, und eine wundervolle Stimme sprach: „Du träumst, du wachst, Vater deiner Dienstboten, Versorger der Armen! Wisse, ich bin einer der sieben Engel, die allezeit am Throne Gottes stehen, und der Allvater sandte mich, dir zu helfen in deiner Bedrängniß, um die Brodfrucht zu retten, welche du mit den Hungrigen theilst. Jetzt gehe ich wieder heim in mein und dein Vaterland!" — So sprach der Engel und entschwand. Die Ernte des folgenden Jahres aber hat Hans Rechenberg im Himmel eingesammelt.

Und nun, lieber Leser! Du schmunzelst ob meiner Geschichte. Aber lobst du dir nicht einen solchen treuen Herrn und braven Knecht, namentlich zur Zeit der Noth? Und hat nicht Gott schon gar Manchem durch seinen Engel Hülfe gesandt? Und warum sollte ein solcher nicht in der Ernte dienen können? Ja, doch,—und doch!

Nach fünfundzwanzig Jahren.

Aus dem Leben eines evang. Reisepredigers.

Wenn es einem Menschen vergönnt ist, über ein Vierteljahrhundert segensreicher Berufsthätigkeit zurückzuschauen, dann darf er wohl mit jenem frommen Alten sagen: Laßt uns ein Ebenezer bauen, denn das Glück wird nicht jedem Sterblichen zu Theil. Leider ist die Zahl Derer, deren Freude bei einem solchen Rückblick nicht durch Erinnerungen getrübt wird, noch weit geringer, und auch Schreiber dieser Zeilen gehört nicht in jene Zahl, denn sein treues Gedächtniß mahnt ihn leider auch an Dinge, welche er viel lieber vergessen hätte, wenn es das Gedächtniß erlaubte. O, wie oft hätte Gott Ursache gehabt, die Hand fahren zu lassen, welche er so treulich leitete! Umsomehr füllt sich mein Herz mit Dankbarkeit, weil er die Hand noch hält, und halten will bis auch die letzte gefahrvolle Stelle überschritten und der müde Pilger im Vaterhaus angelangt ist.

Um dem Leser ein Bild wunderbarer Gottesfügung zu geben, bin ich genöthigt, einige Jahre zurückzugreifen. Es war im Jahr 1859 im Frühjahr, als ich in New York anlandete, und zwar auf meinen achtzehnten Jahrestag. Damals faßte ich den Vorsatz: wenn irgendwo

eine Möglichkeit sei, mir in Amerika irdische Reichthümer zu erwerben, denn im alten Vaterlande hatte ich gelernt, Hunger zu leiden. Daraus kann also der Leser schon merken, daß ich kein Grafensohn bin, und obwohl ich lange auf Schulen war, trug ich doch noch keine Brille, und mein R rollte noch mit der Schärfe eines gewöhnlichen Menschen. Um jene Zeit hat man die Auswanderer immer noch gewarnt, sich in Amerika doch ja vor den Mäklern zu hüten auch ich wurde so gewarnt, doch das war überflüssig, meine Tasche war so leicht, als mein Herz, und als ich dem ersten menschenfreundlichen Menschenjäger sagte, daß ich keinen Deut Baarvermögen besitze, aber sehr hungrig sei, ließ er mich in Ruhe, und ich hatte Mühe ein Unterkommen zu finden, wo ich so lange bleiben konnte, bis mir vom Inlande finanzielle Nachhülfe zu Theil wurde. Es vergingen darüber zwei Wochen, und als ich den Wirth bezahlt und ein Billet gelöst hatte, blieb mir noch ein Zehncentbrödchen, welches der Wirth mir auf die Reise mitgab und drei Tage ausreichen sollte; aber mein frisches Gemüth, und ein gutes Stückchen Mutterwitz sagten mir, wie einst jenem alten Römer: „Kommt die Zeit, dann bringt sie auch den Mann," dieser Spruch ersetzte mir schon mehr als einmal den Mangel in der Casse.

Das Zusammentreffen mit meinen Eltern und Geschwistern, welche ich seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hatte, war auf ihrer Seite ein sehr herzliches; weniger so auf meiner Seite, denn ich traf sehr liebe (?) Landsleute an, welche mich, noch ehe ich zu den Eltern kam, schon warnten und mir kund thaten, daß meine Eltern vom Glauben abgefallen seien. Es kommt mir heute noch sonderbar vor, wie ich, der ich mich doch um Religion und Glauben nicht im Geringsten bekümmerte, so plötzlich zu einem blinden Eiferer und zelotischen Glaubensvertheidiger werden konnte. Ich war also gewarnt, und folglich voller Mißtrauen, denn ich witterte in jeder Frage und in jeder Rede etwas Ketzerisches; doch konnte ich nichts Ungerades merken, bis das Familiengebet gehalten wurde, und da hielt ich es dann natürlich für meine Pflicht, mich so gleichgültig zu stellen als ich konnte, und hernach allein im Verborgenen mein „Ave Maria" zu beten. Es wurde mir nun bald genug klar, daß hier meines Bleibens nicht sein konnte, und mein Beichtvater meinte auch so; dem aber stimmten alle meine guten (?) Landsleute von Herzen bei. Was hilft aber der Menschen Treiben, wenn Gott am wirken ist? Obwohl ich die Heimath verließ, von Eltern und Geschwistern ferne war, wurde ich dennoch überzeugt und noch im selbigen Jahre zu Gott bekehrt. Eine Veranlassung dazu war das ernste Gebet der Lieben zu Hause; eine andere möchte ich hier erzählen: Ich arbeitete als Zimmermann an einer Eisenbahnbrücke, und arbeitete nie lieber, als am Sonntag, denn da gab es Lohnerhöhung; so waren wir eines Sonntags genöthigt zu arbeiten, indem Regenwetter eingetreten war, und man Hochwasser befürchtete; als wir etwa unserer Dreißig auf den Stützen der Brücke standen, brach die Geschichte zusammen, und wir alle in buntem Durcheinander unter das Holz ins Wasser; merkwürdigerweise wurde Keiner verwundet, auch nicht Einer. Da lagen wir nun: Katholiken, Protestanten und Irreligiöse; Jeder dankte Gott nach seiner Weise und war froh für sein Leben; ich schämte mich, daß ich der Einzige sein sollte, der keinen Gott hatte, um ihm Dank auszusprechen; ich suchte in meinem Herzen nach, aber es war nur zu wahr: ich kannte keinen Gott, und so wie die Anderen es thaten, wollte ich nicht, und es schien, als sollte die ernste Mahnung nur noch einen verhärtenden Einfluß auf mich ausüben. An Weihnachten desselben Jahres bekehrte ich mich zu Gott und fand Frieden für meine Seele.

Man sagt gewöhnlich, daß mit diesem Frieden auch das Glück einkehre; bei mir war es das Gegentheil; merkwürdigerweise zerstörte die Bekehrung alle meine Pläne, und was ich auch unternahm mißlang, finanziell oder auch auf andere Weise. Zuerst verlor ich in der Nähe von Toledo mein Geld, und zwar auf schmähliche Art; dann, als ich wieder bei Casse war, um weiter westlich zu ziehen, übereilte mich das kalte Fieber (ague), und ich wurde so krank, daß der Arzt darauf drang, ich müßte nach Pennsylvanien, um es los zu werden; meine armen dürren Knochen klapperten mir den Rückmarsch. Als ich heimkam, war ich so mager, daß selbst meine Eltern mich nicht mehr kannten, und doch konnten sie sich auch fast des Lachens nicht enthalten, als ich das „Schütteln" bekam, denn so etwas hatte man in jener Gegend noch nie gesehen; unsere Nachbarn kamen täglich, um mit anzusehen, wie ein Mensch das Schüttelfieber hat.

Von Arbeit war nun keine Rede, daher ging ich in die Schule, welches mir von großem Nutzen war, indem ich ja der englischen Sprache noch nicht mächtig war. Obwohl ich nie ein Wort mit Jemand verloren hatte über meine Zukunft, ging doch bald das Gerücht umher: „Der kleine Deutsche studirt als Prediger." Eines Tages kam auch wirklich ein Prediger zu mir, und sagte ganz gelassen, aber in einem Es-muß-sein-ton: „Ich habe Predigt ausgegeben für dich im — Schulhaus." Damals predigte man im Lande noch meistens in den Schulhäusern. Jetzt begann mein schwerster Kampf, den ich schon so lange zu vermeiden gesucht hatte. Es war Niemand, dem ich mich anvertrauen konnte; Niemand der mir in diesem Zustand hätte rathen können. Als ich endlich dem Prediger meine Lage kund that, rieth er mir, recht viel zu beten; aber das war nicht, was ich bedurfte, denn je mehr ich betete, desto tiefer sank ich in den Schlamm des Zweifels hinein; dieses konnte ja auch nicht anders sein, denn ich hatte mir vorgenommen, unter keinen Umständen ein Prediger zu werden. Um diese Zeit kam der Vorstehende Aelteste in die Gegend; er hörte von meinem Elend und kam mich zu besuchen; sein Rath hat mir endlich Licht gegeben, aber die Weise wie er ihn gab, bleibt mir unvergeßlich: „Ich will dir eine Thür

aufmachen, Bruder, die führt dich entweder hinein oder hinaus, aber jedenfalls kommst du dadurch zur Ruhe: wenn du predigen mußt, dann predige, wo immer die Leute dich haben wollen; wenn die Kirche dich brauchen kann, und der liebe Gott dich haben will, dann finden sie dich; du aber hast dann dein Gewissen frei gemacht." Das war, was ich brauchte: Licht, und ich bekam es. Ich bin heute noch fest der Meinung, wenn man dem lieben Gott nicht vorgreifen würde, stünde es mit manchem Bruder besser, als es wirklich der Fall ist; man überredet begabte Brüder, sie seien berufen, oder lenkt ihre Aufmerksamkeit derart auf den Gegenstand, daß sie sich berufen wähnen, ohne Gott selbst zu fragen. Wenn ein Mann berufen ist, dann findet ihn der Herr, wo er auch sein mag, dafür gibt die Bibel uns klare Beweise.

Mit Gottes Hülfe befolgte ich den Rath des Vorstehenden Aeltesten, und nach etwa vier Monaten fand mich die Kirche; ich wurde als Prediger auf Probe aufgenommen. Seitdem sind 25 Jahre dahingeschwunden, und der neunzehnjährige Jüngling ist zum Manne geworden. Ich habe mit Erfolg gearbeitet, Gott wird einst Zahlen angeben, denn er kann nicht irren. Der Lohn war vor fünfundzwanzig Jahren noch sehr gering, $100 das erste Jahr; aber ich muß sagen, daß ich in all diesen Jahren nie um einen Cent zu kurz gefallen bin, sondern immer mehr hatte, als mir gesetzlich zukam.

Heute stehe ich durch Gottes Gnade; ich trete das zweite Vierteljahrhundert gesund und frisch an. Mit Gottes Hülfe und der Erlaubniß des Editors *) werde ich Fortsetzung und Schluß nach Verlauf des zweiten „Viertels" folgen lassen, und dann einige Punkte berühren, für die ich jetzt noch zu jung bin.

Vier Tage im Krieg.

Von C. A. Thomas.

5. Die Einquartierung.

Also unsere langerwarteten „Rothröcke" (englische Soldaten) hatten beim Einbruche der Nacht in Chippewa Halt gemacht. Dafür mochten diese lieben Landesvertheidiger mehrere Gründe haben. Fürs erste ging die Eisenbahn nicht weiter, als bis hieher, dann war's Nacht und stockdunkel dazu, und in letzter Instanz, schien mir's, ein tüchtiges Nachtessen und gutes Quartier sei ihnen lieber, als Weiterreisen. Kilpatrick, der Commandant, dachte, morgen ist auch noch ein Tag, und war einstweilen Gast des Bürgermeisters. Den Feniern Eins „aufzuzünden," das konnte nicht länger nehmen als höchstens einen Tag, und dafür war Samstag der 2. Juni angesetzt. Ehe ich aber an das komme, laßt mich erst ein Bischen erzählen, wie selbst freundlich gesinnte Soldaten hausen, wenn's Krieg gibt. Die gewöhnliche Weltanschauung leidet da einen beträchtlichen Umschwung.

Drüben am östlichen Ende des romantischen alten Städtchens befand sich ein prächtiges Stück Wiesenland. Das nahmen 'mal fürs erste die dicken, stämmigen Kanoniere mit ihren muthigen Rossen und ihren Geschützen in Beschlag. Daß der Eigenthümer nicht erst gefragt wurde, das weiß ich, weiß auch, daß er Heu machen wollte in einigen Wochen, und—nun keins bekam; dafür aber bekam die Regierung, versteht sich, später eine ziemlich „kriegerische" Rechnung, die auch bezahlt wurde. Wie das aber in dem hübschen Grasfeld lebhaft herging! Ringsum außen standen die kolossalen Schießapparate mit ihren geöffneten Schlünden. Weiter nach innen die Rosse, welchen das frische lange Gras sicherlich auch besser roch, als Pulverdampf. Die Artilleristen selbst hatten sich bald von ihren Sitzen zu heben gewußt und suchten, das wußt' ich, nach „Munition," nicht für ihre Kanonen, wohl aber für ihren langen Magen. So ging's denn flugs nach dem Städtchen — dort begegneten ihnen die Infanteristen, die auch auf dem Recognoszirungsmarsche begriffen waren.

Alles eilte nach dem Bäckerladen meines lieben Kriegskameraden, Br. Herbold; es war Nacht und dunkel, und die Mannschaft war fremd in dem Städtchen, aber sie fanden, was sie suchten. Wenn Soldaten im Kriege hungrig werden, sollen gewisse Orte eine gar starke Anziehungskraft auf sie ausüben. So war's hier. Und in welcher Anzahl diese kräftigen Gestalten zur Thüre hereindrangen. Hui! Kaum hatte einer seinen Laib Brod unter dem Arm, so stand schon wieder ein frischer Applikant vor dem Verkaufstisch. Sie „kriegten" ums liebe Brod. Drei bis vier geübte Ladendiener waren kaum vermögend, den Anprall abzuwehren. Gegen zehn Uhr fing der Brodvorrath an, bedenklich auf die Neige zu gehen. Aber wer da dächte, daß sich unser Chippewaer Bäckermeister von den "Queen's Own" so leicht aus dem Felde schlagen ließ, der irrt sich. Die Noth macht erfinderisch. Und so wurde bei nebler Nacht angespannt, nach Drummondsville gefahren und Brod geholt. Auch das war bald vergriffen; doch die Nachfrage wurde schwächer.

Es wäre nun alles ziemlich gut gegangen, wenn's nicht dafür gewesen wäre, daß auf einmal ein Regiments-Ordre kam, anzeigend: „Morgen früh sechs Uhr muß so und so viel Brod da sein." „Kann ich unmöglich liefern," antwortete der Bäckermeister, „die Zeit läßt

*) Erlaubt für die volle Länge unseres Termins.—Edr.

es nicht zu, ist es ja schon fast zehn Uhr." Allein, die Antwort kam zurück: „Sie müssen's liefern." So fügte sich denn Br. Herbold ins Unvermeidliche, und dachte: Nun, wenn's sein muß, so muß es sein. Aber das war Brod! Schwer wie Backstein. Es wäre auch dem besten Bäcker nicht möglich gewesen, in solch kurzer Zeit gutes Brod zu liefern. Die englischen Kanoniere jedoch wurden fertig damit. Es war eben Krieg, und da darf der Soldat die Gedanken an Delikatesse nicht aufkommen lassen, sonst ist's gefehlt.

Ruhe gab's für diese Nacht keine. Vom Abend bis an den hellen Morgen ging's in dem Laden und in den Straßen des Städtchens auf und ab. In den Gemüthern, beides der Soldaten und der Bürger, stiegen die Erwartungen höher und höher, je näher es dem Morgen zuging. Man wußte nicht, ob nicht etwa die Herren Fenier sich unter dem Schutze der Nacht in die unmittelbare Nähe gearbeitet hätten. Das beste Gefühl herrschte gewiß nicht unter dem Volk gegen diese Eindringlinge. Man hätte gern gesehen, daß diesen Burschen sobald als möglich gehörig „aufgedachtelt" worden wäre. Ich war selbst der Meinung, das gestehe ich frei und offen. Und nach meinem Begriff von Krieg, schlief mir der Commandant beim Bürgermeister viel zu lange. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als das Regiment endlich wieder mobil war und in einer Art Schlachtordnung dem Feind entgegenrückte. Es war wirklich hübsch anzusehen, wie die schönen, kräftigen Gestalten in ihren glänzenden Uniformen in Reih' und Glied aufmarschirten. Es machte Einem ordentlich Muth, mitzugehen. Aber da war für unser einen gar nicht dran zu denken. Wir ließen also die Soldaten in Gottes Namen ziehen und wandten uns unserem temporären Zufluchtsort zu.

6. Die Expedition und—die Schlacht.

Es ist selbstverständlich, daß wir uns unter Umständen nicht lange in den vier Wänden halten konnten. Wir kamen überein, im Nachmittag (Samstags) eine kleine Erforschungsreise zu machen. Wir wollten wissen, wie die Sachen standen. Vier Meilen südlich stand unser Heim, ohne die gewohnten Insassen. Wer konnte sagen, ob nicht die irischen Gesellen bis dorthin vorgedrungen waren und alles demolirt hatten? Darüber wollte ich mir Gewißheit schaffen. Einige meinten zwar, es sei dies mit großer Lebensgefahr verbunden, aber diese Ansicht hatte ihren Grund mehr in übergroßer Besorgniß, als in der Wirklichkeit. Es war entschieden — wir gingen. Aber der geniale Bäckermeister ging diesmal nicht mit. „Geht ihr nur," sagte er. Ihm lag's noch schwer auf dem Gemüth wegen des steifen Brodes. Die ganze liebe lange Nacht am Backtrog stehen und am Tage recognosziren, das war ihm zu viel. An dem gemüthlichen Fritz Förstner fanden wir endlich einen Alliirten. Der hatte die 48er Revolution in Baden mitgemacht und wußte ziemlich Bescheid, wie's in so Zeiten hergeht. „An mir," meinte er, „ist nicht viel verloren." So wurde denn „aufgezäumt," und in langsamem Tempo ging's gen Süden, dahin, wo die kriegslustigen Fenier herkommen mußten. Leugnen will ich nicht, daß wir nicht hie und da 'mal ein Bischen scheu in den Waldessaum hineinschauten; denn dem muthigsten Menschen ist sein Leben theuer. Und den Fall gesetzt, einer jener elenden Schurken hätte aus seinem Versteck meinem Freund Förstner (oder mir) Eins hindictirt! Da lag die Gefahr.—

Wir waren noch keine zwei Meilen von dem Städtchen hinweg, als wir in noch ziemlicher Ferne ein Gefährt uns entgegenkommen sahen. Eine militärische Gestalt schien dasselbe nicht zu haben. Es kam näher und näher. Endlich konnten wir feststellen, daß es nur ein gewöhnliches, einspänniges Fuhrwerk sei. Der Insasse hieb furchtbar auf das Roß ein. Immer wieder sauste die Peitsche durch die Luft auf die arme Creatur herab. Furcht und Entsetzen schien den Fuhrmann erfaßt zu haben. „Da muß was los sein," sagte ich zu meinem Nebenmann, „entweder ist der Mensch verrückt, oder aber er hat Wichtiges zu 'verrapportiren.'" Das letztere war der Fall. Wir gewahrten, wie er rechts und links zu den Bauernhöfen hineinschrie, und als er an uns in rasender Eile vorbeischnurrte, rief er: „Sie fechten da oben, wie die Löwen!" und schwapp! hieb er dem schaumtriefenden Rappen wieder Eins über die Rippen und weiter ging's.

In der That, gegen zwei Uhr Nachmittags hatten sich die Feinde unweit Stephansville getroffen. Capitän King von Port Robinson war mit seiner Miliz vom Westen her auf das Gesindel gestoßen. Ohne erst lange zu recognosziren oder Kriegsrath zu pflegen, commandirte er: Feuer! Die Helden von drüben erwiderten die Salve, und das Scharmützel ging los. Die Fenier hatten eine ausgezeichnete Stellung—im Wald, hinter dicken Ahornbäumen, während die Canadier von der Landstraße aus feuerten und sich nur einigermaßen durch die „Fensecken" decken konnten. Länger als etwa dreiviertelstunde hielt jedoch das irländische Sammelsurium nicht Stand, dann ergriffen sie das Hasenpanier, und in wilder Auflösung ging's wieder nach Onkel Sam's rettenden Besitzungen. King verfolgte die Fliehenden bis an den Niagara und selbst bis in den Fluß hinein, so war er entschlossen, sich an den Feinden seines Vaterlandes zu rächen. Leider bekam er im Kampf eine Wunde, die ihn für sein ganzes späteres Leben zu einem Krüppel machte. Neun Canadier und auch neun Fenier blieben todt auf der Wahlstatt. Wie immer bei solchen Scharmützeln, gab's auch hier eine ziemlich große Anzahl Verwundete. Den Gefallenen aus dieser tapferen Compagnie hat die canadische Regierung einige Jahre später an Ort und Stelle ein hübsches Denkmal gesetzt, welches noch heute die Vorübergehenden an jene vier unheilvollen Tage erinnert. —

Erzählen sollte ich hier noch, daß mein wackerer Begleiter und ich, nachdem uns die Schlacht in der oben

erwähnten Weise durch den hocherschreckten Bauersmann angekündigt war, nicht sofort zum Retirat blasen ließen, sondern wir drangen trotzdem muthig voran, nicht dicht bis in die Kämpferreihen, aber doch etwa bis man das Geknatter des Kleingewehrfeuers vernehmen konnte; dann hieß es natürlich: Rechts um, Kehrt! Wir durchschauten das verlassene Heim, fanden nirgends Fenier, und so wandten wir unser Angesicht wieder hinab nach Chippewa. Um eine Kriegserfahrung reicher, von Manchen als waghalsig betrachtet, kehrten wir gegen Abend in den nun ganz ruhig gewordenen Bäckerladen Br. Herbold's zurück.

Nun kam der Sonntag. Es sollte, es mußte gepredigt werden. Die Gemüther waren zwar etwas kriegerisch angeregt, aber um so mehr that's noth, daß man zur Ruhe ermahnte. Ich hatte zwei Bestellungen, die eine fünf, die andere vierzehn Meilen in südwestlicher Richtung. Der Weg führte gerade durch die beunruhigte Gegend. Auf diesen Grund hin warnten mich wohlmeinende Freunde, ich solle doch mein Leben nicht aufs Spiel setzen. Allein, ich konnte die Sache nicht so ansehen, wie sie, und so wurde der Kriegspfad, den wir gestern behufs näherer Kunde einschlugen, nochmals betreten. Auf dem Hinweg fand ich um und um, zu sagen, alles mäuschenstill, auf weithin waren weder Fenier, noch Canadier zu sehen. So muß es kommen, dachte ich und studirte noch tapfer an meiner Predigt, was Samstags (der Leser weiß warum) versäumt worden war. Aber auf meinem Heimweg, so gegen fünf Uhr Nachmittags, da wär mir's dann endlich doch beinah „an den Kragen" gegangen. Das kam einfach so: Die Queen s Own waren Sonntagnachmittags auf ihrem Marsche nach Ortsville gelangt und hatten da ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Si hatten schon durch den Tag ein bestehendes Kriegsgesetz, nach welchem sie Freund oder Feind sich dienstbar machten, in Anwendung gebracht. Rechts vom Wege wimmelte es von Soldaten. Ich fahre, an weiter nichts denkend, so ganz friedlich dahin, in der Meinung, ich habe freie, unbehinderte Passage. Aber da sollte ich getäuscht werden; denn ehe ich mich versah, hielt die Wache ihren hellblitzenden Pallasch meinem Vierfüßler vor das Visier, und befahl in barschem militärisch-kriegerischem Ton: Hier einfahren! So hielt ich denn die Leine an, und — machte Halt. Rechts drüben witterte ich ein ganzes Feld voll „Gefangener," die pro tem zum Kriegsdienst verurtheilt waren. Mir wurde es natürlich da ein Bischen „schwummerig," ich konnte im Augenblick eben nicht voraussehen, was aus der Geschichte werden sollte. Die Wache wich nicht, und ich fuhr nicht vom Wege ab. Ich war entschlossen, nur der Gewalt zu weichen, denn ich kannte in diesem eigenthümlichen Fall glücklicherweise die Landesgesetze, nach welchen dienstthuende Prediger im Kriege frei sind. „Bin Prediger, und auf dem Pfade meiner Pflicht," rief ich der Wache herzhaft entgegen, „und ich werde unter keinen Umständen da einfahren." Aber was wußte die Wache von jenem Gesetz. Die hielt ihren Säbel einfach in der Höhe und warf drohende Blicke in mein Buggy herein. Mir war's immer noch nicht zum „einfahren," das könnt ihr euch denken, und so kam's denn zu weiteren Auseinandersetzungen, bis endlich ein Offizier von hohem Rang beitrat und der Wache in gemessener militärischer Kürze befahl: Passiren! Kaum war das Wort verhallt, so wanderte die blinkende Waffe in ihre Scheide, und — mein Weg war frei. Ich war auch königlich froh, bedauerte aber die lieben Leutchen, die für Kriegsfuhren gekapert worden waren. In Fällen, wo Weiber und Kinder dabei waren, mußten diese, übel oder wohl, ihre Reise per pedes weiter fortsetzen, oder aber bleiben. Da gab's denn Jammer, namentlich bei ängstlichen Gemüthern. Ich im Gegentheil konnte mir gratuliren zu meinem Erfolg. Aber so geht's in solchen Zeiten. Was mich rettete, war mein Bischen Muth und Geistesgegenwart. Versteht sich, wäre es nicht für das Gesetz gewesen, so hätte ich jene Nacht leider auch im „Lager" campiren müssen. So weit diesmal.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo.

Dieser berühmte Dichter, Novellist und Patriot, dessen Name auf Frankreichs Ehrenliste wohl die oberste Stufe einnimmt, ist am 22. Mai d. J. zu Paris, im Alter von 83 Jahren gestorben. Er hat die meisten seiner Zeitgenossen überlebt und nur noch einige Wenige harren, um ihm zu folgen und das Feld der Thätigkeit einem neuen Geschlecht einzuräumen.

Victor Hugo wurde im Jahr 1802 geboren. Es war die stürmische Zeit als der Mann von Austerlitz eben daran war, sein pilzartiges Kaiserreich zu gründen. Hugo's Vater, ein General der großen napoleonischen Armee, befehligte zur Zeit eine Truppenabtheilung in Spanien. Seine Mutter war eine Dame von ungewöhnlicher Begabung, feiner Bildung und seltener Charakterstärke. Sie folgte ihrem Gatten auf allen seinen Feldzügen, wenn immer thunlich und theilte dann das Fröhliche und Traurige des Lagerlebens mit ihm. Victor, der dritte, und zu dieser Zeit jüngste Sohn, begleitete seine Mutter gewöhnlich, und so kam es, daß er bereits in seinem siebenten Jahre Spanien, Italien und das südliche Europa gesehen hatte, und noch ehe er seine Muttersprache genau kannte, plauderte er auch schon italienisch und spanisch dazwischen; Sprachen denen er später noch genauere Aufmerksamkeit schenkte.

Weil er das Lagerleben der gezwungenen Soldaten so lange theilte, sah er auch das Mühsame eines solchen Lebens nur zu deutlich; besonders schmerzlich berührte es ihn, als er mehrere Soldaten des „großen Kaisers" wegen Subordination hinrichten sah; daß diese Begebenheit einen bleibenden Eindruck auf das junge Gemüth machte, läßt sich ja leicht denken; man nimmt sogar an, daß dieses die Ursache späterer Verwendung für Garibaldi, John Brown und Maximillian gewesen sei.

Der junge Hugo wurde von seinem Vater zum Kriegsdienst bestimmt, doch änderte er seine Bestimmung später als er sah, mit welcher Vorliebe der Junge Literatur trieb. Die Mutter, eine enthusiastische Verehrerin Voltaires gab nicht zu, daß ihr Sohn eine Schule besuche, wo er genöthigt war, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen; von ihr erbte der Sohn seine Neigung zum Unglauben und religiösen Liberalismus, denn sie beschaffte ihm die Bücher der Ungläubigen und munterte ihn zu deren Studium auf. Schon in seinem dreizehnten Jahre fing er an, Gedichte zu schreiben, und in seinem fünfzehnten Jahre bewarb er sich um den Preis für eine literarische Leistung, welcher ihm auch geworden wäre, wenn er in der Abhandlung selbst sein Alter nicht verrathen hätte; aber weil der Preis für Jünglinge zwischen 18 und 25 Jahre bestimmt war, erhielt Hugo nur eine ehrenvolle Erwähnung. Für diese thörichte Veröffentlichung seines Alters erhielt Victor jedoch den ersten seinem Namen beigefügten Titel, denn sein Bruder nannte ihn (natürlich auf französisch) — Esel.

Victor Hugo.

In den Jahren, da andere großen Männer sich umsehen, was es für sie zu thun gebe in der Welt, hatte Hugo bereits den Ruhm eines Dichters und Novellisten erworben, und mit zwanzig Jahren brachten ihm seine schriftstellerischen Arbeiten bereits ein schönes Einkommen. Im Jahr 1845 ernannte ihn Louis Philipp zum Pair und drei Jahre später trat er in der Gesetzgebung Frankreichs bereits als einer der ersten Redner des Landes auf. Als aber im Jahr 1851 der Charletan Louis Napoleon Frankreichs Zügel erfaßte und als Kaiser auftrat, da mußte Victor Hugo in die Verbannung, wo er dann seine schärfsten und gewaltigsten Schriften gegen Napoleon III. losließ, und sein Ruhm als Patriot klang im Munde jedes Franzosen.

Etliche Tage nach dem 4. September 1870 kehrte Hugo nach Paris zurück, und eine von seinen ersten Handlungen war, daß er den siegrerch vorrückenden Deutschen in einem glühenden Aufruf zumuthete, ohne Weiteres umzukehren und den gottlosen Gedanken der Belagerung einer Stadt wie Paris aufzugeben. Bei den Wahlen am 8. Februar 1871 wurde er vom Seine-Departement in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm und am 8. März seine Entlassung nahm. Am 18. März, im Moment des Ausbruchs der Commune, brachte Hugo die Leiche seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen ältesten Sohnes von Bordeaux nach Paris, begab sich sodann nach Brüssel und trat in einem den 26. Mai an den Redacteur der Indépendence belge gerichteten Brief für die Commune ein, mußte aber, infolge feindseliger Zusammenrottungen vor seinen Fenstern, die Stadt verlassen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Paris zurück, wo er bei den Senatorwahlen, 30. Januar 1876 für das Seine-Department gewählt wurde.

Frankreich's Niederlage hatte einen betäubenden Einfluß auf den großen Patrioten, von welchem er sich nie ganz erholte, welcher aber endlich in einem unversöhnlichen Haß gegen die Deutschen ausartete; wie dieses ja auch bei andern großen Männern vielfach der Fall war.

Ueber Hugos Schriften sind die Kritiker nicht einig, sowohl Sprache als Inhalt betreffend, doch schadet das seinem Ruhme nicht, denn die meisten seiner Werke sind in andere Sprachen übersetzt worden; eine Ehre, welche nicht Jeder seiner Kritiker genießt. Victor Hugo hatte ein zartes Gefühl, eine warme Natur, und einen brennenden Eifer in seiner Wirksamkeit, und er hat einen Eindruck auf sein Zeitalter gemacht.

Anknüpfend an das Gesagte lassen wir hier schließlich eines seiner religiösen Gedichte folgen, nach Freiligrath's Uebersetznng.

Jehovah.

Dem Ew'gen Ehre! seht im Licht ihn thronen
Er trägt das All! er hat die Ewigkeit
Gesetzt jenseits der Aeonen,
Jenseits der Himmel die Unendlichkeit!

Ins Chaos rief er sein befruchtend Werde;
Mit einem Wort schuf Himmel er und Erde;
Geflügelt steht der Cherub ihm bereit.

Wenn er, des Raumes wie der Zeit Verächter,
Den Zeiten austheilt die Geschlechter,
Und den Geschlechtern zumißt ihre Zeit!

Nichts hält ihn auf in dem, was er begonnen:
Treibt nun sein Odem, wie Orkangebraus,
Den brennenden Kometen durch die Sonnen,
Löscht einer alten Sonne Glüh'n er aus;

Läßt er Vulkane steigen aus der Welle,
Krümmt er die Berge wie die Meeresfluth,
Jagt er, genaht des Abgrunds düsterer Schwelle,
Dämonenheere in die ew'ge Gluth! —

Durch dich wird das geschaffene Rad getrieben;
Wir geh'n den Weg, den du uns vorgeschrieben;
Durch deinen Arm, Herr, wird die Nacht erhellt!
Er trocknet der bedrängten Wittwe Zähre,
Und im Vorübergehen in der Leere
Entfernter Himmel schafft er eine Welt!

Was ohne dich der Mensch, die schwache Hütte?
Dem Tode wirft des Unglücks Hand ihn zu!
Von dir kommt Schmerz und Lust ihm! seine Schritte
Zum Grabe von der Wiege zählest du!

Deine Name, dem der Sel'gen Harfen schallen,
Tönt durch die Himmel spät und früh;
Und hört die Hölle stolz ihn wiederhallen,
So flucht mit Knirschen ihrem König sie!

Ja, Himmel, Engel, Märtyrer und Heere
Der Seelen der Gestorbnen — deiner Ehre
Verkünd'ger sind sie; „Heilig, heilig!" klingt.
Und du nicht zürnest, wenn, am Rande
Der Gruft, der Mensch, der Wand'rer auf dem Sande,
Ein flüchtig Lied in ihren Hymnus singt.

Dem Ew'gen Ehre! seht im Licht ihn thronen!
Er trägt das All! er hat die Ewigkeit
Gesetzet jenseits der Aeonen,
Jenseits der Himmel die Unendlichkeit!

Im grauen Gothen.

Ja, ja! wäre der Docht der alten, dicken Oellampe nur ordentlich kurz geschnitten gewesen, wie sich's gehört, ich glaube, es hätte doch nicht passieren können. — Wo ist denn der Feuerhaken, Johannes? Kannst du die kleine, vorwitzige Kohle dort nicht ein wenig zurückstoßen? Du liebe Zeit, ihr hier in Massachusetts könnt einmal kein ordentliches Kaminfeuer zu Stande bringen. Entweder ist euer Lärchenholz zu grün, oder euer Ahorn ist zu knorrig, oder der Wurm hat eure Eichen rein zu Schwamm gefressen. Ich habe kein ordentliches Feuer, so was ich ein Feuer nenne, gesehen, seit Marie Anne verheirathet ist, und ich hierher zu euch gekommen bin. „So lange du lebst, lieber Vater!" so hatte sie mir geschrieben — und dann verspricht sie mir noch in demselben Briefe, ich solle jederzeit mein eigenes, gutes Kaminfeuer haben, und sie würde unter allen Umständen nicht dulden, daß der Jakob im Wohnzimmer Luftheizung einrichtete, es müsse beim lieben, altmodischen Kamin bleiben. Marie Anne war stets ein gutes Mädchen; so lange ich denken kann, hat sie uns keine Sorge gemacht..... Doch—fing ich nicht vorhin an, dir etwas zu erzählen? — Ach ja, vom Winter '41. Ich sage dir, Johannes, ich kann nicht darüber hinwegkommen, und da du bald 24 Jahre alt bist, so sollst du es wissen.

Wir waren damals viele zu Hause, ich vergesse es beinahe selber, wie viele. Den Sommer darauf begruben wir die Zwillinge, dann Anne Marie, und dann die kleine Nancy, und — doch um dir die Wahrheit zu gestehen, Johannes, wenn ich mich daran mache, vom Jahre 41 zu erzählen, so dauert es immer eine ganze Weile, ehe ich in Zug komme. Da merke ich es recht, daß ich anfange, alt zu werden und bin ein Feigling noch dazu. Ach, manchmal, wenn ich also allein hier sitze und über alles wieder und wieder nachdenke, da brennt es noch immer ordentlich, Johannes. Ich sag' es dir, wenn sie nur den Docht kurz geschnitten hätte, ich glaube, es wäre doch nicht passirt. Aber denke nicht etwa, daß ich die Schuld jetzt auf sie schieben wollte.

Ich hatte den ganzen Tag über tüchtig auf meinem Hofe zu thun gehabt. Es mußte noch vielerlei für den kommenden Tag vorbereitet werden. Da waren Latten am Zaune wieder festzunageln, mancherlei auszuflicken am Stall. Der Taubenschlag mußte noch ein neues Dach bekommen und der Wein im Garten eine besonders dicke Strohdecke. Ueberall mußte ich herumkriechen: hier einen Abschiedsblick auf die Schafe werfen, dort den Kühen eine Extragabel duftenden Heu's vorwerfen—und nun gar im Stall! Mit meinem Lieblingsgaul, dem Ben, hatte ich auch noch eine Abschiedsunterredung. Zuletzt wurden die Luken zugeschoben und nachgesehen, ob die Hühner auf ihrer Stiege schön warm wären. Ein wenig elend fühlte ich mich jedesmal, wenn es hieß: „Ausrücken," und ich am Abend vorher all den lieben Kreaturen Lebewohl sagen mußte. Freilich, zugegeben hätte ich das nie, nicht einmal meiner Nancy. Aber ein amerikanischer Holzfäller muß in die Wälder ziehen, manchmal viele hundert Meilen tief hinein, um den ganzen Winter hindurch die enormen Massen von Holz zu fällen und sie bis an die Flüsse zu schleppen. Da ziehen ganze Schaaren von uns Holzfällern auf fünf bis sechs Monate aus. Ist dann so eine weite Fläche Waldes abgeholzt, dann geht es mit großen Flößen die Seen hinab. Den Sommer hindurch aber wird dann zu Hause fleißig auf der Farm gearbeitet. Ein lustiges Leben, sage ich dir, Johannes — wenn man es nemlich gewohnt ist! Aber es ist schon eine geraume Zeit her, daß ich es aufgegeben, und jetzt kommt es mir manchmal

vor, als müsse es doch wohl ein sehr kaltes, beschwerliches Vergnügen gewesen sein.

Nachdem ich also von all meinen Thieren Abschied genommen — ich besinne mich wie heute, daß Ben seinen breiten Nacken auf meine Schulter legte, und dabei wieherte, genau wie ein kleines Kind — da endlich verkoppelte ich das hintere Hofthor, schloß alle Thüren, und ging zum Abendbrod. Ich hatte mir bei einem meiner vielen Geschäfte derb auf den Finger gehauen, und wahrhaftig, ein Mann wird nicht besserer Laune, wenn er so ungeschickt gewesen ist, und will sich doch nicht merken lassen, daß es weh thut. Aber—wenn es auf der Welt etwas gibt, was ich nicht leiden mag, so ist es Lampendunst! Solch ein gräulicher, übelriechender Qualm hat mich noch immer aus dem Häuschen gebracht, und dabei wird's wohl bleiben. Nancy wußte ganz gut, was ich immer für ein Hallo darum zu machen pflegte, und nahm sich im Ganzen auch sehr davor in acht. Daran hätte ich denken können, aber ich that es doch nicht. Sie hatte unsere große, gute Lampe angesteckt, denn es war ja mein letzter Abend daheim, und ich mochte die Lampe lieber leiden als die alten, düsteren Talglichter.

Ich klopfte mir den Schnee von den Füßen, kam herein und setzte mich zu den Andern, die alle sich rund um das Feuer drängten, auch die Zwillinge und die Anne Marie. Das Kleinste war gerade krank, und Nancy wanderte mit ihm die Stube auf und ab, die kleine Nancy am Rockzipfel immer hinterher. Ich glaube wirklich, du warst damals das Kleinste, Johannes, aber es war immer ein Kleinstes da, und so kann ich es nicht einmal genau sagen.

Die Stube war ordentlich schwarz vor Rauch, es sah alles unheimlich darin aus. Ich muß gestehen, so todmüde aus der Kälte hereinzukommen, und mit dem Schmerz am Finger, und dann der Abschied — kurz, ich war ganz elend. Jedenfalls riß ich sofort das Fenster auf, blies die unglückliche Lampe aus, und geberdete mich wie eine wüthende Horniſſe.

„Nancy," rief ich, „in der Stube müßte ja wohl ein Hund ersticken! Du hättest das wohl bemerken können, und deine beiden Augen einmal aufsperren!"

„O weh!" sagte sie ganz sanft und freundlich—weiter nichts, und steckte das Licht an. „Bitte, Aaron, laß die Zugluft nicht so an das Kind herankommen. Es thut mir sehr leid, daß es so geblakt hat, ich begreife wirklich selber nicht, daß ich es nicht bemerkt habe. Er war so jammervoll und elend die ganze Zeit über, daß ich auf nichts anderes geachtet habe."

„Das hättest du aber eben thun sollen!" wetterte ich verdrießlicher als je. „Du weißt ja doch, wie ich solchen Qualm hasse; damit hättest du mich heute schon verschonen können, wo ich doch morgen auf so lange Zeit fortgehe!"

Nancy war eine liebe, geduldige, kleine Frau, und konnte ganz gut ein Theil Grobheit von mir überwinden, aber wenn es ihr einmal zu viel wurde, fuhr sie doch auch auf. Und dies schien mehr, als sie geduldig zu ertragen vermochte. „Du verdienst es gar nicht, daß man sich so viel um dich kümmert!" sprach sie, mit Wangen so roth wie eine glühende Kohle.—Nun, das war mir schon gesund, und noch dazu vor den Kindern. Marie Anne's Augen wurden so groß wie ein paar Untertassen, die kleine Nancy schrie aus vollem Halse, das Kleinste stimmte natürlich ins Conzert mit ein, und wir merkten nachgerade, daß es hohe Zeit sei, abzubrechen.—Aber abbrechen ist leider noch lange nicht aufhören, und man kann sehr wohl Dinge mit Geberden ausdrücken, die man sich scheut in Worte zu fassen.

Wir setzten uns zum Abendbrod nieder so mürrisch und knurrig wie ein paar verrostete Pumpenschwengel. Es gab Dampfnudeln. Ich weiß keinen Menschen, der so gute Dampfnudeln hätte backen können, wie deine Mutter. Dampfend heiß kamen sie aus dem Ofen, und dazu klarer, schöner Ahornsyrup in einem unserer besten Porzellannäpfe. Ich wußte es recht gut, das alles war mir zu Ehren, und weil ich morgen fortging, aber natürlich, ich verlor kein Wort darüber, und schweigend, aber innerlich voller Wuth strich Nancy den Kindern ihre Brodschnitten. Ihre Wangen waren nicht bleicher geworden, es sah aus, als ob sie glühten. Ohne es merken zu lassen, mußte ich sie immer wieder verstohlen betrachten, sie sah zu hübsch aus, wirklich bildhübsch.

Das Abendbrod verlief ziemlich trübselig. Das Kind schrie immerfort, und Nancy mußte es zwischen jedem Bissen herumtragen. Es war ein schwerer, kleiner Klotz für seine zehn Monate, und sie mußte halbtod sein, von dem ewigen Hin- und Hertragen den ganzen Tag über. Damals dachte ich aber freilich nicht daran. Ein Mann bemerkt so etwas nicht, wenn er gerade ärgerlich ist, das liegt einmal nicht in seiner Natur. Ich glaube aber, wäre sie an meiner Stelle gewesen, sie hätte es ganz gewiß bemerkt. — Ich aß meine Dampfnudeln und meinen Ahornsyrup. Dunkel ist mir nur noch erinnerlich, als ob ich über den guten Porzellannapf gezankt hätte, und dann zündete ich meine Pfeife an und setzte mich in die Ecke. Ich beobachtete sie, wie sie die Kinder zu Bette brachte. Sie machten ihr entsetzliche Noth, sie sprangen von ihrem Schooß herunter und liefen barfuß und schreiend in der Stube herum. Sonst pflegte ich in solchen Fällen die kleine Bande zu ergreifen und in Ordnung zu bringen, und wenn ich gerade bei Laune war, ihr zu helfen. Aber heute saß ich da, wie ein Stock, rauchte und ließ alles gehen, wie es wollte. Ich war rein toll über den Lampendunst, und siehst du, ich dachte: Wenn sie keine Rücksicht auf mich nehmen konnte, so brauchte ich wahrhaftig keine auf sie zu nehmen. Hätte sie zu rechter Zeit den Docht abgeschnitten, nun gut, so hätte ich ihr auch die Kinder abgenommen. Hatte sie es nicht für nöthig befunden, nun schön, so brauchte ich ihr auch weiter nicht behülflich zu sein. Sie mochte selber sehen, wie sie wie sie mit allem fertig würde. Sie konnte machen, was

sie wollte. Ich war schlecht behandelt worden, nun mußte sie es entgelten.

Es ist wunderbar, lieber Sohn, wahrhaft wunderbar, wie auf der ganzen Welt Jedermann es versteht, das Recht für sich in Anspruch zu nehmen. Seit ich älter geworden bin, habe ich oft darüber nachdenken müssen. Aber diese Erfahrung hatte ich im Jahre '41 noch nicht gemacht, und so saß ich äußerst gekränkt im Schmollwinkel. Nancy—das glaube ich wohl—mochte so ziemlich dasselbe fühlen, wenigstens als die Kleinen alle im Bett waren, nahm sie ihr Strickzeug, setzte sich in die andere Ecke vom Kamin, guckte bald die Decke an, bald die Wand, als ob sie sich alle erdenkliche Mühe gäbe, nur mich nicht anzusehen, und meine ganze Gegenwart zu vergessen. Ich fuhr ruhig fort zu rauchen, sie die Decke anzustarren; lange Zeit sprach keines von uns ein Wort, bis nach und nach das Feuer heruntergebrannt war und sie aufstehen mußte, um neues Holz anzulegen.

„Wahrhaftig, du bist ja gut verschwenderisch mit dem Holze, Nancy," fuhr ich in die Höhe. Irgend etwas Verdrießliches mußte ich sagen, ich wäre sonst erstickt.

„So sieh' doch lieber selber nach dem Feuer," erwiderte sie, den großen Scheit Holz von sich werfend und gerade und aufrecht vor mir stehen bleibend. „Ich finde es eine Sünde und Schande, Aaron, daß du den Abend vor dem Ausrücken nichts Besseres zu thun weißt, als in allen Dingen Händel mit mir zu suchen, wo ich doch wahrlich schon halbtodt bin, weil ich das große, schreiende Kind den ganzen Tag auf den Armen herumgetragen. Wirklich, Aaron Hollis, du solltest dich schämen!" Hätte sie jetzt wenigstens ein paar Thränen geweint, dann hätte ich nachgegeben, und damit wäre es alles wieder gut gewesen. Aber Gott bewahre! Sie stand neben dem Kaminfeuer, stolz wie die Königin Victoria. Ich tadle sie nicht etwa darum, Johannes, ganz gewiß, ich tadle sie nicht. Sie hatte vollständig recht, und ich hätte mich schämen sollen. Aber—ein Mann läßt sich so etwas niemals gern sagen, selbst von der Frau nicht, die er lieb hat. Ich stieß meine Pfeife mit solcher Gewalt gegen den Kaminsims, daß die Scherben umhersprangen wie Eisstücke, sprang auf und sagte — es thut aber nicht viel zur Sache, was ich sagte. Uebrigens, ich könnte dir ja auch gar nicht erzählen, was ich gesagt, ohne zu berichten, was sie erwidert, und das will ich nicht. Deine Mutter, mein lieber Junge, war eine so gute und sanftmüthige Frau, wie nur je eine gelebt, aber ich hatte sie gereizt. Was ich sagte, war bei weitem schlimmer. Schließlich waren wir durch Hin- und Herreden so weit gekommen, daß ich es nicht mehr aushalten konnte und meine Hand erhob — ich glaube, ich hätte sie wirklich geschlagen, wäre sie nicht ein Weib gewesen.

„Gut," schrie ich mehr, als ich sprach, „ich sage dir, Nancy Hollis, daß ich den Tag beklage, an dem ich dich geheirathet, und das ist die Wahrheit, wenn ich je in meinem Leben ein wahres Wort gesprochen."

Ich gäbe eine Welt und alle ihre Schätze, Johannes, wenn ich diese Worte könnte ungesprochen machen. Ich habe deine Mutter in allen Lebenslagen gekannt und beobachtet, aber nie vorher und nie nachher sah sie aus, wie in jenem Augenblicke. Alle Farbe wich von ihrem Angesichte so urplötzlich, als ob Jemand mit einem Schwamm voll kalten Wassers über ein glühend Eisen fährt. Sie stand da, so starr und stumm, bleich und leblos, daß ich meinte, sie müsse umsinken. „Aaron!" begann sie, und schnappte nach Luft — „Aaron!" aber sie kam nicht weiter. Sie packte ein kleines Tuch, das sie um hatte, fest mit beiden Händen, als ob sie sich daran festhalten könne, und ging langsam, gebückten Hauptes zur Thür hinaus. Ich hörte sie die Treppe hinaufgehen, die Thür unsers Wohnzimmers schließen und zu Bett gehen. Ein paar Minuten lang blieb ich pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, still stehen. Deine Mutter pflegte zu sagen, Männer seien die allerwunderlichsten Kreaturen, sie pfiffen stets die seltsamsten Weisen, wenn ihnen am wehesten ums Herz wäre. Dann holte ich mir eine andere Pfeife und ging nicht eher hinauf, als bis ich sie völlig ausgeraucht.

Ich hatte mich brutal und lieblos benommen, ich wußte es recht gut, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, es einzugestehen, sondern dachte: „Gibt sie nicht zuerst nach, nun gut, so thue ich es auch nicht." So standen wir uns als geschworene Feinde einen ganzen langen Winter durch gegenüber, und nicht wie brave Eheleute, die sich zehn Jahre lang treu geliebt haben. Dazu stand Noth und Gefahr, ja, der Tod vielleicht zwischen uns.

Es mag dir sehr seltsam erscheinen, mein Sohn. Auch mir erschien es seltsam genug, daß sonst vernünftige Leute um so geringfügiger Dinge sich in solch' einen Zank hineinreden können. Aber sie bekommen es fertig —damals und jetzt. Ich bin überzeugt, daß Dreiviertel aller Ehescheidungen aus Ursachen entspringen, nicht größer als mein Lampendocht.

Aber ich sag' dir Johannes, ich hatte deine Mutter treu und innig geliebt, und sie hatte mich treu und redlich geliebt mehr als zehn Jahre lang, und ich liebte sie im zehnten Jahre mehr als im ersten, und wir hätten nicht ohne einander leben können, so wenig, wie Jemand leben kann, dem das Herz mitten entzwei geschnitten ist. Wir hatten mit einander gelacht und geweint, wir waren krank gewesen und frisch und gesund, wir hatten gute und böse Zeiten mit einander durchgemacht, alles vereint getragen. Wir hatten die Kinder getauft und schon manch eines begraben, treu zu einander haltend, Hand in Hand. Wir waren von Jahr zu Jahr, durch Frost und Hitze, Glück und Leid so fest mit einander verwachsen, daß uns nichts mehr trennen konnte. Aber trotzdem fuhren wir gegen einander zuweilen auf; jedes hatte so seine besondere Art, und wir hatten schon mehr als ein unfreundlich Wort gewechselt, gerade wie andere Leute auch, und dies hier war nicht unser erster Streit.

Glaub' es, Kind, junge Eheleute treten ins Leben mit

sehr hübschen Ideen, wirklich sehr hübschen! Aber du kannst getrost annehmen, im Allgemeinen verstehen sie nicht mehr von Dem was sie reden, als von einander, und von sich selber nicht mehr, als vom Mann im Mond. Sie fangen ihren neuen Hausstand an mit neuen Teppichen, neuen Theelöffeln, haben wenig zu flicken, kehren des Abends zeitig heim, und es geht alles ganz prächtig; — aber nach und nach vergeht der Schimmer. Dann kommen die Kinder, dann kommen die Sorgen und die Mühe und die Last, dann kommt die Laune! Um diese Zeit fangen sie an, ein wenig mehr mit einander bekannt zu werden und zu merken, daß es auch bei ihnen zwei Willen gibt, und daß zweierlei Gewohnheiten in eine verschmolzen werden müssen. Und zu verwinden gibt's überall.

Nun, ich schlief die Nacht nicht gerade sonderlich, schlummerte ein und wachte immer gleich wieder auf. Das Kind weinte und wimmerte alle halbe Stunde der Zähne wegen. Nancy mußte aufstehen und es auf ihren Armen in Schlaf bringen. Das war die einzige Art, es zu beschwichtigen, sonst schrie es ohne Aufhören. Wahrhaftig, so lange wir verheirathet waren, ist es nicht oft vorgekommen, daß ich ihr die ganze Nacht hindurch ihr Amt nicht abgenommen hätte. Ich stand lieber selber auf, nahm ihr den Schreihals ab und schickte sie zu Bett. Manche sagen, das sei nicht Männersache. Aber ich war ja ein stämmiger Bursche, zehn Meilen in der Runde gab es keinen mit solchen Muskeln! Und sie mit ihren blauen Adern an der Stirn! Kurz, ich war nicht gewöhnt, sie allein sich quälen zu lassen. So lag ich denn und that, als ob ich schliefe. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, sie freundlich anzureden. Ich konnte sie ganz gut sehen durch meine halb geschlossenen Augenlider und beobachtete, wie sie unverdrossen die ganze Nacht mit dem kleinen Strick — ich glaube doch, du warst es — in der Stube auf- und abging. Manchmal, Johannes, wenn ich jetzt in den Winternächten stille im Bett liege und nicht schlafen kann, da ist es mir, als sähe ich sie vor mir stehen in ihrem langen, weißen Nachtgewande, ein rothwolenes Tuch um die Schulter geschlungen und um das Kind, als sähe ich sie auf- und abwandeln. Ich schließe die Augen, aber sie ist noch da, ich öffne sie wieder, aber sie bleibt. — Sehr früh des Morgens war ich wieder auf. Ich glaube, es kann nicht viel über drei Uhr gewesen sein, als ich erwachte. Nancy hatte mein Frühstück schon am Abend vorher besorgt, alles, bis auf den Kaffee, und wir hatten mit einander ausgemacht — das heißt, ich hatte es ausgemacht, daß ich das Feuer mir selber anmachen, den Kaffee kochen, und falls der Junge die Nacht sehr schlimm gewesen wäre, fortgehen wollte, ohne sie zu wecken. Sie freilich hatte darauf bestanden, unter allen Umständen aufzustehen. Das alles war aber gewesen, ehe wir uns gezankt hatten. Die Stube war grau und still. Sie hatte endlich das Kleinste fest schlafend in die Wiege gelegt und war nun selbst in Schlummer gefallen. Das arme Ding! Ihr Gesicht war so weiß, so weiß vom Wachen, wie eine Kalkwand. Ich blieb, als ich fertig angezogen war, halbwegs in der Stube stehen, und drehte mich um nach ihr. Sie war so bleich, Johannes. Es konnte lange dauern, ehe ich sie wiedersah; fünf Monate waren eine lange Zeit! Und dann die Gefahren! Und nun gar das Flößen auf den großen Seen, und dann — die Worte, die ich am Abend gesprochen. Weißt du, ich dachte, wenn ich sie nur einmal küssen könnte, ohne daß sie aufwachte und es merkte, vielleicht daß ich mich dann würde erleichtert fühlen. So stand ich da und zögerte und guckte. Sie lag still, ganz still. Als ob sie selbst den Athem anhielt, so regungslos sah sie aus. Ich wünschte, John, ich hätte es gethan. Selbst heute noch kann ich nicht aufhören, zu wünschen, daß ich es gethan hätte. — Aber ich war eben trotzig, oder zu stolz, drehte mich um, ging hinaus und schloß die Thür.

(Schluß folgt.)

Perlen.

Es ist ein langer Weg zwischen dem, das man hofft und dem, was man erlangt.

Barmherzigkeit ist ein Dienst, den Empfänger im Gedächtniß bewahren, den Geber aber vergessen sollten.

Die Welt enthält viel wunderbares, doch nichts, das dem Menschen gleichkäme.

Wissenschaft ist der Schatz, gesundes Urtheil aber der Schatzmeister eines weisen Mannes.

Durch Witz sind schon Manche reich geworden, aber durch Reichthum noch Niemand witzig.

Unsere Jahre, unsere Schulden und unsere Feinde sind gewöhnlich mehr als wir rechnen.

Es ist keine böse Neigung im Herzen so stark, daß sie nicht unterdrückt und ausgerottet werden könnte.

Ein Reicher, der seinen Reichthum zu gebrauchen weiß, ist ein Segen für die Gemeinde.

Beobachte dein Betragen so genau wie deine Uhr, es sagt dir, was Zeit es ist.

Es ist keine Maske so schön, daß nicht schon Thränen dahinter vergossen wurden.

Friede ist der Seele Abendstern, und Tugend ihre Sonne; Beide sind gewöhnlich nicht weit von einander entfernt.

Das Verlangen, bedauert zu werden, macht Menschen so kindisch, daß sie ihr Herz öffnen und Andere hineinblicken lassen.

Schätze die Freundschaft dessen, der im Sturme bei dir steht; Schwärme von Insekten umgeben dich im Sonnenschein.

Viele Aerzte in einer Stadt, und viele Gesetze in einem Lande, sind nie Zeichen von gesunder Natur, weder physisch, noch moralisch.

Der Sonntagsschullehrer.

Es geht nicht.

Unlängst sucht ein Prediger bei einer Distrikts-Versammlung den Vergleich zwischen der Sonntagschule und der Alltagschule aufzustellen, und dann darauf zu dringen, gleiche Ordnung, gleiche Frucht und gleichen Erfolg zu erzielen. Der Mann hat seinen Bogen zu straff gespannt, und sein Pfeil hat einen wilden Flug gemacht. Es geht nicht, der Vergleich kann unmöglich stichhaltend sein, denn der Unterschied ist so groß, daß schon der Versuch, einen Vergleich zu machen, ein Fehlschlag ist. Nicht blos ist ein bedeutender Unterschied in der Zeit, welche man an die Schulen verwendet; die Gegenstände, welche gelehrt werden; Charakter und Lohn der Lehrer, sondern mehr noch in der leitenden Kraft in denselben; in der einen regiert das Gesetz, in der andern die Liebe. Man muß ja gewiß zugeben, daß in Amerika auch die Alltagschulen durch Liebe regiert werden, doch kann man nicht verleugnen, daß die Liebe einen mächtigen Hinterhalt am Gesetz hat, während in der Sonntagschule die Liebe ganz allein, oft wie verlassen allein dasteht und nicht einmal auf ein ermuthigendes Wort von den Eltern rechnen darf. Diese beiden Schulen halten keinen Vergleich aus.

Durchs Vergrößerungsglas.

Wenn du deine Nebenmenschen, deine Geschwister in Christo, oder deine Schüler in der Sonntagschule, oder selbst die Lehrer kennen lernen willst, dann blicke sie doch ja nicht durch ein Mikroskop oder Vergrößerungsglas an, denn dasselbe erfaßt nur einen einzigen Punkt und vergrößert denselben vielleicht hundertmal. Willst du einen Menschen kennen lernen, dann stehe auf gewisse Distanz von ihm ab und fasse den ganzen Menschen ins Auge, dann siehst du jedes Glied und jeden Zug in seinem Verhältniß zum Ganzen, und das Bild wird gleichmäßig. Betrachtest du den Menschen durchs Vergrößerungsglas, dann fällt dein Sehekreis vielleicht auf eine Warze; dieselbe wird hundertmal vergrößert, und du siehst gar nichts, als eine ungeheure Warze. So lernt man Niemand kennen, selbst wenn du die Warze oder einen vergrößerten Flecken Stunden lang geprüft hast, kannst du erst noch nicht sagen, wer der Mensch ist, welcher sie trägt. Blicke deinen Nächsten mit bloßem Auge an, dann kommst du am Ende gar auf den Gedanken, selbst eine Warze vermöge einen Menschen zu zieren, und du behauptest, sie stehe ihm recht gut an. Wer einfältigen Auges schaut, der sieht wenig Böses.

Der Same wächst.

Kein Menschenleben ist durch die eigene Existenz begrenzt. Diese Wahrheit offenbart sich manchmal auf ganz merkwürdige Weise; ein Sonntagschullehrer sagt ein Wort, oder gibt eine kurze Erklärung in seiner Classe, und vergißt sie, um vielleicht nach mehreren Jahren Wort und Rede in fremder Gegend und bei anderer Gelegenheit wieder zu treffen. Schreiber dieser Zeilen hat vor Jahren eine kurze Rede gehalten in Deutschland, zunächst erschien sie in einem deutschen Blatt, und nach drei Jahren fand er sie wieder in einem amerikanischen Sonntagschulblatt. Wer weiß wie weit seine Rede geht, und was ihre Folgen sein können? Das sollten sich Prediger und Sonntagschullehrer merken!

Lehrermangel.

Ein Vorstehender Aeltester berichtete unlängst, daß auf seinem Distrikte mehrere Sonntagschulen an Interesse verlieren, und eine Abnahme an der Schülerzahl bemerkbar werde. Als Grund dieser Thatsache nannte er Mangel an tüchtigen Lehrern und Mangel an Enthusiasmus für die Sonntagschulsache bei den Predigern.

Wenn irgend ein Punkt des Predigers Aufmerksamkeit fesseln sollte, dann ist es sicherlich die Sonntagschule. Wenn aber ein Uebel, wie das oben gemeldete, existirt, dann sollte man eiligst prüfen und fragen, wie dem abgeholfen werden kann. Vor allem einmal ist es nothwendig, daß die Prediger wacker auf ihrem Posten stehen; kein Mann kann mehr thun, als der Prediger, und er hat den Vorzug, er kann es thun, ohne daß es ein Mensch ahnt. Der Prediger kann Enthusiasmus in die Sonntagschule bringen, und Niemand beschuldigt ihn; er kann stillschweigend zusehen, wie der Superintendent die ganze Schuld trägt, und es sogar gerne thut. Dann

muß Leben in die Lehrerversammlung gebracht werden, Normalclassen und Institute müssen eingeführt und durchgesetzt werden. Beten allein thut's nicht, da muß gearbeitet werden. Der Superintendent muß genau nachsehen, ob er nicht irgendwo in ein altes Geleise gefahren ist, da muß er heraus um jeden Preis. Zwischen Prediger und Superintendent müssen Rathsversammlungen stattfinden; dazu dient des Predigers Studirzimmer trefflich, und dann muß die Schule mit den Hülfsmitteln unserer Kirche versehen werden für Lehrer und Schüler; schließlich renovire man auch die Bibliothek.

Weniger was; mehr wie.

In den Sonntagschul-Conventionen ist man endlich so weit gekommen, daß Niemand mehr zweifelt über die Nothwendigkeit, Pflicht und Vorbereitung in Verbindung mit der Sonntagschularbeit. Das größte Bedürfniß in unseren Tagen ist das Wie. Wie kann man das anerkannt Nothwendige am Besten erzielen? Wie kann man das unbezweifelt Wichtige am praktischsten durchführen? Ja, wie? Wie? **Wie?** Das ist was unsere Lehrer und Arbeiter wissen wollen und müssen. Das sollte deßhalb auch bei allen Conventionen im Vordergrund stehen.

In der Regel.

Je weniger Kenntniß ein Mensch hat, desto mehr bildet er sich in der Regel ein. Es fordert gewöhnlich geraume Zeit für einen Mann, auszufinden, wie wenig er weiß. Selbst wenn sein Vater so weise wäre als Salomo war, kann der Sohn so dumm sein wie Rehabeam; dennoch hat der einfältige Sohn Anhänger, welche ihm schmeicheln, sein kleiner Finger wäre dicker als seines Vaters Lenden waren, und der Junge ist verblendet genug, es zu glauben.

Unwissenheit ist lange nicht das größte Hinderniß auf dem Wege des Wohlstandes für einen Jüngling; seine Idee, daß er schon von Anfang alles wisse, und er keine Erfahrung brauche, schadet ihm viel mehr.

Urtheilet nicht.

Das, was außer dem Menschen ist, ist nie das Wichtigste am Menschen; viel wichtiger zum Lebenserfolg ist das, was in ihm ist. Darum sollte man das Aeußere nur in soweit in Anschlag nehmen, als es den Menschen vor Menschen schädigt, ohne jedoch das schädlich zu erklären, was zwischen ihm und seinem Gott allein steht. Die nemliche Erde, die nemliche Sonne, und die nemliche frische Luft nähren und kräftigen den tödtlichen Nachtschatten und die süße Traube. Es ist die Natur der Pflanze, welche hier den ganzen Unterschied ausmacht. Das beste Handwerkszeug schafft noch keine gute Maschine ohne den Künstler; während der gute Künstler auch mit ärmlichem Werkzeug doch was fertig bringt. Man muß nie einen Menschen verurtheilen, weil seine Stiefel nicht nach unserem Schnitt gemacht sind; er geht auf seinen Füßen.

Erfahrung als Lehrmeisterin.

Das so sehr populäre Sprichwort, Erfahrung sei die beste Lehrmeisterin, ist kaum zur Hälfte wahr. Hast du auch je einen sogenannten Müller gesehen, der seine Flügel am Licht verbrannte und nicht schnurstracks wieder auf das Licht zuging, sobald er seine Flügel gebrauchen konnte? Wie viele von denen, die aus Erfahrung wissen, welches Elend und Unheil die Trunkenheit anrichtet, haben um dieser Erfahrung willen das Trinken aufgegeben? Ein guter Lehrer richtet mehr aus als die bitterste Erfahrung. Die Warnung eines Vaters, die Mahnung einer Mutter, oder das Beispiel eines Sonntagschullehrers sind besser als alle bitteren Erfahrungen, denn Erfahrung unterrichtet nur durch Verlust und Schaden.

Licht.

Wer das Licht, welches er besitzt, gebraucht, hat keine Ursache zu klagen, denn im Gebrauch des vorhandenen Lichtes liegt die Kraft der Erzeugung neuen und vergrößerten Lichtes. Gott versagt kein Licht ohne guten Grund; wem Gott aber das Licht seiner Gnadensonne geschenkt hat, sollte sich der beklagen, weil er nicht auch noch Talg-, Gas- und Oellichter nebenbei und zu gleicher Zeit zu brennen vermag? Wandelst du im Lichte der Sonne seiner Kindschaft, warum solltest du dich grämen der Nebenlichter wegen?

Der Ideal-Christus.

Der Bildhauer Dannecker arbeitete zwei Jahre an einer Statue des Heilandes. Als er, nach seiner Meinung das Beste gethan hatte, ein treffendes Bild zu verfertigen, brachte er ein kleines Mädchen in seine Werkstätte, stellte dasselbe vor das Bild, und fragte, was ist dieses? Das Kind besah die Statue und antwortete: „Ein großer Mann." Der deutsche Künstler wandte sich traurig weg, seine Arbeit war ein Fehlschlag. Er arbeitete noch einmal vier Jahre an dem Bild, und ließ das nemliche Mädchen wieder kommen, und stellte dann die nemliche Frage wieder. Das Kind blickte das Bild an, und Thränen füllten seine Augen, dann antwortete es: „Es ist Der, welcher sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht." Dannecker freute sich, denn nun wußte er, daß es ihm gelungen war, einen Christus zu zeigen, welchen man an den Gesichtszügen erkannte. Dieses ist eine sehr schöne Lehre für Sonntagschul-Lehrer.

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Elias begegnet Ahab.

5. Lection: 1. Kön. 18, 1–18. — Sonntag den 2. August 1885.

1. Und über eine lange Zeit kam das Wort des Herrn zu Elia, im dritten Jahr, und sprach: Gehe hin, und zeige dich Ahab, daß ich regnen lasse auf Erden.

2. Und Elia ging hin, daß er sich Ahab zeigte. Es war aber eine große Theurung zu Samaria.

3. Und Ahab rief Obadja, seinen Hofmeister. (Obadja aber fürchtete den Herrn sehr.

4. Denn da Isebel die Propheten des Herrn ausrottete: nahm Obadja hundert Propheten und versteckte sie in der Höhle, hier fünfzig, und da fünfzig, und versorgete sie mit Brod und Wasser.)

5. So sprach nun Ahab zu Obadja: Ziehe durchs Land zu allen Wasserbrunnen und Bächen, ob wir möchten Heu finden und die Rosse und Maulthiere erhalten, daß nicht das Vieh alles umkomme.

6. Und sie theilten sich ins Land, daß sie es durchzögen. Ahab zog allein auf einen Weg, und Obadja auch allein den andern Weg.

7. Da nun Obadja auf dem Wege war, siehe, da begegnete ihm Elia; und da er ihn kannte, fiel er auf sein Antlitz und sprach: Bist du nicht mein Herr Elia?

8. Er sprach: Ja; gehe hin, sage deinem Herrn: Siehe, Elia ist hier.

9. Er aber sprach: Was habe ich gesündiget, daß du deinen Knecht willst in die Hände Ahab's geben, daß er mich tödte?

10. So wahr der Herr, dein Gott, lebet: Es ist kein Volk noch Königreich, dahin mein Herr nicht gesandt hat, dich zu suchen. Und wenn sie sprachen: Er ist nicht hier, nahm er einen Eid von dem Königreich und Volk, daß man dich nicht gefunden hätte.

11. Und du sprichst nun: Gehe hin, sage deinem Herrn: Siehe, Elia ist hier.

12. Wenn ich nun hinginge von dir, so würde dich der Geist des Herrn wegnehmen, weiß nicht wohin: Und ich dann käme, und sagte es Ahab an, und fände dich nicht; so erwürgete er mich. Aber dein Knecht fürchtet den Herrn von seiner Jugend auf.

13. Ist es meinem Herrn nicht angesagt, was ich gethan habe, da Isebel die Propheten des Herrn erwürgete? Daß ich der Propheten des Herrn hundert versteckte, hier fünfzig und da fünfzig in der Höhle, und versorgete sie mit Brod und Wasser?

14. Und du sprichst nun: Gehe hin, sage deinem Herrn: Elia ist hier, daß er mich erwürge.

15. Elia sprach: So wahr der Herr Zebaoth lebet, vor dem ich stehe; ich will mich ihm heute zeigen.

16. Da ging Obadja hin Ahab entgegen, und sagte es ihm an. Und Ahab ging hin, Elia entgegen.

17. Und da Ahab Elia sahe, sprach Ahab zu ihm: Bist du, der Israel verwirret?

18. Er aber sprach: Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit, daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt, und wandelt Baalim nach.

Haupttext: Er aber sprach: Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit, daß ihr des Herrn Gebot verlassen habt, und wandelt Baalim nach. — 1. Kön. 18, 18.

Geschichtliches.—Die Begebenheit dieser Lection trug sich etwa drei und ein halbes Jahr nach dem ersten Auftreten des Propheten vor Ahab zu; etwa 907 Jahre v. Chr. Es war nordwestlich von Jesreel, in der Nähe von Carmel, im elften Jahre der Regierung Ahab's; im siebenten Jahre des Königs Jehosaphat von Juda. In Juda fand um diese Zeit eine gesegnete religiöse Auflebung statt, während in Israel Abgötterei und Götzendienst in vollem Schwung waren.

In der vorigen Lection verließen wir den Propheten in der Hütte einer armen Wittwe zu Zarpath, wohin er vor der Wuth Ahab's geflohen war, denn der König trachtete ihm nach dem Leben. Dort wartete der Prophet auf das Wort des Herrn, denn ohne dieses Wort unternahm er nichts in dem großen Reformationswerk, welches ihm zu thun vorlag. Die Zeit seines Aufenthalts mag länger als zwei Jahre gedauert haben, und über die Wirksamkeit des Propheten während dieser Zeit ist uns nichts bekannt, als die Heilung des Sohnes seiner Hauswirthin, als derselbe so krank war, „daß kein Odem mehr in ihm blieb." Der Erfolg dieser Heilung war ein doppelter: 1. wurde der Glaube der Mutter gestärkt, so daß sie den Propheten noch länger vor dem Zorn des Königs verbarg, und 2. wurde auch Elias im Glauben gestärkt, für die Arbeit, welche ihm zu thun vorlag.

Endlich kam die Zeit, daß er aus seinem Versteck hervor mußte, und das Volk Israel aus seinem Sündenschlaf aufwecken sollte. So plötzlich wie er vor dritthalb Jahren zurück auftrat und wieder verschwand, so plötzlich trat er auch jetzt wieder auf. Das Volk war durch schreckliche Theurung mürbe geworden, aber noch wankte es unentschieden zwischen zwei Richtungen, und es forderte Arbeit, schwere Arbeit, die Herzen Israels zu wenden.

Mit Bestimmung bezüglich der Zeit des zweiten Auftretens des Propheten hat es Schwierigkeiten, indem eine doppelte Angabe im Text stattfindet; nach meinem besten Vermögen zu urtheilen, stimme ich der Angabe bei, daß 2½ Jahre verflossen waren, seit Elias vor dem Könige stand. In den Stellen Lucä und Jakobi aber bezieht es sich blos auf die Zeit, da es zum letztenmal regnete. Auf diese Weise harmoniert das Ganze vollständig.

Texterklärungen. — V. 1. **Und über eine lange Zeit.** Nach andern Uebersetzungen „nach vielen Tagen." Im Text hier **im dritten Jahre.** (Siehe Geschichtliches, letzter Paragraph.) **Gehe hin, und zeige dich Ahab.** Das meint: melde ihm das kommende Gericht und rathe ihm, die Ursachen desselben zu entfernen. Zeige dich ihm; das ist bedeutungsvoll, denn Elias hat sich ihm schon einmal gezeigt.

V. 2. **Und Elias ging hin, daß er sich dem Ahab zeigte.** Hier zeigt Elias seinen Muth, seine Stärke und seinen Gehorsam. **Es war aber eine große Theurung.** Andere Uebersetzungen sagen „der Hunger war groß zu Samaria." Das machte es für Elias um so gefährlicher, denn Ahab war voller Wuth wegen der Noth.

V. 3. **Und Ahab rief Obadja.** Dieser Mann war zur Zeit Hausmeister des Königs. **Fürchtete den Herrn**

sehr. Merkwürdigerweise war bei dem gottlosen Treiben am Hofe immer noch ein Frommer geblieben. Wahrscheinlich hat ihm der König um seiner Treue willen übersehen, daß er nicht an die Götzen glaubte.

V. 4. **Denn da Isebel die Propheten des Herrn ausrottete.** Nun folgt ein Beweis der Gottesfurcht dieses Mannes: als nemlich die Königin alle Propheten tödten ließ, rettete dieser Mann hundert derselben, indem er sie in zwei Höhlen versteckte und mit Speise versah. Man muß diesen Obadja nicht mit dem Propheten gleichen Namens verwechseln, oder gar, wie Viele thun, ihn selbst für diesen Propheten halten, denn der Prophet Obadja hat erst später gelebt.

V. 5. **Ziehe durchs Land.** Bereits war viel Vieh zu Grunde gegangen wegen der Dürre, nun dachte der König, es möchte bei den Wasserbrunnen im Lande vielleicht noch dürres Gras zu finden sein. Der König war also mehr um das Vieh besorgt, als um sein Volk, denn er ließ nicht nachfragen, was wohl die Ursache dieser Heimsuchung sein möchte. **Daß nicht alles Vieh umkomme.** Demnach war schon ein großes Theil hin, und die Gefahr war, daß noch mehr umkommen möchte.

V. 6. **Und sie theilten sich ins Land.** Jeder ging seinen besonderen Weg. Ahab trauete dem Hofmeister, aber weil er selbst ausging, scheint es er hatte das Zutrauen zu den Dienern verloren. So weit hat er es also mit seinem Volk getrieben, daß er nur noch einem trauen konnte, und das war ein Frommer.

V. 7. **Da nun Obadja auf dem Weg war, begegnete ihm Elias.** Dieses Zusammentreffen war ein Wirken der Vorsehung Gottes, denn es diente dem Einen zur Stärkung und dem Andern zur Prüfung. Elias fand den einzigen Freund, den er am königlichen Hofe hatte, und Obadja fand den Mann, welcher ihn auf schwere Proben stellen mußte. **Fiel er auf sein Antlitz.** Sobald er ihn erkannte: vielleicht an seiner Kleidung; vielleicht kannte er ihn noch von der vorigen Begegnung mit dem König her. Durch den Fußfall gab er zu erkennen, wie sehr er den Mann Gottes in Ehren halte. **Bist du nicht mein Herr Elias?** Dieses ist mehr ein Ausruf als eine Frage. Du hier, den der König überall sucht!

V. 8. **Sage deinem Herrn: Siehe, Elia ist hier.** Die letzten beiden Worte fehlen im hebräischen Text, und ist deßhelb der Satz um so kräftiger und schlagender.

V. 9. **Was habe ich gesündigt?** Worin habe ich mich vergangen, daß du mich dem Verderben preis geben willst? Obadja urtheilte, daß er umgebracht würde, wenn er mit dieser Nachricht vor den König käme, welches er ja auch noch deutlich so ausspricht.

V. 10. **Es ist kein Volk noch Königreich,** er will sagen: der König hat dich in allen angrenzenden Ländern suchen lassen. **Nahm er einen Eid.** Wenn er umsonst gesucht hatte, nahm er einen Eid von den Betheiligten, daß sie nichts von dem Propheten wüßten. Der König von Tyrus war sein Schwiegervater, der König von Moab war sein Lehenträger, d. h. er war tributpflichtig, und Jehosaphat war ebenfalls verwandt. Kurzum, er suchte den Propheten, man half ihm suchen, aber umsonst. **Und nun soll ich** mitten im Reich hingehen und sagen: **Elia ist hier?** Das schien ihm gefährlich, und menschlich geredet war es auch.

V. 12. **So würde dich der Geist des Herrn wegnehmen.** Entrücken, an einen anderen Ort bringen, vielleicht war solches schon geschehen, wenigstens fürchtete Obadja, es möchte geschehen. Man vergleiche 2. Kön. 2, 16; Hes. 3, 12; Matth. 4, 1 u. s. w. **Und fände dich nicht.** Das würde Obadja in schlimme Lage gebracht haben, entweder hätte es ihn zum Lügner gestempelt, der mit dem König Possen treibt, oder gar als einen Freund des Propheten geoffenbart, indem er ihn entrinnen ließ. **Fürchtet den Herrn von seiner Jugend auf.** Obadja meint, er sollte sicher gestellt sein vor solchem Verderben. Von Jugend auf Gott gedient. Das sind schöne Worte, denn Gott erhält dann ein ganzes Leben. Dieser Hofmeister war fromm, er war soweit dem Verderben entronnen, welches über die Frommen gekommen war, aber jetzt stand er auf schwerer Probe, und doch war er bereit zu gehen, wenn es so sein müßte.

V. 13. **Ist es meinem Herrn nicht angesagt?** Hieraus sehen wir, daß es nicht Untreue des Obadja war, daß er sich weigerte, sondern Furcht, denn es wurde dem König gesagt, wie dieser Diener einst Propheten schützte, das war ihm vergeben, ein zweitesmal möchte es ihn sein Leben kosten, besonders weil es den Elias selbst betraf. **Elias sprach.** Um den Hofmeister aller Furcht zu überheben, schwört ihm Elias einen Eid, das es sich darum handle, Ahab zu sprechen. Furcht kannte Elias noch nicht.

V. 16. **Da ging Obadja hin, Ahab entgegen.** Der feierliche Eid stärkte den Muth des Hofmeisters, die Noth trieb ihn zur Eile, denn die Hungersnoth war groß im Lande, und die Gegenwart des Mannes Gottes zeigte an, daß eine Aenderung nahe sein müsse, sonst wäre er nicht gekommen.

V. 17. **Und da Ahab Elia sah.** Nicht als ein demüthiger Diener Gottes kommt Ahab um die Noth von seinem Volk abzuwenden, sondern als stolzer und noch übermüthiger König. Doch diesmal treffen sich zwei Männer, von denen das Nachgeben keiner gelernt hat, und hier wird der Stärkere Sieger werden. **Bist du der!** Diese Worte, in unserer Bibel als eine Frage gestellt, sind eigentlich ein Ausruf: Bist du da! Habe ich dich endlich, du Verwirrer Israels! Es scheint Ahab gedachte den Propheten zu erschrecken durch diese Anrede, und zu gleicher Zeit sich auch noch den Schein der Unschuld zu geben. Wenn jedoch Ahab meint, Elias würde einen Fußfall thun und Abbitte thun, dann kennt er ihn nicht. Elias ist für einen anderen Zweck gekommen. Ahab ist auf der tiefsten Stufe seines Sündenlebens angekommen; wie ein Thermometer, wenn einmal das Quecksilber gefriert, zeigt er nicht mehr an, wie kalt es ist. Es gibt im Leben des Sünders eine Stufe, da alle Scham und Furcht aufhört, und der Sünder ist für alles Gute unempfindlich; auf dieser Stufe war Ahab angekommen; nun wirft er die Schuld von sich und sucht sie dem Propheten aufzubürden.

V. 18. **Ich verwirre Israel nicht.** Elias redet kühn, um dem König zu zeigen, daß er Autorität zum Reden hat. Der Leuchtthurm oder die Riffglocken sind nicht schuld an den Schiffbrüchen, vor welchen sie warnen; Elias war ein Leuchtthurm an den gefährlichen Klippen, welche Israel droheten. **Du und deines Vaters Haus.** Dort liegt der Grund von Israels Noth und Verderben; denn die Sünde ist der Leute Verderben. Der König hat nicht blos allein gesündigt, sondern er hat auch das Volk verführt, und nun kommt die Ernte ihrer Aussaat. Das Auftreten des Mannes Gottes war der Anfang der Heimsuchung.

Der Hauptgedanke, welcher sich jedem Lehrer und Schüler aufprägen sollte, ist dieser: Es gibt keinen Weg, auf welchem man der Sünde und ihren Folgen entrinnen kann, ausgenommen Buße und Reue. Der Zweck der Hungersnoth war gerade um diesen Gemüthszustand zu erzielen. Dieses war geschehen, ob Buße und Reue tief genug sind, das muß Gott erst noch prüfen. Denn die Folgen werden zeigen, ob das Volk wirklich reumüthig oder blos hungrig ist.

Lehre und Anwendung.—I. Lernen wir von Obadja.
1) Frühe Frömmigkeit stärkt den Glauben für das Alter.

2) Gottesfurcht allein vermag uns in den größten Versuchungen zu erretten. 3) Umstände und Verhältnisse entschuldigen keinen Menschen. Konnte man zu Ahab's und zu Nero's Zeiten Gott dienen, dann kann man es zu allen Zeiten.

II. Von Ahab. 1) Warnungen und Heimsuchungen erweichen das Herz, oder sie verhärten dasselbe noch mehr. 2) Unglaube und Selbstsucht sind innig mit einander verknüpft. 3) Der Sünder wirft seine Schuld auf Andere, um sich nicht selbst demüthigen zu müssen. 4) Sündhaftigkeit ist der Strom, welchem alle Arten von Gottlosigkeit entfließen.

III. Von Elias. 1) Gottes Diener darf nicht auf gute Zeiten hoffen. 2) Siegreicher Glaube erwartet neue Kämpfe. 3) Der Glaube ist gehorsam; er geht, wohin man ihn sendet. 4) Der wahre Glaube hat Muth.

Illustrationen. — Wenn ich irgend eine Wahrheit mehr als andere begriffen habe, so ist es diese: Sei deiner Pflicht gewiß, denn in dieser Gewißheit liegt eine Kraft Gottes verborgen, welche dir zur Erfüllung der Pflicht zu Diensten steht. Wie ein Maschinist eine Naturkraft unterthänig macht und einen Berg durchgräbt, so macht der pflichttreue Gläubige den Geist des Herrn unterthänig zur Erfüllung aller Pflichten. „Ich glaube an den heiligen Geist!" ist genug für jeden Gottesknecht.

Als St. Theresia die Nothwendigkeit eines Waisenhauses erkannte, fing sie an Vorkehrungen zu treffen für den Bau, obwohl sie nur drei Pfennige in ihrem Vermögen besaß. Als man ihr Vorstellungen machte, sagte sie: „Theresia und drei Pfennige sind gar nichts, aber Gott und drei Pfennige sind allmächtig. Gott ist Gott und ich bin drei Pfennige."

Wer die Versicherung hat, daß Gott, auf seiner Seite steht, der braucht nicht zu zittern um den Erfolg! Die Geschichte Eliä gibt uns Licht und Aufschluß über Dinge, welche wir nie begreifen, und doch in drei Worten aussprechen können: „Gott mit uns!"

Wandtafelerklärung.—Als Israel den Herrn verließ, trat Verwirrung ein. Die Gebote Gottes wurden mißachtet und das Recht gebeugt; anstatt den Herrn anzubeten und ihm zu dienen, wie es Gott gefällig und bei den Vätern üblich war, füllte greuliche Abgötterei das ganze Land und Baals Altäre nahmen den Platz des wahren Gottesdienstes ein. Alles dieses verursachte große Verwirrung unter dem Volke und zog ihm schwere Strafen zu. Viele sehnten sich nach Erlösung, aber der König selbst hatte das Elend verursacht, daher hatte das Volk keinen Führer und die Verwirrung mehrte sich. So wie der Mensch die Gebote seines Gottes verläßt und seinen eigenen Lüsten folgt, so bringt er sich in Unglück und Elend.

Die Propheten Baal's.

6. Lection: 1. Kön. 18, 19–29. — Sonntag den 9. August 1885.

19. Wohlan, so sende nun hin, und versammle zu mir das ganze Israel auf den Berg Carmel, und die vier hundert und fünfzig Propheten Baal's, auch die vier hundert Propheten des Hains, die vom Tische Isebel essen.

20. Also sandte Ahab hin unter alle Kinder Israel, und versammelte die Propheten auf den Berg Carmel.

21. Da trat Elia zu allem Volk, und sprach: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist es aber Baal, so wandelt ihm nach. Und das Volk antwortete ihm nichts.

22. Da sprach Elia zum Volk: Ich bin allein übergeblieben ein Prophet des Herrn, aber der Propheten Baal's sind vier hundert und fünfzig Mann.

23. So gebet uns nun zween Farren, und lasset sie erwählen einen Farren, und ihn zerstücken und aufs Holz legen, und kein Feuer daran legen; so will ich den andern Farren nehmen, aufs Holz legen, und auch kein Feuer daran legen.

24. So rufet ihr an den Namen eures Gottes, und ich will den Namen des Herrn anrufen. Welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott. Und das ganze Volk antwortete, und sprach: Das ist recht.

25. Und Elia sprach zu den Propheten Baal's: Erwählet ihr einen Farren und machet am ersten, denn eurer ist viel, und rufet eures Gottes Namen an, und leget kein Feuer daran.

26. Und sie nahmen den Farren, den er ihnen gab, und richtete zu, und riefen an den Namen Baal's von Morgen an bis an den Mittag, und sprachen: Baal, erhöre uns! Aber es war da keine Stimme noch Antwort. Und sie hinkten um den Altar, den sie gemacht hatten.

27. Da es nun Mittag ward, spottete ihrer Elia und sprach: Rufet laut; denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache.

28. Und sie riefen laut, und ritzten sich mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut hernach ging.

29. Da aber der Mittag vergangen war, weissagten sie, bis daß man das Speisopfer thun sollte; und war da keine Stimme noch Antwort, noch Aufmerken.

Haupttext: Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist es aber Baal, so wandelt ihm nach. 1. Kön. 18, 21.

Geschichtliches. — Am Fuße des berühmten Berges Carmel, etwa 17 Meilen westlich von Jezreel, angesichts des Mittelländischen Meeres liegt das Thal oder Blachfeld Esdraelon, wo sich die Begebenheit der heutigen Lection zutrug, und zwar unmittelbar auf die vorige. Elias hatte dem König widerstanden, und hatte ihm die Schuld

an Israels Unglück, und der drückenden Hungersnoth in das Angesicht geworfen. Das war aber nicht das Ende; jetzt erläßt er eine Herausforderung an den König, es zwischen Baal und Jehovah zu einer Entscheidung kommen zu lassen; sie mögen entscheiden, welcher der Stärkste sei; doch soll ihnen eine auf beiden Seiten anerkannt billige Gelegenheit geboten werden, und dann soll die Entscheidung endgültig sein, damit endlich das Volk aus seiner betrübten Lage erlöst würde, und man wissen kann, wer in Israel Gott ist; ob Baal oder Jehovah. Ahab fühlte Erleichterung, und nahm deßhalb auch die Herausforderung an, denn mit Jehovah hatte er gebrochen, und nun soll er Gelegenheit haben, den Bruch öffentlich zu machen, damit in seinem Reich Niemand mehr sei, der es mit Jehovah halte; dann muß auch dieser „Beunruhiger" seines Volkes schweigen.

Ahab blickte den Hergang menschlicher Weise an, denn er dachte der Kampf müsse durch die Anhänger gekämpft werden, und dann hätte er leichten Sieg, denn es stünde auf einer Seite der verhaßte Prophet, der an allem Unglück schuld ist, ganz allein, auf der anderen aber seien 450 Baalspfaffen mit ihrem Anhang. Die Priester der Haine waren scheint's nicht mitgezählt. Natürlich war der Prophet nur in den Augen Ahab's an dem Unheil schuld, denn in Wahrheit war der König verantwortlich.

Als belehrende und erbauliche Lectüre, in Verbindung mit den Lectionen dieses Quartals sollten unsere Leser das Buch „Elias, der Thisbiter," von Krummacher lesen, es kann von hier, d. h. durch unser Verlagshaus bezogen werden, und wird Allen zum Segen gereichen, welche es lesen.

Ueber die, in dieser Lection hervortretenden Charakterzüge des Propheten, läßt sich mehr vorstellen als schreiben. Elias war ein Sonderling, gerade so wie ihn Gott brauchte für die damalige Zeit und ihre Verhältnisse. Wenn die Zeit kommt, da Gott einen Mann braucht, dann ist auch der Mann da.

Texterklärung. — V. 19. **Versammle zu mir das ganze Israel.** Wir sehen aus der Rede des Propheten, wie er bereits den König in seine Gewalt bekam. Ahab hat nachgegeben, er hat vor seinem Volk a gesagt, nun muß er auch b sagen. Unter dem ganzen Israel haben wir hier die Stammhäupter zu verstehen; diese sollten als Zeugen dem Kampfe beiwohnen; doch mag auch ein Theil des Volkes von der Sache gehört haben und herbeigekommen sein. **Auf dem Berge Carmel.** Dieser Berg lag so etwa in der Mitte des Reichs zwischen Norden und Süden, und ist deßhalb allem Volke zugänglich. Das Gebirge ist etwa 12 Meilen lang und am Meer an 600 Fuß hoch; die höchste Carmelspitze erhebt sich 1728 Fuß über den Meeresspiegel. Der Ort, wo die Begebenheit stattfand, heißt noch heute El Murahkah, d. h. „Brandplatz." Von diesem Ort aus wäre das Feuer im ganzen Reich sichtbar gewesen, und Isebel hätte durch ihr Fenster den Erlösungsschimmer des Volkes, aber auch den Anfangsbrand ihres Unterganges sehen können. **Und die Propheten Baal's.** Nebst diesen waren noch Andere, welche bei der Königin in hohen Ehren standen, aber hier nicht mitgezählt sind; diese aßen an der königlichen Tafel, und opferten auf den Höhen, welche der Astarte, der Göttin Sidons, opferten.

V. 20. **Also sandte Ahab hin.** Warum war Ahab so willig, auf diesen Handel einzugehen? Einmal war derselbe so einfach und billig, daß er nicht wohl anders konnte, denn das hungernde Volk war zu allem bereit, um der Noth zu steuern; dann hatte die Sache auch einen solchen Reiz des Wunderbaren an sich, daß selbst Ahab neugierig wurde, den Verlauf zu sehen; dann würde ich ferner noch beifügen, daß er sich nicht mehr helfen konnte, denn das Volk hatte eine trotzige Haltung angenommen, und die Worte Jehovah's durch den Propheten thaten Wirkung. **Und die Propheten.** Diese kamen bereitwillig, denn der König hegte kein Mißtrauen gegen sie. Zudem muß man auch nicht vergessen, daß der Prophet Regen verhieß, wenn der König auf diese Probe einging, und diese Verheißung trieb Alle zur Eile, denn die Noth war sehr groß. Wäre aber Isebel anwesend gewesen, dann ist zu bezweifeln, ob es zu diesem Aufzug gekommen wäre, denn sie hätte den Handel nicht eingegangen; sie hätte ihrem Gott nicht getraut. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß Niemand an die Thaten Jehovah's vor Alters gedachte.

V. 21. **Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?** So fragt Elias das versammelte Volk. Also wendete er sich direkt an das Volk, ohne sich weiter um Ahab zu bekümmern, denn dieser hatte ja überhaupt eine erbärmliche Rolle gespielt als König von Israel. Auf beiden Seiten hinken, Krüppel, welche nicht wissen, auf welcher Seite der Schmerz sitzt; unentschieden, wo sie hin- und auftreten wollen, also nicht nur lahm, auch unentschieden. **Das Volk antwortete ihm nichts.** Was sollte es auch antworten, es folgte ja dem König. Das Volk ist unentschieden, aber bereit, auf die Seite des Stärkeren zu treten, wenn erst bewiesen ist, wer der Stärkere ist. Daher konnte es auch auf des Propheten Rede keine Einwendung erheben.

V. 22. **Ich bin allein übrig geblieben.** Damit will Elias andeuten, daß von allen Propheten kein einziger mehr seines Amtes wartet; er allein tritt noch für Jehovah in die Schranken, und steht jetzt ohne irgend welchen Vertheidiger da. Dieses soll dem Volk aber auch andeuten, wie tief es gefallen war. **Aber der Propheten Baal's sind 450.** Vielleicht hat Isebel der Sache nicht getraut, oder wollte sich mit dem Propheten Elias nicht einlassen, aber sie sandte die Priester des Hains nicht und blieb widerspenstig. Hier ist nun das Bild: auf der einen Seite stehen die Baalspfaffen, der König und das Volk; auf der andern Elias und ein einziger Knabe als Diener.

V. 23. **So gebet uns zwei Farren.** Die Entscheidung soll durch das Opfer fallen; so war es Sitte bei den Völkern jener Zeit. Die Baalsleute mußten das Opfer liefern, denn Elias hatte gar nichts: ein Zeichen wie sehr er im Nachtheil war; nun gibt er ihnen auch noch den Vortheil in der Zubereitung des Opfers: ein Zeichen, daß er seiner Sache gewiß war. Auch die Baalspfaffen glaubten sicher zu sein, sonst hätten sie doch sicherlich den Handel vereitelt, oder trieben sie Gespött?

V. 24. **Das ist recht.** Das Volk sah ein, daß Elias nichts Unbilliges forderte, daher diese Zustimmung; doch mag auch noch ein anderer Sinn darin liegen: Das ist recht, laß Baal zeigen, was er vermag. Baal ist Sonnengott, er wird doch Feuer bringen können.

V. 25. **Machet am ersten, denn eurer ist viel.** Elias handelte bedächtig, denn er mußte den Baalspfaffen jeden Grund zur Klage abschneiden, daher gibt er ihnen in allen Dingen den Vorrang. Der Einzelne gibt dem Haufen nach, denn er weiß, was er thut. Aber Elias wollte auch auf das Volk Eindruck machen, denn ihm lag das Wohl des Volkes zunächst am Herzen. Die Baalspriester hingegen dachten, Baal würde antworten, dann bekäme Jehovah gar keine Gelegenheit, sich zu offenbaren.

V. 26. **Bis an den Mittag.** Der Kampf begann schon in der Frühe, zur Zeit des Morgenopfers. Also ließen sich die Priester nicht treiben, sondern nahmen sich ihre Zeit, und waren Mittags noch nicht weiter gekommen. Wer die Geschichte liest und irgend ein Maaß von

Vorstellungskraft hat, der kann sich ein drastisches Bild malen. Man sieht, daß es den Priestern ernst war, aber trotz Ernst und Ceremonie kam weder Feuer, noch Antwort.

V. 27. **Spottete ihrer Elia.** Er spottete ihrer Götter und ihres verächtlichen Gottesdienstes. Für uns ist die Rede noch viel spöttischer, als für jene Betheiligten, denn sie waren ja im Ernst mit ihrem Wesen. Was war der Zweck des Spottes? 1. Die Priester zu reizen und anzustacheln, damit die Niederlage eine um so erfolgreichere sein möge; 2. Das Volk zur Einsicht zu bringen, daß Baal kein Gott ist, sonst ließe er sich bewegen von solchem ernsten Anhalten und Schreien.

V. 28. **Und sie riefen laut.** Fast schien es, sie glaubten selbst was Elias sagte, daß nemlich ihr Gott schlafe, oder daß er auf Reisen sei. **Ritzten sich mit Messern und Pfriemen.** Der Zweck war nun, ihr eigenes Blut mit dem Opfer zu vermengen, denn sie waren der Ansicht, Menschenblut sei Baalim angenehm, und würde ihn erweichen. Die heidnischen Völker hatten es im Gebrauch, ihre besten Opfer mit Menschenblut zu tränken, und Israel war tief gefallen.

V. 29. **Weissagten sie.** Unter weissagen versteht man hier das Singen, Beten, Rufen und Schreien. **Bis man das Speisopfer thun sollte** (vergl. 2. Mose 29, 39). Etwa drei Uhr Nachmittags. **Keine Stimme noch Antwort, noch Aufmerken.** Wir sagen hierzu, selbstverständlich, denn Baal war ja ein Götze; und wenn er ein finsterer Geist des Abgrundes war, wie Viele glauben: jetzt hätte ihm Jehovah wehren müssen, denn es handelte sich um Gerechtigkeit, das Sündenmaß war übervoll. Es kommt jedem Einzelnen einmal die Zeit der Prüfung, ist Manchem näher, als er glaubt, dann wird es offenbar, ob seine Götter Gold, Silber, Holz oder Phantasiegebilde sind. Die Thore der Ewigkeit öffnen sich, der Unglaube verstummt und Verzweiflung wird sie ergreifen, denn die Götzendiener haben keine Hoffnung.

Baal hat nicht geantwortet; das ist der ganze Sinn: es kam kein Feuer, man hörte keine Stimme, man sah kein Zeichen, nichts, das man als eine Handlung, Wirkung oder Offenbarung Baal's hätte anerkennen sollen, oder vernünftigerweise können. Man hat schon oft gefragt, ob denn die Baalsleute haben aufrichtig so handeln können, ich sage ja; denn sonst hätten sie sich nicht auf das Unternehmen eingelassen, und wer je dabei war, wo die Marienverehrung ihren Höhepunkt hat, z. B. zu Einsiedeln, in der Schweiz, der muß zugeben, daß diese Leute aufrichtig sind, aber — verblendet.

Lehre und Anwendung. — 1. Die Macht des Glaubens. Der Glaube widersteht und überwindet Zahlen, Mächte und Hindernisse.

2. Die Kraft Gottes ist in seinen Kindern. Ahab zittert vor Elias; der König fürchtet den Propheten.

3. Einmal tritt die Stunde der Entscheidung an Jeden heran: wähle heute, welchem du dienen willst; Jehovah oder Baal.

4. Die Thorheit, auf zwei Seiten zu hinken. Ein unentschiedener Mensch ist ein unglücklicher Mensch.

5. Wahre Religion fürchtet sich vor keiner Probe, und bedarf auch keiner ungerechter Vortheile. Sie gibt nach; mehr als nöthig und gewinnt doch.

Illustrationen. — Redwald, König der Anglikaner, bekehrte sich zum Christenthum; aber er behielt noch lange Zeit hernach zwei Altäre, einen für den Christengott, und den andern für Wodan, den Sachsengott. Andere sagen, er habe sich einen Schild machen lassen mit dem Bild Gottes auf einer, und dem Bild des Teufels auf der andern Seite, darunter stand: "Paratus at utrum," d. h. „Bereit für Jeden."

Eine Dame fühlte lange Zeit, daß sie Gott dienen sollte, aber sie konnte sich nie ganz von der Welt losreißen. Eines Tages machte sie sich an die Arbeit und schrieb „Ursachen, warum ich Gott dienen soll"; den nächsten Tag schrieb sie „Ursachen, warum ich der Welt dienen soll." Als sie damit fertig war, kam die Prüfung der Ursachen, und sie entschied für den Herrn, und bekehrte sich.

Als Pizarro mit seinen Anhängern nach Peru zog, um es einzunehmen, kam eine Zeit, da fast alle seine Truppen ihn verlassen wollten, und etwas Entscheidendes geschehen mußte. Pizarro zog mit seinem Schwert eine Linie in den Sand und redete dann seine Truppen an: „Soldaten! auf jener Seite ist Hunger, Blöße, Entbehrung, Sturm und Tod; auf dieser Seite ist Vergnügen und Plaisir; auf jener Seite Peru, Sieg und Beute; auf dieser Seite Panama und Noth. Wählet euch, wie es tapferen Castilianern zukommt; ich gehe auf die andere Seite! Mit freudigem Jubel folgte die Schaar, und Pizarro führte sie zum Sieg.

Wandtafelerklärung. — Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, und kann Recht und Unrecht unterscheiden; er ist aber auch ein freies Wesen, und kann wählen zwischen Recht und Unrecht. Israel war nicht gezwungen Baal nachzuwandeln, denn Jehovah lebte, und hätte das Volk beschützt, wenn es treu geblieben wäre. Noch heute steht Baal im Lande aufrecht, und seine Altäre sind Ehre, Reichthum, Lustbarkeit u. s. w., aber alle diese Dinge können zur Zeit der Noth keine Hülfe schaffen. Jehovah, der Herr Zebaoth, hat geholfen, sein Arm ist mächtig, er kann helfen, und seine Verheißung steht, er will helfen. Nun soll aber auch jeder Mensch, jeder denkende Mensch wählen, welchem er dienen will, ob es Baal, der Gott dieser Welt, oder Jehovah, der Allmächtige ist.

Der Prophet des Herrn.

7. Lection: 1. Kön. 18, 30–46. — Sonntag den 16. August 1885.

30. Da sprach Elia zu allem Volk: Kommt her, alles Volk, zu mir. Und da alles Volk zu ihm trat, heilete er den Altar des Herrn, der zerbrochen war.

31. Und nahm zwölf Steine nach der Zahl der Stämme der Kinder Jakob's (zu welchem das Wort des Herrn redete und sprach: Du sollst Israel heißen).

32. Und bauete von den Steinen einen Altar im Namen des Herren, und machte um den Altar her eine Grube, zwei Kornmaaß weit,

33. Und richtete das Holz zu, und zerstückte den Farren, und legte ihn aufs Holz,

34. Und sprach: Holt vier Cad Wasser voll, und gießet es auf das Brandopfer und auf das Holz. Und sprach: Thut es noch einmal. Und sie thaten es noch einmal. Und er sprach: Thut es zum dritten mal. Und sie thaten es zum dritten mal.

35. Und das Wasser lief um den Altar her, und die Grube ward auch voll Wasser.

36. Und da die Zeit war, Speisopfer zu opfern, trat Elia, der Prophet, herzu, und sprach: Herr, Gott Abraham's, Isaak's und Israel's, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist, und ich dein Knecht, und daß ich solches alles nach deinem Wort gethan habe.

37. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dies Volk wisse, daß du, Herr, Gott bist, daß du ihr Herz darnach bekehrest.

38. Da fiel das Feuer des Herrn herab, und fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in der Grube.

39. Da das alles Volk sahe, fiel es auf sein Angesicht und sprach: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott.

40. Elia aber sprach zu ihnen: Greifet die Propheten Baal's, daß ihrer keiner entrinne. Und sie griffen sie. Und Elia führete sie hinab an den Bach Kison, und schlachtete sie daselbst.

41. Und Elia sprach zu Ahab: Ziehe hinauf, iß und trink; denn es rauschet, als wollte es sehr regnen.

42. Und da Ahab hinauf zog zu essen und zu trinken; ging Elia auf des Carmels Spitze, und bückte sich zur Erde, und that sein Haupt zwischen seine Knie,

43. Und sprach zu seinem Knaben: Gehe hinauf, und schaue zum Meer zu. Er ging hinauf, und schauete, und sprach: Es ist nichts da. Er sprach: Gehe wieder hin, sieben mal.

44. Und im siebenten mal sprach er: Siehe, es gehet eine kleine Wolke auf aus dem Meer, wie eines Mannes Hand. Er sprach: Gehe hinauf, und sage Ahab: Spanne an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife.

45. Und ehe man zusahe, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen. Ahab aber fuhr, und zog gen Jesreel.

46. Und die Hand des Herrn kam über Elia; und er gürtete seine Lenden und lief vor Ahab hin, bis er kam gen Jesreel.

Haupttext: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott. — 1. Kön. 18, 39.

Geschichtliches. — Die Lection folgt der vorigen unmittelbar. Wir haben bereits gesehen, daß Ahab, das Volk, die Baalspfaffen und Elias sich versammelt haben. Es handelte sich um die Entscheidung einer sehr wichtigen Frage; nemlich, wer eigentlich Gott sei, und wem Israel dienen soll. Die Gottlosigkeit der Könige in Israel hatte ihre Frucht getragen; Israel war abgewichen, und in Sünden tief gefallen. Durch die Königin Isebel wurden die Götzen der Heiden nach Israel gebracht und verehrt. Baal, um den es sich hier handelte, war der Sonnengott, Herr der Elemente und Lenker aller Naturkräfte, das beanspruchten nemlich die Baalspriester für ihn; wenn das wahr wäre, wie leicht könnte er da Feuer von der Sonne hernieder schleudern und das Opfer verzehren! Wenn sich Baal mächtig erzeigt und bringt Feuer vom Himmel, oder wenn er der Herr der Elemente ist, warum brachte er nicht schon lange Regen auf die ausgetrockneten Fluren? Hierin liegt auch ein Wink, warum die Heimsuchung eine Dürre war: Baal mußte beschämt werden.

Bei den Opfern war das immer ein Zeichen göttlichen Wohlgefallens, wenn das Feuer vom Himmel fiel, also übernatürlich entstand und das Opfer verzehrte; diesen Gedanken müssen Lehrer und Schüler festhalten, denn in der heutigen Lection kommt Manches vor, das gerade in diesem Gedanken seine Erklärung findet, z. E. die Ursache, warum Elias so viel Wasser auf seinen Altar und auf das Opfer goß; es geschah, um der Bosheit den Mund zu stopfen, damit nicht gesagt werden möchte, er hätte das Feuer verborgen gehalten und es zur schicklichen Zeit angefacht.

Ob Elias berechtigt war, das Urtheil an den Baalspfaffen zu vollziehen, ist nicht allen Erklärern klar, und hat jedenfalls seine zwei Seiten. Man argumentirt folgenderweise: 1. Die Schuld war klar, aber unter der bestehenden Regierung keine Aussicht, daß das Urtheil vollzogen worden wäre; 2. Es war eine bestehende Nothwendigkeit, indem sie sonst das Volk doch gegen Jehovah beeinflußt hätten; 3 Es war nur die gesetzlich verordnete Strafe für Götzendienst; 4. Die Existenz des Volkes forderte dieses Werk der Zerstörung u. s. w.

Texterklärung.—V. 30. **Da sprach Elia zu allem Volk.** Er will nichts mit den Priestern zu thun haben, sondern wendet sich an das Volk; auch hat es Eile, denn der Abend ist nahe, und was geschehen soll, muß bald geschehen. **Heilete er den Altar des Herrn.** Als das Volk zu ihm getreten war und zu helfen bereit war, heilete, d. h. bauete, reparirte er den zerfallenen Jehovah's-Altar.

V. 31. **Und nahm zwölf Steine.** Erstens um den gebrochenen Bund der Stämme wieder zu erneuern; zweitens um zu zeigen, daß er im Namen aller Stämme, und dem Gott aller Erzväter diente; und Drittens, um darzuthun, daß Israel, das ganze Israel nur ein Volk ist, und auch nur einen Altar hat. In Jakob hat Gott das ungetrennte Volk Israel genannt, und so kennt es der Propet, und nicht anders.

V. 32. **Und bauete von den Steinen.** Natürlich mit Hülfe des Volkes, welches ihm nun bereitwillig beistand. **Im Namen des Herrn.** Also Elias hatte Befehl zu bauen, und was hier geschehen sollte, mußte dem Herrn geweiht sein. **Eine Grube, zwei Kornmaß weit.** Um den Altar eine Grube, welche nach unserem Maß vielleicht sechs Gallonen Wasser enthilt; also einen Graben um den ganzen Altar so tief als ein Geschirr, welches zwei seah, sechs Gallonen hält.

V. 33. **Und richtete zu.** Beides Holz und Opfer, d. h. er legte das Holz auf den Altar und das Opfer obenauf, bereit zum anzünden, wie ein vollkommenes Brandopfer.

V. 34. **Holet vier Cad Wasser.** Vier Gefäße, wie

man sie dort zum Wassertragen gebrauchte; etwa wie unsere Eimer, nur waren jenes irdene Gefäße. **Gießet es auf das Brandopfer.** Das geschah, um das Wunder um so herrlicher zu machen, und um es unwiderlegbar zu machen. **Thut es zum drittenmal.** Also dreimal hintereinander gossen sie so viel Wasser über den Altar. Das Wasser erfüllte alles und rann auf den Seiten hinab, bis der Graben voll war. Was streitet mehr gegen einander als Feuer und Wasser? Wenn also ein Feuer irgendwo verborgen lag, so mußte es jetzt sicherlich ausgelöscht werden. Nicht nur war der Altar durchnäßt, sondern im Graben stund das Wasser; also es zerrann nicht sogleich wieder.

V. 36. **Und da die Zeit war.** Also um die Zeit, als man zu Jerusalem im Tempel das Abendopfer brachte. Dieses war eine merkwürdige Zeit; man vergleiche 3. Mose 9, 24; Apstg. 3, 1. **Trat Elia, der Prophet, herzu.** Nahete sich zum Altar. Also etwa um 3 Uhr Nachmittags trat der Prophet hervor, um zu seinem Gott zu beten. **Herr Gott Abraham's, Isaak's und Israel's.** Das waren in gerader Linie die Stammväter der zwölf Stämme, und so nur wollte Gott sie kennen. **Daß du Gott in Israel bist, und ich dein Knecht.** Der Inhalt dieses Gebetes ist ein tiefer, denn derselbe schließt vor allem eine Offenbarung Jehovah's in sich, und dann eine Anerkennung des Propheten durch Gott. Es lag dem Propheten etwas daran, dem Volke zu zeigen, daß er nicht muthwilligerweise die Hungersnoth über Israel herab rief. **Nach deinem Wort.** Nicht um eigene Begierden zu befriedigen, habe ich gehandelt, sondern nach Gottes Befehl. Das Volk mußte natürlich sehr mit Haß angefüllt gewesen sein, gegen den Mann Gottes, denn Ahab und Isebel hatten es ausgesagt, daß Elias all das Unglück über Israel gebracht habe; nun bittet er um göttliche Anerkennung.

V. 37. **Erhöre mich, Herr, erhöre mich.** Dieses zeigt die Inbrunst, den Ernst des Propheten im Gebet. **Daß dies Volk wisse.** Es scheint, der Prophet hat eine solche Ueberzeugung in seinem Gemüth, er möchte gerne haben, daß das Volk nicht mehr länger zweifeln kann, daß es glauben muß, und sich plötzlich bekehrt.

V. 38. **Da fiel das Feuer des Herrn herab.** Der Herr sandte Feuer vom Himmel; kein Blitzstrahl, sondern ein wunderbares Feuer, welches das Opfer und das Holz verzehrte, ja sogar Stein und Erde; und auch all das Wasser im Graben leckte es auf.

V. 39. **Da das alles Volk sah.** Also das Volk gewahrte es; es geschah nicht im Verborgenen; **fiel es auf sein Angesicht.** Das war das Zeichen der Anerkennung, der Demüthigung und Unterwerfung. **Der Herr ist Gott.** Dieses war das Bekenntniß, daß Baal kein Gott, sondern ein stummer Götze sei; Jehovah aber der wahrhaftige Gott Himmels und der Erde.

V. 40. **Greifet die Propheten Baal's.** Jetzt war das Herz des Volkes gerührt, und zu allem bereit, was der Prophet vorbringen mochte. Der Enthusiasmus war entzündet und kein Ahab konnte es mehr hindern. **Daß ihrer keiner entrinne.** Daß ihr Blut durch diesen Bach laufe und ins Meer fließe, ohne das heilige Land zu verunreinigen. **Und schlachtete sie daselbst.** Das Volk führete dieses Urtheil aus, ehe Ahab auch nur Gelegenheit hatte, es zu verhindern; das Volk aber, welches nun einsah, daß die Priester nur Betrug in ihrem Munde hatten über Religion, war in seinem Eifer so entrüstet, daß kein Argument das Blutbad verhindern hätte können.

V. 41. **Und Elias sprach zu Ahab.** Der König war also in der Nähe und hatte dieses Schlachten mitangesehen. **Iß und trink.** Man war so mit den Begebenheiten des Tages eingenommen, daß Niemand an Essen oder Trinken dachte, oder vielleicht war auch ein Fasten bestimmt, weil Gott heute entscheiden sollte. **Denn es rauschet, als wollte es sehr regnen.** Ob bereits der Wind rauschte, welcher in jener Gegend gewöhnlich Regen brachte, oder ob Elias nur seine gewisse Ueberzeugung aussprechen wollte, ist hier von wenig Bedeutung; genug daß der Prophet wußte, es sei Regen im Anzug.

V. 42. **Ging Elias auf des Carmels Spitze.** Während Ahab zum Essen ging, trieb es den Propheten ins Gebet, er wollte nicht essen, bis er seine Pflicht erfüllt hatte. **Bückte sich zur Erde.** Kniete und betete. Im Ernst der Sache und als Zeichen tiefer Demuth, und des herzlichsten Verlangens für die Rettung Israels, beugte er sein Haupt bis auf die Knie.

V. 43. **Gehe hinauf, und schaue zum Meer zu.** So redete er seinen Diener an. Vom Meer her, wo die Dünste und Nebel die Aenderung des Wetters andeuten, sollen Zeichen naher Hülfe sichtbar sein. Ahab soll sehen, daß der Regen auf eines Menschen Gebet kommt. **Sieben mal.** Wir wollen oft kleinmüthig werden und verzagen. Sechsmal kam der Diener und berichtete, daß noch kein Zeichen naher Hülfe zu sehen sei, aber er sendet ihn noch einmal.

V. 44. **Es geht eine kleine Wolke auf.** Noch ist die Hoffnung gering in des Dieners Augen, aber Elias sieht die Hülfe kommen, und noch mehr sieht er in seinem Glauben an den Herrn. **Sage Ahab.** Jetzt sendet er den Boten zum König und gebietet ihm zu eilen, denn wenn er Jezreel noch erreichen will, hat er keine Zeit übrig. Ahab hat etwa 17 Meilen zu fahren bis Jezreel.

V. 45. **Und ehe man zusahe,** d. h. ehe man es dachte, zusehends, oder während diese Dinge vor sich gingen, da wurde der Himmel schwarz mit Wolken.

V. 46. **Und die Hand des Herrn kam über Elia.** Gott begabte ihn mit einer übernatürlichen Stärke, so daß er mit Ahab's Wagen aufhalten konnte. Was er damit bezwecken wollte, ist nicht deutlich; vielleit zeigte er damit dem König an, daß er persönlich keine Feindschaft hege, sondern ihm sogar dienen wollte, wenn er sich nicht über Gott erhebe. Vielleicht wollte er durch sein Laufen neben dem Wagen, Ahab noch mehr erinnern, daß Jehovah beleidigt, und Ahab der Strafe nicht entrinnen könne. Doch mag es auch gewesen sein, um Ahab zu zeigen, daß man aufgehört habe, ihn und seine gottlose Königin zu fürchten, und daß er mit Gottes Hülfe sich mitten unter die Feinde hineinwage. Jedenfalls hat Elias seine Pflicht gethan an Ahab, und wenn dieser nun nicht Buße thut, dann ist Gott nicht am Untergang des Hauses Ahab's schuld.

Lehre und Anwendung.—1. Eine wahre Reformation zerstört nicht, das noch zu bessern ist. Elias bessert sogar den alten Altar wieder aus, lieber als einen neuen zu bauen.

2. In allen Dingen laßt uns so leben, daß die Menschen sehen, daß wir für Gott arbeiten, und nur Gottes Ehre suchen.

3. Was Gott an unseren Eltern und Voreltern gethan hat, sollte uns aufmuntern, ihm um so treuer zu dienen. Vergangene Segnungen sind ein Beweis, daß Gott noch weiter wirken kann und will, wenn wir treu sind.

4. Wunder sind Gottes Zeugniß für seine Propheten, und eine Warnung für die Verächter seines Wortes.

5. Gott antwortet noch, wenn seine Diener beten; der heilige Geist ist immer bereit zu rühren und zu bewegen, wo sich ihm Herzen öffnen.

6. Im Gebet müssen wir wachsam sein, und die Dinge, für welche wir beten, sollen wir auch erwarten, und deßhalb anhaltend beten.

Illustrationen.—Ein Mann wurde einst aufgefordert über Religion, besonders die Kraft des Gebetes zu disputiren; er sagte: „Wenn Sie mir zwölf Familien zeigen, welche einst Christen waren, aber Ihre Ansichten angenommen haben, und dadurch besser geworden sind in ihrem täglichen Leben, dann erst wollen wir von Disputiren sprechen. Wahre Religion macht Menschen besser, und darin liegt schon Argument genug zu ihren Gunsten für jeden kühlen Denker."

Gott sieht nicht unsere Knie an, auch nicht die Länge der Gebete, noch die Form, in welcher sie kommen; die Ernstlichkeit des Geistes allein entscheidet. „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist." „Elias war ein Mensch, wie wir."

Wandtafelerklärung. — Der Gerechte lebt seines Glaubens, und der wahre Glaube überwindet die Welt. Ein Beispiel des wirkenden Glaubens haben wir an Elias; sein Glaube machte ihn gehorsam, muthig, ausdauernd; aber sein Glaube machte ihn auch beten. So ausgerüstet trat er dem König und seinem abgöttischen Weibe entgegen; ja sogar die ganze Horde der Baalspfaffen fürchtete er nicht, denn er lebte, wie er glaubte. Falsche Götter waren ihm wie todte Erde, und falsche Propheten wie bellende Hunde, welche man mit einem Stock wegtreibt. Der lebendige Glaube zittert nicht vor Menschen; selbst Könige können ihm nicht widerstehen. „Sieg!" ist auf sein Panier geschrieben. Habt ihr diesen siegenden Glauben?

Elias am Horeb.

8. Lection: 1. Kön. 19, 1–18. — Sonntag den 23. August 1885.

1. Und Ahab sagte Isebel an alles, was Elias gethan hatte, und wie er hätte alle Propheten Baal's mit dem Schwert erwürget.

2. Da sandte Isebel einen Boten zu Elia, und ließ ihm sagen: Die Götter thun mir dies und das, wo ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser Seele einer.

3. Da er das sahe; machte er sich auf und ging, wo er hin wollte, und kam gen Berseba in Juda, und ließ seinen Knaben daselbst.

4. Er aber ging hin in die Wüste eine Tagereise, und kam hinein, und setzte sich unter eine Wachholder, und bat, daß seine Seele stürbe, und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter.

5. Und legte sich und schlief unter der Wachholder. Und siehe, der Engel rührete ihn, und sprach zu ihm: Stehe auf, und iß.

6. Und er sahe sich um, und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstetes Brod und eine Kanne mit Wasser. Und da er gegessen und getrunken hatte, legte er sich wieder schlafen.

7. Und der Engel des Herrn kam zum andern mal wieder, und rührete ihn und sprach: Stehe auf, und iß; denn du hast einen großen Weg vor dir.

8. Und er stand auf und aß, und trank, und ging durch Kraft derselben Speise vierzig Tage und vierzig Nächte, bis an den Berg Gottes Horeb.

9. Und kam daselbst in eine Höhle, und blieb daselbst über Nacht. Und siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm, und sprach zu ihm: Was machst du hier, Elia?

10. Er sprach: Ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, und deine Altäre zerbrochen, und deine Propheten mit dem Schwert erwürget; und ich bin allein übergeblieben, und sie stehen darnach, daß sie mir mein Leben nehmen.

11. Er sprach: Gehe heraus, und tritt auf den Berg vor den Herrn. Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß, und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her, der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben.

12. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen.

13. Da das Elia hörete; verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel, und ging heraus, und trat in die Thür der Höhle. Und siehe, da kam eine Stimme zu ihm, und sprach: Was hast du hier zu thun, Elia?

14. Er sprach: Ich habe um den Herrn, den Gott Zebaoth, geeifert; denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, deine Altäre zerbrochen, deine Propheten mit dem Schwert erwürget; und ich bin allein übergeblieben, und sie stehen darnach, daß sie mir das Leben nahmen.

15. Aber der Herr sprach zu ihm: Gehe wiederum deines Weges durch die Wüste gen Damascus; und gehe hinein, und salbe Hasael zum König über Syrien,

16. Und Jehu, den Sohn Nimsi, zum Könige über Israel, und Elisa, den Sohn Saphat's, von Abel-Mehola, zum Propheten an deiner Statt.

17. Und soll geschehen, daß, wer dem Schwert Hasael's entrinnet, den soll Jehu tödten, und wer dem Schwert Jehu entrinnet, den soll Elisa tödten.

18. Und ich will lassen überbleiben sieben tausend in Israel, nemlich alle Knie, die sich nicht gebeuget haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküsset hat.

Haupttext: Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. — 1. Kön. 19, 12.

Geschichtliches. — Nach einem ungewöhnlichen Sieg auf Carmel beeilte sich Elias, noch vor Nacht und Regen, nach Jesreel zu kommen. Zweifelsohne hoffte er nun, nach den Begebenheiten des Tages, gar keine Mühe mehr zu haben, eine eingreifende Reformation in Israel zu bezwecken, und deßhalb ging er in vollem Eifer nach

der Stadt, da Isebel, die Königin, wohnte, und wo der Götzendienst am greulichsten getrieben wurde. Er ging nur bis an das Thor der Stadt und erwartete daselbst Nachricht über die Folgen des Berichtes, den Ahab seiner heidnischen Gemahlin über die Begebenheit des Tages bringen mußte. Die unerwarteten Folgen, und was damit zusammenhängt, bilden den Inhalt der heutigen Lection.

Wir finden den Propheten in der Wüste Berseba, südlich von Juda, und dann endlich am Horeb, einem Berg der Sinaigruppe. Die Begebenheiten dieser Lection sind leichter zu bewundern und anzustaunen als zu erklären, sollte mich auch gar nicht wundern, wenn mancher Leser, nachdem er mehrere Commentare gelesen hat, sie alle unbefriedigt auf die Seite legt und denkt: gerade das, was er am meisten zu wissen verlangt, hat ihm am Ende keiner gesagt. Die Niedergeschlagenheit, die Entmuthigung und die Furcht des Propheten nach seinem Sieg auf Carmel sind etwas außerordentliches, und die Mittel, welche Gott gebraucht, um ihn wieder zurecht zu bringen, sind ebenso ungewöhnlich. War Elias in seinem Eifer zu weit gegangen? Hatte er sich in seinem Eifer durch die Begebenheiten des Tages hinreißen lassen, und wie weit ist wohl seine Entmuthigung eine Folge körperlicher und geistlicher Abspannung?

Texterklärung.—V. 1. **Und Ahab sagte Isebel an alles.** Alles was sich auf Carmel zugetragen hatte, von Anfang bis zu Ende. Wir können uns wohl vorstellen wie demüthig und wie kriechend der grundsatzlose Mann sich seiner Königin nahete mit solcher Botschaft, und sich diese stolze, ungeberdige Person angestellt haben muß, als sie hörte, daß sie in allen Stücken überwunden war, und daß Jehovah einen Sieg über Baal und dessen Priester errungen habe. Buße fand keinen Eingang zu ihrem Herzen, wohl aber Zorn und bittere leidenschaftliche Wuth.

V. 2. **Da sandte Isebel einen Boten.** Hieraus ersehen wir, wie thöricht das Weib war in ihrem Zorn, indem sie dem Elias Warnung sandte, zu fliehen, oder dachte sie, er wird sich muthig dem Löwen in den Rachen werfen und sich in ihre Gewalt begeben? Es war ihr hochfahrendes Wesen, ihr heidnischer Stolz, daß sie also öffentlich zu Werke ging; denn sie dachte: der Prophet ist nun in meinen Grenzen, umringt von meinen Unterthanen, welche ihn nicht entrinnen lassen. Oder war es am Ende nur darauf abgesehen, den Propheten zu erschrecken und ihn auf diese Weise los zu werden. **Die Götter thun mir dies.** Sie ging in ihrem blinden Zorn so weit, daß sie gegen Jehovah schwur; sie will Jehovah zum Trotz den Propheten umbringen.

V. 3. **Und kam gen Berseba.** Als Elias hörte, wie es bestellt war, floh er für sein Leben. Es scheint also Elias floh nicht auf Befehl Gottes, sondern aus Furcht vor Isebel. Doch kann Niemand behaupten, daß diese Furcht eine sündliche war, denn selbst Christus hat sich oft seinen Feinden entzogen und ist ihnen ausgewichen. Leider hatte Elia Flucht zur Folge, daß das Volk wieder zur Abgötterei zurückkehrte, denn seine Abwesenheit und Furcht machte alle kleinmüthig. Berseba war an hundert Meilen von Jesreel, dorthin floh er. Ich möchte aber doch den Lesern die Anmerkung beifügen, doch ja nicht zu vergessen: Elias war ein Mensch, wie wir (Jac. 5, 17); und daß er im Moment Glauben verlor, daß er mißmuthig und kleinlaut wurde, ist ihm nicht zu verdenken. **Ließ seinen Knaben daselbst.** Elias wollte nun allein sein; zudem wollte er auch den Diener nicht der Gefahr aussetzen, welcher er sich selbst aussetzte. Elias war zu nahe dem Rand des Zweifels, als daß er sich mit Menschen abgeben konnte, er wollte allein sein.

V. 4. **Er aber ging hin in die Wüste.** Er fühlte sich nicht sicher, so lange er noch in den Grenzen Juda's war, denn Jehosaphat war mit Ahab verwandt und hätte am Ende den Propheten ausgeliefert, daher floh er noch eine Tagereise in die Wüste—dort, wo Israel einst vierzig Jahre irrete, dort muß nun Elias vierzig Tage in die Schule Gottes gehen. **Bat, daß seine Seele stürbe.** Unter einem Strauch findet der Prophet Schatten und Kühle, und hier verlangt er nun zu sterben, um seiner Trübsal los zu werden, denn ihm schien es, als könne er Gott keinen Dienst mehr thun, indem ja doch alles fruchtlos blieb. **Nicht besser, denn meine Väter,** d. h. warum soll ich leben, da doch die andern Propheten gestorben oder getödtet sind. Man sieht hieraus, wie hoffnungsvoll Elias für Israel war, und wie schrecklich er in seinen Hoffnungen getäuscht wurde.

V. 5. **Der Engel rührete ihn.** Ueber der Klage und Plage ist Elias endlich eingeschlafen. Das war ein gutes Zeichen, denn der Schlaf ist der Natur Handlanger, die nöthigen Reparaturen am Menschen vorzunehmen. 1. Erschlaffung des Nervensystems mußte eintreten, selbst Elias konnte solche Anstrengung nicht lange aushalten. 2. Mangel an Mitgefühl. Er war so ganz verlassen, so ganz ohne einen Menschen, daß er sich nicht mehr halten konnte, und nun tritt Unvermögenheit und Zweifel ein. Sein Inneres, seine gezwungene Zurückgezogenheit, der unbewachte Augenblick und die getäuschte Hoffnung: alles dieses trug dazu bei, ihn gemüthskrank und melancholisch zu machen. Der Schlaf wird alles heilen. Als er lange geschlafen, wurde er aufgeweckt und fand Kuchen und Wasser bereitet für ihn, er genoß und legte sich aufs neue schlafen.

V. 7. **Und der Engel des Herrn kam zum andernmal wieder.** Nachdem der Prophet geruht hatte, weckte der Engel ihn abermals und gab ihm zu verstehen, daß mehr als blos ein menschliches Unternehmen ihm bevorstehe, und er göttlicher Ausrüstung bedürfe.

V. 8. **Durch Kraft derselben Speise vierzig Tage.** Die Reise nach Horeb auf gebahntem Wege wäre höchstens vier oder fünf Tagreisen gewesen; aber Elias ging auf verborgenen Wegen. Manche nehmen an, Elias habe, so oft er etwas Genießbares gefunden, Speise genossen. Und wenn auch, so ist doch gewiß, daß er nur durch Gottes Kraft die Strapazen dieser Reise aushalten konnte. Zudem sind wir hier in ganz klarem Fahrwasser, denn Elias reist wieder auf direkten Befehl Gottes.

V. 9. **Und kam daselbst in eine Höhle.** Am Berg Horeb fand Elias eine Höhle; manche Ausleger wollen annehmen es sei der gespaltene Fels gewesen, in welchem einst Moses stand. **Was machst du hier, Elias?** War das nicht eine Mahnung an den Propheten, welcher seinen Posten der Pflicht verlassen hatte? War es deßhalb, daß Gott ihn auf den Berg des Gesetzes brachte, damit er ihm einige Lectionen der Pflicht beibringen konnte? Wahrlich, Elias war in der Schule.

V. 10. **Ich habe geeifert um den Herrn.** Nun erzählt Elias wie es ihm ergangen und wie man ihm nach dem Leben strebte für seinen Eifer; wie man die anderen Propheten getödtet und er allein übrig geblieben sei. Bis jetzt hat scheint's Elias noch nichts gesehen, sondern blos die Stimme gehört.

V. 11. **Gehe heraus und tritt auf den Berg.** Jetzt soll Elias die Schechina, d. i. die herrliche Gegenwart Gottes schauen. Zuerst kamen Vorläufer des Herrn: ein starker Wind, welcher Bäume zerriß; dann ein Erdbeben, und hernach ein Feuer; aber der Herr war nicht darin. Der Herr ist natürlich in allen Naturerscheinungen, aber hier ist von einer besonderen Gegenwart die Rede. Waren nicht am Ende alle diese

Vorzeichen ein Bild von des Propheten stürmischen Eifer? Ja so stürmte Elias darauf los als sein Eifer für den Herrn entbrannte. Feuer, Erdbeben und Sturm sind Diener Gottes, aber ihre furchtbare Wirkung bringt Zerstörung.

V. 12. **Ein stilles sanftes Sausen.** Nicht mit Donner, Feuer noch Gewalt will Gott Israel oder die sündige Welt bezwingen, sondern durch die sanfte Wirkung seines heiligen Geistes, welcher sich an das Gewissen des Menschen macht und ihn also überzeugt.

V. 13. **Verhüllete er sein Antlitz.** Durch dieses Sausen kam die Ueberzeugung, daß Gott nahe sei, und er ihn mit bloßem Auge nicht schauen könne. Jetzt trat er mit verdecktem Antlitz aus der Höhle heraus, um Gott zu begegnen. Aus der Herrlichkeit kam wiederum die Stimme des erhabenen Lehrmeisters, bei welchem Elias jetzt im Unterricht war. Die Klage in Vers 10 wird nun wiederholt. Was hätte er auch anders thun können in dieser Lage!

V. 15. **Gehe wiederum deines Weges.** Mache deinen Weg über, den du gekommen bist, bis an den Weg, welcher nach Damaskus führt. Dort war er außer Ahab's Botmäßigkeit. **Salbe Hasael.** Gott gab ihm wichtige Aufträge, das zeigt an, daß Elias wieder in voller Amtswürde stand.

V. 16. **Und Jehu, den Sohn Nimsi.** Es sollen große politische Umwälzungen vorfallen; Hasael soll König von Syrien werden, Jehu König von Israel, **und Elisa von Abel Mehola soll** des Propheten Nachfolger werden. Aus 2 Kön. 9. 2. erhellt, daß Jehu ein Sohn Josaphats und ein Enkel Nimsis war; Enkel werden aber in der heil. Schrift fast gewöhnlich Söhne genannt. Jehu war berufen dem Hause Ahab's sein Ende zu bereiten; er war die Ruthe Gottes über Israel. Abel-Mehola war ein Städtchen im Jordanthale nicht weit von Bethsean.

V. 17. Dieser Vers gibt uns zu verstehen, daß Israels Stunde geschlagen hatte, und des Herrn Heimsuchung nicht mehr ferne war. Diese drei Personen waren auserkoren, die Strafe zu vollziehen. Hasael bekriegte Israel, und schwächte das Heer gar sehr, weil aber Ahab und Isebel und die Kinder nicht in Krieg zogen, auch die Priester des Hains sich nicht in den Kampf wagten, so kam Jehu und rieb das Haus Ahab auf; doch weil Ahab gar zu ernstlich Buße that, kam das Unglück erst nach seinem Tode; da kann man recht sehen wie barmherzig Gott ist.

V. 18. **Will lassen überbleiben siebentausend Mann.** Das ist eine Antwort auf Elias' Klage, daß er allein übrig geblieben sei. Die Zahl hat Bezug auf Solche, welche in dem allgemeinen Verderben, dem wahren Gott treu geblieben sind. Das ist der Same der Getreuen, denn Gott war nie ohne getreue Kinder; wenn sie auch in Felsen und Klüften, oder mitten unter der argen Menschheit verborgen waren.

Lehre und Anwendung. —1. Die Geschichte gibt uns vor allem ein Beispiel, was böser Einfluß vermag; hier besonders ein böses Weib.

2. Auch der Fromme hat seine dunkle Stunde und Zeiten großer Anfechtungen.

3. Körperliche Müdigkeit, Erschlaffung und Abmattung übt großen Einfluß über Geist und Gemüth aus, sind daher oft Ursache unserer Ansichten, und deßhalb unserer Irrthümer.

4. Im zehnten Vers haben wir ein Bild vom Fortschritt der Sünde, wie sie von Stufe zu Stufe steigt, und wie endlich der Sünder vor keiner Sünde mehr zurückscheut.

5. Die wahre Religion ist noch nicht todt, obschon die Feinde jubeln es sei bald aus damit. Der beste Beweis, daß sie noch lebt, liegt in der Thatsache, daß so viele Feinde an der Arbeit sind, sie todt zu machen.

6. Wir können in Verhältnisse kommen, da wir wegen körperlicher Leiden ganz unvermögend sind, uns selbst oder Andere richtig zu beurtheilen.

7. Gottes Wirken ist wunderbar; er hat Feuer zum Wagen, Stürme gehorchen ihm, und die Erde bebt, wenn er spricht, aber das stille Säuseln seines Geistes erfüllet die Seele mit himmlischer Wonne.

Wandtafelerklärung. — Ein Baum ist bestimmt, Früchte zu tragen, dazu muß er natürlich Saft, Blätter und Blüthen haben. Die menschliche Gesellschaft, Gemeinden, Familien und Völker werden oft durch Bäume abgebildet. Israel ist ein Baum, leider hat ein Blitz, ein verheerender Mehlthau oder sonstiges Unglück den Baum beschädigt, und ein Theil desselben ist abgestorben und verdorret, während im Reich nur noch ein schwacher Theil treu und fruchtbar blieb. Hier sehen wir was die Sünde thut und thun kann. Der elektrische Funke, welcher das zerstörende Element mit sich führt, dringt bis auf das Mark hinein; so zerstört die Sünde Völker, Gesellschaften, Gemeinden, Sonntagschulen, Familien und Personen. Hütet euch vor der Sünde, denn ihre Frucht ist der Tod.

Die Geschichte Naboth's.

9. Lection: 1. Kön. 21, 4–19. — Sonntag den 30. August 1885.

4. Da kam Ahab heim unmuths und zornig um des Worts willen, das Naboth, der Jesreeliter, zu ihm hatte gesagt, und gesprochen: Ich will dir meiner Väter Erbe nicht geben. Und er legte sich auf sein Bette, und wandte sein Antlitz, und aß kein Brod.

5. Da kam zu ihm hinein Isebel, sein Weib, und redete mit ihm: Was ist es, daß dein Geist so unmuths ist, und daß du nicht Brod issest?

6. Er sprach zu ihr: Ich habe mit Naboth, dem Jesreeliten, geredet und gesagt: Gib mir deinen Weinberg um

Geld; oder, so du Lust dazu hast, will ich dir einen andern dafür geben. Er aber sprach: Ich will dir meinen Weinberg nicht geben.

7. Da sprach Isebel, sein Weib, zu ihm: Was wäre für ein Königreich in Israel, wenn du thätest? Stehe auf, und iß Brod, und sei gutes Muths. Ich will dir den Weinberg Naboth's, des Jesreeliten, verschaffen.

8. Und sie schrieb Briefe unter Ahab's Namen, und versiegelte sie mit seinem Pitschier, und sandte sie zu den Aeltesten und Obersten in seiner Stadt, die um Naboth wohneten.

9. Und schrieb also in den Briefen: Lasset ein Fasten ausschreien, und setzet Naboth oben an im Volk;

10. Und stellet zween lose Buben vor ihn, die da zeugen und sprechen: Du hast Gott und dem Könige gesegnet. Und führet ihn hinaus und steinigt ihn, daß er sterbe.

11. Und die Aeltesten und Obersten seiner Stadt, die in seiner Stadt wohneten, thaten, wie ihnen Isebel entboten hatte, wie sie in den Briefen geschrieben hatte, die sie zu ihnen sandte;

12. Und ließen ein Fasten ausschreien, und ließen Naboth oben an unter dem Volk sitzen.

13. Da kamen die zwei lose Buben und stelleten sich vor ihn, und zeugten wider Naboth vor dem Volk und sprachen: Naboth hat Gott und dem Könige gesegnet. Da führeten sie ihn vor die Stadt hinaus und steinigten ihn, daß er starb.

14. Und sie entboten Isebel, und ließen ihr sagen: Naboth ist gesteiniget und todt.

15. Da aber Isebel hörete, daß Naboth gesteiniget und todt war, sprach sie zu Ahab: Stehe auf und nimm ein den Weinberg Naboth's, des Jesreeliten, welchen er sich weigerte dir um Geld zu geben.

16. Da Ahab hörete, daß Naboth todt war; stand er auf, daß er hinab ginge, zum Weinberge Naboth's, des Jesreeliten, und ihn einnähme.

17. Aber das Wort des Herrn kam zu Elia, dem Thisbiten, und sprach:

18. Mache dich auf, und gehe hinab, Ahab, dem Könige Israels entgegen, der zu Samaria ist. (Siehe, er ist im Weinberge Naboth's, dahin er ist hinab gegangen, daß er er ihn einnehme.)

19. Und rede mit ihm, und sprich: So spricht der Herr: Du hast todt geschlagen, dazu auch eingenommen. Und sollst mit ihm reden und sagen: So spricht der Herr: An der Stätte, da Hunde das Blut Naboth's geleckt haben, sollen auch Hunde dein Blut lecken.

Haupttext: Er aber sprach: Ja, ich habe dich gefunden; darum daß du verkauft bist, um Uebels zu thun vor dem Herrn. — 1. Kön. 21, 20.

Geschichtliches.—Nach den Begebenheiten der vorigen Lection, scheint der Prophet sich wieder in die Einsamkeit zurückgezogen zu haben. Ahab kam siegreich aus zwei Kriegen hervor und wandte seine Energie den inneren Verhältnissen seines Reiches zu. Indem Niemand etwas von dem Propheten wußte, kam Isebel auf den Gedanken, sie seien ihn endlich los geworden; aber diese Hoffnung war eine thörichte. Ahab wünschte seine Besitzthümer zu erweitern und seine Anlagen zu verschönern; da lag aber eines Israeliten Weinberg im Wege, und den wollte der König haben; zwar gedachte er, denselben zu kaufen und zu bezahlen. Aber Naboth, der Eigenthümer, wollte nicht verkaufen, selbst als Ahab mehr als den Werth anbot. Dieses Verhalten eines Unterthanen gegen seinen König hatte gegründete Ursachen, sonst möchte man anders urtheilen, und sagen, der Mann hätte verkaufen sollen, besonders weil der König mehr als den Werth anbot.

Der Mann weigerte sich, zu verkaufen: 1. Weil der Weinberg ihm gefiel, und er ihn nicht verkaufen wollte. Man soll doch einen Mann nicht zwingen, sein Eigenthum zu verkaufen, blos weil es einem Reicheren auch gefällt. 2. Weil es das Erbe seiner Väter war, und er dasselbe nicht verkaufen durfte (3. Mose 25, 23–28; 4. Mose 36, 7). Wenn Naboth ein treuer Anbeter war, welches sich aus seiner Rede schließen läßt, dann war Grund genug für ihn vorhanden, dem König kurze Antwort zu geben, denn der König hätte die Anforderung gar nicht an den Mann stellen sollen, das Erbgut seiner Väter zu veräußern, besonders zu einer Zeit, da überhaupt das Volk nicht im Glauben seiner Väter treulich wandelte; aber der König war selbst ein Abgöttischer, was kann da von seinen Unterthanen erwartet werden? Benhadad, den König der Syrier, hat Ahab verschont, wie einst Saul den Agag; aber nun läßt er einen israelitischen Bürger schnöde hinmorden. Sollte Gott nicht einst Gericht halten über Ahab?

Texterklärung.—V. 4. **Da kam Ahab heim unmuths und zornig.** So etwa wie er sich geberdete, als Elias vor ihn trat (Cap. 20, 43). **Und er legte sich auf sein Bett.** Der große König ist ein armer Sklave seiner kindischen Leidenschaft geworden. Es gibt keine größeren Unannehmlichkeiten, als solche, welche man sich selbst bereitet. Man kann aus Niedergeschlagenheit des Geistes krank werden (Jes. 38, 2); aber vor Zorn, und dazu ein König! das thut ein verdorbenes Kind. Die Eßlust verlieren, weil ihm ein Unterthan einen Wunsch abschlug! Das ist zu Ahab's Schmach geschrieben worden.

V. 5. **Was ist es, daß dein Geist so unmuths ist?** Sonderbar, welche Gewalt dieses Weib, diese Lady Macbeth, über ihren Mann hatte; in ihrer Hand zerschmolz Ahab wie Wachs, und er war widerstandslos wie ein krankes Kind. Isebel sah, daß Ahab nicht krank war, sie kannte ihn: er war ein Feigling erster Classe, nur sie konnte ihn muthig machen.

V. 6. **Ich will dir meinen Weinberg nicht geben.** Wenn Ahab ehrlich gewesen wäre, dann hätte er auch die Ursache gesagt, warum sich Naboth weigerte; aber das that er nicht, und dadurch stellte er Naboth in ein falsches Licht. Ich verweise noch einmal auf 3. Mose 25, 23.

V. 7. **Was wäre für ein Königreich in Israel, wenn du thätest?** Das sind gewiß merkwürdige Worte; sie spottet ihn, und gibt ihm deutlich zu verstehen, daß er eigentlich kein König ist. „Was wäre aus diesem Reich geworden, wenn du regiertest?" Also sie ist es, welche das Reich und den König regiert. Bist du werth, ein König zu sein, wenn du nicht einmal den Muth hast, einen Unterthanen zu bezwingen? **Ich will dir den Weinberg verschaffen.** Sie verlangte, er solle aufstehen und essen; sie will sein Verlangen schon befriedigen, er soll den Weinberg haben. Sie, das Weib, die Schwächere, wird ausführen, was ihr Mann den Muth nicht hat zu thun. „Du Schwächling! her den Dolch!"

V. 8. **Und sie schrieb Briefe unter Ahab's Namen.** Die Schreibkunst war damals bereits allgemein bekannt, und besonders wurden Befehle, Erlasse u. dgl. von Königen immer schriftlich gegeben. Isebel schrieb nun im Namen des Königs; d. h. sie schrieb, als wenn der König es selbst geschrieben hätte; auf irgend eine Weise gelangte sie auch zu seinem Siegelring, und drückte der Schrift des Königs Petschaft auf, denn es scheint der Beschreibung nach, als hätte Ahab von diesem Vorhaben

nichts gewußt. Jedoch drückt Vers 19 deutlich aus, daß sie den Siegelring mit seinem Wissen bekam und er des Todtschlags mitschuldig, wenn nicht die größte Schuld war. **Und sandte sie zu den Aeltesten.** Unter diesen Personen haben wir etwa den Stadtrath zu verstehen. Hier Männer, welche durch Gunst der Königin erhöht worden, daher ihre fügigen Werkzeuge waren.

V. 9. **Lasset ein Fasten ausschreiben.** Dieses geschah immer, wenn eine große Missethat, oder ein schweres Verbrechen im Volk geschehen war. Das Fasten sollte dann Gottes Mißfallen abwenden und der Sache einen religiösen Schein geben. Hier handelte es sich besonders darum, allen Verdacht von Ahab abzuwenden. **Naboth obenan im Volke.** Auf einen erhöheten Ort, Gerüste oder dgl., doch scheint hier eher die Meinung zu sein, er solle so gestellt werden, daß man ihn leicht ergreifen kann, um, wenn Anklage kommt, ihn sogleich zu verhören.

V. 10. **Und stellet zween lose Buben vor ihn.** Anstatt „lose Buben" hat die englische und unterschiedliche deutsche Uebersetzungen: „Söhne Belials," das meint hier solche, welche bereit sind, für etwas Lohn, einen falschen Eid zu schwören. **Du hast Gott und dem Könige gesegnet.** Unter dem Wort segnen haben wir hier, wie auch in Hiob, lästern. Man nannte diese Redeweise früher Euphemismus; d. i. Linderung des Ausdrucks. So sagte man auch „Söhne Belials," welches aber richtig „Teufelsbuben" bedeutet.

V. 11. **Thaten, wie ihnen Isebel entboten hatte.** Das zeigt, wie tief Israel in Abgötterei und Laster gesunken war. Gottesfurcht war verschwunden und Menschenfurcht an ihre Stelle getreten. Die Verhandlungen gegen Naboth waren gegen die deutlichsten Gesetze Gottes: Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht stehlen! Du sollst kein falsches Zeugniß reden! Alle diese Gebote haben die Aeltesten ganz willig übertreten auf Geheiß der gottlosen Königin.

V. 14. **Naboth ist gesteinigt und todt.** Die Aeltesten wußten, daß der ganze Plan von Isebel ausging; daher ließ man sie nun wissen, daß man ihrem Befehl gehorsam gewesen sei. Niemand dachte es der Mühe werth den Ahab zu benachrichtigen, denn er war ja höchstens so viel als ein Ipsilon im Alphabet in seinem Reich.

V. 15. **Stehe auf und nimm ein den Weinberg Naboth's.** So sagt Isebel. Auf welches Recht konnte das geschehen? Naboth wurde angeklagt, er habe den König gelästert, das ist Verrath, Majestätsbeleidigung, da konnte der Staat confisziren. Dann hatte Ahab die Gewalt, und wo Gewalt regiert, geht das Recht zu Grunde.

V. 16. **Daß er hinabginge zum Weinberg Naboth's.** Ahab machte sich auf den Weg, förmlichen Besitz zu nehmen von dem gestohlenen, blutigen Weinberg. Das war am Tage nach dem Mord; Jehu und Bidkar, seine Diener, begleiteten ihn. 2. Kön. 9, 25. Ob er denn keine Gewissensbisse verspürte! Was würde er gedacht haben, wenn er Jehu und Bidkar gekannt hätte! Blinder Ahab!

V. 17. **Aber das Wort des Herrn kam zu Elia, dem Thisbiten.** Die Strafe ist schon bereit, wo immer Elias war, er wartete auf Befehl und ist bereit, ihn auszuführen. Gott gibt ihm den Befehl und richtete alles so ein, daß der Prophet dem König gerade da begegnet, wo er es am wenigsten erwartete noch wünschte. Die strafende Nemesis ist auf seiner Spur und trifft wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

V. 19. **So spricht der Herr.** Wenn die Menschen geredet und gehandelt haben, dann redet und handelt Gott. Hier ist endlich Ahab's Urtheil, und keine geringere Person als der Thisbiter darf es aussprechen. Kein Wunder erschrak Ahab, als er ihn kommen sah; er fühlte, daß etwas am Kommen sei. **Du hast todtgeschlagen.** Das ist die furchtbare Anklage Jehovah's. Isebel's That liegt nun auf Ahab's Schultern, denn in Ahab's Namen wurde sie ja verübt. **An der Stätte, da Hunde das Blut Naboth's geleckt haben, sollen auch Hunde dein Blut lecken.** Das ist zu verstehen: so wie Hunde Naboth's Blut leckten, so u. s. w. Hier sind einige Erklärungen nothwendig, um Widerspruch zu verhüten oder aufzuklären: 1. Das Urtheil wurde auf tiefe Buße Ahab's aufgeschoben, so daß es ihn persönlich nicht traf; aber der Leichnam Jehoram's, des Sohnes Ahab's wurde thatsächlich in Naboth's Feld geworfen, wo die Hunde ihn benagten. 2. Kön. 9, 25, 26. So modifizirt ist das Urtheil buchstäblich in Erfüllung gegangen. Sollte man Widerspruch erheben wollen, dann kann man finden, daß Blut genug floß, um Hunden eine Gelegenheit zu geben, als Ahab verwundet vom Schlachtfeld floh. 1. Kön. 22, 34–38. An Isebel aber, welche die Anstifterin alles Unheils war, vor deren Thüre ganz Israels Unglück zu suchen ist, hat ihren Lohn empfangen. 2. Kön. 9, 30. 35. Jahre nachher, als Ahab und Elias längst vor ihren Richter getreten waren, trafen sich zwei Männer an dieser Stelle wieder, welche diese Begebenheit ansahen und anhörten; da sagte einer zum anderen: „Ich gedenke, daß du mit mir auf einem Wagen seinem Vater nachfuhrst, daß der Herr solche Last über ihn hob. Was gilt's, sprach der Herr. Ich will dir das Blut Naboth's und seiner Kinder, das ich gestern sahe, vergelten auf diesem Acker." 2. Kön. 9, 25. 26.

Lehre und Anwendung.—1. Habsucht ist die Mutter vieler Verbrechen, so wie Geiz die Wurzel aller Uebel ist.

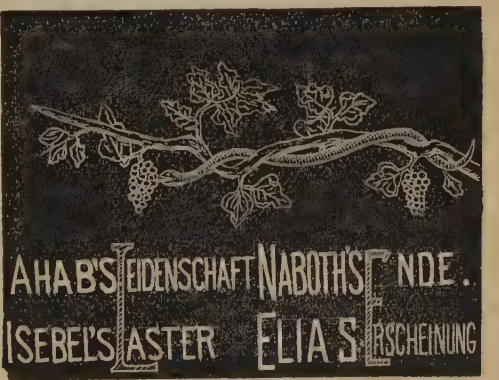
2. Viele Menschen sind traurig, weil sich nicht Reichthümer der Welt ihnen zugesellen; aber sie fühlen keine Traurigkeit, weil sie kein Erbtheil im Himmel haben.

3. Wir sind verantwortlich für Das, was wir für uns geschehen lassen, wenn wir den daraus entstandenen Vortheil genießen.

4. Die Strafe folgt der Sünde immer. „Deine Sünde wird dich finden."

5. Die Folgen mancher Sünden werden erst im dritten oder vierten Gliede sichtbar.

6. Ahab's Sünden, deren er sich schuldig machte, sind: Habsucht, Unzufriedenheit, Tyrannei, Ruchlosigkeit, Heuchelei, Raub, Lüge und Mord. Alle diese Sünden entwickelten sich in ihm, da er vom Herrn gewichen war, und sich von seinem abgöttischen Weibe leiten und regieren ließ.



Wandtafelerklärung.—Die böse Lust, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit führen zu ausbrechenden Sünden gegen Gott und ungerechten Handlungen gegen die

Mitmenschen; das hat Ahab in seinem bösen Leben bewiesen. Wie sich eine Schlange nach dem Taubenblut sehnt, welches nicht für sie bestimmt ist, so hat Ahab seine Hand nach Naboth's Weinberg ausgestreckt. In seiner Leidenschaft kam ihm die lasterhafte Isebel zu Hülfe und Naboth mußte sterben. Kaum war die teuflische That vollbracht, als auch schon die Gerechtigkeit ihr Mandat sandte. Elias erschien als der drohende Gottesbote und verkündete dem Königspaar ein trauriges Ende. Die Strafe folgt der Sünde so gewiß, als der Donner dem Blitz. Diese Lection ist uns zur Warnung geschrieben.

Mit unsern Lesern.

Auf der zweiten Seite des Umschlags finden unsere Leser das Programm für die Linwood-Park Sonntagschul-Convention. Dieselbe wird Mittwoch Abend den 19. August anheben, und Sonntag Abend den 23. zum Abschluß kommen. Der Sonntagschul-Convention folgt Montag Abend dann die Lagerversammlung des Cleveland Districts. Auch unsere englischen Freunde von den Fremont und Tiffin Districten, Ohio Conf., werden um jene Zeit eine Lagerversammlung daselbst halten. Wir erwarten, daß bei jeder dieser Versammlungen eine große Anzahl Gäste sich einfinden werden. Die Sonntagschularbeiter ersuchen wir, das Programm gründlich durchzumustern. Es dürfte sich lohnen, selbst aus weiter Ferne zu kommen, und diese angeordneten Vorträge von den fähigen Rednern abhandeln zu hören. Auf denn nach der Linwood-Park Sonntagschul-Convention! Wer Näheres in Bezug auf Unterkommen und dergl. erfahren will, der wende sich an Rev. A. Bornheimer, Vermillion, Ohio.

Es lebe der Kindertag! Soweit die Berichte bis jetzt bei uns eingelaufen sind, ist an vielen Orten der Kindertag mit großem Erfolg gefeiert worden. Die Freude und der Jubel über die herrlichen Siege ist gewiß herzerhebend. Und ihr solltet 'mal die fröhlichen Gesichter des Kriegssecretärs und seines lieben Adjutanten sehen, wenn die vielen Briefe mit den Dräfts, Money Ordres 2c. ankommen. Und dann noch Br. Wiest's zufriedenes Lächeln, wenn er die Beute für Deutschland und Japan „einstreichen" kann! Ihm wär's recht, wenn alle Tage Kindertag wäre. Gott sei Dank für diese passende Neuerung! Wir hoffen, der Tag bringt uns dieses Jahr **$10,000.**

M. L. W., Kan. Was bedeutet Civil-Dienst-Reform (Civil-Service-Reform), von dem man gegenwärtig so viel hört?

Antw. Civil-Dienst-Reform sucht die Regierungsbediensteten von politischem Einfluß zu befreien; d. h. die Angestellten bei der Regierung sollen nicht blos bis zum Wechsel der Partei, sondern auf Grund ihrer Fähigkeiten und guten Betragens im Dienst bleiben. Dieses würde die Regierungsgeschäfte auf eine Geschäftsbasis stellen und den tüchtigsten Diener befördern. Schade, daß fast immer nur die austretende Partei an die Civil-Dienst-Reform glaubt, während die eintretende durchgängig für das Beutesystem ist; d. h. der gewinnenden Partei gehören die Aemter.

Schw. L. H., Dakota. Was ist von Träumen zu halten? Kann man sich nach denselben richten?

Antw. Träume sind Schäume, wer sich daran hält, der hält sich am Schatten. Wir haben ein festes prophetisches Wort, welches erschien, als die Zeit der Träume vorüber war. Daß manche Leute vorgeben, merkwürdig geträumt zu haben, ändert die Sache nicht. Ein Prophet, der Träume hat, mag Träume predigen, „wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht." Je weniger man auf Träume hält, desto ruhiger und fester wird das Herz. Warum soll man auf Träume bauen, wenn man Jesum hat?

L. M., Mo. Warum wird die Wohnung des Präsidenten „das weiße Haus" genannt?

Antw. Als im Jahr 1814 die Britischen Washington einnahmen, zerstörten sie durch Feuer alle öffentlichen Gebäude, auch die Wohnung des Präsidenten. Das Haus war von grauem Sandstein errichtet und war unmöglich, die Rauch- und Brandflecken aus dem Stein zu bringen, weßhalb man denn das ganze mit weißer Farbe anstrich und es bis jetzt so hielt; daher der Name. Als man das Haus in den Neunzigerjahren erbaute, kostete dasselbe $300,000, man hat es aber beständig ausgebessert und verschönert, so daß es, wie es jetzt steht, an $2,000,000 gekostet hat. Alle Präsidenten haben darin gewohnt. Frau J. Adams hat aber das berühmte Ostzimmer noch als Raum zum Wäschetrocknen benützt. Jene Zeiten sind nicht mehr, man lebt nach Hofart.

W. K., Penn. Ist nicht der Prediger nach der Kirchenordnung auch Oberaufseher über die Sonntagschule, und deßhalb über dem Superintendenten?

Antw. Ja, er ist es; aber er wird es zu seinem Vortheil und zum Wohl der Sonntagschule finden, wenn er dieses nicht merken läßt. Ein kluger Prediger wird sich nicht unberufen einmischen; man ruft ihn, wenn es die Umstände erheischen. In solchen Fällen sollte er sich in Privat mit dem Superintendenten verständigen, und nicht öffentlich eingreifen. Sat sapienti.

G. H. B., Ohio. Ist ein Unterschied zwischen Vernunft und Verstand; wenn so, worin besteht er?

Antw. Verstand ist im Allgemeinen das Vermögen zu denken und das Gedachte zu überlegen, um Begriffe

und Urtheile zu schließen, wie das Gedachte dieselben erfordert. Insofern sich das Wort auf die Handlungen des Menschen beziehen, nennt man Denjenigen verständig, welcher die richtige Vorstellung hat von dem Verhältniß zwischen Zweck und Mittel, und sein Thun und Lassen darnach einzurichten weiß. Ein anderes Wort für Verstand ist Intellect.

Vernunft ist diejenige Bethätigung des menschlichen Geistes, welche sich aus der Anwendung des Verstandes unter nothwendiger Betheiligung des Gefühls und maßgebender Betheiligung des Gewissens ergibt. Ist Verstand das Erkenntnißvermögen im Allgemeinen, so kann Vernunft im Gegensatz als das sittliche Erkenntnißvermögen angesehen werden. Kant erklärt die Vernunft als das Vermögen, sich mit dem Unendlichen, Absoluten und Uebernatürlichen oder Uebersinnlichen zu beschäftigen; dies ist auch die Vernunft im theologischen Sinn. Im gewöhnlichen Leben braucht man auch oft das Wort Klugheit, um den Sinn der Vernunft gegenüber dem Verstand auszudrücken; denn ein Mann kann Verstand haben, aber dabei sehr dumm sein in seinem Unterscheidungsvermögen. Verstand ist allgemeine Erkenntniß; Vernunft ist sittliche Beurtheilungskraft.

J. H., Mich. 1. Hat die Trusteebehörde einer Kirche das Recht, eine Predigerwohnung anzuschaffen, ohne erst eine Gemeindeversammlung zu berufen, und sind dann diese Trustees auch zugleich Trustees über diese Predigerwohnung, ohne eine Wahl abzuhalten?

2. Ist es recht, ein Glied als Trustee zu erwählen, welches kein Christenthum bekennt und auch kein christliches Leben führt?

Antw. 1. Eine Trusteebehörde hat kein Recht, einen Bau zu unternehmen, ein Haus zu kaufen, oder Schulden zu machen, welche die Gemeinde hernach bezahlen soll, ohne mit der Gemeinde zu berathen; dieses ist in den meisten Fällen ein Artikel in der Incorporation, und sollte allenthalben so sein. Die Trustees einer Kirche sind allerwege auch Trustees der dazugehörigen Predigerwohnung, denn sie sind die Beamten der ganzen zeitlichen Haushaltung der Gemeinde, und der Gemeinde verantwortlich.

2. Die Kirchenordnung sagt nur: ein Trustee muß Mitglied der Gemeinde sein. Natürlich haben Menschen nicht über das Herz eines Mitmenschen zu richten, und wenn die Mehrzahl der Glieder einen Mann als fähig anerkennt und zum Trustee erwählt, dann ist anzunehmen, daß er zum Amte tauglich ist; sollte Jemand vom Gegentheil überzeugt sein, dann ist es seine Pflicht, solches am rechten Ort zu melden und Beweise zu liefern, denn der Sinn unserer kirchlichen Haushaltung ist: kein Glied, welches einen unchristlichen Wandel führt, in unserer Kirche zu halten, viel weniger, ein solches zu einem Amte zu befördern.

J. K., Dakota. Ist es recht, daß sich Christen „besprechen" lassen, z. B. bei Wunden, Blutungen; oder ihr Vieh u. dergl. Dinge, besonders wenn es von Personen geschieht, welche doch selbst an keine Lebensheiligkeit glauben, und in Religionssachen sehr locker sind?

Antw. Die Sympathiekuren gehören unter die Zaubereisünden, und das sind keine gewöhnlichen Sünden. Kein Christ, welcher die Erkenntniß der Wahrheit, wie sie in Christo Jesu ist, besitzt, macht sich solcher Dinge theilhaftig. Der Christ braucht keinen Vermittler zwischen sich und Gott, als den Gottmenschen Christus. Will der Christ sich „besprechen" lassen, dann gehe er zum Heiland und nicht zu Menschen, denn wer einen Menschen vorzieht, der treibt Abgötterei. Gebet und alle natürlichen Mittel rathet die Schrift an, aber sie warnt vor Zauberei und dergleichen Dingen; diese sollten unter dem Volke Gottes nicht gefunden werden. Ein Mensch von gewöhnlicher Bildung und wahrem Christenthum hält sich von diesen Dingen fern, denn es sind gewöhnlich die Abergläubischen und Unwissenden, welche „auf den Leim" gehen. „Wir haben ein festes und prophetisches Wort," und thun wohl, auf das zu achten.

Rundschau.

In Ohio haben zwei Männer einen hohlen Baum gefällt und im Stamme $800 Silberdollars entdeckt. Ein Dritter beanspruchte das Geld als sein Eigenthum; darüber schlugen sie sich die Köpfe blutig, und nannten sich bei allen erdenklichen Schimpfnamen; nachher ergab sich's, daß es lauter falsche Münzen waren.

In China ist eine jüdische Colonie, welche schon 200 Jahre vor Christi Geburt dort einwanderte. Ob vielleicht das ein Rest der zehn Stämme ist?

Im Staat Alabama haben sie ein Gesetz angenommen, nach welchem irgend ein Mann $100 Strafe bezahlen muß, wenn er sich außer seinem Hause betrinkt. Hoffentlich führt man das Gesetz durch.

Der im Krieg gefallene Präsident Barrios von Guatemala hat wahrhaft fürstlich für Frau und Kinder gesorgt; er soll $8,000,000 in liegendem Eigenthum hinterlassen haben. Seine Wittwe soll gesagt haben, sie könne sein Andenken am Besten dadurch ehren, daß sie ihre Söhne zu solchen Männern erziehe, wie ihr Vater gewesen. Eine edle Mutter und Gattin. Schade, daß die Wittwen der gefallenen Soldaten nicht alle so gut versorgt sind, wie diese Präsidentenwittwe.

In einem Dorfe Deutschlands starb neulich der Schullehrer. Er war der direkte Amtsnachfolger in einer Familie, in welcher sich seit 216 Jahren das Amt im Dorf vom Vater auf den Sohn vererbt hatte. Hätte dieser Letzte seines Stammes einen Sohn gehabt, dann wäre wohl die Amtsnachfolge noch nicht gebrochen.

Die amerikanischen Schnellzüge sind nicht blos für Reisende bestimmt; sie zeigen auch, daß Zeit Geld ist. Der schnelle Posttzug zwischen New York und St. Louis gewinnt jetzt einen vollen Tag, und das macht für die Banken von St. Louis einen Tag Zins auf ihre den New Yorker Banken schuldenden Gelder die im Transport sind. Dies ist für die Banken ein Netto-Gewinn von $1,000,000 pro Tag.

Die Schulbehörde von Lewiston, Me., hat den Keil geschlagen, welcher in Amerika schon so lange bereit liegt: Sectenschulen vom Staat zu unterstützen. Sie hat beschlossen, die Lehrer der katholischen St. Josephs Tagschule zu bezahlen; nun wollen die französischen Katholiken ein gleiches Recht beanspruchen, und wenn man eine Schule bezahlt, warum nicht alle? Wann werden dem Volke die Augen aufgehen?

Den letzten Zählungen zufolge hätte Amerika zwei Millionen Einwohner, welche in Deutschland geboren wurden. Dieses bezieht sich natürlich nur auf die vom deutschen Reich eingewanderten Deutschen.

Der Werth des menschlichen Lebens nimmt in den Augen des amerikanischen Volkes alljährlich mehr ab; d. h. Mordthaten nehmen rasend schnell zu, und das Volk versinkt in eine schreckliche Lage, wenn nicht Gesetz und Evangelium mehr Einfluß gewinnen. Im Jahr 1883 zählte man 9,380 Mordthaten in den Vereinigten Staaten; in 1884 hingegen 13,897.

Eine Honigfabrik. — Ein Bostoner Handlungshaus fabricirt künstlichen Honig mitsammt den Waben dazu, und bringt solchen als prima amerikanischen Bienenhonig in den Verkehr. Die Waben sind von Parafinwachs und der Honig ein Gemisch von sehr dickem Traubenzuckersyrup mit etwas gutem Honig. Das Surrogat wird in die Zellen gefüllt, und diese auf die Weise verschlossen, daß man ein erwärmtes Eisen darüber passiren läßt. Eine beträchtliche Menge dieses Kunstproduktes soll bereits nach Europa expedirt worden sein.

Zu Bradford, Pa., hat neulich ein Mann den ganzen Tag für seine hungernde Familie gebettelt, Abends waren seine zwei Töchter im Rollerrink auf Rollschuhen zu sehen.

Eine christliche Gemeinde in England hat bestimmt, daß Fleischessen, Biertrinken und Tabakrauchen unter ihren Gliedern verboten sei. In Folge dieses Gesetzes zählt die Gemeinde gegenwärtig nur acht Mitglieder nebst dem Prediger. Vor vier Jahren zählte sie 500 Communikanten.

Was Gewohnheit thut, kann man am besten sehen, wenn man eine Anzahl Personen fragt, was die Farbe von Gold und von Silber ist. Neunundneunzig aus Hundert sagen weiß wie Silber und gelb wie Gold. Nun probirt einmal diese Farben, nemlich weiß und gelb mit den besagten Metallen zu passen, und seht den Unterschied! Silber ist grau und Gold ist drab (hellgraue Seidenfarbe).

Pennsylvania hat nur ein County, welches nicht von einer oder mehreren Eisenbahnen berührt wird; Illinois hat deren drei.

In der Nähe von North East, Pa., wurde vor einiger Zeit eine unterirdische Höhle entdeckt, welche mit menschlichen Skeletten angefüllt war; man hat deren 150 herausgebracht. Zuerst dachte man, es sei ein Grab alter Ansiedler, welche in den Kämpfen gegen die Indianer fielen; allein nähere Untersuchung ergab, daß die Schädel ungewöhnlich groß und die Knochen unnatürlich schwer sind, und indem mehrere vollständige Skelette bis zu 10 Fuß lang sind, haben die Naturalisten, welche den Fund untersuchten, entschieden, daß man es mit Riesen zu thun habe. Man hat keine Waffen, Pfeilspitzen noch sonstige Dinge in der Höhle entdeckt. Spätere Untersuchungen müssen Aufschluß geben, welches Geschlecht von Enakskindern einst hier hauste.

Hinterstübchen.

Ein scharfer Verweis.—Als Samuel Davies Prinzipal des Princeton Collegiums war, besuchte er auch England, um Gaben für die Schule zu sammeln. König Georg II. war neugierig, den berühmten Prediger aus dem wilden Amerika zu hören, und ging deßhalb in den Gottesdienst. Er wurde von dem Rednertalent des Prinzipals so hingerissen und überrascht, daß er etlichemal laut wurde, und Reden wie die folgenden hören ließ: „Ein wunderbarer Mann! Der übertrifft meinen Bischof! u. s. w.; dabei wurde er so laut, daß man ihn über die Hälfte der Kirche hin hören konnte. Als Davies sah, daß der König mehr Aufmerksamkeit auf sich zog als die Predigt, blickte er ihn einen Augenblick still an und gab ihm dann in erhöhtem Ton folgende scharfe Zurechtweisung: „Wenn der Löwe brüllt, dann zittern die Thiere des Waldes; und wenn der Herr redet, so schweigen die Könige der Erde.“ Der König sank in seinen Sitz zurück, wie ein Schulknabe, dem der Lehrer eins an den Kopf gegeben hat, und rührte sich nicht mehr während der Predigt. Am folgenden Morgen sandte er nach dem Prediger und gab ihm 50 Guineas für das Collegium, und sagte zu den anwesenden Räthen: „Er ist ein Ehrenmann — ein Ehrenmann!“

Schlechter wird's immer.

Wenn ich in dem Zeitungsblatte
Lese, wer gestorben ist;
Hier der beste Freund und Gatte,
Dort der beste Mensch und Christ;
Hier der Frömmste aller Frommen,
Dort der Patrioten Zier,—
Denke ich oft still bei mir:
Woher mag es doch wohl kommen,
Daß auch nicht ein Böser stirbt?
Alles sich nur Lob erwirbt?
Bleibt nur schofel Zeug auf Erden,
Muß es täglich schlechter werden.

Im Kampf gegen den Unglauben erweist es sich als zweckmäßig, sich zunächst auf einen guten Grund, z. B. den der Gebetserhörung, zu beschränken. Ein Grund ist oft wirksamer als zwanzig.

Ein französischer König war sehr unwillig, als er beim Durchzug durch eine kleine Stadt seines Landes das übliche Glockengeläute vermißte. Er ließ den Maire kommen und fragte:

Wie kommt es, daß Sie die Glocken nicht läuten lassen?

Sire, war die Antwort, wir haben 20 Gründe, die uns daran hindern. Der erste Grund ist der: wir haben keine Glocken, der zweite—

Es ist gut, erwiderte der König, dieser eine Grund ist genügend.

Die neunzehn andern Gründe hätten schwerlich eine so durchschlagende Wirkung gehabt. Die Gründe werden leicht um so matter, je größer ihre Zahl ist.

Vom Oberhofprediger Schwarz in Gotha, dem kürzlich verstorbenen Vertreter der freidenkenden Theologie, wird erst jetzt eine Aeußerung bekannt, die für die Stellung Schwarz' zu der verknöcherten Orthodoxie charakteristisch ist. „Ich wollte neulich," so erzählte Schwarz, „in mein Bücherregal das Werk eines Theologen der neuesten positiven Richtung stellen. Das Buch fiel ein paarmal wieder heraus. Als ich nachsah, warum es nicht stehen bleiben konnte, siehe, da steckte ein kleines Neues Testament dahinter, welches sich weigerte, dem Buche Platz zu machen.

Der jetzige französische Ministerpräsident Brisson begegnete, als das Cabinet Ferry gestürzt war, auf der Treppe des Elysee dem gestürzten Ferry, der eben vom Präsidenten Grevy kam. „Wie befinden Sie sich?" fragte Brisson höflich den verflossenen Ministerpräsidenten. „Ganz gut," antwortete der die Treppe hinabsteigende Ferry, „nur daß ich hinab gehe und Sie hinauf."

Auch eine Seltenheit.—Zu Ronsdorf wurde am 1. Mai den Eheleuten Heinrich Stracke und Emilie, geborene Dehnert, ein Söhnlein geboren. Darüber freuen sich eine Urgroßmutter (Wittwe Wöllenerber in Remscheid, über 100 Jahre alt, gesund und munter), zwei Urgroßmütter (72 resp. 76 Jahre alt), 35 Enkel und 42 Urenkel, seitens der Urgroßmutter.

Alles falsch. — Herr: „Sie haben mir diesen Stock als echtes Elfenbein verkauft—das ist aber falsch und ich ersuche Sie hiermit, den Stock zurückzunehmen!" — Drechsler: „Was fällt Ihnen ein? Da kann ich nichts dafür! Ich beziehe mein Elfenbein direkt aus Ceylon; es ist traurig, wenn, wie mir scheint, jetzt die Elephanten auch schon falsche Zähne haben!"

Natürliche Ursache.—„Wie kommt's, Karlchen, daß du so oft von Deinem Vater Prügel bekommst?" Karl: „Weil er stärker ist als ich."

Sichere Anzeichen. — Wenn ein Gelehrter Hungers stirbt, so ist das ein Zeichen, daß man ihm bald ein Monument setzen wird.—Wenn ein Schriftsteller durch seine Arbeiten reich wird, so ist das ein Zeichen, daß er kein Deutscher ist.—Wenn ein Mädchen recht auf die Männer schimpft, so ist das ein Zeichen, daß sie gern einen Mann bekommen möchte. — Wenn Einer sagt: „Nee, wissen Se, bei uns ist det alles viele scheener und besser," so ist das ein Zeichen, daß er ein B . . . . . er ist.

Müsterle und Muster.—Eine ziemlich häßliche Schöne las im „Schwäb. Merk." einen Heirathsantrag und trat mit dem Heirathscandidaten, welcher in Pforzheim wohnte, in schriftliche Verbindung, und schließlich wurde eine Zusammenkunft auf dem dortigen Bahnhof beschlossen. Sie schickte ihm als Erkennungszeichen ein „Müsterle" von dem Kleid, welches sie trage, und kam Morgens mit dem ersten Zuge an; sie wartete alle Züge ab, aber vergebens. Zuletzt fuhr sie bitter enttäuscht wiedr nach Hause. Am andern Tage las sie in der Zeitung: „'s Müsterle hat mir scho' g'falle, aber 's Muster net."

Aus der Schule. — Lehrer: „Wie ich euch gesagt habe, bedeutet die Vorsilbe ‚ver' meistens, daß etwas in einen ungünstigen Zustand übergeht; ihr habt z. B. die Worte: Verderben, verpfuschen 2c. Wer kann mir ein paar andere Beispiele angeben?"—Fritzchen (den Finger in die Höhe hebend): „Verloben, verheirathen."

Offizielles Schweifwedeln.—Ein Ortsvorsteher, der einst Ludwig XIV. begrüßen wollte, begann seine Rede in pomphafter Weise mit den Worten: „Cäsar und Alexander — — Cäsar und Alexander — — Cäsar — —." Das Weitere blieb ihm im Munde stecken, Angstschweiß rieselte über seine Stirne, er hätte in die Erde versinken mögen.

Ludwig aber sagte begütigend: „Nun, lieber Freund, was ist es denn mit Cäsar und Alexander?"

Da nahm der Vorsteher alle Kraft zusammen, und platzte kurz und gut heraus: „Sire, Cäsar und Alexander waren ein paar Lausbuben im Vergleich zu Ihnen!"

Secretär Lamar wurde dieser Tage von einem Mann besucht, der ihn, als er seine Hand erfaßte, also anredete: Herr Secretär, ich suche kein Amt und will um keinen Gefallen bitten.—Mein Herr, erwiderte Lamar, Sie sind wie eine Flasche Rosenwasser in einem Meer von Salzbrühe.

Wer war Schuld an der Sündfluth? fragte ein Pastor in der Religionsstunde einen Primaner.

Die Dichter, entgegnete der Gefragte lächelnd, denn es heißt in der Bibel, Gott habe die Menschen verderben wollen, weil ihr Dichten schlecht war von Jugend auf.

Das kommt ja gar nicht vor.—Bauer: Herr Schulze, ist es auch recht, einen Juden zu betrügen?

Schulze: Mache er sich keine unnöthigen Sorgen, Bauer, recht wäre es freilich nicht, aber das kommt ja gar nicht vor."

„In Chicago habe ich ein Bild gesehen, nicht mehr als drei bei vier Fuß, und soll $500 gekostet haben," sagte ein fadenscheiniger Maulheld, „wenn ich eine Million werth wäre, dann gäbe ich nicht $200 für ein wenig Anstreicherei auf Tuch."

„So kannst du sprechen," sagte ein Zuhörer, „aber du bist keine hundert Dollars werth, und ich will wetten, du hast schon mehr als dreimal fünfhundert Dollars bezahlt, um ein bedeutend kleineres Fleckchen anmalen zu lassen."

„Was wäre das?"

„O, deine Nase, denn die ist nicht in einer Nacht so reif geworden wie eine Erdbeere."

Was der Teufel ist. — Abraham a Sancta Clara sagt: Der Teufel ist ein Maler, denn er malt Manchem etwas Blaues vor die Augen. Er ist ein Schlosser, denn er schließt Manchem einen Riegel. Er ist ein Fuhrmann, den er fährt Manchen hinter das Licht. Er ist ein Bader, denn er bereitet Manchem ein schlimmes Bad. Er ist ein Fischer, geht aber meistens mit faulen Fischen um. Er ist ein Seiler, und macht viel tausend Fallstricke. Er ist ein Kaufmann, handelt aber nur mit Bärenhäuterzeug. Er ist ein Gärtner, und verblümt alle seine Schelmereien. Er ist ein Schuster, und will, daß ein Jeder über seinen Leist geschlagen werde. Er ist ein Drechsler, und dreht gar Vielen eine lange Nase. Er ist ein Kürschner, er setzt aber Manchem ein Ungeziefer in den Pelz. Meistens ist er ein Holzspalter, dessen einzige Arbeit das Zerspalten ist.

Die gute alte Zeit.—Der Pastor von Siegenhofen (1560) hatte außer seinen kirchlichen Verrichtungen, um seinen Lebensunterhalt nur einigermaßen verdienen zu können, noch folgende Beschäftigungen: Er war Dorfbarbier, und machte Brautleuten die Hochzeitsschuhe, copulirte sie, spielte bei dem Hochzeitsmahle in dem Wirthshause auf, mußte seiner Kuh das Stroh schneiden, dabei Schule halten, und dennoch mit seiner Familie hungern.

Im hanoveranischen Gesangbuch von 1862 steht folgender Vers von Luther:

„Hetz' du mich arme Sündensau
Mit deiner Gnade Hunden!
Wühl' mir mit deinem Sündenkamm
Die Sündenläus herunten,
Zeuch mir dein Gnadenwammes an,
Damit ich selig sterben kann!"

Prozessirsucht.—Um ihr Auskommen befragt, gab eine argauische Bäuerin zur Antwort: „Gottlob! haben wir ordentlich zu leben, und es bleibt uns am Ende des Jahres immer so viel, die langen Winterabende durch ein Prozeßlein zu verkürzen."

Sarkastisch. — Warum gehört es zum guten Ton in Deutschland, daß man auch französisch sprechen kann? Weil es Dankbarkeit gegen Frankreich beweist, indem dieses seine Armee zweimal durch ganz Deutschland sandte, und den Deutschen praktischen französischen Unterricht geben ließ.

Wink für Prediger. — Ludwig XIV., König von Frankreich, sagte eines Tages zum P. Massilon, der am Hofe seine erste Advents-Predigt gehalten hatte: „Mein lieber Pater! ich habe schon viele große Redner auf meiner Kanzel gehört, und ich war mit ihnen sehr zufrieden. Was aber Sie betrifft, so war ich allemall, wenn ich Sie hörte, sehr unzufrieden mit mir selbst."

Gnadenbrunnen.—Ueber einem Brunnen zu Toulose steht:

Wer trinkt von diesem Born allein,
Wird auch nachher noch durstig sein;
Doch wer am Quell der Gnade trinket,
Der immer klar und lauter blinket,
Wird haben auf immer im Herzensgrund
Wasser, das fließet zu jeder Stund.

Segneri predigte einst in Neapel: „Feuer! Feuer! Es brennt! Hülfe! Kommt schnell! Wasser herbei! Spritzen geholt! Feuerio!" Die ganze Kirche kommt in Aufruhr, es entsteht Jammern und Schreien, Alles drängt zur Thür. Da fängt Segneri laut an zu rufen: „Bleibt doch da, es ist Nichts! O ihr Narren und albernen Gecken, was fürchtet ihr euch so? Was thät's denn auch, wenn all' euer Plunder zusammenbrennte? Können eure Häuser und Paläste, eure Möbeln und Schätze euch nur um ein Haar helfen, wenn ihr sterbt? Wie könnt ihr euch so ängstigen aus Furcht vor einem Feuer, das blos Koth verzehrt? Und über das Feuer, das euer Bestes, euer Herz zerfrißt und ewig fortbrennt, ängstigt ihr euch nicht!? Und das Feuer brennt schon! Ich sah es brennen in euren Herzen zu lichterlohen Flammen! Das Feuer der Lust und Gier und Sinnlichkeit! Das ist der grause Brand, den ich sehe. Bleibt da und lösch't; bringt Thränenwasser herbei und lösch't dieses schreckliche Feuer!"

Mein Reichthum — gottselig und genügsam sein.
Mein Ruhm — der Herr, der mich gerecht macht und gerecht spricht.
Meine Macht—das Gebet, voll Zuversicht und Ergebung.
Mein Erbe — der Himmmel.
Mein Ein und Alles — der im Himmel wohnt und Alles in Allem sein wird.

Man muß nur seine Ruhe bewahren.—Ein Bauer im Oberharz war mit einem selten-guten Schlaf gesegnet. In der Nacht bricht ein furchtbares Gewitter los. Donner auf Donner. Der Bauer schläft weiter. Schlag auf Schlag. Der Bauer schläft weiter. Da endlich bei einem neuen heftigen Donnerschlag weckt die erschreckte Frau ihren Mann: „Vater, staed uff, de Welt geht unner!"—„Posunt's denn schun?" fragte der Bauer, legte sich auf die andere Seite und — schläft weiter.

Witzig. — „Was ist das für ein Gebäude?" fragte ein Herr einem Knaben, welcher eben aus dem Schulhaus kam.

„Das wo ich eben herausgekommen bin?"

„Ja, eben das."

„Das ist eine Gerberei," antwortete der Junge, und fühlte nach seinem Sitztheil.

Ein Mann in Arizona hat seine Zeitung abbestellt, er will sie nicht länger lesen. Ursache: Er hat an den Editor geschrieben für ein gutes Mittel, um die Muskitos los zu werden, da hat ihm der Zeitungsmensch geantwortet, er soll sie todschlagen, darüber ist der Abonnent ärgerlich geworden. War das Mittel nicht gut?

Ein verdächtiges Thier. — Lehrer: Ich habe euch von der Klapperschlange erzählt. Wer kennt ein ähnliches Thier, dem man ebenfalls nicht trauen darf? Nun, Fritzchen?"

Fritzchen: „Der Klapperstorch."

Logogryph.

1 2 3 4 Wo großer Thaten Lob sich fand,
Bot zur Erhöhung ich die Hand.

1 2 4 Von vielen als Getränk vermieden,
Bin ich Matrosen meist beschieden.

Mathematische Aufgabe.

Eine gewisse Zahl dividirt mit 11 bleibt nichts übrig; aber dividirt mit irgend einer Zahl zwischen 1 und 11 bleibt eins weniger übrig als der Dividend. Welches ist die Zahl? Fl. Gasser.

Auflösung der Räthsel im Juniheft.

1. Räthsel. — Schattenriß. — Von Niemand.

2. Räthsel. — Examen. — J. A. Henke, C. W. Reichert, Fl. Gasser, C. J. Seidensticker.

General Ulysses S. Grant.

Siehe Seite 480.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. September 1885. Nr. 9.

Die Erstlinge des Feldes.

Wie schön die Flur ist, wenn in des Sommers Gluth
Mit voller Frucht erprangend die Felder stehn,
Wenn eines mit dem andern streitet
Um des erfreulichsten Glanzes Vorrang!

Holdsel'ger Anblick, wenn die Natur einmal,
Nicht kärglich messend, wie es die Händler thun,
Nein! wie es Königen ziemt zu geben,
Ohne zu zählen ihr Bestes austheilt!

O, daß Erfüllung folge dem Hoffen, daß
Gleich dem Gereiften sei, was noch reifen soll,
Auf Halmen noch sich wiegt, am Boden
Noch zu der Sonne die Blätter breitet!

Was auch der Menschen Witz sich ersinnen mag,
Um Noth zu lindern, Alles ist Stückwerk nur,
Wenn nicht der gnäd'ge Gott im Himmel
Nimmt in gewaltige Hand die Sache.

Im grauen Gothen.

(Schluß.)

Wir sollten uns alle am Posthause unten versammeln, und ich hatte ein gut Stück Weges zu gehen bis dahin. Ich sollte mich zu Bob Stokes Gespann halten. Ich erinnere mich, daß ich sehr schnell ging; die Hände in den Taschen, starrte ich die Sterne an. Ich versuchte, nicht an Nancy zu denken, aber — ich dachte an nichts anderes. Es war noch so früh, daß die meisten Leute schliefen, und nur wenige da waren, um uns ausrücken zu sehen. Bob Stokes' Weib aber war da, um ihm Lebewohl zu sagen, ihn zu küssen und an seine Schulter gelehnt zu weinen, doch weiß ich nicht, ob er sich viel daraus machte. Wir waren unserer einundzwanzig bei der Gesellschaft und standen im Contrakte mit Dove und Beadle; diese als die größten und besten machten dann Geschäfte in den Wäldern. Wir waren eigentlich durch die Bank ordentliche, anständige Leute, solide, wohlhabende Hinterwäldler, und besaßen jeder seine Farm längs des Stromes. Ja, wir waren eine biedere und schmucke Truppe, als wir so am frühen Morgen in unseren rothen Uniformen aufbrachen. Nancy gab sich stets die erdenklichste Mühe mit meiner Blouse, damit ich mit dem Ausflicken keine Noth bekäme, weil ich doch den ganzen Winter lang keine Seele hatte, die mir einen Stich hätte nähen können. — Die Jungen waren alle voller guten Muthes, sie sangen, bis sie die Stadt aus den Augen verloren hatten, sie schwenkten die Hüte und

winkten mit den Taschentüchern den Weibern und Kindern zu, die am Wege oder an den Fenstern standen. Ich sang nicht, der Wind war mir zu scharf.

Wir gingen in diesem Jahre nicht tief in die Wälder hinein. Dove und Beadles Waldungen lagen ungefähr dreißig Meilen von dem nächsten Hause entfernt. Es war das ein einsames, verödetes Gehöft, in dem Niemand wohnte, als ein taubes, altes Weib mit einem Hunde. Von dort waren es immer noch fünf Meilen bis zu unserem Städtchen.

Manchmal, sage ich dir, sind wir hunderte von Meilen entfernt gewesen von jedem menschlichen Wesen. Wir brauchten mit den Ochsen aber doch auch diesmal ziemlich zwei Tage, bis wir an Ort und Stelle kamen. Die Gespanne waren schwer beladen mit all den Aexten und Schweinefleischfässern. Es war ein grauer, fataler Tag, die Luft voller Schnee, um vier Uhr war es schon dunkel, als wir auf einem kahlen, einsamen Flecken Halt machten. Die Bäume waren schon alle zum Fällen gezeichnet, ganz enorm viele, besonders Fichten. Dove und Beadle ließen dies Geschäft schon zeitig im October vornehmen. Es ist eine schöne Sache, so die Bäume auszuzeichnen, während die Sonne noch warm und freundlich scheint, und die Wälder strahlen und leuchten, wie Freudenfeuer mit ihren gelben Ahornblättern. Ich that es eigentlich gar zu gern, aber deine Mutter wollte nichts davon hören, weil mich das noch einen Monat länger vom Hause fern hielt.

Wunderbar, Johannes, wie genau man sich manchmal auf Dinge besinnt, die eigentlich gar keine Bedeutung haben. Ich besinne mich, wie alles an diesem Abende aussah, als wäre es gestern gewesen, wie die Gespanne langsam heranrasselten, und wie eifrig wir die Streu zusammenharkten, um nur in Ordnung zu kommen. Wir fanden drei Hütten vor; sie waren natürlich ganz leer, und etwas Schnee hineingeweht. Bobs' Ochsen waren ausgespannt und ließen die schweren Köpfe hängen. Die Pferde wieherten nach Futter. Holt zündete ein mächtiges Feuer an, die Burschen standen in ihren rothen Blousen, redeten den Ochsen zu und sangen, um sich bei Laune zu erhalten. So weit du sehen konntest, lag Schnee, auf den Zweigen, auf dem Wege, rings herum, tief in den Wald hinein. Man fühlte ihn ordentlich in der Luft, und der Wind setzte um zu einem regulären Nordost. Die Bäume standen kahl und düster umher, kein einzig Blatt darauf, und unter den Gesträuchen war alles schwarz wie Pech. „Fünf Monate," sagte ich zu mir, „fünf Monate!"

„Was in aller Welt ficht dich an, Hollis?" lachte Bob, indem er mir einen derben Schlag auf die Schulter gab, „du schüttest ja wohl gar den Ochsen Syrup in ihr Heu!"

Wahrhaftig, er hatte recht, ich machte nichts wie Dummheiten. „Du thust ja rein dämlich," meinte er. Ich mußte seine Neckereien still hinnehmen, denn den Grund hätte ich nicht um die Welt sagen mögen. Ich wußte, jetzt schob sie ihren kleinen, niedrigen Stuhl mit den rothen Kissen an das Feuer und setzte sich mit den Kindern nieder. Und ich wußte, mochte ich es mir ausreden, soviel ich wollte, daß sie im Dunkeln leise vor sich hinweinte, so leise, daß keins von den Kindern es merken sollte — weinte über die Worte, die wir mit einander gewechselt. Und nun war ich fort, ohne sie wieder gut gemacht zu haben, und mußte meinen unglückseligen Zorn bereuen. Fünf Monate lang fort von ihr, konnte es sie nicht einmal wissen lassen! Die Kameraden sagten, ich sei diesmal ein trübseliger Gesellschafter—natürlich! Ich konnte und konnte nicht darüber hinwegkommen, daß sie von meiner Reue nichts wissen solle. Hätte ich ihr einen Brief schicken können, oder eine Nachricht, oder irgend etwas, es wär' mir vielleicht besser geworden. Aber dazu war fürs erste noch keine Aussicht, höchstens, wenn uns Futter ausgehen sollte, oder Fleisch, aber das war kaum zu vermuthen, wir waren reichlicher versehen denn je.

Gleich zu Anfang hatten wir zwei grimmig kalte Wochen und harte Arbeit zu bestehen. Der fürchterlichste Sturm fiel ein und hielt lange an. Ich erlebte so etwas nie, weder vorher noch nachher. Es schien, als solle er nie ein Ende nehmen. Sturm auf Sturm, Frost auf Frost, einen halben Tag Sonnenschein, dann wieder die alte Geschichte. Es machte die Leute alle heimwehkrank. Trotzdem blieben wir muthig bei der Arbeit. Wir hieben und beschnitten und sägten trotz Sturm und Eis. Bob Stokes erfror sich in der zweiten Woche seinen linken Fuß, und ich war auch übel genug daran. Cullen, der Aufseher, war in einem traurigen Zustande, und dabei von einer Laune, nicht zu beschreiben.—Aber wenn die Sonne durchkommt, ist es im Ganzen doch kein übles Leben. Den ganzen Tag in guter Gesellschaft, rüstig bei der Arbeit, zu Mittag ein warmes, kräftiges Essen, dann bei Dunkelwerden zurück in die Hütten, zu einem hell lodernden Feuer und gutem Abendbrod. Aber dann pflegte ich erst recht viel an Nancy zu denken. Das große Feuer war mitten in der Hütte und im Dache eine mächtige Luke, um den Rauch herauszulassen. Wenn das Abendbrod vorüber, dann erzählten sich die Burschen Geschichten, oder sie sangen, und machten ihre Späße. Wir wurden zeitig müde und krochen schon vor zehn Uhr mit unsern Deckbetten dicht unter das Dach. So lagen wir mit dem Kopfe dicht unter der Dachrinne und mit den Füßen am Feuer, wohl zehn bis zwölf in einer Reihe. Diese Hütten waren meist so leicht gebaut, wie ein Kind seine Kartenhäuser zusammensetzt, die Balken nur in einander gefügt. Manchmal, wenn die ganze Gesellschaft schlief wie die Maulwürfe, lag ich noch wach und dachte an deine Mutter. Es mag wohl sehr thöricht sein, und ich hätte es gegen Niemand aussprechen mögen, aber ich wurde einmal den Gedanken nicht los, ihr oder mir würde etwas zustoßen, ehe die fünf Monate um wären. Und ich mit den unvergebenen Worten auf dem Herzen! Schlief ich dann ein, so träumte ich von ihr,

wie sie in ihrem Nachtrock mit dem kleinen, rothen Tuch, den schweren Jungen auf dem Arme, auf und ab ging.

So ging es weiter bis zum letzten Januar. Da, eines Tages sehe ich die Leute in einem Haufen zusammengedrängt, die Köpfe zusammenstecken. „Was ist los?" fragte ich.

„Der Fleischvorrath ist zu Ende," flüstert mir Bob zu. „Beadle hat die letzten Fässer angebrochen, und die sind verdorben."

„Wer geht unter?" fragte ich zusammenfahrend. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg.

„Cullen hat noch nicht darüber bestimmt," erwidert er und geht ab. Nun mußt du wissen, es war nicht ein Mann unter uns, der nicht gern die Gelegenheit ergriffen hätte, hinunter zu gehen. Das unterbrach den Winteraufenthalt doch wenigstens einmal, und man konnte beim Vorüberfahren leicht eine halbe Stunde nach Hause laufen. Aber für mich, der es zuletzt erfahren, war wenig Aussicht. Trotzdem ging ich sofort zu Cullen.

„Zu spät, eben Jakobs versprochen," antwortete er ruhig und kurz; für ihn war es nichts als eine Geschäftssache.

Ich drehte mich um und sprach kein Wort. Ich hätte es nie geglaubt, daß ich mich um so einer Sache willen könnte so gebrochen fühlten. Cullen sah mich scharf an. „Hallo, Hollis, alter Freund," rief er ganz erstaunt, „brauchst du etwa Geld?"

„Nein, nichts, ich danke, Herr." Damit zog ich pfeifend ab.

Ich hatte eine kleine Unterredung mit Jakobs allein. Er versprach mir, alles zu besorgen und jeden Auftrag pünktlich auszurichten. Als der Abend anbrach, ging ich zu Cullen und borgte mir seinen Bleistift. Er sah mich wieder fragend an, gab ihn aber gleich. Holt verschaffte mir ein Stückchen reines, graues Papier, das er zwischen den Fässern gefunden hatte, und ich wanderte damit unter die Bäume. Ich zündete mir ein kleines Wachholderfeuer an und setzte mich nieder in den Schnee, um zu schreiben. Ich konnte es in der Hütte, bei all' dem Spektakel und dem Gesange nicht thun. Es ging nicht sehr viel auf das kleine graue Papier, aber dies waren die Worte, die ich schrieb, ich erinnere mich ihrer ganz genau, obwohl es länger als zwanzig Jahre her ist. „Liebe Nancy, ich kann nicht darüber hinwegkommen, und ich nehme alles zurück, was ich gesagt. Und sollte mir was zustoßen, wenn wir mit den Flössen herabkommen," — weiter kam ich nicht, denn ich schreibe groß; so schrieb ich „Aron" in die Ecke, das konnte aber ebenso gut Abimelech oder sonst was heißen, denn ich konnte kein Sterbenswort lesen von dem, was ich schrieb. Dann falte ich das Papier zusammen und ging zu Bett mit dem brennenden Wunsche, ich wäre Jakobs.

Am andern Morgen ganz zeitig weckte mich Jemand mit einem leichten Schlag. Es war der Aufseher. „Was gibt's, Mr. Cullen?" fuhr ich aus dem Schlafe empor.—„Hurtig, Mann," lachte er freundlich, „iß schnell dein Frühstück, Jakobs liegt krank. Aber das sage ich dir, du und das Feisch müßt übermorgen wieder hier sein, also sei flink Mann!"

Ob ich es war, Johannes!

Es mochte wohl acht Uhr sein, als ich aufbrach. Eine ganze Weile hatte es gedauert, ehe ich alles besorgt, mein Frühstück gegessen, die Gäule gefüttert und alle meine Aufträge und Befehle bekommen. Ich stand da, schlug den Schnee mit der Peitsche und hörte ungeduldig auf Mr. Cullen's letzte Worte, voller Hast, nur bald fortzukommen. Sie gaben mir unsere zwei Pferde und einen leichten Wagen. Wär' es nicht um den Schnee gewesen, ich hätte die Sache sehr gut in zwei Tagen abmachen können. Aber an Stellen, wo der Wind den Schnee nicht weggefegt hatte, ging er den Thieren beinahe bis an die Kniee, und an den Gräben lag er vier Fuß hoch. „Ich muß das Fleisch aber Mittwoch Abend sicher haben," sagte Cullen.

„Schon recht, so Gott will, haben Sie es schon am Mittwochmittag, jedenfalls aber Mittwochnacht."—„Ich fürchte, du wirst etwas Sturm bekommen," meinte er, die Wolken beobachtend, „du weißt den Weg doch ganz genau?"

Versteht sich," antwortete ich. Was that mir die Aussicht auf Sturm. Ach, ich sage dir, ich war doch gar zu froh! Nun konnte ich sie doch sprechen. Wie habe ich Gott gedankt, daß ich gehen konnte!

Beß und Beauty, — so hießen die beiden Pferde, und von allen häßlichen Gäulen, die ich je gesehen, war Beauty der häßlichste, — begannen mit einem munteren Trabe ihre Reise, den kleinen Hügel hinab. Die schlauen Thiere wußten so gut wie ich, daß es nach Hause ging. Ich blickte zurück, als wir um die Ecke bogen und sah die Kameraden alle um das Feuer stehen. Ich fühlte mich doch einsam, als ich sie aus den Augen verlor; der Schnee lag so feierlich und todtenstill, und ich hatte mehr als dreißig Meilen vor mir, bevor ich ein menschliches Antlitz wiedersehen konnte. Die Wolken sahen dunkel aus, es fielen bereits vereinzelte, kleine Flocken, nnd unter den Bäumen breiteten sich die purpurschwarzen Schatten gegen den weißen Schnee recht unheimlich aus. Ueberall, wohin das Auge blickte, nichts als Schnee oder Finsterniß. Ich mußte scharf auf meine Straße achten, um nicht irre zu werden.

Es gibt auf der Welt keinen Ort, wo Einen der Wind so unerwartet und urplötzlich überfallen kann, als in bergigen Wäldern. Du kannst sein Nahen zuerst nicht merken, die Bäume stehen so dicht, daß man die ersten Flocken kaum achtet. Urplötzlich ist das Schneetreiben da, und der Sturm bricht los. Ich kehrte mich nicht daran, ich dachte an Nanetty — so pflegte ich sie zu nennen, als sie noch ein junges Mädchen war. Ich überlegte, wie sie überrascht sein würde, und wie froh. Ich wußte es ganz genau, daß sie sehr froh sein würde. Ich dachte nicht so erbärmlich von ihr, um ihr etwas anderes zuzutrauen. Ja, sie bereute ebenso wie ich, was ge-

schehen war, wenn sie auch nicht die Schuld trug. Sie würde aufspringen, mit einem Schrei ihr Nähzeug wegwerfen, mir entgegenlaufen, ihre Arme fest um meinen Hals schlingen und weinen, und außer sich sein vor Freude. Was kümmerte ich mich da um den Schnee, während ich mir das alles in meinem Sinne ausmalte?

Plötzlich fuhr ich auf, etwas Scharfes schlug an mein Auge, es war eine kleine Eisnadel. „Oho!“ sagte ich zu mir mit einem kleinen Schauder und einem langen Seufzer. Nun wußte ich, Johannes, was mir bevorstand; es war kein Kinderspiel, und möglicherweise währte es bis zum Sonnenuntergange oder gar bis zum andern Morgen. Jetzt war's ungefähr Mittag. Der Weg war gerade ziemlich eben, und die Bäume standen spärlich. Es war vor drei Jahren hier gelichtet worden, und große kahle Flecken dehnten sich zwischen den Bäumen aus, so daß eigentlich alles wie Weg aussah. Ich schob mein Visier über die Augen, um mich vor dem feinen Hagel zu schützen, aber wenn diese dummen Dinger erst ordentlich durchweicht sind, taugen sie rein gar nichts, und sehen mußte ich, wenn ich den Weg nicht verlieren wollte. Es fing an, sehr kalt zu werden. Der Wind pfiff scharf und schneidig wie ein Pfeil. Der Hagel drang nach und nach überall durch, in die Augen, tief in den Nacken, und schnitt mir wie mit Messern in die Backen. Ich konnte beobachten, wie der Schnee wirklich unter den Pferden festfror und zu Eis ward. Ich holte aus, um Beß einen Schlag auf den Rücken zu geben, und noch ehe ich den Ellbogen wieder krumm machte, war der Rockärmel festgefroren wie ein Brett. Blickte man empor nach dem Himmel, so stachen die spitzen Dinger wie Nadeln in die Augen, gerade als ob man Schrot bekäme. Sah man unter die Bäume, so konnte man bemerken, wie in einem Augenblicke die Eiszapfen anschossen und unten der tiefdunkle Schatten gähnte. Schaute man gerade vor sich hin, so sah man einfach nichts. Endlich war es mir, als ob ich die Zügel verloren hätte; ich blickte auf meine Hände, aber ich hielt sie noch fest. Nun merkte ich, daß es hohe Zeit war, abzusteigen und nebenher zu gehen. Ich versuchte nicht mehr vorwärts zu sehen, es half mir doch nichts, denn der Hagel war so fein und dicht, in jedem Augenblicke fühlte ich zwanzig und mehr Stiche, und dann wurde es auch finster. Beß und Beauty kannten den Weg so gut wie ich, und wohl oder übel, ich mußte mich ihnen anvertrauen. Ich meinte, ich müßte bald an der Lichtung sein, wo ich beschlossen hatte, die Nacht zu kampieren, falls ich das Haus der alten Frau nicht mehr erreichen könne. — Da war ein Mann aus Bangor, der war auch so neben seinem Gespann her marschirt, und immer weiter, immer weiter, sogar noch—sagen die Leute—als ihm der Athem schon ausgegangen war. Sie fanden ihn an der Wagenachse festgefroren. Ich hätte was darum gegeben, hätte ich nicht immer an diese dumme Geschichte denken müssen, und dabei marschirte ich mechanisch immer vorwärts. Bald darauf stand Beß still. Beauty drängte vorwärts, aber plötzlich hielt auch sie an. Ich konnte nicht so schnell stoppen und ging noch wie ein Uhrwerk, bis ich in eine Linie mit den Ohren der Thiere kam. Dann stand auch ich — sonst würdest du diese Geschichte wohl schwerlich je erzählen hören, alter Junge. Zwei Schritte noch, und zweihundert Fuß tief klaffte hinab vor mir ein gähnender Abgrund, so jäh, wie nur ein Senkblei. Um den Rand hatte sich nur eine leichte, lose Schneewolke gelegt. Rechts und links erhoben sich steile Felsen und darüber düster grauer Himmel. Ich war im „grauen Gothen!“

Ich setzte mich nieder, schwach wie ein Kind. Aber so viel Verstand blieb mir noch übrig, um zu wissen, daß ich so nicht sitzen bleiben könne. Eine Hütte in der Nähe fiel mir ein, an der ich in der Dämmerung mußte vorbei gekommen sein, ohne sie zu bemerken. Sie war gerade an der Stelle erbaut, wo die Felsblöcke sich einander nähern, gerade wie barmherzige Menschen dort Leuchtthürme anlegen, wo dem Schiffer an den Klippen die größten Gefahren drohen. Den Weg zu finden, war für heut Abend unmöglich, das stand fest. Ich fand aber die Hütte, kroch hinein und zog die Pferde dicht neben mich, bekam auch ein Feuer zu Stande, und ich und Beß und Beauty, wir schliefen mit einander.

Ich weiß selber nicht, was Gothe ist. Der eine graue Felsen hat eine ganz eigenthümliche Form, fast wie eine menschliche Gestalt, nur riesen-, riesengroß. Manche behaupten, von weitem sähe er aus wie ein gewappneter, unheimlicher Mann. Mir ist das nie aufgefallen, aber in jener Nacht hätte ich nichts natürlicher gefunden, als daß er zu meiner Thür hereingekommen wäre und mich sammt den Pferden verschlungen hätte. Als ich am andern Morgen erwachte, glaubte ich im Feuer zu liegen. Ich drehte und wandte mich, blieb aber steif und starr wie ein Eisblock. Meine Zunge war so geschwollen, daß ich nichts ohne Würgen hinunterbringen konnte. Ich krabbelte mich endlich doch empor. Jeder Knochen ungelenk wie ein Schieferstein. Beß sah mich flehentlich an und wieherte nach Frühstück. „Beß,“ sagte ich ganz heiser und leise, „wir müssen heute nach Hause kommen, aber wie? wie? wie?“ Ich stieß die Hüttenthür auf, trat in eine tiefe Schneewehe und wankte zurück. Ich machte einen zweiten Versuch und watete hindurch. Ein langer, dürrer Ast lag da, er mochte die Nacht erst herabgeweht sein. Ich senkte ihn ein in den Schnee und zog ihn heraus; ziemlich sechs Fuß! Ich ging zurück zu Beß und Beauty und schloß die Thür. Ich sagte ihnen, es ginge heute nicht, es wäre nicht zu ändern, meine Arme seien zu schwach, um uns herauszugraben. Ich müsse stille liegen und bis morgen warten. Ich lag still und wartete bis morgen. Es schneite weiter, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Es schneite noch immer, als ich am folgenden Morgen wieder die Thür aufstieß und hinaus in das Unwetter blickte. Ich schloß sie und legte mich nieder, es war alles einerlei. Am dritten Tage kam die Sonne heraus, und ich dachte

an Nancy. Ich wollte sie überraschen. Sie würde aufspringen und mir entgegenlaufen und mir um den Hals fallen. Ich nahm die Schaufel, kroch auf Händen und Füßen hinaus, aber sie entsank sofort meinen Händen, ich stolperte über sie wie ein Kind.

Nun verstand ich es. Ich hatte nie in meinem Leben das Fieber gehabt; kein Wunder, daß ich es nicht sofort begriffen hatte, was mit mir los war. Nun jetzt, in einem Augenblicke ward mir alles klar. Kein Mensch konnte mich hören; mochte ich rufen, mochte ich schreien, da war Niemand, der mir hätte antworten können. Nach und nach würde das Feuer verlöschen. Nancy würde nie kommen. Nancy wußte von nichts. Nancy und ich, wir würden uns nie wiedersehen, nie uns versöhnen. Ich streckte meine Arme weit aus in die kalte Luft, ich seufzte ihren Namen, ich schrie ihren Namen. Dann, noch einmal in Todesangst versuchte ich, durch den Schnee zu dringen.

Ich sage dir, Johannes, ich war ein beherzter Mann, der bisher keine Furcht gekannt. Ich konnte erfrieren. Ich konnte hier, allein in dem fürchterlichen Orte, im Fieber verbrennen. Ich konnte verhungern. Nicht der Tod, nicht all das Grausen um mich her war es, dem ich nicht vermochte ins Auge zu sehen, Gott ist mein Zeuge, nein! Aber ich liebte sie! Ich liebte sie so treu, so innig! Und nun sollte ich sie nie wieder sehen! Niemals mehr mit ihr sprechen! Meine letzten Worte zu ihr waren gesprochen, und was waren das für fürchterliche Worte! Das war das Vermächtniß, das ich ihr zurückgelassen. Diese Erinnerung blieb ihr, Tag für Tag, Jahr für Jahr, so lange sie überhaupt noch etwas denken konnte. Ich glaube, ich bin damals rasend geworden von dem Fieber und von diesem Gedanken. Ich fiel auf die Erde, hülflos wie ein Stück Holz und lag seufzend da. „Allmächtiger Gott! Allmächtiger Gott!" schrie ich immer und immer wieder, und wußte zuletzt nicht mehr, was ich sagte, bis mir die Worte im Halse stecken blieben.

Am nächsten Morgen war ich selbst zu schwach, um die Thür aufzustoßen. Ich kroch auf den Knien durch die Hütte, ich schrie und rief gerade wie am Tage zuvor und brach dann kraftlos in der Ecke zusammen. Darnach stand ich nicht mehr auf. Wie viele Tage, wie viele Nächte so vorübergegangen, davon habe ich keine Ahnung. Ich habe es später erfahren, als sie mir beschrieben, wie sie gewartet hätten und die Köpfe zusammengesteckt und sich gewundert und geängstigt, und wie sie nach Hause geschickt, und wie sie — doch jetzt nichts davon, jetzt nicht! —

Ich schluckte von Zeit zu Zeit ein bischen Schnee hinunter, wenn ich aus meinem Taumel erwachte. Das Brod lag auf der andern Seite des Feuers, ich konnte es nicht erreichen. Beauty fraß es eines Tages auf; ich sah es, konnte es aber nicht hindern. Dann ging der Holzvorrath zu Ende. Ich riß mit meinen Nägeln einzelne Splitter von den Latten ab, aus denen die Hütte bestand, und unterhielt noch eine kleine Gluth. Dann glimmten nur noch einzelne Kohlen, zuletzt nur Funken. Eines Nachts — da war es ganz vorbei, und der Wind fuhr durch den Schornstein in die Hütte hinein.

Eines Tages öffnete ich meine Augen; Beß war gefallen, lag todt und starr in der Ecke. Beauty hatte die Thür zu öffnen gewußt, und war davon gelaufen. — Manchmal glaubte ich, Nancy zu sehen; in ihr Tuch gewickelt, wanderte sie rund um die Asche, in der eben die letzten Funken verglimmten. Dann wieder glaubte ich, meine kleine Marie Anne wäre da, oder Isaak, oder eins von den Kleinen. Aber es war nichts. Ich wähnte, ich sei gestorben, und wunderte mich, daß ich noch hier sei, und wo ich wohl nun hinkommen würde.

Eines Tages gab es viel Geräusch um mich her. Ich hörte viele Stimmen, meinte aber, es sei Sinnestäuschung. Es knisterte im Schnee — ich blickte auf. Die Thür stand weit offen, und Männer stürzten herein, und — eine Frau! Sie, Allen weit voraus, kam mit einem Satze auf mich zu. Sie sank neben mir nieder, sie lehnte mein Haupt an ihre Brust, sie schlang ihre Arme um meinen Hals, sie beugte ihre Wange herab zu der meinigen, und ihr warmer Athem berührte mein Haupthaar. Sonst wußte ich nicht, was um mich her vorging. Nun gab es erwärmenden Trank, es gab Feuer, Betten, heißes Wasser, und wer weiß, was noch alles! Aber wärmer als alles andere, erquickender fühlte ich ihren Arm um meinen Hals, und ihr langes, liebes Haar, das aufgelöst herab auf meine Hand fiel! Endlich fand ich die Sprache wieder: „Nancy!" sagt' ich.

„O, nicht doch," flüstert sie, und nun merke ich erst, daß sie weint.

„Aber ich muß, es thut mir gar zu leid!"

„Und mir auch!"

„Ach, Nancy, ich dachte, ich wäre gestorben und hätte mich nicht mit dir versöhnt! Es ist alles meine Schuld, denn ich hätte umkehren sollen und dich küssen."

„Nein, nein, nein! es war meine! Ich schlief ja gar nicht, nicht eine Spur! Ich blinzelte durch die Augenlider, ob du wohl zurückkommen würdest, dann wollte ich erst aufwachen! Was für Narren sind wir gewesen."

„Nanette! Du kannst die Lampe immer blaken lassen!"

„Aaron!" hebt sie leise an, „Aaron!" gerade wie an jenem Abend, und wie an jenem Abend vollendet sie nicht. —

Aber ich sage dir, Johannes, manchmal denke ich: Wenn meine Zeit nun kommt, daß ich heimgehe und mir Gottes Gnade in seinem Reiche ein Plätzchen schenkt — ach, wie sehne ich mich oft, daß es bald so weit wäre, und wie wird mir zu Zeiten das Warten so schwer! — da werde ich sie wiedersehen, gerade mit dem Engelsangesichte, das sich damals über mich alten Sünder geneigt hat. (v. Sch.)

Samuel Johnson, L. L. D.

Von S. L. Umbach.

Nicht alle Blumen, die den Garten Gottes zieren, und ihren lieblichen Geruch verbreiten, wachsen in den Gärten, die von Menschen Händen gepflanzt und gepflegt werden. Manche schöne Blume blühet an rauher Felsenwand, nur ihrem Schöpfer zu ehren. Das kann auch angewandt werden im vollen Sinne des Worts auf Gottes höhere Geschöpfe — die Menschen. — Mancher hat dem lieben Gott und seinen Mitmenschen große Dienste geleistet, ohne daß er die geistliche Pflege und die natürliche Ausbildung erhalten hat, die man gewöhnlich findet bei besondern Größen in der Welt und Kirche. Es kann dieses großentheils angewandt werden auf Samuel Johnson, welcher ums Jahr 1709 zu Lichfield, England, das Licht dieser Welt erblickte. Seine Eltern waren arm, jedoch redlich und genau. Sein Vater, Michael Johnson, trieb einen Bücherhandel im Kleinen von Markt zu Markt in den verschiedenen Dörfern und Städten seiner Umgebung, in welchem Geschäft ihm Samuel behülflich war, sobald er ein Alter erreicht hatte, welches ihn dazu befähigte. Es kam hier in seinen Jugendjahren ein Fall vor, welcher bemerkenswerth ist.

Es sollte der junge Samuel einmal seines Vaters Stelle einnehmen auf dem Markt, da derselbe krank war, aber er schämte sich, so zu thun, und war seinem Vater ungehorsam. Diese That quälte ihn, und das besonders noch nach dem Tode seines Vaters, an dem er mit zärtlicher Liebe hing. Fünfzig Jahre vergingen und der noch von seinem Gewissen verfolgte Mann kam in die Gegend, wo er ungehorsam war. Er logirte bei Freunden. Auf einmal war ihr Gast verschwunden. Niemand wußte wohin. Als er noch einigen Stunden Abwesenheit zurückkehrte, erzählte er ihnen, er habe seine vor fünfzig Jahren begangene Sünde gesucht abzubüßen, dadurch, daß er eine Stunde barfuß im Regen auf dem Markt stand. Dies zeigt an, wie zart dieses großen Mannes Gefühle waren, seinem Vater gegenüber. Von Kindheit an hatte er ein scrofulöses Leiden, welches seine Augen schwächte. Seine Mutter gab ihm Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaft, auch besuchte er kurze Zeit eine Damenschule. Bei einem sehr strengen Lehrer in Lichfield lernte er Latein. Auf die Frage eines Freundes, wie er diese Sprache so gut bemeistert habe, antwortete er: Mein Lehrer hat sie mir „eingeschlagen," sonst hätte ich sie nie gelernt. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß und einen sehr starken Durst nach Kenntnissen. Er las jedes Buch, welches ihm zur Hand kam, und seines Vaters Geschäft bot ihm dazu eine treffliche Gelegenheit. Wegen dem Fehler in seinem Gesicht nahm er nicht oft Theil an den Spielen seiner Mitschüler, sondern war viel allein im Nachdenken begriffen. In seinem vierzehnten Jahr besuchte er eine höhere Lehranstalt für ein Jahr. Theile von seinen Uebungen, besonders Uebersetzungen aus der lateinischen Sprache, sind bis heute erhalten worden, und zeugen von seinem classischen Hang und seinem poetischen Genie. Aus Mangel an Mittel mußte er wieder von der Schule zurückkehren und verbrachte zwei Jahre in seiner Heimath, während welcher Zeit er von seinem Vater oft des Müßiggangs beschuldigt wurde. Aber er verwendete seine Zeit im Lesen von nützlichen Werken, deren Inhalt in seinem trefflichen Gedächtniß hafteten, und ihm in späteren Jahren von großem Vortheil waren. Eine kurze Zeit besuchte er auch die berühmte Universität zu Oxford und gewann viele Freunde unter Lehrern und Studenten. Er sprach nachher oft mit großem Vergnügen von seinen Studiengenossen, unter welchen eine große Anzahl der berühmtesten englischen Poeten war. Er pflegte zu sagen: „Wir waren ein Nest voll singender Vögel." Von noch größerer Bedeutung waren seine religiösen Studien. Er las viele der besten religiösen Schriften seiner Zeit. Sein Tagebuch zeigt an, daß er nebst seinen Studien und seinem Bücherlesen jede Woche sechshundert Verse aus dem Alten und zweihundert aus dem Neuen Testament las. Da nun sein Vater durch den Tod abging und Samuel's Erbtheil sich nur auf neunundzwanzig Pfund belief, so mußte er auch die Fortsetzung seiner Studien in Verbindung mit einer Schule einstellen. Er mußte nun hinaus in die Welt, und wie er selbst sagte, sein eigenes Glück suchen. — Er konnte sich lange nicht entschließen zu einem Beruf, aber wie die Noth immer erfinderisch ist, so auch in seinem Fall. Er mußte nun seinen Unterhalt suchen und nach dem greifen, in welchem er sich am besten bewegen konnte. Seine Feder, die er sehr gewandt zu führen wußte, sollte ihm seinen Unterhalt geben, und seinem Land und den künftigen Generationen von großem Nutzen werden. Er machte die Weltstadt London zu seiner Heimath, und wurde dort bekannt mit Männern von literarischer Bildung, die auch bald sein Talent zu schätzen wußten. Johnson war ein regelmäßiger Contributor für das "Gentlemens Magazine," eine bedeutende Zeitschrift Englands. Seine vielen Artikel werden heute noch vielfältig abgedruckt, und von Tausenden mit Vergnügen gelesen.

Die haupt literarische Arbeit, wodurch dieser Mann berühmt wurde, ist sein großes, ausgedehntes Wörterbuch der englischen Sprache, welches im Jahr 1754 im

Druck erschien. Mit sehr vielen Schwierigkeiten kämpfend und selbst unter theilweisen Entbehrungen hat er dieses Werk vollendet. Er erhielt keine Aufmunterung, weder von der reichen, noch von der Gelehrten Welt. Für diese schwere Arbeit, die mehrere Jahre seiner Zeit in Anspruch nahm, erhielt er von den Herausgebern nur die geringe Summe von 1575 Pfund. Die Einführung dieses Werks war Epoche machend in der englischen Sprache, und trug viel zur Verbesserung derselben bei. Obwohl das Wörterbuch nun etwas veraltet ist, so steht es doch noch da als treffliches Monument seines gelehrten Autors. Manche andere Werke verewigen den Namen Samuel Johnson, wie "The Rambler," "Vanity of Human Wishes," "Lives of the Poets," und andere mehr.

Samuel Johnson, L. L. D.

Die englische Regierung erkannte endlich seine treuen Dienste an und gab ihm eine jährliche Pension, bestehend aus einer schönen Summe. Sein Gefühl der Selbstständigkeit wollte ihm jedoch nicht zulassen, diese Pension zu nehmen. Er fragte: „Was soll ich dafür leisten?" Man versicherte ihn, diese Belohnung sei für die schon von ihm geleisteten Dienste. Als Menschenfreund zeichnete er sich dadurch aus, daß er Armen und Kranken behülflich war. Nach seiner eigenen Aussage half er gerne Denen, welche sonst keine Hülfe erwarteten.

Seinen Dienern war er besonders günstig und erleichterte ihnen ihre Last. Obwohl er der Kirche des Staats angehörte, so zeigte er doch eine große Freimüthigkeit und Liberalität gegen Andersgesinnte. In seinen Schriften spricht er sich sehr zuvorkommend aus über Männer wie John und Charles Wesley, John Bunyan, Richard Baxter, Dr. Watts und Andere. Er hing mit zärtlicher Liebe an seiner Mutter, die das hohe Alter von 90 Jahren erreichte. Seine noch vorhandenen Briefe an sie zeigen das an. Er that alles in seinem Vermögen, ihren Lebensabend angenehm zu machen. Eine Ehre für eine Mutter, einen solchen Sohn zu haben. Aber auch eine Ehre, Sohn einer solchen Mutter zu sein.

Auch dieses Mannes letzte Tage naheten. Sein sonst kräftiger Körper gab nach, er wurde aufs Krankenlager gestreckt. Dort bewies er seinen Glauben an Jesum Christum. In seinen letzten Tagen betete er viel mit seinem Arzte und wies ihn auf das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Ruhig, wie das Untergehen der Sonne war sein seliges Ende. Von ihm ward gesagt: „Keine Handlung in seinem Leben stand ihm so wohl an wie sein Scheiden." Kein Theil seiner bedeutungsvollen Geschichte kann mit der Zufriedenheit gegeben werden, wie die seines Abschieds von dieser Welt. Durch seinen Tod erlitt die ganze Nation einen großen Verlust. Er stand in den vordersten Reihen von Englands literarischen Größen. Alle Ehre wird seinem Andenken gezollt. — Sein Gebein liegt neben dem Staube der verehrtesten Männer des englischen Reiches, in der West-Münster Abbey, zu London.

Geschichtsschreiber und Poeten haben ihm in den Ergüssen ihres Herzens Tribut gezollt. „Er redet, obwohl er gestorben ist."

Warum er nicht mittrinken wollte.

„Nein, Kameraden, heute wird nicht getrunken, und was das angeht nimmer wieder." Das waren die Worte eines Handelsreisenden, als er mit seinen Genossen im Rauchwagen eines von Chicago östlich fahrenden Zuges sich gesetzt hatte, und ihm einer die Flasche reichte. „Die Thatsache ist, Jungens, ich habe abgeschworen, und bei mir hat das Trinken ein Ende genommen."

Ein wahrer Lärm von Gelächter erhob sich unter den lustigen Kameraden; sie hielten ihm die Flasche unter die Nase und trieben ihr Gaudium mit ihm; aber er

trank nicht, und schien so ernsthaft gestimmt zu sein, daß sie ihn endlich gehen ließen, und fragten, was denn über ihn gekommen sei. „Wenn du das Trinken aufgegeben hast, dann ist etwas los, was ist es, alter Junge? Heraus damit!“ schrie Einer.

„Nun, Kameraden, ich will es euch sagen; zwar weiß ich wohl, daß ihr über mich lachen werdet, aber das thut nichts zur Sache. — Ich habe, seitdem ich verheirathet bin noch keinen Tag ohne mein Getränk gethan, ich habe sogar oft mehr getrunken, als rathsam war, wie ihr ja alle wißt. Ich liebe den Whiskey — er ist meinem Munde süß wie Honig — und Gott allein weiß, wie ich nun abbrechen kann. Aber ich bin fertig.

Gestern war ich in Chicago; drunten an der Süd-Clarkstraße habe ich einen Kunden, welcher ein Pfandhaus hält, nebst seinem andern Geschäft; ich habe bei ihm vorgesprochen, und während unserer Unterhaltung kam ein junger Mann hinein, nicht mehr als dreißig Jahr: alt; derselbe trug abgetragene, fadenscheinige Kleider, und sein Gesicht sah aus, als hätte er einen Monat keinen nüchternen Tag gehabt. Er hatte ein kleines Packet in der Hand, welches er mit zitternden Händen öffnete, und den Artikel dem Pfandleiher überreichte, mit den Worten: ‚Gib mir zehn Cents dafür.‘ Jungens, was denkt ihr, das es war? Ein Paar Kleinkinderschuh, ganz kleine, nur die Knöpfe waren etwas abgetragen, man sah, daß die Schuhe noch kein Halbdutzendmal an den Füßen waren.

‚Wo hast du diese Schuhe her?‘ fragte der Pfandleiher, welcher seinen Mann zu kennen schien.

‚Von Daheim,‘ antworte der Mann, ‚meine Frau hat sie fürs Baby gekauft, gib mir zehn Cents dafür, ich muß etwas zu trinken haben.‘

‚Nimm die Schuhe heim zu deiner Frau, und schäme dich, dein Baby wird sie wohl brauchen,“ sagte der Pfandleiher.

‚Nein, es braucht sie nicht, denn es ist todt — liegt daheim — wird Morgen begraben.‘

Als der Mann dieses sagte, brach er zusammen, er legte seinen Kopf auf die Arme, welche auf dem Schaukasten ruhten, und weinte — erst wie ein Kind, dann wie ein Verzweifelter; endlich rief er, vom Schmerz überwältigt aus: ‚Gott, mache doch ein Ende mit mir und rette Lillie,‘ das war sein Weib.

Kameraden, lacht jetzt, wenn ihr wollt, und soviel ihr wollt, aber ich habe ein zweijahraltes Baby daheim, und mein Weib heißt Lillie. So wahr mir Gott hilft, ich trinke nie wieder.“

So sagend verließ er seinen Sitz und ging in einen andern Waggon. Seine Kameraden blickten sich gegenseitig an, ohne zu sprechen; Keiner lachte, und Keiner hatte ein Wort zu sagen. Ohne sich zu besinnen, oder ohne zu fragen, öffnete Einer das Fenster und ließ die Flasche auf das Geleise fallen. Niemand schalt, und es vergingen mehrere Minuten, ehe wieder ein Gespräch in den Gang kam. Die meisten saßen die ganze Zeit, in ihre Zeitungen vertieft.

Das ist der Grund, warum er nicht mehr trank, und er hat seinen Schwur gehalten.

Aus dem alten in das neue Leben.

Von M. Trebor.

In seinem Armstuhl, auf der Veranda des altehrwürdigen Farmhauses, saß Großvater Hall. Hier hatte er mehr als fünfzig Jahre gewohnt, und nun war er nicht mehr im Stande, mit den Knechten und Mägden aufzuhalten, denn das Alter und die schwere Arbeit seiner Jugendjahre hatten ihm stark zugesetzt. Die Zeitung, in welcher er gelesen hatte, lag jetzt auf seinen Knien, während die Brille sich wie das Pendulum einer Uhr in seiner Hand bewegte. Er beobachtete das Gesinde, welches im Zwanzigackerfeld über dem Weg das Heu einheimste. Es wurde ihm ganz sonderbar zu Muthe, als er sich jetzt erinnerte, daß er mit eigener Hand jenes Feld urbar machte, und die schweren Bäume wegräumte. Damals waren freilich seine Hände noch jung und seine Arme stark; er arbeitete, und das Feld blieb ihm nie eine Ernte schuldig.

So hatte der Alte eine lange Zeit gesessen und war in Gedanken verloren, als sich die Hand seiner alten Gattin auf sein Haupt legte; sie war diesen Nachmittag viel in dem Schrank beschäftigt, welcher ihr feinstes Geschirr enthielt, und in welchem Niemand außer ihr überhaupt eingreifen und „ruminieren“ durfte. Das Hin- und Hertrippeln der alten Frau war so eine Art Musik für den Großvater, daß er gar nicht merkte, wie nahe seine Frau war, bis er ihre Hand fühlte.

„Wir werden einen heftigen Regen bekommen, Mutter,“ sagte der alte Mann; „ich hoffe sie bringen das Heu noch erst hinein.“

„'s scheint mir fast so, Vater.“—Frau Hall hat ihren Gatten nie anders als Vater angeredet, seit ihr erstes Kind den süßen Namen auszusprechen versucht hatte. „Es scheint mir trotz all den neumodischen Maschinen thun sie doch nicht so viel als du und die Buben gethan haben, als ihr noch im Schweiße des Angesichtes mit der Sense mähetet.“

„Possen, Mutter, du kannst eben einmal die Dinge nicht leiden; war ja selbst früher so; aber wahr ist wahr, die Maschinen thun einen Haufen Arbeit, Mutter; sie sparen eben doch viel Fleisch und Blut."

„Ich denk wohl." Die Großmutter hatte die Hände gefaltet und redete jetzt als wenn ihre Gedanken weit, weit von ihren Worten entfernt wären. Die gefurchte Stirne glättete sich, als sie lächelnd ihren Gatten anblickte; fast als hätte die Zeit es bereut, ein so treues Antlitz so vernarbt zu haben, und wollte es nun wieder gut machen.

„Ich habe eben nachgedacht, Vater," sagte sie dann nach einer Weile, „wie kurz mir doch die Zeit scheint, seit wir zwei auf den alten Platz da gezogen sind, denkst auch noch daran?"

„Mutter, das ist sechzig Jahre her; wir sind alte Leutchen geworden," antwortete der Bauer, indem er sich hastig die Stirne wischte; das that er immer, wenn sein Gemüth bewegt war.

„Ja, Vater, wir haben sechzig Jahre zusammen gelebt, haben eine große Familie erzogen, und jetzt sind wir wieder allein, gerade wie damals."

„Ich kann's nicht verbergen, es scheint mir oft hart (mit einem Seufzer); aber unsere Kinder haben alle gut gethan, es geht ihnen wohl und wir dürfen uns nicht beklagen, Mütterchen."

„Ich klage auch nicht, Vater. Niemand freut sich mehr über seine Kinder und deren Wohlstand, als ich; aber weißt's noch, Väterchen, als sie klein waren und uns oft Nachts aufjagten, wenn wir müde waren, dann sagtest du öfters: ‚Laß es gut sein, Mutter, ob sie uns jetzt auch ein wenig quälen—später stützen wir uns auch auf sie'; jetzt sind sie fort, und wir sind allein, obwohl die meisten nahe wohnen."

„Ja, ich weiß wohl, hier habe ich eben gesessen und alles so überdacht, während du in der Speisekammer ‚ruminiertest', und ich bin zur Ansicht gekommen, daß wir zwei sehr alte, gebrechliche Leutchen sind, Mutter; wir können jeden Tag abfallen, wie ein Laub abfällt; da ist es mir besonders warm geworden unter dem Brusttuch, als ich dachte, wie glücklich wir zwei zusammen waren, und wie unsere gegenseitige Liebe auch unsere Stütze war, und wie sie uns über so manchen holperigen Berg geholfen hat, aber das kann nun mit jedem Tag enden."

„O, ich weiß nicht, Vater," sagte jetzt die alte Mutter, indem sie ihren Stuhl herbei zog und sich dann mit dem Ellenbogen auf sein Knie stützte, gerade wie sie es in ihrer Jugend zu thun pflegte, „wir sind zwar alt, aber immer noch kräftig — wohl ein wenig baufällig; aber es ist ja auch nicht nöthig, daß wir noch zugreifen und helfen, es sei denn wir thun es gerne,, das wissen unsere Nachbarn wohl, daß wir für das Alter gesorgt haben."

„Kleinigkeiten das, Mutter; aber Vierundachtzig ist schon etwas außergewöhnliches.—Mutter, ich habe heute gedacht, wie nahe mein Ende ist, und ich habe nur einen Wunsch: ich möchte dich gerne mitnehmen. Wir sind so zusammen durchs Leben hingeschlendert, im Ganzen sehr glücklich, ich möchte dich gerne mitnehmen ins bessere Leben, wenn es Gott's Wille wär', denn hier kannst du ohne mich so wenig glücklich sein, als ich es ohne dich sein könnte."

„Und ich denke, es wird auch geschehen, Vater," sagte die alte Mutter mit überglücklichem Lächeln ihm ins Auge schauend, daß er fast meinte, so schön wäre sie als Braut nicht gewesen. „Ich habe, seitdem wir die Jennie begraben haben, jetzt dreißig Jahre her, immer gebetet, daß du und ich Hand in Hand, so wie sie uns zuletzt sah, auch zusammen zu ihr kommen mögen — so würde sie uns kennen, Vater, dann würde sie nicht zweifeln; denn sie weiß, daß wir so gegangen sind."

Der sanfte Wind fächelte über die Wiese her auf die alten Leute zu, und der frische, süße Heugeruch that ihnen wohl. In den Zweigen der alten Ulme, welche nun schon über ein halbes Jahrhundert das Farmhaus beschatteten, sangen die Amseln ein munteres Lied. Die Epheuranke, welche sich an den Verandapfosten hinanwindet, sandte ein lispelndes Geräusch durch ihre schwerfälligen Blätter, gerade wie es der Wind kurz vor einem Regen erzeugt; auf dem Geländer, an der entgegengesetzten Seite saß ein Zaunmäuschen, welches sich seines Heimathsrechts bei den guten Alten schon Jahre lang bewußt war; es blickte so traulich zu ihnen hinüber, als verstände es jedes Wort, das geredet wurde. In der Ferne erhoben sich indeß ganz unbemerkt schwere Gewitterwolken und ein unheimliches Rauschen zeugte vom kommenden Sturm, so daß die Alten es merkten und ihr Gespräch eine andere Richtung nahm.

„Ich war fast sicher, daß es ein Gewitter gibt," sagte der Großvater, als er nach dem Nordwesten hinausblickte. „Wundere, ob ich nicht ins Feld sollte und ein wenig mithelfen — möchte doch das schöne Heu gerne trocken einfahren lassen."

Die Mutter lachte bei dieser Rede, denn es kam ihr komisch vor, die Hände, welche seit fünfzehn Jahren nichts schwereres mehr gehalten haben, als die Familienbibel und die Zeitung, noch einmal mit dem Rechen hantieren zu sehen. „Ich würde es nicht probieren, Vater, wenn das Heu heute naß wird, kann man es morgen wieder trocknen."

„Ja, Mutter, aber wenn ich noch könnte wie früher, weißt du, dann wollte ich wetten, es käme unter Dach. Denkst du noch d'ran, was das als für Heuernten waren, als wir erst auf den Platz zogen? Ach, mir kommt es vor, es seien erst ein paar Jährchen her. — — Ei, war aber das ein Blitz und ein Schlag! Mutter, ich denke es hat eingeschlagen, das ganze Haus hat gezittert." Der Alte schaute nach der andern Seite hin, zurückkehrend sagte er: „Kein Wunder, die Eiche dort im Feld hinten, die ich vor fünfzig Jahren als Schattenbaum stehen ließ, ist zerspalten und zu Boden geworfen; war

doch gut, daß kein Vieh dort stand. Jene Eiche hat mir viel Freude gemacht, und ich verliere sie ungern."

Jetzt kamen die Arbeiter geeilt, denn es fing an zu regnen und zu stürmen, wie man es nur in Amerika während eines Gewitters sieht; mancher Baum wurde entwurzelt, und Meilen weit blieb kein Zaun stehen. Weil es ungewöhnlich früh nachtete, zündete Rahel, das Dienstmädchen, sehr frühe die Lampe an für die alten Leute, aber die Mutter sagte: „Nimm sie hinaus, mein Kind, wir wollen im Finstern schlafen, damit die Lampe des Gedächtnisses, angefüllt mit dem Oel der Dankbarkeit, uns um so heller leuchte."

„Wir waren sehr glücklich, nicht wahr, Vater?" So redete die alte Mutter Hall zu ihrem greisen Gatten, als sie dem Gesinde gute Nacht geboten hatte. „Fast immer waren wir glücklich, gelt Vater?"

„Glücklicher als die Meisten es sind," antwortete Vater Hall, als er sich für ein Nachtgespräch zuweg legte, „und doch hatten auch wir es ‚auf und ab'; auch wir hatten Mißverständnisse und Hader, doch haben Gottlob! unsere Schmollstunden nie lange angehalten; aber, Mutter, ich kann den Gedanken nicht los werden, als sei meine Arbeit geschafft, und ich fühle als könnte die lange Leiter heute Nacht noch herabgelassen werden, um mich heimzunehmen in die zubereitete Wohnung dort oben. Hier haben wir zusammen geweint und gelacht; dort werden wir uns zusammen freuen.

„Würde es dir leid thun, Pit, wenn es so käme?" Die alte Mutter hatte sich so vergessen, daß sie sich wieder zurückwähnte in die Jahre, da sie ihren Gatten noch mit dem einfachen Vornamen anredete.

„Leid thun!" rief er erstaunt; „nicht wenn ich dich mitnehmen kann."

„Ich bin fast sicher, du wirst mich mitnehmen, Lieber; solltest du aber meine Hand fahren lassen, um die Leiter allein zu ersteigen, dann:

Dring nicht so weit hinein, in jenes schöne Land;
Warte, nahe bei dem goldenen Thor,
Reiche dort mir deine Hand
Und hilf auch mir zu dir empor."

„Das werde ich thun. Ich habe vor sechzig Jahren deinem Vater versprochen, seinem Lenchen meine Hand nie zu entziehen, und ich werde Wort halten." Hand in Hand hat der Schlaf sie eingewiegt, wie sie durchs Leben gegangen, so lagen sie jetzt in ihrer Unschuld eingeschlummert.

Später in der Nacht wurde die alte Mutter einmal plötzlich wach und fand den Vater, im Bette aufrecht sitzend, eifrig im Zimmer herumblickend: „Was ist es, Vater?" fragte sie ihn etwas ängstlich, denn sie merkte, daß er etwas verstört und ungeduldig war.

„Ich weiß nicht, Mutter, ich denke ich muß wohl geträumt haben; unsere Jennie hat mich dreimal mit Namen gerufen?"

„Unsere Jennie liegt ja schon nahe dreißig Jahre unter dem Pappelbaum, Vater."

„Ich weiß das, Mutter, aber sie hat mir gerufen, ich hörte sie sagen: ‚Da bin ich, Papa,' weißt, gerade so wie sie es that, wenn ich ‚Blind Mäuschen' mit ihr spielte; die Stimme kenne ich aus Millionen heraus."

„Das war ein Traum, Vater, nur ein Traum; komme, ich lege dir dein Kissen zurecht, dann legst du dich und schläfst wieder," sagte die Mutter, „denn noch ist es erst nach Mitternacht."

Wie ein folgsames Kind legte sich der Greis auch wieder hin; aber die Art, wie er sich die Stirne rieb, noch einmal um sich schaute und leise „ja, Jennie sagte," zeigte nur zu deutlich, daß es mehr als blos ein Traum war. Alles war wieder stille, und wie zwei silbergekrönte Häupter schlummerten die Alten neben einander.

Am folgenden Morgen schien die Sonne schon, und doch war noch alles still im Farmhaus. Sonst war der Großvater der erste im Haus, und Knecht und Magd wartete auf seinen Ruf, wie dieses seit Jahren gebräuchlich war. Heute hat er das Rufen unterlassen, und sie blieben liegen.

Jetzt fühlte die Magd plötzlich eine Hand auf ihrem Angesicht, und fuhr erschrocken auf. „Stehe auf, Rahel, du brauchst nicht auf den Ruf des Vaters zu warten."

„Ist etwas vorgefallen? Mein Gott, Sie sehen so bleich aus," sagte das Mädchen.

Die alte Mutter winkte nur mit der Hand, ihr zu folgen; in einigen Minuten standen sie am Bette des alten Vaters, welcher über dem Rufen seiner Jennie das Wecken seiner Leute vergessen. Sonst war er immer mit dem Tage auf, aber heute folgte er einem höheren Ruf; er war zur Stadt eingegangen, deren Baumeister Gott ist.

„Bitte, Mutter, kommen Sie heraus — bitte, thun Sie," bat das Dienstmädchen, welches nun in eine ganz furchtbare Angst gerieth. „Kommen Sie weg, ich will die Mannsleute rufen, denn es ist ja schrecklich, allein mit einem Todten zu sein." Fast schien es, als wollte das Mädchen in Ohnmacht fallen.

„Husch, Kind, sei stille," sagte Frau Hall, als sie die alten, nun erkalteten Hände zurecht legte; „mache keinen Lärm; denke nur wie schön es ist, so ganz ohne Schmerzen heimzugehen; aus einem Traum von seiner Jennie aufzuwachen und dann bei ihr im Himmel zu sein."

Einen Augenblick nur wartete das Mädchen, dann rief sie die Knechte, welche eben aufstanden und wunderten, warum man sie heute nicht gerufen habe. Als das Mädchen zurückkam, fand es die alte Mutter auf dem Bette neben ihrem todten Gatten liegen; ihre Silberhaare mit den seinen vermischt; ihre Augen waren weit offen, sie lächelte, aber konnte kein Wort mehr sprechen. Man trug sie in ein anderes Zimmer und rief in Eile die in der Nähe wohnende Tochter. Als diese kam, öffnete die Mutter ihre Augen und blickte die Tochter an, dann sagte sie leise, aber vernehmbar:

„Dring nicht so weit hinein, in jenes schöne Land,
Warte, nahe bei dem goldnen Thor.
Reiche jetzt mir deine rechte Hand,
Und hebe mich nun auch zu dir empor."

So lag sie noch eine halbe Stunde ganz stille im Arm ihrer Tochter; sie beobachtete gar nichts mehr, aber nahm Zusehends ab. Noch einmal redete sie, aber die Tochter, welche das theure Haupt im Arm hielt, verstand nur etwas von einer Leiter herablassen, sie sah den Engel nicht, welcher gekommen war, den erlösten Geist hinüber zu nehmen.

Unter dem Pappelbaume ruhen sie nun, und zwar wie es der alte Greis oft wünschte, mit Jennie zwischen ihnen. Dort warten sie des Auferstehungsmorgens. Sie haben glücklich gelebt; zusammen sind sie gereist, und der Tod hat sie nicht getrennt. Wie sie gelebt haben, sind sie auch vom alten ins neue und bessere Leben eingegangen.

Watkins' Glen.

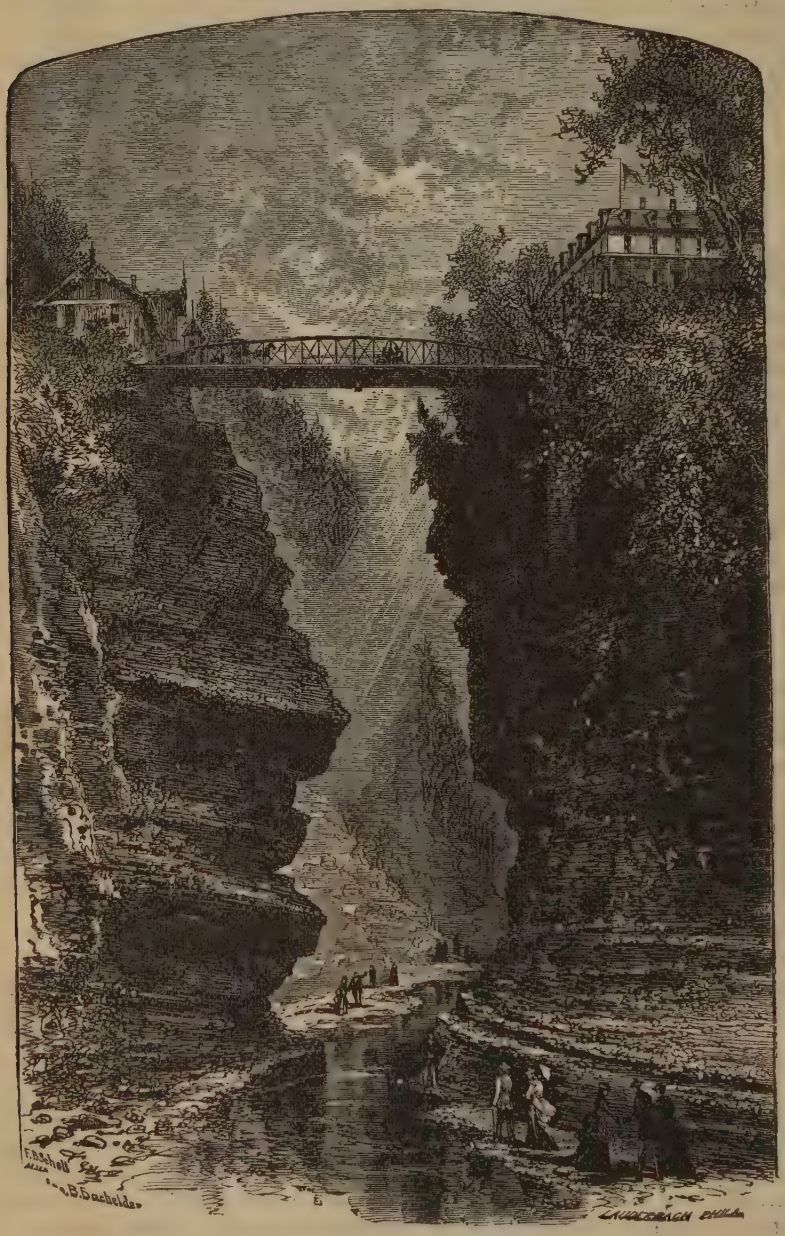
Wenn der Sommer naht und die Hitze das Leben in der Stadt fast unerträglich macht, dann greift der Reiche nach seinen Reisehandbüchern und sucht, wo er seine freie Zeit am besten todtschlagen kann, und wenn es auch in fernen Ländern jenseit der Meere sein sollte. Der weniger bemittelte, aber doch in etwa vermögende Mann muß sich nach Umständen richten, und diese Umstände sind gewöhnlich in einem schweren ? enthalten, nemlich wieweit das Kleingeld eine Reise erlaubt. Der Arme hingegen muß hier wie auch überall sich nach der Decke strecken, daher geht er gewöhnlich zu Fuß zur Stadt hinaus, und legt sich, wohl mit der ganzen Familie, unter den ersten besten Schattenbaum, und wenn er dann Abends nach Hause kommt und die Thüren und Fenster öffnet, um das ärmliche Stübchen zu lüften, dann flüstern sich die Nachbarinnen neidisch zu, daß Nachbars wieder von der Sommerreise zurückgekehrt sind. Nun so ein wenig Neid muß man sich gefallen lassen, nachdem man doch den Vorzug genossen hat; besonders wenn man mit Frau und Kindern im Lande war.

Von den berühmten Erholungsplätzen Amerika's ist doch kaum einer, welcher Watkins' Glen im Kaiserstaat New York übertreffen könnte, und das sage ich nicht blos, weil mein großes ? mir eine Reise nach den Californien-Naturwundern nicht erlaubt; sondern weil allgemein zugestanden wird, daß die Glens den Tivoli's, Velino's, Acrova's u. s. w. nicht nachstehen. Sogar die bekannte Grace Greenwood konnte nicht anders als rühmend sagen: „Die Glens sind der Natur-Reservoire ewiger Kühle," und Bayard Taylor, auch kein Jüngling im Urtheil, schreibt: „Auf all meinen Reisen habe ich nie einen mehr romantischen, und mit Natur-Scenerien reicher ausstaffirten Ort gefunden, als diese wundervollen Glens." Ein Anderer sagt von diesen Glens (Schluchten): „Es ist geradezu wunderbar, wie hier Klüfte, Felsen, Schluchten und Thälchen mit einander abwechseln, und dem Besucher immer neue Reize und Zauber anbieten."

Watkins ist in Schuyler County, in der Nähe vom Seneca See, es hat seinen Namen vom Gründer des Städtchens, Dr. Samuel Watkins, erhalten. Dieser Mann hat eine Länderstrecke von eintausend Acker Land am oberen Ende des Sees von den Indianern gekauft. Uebrigens ist die ganze Umgegend historischer Boden, denn fast alle Namen rühren von Indianern, oder von Helden der amerikanischen Revolution her. Vor 200 Jahren hatten hier die Iroquois-Indianer ihre ergiebigsten Jagdgründe; auch war es schon damals der Sammelplatz der fünf Nationen, Mohawk's, Oneida's, Onondago's, Cuyuga's und Seneca's, denen sich auch die Tuscarora's noch zugesellten und die sechste Nation bildeten. Hier hatten die Indianer ihre Heimath und waren wohnhaft, denn hier findet man die Ueberreste derselben, und hier haben ihnen die Missionare das Wort vom Kreuz gepredigt; leider haben aber auch hier die weißen Händler zuerst das Feuerwasser (Branntwein) für Pelze u. dergl. vertauscht. Hier war es, wo die sechs Nationen sich zusammen verbündeten, und den allgemeinen Namen Iroquois, annahmen; ihr Land reichte von Vermont bis zur Grenze New York's im Westen, von den Seen bis an den Ohiofluß bei Pittsburg, und bis zum Susquehanna und Delaware. Ihre Krieger sind nicht mit Blechmusik begleitet in den Kampf gezogen, aber um so klarer ertönte die Stimme ihres Häuptlings, der sie führte.

Auf die glatte Fläche eines Baumes, dessen Rinde abgeschält war, malten sie ihre Kriegsthaten in Symbolen und einfachen, oft abscheulichen Bildern. Diese Bilder, und die auf ihre Nachkommen vererbten Kriegsgesänge und Kriegstänze haben das Andenken ihrer Helden verewigt. Unter den Indianern waren die Iroquois die gefürchtetsten, und viele andere Stämme waren ihnen tributpflichtig. Dem weißen Manne blieb die Aufgabe, die Macht dieser wilden Menschen zu brechen, und er hat es nur zu gut gethan, denn er hat nicht nur durch die Kriegskunst des Indianers Kampflust gebrochen, sondern durch den Branntwein hat er alle Anlagen zur Civilisation im Indianer zerstört. Als Dank hat der Indianer den weißen Mann Tabak kauen gelernt, und rechnete sich quitt, denn zwischen beiden Uebeln kann man blos sagen: Eins ist das Zerstörendste, und dem Menschen Gefährlichste; das andere aber ist das Schmutzigste und Ab-

scheulichste, was sich ein Mensch angewöhnen kann. Ich denke, dieses mag eine Ursache sein, warum man im Mountain House, dem besten Hotel in der ganzen Umgebung, auch keine Liquöre bekommen kann.



Watkins' Glen und Mountain House.

Wem es an Zeit gebricht und das Ganze Gebiet der Glens nicht bereisen kann, der wählt sich seine Ausflüge, so wie er es am Besten hält, um jedoch das Ganze in Augenschein zu nehmen, muß man einen gehörigen Anfangspunkt haben, und das ist gewöhnlich der Eingang zu den Klüften, etwa eine halbe oder dreiviertel Meilen unterhalb dem Mountain House, nach dem Städtchen zu. Hier heben sich die Felsen auf beiden Seiten wie ein mächtiges Felsenthor, oder gleich zwei riesigen Wachtposten, welche ein Wässerlein hüten, das zwischen ihnen hervorbricht und sich dann ganz leise durch die Flur dahin dem See zu schlängelt. Man folgt diesem Bächlein aufwärts, dann zeigen sich dem Auge andere Ansichten, als wenn man nach dem See hinschaut. Tritt man durch das enge Felsenthor, um den Ursprung des Wässerleins zu suchen; augenblicklich befindest du dich in einem weiten Amphitheater, dessen Wände wenigstens zweihundert Fuß hoch sind und allen Fortschritt zu hemmen drohen. Aus einer Biegung im Felsen stürzt ein Wässerlein etwa 60 Fuß herab, in die scheinbar bodenlose Tiefe; hier genießt das Auge eine der bezaubernsten Scenen, die man vielleicht wohl malen, aber nicht beschreiben kann; man nennt diese Scenerie den Eingangssturz (Entrance Cascade).

In diesem großen Kessel befindet sich ein Weiher, welchen man den Fischteich nennt; fast jedes Frühjahr, wenn das Hochwasser kommt, füllt sich dieser Weiher mit Fischen, die vom See heraufkommen, und sich hier ansäßig machen.—Bei dem Betrachten dieser Natur-Wunder wird man unwillkürlich an die Worte des Psalmisten erinnert: „Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief." (Ps. 92, 6.)

(Schluß folgt.)

Rainbow Falls, Watkins' Glen.

Der alte Thurm.

(Von Paul Benndorf.)

Von der Pfarrwohnung geradeaus durch den Pfarrgarten führt ein Kiesweg fast bis an die alte Mauer, welche an zwei Meter dick sich in halber Mannshöhe über den Boden erhebt; sie ist auf den steilen Felsen gegründet, welcher schroff nach der Gemeindewiese abfällt, und stellt noch einen Ueberrest der Stadtmauer dar, welchen man zur Einfriedigung des Gartens bis auf den heutigen Tag stehen gelassen hat. An dem einen Ende, da wo der Holzzaun den Kirchhof abgrenzt, befindet sich die Ruine eines alten Thurmes, kaum noch einmal so hoch als die Mauer.

Hier war der Ruheplatz des Geißbuben oder Ziegenhirten der alten Stadt G. Von hier aus überschaute er seine muntere Heerde, die auf dem Abhange lustig herumkletterte und unten auf der Wiese sattsam Futter fand. Es war auch ein prächtiges Plätzchen am alten Thurme, und das Uebersteigen oder Besteigen der Mauer durfte sich der kleine Stadthirte schon gestatten. Der ehrwürdige Pfarrer, der sich oft in der Vesperstunde im Garten erging, leistete ihm manchmal Gesellschaft. Er fand Gefallen an dem munteren Knaben, der seines Amtes mit großer Treue waltete, und manches abgelegte Kleidungsstück aus des Pastors Garderobe ward zum Sonntagsstaat des kleinen, dreizehnjährigen Franz.— Der Knabe erhielt durch sein bescheidenes Amt zum guten Theil seine Mutter und noch drei kleinere Geschwister; der Vater war schon vor einigen Jahren durch den Tod geraubt worden. Die Wittwe hatte früher, da ihr Mann Stadtschreiber gewesen, in besseren Verhältnissen gelebt, jetzt pochte oft die Sorge ums tägliche Brod an die Thür der Aermsten, und wie schwer es ihr auch wurde, Almosen anzunehmen, so ließ sie es doch verschämt geschehen, wenn die Kinder an besonderen Festen von mitleidigen Herzen Geschenke erhielten. Ihr Franz war ihr alles. Mit ihm konnte die Mutter reden wie mit einem Erwachsenen. Er hatte von Gott ein verständiges Herz empfangen. Der Fleißigste in der Schule, der Höflichste auf dem Wege—das mußte man ihm nachsagen! Aus ihm hätte einmal etwas Tüchtiges werden können, wenn sich ein Gönner für ihn gefunden.

Die Nachbarn und selbst der dem Knaben wohlwollende Geistliche hatten indeß weder Mittel noch Zeit, dem talentvollen, jungen Menschen genügende Unterstützung zu Theil werden zu lassen, und reiche Verwandte besaß Franz nicht. Auch hatte er sich bisher wohl kaum näher mit dem Gedanken an die fernere Zukunft beschäftigt. Gott würde ihn schon Mittel und Wege finden lassen, sein Brod auf ehrliche Weise einmal zu erwerben und ein tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden; so dachte die fromme Mutter, und daran that sie recht, denn man soll alle seine Wege dem Herrn der Welt befohlen sein lassen.

An Sonn- und Festtagen blieben die Ziegen in ihren Ställen; da hatte Franz Zeit, die alterthümliche Kirche zu besuchen, die unweit des verfallenen Thurmes inmitten des Todtenackers lag und mit ihren zwei Thürmen weithin sichtbar war. Unmittelbar hinter der Kirche begann die Stadt oder vielmehr das Städtchen; in der Vorzeit war es ein befestigter Ort gewesen, wovon außer dem Mauerreste auch noch eine nach Osten zu auf der Flur stehende Pulvermühle, die schon lange unbenutzt und baufällig dastand, Kunde gab.

Die Stadt hatte im dreißigjährigen Kriege viel auszustehen gehabt. Einmal hatten die Schweden ihre Mauern geschleift, und mehr als zwei Drittel der Häuser niedergebrannt, die Einwohner aber auf grausame Weise gemartert und ihrer viele, darunter die Stadtältesten, hingemordet; dann suchten ansteckende Krankheiten während einer längeren Belagerung die beklagenswerthe Einwohnerschaft heim, und die alten Chroniken erzählten dem wiederauflebenden späteren Geschlechte genug von dem Jammer, der damals geherrscht. Endlich war der Ort während jenes Krieges fast ganz von seinen Bewohnern verlassen worden, um erst viel später wieder aus den Trümmern neu zu erstehen.

Im Winter, wenn der Schnee die Fluren weithin bedeckte und kein Grasspitzchen mehr zu sehen war, saß Franz mit der Mutter am Spinnrade. Da galt es fleißig zu sein; denn mit den Ziegen gab es nichts zu verdienen; die fraßen jetzt trockenes Futter. Kam die Dämmerstunde, dann machte der heranwachsende Knabe von der Erlaubniß Gebrauch, hinüber zur Pfarrwohnung zu huschen. Hier durfte er an der Hand des greisen Pfarrers seine Studien fortsetzen und in den nützlichen Büchern weiter lesen, die er sonst bei schöner Jahreszeit mit hinausgenommen auf die Weide. Der wenige Vormittagsunterricht in der Schule genügte Franz nicht. Ihn interessirte vor allem die Pflanzenkunde, und die Flora der Heimath kannte er schon ziemlich gründlich. Der Geistliche, der selbst ein bedeutendes Herbarium besaß und in seinen Mußestunden eifrig Pflanzenkunde trieb, belehrte Franz, so viel er konnte.

Es war daher nicht zu verwundern, daß der Knabe, als er älter wurde, mehrfach den Wunsch äußerte, als Lehrling in die Apotheke des Städtchens einzutreten. Aber dazu gehörten Geldmittel und eine lange Zeit fürs Studium, und beides stand ihm nicht zur Verfügung.

Der Apotheker hatte sich zwar erboten, für ein Geringes den talentvollen Knaben in die Lehre zu nehmen,

aber die Fürsorge für die Seinen ließ Franz das edle Anerbieten ausschlagen.

So lagen die Verhältnisse, als für ihn eines Tages die Osterglocken läuteten. — Nun hatte er auch seine Ziegenheerde einem jüngeren Burschen abgetreten. In nächster Zeit sollte er die freie Gottesnatur mit dem Spinnsaale einer neueingerichteten Fabrik vertauschen; denn außer dem Landbau wurde Garnweberei und Spinnerei in dem Städtchen betrieben.

Das war nun Franz sehr leid, und manche heimliche Thräne rann über die rothen Wangen des sonst so fröhlichen Burschen, der das Leben an der Spinnmaschine zwar noch nicht kannte, aber dessen Einförmigkeit wohl ahnte.—Der Pfarrer tröstete ihn und meinte, daß schon mancher zu Ehren und Wohlhabenheit gekommen, der als einfacher Spinner begonnen, daß Arbeit nie schände und eine fleißige Hand an der Spule ihren Werth behielte.

Noch einmal besuchte Franz an einem schönen Frühlingstage in Gesellschaft des neuen Geishirten den liebgewonnenen Ort. Er kannte ja jede Ziege, welche da am Abhange das leckere Futter suchte. — Wie herrlich war's heute, ach! in den nächsten Tagen mußte er schon von früh an im Spinnsaale sein bis zum späten Abend.

Die kräftigen Kräuter, die allenthalben aus der Erde hervorkamen und nun bald Blüthen zeigen mußten, dufteten nicht mehr für ihn. Auch das Meckern des lustigen Geisvolkes sollte nicht mehr an das Ohr des Knaben schallen; er vertauschte diese laute mit dem Schnurren der Spinnräder, und statt der schönen, weiten Gottesnatur mit dem blauen Himmelszelt darüber und den blauen Bergen in der Ferne erwartete ihn der dumpfe Fabriksaal. Solche Gedanken waren es, welche das junge Gemüth des heranreifenden Jünglings bewegten, als er so dastand. — Hier im Gemäuer des alten Thurmes, auf jenem Steine hatte er oft gesessen, ein lehrreiches Buch in der Hand, daneben ein Bündel farbiger, duftiger Blumen und Kräuter. Es war ihm recht weh zu Muthe. In Gedanken versunken stach er mit seinem Stabe, den er als Andenken an die schöne Zeit seines Hirtenlebens aufheben wollte, in dem losen Gestein herum, das den Grund des Thurmes allenthalben bedeckte. Der neue Geisbube war inzwischen nach der Wiese hinabgeklettert.

Da, was war das? — Franz stieß mit der Stockspitze auf einen harten, klingenden Gegenstand, der gar nicht tief unter dem Boden vergraben sein mußte. Eifrig bückte sich der junge Mensch nieder, räumte den Schutt von der Stelle und kam so auf die lockere Erde, die er eben durchstochen hatte. Mit den Händen konnte er indeß nicht weiter graben. Deßhalb sprang er, von einer freudigen Ahnung erfüllt, nach dem Pfarrhofe, um sich einen Spaten zu holen. Der Pfarrer sah ihn herbeieilen. Verwundert rief er Franz zu, was es denn so eilig zu besorgen gebe, die Ziegen seien doch unter guter Obhut.

„Einen Schatz! Einen Schatz! Dort im alten Thurm," stieß Franz hervor und lief nach dem Geräthe.

An Ort und Stelle angekommen begann das Heben des vermeintlichen Schatzes, wobei der Pfarrer, der mitgegangen war, nicht umhin konnte, einmal über das andere über den Eifer des Knaben zu lächeln.

„Ein Schatzgräber bist du geworden," sagte der Greis. „Willst mir wohl am Ende meinen verstorbenen Hofhund ausgraben, der hier in der Nähe seine Ruhestätte gefunden?"

Aber Franz ließ sich nicht beirren, und sein Eifer ward belohnt. Nicht allzutief stieß der Spaten auf etwas von Metall; noch einen Spatenstich — und ein kleines, eisernes Kistchen ward zu Tage gefördert. Dasselbe war über und über mit Rost bedeckt. An den zwei Henkeln hoben es die erstaunten Schatzgräber aus dem Erdboden, in welchem es wohl schon lange Zeit dem menschlichen Auge verborgen geruht haben mußte.

Es war nicht allzuschwer und konnte der Annahme des Pfarrers nach kaum Geldstücke enthalten. Franz war überglücklich, denn er vermuthete sicher einen Goldklumpen darin. Wie enttäuscht wurde er indeß, als der Geistliche zu Hause angekommen, die Deckelbänder sprengte und aus dem sonderbaren Schrein ein altes, mürbes, in Schweinsleder gebundenes, ganz mit Moder überzogenes Buch herauszog.

„Aha! eine Urkunde; sehr interessant!" sagte der Greis, und putzte die Schale ab. Franz stand mit enttäuschtem Gesichte daneben. Das hatte er allerdings nicht erwartet. Und weiter enthielt die Eisenkiste nichts, rein gar nichts, nicht einmal ein Goldstück, deren er schon hunderte im Geiste vor sich hatte liegen sehen. Unterdeß blätterte der Pfarrer das alte, dicke Buch vorsichtig durch. Es enthielt geistliche Urkunden und war ein Kirchenbuch der Stadtkirche, das über zweihundert Jahre sicher im Schooße der Erde geruht hatte. Ob es Werth besaß, ließ sich auf den ersten Blick nicht erkennen.

„Es ist mir immerhin lieb," sagte der Pastor zu Franz, „daß du den Fund gemacht hast, wer kann wissen, ob es nicht doch zu deinem Besten ist, wenn auch lauteres Gold oder Silber, wie du schon gewiß gedacht hattest, nicht darin liegt. Solche Bücher enthalten oft über wichtige Begebenheiten Aufschlüsse, die dem Forscher mehr werth sind, als tausend Goldgülden. Ich werde mir das über meine Kirche geschriebene alte Werk genau ansehen und bedanke mich vorläufig recht schön bei dir."

Die alte Schrift hatte ein noch wohlerhaltenes Titelblatt, das also lautete:

Cum Deo!

„Anno 1610 Dom. Advent. Actatis. d. 13. Dec.

Kirchen-Büchlein über die Kirche zu G., darinnen verzeichnet zu befinden, wie viel Personen gebohren, gestorben, copuliret worden. Und zwar vom neuen Jahre Ao. post Christum natum 1610 bis auf lange Zeit continuiret. Wobei zu wissen, daß der damalige pastor, gebürtig aus Schl., benamset Christianus

Crügerus, Anfangs bei seinem Anzuge nicht gewußt solcher Gestalt, daß kein Kirchen-Buch hier sei, weßwegen Er denn anfänglich nur zu seiner selbst Nachricht im Calender notiret, was hier und da passiret sey, nachmals aber alles fleißig registriret, wie sein eigen Wort also lauten in seim in apart von ihme ausgesetzten Kirchen-Büchlein."

Es folgten hierauf verschiedene halbverwischte Taufanzeigen, sowie andere kirchliche Nachrichten, die weiter nicht von Interesse waren.

Da die Urkunde aus dem Anfage des 17. Jahrhunderts stammte, vermuthete der Pfarrer nicht mit Unrecht, daß sich Notizen über den großen, völkervernichtenden Krieg, den dreißigjährigen, darin vorfinden würden, und sein Suchen blieb nicht ohne Erfolg. Auf der inneren Seite des Deckblattes stand:

„Anno Dom. MDCXXIII primo in die Kiliani martiris. Heut ging ein Spectakel los, so man seit Jahren nimmer zugesehen. Es kam von Westen her viel frembes Kriegsvolk der Kaiserlichen, die unsre gute Stadt arg bedroheten, also daß wir in einer großen Angst schwebten. Gott aber ließ geschehen, daß sie von unseren Mauern sich abwendeten, da wir alles fest zugeschlossen und zum Kampff bereitet hatten. Gloria in exel. dei!"

Darunter stand ferner, und dies war jedenfalls von größter Wichtigkeit (es waren vorher einige Blätter herausgerissen):

„Anno Dom. 1625. Dienstag nach Jubilate. Der Herr, Herr straft sein Volk. Alles fliehet, nur ich allein bleibe im Hause des Herrn; gleichwie der berühmte Archimedes von Syrakus. Jetzo werden sie mich finden die Kinder Belials" — — „Am Abend. Der Sturm hat sich geleget, es ist alles Ruhe, dieweil der Tod reiche Erndte halten. Ich steige empor aus der Gruft, worinnen ich mit meinen Kindern gelegen. O wehe über Jerusalem! Mein Haus ist verbrannt. Die ganze Stadt ein rauchender Trümmerhaufen. Jetzo halten die Kriegsknechte Wacht auf den Fluren, wohin sie ihren Raub getragen, gleich dem reißenden Panther, der wilden Hyäne, dem bluttriefenden Löwen.—Aber dir, Büchelein vertraue ich's an, was keiner noch genommen. Kelch und goldene Weinkanne nebst baarem Stadtvermögen sie schlummern bis zur neuen Auferstehung unsrer betrübten Stadt verborgen in meines Vorgängers pastoris Caroli Schrein!" Hier war die Schrift so verwischt und undeutlich, daß trotz eifrigen Beschauens seitens des erstaunten Pfarrers kein Wort mehr davon entziffert werden konnte.

Aber der Forscher wußte genug. Also hatte sich die Ahnung des Geisbuben doch bestätigt; ein Schatz war entdeckt, der noch gehoben werden mußte. Im Sarge des Pastors Carolus sollten sich die Altargeräthe und ein Stadtvermögen der guten Stadt G. vorfinden.— Indeß erinnerte sich der Pfarrer nicht, einen Grabstein mit dem Namen eines seiner Vorgänger Carolus je in der Kirche gesehen zu haben. Jedenfalls mußte die Sache untersucht werden, koste es, was es wolle.—Schon den nächsten Tag wußte man in der Stadt, der Geisbube Franz habe einen unermeßlichen Schatz gehoben. — Der arme Junge ward von allen Seiten mit Fragen bestürmt, und doch betheuerte er in einem fort, daß er im alten Thurm nur ein altes Buch gefunden. Einige meinten, es sei gewiß ein Zauberbuch, Andere wußten es durch den Pfarrer schon genauer.

Die Sache ward vom Geistlichen dem Bürgermeister vorgelegt. Sofort ging man ans Werk, die alte Gruft in der Kirche zu öffnen. Ja, wenn dieselbe nur erst gefunden worden wäre! Es waren wohl einige Grabsteine aus dem dem 17. Jahrhunderte vorhanden und man untersuchte diese Gräber, aber man fand nur morsche Särge und ein Stück zerfallenes Todengebein. — Da erinnerte man sich an einen großen Grabstein, der vorn am Eingange des Gotteshauses vor Jahren gelegen und seit lange schon hinausgeschafft war, um als Steg über einen großen Graben zu dienen, der die Gemeindewiese bewässerte. Diese Platte suchte man jetzt auf. Die Schrift war kaum leserlich und die Jahreszahlen völlig verwischt. Nach dem Urtheile des Pfarrers war die Grabschrift eine lateinische, und ließ somit schließen, daß sie einer geistlichen Person gewidmet gewesen sei.

Nun ging es aufs neue an ein Graben und Schaufeln. Die ganze Stadt hätte sich daran betheiligt, wenn es ihr nur vom Rathe erlaubt worden wäre. Handelte es sich doch darum, auf billige Weise Reichthum zu erwerben, und der Stadtsäckel konnte altes Geld so gut gebrauchen wie neugemünztes, das gewöhnlich rar war.

Wie die Bienen arbeiteten die Todtengräber. In einer Tiefe von zwei Metern stießen sie auf ein übermauertes Gewölbe. Der Bürgermeister und der Pfarrer wurden benachrichtigt. — Als beide zur Stelle waren, ging man an die Eröffnung der Gruft. Die Kirche hatte sich früher jedenfalls bis hierher erstreckt und war nach der Zerstörung beim Neubau etwas weiter eingerückt.

In einer dunklen, dumpfigen Grabkammer stand ein morscher Sarg, auf dessen Deckel ein Metallschild sich befand. Der Pfarrer, welcher hinabgestiegen war, entzifferte unter verwunderten Ausrufen der Anwesenden:

"Hic requiescat in pace: Carolus, pastor."

(„Hier ruhet in Frieden der Pastor Carolus!")

Man hatte also das richtige Grab entdeckt. Vorsichtig wurde der Deckel entfernt. Ein Skelett ruhte im Todtenschreine. Unten zu Füßen befand sich ein Linnenpacket, das allerdings zu Staub zerfiel, als man es heraushob. Dagegen war ein ledernes Felleisen, das nun zum Vorscheine kam und eine gehörige Schwere zeigte, ganz unversehrt.

Der Schatz war gehoben. Lauter alte, gute Silber- und Goldgulden, nebst den Altargefäßen, wie das merkwürdige Kirchenbuch gesagt, lagen auf dem Rathstische. der Jubel der Einwohner war groß. — 30,000 Gulden betrug die Summe, welche vor mehr als zwei Jahrhunderten den gierigen Händen der Soldateska entgangen. — Alle segneten das Andenken des seligen Pfarrers Crüge-

rus, dessen Grabmal nicht aufzufinden war. Wahrscheinlich hatte auch er damals später die Stadt verlassen, nachdem er sein Geheimniß an sicherer Stelle untergebracht.

Am meisten Freude empfand sicher der Pfarrer, der seinen Schützling Franz nun als vermögenden Jüngling sah. Denn ein Drittheil des Schatzes empfing der Finder. Den Antheil, welchen der Besitzer des Grundstücks, in diesem Falle der Geistliche, bekam, schenkte dieser edelmüthig der Armencasse.

Das der Stadt verbleibende Geld wurde zu gemeinnützigen Zwecken nach und nach verwendet.

Nun konnte Franz seinen Lieblingswunsch, sich dem Apothekerberufe zu widmen, leicht erfüllen. Er ist ein tüchtiger Mensch geworden, der später die Apotheke der Stadt übernahm und heutigen Tages auch als Rathsherr thätig ist. — Aber nicht Reichthum und irdische Güter waren es, nach denen Franz strebte. Es darf nicht unerwähnt bleiben, in welcher Weise der auf der Höhe des Glückes stehende Mann das gewonnene Vermögen verwendete. — Als Franz sich selbstständig gemacht hatte, nahm er seine gute, liebende Mutter zu sich, stattete seine Schwestern reichlich aus, und gab nach einigen Jahren reger Geschäftsthätigkeit den Antheil des Fundes bei Heller und Pfennig der Stadt zurück. Zum Danke dafür ward ein neugebauter Stadttheil nach dem edlen, uneigennützigen Geber genannt. Der alte Thurm steht heute noch an der Kirchhofsmauer. Aber er ist überbaut worden. Ein eisernes Treppengerüst steht über den Mauerresten, von dessen höchstem Theile man eine prächtige Aussicht genießt.

Für die aufblühende Stadt bleibt ein unantastbares Monument der Dankbarkeit:

„Der alte Thurm!"

Unter dem Joche.

Nichts ist dem Menschen mehr natürlich, als Diejenigen zu hassen, denen er unrecht gethan hat. Als die Pflanzer von Virginien und die Colonisten von Massachusetts, Connecticut und New York im Jahr 1619 Sklaven kauften, welche in Afrika gestohlen worden waren, thaten sie ein großes Unrecht, welches zur Folge hatte, daß man in den nördlichen Staaten mit einem unüberwindlichen Vorurtheil gegen die freien Farbigen angefüllt wurde, und man auf allerlei Mittel sann, sie aus dem Lande zu bringen; denn man sucht die loszuwerden, welche man geschädigt hat.

Onkel Tom.

Im Jahr 1773 kamen zwei Männer, beide Prediger des Evangeliums, zu Newport, Rhode Island, auf den Gedanken, der Sklavenhandel sei ein abscheuliches Geschäft, welchem man nur dadurch ein Ende machen könne, daß man in Afrika längs der Küste Colonien von freien Schwarzen anlege. Diese Männer waren Samuel Hopkins und Esra Staples; aber ihr gutgemeinter Plan kam zu nichts, bis im Jahr 1800 Samuel J. Mills, einer der Gründer der Amerikanischen Missionsgesellschaft, Francis S. Key, der Autor des „Sternenbanner," und R. B. Finley, ein Philantropist, die Amerikanische Colonisations-Gesellschaft gründeten. Diese Männer glaubten, die Neger würden es in Amerika nie zu Etwas bringen, um der Vorurtheile willen, welche gegen sie vorherrschten. Vorurtheil wird im Wörterbuch als eine unüberlegte Voreingenommenheit für oder gegen eine Sache geschildert.

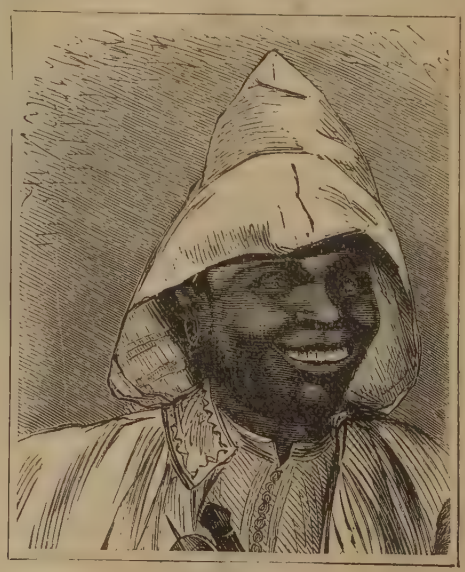
Ein Farbiger wurde allgemein als „Nigger" bezeichnet; er hatte keinerlei Rechtsansprüche. Unter Washington kämpften die Neger in mancher heißen Schlacht; im Krieg von 1812–15 standen sie hinter den Brustwehren zu New Orleans unter General Jackson; aber die Nation erkannte ihnen in der Constitution keine Rechte zu, und die Gesellschaft erlaubte ihnen die Vorrechte der Weißen nicht. Ein Farbiger mochte intelligent, brav, redlich, ja sogar gelehrt sein, aber er mußte die niedrigsten Dienste thun; sein Platz war im Stall und in der Küche. Wollte er reisen,

dann mußte er zu Fuß gehen, höchstens erlaubte man ihm, auf dem Dach der Postkutsche zu fahren, oder auf dem Gepäckgestell hinten, d. h. wenn er volle Fahrt entrichtete. — In der Kirche war sein Platz im „Niggerstuhl," selbst wenn er Mitglied der Gemeinde war, und zum heiligen Abendmahl durfte er erst nahen, nachdem die weißen Mitglieder es genossen hatten. In der Schule war kein Sitz für farbige Kinder. Missionare gingen nach Indien, um Heiden zu bekehren, Indianerkinder wurden in Schulen gesammelt, aber es gab keinen Menschen, der sich der Schwarzen angenommen hätte. Die Männer der Colonisation dachten, das Beste wäre, alle Schwarzen nach Liberia zu senden, und dadurch würde denn ganz Afrika evangelisirt. Zwei Männer reisten nach Afrika, einen Ort auszusuchen, und Agenten zogen durch das Land und predigten, wie leicht man Afrika bekehren könne, indem man die freien Farbigen Amerikas hinschicke. Die kirchlichen Gemeinden steuerten reichlich bei, der Congreß bewilligte $100,000, und im Jahr 1820 zogen die ersten Schwarzen, achtunddreißig Personen, von Amerika nach Liberia.

Unter dem Joch.

England hatte 800,000 Sklaven in West-Indien. — Wilberforce, Clarkson und Daniel O'Connell thaten ihr Möglichstes, das Parlament zu bewegen, die Sklaverei aufzuheben; aber auch in Amerika regte sich ein ähnli-

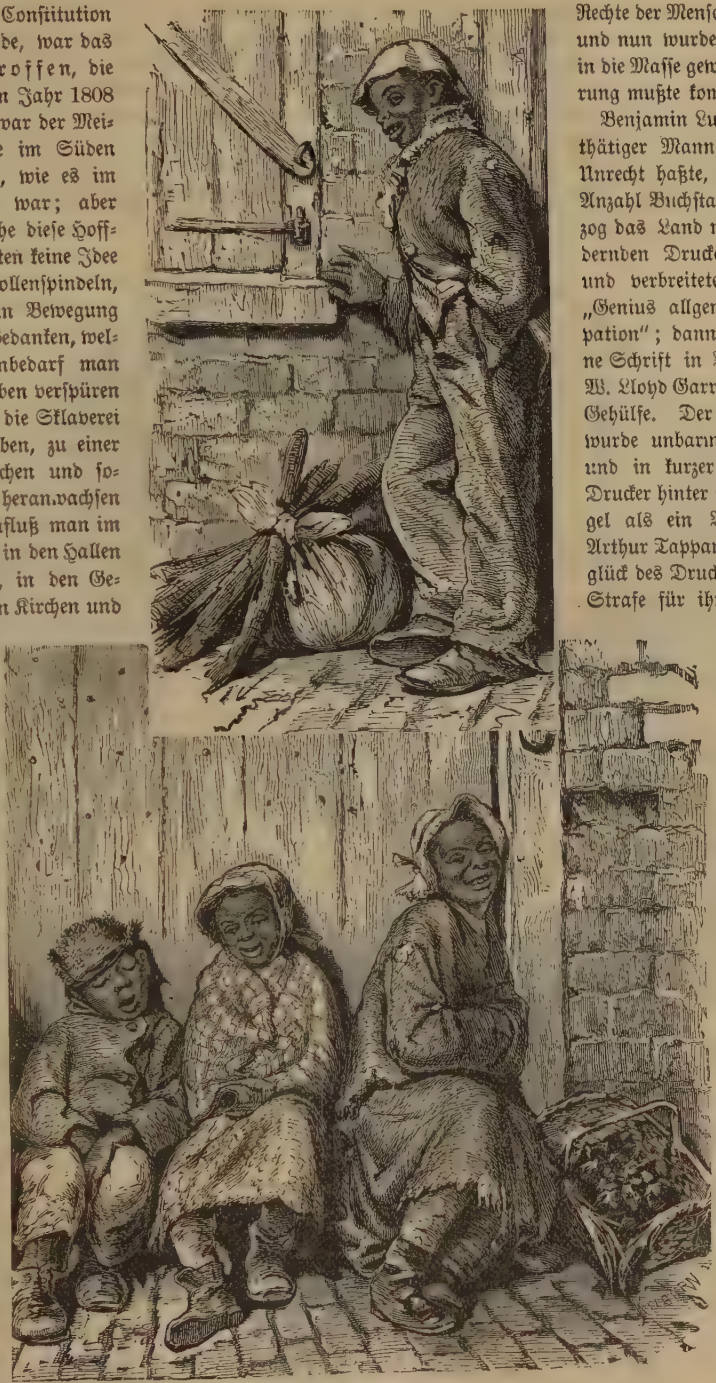
Ein Sklave.



Ein Freier.

cher Geist. Als die Constitution angenommen wurde, war das Verständniß getroffen, die Sklaverei müsse im Jahr 1808 enden, denn man war der Meinung, sie würde im Süden ebenso aussterben, wie es im Norden geschehen war; aber die Männer, welche diese Hoffnung hegten, hatten keine Idee von den Baumwollenspindeln, welche England in Bewegung setzte, und beim Gedanken, welchen Baumwollenbedarf man ehestens allenthalben verspüren würde, wodurch die Sklaverei anstatt auszusterben, zu einer mächtigen politischen und sozialen Macht heranwachsen würde, deren Einfluß man im Handel der Welt, in den Hallen der Gesetzgebung, in den Gerichtshöfen, in den Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen verspüren würde.

Die Sklaverei hatte einen großen Einfluß auf das Volk des Südens; sie erzeugte Classenunterschied. Der Reiche wurde reicher, und der Arme wurde ärmer. Arbeit war ein Zeichen der Untergeordnetheit und Armuth. Die armen Weißen erhielten den Namen „Dreckschwellen" und mud eaters; während die schwarzen Sklaven ihnen den Namen white trash beilegten. Im Jahr 1818 passirten die Presbyterianer der Vereinigten Staaten einen Beschluß, welcher die Sklaverei als eine schändliche Mißachtung der unveräußerlichen Rechte der Menschheit darstellte, und nun wurde der Sauerteig in die Masse geworfen, die Gährung mußte kommen.



Auf der Wanderschaft.

Benjamin Lundy, ein wohlthätiger Mann, welcher alles Unrecht haßte, kaufte sich eine Anzahl Buchstaben und durchzog das Land mit einer wandernden Druckerpresse, druckte und verbreitete eine Schrift: „Genius allgemeiner Emancipation"; dann etablirte er seine Schrift in Baltimore, und W. Lloyd Garrison wurde sein Gehülfe. Der Sklavenhandel wurde unbarmherzig gegeißelt, und in kurzer Zeit saß der Drucker hinter Schloß und Riegel als ein Volksaufwiegler. Arthur Tappan hörte vom Unglück des Druckers, bezahlte die Strafe für ihn und ließ ihn frei. Jetzt trat der Mann, der als Gehülfe mitleiden mußte, als unversöhnlicher Feind der Sklaverei auf und ging umher, öffentliche Reden zu halten. Man schalt ihn einen Wahnsinnigen, aber die Wahrheit war auf seiner Seite. Zu Boston fing er an zu predigen, aber Niemand wollte ihn hören; man sagte ihm, er solle hingehen wo Sklaven seien, und nicht im freien Norden predigen. Die Prediger erlaubten ihm nicht, in ihren Kirchen zu predigen, er mußte eine Halle miethen, und zwar eine Halle, welche den Ungläubigen als Versammlungsort diente, denn keine christliche Kirche war

offen, um gegen die Sklaverei darin zu predigen. Das lieſt nicht ſchön, aber es iſt eben einmal wahr.

Als Lloyd Garriſon ſeine erſte Rede vollendet hatte, lud ihn ein Unitarier Prediger zu ſich in ſein Haus ein, und die beiden ſaßen bis nach Mitternacht in Berathung. Am folgenden Sonntag wurde in Boſton die erſte Predigt gegen Menſchenſklaverei gehört und eine Brandfackel geſchleudert, welche nicht ſo bald erlöſchen ſollte. Am

Beſchenkt von Maſſa's Töchterlein.

1. Januar 1831 erſchien eine neue Zeitung in Boſton, „Der Liberator," und eine neue Anti-Sklaverei-Geſellſchaft wurde gegründet. Alles wurde aufgeboten, um die öffentliche Meinung zu wecken, aber es ſchien faſt umſonſt.

Fräulein Prudence Crandall, eine gewandte Lehrerin, eröffnete eine Schule zu Canterbury, Connecticut, für Jungfrauen; zu ihr kam auch eine farbige junge Dame, um unterrichtet zu werden, damit ſie in Zukunft die Kinder der Schwarzen unterrichten könnte. „Wir können unſere Töchter nicht mit ‚Niggers' unterrichten laſſen," ſagten die Eltern und nahmen ihre Töchter weg. Darauf eröffnete Frl. Crandall eine Schule für farbige Mädchen. Der Stadtrath verſammelte ſich in der Kirche, und man nahm Beſchlüſſe an, daß die Schule nicht beſtehen dürfe. A. J. Judſon, welcher gerne Gouverneur geworden wäre, hielt eine begeiſterte Rede gegen die Schule. Die Storehalter verkauften keine Waare mehr an die Lehrerin, und der Pöbel füllte ihren Brunnen bei Nacht mit Unrath. Der Stadtrath beſucht ſie und befahl, daß ſie wöchentlich $1.60 pro Schülerin an die Stadtcaſſe bezahlen müſſe; wenn aber die farbigen Mädchen innerhalb zehn Tage die Stadt nicht verließen, dann würden ſie an den Schandpfahl geſtellt und öffentlich gepeitſcht. Der Sheriff ergriff Eliza A. Hammond und brachte ſie ins Gefängniß, aber der Prediger, welcher in Boſton die

erste Predigt gegen die Sklaverei hielt, hörte davon und gab Bürgschaft für sie. Endlich passirte die Gesetzgebung ein Gesetz, welches den Unterricht einer farbigen Person zu einem strafbaren Verbrechen machte.

Als sich die Nachricht verbreitete, daß der Gouverneur das Gesetz unterzeichnet habe, wurden Kanonen losgeschossen und Kirchenglocken geläutet. Fräulein Crandall wurde ins Gefängniß geworfen, in eine Zelle, welche eben vor einem Mörder verlassen wurde. Sie wurde später gegen Caution entlassen und ging zurück zu ihrer Schule, allein es redete Niemand mit ihr, ihre Freunde kannten sie nicht, und Niemand erlaubte ihr, ein Glas Wasser aus dem Brunnen zu holen. Der Arzt verschrieb ihr keine Medizin, und die Kirchenvorsteher erklärten, es dürfe kein „Nigger" das Haus Gottes betreten.

Eines Steinwurfs weit von der Wohnung des berühmten Generals Putnam stand Fräulein Crandall vor Gericht und vertheidigte sich wegen des Verbrechens, Farbige unterrichtet zu haben. Die Geschworenen stimmten nicht überein, und Frl. Crandall ging zurück zu ihrer Schule. Nachts zündete man ihr das Haus an, doch löschte man es wieder; die kommende Nacht warf man ihr alle Fenster ein und zerschlug die Thüren. Die Lehrerin mußte fliehen, denn man drohte ihr mit dem Tode. So war es auch anderwärts; in New Hampshire kamen die Bauern Nachts mit 50 Joch Ochsen, und fuhrwerkten ein Schulhaus zur Stadt hinaus, wo sie es ansteckten, blos weil ein Negerknabe darin unterrichtet wurde. Das liest sich nicht schön in unserer Zeit, aber es ist wahr.

Es kamen andere Zeiten, die Arbeit des jungen Druckers zu Boston fing an, Früchte zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Das vermißte Dokument.

(Erzählung von M. Rieser.)

„Nun ist das letzte Stück eingepackt, Tante!" sagte mit dem Tone freudigen Triumphs ein etwa 15jähriges Mädchen zu einer älteren Dame, und sah sich dabei mit einer Miene von Erleichterung und Stolz zugleich unter den Kisten und Koffern um, welche dem Zimmer einen eben nicht behaglichen Anstrich gaben.

„Ja, endlich!" antwortete die Angeredete aufseufzend und setzte sich mit allen Zeichen der Erschlaffung in einen Lehnstuhl, der als einziges Möbel in dem ausgeräumten Gemache stand. „Nun kann ich wenigstens noch eine Stunde ruhen, bis die Leute kommen, um unsere Habseligkeiten zur Bahn zu bringen. Setze dich so lange auf den Koffer, meine Marie! Du wirst auch müde sein."

„O nein, Tante, gar nicht!" rief das junge Mädchen. „Ich ginge am liebsten noch einmal hinaus, den Fluß entlang, um einen letzten Blick auf unsere lieben Berge zu werfen, ehe wir Freiburg verlassen. Darf ich, Tante?"

Ein paar kluge, dunkelgraue Augen sahen dabei mit so schmeichelndem Ausdruck unter den langen braunen Wimpern hervor, das frische, jugendliche Gesicht mit der hohen, klaren Stirn und dem halb schalkhaft, halb wehmüthig lächelnden Mund blickte so bittend und zugleich so zuversichtlich in das müde Antlitz der älteren Dame, daß dieses unwillkürlich auch aufleuchtete und freundlich beistimmend nickte. Gleich darauf richtete sie sich lebhaft empor und sagte: „Da kannst du dich gleich noch nützlich machen. Bringe du selbst der Frau von Tadden das Buch hin, das ich ihr noch zurückschicken wollte. Es ist höflicher so. Nimm meine Karte mit und entschuldige mich, daß ich nicht selbst noch hingekommen bin."

Marie war schnell zu dem Ausgang gerüstet. — Die jugendlich schlanke Gestalt sah in dem knappen, gelbgrauen Reiseanzug besonders anmuthig aus. Eine braune Krawatte umschloß den schmalen weißen Halskragen, aus dem sich der schlanke Hals hob, und ein einfacher brauner Strohhut mit gleichfarbigem Schleier saß recht kleidsam auf dem kastanienbraunen, an den Schläfen leicht gelockten Haar.

Das junge Mädchen athmete mit Wonne die frische Luft ein, nachdem sie dem Staube entronnen, den das Packen und Räumen beim Umzug so reichlich mit sich bringt. Mit leichten, schnellen Schritten ging sie die Straße entlang, die an der einen Seite mit eleganten Häusern besetzt war, während an der andern eine schattige Allee am Ufer des Flusses hinlief. Weiterhin sah man auf bewaldete Berge, die in malerischen Linien und Schattirungen sich zu beiden Seiten eines Thales abstuften, dessen Hintergrund das etwas fernere Gebirge in seiner tiefdunklen Färbung abzuschließen schien. Marie's Blicke hingen mit Wohlgefallen an dem schönen Landschaftsbilde und wandten sich mit flüchtigem Seufzer erst dann davon ab, als sie die Stufen zu der hohen Parterre-Wohnung eines eleganten Eckhauses hinan stieg. Sie klingelte und wartete einige Zeit geduldig auf das Oeffnen; denn ihre Augen konnten ja indeß noch immer sich an der lieblichen Landschaft erquicken. Endlich zog sie noch einmal an der Klingel, stärker als das erste Mal, aber wieder umsonst. Nach wiederholtem vergeblichen Klingeln mußte sie die Ueberzeugung gewinnen, daß hier Niemand zu Hause war. Was sollte sie thun? — Sie stieg die Stufen hinab, bog um die Ecke des Hauses und sah zu den Fenstern empor, welche, wie sie wußte, dem Wohnzimmer angehörten. — Das eine derselben stand

offen. „Wenn ich doch das Buch sammt der Karte hineinlegen könnte!“ dachte sie bei sich selbst, und maß dabei mit den Augen die Höhe bis zum Fensterbrett. Wenn sie auf den vorspringenden Sims des Kellerfensters stiege, könnte sie wohl mit ausgestrecktem Arm bis oben ankommen. Aber das würde sich doch für ein fast erwachsenes Mädchen nicht schicken — hier, dicht an der Promenade, die selten ganz menschenleer war, und wo man sie auch von den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses hätte sehen können! Unverrichteter Sache wider nach Hause gehen zu müssen, das wäre doch ärgerlich! — Wie, wenn sie einen Vorübergehenden bäte, das zu thun, was für sie selbst nicht geziemend war? — Sie wartete eine Minute lang.—Da kam ein Mann vorüber! Er sah aber etwas nach einem Bummler aus. Hieße es nicht, ihm den Weg zum Einsteigen und Stehlen zeigen, wenn sie ihm selbst beschriebe, wie er in das Fenster hineinreichen könnte?—Da kam aber mit schnellen Schritten ein Anderer daher! Dieser sah recht anständig aus, nicht wie Jemand, dem ein Einbruch zuzutrauen wäre.

„Ach, bitte!“ — redete sie ihn an, stockte aber einen Augenblick verlegen, als der Fremde mit freundlichem Abnehmen des Hutes ihr fragend und verwundert ins Gesicht sah.—Die kecke Anrede war nun bereits gewagt — nun mußte sie auch weitergehen! „Ich soll hier im Hause ein Buch abgeben,“ sagte sie schnell und entschlossen, „aber es macht Niemand auf mein Klingeln auf. Wären Sie so gütig, das Buch da ins Fenster hineinzulegen? Sie können hinanreichen, wenn Sie hier auf den Vorsprung steigen.“

Ein flüchtiges Lächeln überflog das jugendliche Gesicht des Angeredeten. — „Das kann geschehen!“ antwortete er, indem er schnell nach dem Buche griff und dabei flüchtig in das niedliche Gesicht blickte, das zwar nicht ohne Verlegenheit, aber dennoch zutraulich zu ihm empor sah. Geschickt und schnell ward das Buch auf das Fensterbrett befördert.

„Bitte, auch diese Karte noch!“ bat Marie, und wandte dann mit einem freundlichen: „Danke vielmals!“ dem Fremden den Rücken, um die Verlegenheit zu verbergen, die ihr während ihrer kecken That das Blut in die Wangen und Stirn getrieben hatte.

„Was wird Tante zu meinem Streich sagen?“ dachte Marie bei sich. „Wie nett und freundlich der junge Mann aussah! — Er erinnerte mich an Else Decken's Bruder, der sie aus der Pension abholte.—Hätte ich doch auch einen Bruder! Tante ist so gut — aber sie ist nicht einmal meine wirkliche Tante. Eine Waise zu sein und auch nicht einmal Geschwister zu haben — das ist doch gar zu traurig!“ — Sie fühlte wie ihr das Auge feucht wurde, und fuhr schnell und verstohlen mit der Hand empor, um den Tropfen zu zerdrücken, bevor er über die Wange rollte. Schnell bog sie in einen Seitenweg, der näher zum Ufer des Flusses hinabführte, wo es einsamer war. Hier ging sie ein halbes Stündchen auf und ab, blickte in die glitzernden Wellen und dann wieder hinüber zu den Bergen, die in der untergehenden Sonne sich in den weichsten Schattirungen terrassenweis gegen einander abhoben, und ehe der letzte goldene Schimmer von ihrem höchsten Gipfel wich, war die trübe Stimmung überwunden. Als sie das Haus erreicht hatte, war sie im Stande, in fröhlicher Weise ihr kleines Abenteuer zu erzählen.

Als der Fremde die Karte, welche Marie ihm gereicht, neben das Buch auf die Fensterbank gelegt, hatte sein Auge absichtslos den Namen darauf gelesen. Er stutzte dabei und wandte sich lebhaft nach dem jungen Mädchen um. Dies war aber bereits, flüchtig wie ein scheues Reh, davongeeilt und bog soeben um die Ecke des Hauses. Fast hatte er Lust, ihr nachzueilen; aber die Sorge, sie ungroßmüthig in Verlegenheit zu setzen, und so gleichsam für ihren kecken Einfall zu strafen, hielt ihn zurück. „Minna Quelldorp?“ wiederholte er bei sich selbst; „—ein so auffallender Name existirt wohl nicht oft.—Ob es der des jungen Mädchens selbst ist?—Dann würde das Alter nicht zu Der stimmen, die ich meine, die doch wohl 40 Jahre alt sein muß. — Sollte dies Kind vielleicht gar — — O, wenn das wäre! — Ich will mich aber nach dem Namen erkundigen. Jedenfalls hätte ich die Trägerin in Norddeutschland gesucht, und nicht hier.—Jetzt ist es noch zu früh, sie aufzusuchen. — Noch habe ich meinen Zweck nicht erreicht.“ — Er seufzte tief auf, und ein Schatten flog über sein frisches, jugendliches Gesicht.

Georg Werther — so hieß der junge Mann — war vor wenigen Tagen von New York aus in Freiburg angekommen, um in dem Hause des sehr reichen und bedeutenden Fabrikherrn Erthal eine für sein Alter sehr ehrenvolle Stellung einzunehmen. An demselben Abend war im Erthal'schen Hause eine Abendgesellschaft, zu welcher er als Gast geladen war.

„Lebt hier in der Stadt eine Familie Quelldorp?“ fragte er während einer Pause in der allgemeinen Unterhaltung.

„Meinen Sie das Fräulein Quelldorp, das hier eine Pensionsanstalt hatte?“ entgegnete eine der Damen, „ich glaube, sie hat ihre Schule aufgegeben und die Stadt ganz verlassen. Mag sie gehen! Sie war ein rechter Schuldrache!“

„Ein Drache?“ rief eine andere Dame im Tone tiefster Entrüstung. „Sie war ein wahrer Engel von Güte!“

„Ich mochte sie niemals leiden!“ bemerkte ein schnippisch aussehendes junges Mädchen.

„Ich schwärme für sie!“ betheuerte lebhaft ein Anderes.

Die Herren, welche in der Nähe saßen, lachten herzlich über diese widersprechenden Urtheile.

„Sie war eine höchst achtbare Dame,“ sagte einer derselben, ein älterer Herr. „Aber ich glaube, sie hat recht gethan, ihre Anstalt aufzugeben. Trotz ihrer Herzensgüte war sie nicht dafür geeignet. Sie wußte sich nicht genügend in Respekt zu setzen.“

„Auf meine Töchter," äußerte ein Anderer, „hat sie entschieden günstigen Einfluß geübt, für den ich ihr sehr dankbar bin."

So ging das Gespräch hin und her, wobei für die besprochene Dame schließlich dennoch das Lob den Tadel überwog. Der junge Manne hatte zuerst mit Spannung zugehört; aber die Urtheile über die pädagogischen Verdienste des Fräulein Quelldorp interessirten ihn nicht. Er richtete, während der Streit darüber noch lebhaft geführt wurde, an seine Nachbarin die Frage, ob die Dame ganz allein gelebt hätte.

„Ich dächte, sie hätte ein junges Mädchen bei sich gehabt," war die Antwort. „War's nicht ihre Nichte?" wandte sie sich fragend an eine ganz junge Dame.

„Ja, ich glaube!" sagte diese. „Die Kleine nannte sie immer Tante."

„Heißt diese ebenso?" fragte der junge Mann mit unwillkürlicher Erregung.

„Wir nannten sie in der Schule immer Marie Quelldorp," antwortete die junge Dame. „Ich glaube aber sie hieß Weber."

„Ich dächte Walter," fiel eine Andere ein.

Diesmal waren es die eben der Schule entwachsenen Mädchen, welche über die Namen Quelldorp, oder Weber oder Walter sich nicht einigen konnten.

„Wissen Sie etwas von der Dame und ihrer Nichte, Herr Werther?" fragte die Herrin des Hauses, und als der Gefragte dies verneinte, indem er mit einiger Verlegenheit hinzufügte, er habe durch Andere etwas gehört, was ihn lebhaft interessirt hätte, setzte sie hinzu: „Jedenfalls verdient Fräulein Quelldorp die größte Hochachtung. Sie lebte in geselliger Beziehung ganz abgeschlossen, nur ihrem Berufe sich widmend.—Ihre Schülerinnen mögen nach ihren Eigenthümlichkeiten sehr verschieden über sie urtheilen, und die ungünstige Stimmung einzelner mag dann," fügte sie hinzu, „auf deren Eltern übergegangen sein. Wer aber in persönliche Beziehung zu ihr trat, wie es mir hin und wieder geschehen ist, mußte sie lieb gewinnen. Ihr Pflegetöchterchen ist ein allerliebstes Mädchen, und es that mir leid, daß die Tante sie so streng von jedem geselligen Umgang zurückhielt, denn ich hätte einen Verkehr zwischen ihr und meinen Töchtern sehr gern gesehen. Ob sie noch hier sind, oder wo sie ihren Aufenthalt genommen haben, weiß ich nicht zu sagen."

Georg dankte der Dame mit Wärme für die ihm gegebene Auskunft. Er wollte seine weiteren Nachforschungen nicht allzu auffallend machen. Sein Wunsch war, den Namen des jungen Mädchens zu erfahren; aber wo er auch immer in der nächsten Zeit anfragte: Marie's ehemalige Mitschülerinnen hatten sie stets mit dem Namen ihrer Tante bezeichnet, und intime Freundinnen hatte sie unter denselben nicht gehabt. Es gelang ihm jedoch, den Namen eines unbedeutenden Ortes an der Ostseeküste zu erfahren, wohin Fräulein Quelldorp von Freiburg aus gezogen war. Sorgfältig wurde die Adresse notirt. „Wenn sie es wäre!" sagte Georg oftmals. „Aber noch ist's nicht Zeit, sie aufzusuchen; erst muß meine Aufgabe erfüllt sein."

Der junge Mann lag mit Eifer den Pflichten seiner Stellung ob, und waren dieselben erfüllt, dann suchte er seine Erholung in den lieblichen Umgebungen der Stadt. Außer dem Verkehr mit dem gastfreundlichen Hause Erthal suchte er keinen Umgang. Aber noch bis zu einer späten Stunde der Nacht sah man in seiner Wohnung Licht brennen, und die freundliche Frau des Fabrikherrn warnte ihn oftmals in mütterlicher Weise, seinem jugendlichen Alter nicht allzuviel Arbeit zuzumuthen.

* * * *

Zwei Jahre waren vergangen. Marie hatte sie bei ihrer mütterlichen Freundin in völliger Zurückgezogenheit in einem netten kleinen Landhause in der Nähe eines pommerschen Fischerdorfes an der Ostsee verlebt. Fräulein Quelldorp freute sich dieser kleinen Besitzung, freute sich namentlich ihres Gärtchens, das sie mit höchster Sorgfalt pflegte. „Tante!" sagte Marie neckend zu ihr, „die Bäume, Sträucher und Blumen sind jetzt deine Zöglinge, und ich glaube, du hast an ihnen mehr Freude, als an deinen einstigen Schülerinnen."

Fräulein Quelldorp lächelte. „Die Pflanzen sind fügsamere Zöglinge," sagte sie. Innerlich fügte sie hinzu: „Die Verantwortlichkeit für sie ist nicht so drückend, weil sie mein Eigenthum sind."

„Mich wirst du aber nicht los, Tante!" scherzte Marie weiter. „Ich bin übrigens doch fast eben so fügsam, wie dein Rosenstock hier; ja, ich habe sogar einige Dornen weniger; gibst du das zu?"

Die schalkhaften Augen lächelten so gewinnend unter den dunkeln Wimpern hervor, daß sie Fräulein Quelldorp bezaubert haben würden, selbst wenn sie der Schuldrache gewesen wäre, als welchen sie einzelne unfügsame Schülerinnen oder eine allzu parteiische Mutter zu verschreien gesucht hatten. Da sie aber ein Herz voll Liebe für ihr Pflegekind besaß, war es kein Wunder, daß dieses mit seiner sonnig-heiteren Natur ihre tägliche Freude und Wonne werden mußte, hätte es auch doppelt so viel Dornen gehabt, als der Lieblings-Rosenstock, von welchem sie eben sorgfältig alle welken Rosen, alle angefressenen Blätter und wurmstichigen Knospen abschnitt.

Marie führte ein glückliches Leben, trotz ihrer Einsamkeit. Ihre geliebte Tante war ihr im eigentlichsten Sinne eine Mutter, die sie erzog und leitete, und bei der sie auch für ihre jugendlichen Wünsche, Freuden und Bekümmernisse ein stets reges, liebevolles Verständniß fand. Ihre kleinen wirthschaftlichen Pflichten und vor allem ihre geistige Ausbildung durch Studieren und Lesen füllten ihre Tage aus, und für ihre Erholungsstunden gewährte ihr die Tante völlige Freiheit. Ihr geselliger Umgang bestand in seltenen Besuchen bei drei oder vier Prediger- und Gutsbesitzerfamilien in der Umgegend, mit denen der Verkehr im Winter durch Wind Wetter sehr eingeschränkt wurde. Marie aber vermißte

die Geselligkeit nicht, die sie ja auch früher fast gar nicht gekannt hatte. Ihre liebste Freundin war die See in allen ihren Stimmungen. Das ganze Jahr hindurch bot sie ihr Interessen und Freuden in Fülle, nicht nur durch den Anblick ihrer stets wechselnden Schönheit, sondern auch durch alle Beobachtungen, die Marie's scharfes Auge und reger Geist zu machen Gelegenheit hatte; endlich auch als stumme, für Marie's Phantasie aber keineswegs gefüllose Vertraute aller ihrer Träumereien.

An einem Sommernachmittage waren diese Träumereien augenscheinlich von sehr ernster, wenn auch nicht trüber Natur. Mit schnellen Schritten ging das junge Mädchen auf dem feuchten Sande des Strandes dahin, nur ganz instinctmäßig vor den Wellen ausbiegend, die hin und wieder ihren flinken Füßchen sehr nahe kamen — und so versunken, daß die Stückchen Bernstein oder die selteneren Muscheln vor ihren sonst so scharfen Augen unbeachtet liegen blieben. So kam sie an eine Stelle des Ufers, wo die Steilküste von einem Stück Sanddüne unterbrochen wurde. Marie schüttelte plötzlich das Köpfchen, als wolle sie damit alle ernsten Gedanken verjagen, und begann an der Düne emporzuklettern, indem sie dabei mit Fuß und Hand an den verkrüppelten Strandweiden einen Halt suchte. Wie sie oben angelangt war, schien ihr ein plötzlicher Einfall zu kommen. Ein Lächeln flog um ihre Lippen. Ihre Augen spähten aufmerksam nach rechts und links, nach rückwärts und vorwärts, ob auch kein Mensch in der Nähe sei. Dann faßte sie ihre Kleider eng zusammen, legte sich oben auf der Düne an die Erde und rollte sich dann wie eine Walze den sandigen, trocknen Anhang hinab bis auf den Strand. Dunkelroth im Gesicht, aber mit dem Ausdruck kindlichen Vergnügens sprang sie unten auf ihre Füße und begann das Aufsteigen von neuem. „Wenn ich jetzt vielleicht bald eine höchst ehrbare Respectsperson werden soll," sagte sie zu sich selbst, „will ich doch heut noch ein echtes Kind sein!" Drei bis vier Mal wiederholte sie ihre Expedition, bis endlich ein Blick auf die tiefer stehende Sonne sie an den Rückweg erinnerte. Diesmal ging sie oben auf der Kante der Steilküste, wo sie einen noch weiteren Ausblick hatte. Mit Entzücken verfolgte sie jeden Wechsel der Färbung an Meer und Himmel, während die Sonne sich dem Horizont näherte. „Du geliebte See, wie wirst du mir fehlen!" flüsterte sie leise vor sich hin. „Ohne meine Berge von Freiburg, ohne das Meer—wie soll ich's da aushalten! Vielleicht werde ich da so gesetzt und verständig, wie ich als Gesellschafterin einer alten Dame doch wohl sein müßte."

Zu Hause angelangt richtete sie das Abendessen zu, erzählte bei der einfachen Mahlzeit jubelnd von ihrem Dünen-Vergnügen, plauderte von allem Möglichen in harmlosester Weise, und erst als sie den Tisch abgedeckt, die Läden geschlossen hatte und bei der Lampe gemüthlich neben ihrer mütterlichen Freundin saß, begann sie halb lächelnd, halb feierlich, indem sie deren Hände ergriff: „Nun, Tante, hast du es dir überlegt? Was sagst du zu meinem Plan? Ich habe dir den ganzen Tag zum Nachsinnen Zeit gelassen!"

Und als fürs erste noch keine Antwort kam, fuhr sie mit etwas bewegter Stimme, aber doch in heiterm Tone fort: „Tante, ich sehe, du hast geweint! Das ist mir ein sicheres Zeichen deiner Einwilligung; denn wenn du nein sagen wolltest, hättest du ja keine Ursache zu weinen."

Die Thränen, deren Spuren Marie in den Augen der Tante entdeckt, begannen aufs Neue zu fließen. „Kind!" sagte sie, „wie soll ich's lernen, dich zu entbehren! Wenn wir uns noch mehr einschränkten als bisher, könnten wir auch wohl zu dreien leben."

„Und dabei würdest du selbst dir am meisten entziehen, wie immer!" fiel Marie ihr mit entschiedenem Tone ins Wort. „Für uns beide allein hattest du bis jetzt gerade genug. Nun geht dir durch die Verluste deines Bruders manche kleine Hülfe verloren, und du willst außerdem eines seiner Kinder bei dir aufnehmen. Das ist so gut und edel gethan, wie du immer handelst, so daß ich noch stolzer auf dich sein muß als bisher. Deine Nichte hat mehr Rechte an dich als ich. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, kann also noch nicht für sich selbst sorgen, kann dir aber im Hause helfen und dir Gesellschaft leisten, so daß du einen Ersatz für mich hast. Ich würde mein liebes Tantchen nicht verlassen, wenn sie ganz allein zurückbleiben müßte."

„Meine Marie kann mir nicht ersetzt werden," sagte Fräulein Quelldorp kopfschüttelnd. „Ich war thöricht, meine Pensionsanstalt damals aufzugeben. Noch überlege ich, ob die alten Beziehungen sich nicht wieder anknüpfen lassen. Du wärest mir jetzt dabei eine Hülfe. Ich habe doch in jenen elf Jahren so viel erspart, daß wir davon unabhängig leben konnten."

„Tante!" rief Marie, „jetzt verstehe ich's besser als früher, wie schwer du in jener Zeit gekämpft hast. Du warst nicht glücklich dabei; darum darfst du den schweren Beruf nicht wieder aufnehmen."

„Ich war wohl nicht nach allen Seiten hin dafür geeignet," erwiderte Fräulein Quelldorp. „Ich vermochte nicht genug, Andere zu beherrschen, und die Verantwortlichkeit drückte mich. Darum zog ich mich zurück, als ich es ohne Leichtsinn thun konnte. Aber ist die Möglichkeit, meine Marie bei mir zu behalten, nicht eines Kampfes werth?"

„Tante," begann Marie nach einer Pause, „sage mir, hast du nicht um meinetwillen, um für mich sorgen zu können, das schwere Amt übernommen?"

„Kind, wie kommst darauf?" fragte Fräulein Quelldorp ausweichend.

Marie sah sie forschend, aber liebevoll an, und als Fräulein Quelldorp den tiefblickenden und dabei so zärtlichen Augen auswich, fuhr Marie fort: „Liebe, liebe Tante, bin ich noch nicht alt und verständig genug, um dein Vertrauen zu verdienen? Darf ich's noch nicht wissen, warum ich gleich nach Mutters Tode, also gleich

nach meiner Geburt, in deine Hände kam? Vater war damals noch nicht todt; das hast du mir einmal, ohne es zu wollen, verrathen. Darf ich nicht alles wissen, was meine Eltern betrifft, die du beide lieb gehabt hast? Bitte, sage mir alles, was du weißt!"

Die Frage klang so ernst und feierlich, und dabei so dringend zärtlich! Fräulein Quelldorp war tief bewegt, und schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Laß mir etwas Zeit zum Ueberlegen, mein Kind! Sage mir unterdeß, was du mir über deine Aussichten mittheilen wolltest!"

„Siehst du, Tantchen," begann Marie lebhaft, „wie mir's zuerst in den Sinn kam, daß ich von rechtswegen für mich selbst sorgen müßte, da getraute ich es mir noch nicht, dir etwas davon zu sagen. Ich dachte, du würdest mir's ausreden, um dich auch fernerhin für mich aufopfern zu können, und ich hoffte leichter meinen Willen durchzusetzen, wenn ich mir erst selbst klar gemacht hätte, was ich eigentlich thun wollte. Du weißt, ich ging diesen Sommer öfters nach Horst hinüber, weil ich da Gelegenheit hatte, einen Blick in die Zeitungen zu werfen. Da fand ich eines Tages eine Annonce, in der man eine Gesellschafterin und Vorleserin für eine alte Dame suchte. Noch denselben Abend verfaßte ich einen Brief, den ich unter der angegebenen Chiffre einsandte. Beim Schreiben wurde mir's recht klar, wie dumm ich noch bin. Du glaubst nicht, wie verlegen ich dabei war. Ich habe noch das Brouillon. Da sieh!"—Und damit reichte sie Fräulein Quelldorp ein Blättchen Papier, das sie aus ihrer Schreibmappe holte, und das allerdings in seinen zahlreichen Verbesserungen die Verlegenheit der Schreiberin deutlich bekundete. Fräulein Quelldorp las: „Leider bin ich erst siebzehn Jahr alt und kann gar nichts zu meiner Empfehlung sagen. Aber ich möchte gern für mich selbst sorgen lernen, da ich eine Waise und ohne Vermögen bin. Ich will mir große Mühe geben, zu thun, was man von mir wünscht, und hoffe es mit der Zeit zu lernen. Mit meinem Vorlesen ist meine Tante, die mich erzogen hat, und die sehr viel versteht, immer leidlich zufrieden gewesen. Sie wird noch weitere Auskunft über mich geben, wenn es gewünscht wird. Ich wollte ihr aber nicht eher etwas mittheilen, als bis ich Hoffnung habe, daß Sie mich annehmen."

Fräulein Quelldorp lachte herzlich über den naiven Ton des Briefes, und doch standen ihr dabei die Thränen der Rührung in den Augen.

„Nun denke dir," fuhr Marie fort, „man nimmt mich nicht nur an, sondern bietet mir 800 Mark Gehalt — mir, der Siebzehnjährigen! Was müssen das für steinreiche Menschen sein! Das einzige Schwere dabei ist, daß ich wo möglich schon auf der Stelle kommen soll. — Da, lies, wie nett und freundlich die Antwort klingt!"

Fräulein Quelldorp überflog das Schreiben, und wandte das Blatt um, nach der Unterschrift zu sehen. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihr. Eine Weile starrte sie wortlos auf den Namen hin.

„Was ist dir, liebe Tante?" fragte Marie erstaunt.

„Bertha Vellenberg, geb. Broeck, Leipzig!" las Fräulein Quelldorp in einem Tone, als könne sie ihren Augen nicht glauben, und als müsse der Ton ihrer Stimme den Eindruck ihrer Augen bestätigen. Sie ließ den Brief in ihren Schooß fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Tante, was hast du nur?" fragte Marie theilnehmend, aber mit einem leisen Anflug von Ungeduld. „Mir kam der Brief so nett und freundlich vor.—Kennst du die Dame?—Ist sie nicht gut?"

„Mein liebes Kind," sagte Fräulein Quelldorp tief bewegt, indem sie Marie in ihre Arme schloß, „es findet hier wirklich ein so merkwürdiges Zusammentreffen statt, daß ich noch nicht weiß, ob ich es für eine Warnung, oder für einen ermuthigenden Wink des Himmels nehmen soll. Laß mir Zeit bis morgen. Du könntest heute doch nicht mehr antworten. Bitte Gott, daß er mich und dich erleuchte und uns den rechten Weg zeige. Jetzt gehe zur Ruhe. Morgen sollst du alles erfahren. Gute Nacht, mein Kind!"

Marie ging, ohne weiter in die Tante zu dringen. Ihr schlug das Herz vor Spannung und Aufregung. Lange noch stand sie träumend am Fenster und blickte nach der See hinaus und zu den Sternen empor, als könnten die alten Vertrauten ihrer Träumereien das Räthsel lösen, als welches ihre mütterliche Freundin ihr heute erschien, und als sie sich endlich zu Bett legte, blieb der Schlaf noch lange ihren Augen fern, bis endlich ihre gesunde Natur und die Ermüdung des Tages über alle Aufregung den Sieg davontrugen.

Ihre mütterliche Freundin hatte in den schlaflosen Stunden dieser Nacht lange nach Klarheit gerungen über das, was sie zu thun hatte. Ihr blaßes Gesicht war für Marie am nächsten Morgen ein Zeugniß davon, und vermehrte noch ihre Spannung, den Grund solcher Aufregung zu erfahren.

„Mein liebes Kind," begann Fräulein Quelldorp, als sie mit ihrer Pflegebefohlenen an ihrem stillen Lieblingsplätzchen im Garten saß, „es wird mir recht schwer, durch das, was ich dir zu sagen habe, in dein fröhliches, junges Herz vielleicht einen Schatten zu werfen. Aber du hast ein Recht, es zu wissen, um dann frei und selbstständig deinen Entschluß zu fassen. — Daß deine Mutter von unserer Kindheit an meine liebste Freundin war, weißt du lange schon. Wir waren beide früh verwaist und mittellos; beide hatten wir uns zu Erzieherinnen ausgebildet; aber sie gab diesen Beruf nach wenigen Jahren schon auf, als sie deines Vaters Frau wurde. Beide waren unbeschreiblich glücklich mit einander, und ihr Haus war auch mir eine liebe Heimath, wo ich manche glückliche Ferienzeit verlebte, und zuweilen auch einer längern Ruhe genoß. Dein Vater war in dem großen Leipziger Handelshause Vellenberg der erste Geschäftsführer und so zu sagen die rechte Hand des Chefs, dessen unbedingtes Vertrauen er besaß, und in vollem Maße

verdiente. Er war dadurch nicht nur zu Wohlstand gelangt, sondern lebte auch mit der ganzen Vellenberg'schen Familie in freundschaftlichstem Verhältniß. Mehrmals hatte er auf längere Zeit nach Amerika gehen müssen, um die überseeischen Geschäfte des Hauses zu leiten, und während solcher längeren Abwesenheiten deines Vaters zog ich immer in euer Haus, um deiner Mutter, die von zarter Gesundheit war, Gesellschaft zu leisten. So war ich fast wie ein Familienglied bei euch. Deine Eltern beide behandelten mich wie eine Schwester, auch von ihrem Söhnchen wurde ich wie eine Tante geliebt."

„Ich hatte einen Bruder?" rief Marie in lebhafter Erregung. „Warum hast du mir das nie gesagt? Ist er todt?"

Fräulein Quelldorp seufzte tief. „Du wirst es bald verstehen," sprach sie, warum ich bisher nichts von ihm sagte. Ob er noch lebt—ich weiß es nicht."

Mühsam kämpfte sie die Thränen nieder. — Marie weinte heftig. Es war ihr ein Bruder geschenkt, um ihr plötzlich wieder entrissen zu werden.

Nach längerer Pause fuhr die Erzählerin fort: „Herr Vellenberg hatte zwei Söhne, beide reich begabt, aber in sehr verschiedener Weise. Robert, der Aelteste, war bildschön, voller Lebenslust, und der Liebling beider Eltern; —Adolf, der Jüngere, war still und zurückhaltend. Sie waren beide schon erwachsen, als dein Vater sich verheirathete. Robert war bereits in das Geschäft eingetreten und ließ es manchmal sehr merken, daß er sich als den künftigen Herrn desselben ansah. Adolf hatte keine Neigung für den Beruf seines Vaters. Er studirte Naturkunde und vertiefte sich vollständig in seine Wissenschaft. Das entfremdete ihn den Eltern, die für seine Neigungen keine Sympathie hatten. Dein Vater aber verkehrte gern mit ihm und stellte seinen Charakter sehr hoch.

Sein Verhältniß zu Robert war immer ein sehr kühles; ja es kam manchmal zu sehr ernsten Mißstimmungen zwischen ihnen, aber niemals sprach sich dein Vater über den Grund derselben aus. Später haben wir ihn nur zu gut verstanden. Robert war ein Verschwender und ein leidenschaftlicher Spieler geworden. Der alte Vellenberg sah diesem Sohne viel nach, und mehr noch als er wußte die Mutter die Fehler ihres Lieblings zu beschönigen.

Deine Eltern waren mehr als zehn Jahre verheirathet, als Herr Vellenberg in eine langwierige Krankheit verfiel, die ihn gänzlich ans Zimmer fesselte. In dieser Zeit vertrat ihn dein Vater im Geschäft immer mehr: aber nun mehrten sich die Mißstimmungen zwischen ihm und Robert. Als Sohn und Erbe des Hauses machte dieser Ansprüche an dessen Reichthümer, die er in gewissenloser Weise vergeudete! Wenn dein Vater ihm im Namen des Chefs die geforderten Geldsummen verweigerte, suchte Frau Vellenberg in falsch verstandener Mutterliebe sie ihm auf Umwegen zu verschaffen. Die dringenden Vorstellungen und Warnungen deines Vaters machten sie, trotz ihrer Herzensgüte, mißtrauisch gegen ihn, während ihn Robert geradezu haßte. Dein Vater, dem die Ehre und das Ansehen des Hauses über alles wichtig und theuer war, litt schwer unter diesen Kämpfen, und fürchtete noch mehr für die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Von Texas nach Java.

Von A. Herrmann.

Wird gewiß vielen meiner lieben Freunde interessiren einige kurze Skizzen über meine Reise, sowie über Länder, Sitten und Religionen des von Natur sonst so herrlichen Indiens zu hören, und bitte ich den geschätzten Editor, meinem Artikel ein Plätzchen in dem lieben Magazin, das auch mich allmonatlich besucht, *) einzuräumen.

Nachdem ich von unseren lieben Freunden in San Antonio Abschied genommen, reiste ich — es war im Winter — von San Antonio ab. Bald lag die mir so theuer gewordene Alamo City hinter mir, und mit Windesschnelle eilte ich dem Hafenplatz Galveston zu. Wie? dachte ich bei mir selber, ist es denn Wirklichkeit oder Traum, sollte es wirklich der Anfang der so großen Reise sein? Ist es möglich, daß du scheiden solltest von dem Land, da du deinen Heiland und Erlöser gefunden und du errettet wurdest von den Ketten der Finsterniß? Da deine Seele lernte, sich unter das Kreuz zu beugen, und an Jesu Brust den herrlichen Frieden fand?! Ach, ja!

*) Das Magazin geht gar gern nach der Insel Java.—Edr.

Es war Wirklichkeit, aber in weiter Ferne wartete meiner meine Mutter mit sehnsüchtigem Bangen, und mein Herz sehnte sich hin zu ihr. Trotz der langen Tour war ich in einem Augenblick nach Galveston gekommen, der Zug hielt, und nun ging ich noch einmal zu dem lieben Bruder Gomer. Ach! wie viel habe ich ihm zu danken, denn durch ihn habe ich meinen besten Freund gefunden — Jesum. Mit Freuden wurde ich aufgenommen, und nachdem ich einige Tage bei ihm verweilt, nahm ich auch von ihm Abschied unter seinen besten Segenswünschen. Am 13 Jan. bestieg ich das Schiff „San Marie," und Mittags um 1 Uhr ging's fort. Zum letzten Mal: „Lebe wohl, Texas!"

Von herrlichem Wetter begünstigt, steuerten wir um Florida und den östlichen Staaten entlang. Aber wie ich fürchtete, sollte das Angenehme nicht lange dauern, denn es ging dem eisigen Norden zu, und der Wind ging mir durch Kleider und Glieder, obgleich ich mich in Galveston dafür eingerichtet hatte. Am Cap. Hadras Sturm, und nachdem wir noch einige wrecks gesehen, langten wir am 19. glücklich in New York an.

Ich hielt mich daselbst fünf Tage auf und hatte Gelegenheit, New York mit seinen vielen Merkwürdigkeiten und Schönheiten, aber auch mit seinen Gottlosigkeiten kennen zu lernen. Am 24. bestieg ich das zweite Schiff, „La France," und jetzt galt es, Adieu, Amerika!

Kaum war unser Schiff außer dem Hafen von New York, so machte sich auch schon ein allgemeines, jedoch keineswegs angenehmes Schaukeln geltend, doch hatte Niemand eine Ahnung von den Schrecken, die wir schon am zweiten Tage zu bestehen hatten. „Sturm!" „Sturm!" klang es von den Lippen der Seeleute; die Sonne versteckte ihr Antlitz hinter den am Horizont aufsteigenden gelbschwarzen Wolken. Heulend blies der eisige Wind, die Wellen verwandelten sich in Berge, und wie Kanonendonner prallten sie gegen unser Schiff, das wie ein Spielzeug in dem unendlichen Ocean herumgeworfen wurde. Es wurde Nacht! — eine grauenvolle Nacht, die Segel wurden sammt ihren Seilen zerrissen und flatterten in der Luft herum; das Steuerruderseil brach, und so standen wir ohnmächtig, den Elementen ausgesetzt, ohne Hülfe da. „Wie! ohne Hülfe?" dachte ich. Ach so grauenvoll es auch im Zwischendeck aussah, so wußte ich doch mich zu meinem Gott in kindlichem Vertrauen zu wenden, und Gott sei Dank! er errettete uns aus dem Sturm, der volle acht Tage anhielt, bis wir in den englischen Canal einfuhren; und am 3. Februar konnte ich in Havre meinen Fuß wieder auf europäischen Boden setzen. Dem Herrn sei Preis und Dank für seine mächtige Hülfe!

Eine Bambus-Brücke.

Abends gleichen Tages stieg ich noch in den Train nach Paris. Am nächsten Morgen kam ich daselbst an, lief nach dem östlichen Bahnhof, und um 9 Uhr fuhr ich mit dem Train nach Basel. Von da ging's nach Zürich, meinem Geburtsort, und konnte ich meinen Geburtstag, den 5. Februar, wohl nirgends besser feiern, als gerade hier. Ich war wieder in der Heimath. Freilich waren die lieben Meinigen nicht mehr hier, allein das Grab meines Vaters näherte mich wieder meinem Familienkreis. Mit Freuden gedachte ich der vergange-

nen Tage der Kindheit. Ich machte noch verschiedene Reisen nach dem Bodensee, wo ich einige Brüder unserer lieben Gemeinschaft kennen lernte, nach Winterthur u. s. w., und nach zwei Wochen Aufenthalt ging's wieder weiter über Aargau, Olten, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf und Lion nach Marseille, meinem Einschiffungsplatz für Indien.

Ein Garten in Indien.

Hier jedoch wollte der Herr seine wunderbare Führung und seine väterliche Fürsorge mir kund thun. Auf Anfragen in der Schweiz über den Kostenpreis der Reise nach Indien wurde mir nemlich derselbe (4. Classe) auf 450 Francs angegeben. Wie erstaunte ich daher, als ich mein Ticket holen wollte, als ich vernahm, daß Tickets 4. Classe nur französischen Soldaten verabreicht werden, und es 3. Classe 780 Francs kostete, während ich nur 500 Francs besaß! Sollte es möglich sein, daß ich nun wirklich hier bleiben müßte? Daß all' meine Hoffnungen nur Täuschungen waren? — Traurig ging ich nach meinem Hotel, vertauschte dasselbe mit einer italienischen Herberge, und wandte mich zum Herrn in inbrünstigem Gebet. — Nächsten Tages vernahm ich von einer Gelegenheit, nach Australien von Bordeaux aus, sollte aber noch einen Monat warten bis zur Abfahrt. — In meiner Verwirrung und Rathlosigkeit machte ich den Contract dafür. Es verstrichen nun zwei Wochen, eine Zeit schwerer Prüfungen, in welchen mir der Herr zuzurufen schien: „Hast du mich lieb," und ich als Antwort in meinem zerschlagenen Herzen ausrief: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe." Ach, es war ja nicht möglich, daß der Herr mich nun allein ließ, hatte er mir ja schon so oft so

wunderbar geholfen. Sein väterliches Auge hatte sich nur ein wenig hinter Wolken verborgen, und noch ehe ich's glaubte, strahlte seine Vatergüte wieder, und Hoffnungen belebten mein verzagtes Herz. Es war am 1. März, als der Agent, mit dem ich den Contract nach Australien abschloß, in mein Zimmer eintrat und mir erklärte, das Schiff gehe erst im August ab. „Was gedenken Sie nun zu thun (Ou est el que vous pensex de faire)?" frug er mich in theils zweifelhaftem, theils mitleidigem Ton. „Ja," erwiderte ich, „ich habe nun schon zwei Wochen hier gelegen, darum bin ich genöthigt, Sie um Entschädigung zu ersuchen, oder verschaffen Sie mir mit dem nächsten Schiff Ueberfahrt nach Batavia für denselben Preis." Zweifelnd, einen solchen Contract erhalten zu können, verließ er mich. — Wieder sank ich auf meine Knie, rang mit meinem Vater, und aus dem Staub meiner Nichtigkeit drang mein Gebet zu den Stufen des Allerhöchsten, und es klang in meine Seele: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!" Ich stand freudig und hoffnungsvoll auf und wollte ausgehen. Kaum war ich aber im Empfangszimmer angelangt, als der Agent mit freudestrahlendem Gesicht mir entgegen kam mit den Worten: „Voela le Contract! Morgen den 2. um 10 Uhr geht das Schiff ab. Gute Reise!" und damit verschwand er. Ach! welcher Triumph meiner Seele! Mit inniger Liebe warf ich mich nieder und dankte Gott, und pries ihn für Das, was er an meiner Seele gethan hatte.

Eine Palme.

Lang schon habe ich zum Herrn gerufen,
Lange ihn um Hülfe angefleht,
Lang zu seines Thrones Stufen
Sandt' ich meines Herzens innerstes Gebet;
Doch noch immer droh'n des Schicksals Mächte,
Immer tiefer, größer wird die Noth,

Finst'rer werden, immer schrecklicher die Nächte,
Bald, ja bald dem Herz Verzweiflung droht!

Lang schon rief ich; über meine Wangen
Ließ den Thränen ich den freien Lauf,
Meine Seufzer — ach! sie drangen,
Nein! sie drangen nicht zu Vaters Herz hinauf!
Wie? Sollt' er denn mein Gebet nicht hören?
Kennt er jedes Haar ja auf dem Haupt;
Doch—um meiner Seele Willen zu gewähren,
Herz—hast deinem Gott du auch geglaubt?!

Ach! nun weiß ich, warum deine Liebe,
Ew'ger! hinter Wolken sich verbarg.
Glaubte ich?! Ach nein! die Triebe
Meines Zweifels bargen dich, mein Herz war arg.
Ach! im Glauben werf ich jetzt mich nieder,
Will jetzt kindlich, gläubig zu dir fleh'n;
Nimm als schwaches Kind in deinen Arm mich wieder,
Laß der Hoffnung Stern mich seh'n.

Lang und laut hab' ich mit ihm gerungen,
Wunder hat der Herr an mir gethan;
Mein Gebet ist durchgedrungen,
Jesu Arme sah' ich rettend nah'n!
In Gefahr mein wehrlos Haupt zu schirmen.
Kindlich hab' ich mich ihm anvertraut,
Riß mich von den dunkeln Wolken, aus den Stürmen,
Und des Glückes Morgen hat gegraut!

Herrlich brach der nächste Morgen an, die Sonne stieg an dem wolkenlosen Himmel empor. Schnell hatte ich meine Sachen wieder gepackt, und nun ging's auf das 3. Schiff „Yang-Tse" — ein wahrer Palast gegen den Atlantic Dampfer, und mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten versehen. Für Unterhaltung war ausgezeichnet gesorgt, denn wir hatten 4 Ochsen, 4 Kälber, etwa 100 Schafe, 60 kleine Farken, 200 Hühner, 100 Turkeys, 100 Enten und 100 Kaninchen an Bord.

Um 10 Uhr wurden die Anker gelichtet, und nun zum letzten Mal: Adieu, Europa! Die Reise von Marseille nach Indien ist die interessanteste der Welt. Wir waren nun von dem herrlichsten Wetter begünstigt, und anstatt der kolossalen Wellen, lag nun das Meer in lieblicher Stille wie ein glatter Spiegel da, und bald hier, bald dort machten die fliegenden Fische ihre Luftsprünge, und die Seemöven begleiteten uns, als ob sie uns eine gute Reise wünschen wollten. Obgleich ich Passagier 4. Classe war, durfte ich doch 3. Classe gehen; das ist ungefähr so gut, wie auf den Atlantic-Dampfern 1. Classe. Nach zwei Tagen langten wir Morgens in Neapel an. Ein wundervoller Anblick, als gerade die Sonne ihre ersten Strahlen herniedersandte auf Neapel und den sich gegenüber majestätisch erhebenden Vesuv, dessen Rauchsäule in das unendliche Blau des Aethers hinaufschoß. Es dauerte nicht lange, so kamen auch die berüchtigten neapolitanischen Lazaronis auf unser Schiff und boten ihre Korallenketten, Schiffsstühle 2c. zum Verkaufe an. Um etwa 10 Uhr dampfte unser „Palast" wieder weiter, um den Vesuv herum, so daß man das Thal erblicken konnte, in welchem Pompeji und Herculanum liegt. Am 8. März war das mit Schnee bedeckte Candia sichtbar, und am 9. langten wir in Port Said, dem Eingangspunkt des Suez-Canals, an. In dieser, in Beziehung auf Bauart halb amerikanisch halb indischen Stadt, die zu Egypten gehört, luden wir Kohlen. Viele Passagiere gingen ans Land, um einmal den Erdtheil Afrika betreten zu haben. Anstatt Pferden sieht man hier die Kameelkarawanen der Sahara und kleine Esel. Sonst sieht es in dieser Wüstenstadt ziemlich öde aus. Da gerade Krieg zwischen den Engländern und dem Mahdi war, so befanden sich hier eine Menge kolossaler Kriegsschiffe aller Nationen. Nachmittags um zwei Uhr setzte sich die Maschine wieder in Bewegung, jedoch sehr langsam, da man den Canal nur mit einer bestimmten Geschwindigkeit von etwa 5 engl. Meilen per Stunde befahren darf. Um 6 Uhr Abends bot sich wieder ein mir unvergeßlicher Anblick dar, es ist der Sonnenuntergang in der Wüste; links und rechts unermeßliche Flächen, in denen kein Gräschen zu sehen ist. Auf diese Sandsteppen wirft die Sonne lächelnd ihre letzten Strahlen, wobei sie Alles zu vergolden scheint, und es ist kein Haus, kein Baum und kein Strauch, der dieses wundervolle und man möchte sagen fast schrecklich-schöne Panorama unterbricht, denn es ist ein solches, wenn man bedenkt, wie viele Menschen hier schon durch die Gluth der Sonne und den brennenden Durst umgekommen sind, oder genöthigt waren, eines der Kameele, ihre treuen Begleiter und Ernährer, zu schlachten, um durch das in dessen Magen sich befindliche kühle Wasser ihr Leben zu retten. Wie wird sich da ein armer Wanderer freuen, nach langer, langer Zeit der Erwartung und Täuschung der Fata morgana, endlich eine Oase zu finden. Welch ein herrliches Bild für den Christen als Pilger! — Ueber Nacht mußten wir still liegen, da nach 6 Uhr kein Schiff mehr fahren darf. Nächsten Tags passirten wir Ismälia, den Sitz des Kedive, und am folgenden Morgen waren wir in Suez, dem Ausgangspunkt des Suez-Canals.

Nach einigen Stunden Stillstand betraten wir das Rothe Meer, welches seinen Namen wahrscheinlich von den Blutkorallen hat. Ein heiliger Schauer durchbebte meine Seele, denn hier war der Ort, wo der Herr sein Volk vor dem mächtigen Pharao rettete; im Osten war die Wüste, wo sie der Herr wunderbar speiste, und in blauen Fernen erhebt sich wie ein Held der Sinai, auf dem Mose die heiligen 10 Gebote vom Herrn empfing. Im Geiste hörte ich das Donnern des Allerhöchsten, und schweigend gedachte ich der Worte: Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heilig Land. Am nächsten Morgen war das Ufer unseren Augen entschwunden. Eine drückende Hitze, welche dem Rothen Meer eigen ist, machte sich fühlbar, so daß man jedes Lüftchen wie eine Labung empfing. So langten wir am 16. März in Aden, dem Hafenplatz in Arabien, an.

Vier Tage im Krieg.

Von C. A. Thomas.

7. Ein Besuch auf der Wahlstatt.

Privilegirte Personen haben Vorrechte, daran „gewöhnliche" Leute nicht denken dürfen. Ihr wißt's doch noch: Andere mußten Kriegsdienst thun, ich hingegen konnte ruhig meiner Wege gehen und den Abend im Frieden bei meinem lieben Bäckermeister Herbold in Chippawa zubringen. Wer aber nun daraus den Schluß ziehen wollte, als hätte der Magazinschreiber sich so ein Bischen ins Fäustchen gelacht, daß er nichts für sein „lieb' Vaterland" hatte thun brauchen, der irrt sich:

Magst ruhig sein, lieb' Vaterland,
Denn fest und treu auch damals stand
Die Wacht an Niagaras Strand.—

So wurde denn der vierte kriegerische Tag einem Besuch auf dem Kampfplatz gewidmet. Das war höchst interessant für mich, denn wer betritt nicht gern geschichtlichen Boden? Und wie fand es sich wohl da? Ei, da sahen wir zu unserem nicht geringen Amüsement, daß die höckrichten Fenier, als ihnen die Canadier scharf zu Leibe gingen, ihre Waffen gestreckt hatten und durchgebrannt waren. Sogar ihrer Uniform hatten sich manche zu entledigen gewußt. Kreuz und quer lagen in Bruder Sailer's Wald Röcke, Kappen, alte Karabiner, Patronentaschen, Säbel und dergleichen Kriegswirthschaftliches. Daß wir einige nette Dingelchen, wie Patronen ꝛc., aufhoben und später zeigten als Andenken an diese paar bewegten Tage unseres Reisepredigerlebens, läßt sich leicht denken. Merkwürdig ist's übrigens um so einen Kriegsschauplatz! Es sah alles so öde und verlassen, so todttraurig aus. Und als nun gar die armen Gefallenen in zwei Massengräber verscharrt wurden — wohl blos achtzehn, aber genug für diejenigen, denen die Helden angehörten. Krieg ist eben Krieg auch im Kleinen.

Ehe ich es vergesse, möchte ich hier gern erwähnen, daß zwei der flüchtig gewordenen Fenier mit ihrem Hasenpanier bei dem alten Vater Schüßler anlangten und Zuflucht suchten. Die Noth — der brennende Durst — hatte sie in das kleine Häuschen am Waldessaum getrieben. Der eine war schon ein Fünfziger, der andere ein blutjunges Bürschchen von siebzehn Sommern, beide höchst ungefährliche Menschenkinder, die wenigstens damals königsfroh waren, wenn man sie nur unbehelligt ließ. Wilddurstig, frugen sie nach Wasser, und baten, um aller Heiligen willen (katholisch!), ihnen doch etwas Nahrung zukommen zu lassen. Das Rauben war in den letzten zwei Tagen nur schlecht gegangen, und ihnen folgte eben kein dickleibiger Proviantwagen, dem sie hätten zusprechen können. So waren diese „Lappen" beinahe verhungert. Gewiß gab's bei Vater Schüßler Brod und Wasser; die guten alten Leutchen handelten nach dem schönen Wort der Schrift: So deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn: wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Und die „feurigen Kohlen" waren eine Katechisation, die diese zween Knappen und Ritter der grünen Insel vor der Hausthüre zu bestehen hatten. Nemlich so:

„Und warum in aller Welt seid ihr wohl nach Canada gekommen?"

„Wir wollten Canada einnehmen, und von hier aus gegen England operiren und Irland befreien."

„Und wie konntet ihr aber auch so kolossal dumm sein?"

„Weil man uns in Cincinnati sagte, Canada sei noch ein ganz wildes Land; es stehe nur hie und da ein Blockhäuschen und das Land sei gar leicht zu nehmen."

„Und seid ihr jetzt auch noch dieser Meinung? Sagt an, ihr Mordbrenner!" Dabei schaute Vater Schüßler natürlich etwas kriegerisch-ernst drein.

Die Landläufer aber hatten bei der Zeit etwas Licht bekommen, das auch viel von den verbrauchten Zündhütchen bei Stephansville herrühren mochte. Ihres Bleibens war nicht mehr länger vor der Hausthür, sie dankten kriegsfreundlich für die Labe, und rasch ging's durch Wald und Feld, ihren Herrn Gebrüdern zu.

Der große Haufen hatte sich auf der Landstraße nach Fort Erie zu retirirt. Da sie verfolgt wurden, hatte es Eile. Es galt um ihr bischen Fenierleben. Am Fluß angekommen, fanden sie zu ihrem Glück das alte Scow, ein flaches, breites Boot, auf dem sie 'rüber gekommen waren, noch vor. Darauf stürmten sie, Hals über Kopf, los. Jeder wollte am meisten Fersengeld geben. Fast zum Untergehen packten sie das Boot voll. Die Anker wurden gelichtet, die Stunde ihrer Rettung hatte geschlagen.—Doch nein, noch nicht, ihr lieben Leser.—

Dem Fort Erie gegenüber lag damals glücklicherweise das alte Kriegsschiff Michigan, in Diensten der Vereinigten Staaten. Die wußten ja, was in diesen Tagen drüben auf der Königin Mutter Land sich Unerhörtes zugetragen hatte. Theils aus Schadenfreude, theils aus Nachbarlichkeit, ich weiß ja nicht so genau welches, entschloß sich der düster-schwarze Michigan, den Herrn Feniern einen kleinen Gefallen zu thun, er schickt dem alten Scow ein paar handfeste Marine-Soldaten entgegen und—annektirt dasselbe mit Mann und Maus an höchst dieselbe Vertreterin der amerikanischen Gewässer. Da hatten sie's nun, die Fenier, sie waren sammt und son-

ders Kriegsgefangene geworden; und gerade in dem Moment, wo ihnen die süße, herrliche Freiheitsluft aus Onkel Sam's Domänen schon labend entgegen fächelte. So kann's kommen, Leute, ja, so mußte es kommen in diesem specifischen Falle! Die Flüchtlinge mußten sich übel oder wohl in ihr Schicksal fügen, denn den geöffneten Schlünden der riesigen Kanonen, die ihnen entgegen lugten, war nicht wohl zu trauen.

Es waren ihrer etwa fünf hundert Fenier auf diesem Scow. Mann an Mann, Schulter an Schulter standen sie auf dem Boot. Aus Noth hatten sie's so voll gepackt. Für eine halbe Stunde kann man ja wohl auch in solch packender Stellung verharren, aber denkt euch! noch Dienstag Nachmittag standen diese armen Menschenkinder ebenso dicht und strack auf dem Boot. Da kam plötzlich, um das Elend voll zu machen, noch ein recht gewaltiger Gewitterregen—und naß war der Regen auch —so daß ich gar manch trübes Gesicht unter den einst so kriegsmuthigen Männern gewahren konnte. Und daß ich den Feniern diese Nässe von oben ein bischen „gegönnt" habe, will ich frei offen gestehen, denn im Verdacht hätte man mich doch gehabt. Die Abkühlung hatte eine gute Wirkung, die Männer—ich weiß es—kamen später nie wieder, um Canada einzunehmen. Sie hatten so zum Theil ihren Lohn dahin.

Und so schloß sich die Geschichte ab: Die Haupträdelsführer wurden an die canadische Regierung übermittelt, prozessirt, manche zu Jahre langer Haft verurtheilt, die meisten endlich aber wieder frei gegeben. Das endete nicht nur den viertägigen Krieg, sondern tödtete das Gelüste der Fenier, nach dem schönen Länderstrich zwischen den vier großen amerikanischen Landseen, ganz und gar. Und wir drüben waren hoch froh, daß wir des Gesindels so billigen Kaufs los geworden waren und wieder in Ruhe und Frieden Gott dienen und unserem irdischen Beruf warten konnten. Dahin, für immer dahin waren die vier Tage Krieg! Es war auch gut.

† General Ulysses S. Grant. †

Ulysses Simpson Grant wurde am 27. April 1822 zu Point Pleasant, O., geboren, und starb den 23. Juli 1885 zu Mt. McGregor, N. Y.; war also etwas über 63 Jahre alt geworden.

U. S. Grant konnte sich weder hoher Herkunft, noch vieler irdischer Güter rühmen; aber er besaß einen Charakter, welcher nur der Gelegenheit bedurfte, sich zu entfalten. Sein Vater stammte aus Schottland, und seine Mutter war eine Pennsylvanierin, deren Mädchenname Simpson war; um ihretwillen hat der junge Grant seinen Namen Sidney in Simpson umgeändert, und hat sich später immer so genannt. Seine Jugendjahre verlebte er in Clermont County, O., wo man heute noch das Haus sehen kann, in welchem er geboren wurde. Die früheste Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Bildung war sehr mangelhaft, wie dieses ja zu jener Zeit im Westen allgemein der Fall war; einmal waren seine Eltern nicht vermögend, ihn auf Schulen in der Ferne zu senden, und in der Nähe waren keine; dann aber auch brauchte ihn sein Vater zu nothwendig daheim an der Arbeit. In seinem 17. Jahre wurde er als Cadet nach West Point bestimmt; auch dort zeichnete er sich nicht aus durch glänzende Gaben, umsomehr aber durch Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten und Gründlichkeit in allem, was er lernte und unternahm.— Grant graduirte zu West Point im Jahre 1843 als der Einundzwanzigste in einer Classe von Neununddreißig, und trat als zweiter Lieutenant in die reguläre Armee ein, worauf er elf Jahre Militärdienste that. Er kämpfte in Mexico unter Scott und Taylor, war in allen Schlachten mit nur einer Ausnahme, nemlich Buena Vista, und wurde wegen Tapferkeit zweimal befördert. Im Jahr 1849 wurde er zum Capitän avancirt, und that nach dem mexicanischen Krieg Frontierdienste mit seinem Regiment gegen die Indianer.

Im Jahr 1848 verehelichte sich Grant mit der Tochter eines hervorragenden Geschäftsmannes zu St Louis, welche eine Schwester seines Schulkameraden zu West Point war, nemlich Fräulein Julia Dent. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter, welche alle den Vater überlebten. Als Grant im Jahre 1853 den Abschied nahm, er wollte nicht Krieger sein zur Friedenszeit, zog er mit seiner Familie auf ein Landgut in der Nähe von St. Louis, aber er war als Landbauer nicht erfolgreich; seine Freunde sagten, die Ursache habe darin gelegen, weil er nicht im Stande war, seine Arbeiter zu treiben und lieber alles selbst that. Im Jahr 1859 trat er mit seinem Vater in das Ledergeschäft zu Galena, Ill., wo er dann auch als Geschäftsmann verblieb, bis sich ihm eine ganz unerwartete und neue Laufbahn erschloß.

Als im Jahr 1861 die südliche Sklavenhalter-Rebellion ausbrach, war Capitän Grant ein unbekannter Mann in militärischen Kreisen; er war bisher in seiner politischen Gesinnung ein Demokrat gewesen, trat aber jetzt auf die Seite der Regierung, und als Lincoln den ersten Aufruf für Truppen ergehen ließ, da hatte Grant sogleich eine Compagnie organisirt und bereit. In kurzer Zeit übertrug ihm der Gouverneur von Illinois die Musterung der Truppen jenes Staates und ernannte ihn zum Obersten eines Regiments Freiwilliger. Bereits am 7. August wurde er zum Brigadegeneral befördert und ihm die Operation des Missouri- und Mississippi-

Gebietes anvertraut. Grant stieg von einer wichtigen Stelle zur andern, denn er war mehr als gewöhnlich erfolgreich; sein Ruhm jedoch, als Feldherr, datirt von dem Treffen bei Fort Donaldson, wo er zum General-Major der Freiwilligen ernannt wurde.

Am 4. Juli 1863 ergab sich Vicksburg an Gen. Grant mit 31,600 Mann, nebst 172 Kanonen; zu jener Zeit die größte Beute, welche je im Krieg einem Eroberer nach einer Schlacht in die Hände fiel. Grant wurde zum General-Major der regulären Armee befördert. Um diese Zeit ungefähr war ihm das Glück einmal abhold, und seine Feinde beschuldigten ihn der Trunkenheit, doch wurde bald genug bewiesen, daß Grant kein Trinker war, und Präs. Lincoln soll gesagt haben: Wenn nur alle Generäle der Unions-Armee solche Trinker wären. Im Jahre 1864 nach mehreren großen, erfolgreichen Schlachten wurde die Würde und das Amt eines General-Lieutenants vom Congreß geschaffen und Grant dafür bestimmt. Am 9. April 1865 ergaben sich die Rebellen bei Appomator, und nach zehn Tagen endete er die Rebellion durch die Einnahme von Richmond.

Der Erfolg dieses Mannes machte ihn zum Führer des Volkes, und ihm oblag es nun, die Truppen zu entlassen und das Militär zu regulieren. Als Lincoln ermordet wurde, nahm Vice-Präsident Johnson die Stelle ein, aber er entzweite sich mit dem Congreß und mit dem Volk. Grant versah die Stelle eines Kriegssecretärs eine Zeit lang, aber auch er mußte mit dem Präsidenten brechen oder die bestehenden Gesetze mißachten, und von dieser Zeit an war Johnson sein Feind. Im Jahr 1868 wurde er von der republikanischen Partei als Präsidentschaftscandidat aufgestellt und mit großer Mehrheit erwählt. Im Jahr 1872 wurde er zum zweitenmal, und zwar mit größerer Mehrheit, als je zuvor ein Präsident erlangte, erwählt.

Nachdem Grant ins Privatleben zurückgekehrt war, unternahm er eine Reise um die Welt, und da erst zeigte sich, was andere Völker von ihm hielten, denn sein Empfang an den Höfen fremder Mächte war geradezu ein fürstlicher. Nach seiner Rückkehr nach Amerika wurde er Geschäftsmann, zog sich jedoch bald zurück vom activen Wirken und überließ die Geschäftsleitung seinem Theilhaber, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, und auch, wenn es möglich gewesen wäre, um seinen guten Namen gebracht hätte. Jetzt erhob der Congreß den alten General wieder zu seinem vollen Rang als General-Major, und stellte ihn auf die Ehrenliste der ausgedienten Generäle. Er mußte nemlich das Amt niederlegen, als er Präsident wurde, denn es kann kein Mann zwei Aemter zugleich bedienen nach dem Gesetz. — Die letzte Handlung, welche Präsident Arthur amtlich beging, war, das Gesetz bezüglich Gen. Grant's Wiedereinsetzung zu unterzeichnen; und die erste Amtshandlung Präsident Cleveland's war, die Commission zu unterschreiben.

Etwa vor einem Jahr bemerkte man, daß Grant an einer unheilbaren Krankheit leide, nemlich dem Zungenkrebs. Jetzt unternahm er es noch, ein Buch zu schreiben über die Rebellion; es gelang ihm auch, denn am 1. Juli 1885 schrieb er die Vorrede zu demselben. Um ihm seine Krankheit erträglicher zu machen, wurde er ins Gebirge gebracht, wo er denn auch am 23. Juli, umgeben von seiner Familie, seinen Geist aushauchte.

Das Andenken dieses berühmten Mannes bleibt im Segen bei dem amerikanischen Volke, und ob er auch in den Augen mancher Kritiker Irrthümer gemacht haben mag, so wird ihm doch die Nachwelt das Zeugniß geben, daß es nicht beabsichtigt war, denn Gen. U. S. Grant hat stets nach bester Erkenntniß für das Wohl des Landes gewirkt.

"Zwei starben für mich."

(Wiedererzählt von Bischof N. Dubs.)

Unlängst stand ich am Strande; der Sturm, welcher die ganze Nacht gewüthet hatte, hatte sich gelegt, und freundlich schien die Sonne.

Ich dachte, wie viele Menschen doch in Lebensgefahr gewesen sein möchten, und in Gedanken versunken, bemerkte ich nicht, daß ein Seemann sich mir genaht hatte. Ich wendete mich um und frug ihn, ob ein Schiff untergegangen sei, ob sie das Rettungsboot ausgesandt hätten, und ob es geglückt sei, einige Menschen zu retten? Als der Seemann meine Theilnahme an dem traurigen Loos armer Schiffbrüchiger bemerkte, nahm er seinen Hut ab und sagte: „Verzeihen Sie mir, Madame, die Frage! Sind Sie gerettet? Ich meine," fügte er hinzu, „kennen Sie Jesum?"

Diese Frage klang lieblich in meinen Ohren, denn ich konnte sie von Herzen bejahend beantworten; ich konnte ihm sagen, daß sein Heiland auch der meinige sei. Wir sprachen einige Augenblicke über Ihn, den unsere Seele liebte; darnach drückte ich ihm herzlich die Hand und frug ihn, wie lange er Jesum kenne, und wie er zu ihm geführt worden sei. — „Es sind jetzt fünf Jahre," antwortete er, „daß er meinen Leib aus dem Grabe in den Wassern der See, und meine Seele von dem ewigen Tode errettet hat. Nimmermehr vergesse ich es. Zwei star-

ben für mich!"—„Zwei?" frug ich verwundert. „Ja, Madame, Zwei," antwortete er; — „mein Erlöser starb vor 1800 Jahren für mich am Kreuz auf Golgatha, und mein Kamerad starb vor fünf Jahren für mich, und dieses brachte mich zur Erkenntniß Gottes."

Als er merkte, daß ich mit Interesse seine Bekehrungsgeschichte vernehmen würde, fuhr er fort:

„Es war ein ähnlicher Sturm wie in vergangener Nacht, als das Schiff, auf dem ich mich befand, auf einer Klippe strandete. Wir gaben das Alarmsignal, und alsobald bemerkten wir, daß das Rettungsboot uns zugesandt wurde. Wir fürchteten, daß die Bemannung bei solch ungestümer See umkommen würde; doch sie arbeitete was sie konnte, und mit Gottes Hülfe kam das Boot an das Schiff heran. — Mit großer Mühe halfen wir den Frauen und Kindern in das Boot, und dieses kehrte nach dem Strande zurück. Bald darauf kam es zum zweitenmal, mit anderer Bemannung, und diesmal durften die Passagiere darin Platz nehmen. Da begriffen wir, daß einige von uns sterben müßten; denn, wenn auch das Boot noch einmal zurückkehrte, so konnte es doch nicht die ganze Besatzung aufnehmen; bevor es aber zum viertenmal wiederkehren konnte, mußte das Schiff in die Tiefe versunken sein; das wußten wir. — Wir warfen das Loos, und ich mußte bleiben. Welch eine Angst überfiel mich! Ich war verurtheilt um zu sterben und verloren zu gehen. Alle Sünden, die ich begangen, kamen mir in diesem Augenblick vor Augen. Ich war wohl kein Feigling; wenigstens ließ ich's nach Außen nicht merken, wie schrecklich mir zu Muthe war; doch, Madame, zwischen Gott und meiner Seele war es furchtbar!!

Ich hatte einen Kameraden, der den Herrn lieb hatte. Zum öfteren hatte er mit mir gesprochen über die Bedürfnisse meiner Seele. Ich hatte ihn ausgelacht und gesagt, daß ich willens sei, das Leben zu genießen. Jetzt hätte ich ihn gerne angefleht, für mich zu beten; doch ich konnte nicht, wunderte mich indeß, daß er nicht mit mir über das Heil meiner Seele sprach. Aber ich begriff dies später. Ich sah ihn an; sein Antlitz war ruhig, getrost, wie verklärt durch einen himmlischen Glanz. In Bitterkeit sagte ich zu mir selbst: ‚Er hat gut lachen; sein Loos ist, in das Rettungsboot zu gehen, und gerettet zu werden!' Theurer Jakob, wie konnte ich dich so verkennen!

Nun, Madame, das Rettungsboot nahte wieder, und hinein stiegen die Mannschaften, die das Locs hiezu bestimmt hatte. Nun trat Jakob hinzu; allein statt in das Boot zu gehen, drängte er mich voran und nöthigte mich, in das Boot zu gehen, mit den Worten: ‚Geh' du in das Boot, Tom, und sorge dafür, daß wir uns dort oben wieder sehen! Du darfst nicht sterben und verloren gehen; ich bin gerettet!' — Ich wollte dies nicht zulassen, allein ich wurde vorwärts gedrängt durch Andere, die sich beeilten, das Schiff zu verlassen. Zwei Minuten später, und ich befand mich in dem Rettungsboot.— Kaum hatten wir das Schiff verlassen, als es sank, und Jakob, der liebe, gute, alte Jakob auch. Ich wußte, daß er zu Jesu ging; aber, Madame, er starb für mich. Ist es nicht so, wie ich Ihnen sagte, daß Zwei für mich starben?"

Er schwieg einige Augenblicke, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er suchte sie nicht zu verbergen; er schämte sich ihrer nicht. Dann fuhr er fort: „Und, Madame, als ich das Schiff sinken sah, sprach ich in meinem Herzen zu Gott: Wenn ich glücklich am sichern Ufer lande, dann soll Jakob nicht vergebens gestorben sein. Durch Gottes Gnade werden wir uns im Himmel wiedersehen. Es mußte doch wohl der Mühe werth sein, den Gott kennen zu lernen, durch welchen Jakob die Kraft bekommen hatte, sein Leben zu lassen, um mir noch Gelegenheit zu geben, zu dessen Erkenntniß zu kommen." —

„Ging längere Zeit darüber hin, bevor Sie ihren Seligmacher fanden?"

„Es war nicht lange, obwohl es mir eine sehr lange Zeit zu sein schien. Ich wußte nicht, wie ich's anfangen sollte. Eins stand mir immer vor Augen: Jakob, wie er mit dem Schiff in die Tiefe sank, mit einem Lächeln auf dem Antlitz. — Tag und Nacht stand mir das Bild vor der Seele. Anfangs dachte ich mehr an ihn, als an Gott, und als meine Kameraden mich, meiner früheren Lebensweise gemäß, ins Wirthshaus abholen wollten, erklärte ich ihnen rund heraus: ‚Freunde, das kann ich nicht. Jakob ist für mich gestorben, auf daß ich noch eine Gelegenheit hätte, in den Himmel zu kommen. Ich weiß, daß ich dies nicht kann, wenn ich mit euch gehe, und ich habe eine Gelübde abgelegt, daß der gute Jakob nicht vergebens für mich solle gestorben sein.' Als meine Freunde sahen, daß es mir Ernst war, ließen sie mich in Ruhe und fielen mir nicht mehr lästig.

Dann kaufte ich mir eine Bibel und fing an darin zu lesen, weil ich gesehen hatte, daß Jakob dies that, und er sie so lieb hatte. Bevor ich las, sprach ich ein kurzes Gebet. Ich war sehr unwissend, und dies sagte ich Gott; sagte ihm auch, daß ich den Weg nicht wüßte, um in den Himmel zu kommen, allwo ich Jakob zu begegnen wünschte, und bat den Herrn, mir den Weg zu zeigen."

„Und er zeigte Ihnen den Weg, nicht wahr?" frug ich ihn.

„O ja, er that es, Madame. Ich wußte nicht, mit welchem Theile der Schrift ich beginnen sollte, fing mit dem Neuen Testament an und las, bis ich fand, auf welche Weise ich gerettet werden könne. Es war eine sehr kummervolle Zeit für mich. Jedes Gebot, das ich las, verurtheilte mich, und ich sagte zu mir selbst: ‚Tom, es nützt nichts, dich so anzustrengen! Es ist für dich keine Hoffnung mehr, gerettet zu werden; du bist zu schlecht gewesen.'

Ich schloß das Buch. Dann kamen Jakob's letzte Worte mir wieder in den Sinn: ‚Sorge, daß wir uns dort oben treffen, Freund!' — So glaubte er also, daß noch Hoffnung für mich sei, und er kannte Gott und seine Bibel, und auch mein vergangenes Leben, wie dieses ge-

wesen war. Ich schlug meine Bibel wieder auf und las jeden freien Augenblick, den ich hatte. Endlich kam ich an die Geschichte von den zwei Mördern, die mit Jesu gekreuzigt wurden, und las, daß er den einen selig pries. Da dachte ich: Hier ist ein Mensch, der beinahe ein eben so großer Sünder gewesen ist wie ich. Ich ließ meine Bibel fallen, kniete nieder und sagte: ‚Herr Jesus, ich bin ein Mensch, eben so schlecht als dieser Mörder; willst du mich retten, wie du diesen gerettet hast?' — Meine Bibel lag geöffnet nahe bei mir auf dem Boden. Ich blickte hinein, und mein Blick fiel auf die Stelle: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: heute wirst du mit mir im Paradiese sein!' Diese Worte waren mir eine Antwort vom Herrn auf meine Bitte. Ich hätte sterben mögen in diesem Augenblicke; allein ich verstand, daß diese Worte mir sagten, ich hätte Vergebung meiner Sünden empfangen. So fiel ich denn auf meine Knie und dankte dem Herrn. Freilich war ich noch sehr unwissend; allein nach und nach erkannte ich den Weg der Gnade immer besser.

Sie wundern sich vielleicht über meine Unwissenheit, Madame; aber ich hatte keine frommen Eltern. Sehr jung war ich noch, als ich auf die See ging, und ich las niemals in der Bibel. Ich glaubte, wenn man viel bete, viel Gutes wisse und ein frommes Leben führe, käme man in den Himmel, und ich hatte auch vor, dieses einmal zu thun. Da starb Jakob für mich, und brachte mich dadurch zu wahrer Erkenntniß. Ich weiß, daß Jesus an meiner Statt starb und durch sein theures Blut alle meine Sünden wegnahm, und daß ich jetzt freien Zugang zu Gott habe und einmal in den Himmel kommen werde; ja, das Blut Jesu Christi reinigt uns von allen Sünden. — Anfangs war es der Tod von Jakob, der zwischen mir und meinem frühern Leben stand; aber nun ist es das Blut unseres theuren Herrn, denn er starb für meine Sünden. Jetzt gehören Leib und Seele ihm, der sein Leben gab für mich, und wie verlangend schaut mein Auge aus nach der Zeit, wann ich meinen Gott und den lieben Jakob sehen werde! Beide anzuschauen und mit ihnen auf ewig vereinigt zu sein, welche Freude!"

Lieber Leser! Hast du auch die Hoffnung, dereinst bei dem Herrn zu sein?

Lauter Vaterunser.

(Aus einer alten Chronik, mitgetheilt von F. Blankmeister.)

Die Bergstadt Schneeberg im Erzgebirge ist zwar klein genug unter den Städten des Sachsenlandes; aber sie braucht sich hinter ihren größeren Schwestern keineswegs zu verstecken. Hier wird nicht blos seit Jahrhunderten aus den Tiefen der Berge edles Erz in Menge zu Tage gefördert — die alte Bergstadt war auch eine der ersten unter allen sächsischen Städten, welche das edle Metall des reinen Evangeliums freudig begrüßte, nachdem es der stammverwandte Thüringer Bergmannssohn aus der Tiefe wieder hervorgeholt und von all dem todten Gestein befreit hatte, mit dem es je länger je mehr verwachsen war. Hier stand „Luther's Jonathan," wie man ihn genannt hat, Nikolaus Hausmann, im geistlichen Amt, derselbe, von dem der Reformator zu sagen pflegte: „Was wir lehren, das lebt er." Hier wirkte Hieronymus Weller als erster evangelischer Schulmeister. Hier ward Andreas Musculus geboren, einer jener namhaften Gottesgelehrten, welche die letzte der Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche zu Stande gebracht haben. Hier erblickte auch Ambrosius Lobwasser das Licht der Welt, der die Psalmen in deutsche Verse umgoß und sich dadurch um den reformirten Kirchengesang ähnliche Verdienste erwarb, wie sein Namensvetter, der große Ambrosius von Mailand, um den katholischen. Hier hat sich auch folgende liebliche Geschichte ereignet, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, und die ich darum jetzt zur Erbauung des geneigten Lesers wahrheitsgetreu erzählen will.

Es war im Jahre des Heils 1660, als die fromme und wohlbegüterte Rosine Schnorr, nachgelassene Wittwe des ehrenfesten Veit Hans Schnorr zu Schneeberg, eines Tages ihren Sohn Zacharias, die Freude und Stütze ihres Alters, zu sich ins Zimmer rief und zu ihm sagte: „Zacharias, du mußt je eher je lieber in Geschäften nach Hamburg reisen, mußt bei unserem langjährigen Schuldner, dem Hennig, dem wir nun wahrlich lang genug Credit gewährt, und der schon seit Wochen kein Sterbenswörtlein mehr hat von sich hören lassen, Geld einkassiren und kannst dabei gelegentlich sehen, wie es dermalen mit den Hamburger Geschäften aussieht, ob gut oder schlecht."

Zacharias ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war ein munterer, lustiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, dem das Blut noch in schnellem Tempo in den Adern rollte, und dem es just lieber war, in der Welt herumzukutschiren, als daheim in dumpfer Stube langweilige Zahlenreihen zu addiren und zu subtrahiren, und das Briefpapier riesweise vollzuschreiben. Er musterte also sogleich seinen Braunen, ob die Eisen auf allen vier Hufen noch fest säßen, ließ sich die kleine grüne Kalesche vorrichten, gerade groß genug für sich und seinen Knecht,

den Hans, befahl seine Seele dem allmächtigen Gott und seinen heiligen Engeln — denn eine Reise von Schneeberg nach Hamburg war dazumal noch ein Unternehmen, wie wenn heutzutage Einer von Hamburg nach Jerusalem reist und darüber hinaus—nahm von seiner Mutter mit Hand und Mund Abschied, und fort ging's über Leipzig und Magdeburg nach Hamburg. In drei Wochen oder etwas mehr hatte er versprochen, wieder da zu sein.

Der fünfzehnte Tag nach dem Abschied des Zacharias war gekommen, die Sonne hatte eben der Erde ihren letzten Strahl als Gutenachtgruß zugeworfen, Frau Rosine hatte aus einem ihrer alten „Tröster," wie sie zu thun pflegte, ihr Abendgebet verrichtet und darinnen auch den Zacharias mit eingeschlossen; eben war sie im Begriff, ihr Lager aufzusuchen, um wahrscheinlich von den blanken, schweren Thalern und Dukaten zu träumen, die ihr der Sohn demnächst heimbringen würde — denn kein Mensch, und auch der frömmste nicht, vermag seine Augen und seine Gedanken so zu beherrschen, daß sie nicht doch einmal nach dem schnöden Mammon hinüberschielen — da klopfte plötzlich Christiane, die alte, treue Magd, heftig an die Stubenthür und meldete mit freudiger Hast: „Der Herr Sohn kommt! Der Herr Zacharias ist da!"

Und richtig! Ehe noch Rosine herausgekommen, war der Wagen bereits über das holperige Pflaster des Marktes gerollt und stand vor dem Hause. Aber merkwürdig! Nicht das grüne Kaleschlein war es, gerade groß genug für zwei Mann, und vom treuen Braunen gezogen, sondern eine stattliche Landkutsche war's, mit zwei stämmigen Füchsen bespannt. Vorn auf dem Bock saß wohl der Zacharias mit seinem Knecht, dem Hans, aber aus den Hintersitzen des Wagens schauten statt der gehofften Geldsäcke neun fremde Gesichter heraus, acht kleine und ein großes. Die kleinen gehörten acht lieblichen, wenn auch etwas blaß aussehenden Kindern, das große aber einer älteren Magd, die offenbarlich zur Wartung derselben bestimmt war.

Frau Rosine schlug über das ungewohnte Schauspiel einmal über das andere die Hände über dem Kopf zusammen, und Christiane, die Hausmagd, leistete ihr dabei getreulich Gesellschaft. Zacharias aber hob die Kinder mit Lächeln vom Wagen herunter und rief: „Sieh', Mutter, da bring' ich dir lauter Vaterunser!" Dann nahm er die etwas schüchternen Vaterunser bei der Hand, führte sie ins Haus und ließ ihnen zunächst zu essen und zu trinken geben. Die Mutter aber, noch immer vor Ueberraschung sprachlos, mußte sich auch mit am Tische niederlassen, und nun ließ sich der Zacharias also vernehmen:

„Liebe Mutter," sprach er, „ich sollte dir einen Haufen Geld mitbringen, und ich habe dir dieses Häuflein Kinder mitgebracht! Verzeih' mir! Aber — ich konnte nicht anders! Als ich in Hamburg angekommen war, fragte ich sogleich nach dem Kaufherrn Hennig, unserem Schuldner. Man wies mir die Straße und das Haus, und als ich den Hausthürenstein überschritt, freute ich mich schon in meiner Seele über das Geld, das mir nun auf alle Fälle sicher war, und mit dem ich dir eine große Freude zu machen hoffte. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und unsere Wege nicht seine Wege, das mußte ich auch hier erkennen. Ich war in ein Trauerhaus gekommen. Der Kaufmann Hennig hatte vor wenig Tagen nach langem, schwerem Siechthum das Zeitliche gesegnet, und seine Gattin lag oben in der Kammer auf dem Todtenbett. Rings um das Todtenbett der Mutter aber weinten und klagten acht unerzogene Kinder! — Was sollte ich in dieser Lage nun machen? Schulden einkassiren, das konnte ich nicht. Die weinenden Kinder und die erblaßte, stumme Mutter, sie haben mir fast das Herz abgedrückt. In einem solchen Trauerhause gab es schlechterdings nichts einzukassiren. — Unverrichteter Dinge aber wieder heimkehren, das wollte ich noch weniger; es wäre schade gewesen um den schönen, weiten Weg, den ich zurückgelegt. Da dacht' ich denn: Damit du die Reise von Schneeberg bis Hamburg nicht umsonst gemacht hast, und damit die armen, verwaisten Kinder dir vom lieben Gott nicht vergebens in den Weg gestellt sind, miethest du eine Landkutsche, lädst die Kinder mit ihrer Wärterin sammt und sonders auf und führst sie geradenwegs nach Schneeberg in das Haus deiner Mutter. Sie hat ja nur den einzigen Sohn noch um sich, sie klagt ohnedies nur zu oft über die Unbequemlichkeit des einsamen Lebens, dazu hat sie ja ein christliches Herz, und wenn auch die Zeiten schlecht sind und die Gelder nur schwer einkommen, so wird doch der liebe Gott auch diesmal das Oelkrüglein und das Mehltröglein einer Wittwe segnen, daß die armen Kleinen bei ihr nicht Hunger leiden müssen. Bringst du ihr, dachte ich, auch keine Säcke voll Geld, so bringst du ihr doch eine Menge Vaterunser ins Haus, und das ist doch auch etwas werth!"

Damit faßte der Sohn die Hand der Mutter und schaute ihr wie fragend ins Angesicht. Sie aber zog den Sohn in tiefer Bewegung an die Brust und sprach, indem sie mühsam ihre Thränen zurückdrängte: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn, daß du nicht das Deine gesucht hast, auch nicht das Meine, sondern das, was Gottes ist. Ich hab' doch immer gesagt, daß du das Herz auf dem rechten Fleck hast, wie dein Vater selig! Wir behalten die Kinder, Gott hat sie uns selber ins Haus geführt!"

Und so haben denn der Zacharias und seine Mutter Rosine die acht vater- und mutterlosen Waisen an Kindesstatt aufgenommen, haben sie in allen guten und nützlichen Dingen unterrichten lassen und haben sie auferzogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Und der Herr hat Gnade gegeben zu dem guten Werk. Die acht Kinder wuchsen heran und wurden ohne Ausnahme brav und fromm, haben auch nie ihrer Wohlthäter vergessen, sondern zeitlebens in Frau Rosine ihre zweite Mutter und in Herrn Zacharias, der sich übrigens um

seiner Pfleglinge willen nicht verehelichte, ihren zweiten Vater dankbar verehrt. Sie haben sich allesammt späterhin auch eigene Hausstände gegründet, und noch heute, nach mehr denn zweihundert Jahren, blüht in Schneeberg und Umgegend das Geschlecht der Hennige fort. —

„Wo aber sind heutzutage solche Zachariä," bemerkt hierzu der Chronist, der uns diese erbauliche Geschichte aufbewahrt hat, „die da Kinder und Waisen versorgen, anstatt daß sie Schulden urgiren?!" — Und wir möchten noch erinnern an zwei Worte des Herrn, zu denen unsere Geschichte eine gar liebliche Illustration bildet. Sie lauten: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40); und: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" (Matth. 18, 5).

Frau Rosine und ihr Zacharias haben den Herrn Jesum achtfach aufgenommen! Darf man sich da wundern, daß der Herr Jesus fort und fort sich zu ihrem Hause bekannt hat? Darf man sich wundern, daß er aus diesem Geschlechte einen Mann hat hervorgehen lassen, den wir einen gottbegnadigten Mann nennen dürfen, nemlich keinen geringeren als den großen Maler Schnorr von Karolsfeld, der durch seine unvergleichliche „Bibel in Bildern" mit Recht ein Liebling des deutschen christlichen Volks geworden ist? — Es bleibt doch allezeit und allenthalben bei der alten Katechismuswahrheit: „Denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied!"

Ein Besuch Napoleon's I. im Invalidenhotel.

(Von P.)

Nachdem Napoleon I. die Schlachten von Jena und Auerstädt geschlagen und Preußen in den Staub darniedergeworfen hatte, ward unter seiner eigensten Leitung der Triumphbogen gebaut, welcher noch heute von jenen Siegen der französischen Heere Kunde gibt. Durch ihn haben am 1. März 1871 die deutschen Heere ihren Einzug in Paris gehalten.

Ein freundliches Lächeln umzog den sonst so streng geschlossenen Mund, als der Kaiser Napoleon eines Abends die Arbeiten besichtigt hatte, denn der stolze Bau ging seiner Vollendung entgegen. Er befahl seiner militärischen Begleitung, ihn zu verlassen, nur Rapp, sein Adjutant blieb ihm zur Seite. Als beide auf dem linken Ufer der Seine angelangt waren, stellte sich ihnen das Invalidenhotel in seiner ganzen Größe dar; — die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Kuppel des Doms und strahlten aus den hohen Fenstern zurück. „Wie wunderbar schön!" rief der Kaiser bei diesem Anblick. „Wie groß aber überhaupt der Gedanke, den Männern, welche Gut und Blut für ihr Vaterland eingesetzt, ein solches Asyl zu gründen! Wahrlich, Rapp, ich wollte, Ludwig XIV. hätte den Triumphbogen gebaut und ich das Asyl der Invaliden! Mich gelüstet einen Besuch bei meinen alten Kameraden zu machen."

Mit diesen Worten sprang Napoleon vom Pferd, warf Rapp die Zügel zu und hieß ihn hier seine Rückkehr abwarten. Als er eintrat hielt ihn die Wache für irgend einen höheren Offizier und präsentirte das Gewehr. Langsam durchmaß der Kaiser die stillen Räume, denn die alten Soldaten hatten sich großentheils zum Nachteessen versammelt. Die Hände auf den Rücken gelegt, stand der hohe Gast bald hier, bald dort stille, um eine Inschrift oder ein Denkmal näher ins Auge zu fassen. So kam er auch in die Kapelle, deren Thüre offen stand. Vor dem Altar kniete ein silberhaariger Greis von hohem Wuchse und betete. Napoleon wollte ihn nicht stören und ging leise auf eine andere Seite, aber der Eindruck, welchen das gefurchte Antlitz auf ihn machte, war so eigenthümlich, daß er stets wieder nach dem Knieenden hinblickenden mußte. Endlich tönten Schritte auf den Steinplatten, und Napoleon hörte ein Geflüster. Der Greis war aufgestanden, ein zweiter stand neben ihm und sagte in zornigem Ton: „Der Strolch, — der Lungerer! ich will's ihm einträuken, wenn er kommt. Weiß, daß sein Großvater nicht ohne ihn die Treppen hinaufkommt und bleibt so lange aus!"

„Habe Geduld," sagte der alte Mann, „mit jungen Leuten muß man Geduld haben!"

Der Kaiser näherte sich den Invaliden und grüßte freundlich. „Ihr seid erregt!" setzte er hinzu. „Ich bin allerdings ganz wüthend," sagte der Spätergekommene. „Oberst," bat der Greis, „befehlen Sie meinem Sohn, daß er über den seinigen nicht zornig sei, obwohl der Junge ungebührlich lange ausbleibt. Er vergißt immer, daß er auch jung gewesen." „Mein Vater vertheidigt den Burschen immer," fiel der Sohn ein. „Der Kerl hat schon beim Appell gefehlt und weiß doch, daß mein alter Vater nicht ohne seine beiden Arme die Treppen hinaufkommt, da ich nur einen habe."

„Nun," sagte der Kaiser, „wenn der Knabe nicht bald kommt, kann ich ja helfen den Greis in den Schlafsaal bringen. Wie alt seid Ihr denn, mein Freund?" „Oberst," erwiderte der Alte, und richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf, „vor wenig Tagen bin ich einhundert einundzwanzig Jahre alt geworden."

„Wie!" rief Napoleon, „da habt ihr also noch unter

Ludwig XIV. gedient?" „Gewiß, Oberst, und ich darf mich rühmen, tapfer für ihn gefochten zu haben. In der Schlacht von Höchstädt drang mir eine Kugel in die rechte Achsel und kam zur linken wieder heraus. Ich rief im Umsinken: Es lebe der König!"

„Und obwohl die königliche Armee solche tapfere Männer hatte, ward sie doch damals geschlagen!" sagte der Kaiser.

„Ob ich ihn gesehen? Hier auf dieser Stelle trat er auf mich zu, als er zum ersten Mal dies Haus besuchte, und sagte: ‚Ihr seid noch recht jung, Soldat. Wie heißt Ihr und wo habt Ihr gefochten?' Als ich Hochstädt nannte, überzog ein Schatten die Stirne des Königs, er wandte sich zu seinen Ministern, und nachdem er eine Weile leise gesprochen, wandte er sich wieder zu mir und sagte: ‚Moritz, ich höre, Ihr habt Euch ausgezeichnet, ich werde Euer gedenken!' Und die Tausende, die umher standen, riefen wie aus Einem Mund: Es lebe der König, es lebe Frankreich!"

Nun aber begann Moritz immer stärker zu husten, und Jakob schimpfte immer zorniger über seinen ungehorsamen Buben. „Kommt, alter Kamerad," sagte Napoleon, „ich führe Euch hinauf, die Luft wird kühl." „Im Gegentheil, Oberst," sagte der Greis, und preßte die Lippen zusammen, um seinen Husten zu unterdrücken, „ich bliebe gerne noch ein wenig im Freien und freue mich, mit Ihnen zu plaudern."

Ein schelmisches Lächeln umzog den Mund des Kaisers. Er wandte sich an Jakob und fragte nach dessen Alter. „Ich bin einundneunzig Jahre alt," war die Antwort, „und bin schon 43 Jahre bei den Invaliden, und mein Vater ist gerade hundert Jahre hier—das ist eine stattliche Zahl. Ich diente unter Ludwig XV., wo wir viel Ruhe, aber wenig Freude hatten; der König zog das Vergnügen der Ehre vor. Doch konnte er dem Krieg auch nicht immer ausweichen, ich war bei Fontenay, Berghen, Roßbach, Freiburg. Bei Freiburg verlor ich meinen Arm."

Als Moritz aufs neue hustete, zwang ihn der Kaiser, seinen Arm zu ergreifen und nach der Thür zu gehen. In diesem Augenblick ertönten laute, harte Töne auf den Steinplatten. Alle drei wandten sich um und sahen einen Invaliden in voller Eile daherhumpeln.

„Er ist's," sagte Jakob, „und wenn ich ihn sehe, kann ich nicht mehr zornig sein." „Aber fest," erwiderte sein Vater, „Festigkeit thut der Jugend gegenüber Noth."

Der Vater suchte wirklich einen festen Ton anzunehmen und dem Herumstreicher, dem Gassenbuben den Text zu lesen, aber seine Stimme zitterte, während der Kaiser in sprachlosem Erstaunen statt eines Jünglings einen wenigstens sechzigjährigen, ganz verstümmelten Mann vor sich sah. Er hatte zwei Füße von Holz, ein Auge war von Glas, und das Kinn von Silber.

„Nun—wo bleibst du?" Sprich, Kerl!" wiederholte Jakob. „Vater, sei mir nicht böse," stammelte der Gescholtene, „der arme Großvater war heute früh so schwach, daß ich sah, er brauche wieder einmal einen tüchtigen Schluck Wein, und den suchte ich ihm zu verschaffen. Aber erst heute Abend gelang es mir, einem Kameraden eine Besorgung abzunehmen und dafür die Flasche füllen zu lassen." Mit diesen Worten reichte er seinem Großvater eine Korbflasche hin.

„Ihr seid brave Leute!" sagte Napoleon endlich. „Und Soldaten des Kaisers Napoleon," sagte Cyprian, der verstümmelte sechzigjährige Enkel; „an den reicht auch Ludwig XIV. nicht! Ich war bei den Pyramiden, auf dem St. Bernhard, bei Lodi und Marengo; ich war auch bei Jena und verlor zuerst das Auge, dann beide Füße und zuletzt das Kinn."

Ein stolzes Lächeln glitt über Napoleon's Angesicht, er sprach leise: „Das läßt sich hören!"

„Ja, Großvater," fuhr Cyprian eifrig fort, „Euer König nahm Städte ein, unser Kaiser aber, der nimmt Nation um Nation, bis er die ganze Welt sich unterthan gemacht hat. Aber denket nur, ich hörte eben, der Kaiser sei hier."

„Der Kaiser?" riefen die beiden Greise. „Wo? Seit wann?"—Napoleon selbst aber fragte: „Wer hat denn das gesagt?" „Ein Invalide, welcher vor dem Thor die Pferde hält." „O Rapp, deine Uhr geht doch immer vor!" murmelte Napoleon.

„Es scheint sein Adjutant war in Sorge," sagte Cyprian, „und er ging zum Gouverneur, um zu erfahren, wohin der Kaiser gegangen sei. Seht dort meine Kameraden mit Fackeln; —wo kann er doch nur hingekommen sein, ohne daß Jemand ihn erkannte? An mir wär er nicht unerkannt vorübergegangen; schon an seinem grauen Ueberrock und dem kleinen Korporalshut hätt ich gewußt, wer das sei."

Bisher hatte Cyprian sich wegen seines Ausbleibens zu sehr im Vertheidigungszustand befunden, um überhaupt sich seine Umgebung anzusehen; aber ein leichtes Hüsteln des Kaisers ließ ihn aufblicken und mit zitternder Stimme rief er: „O Vater, Großvater, da ist er ja!" und damit verbeugte er sich tief.

Moritz und Jakob wollten vor dem Manne niederknieen, mit welchem sie eben noch so vertraulich gesprochen, aber der Kaiser befahl ihnen, stehen zu bleiben. In diesem Augenblick füllte sich der Hof mit einer Menge Invaliden, die zum Theil in sichtbarer Eile ihr Lager noch einmal verlassen hatten, um den Kaiser zu sehen. Der Gouverneur der Anstalt und die hohen Offiziere, welche eben bei ihm zu einem Gastmahl versammelt gewesen, schaarten sich um den Monarchen.

Napoleon stand da im Lichte der vielen Fackeln und sprach mit bewegter Stimme: „Kameraden und Herren Offiziere! helfen Sie mir in diesen drei tapferen Männern drei Generationen von Tapfern zu Ehren. Gouverneur, geben Sie mir Ihr Kreuz, ich werde Ihnen morgen ein anderes schicken, und du, Rapp, gib mir das deinige."

Damit heftete er eines der Kreuze der Ehrenlegion Cyprian, das andere Jakob auf die Brust, näherte sich

dann Moritz, dem Großvater, und sagte: „Euch, ehrwürdiger Greis, der von so vielen Siegen Frankreichs Zeuge gewesen, gebührt das meinige.“ Damit heftete er es ihm an.

Moritz besiegte die Schwäche, welche ihn vor Freude und Ueberraschung zu überwältigen drohte, und rief mit zitternder Stimme: „Es lebe der Kaiser!“ Alle riefen's ihm nach, und bewegt wie selten in seinem Leben verließ Napoleon den stolzen Bau des Invalidenhotels.

Vierunddreißig Jahre später, am 15. December 1840 bewegte sich ein feierlicher Trauerzug durch die Straßen von Paris nach dem Invalidenhotel. Der Sarg Napoleon's I. war von St. Helena nach Frankreich gebracht worden, um den Wunsch zu erfüllen, mit welchem der mächtige Eroberer an jenem Abend die Anstalt verlassen hatte. „Hier möchte ich,“ hatte er damals gesagt, „daß meine Gebeine einst ruhen dürften, unter meinen Waffenbrüdern!“—Dem reich geschmückten Sarge folgten die Trümmer der einstigen Armeen Napoleons. Einer der Invaliden hatte zwei hölzerne Beine, ein Auge von Glas und ein Kinn von Silber. Wir kennen seinen Namen. Wenige Tage darauf ward auch Cyprian, der einst vom Kaiser Dekorirte, im Hofe des Invalidenhotels zu Grabe gelegt.

Perlen.

Alle Dinge sind der Beachtung werth.

Die Noth lehrt selbst den Lahmen tanzen.

Ein Schwert hält das andere in der Scheide.

Wer hat dich öfter hintergangen als du selbst?

Das Ende des Zorns ist der Anfang der Reue.

Um das Neue zu erfahren, untersuche das Alte.

Wenn Einer nicht will, können Zwei nicht zanken.

Wer allerlei Holz aufhebt, hat bald einen Arm voll.

Wer will es mit Dem halten, der sich selbst wegwirft?

Die Natur lehrt sprechen; die Erfahrung lehrt schweigen.

Der hat viel zu besorgen, welcher Jedermann gefallen will.

Schwachheit leistet der Untugend mehr Vorschub als Laster.

Eine Hand kann das Unrecht der andern nicht gut machen.

Das Leben ist zu kurz, als daß man ein langes Gesicht herumträgt.

Hast du keine Pfeile in deinem Köcher, dann bleibe von den Schützen ferne.

Nur Der kann über Narben lachen, welcher nie verwundet war.

Das Brod des Lebens ist die Liebe. Das Salz des Lebens ist die Arbeit; die Süßigkeit des Lebens ist die Freude.

Der Feigling achtet sich als klug, und der Geizige hält sich für sparsam.

Viele, welche sich selbst nicht beherrschen können, herrschen oft über Andere.

Durch Zeit, Geduld und Arbeit wird ein Maulbeerblatt zur feinsten Seide.

Manchen Menschen muß man sehr viel sagen, bis sie auch nur ein wenig lernen.

Ein alter Mann hat seine Jugend verloren, jetzt geht er gebückt und sucht sie wieder.

Kaum ist ein Gesetz gemacht, so findet man auch schon einen Weg, dasselbe zu umgehen.

Eine Gewohnheit, welcher man keinen Widerstand bietet, wird ehe lange zu einem Bedürfniß.

Besser hungrig zu Bette gehn,
Als mit Schulden aufzustehn.

Das natürliche Gewissen zeugt von der ewigen Verbindung zwischen dem Unrecht und der Strafe.

Trübsal und ein einziger Sohn sind sich darin ähnlich, daß beide Den regieren, der sie zu zärtlich hält.

Ein tugendhaftes Leben und edle Thaten sind von größerem Werth als ein adeliges Herkommen.

Dadurch, daß man einem Freund Geld geliehen hat, ist man um den Freund und auch um das Geld gekommen.

Beginne dein Tagewerk mit Gebet und ende es mit Danksagung, das ist eine Erklärung der Schriftstelle: „Betet ohne Unterlaß.“

Der Sonntagsschullehrer.

Den Sonntagschul-Lehrern und Lehrerinnen.

O seid mir gegrüßet, die ihr euch vereint,
So lang noch die Sonne der Gnaden uns scheint,
Dem Herrn an den Kleinen zu dienen!
Ihr wollet am Sonntag nach altem Gesetz
Auswerfen in Liebe das geistliche Netz,
Mit ernsten und freudigen Mienen.

Milch reichet ihr der euch ergebenen Schaar,
Mit wachsendem Eifer im fliehenden Jahr
Und dann erst die stärkere Speise.
Ihr führt in die Bibel sie wacker hinein,
Erzählet vom Heiland den lauschenden Reih'n
Ergreifend in kindlicher Weise.

O weidet die Lämmer, wie Jesus uns lehrt!
O weidet die Kinder, die Kinder sind's werth!
Kommt, helfet sie speisen und tränken!
O nehmet sie freundlich und mild an der Hand,
Und helfet uns knüpfen ein himmlisches Band,
Daß sie noch im Alter d'ran denken!

Je länger, je lieber! so laute der Spruch;
Schließt fest euch zusammen, vermeidet den Bruch
Und schaut nicht hinweg von dem Pfluge!
Umgürtet die Lenden und bleibet geschürzt!
Mit Salz sei die lieblichste Rede gewürzt,
Entfernt auch vom leisesten Truge!

O lernet beim Lehren und sonnet euch nicht
In dem, was die Lippe beim Unterricht spricht!
Wir sind stets im Wachsen und Werden.
Und ist was gelungen, dann singet fein schön:
„Anbetung und Preis sei dem Herrn in den Höh'n
Und Friede hier unten auf Erden!"

Josef Knapp.

Gottes Mitarbeiter.

Gott hat viele und große Wunder für Israel vollbracht, aber er hat ihnen keine Stiftshütte gebaut; diese mußten sie selbst zurichten. Gott befahl dem Volk, sie zu errichten, er gab den Plan, die Größe, Form und alles; aber das Material und die Arbeit lieferte das Volk. Als die Stiftshütte eingeweiht wurde, war kein Schekel Schuld darauf, sie war ganz bezahlt, denn alles Volk nahm Theil an der Arbeit und auch an den Kosten; diese Thatsache machte den Bau um so werthvoller in den Augen des Volkes, denn es war ihr Bau für den Herrn.

Wie es damals war, so ist es heute noch. Gott hat ein Volk, dieses Volk braucht Kirchen; aber Gott baut sie nicht, denn es ist eine Arbeit, welche das Volk selbst thun kann. Kirchen kosten Geld, aber sie sind alles werth, was sie kosten; aber sie bauen und nicht bezahlen, sie einweihen mit Schulden, oder bauen ohne Aussicht, die Schulden bezahlen zu können bei der Einweihung, ist ein Greuel vor dem Herrn, und ein Fluch für seine Gemeinde.

Wir sind Gottes Mitarbeiter, sei es nun im zeitlichen oder im geistlichen Haushalte, Gemeinde oder Sonntagschule, wo immer wir für den Herrn arbeiten, da arbeiten wir mit ihm, und sind also seine Mitarbeiter; eine Ehre, welche wir wohl zu schätzen lernen sollten.

Die Furcht des Herrn.

Wer den Herrn fürchtet, wird es zu beweisen suchen, denn die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Wer den Herrn fürchtet, der findet allenthalben Gotteskinder, welchen er Handreichung thun kann. Nicht als wären Glaube und Werke zwei verschiedene Dinge, welche jeder Christ seperat suchen müßte; sondern wer den Glauben hat, bei dem offenbart sich derselbe in seinen Werken. Ein Glaube, welcher nicht arbeitet, ist todt; die Furcht des Herrn aber bindet alle Gläubigen zusammen.

Trübsale, selbst verschuldet.

Nur selten erkennen die Menschen die wahre Ursache ihrer Trübsale; im Allgemeinen werfen sie die Schuld immer auf Andere und geben sich selbst Credit, während es gerade umgekehrt sein sollte. Als ich ein Knabe war, hatte ich sehr viele Mühe mit meinen Eltern, sie machten mir viel Kummer und Herzeleid, aber sie waren ihrer Zwei gegen mich, und zudem auch viel stärker als ich, daher mußte ich beständig nachgeben. Der Dieb beschuldigt die Gerichtspersonen, und der Trunkenbold das Getränke, während thatsächlich die Schuld ihres Unglücks ganz auf ihrer Seite liegt.

Frühe Bekehrungen.

Dieser Gegenstand kann nicht oft genug bedacht, berührt und genannt werden, denn es gibt immer noch Leute, welche nicht an frühe Bekehrungen glauben wollen, und doch hat jeder Sonntagschullehrer das Vorrecht, die Bekehrung seiner Schüler zu erwarten, zu hoffen, zu glauben, und erfüllt zu sehen.

Der New York Observer sagt: Polykarp wurde in seinem neunten Jahre bekehrt; Matth. Henry, der berühmte Theologe, in seinem elften Jahre; Präsident Edwards im siebenten, Dr. Watts im neunten, Bischof Hall im elften, und Robert Hall im zwölften Jahre. Wie können wir unsere Kinder am besten erreichen? Das ist eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Man sollte ihnen sehr oft kindliche Predigten halten, einfach, deutlich und kurz. Freilich, solche Reden, welche in fünf Minuten eingeklemmt sind, müssen wohl durchdacht sein, und alle über-

flüssigen Worte müssen wegfallen; das fordert studieren und beten. Aber der erzielte Erfolg lohnt für alle Mühe. Es ist keine Kleinigkeit, kleine Kinder zu unterrichten.

Eins fehlt ihm noch.

Wir haben neulich das Urtheil einer Mutter über ihren Sohn gelesen, und lassen es nun zum Besten unserer Lehrer und Schüler hier folgen. Dieses Urtheil ist sehr beherzigungswerth, und fordert zum Nachdenken auf.

„Unser Franz ist ein ganz guter und braver Junge; er flucht nicht, trinkt nicht, raucht nicht, und kaut auch nicht; Abends kommt er immer in guter Zeit nach Hause, und seinen Lohn gibt er der Mutter unverkürzt jeden Samstagabend, auch ist er in allen Dingen gehorsam gegen die Eltern, und liebenswürdig gegen die Geschwister, und sein Meister sagt, er könne ohne den Franz gar nicht fertig werden; mit einem Wort, er ist ein braver Junge, aber eins fehlt ihm noch: er ist kein Christ, er ist nicht bekehrt."

Besteht denn das Christenthum nicht eben in diesen Werken und guten Thaten, welche den Franz zu einem so guten Jungen machen? Was kann man denn mehr thun, als was der Franz thut, und dabei wie er, fleißig in die Kirche und Sonntagschule geht? Macht das nicht den Christen, was thut es dann? Die Liebe Gottes ausgegossen in das Herz durch den heiligen Geist; die Erneuerung des Herzens und Gemüths in Christo Jesu fehlte ihm noch.—Franz hat alle seine guten Eigenschaften seinem Gemüthsstand und der guten Erziehung zu verdanken, und doch ist er um das Eine — das neue Herz — unbekümmert.

Nun ihr theuren Lehrer denkt über diesen Punkt nach: man kann zum Frommsein und zu einem moralischen Leben ermahnen, das ist schon alles recht und gut an seinem Platz, aber vergeßt ja nicht, daß die Schrift sagt: „Ihr müßt von neuem geboren werden," und dahin sollt ihr eure Schüler leiten. Waret ihr selbst schon dort? Habt ihr den Geist der Kindschaft in eurem Herzen in solchem Maß, daß ihr eure Schüler zum Heilande bringen könnt?

Das sind ernste aber gutgemeinte Worte.

Lehrerversammlungen.

Es gehen noch immer Fragen ein über diesen Gegenstand, und es scheint fast, als erwarte man mancherorts, eine Lehrerversammlung könnte man ohne Arbeit und Mühe halten, wenn man nur das Geheimniß wisse. Hindernisse sind zahlreich, aber Erfolg ist überall möglich durch Muth und Ausdauer. Um in dieser Sache zu siegen, ist vor allem Andern unbedingt nöthig, daß zwischen Superintendent und Prediger das allerbeste Einvernehmen herrscht; wenn diese beiden ernstlich wollen, dann kann es an Erfolg nicht fehlen. Es ist nicht leicht, eine Zeit zu bestimmen für solche Versammlungen, die allen Lehrern schicklich ist, daher ist es nothwendig, die Zeit so zu wählen, daß sie der größten Zahl schicklich ist. Um Interesse in die Versammlungen zu bringen, sollte man auch die älteren Schüler anziehen, denn diese werden ehe lange als Lehrer thätig sein. Das gesellschaftliche Element sollte wohl beachtet werden, denn durch steifes, formelles Wesen wird da wenig ausgerichtet. Wenn man die Schule kritisiren, oder den Unterricht und die Methode des Superintendenten besprechen will, so thue man dieses sonstwo, denn dieser Beamte ist nicht verantwortlich vor der Lehrerversammlung. Wo man vermögend ist, eine Sonntagschule zu halten, da kann man auch eine Lehrerversammlung halten—wenn man ernstlich will.

Rechter Glaube.

Der Glaube, welcher Gott nicht ebensowohl trauen kann, wenn das Mehlfaß leer ist, als wenn dasselbe voll ist, verdient den Namen Glaube nicht. Dem wahren Glauben ist Gottes Verheißung, daß ein Mittagsmahl nicht fehlen soll, gerade so sicher, als wenn der Tisch schon gedeckt wäre. Ob auch die Zeiten hart sind, ob Vater und Mutter todt sind, wenn der Glaube eine Verheißung findet, dann hält er dieselbe fest, und erlangt die Erfüllung. Der Glaube kommt erst, nachher kommt die Erfüllung, und doch gibt es Glaubensbekenner, welche Gott nur dann eine Hand voll Mehl geben, wenn sie ein volles Faß als Lohn sehen.

Das stimmt.

Die Zwei Hauptbestrebungen in der Kirche sind die Hebung der Fähigkeiten der Sonntagschul-Lehrer, vermittelst Normal-Institute und Zusammenkünfte abgehalten in der ganzen Kirche durch den von der Behörde angestellten Beamten, und die Beisteuer durch Lieferung von Lections-Hülfsmittel und Blätter für schwache und ringende, aber versprechende Kirchen- oder Missions-Schulen. Die Vortheile dieser beiden Bestrebungen für die Kirche sind über alle Berechnung. — So sagt „Der Fröhliche Botschafter," und wir stimmen ihm bei.

Ein treffendes Bild.

Bischof Escher erzählt von seiner Reise durch Palästina: Als wir in Bethel waren und die Geschichte von Jakob's Erlebnissen besprochen hatten, sangen wir: „Näher, mein Gott, zu dir," wie nie zuvor. Ich wandte mich seitwärts und sah in einem Hofe einen Mann auf seinem Rücken ausgestreckt liegen, und unter seinem Kopfe einen Stein als Kissen. Ich mußte lächeln, und rief dann der Gesellschaft: Kommt, und seht Jakob buchstäblich.

„Legt sich sein müdes Haupt
Hin auf den Stein."

Drittes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Elia Himmelfahrt.

10. Lection: 2. Kön. 2, 1-15. — Sonntag den 6. September 1885.

1. Da aber der Herr wollte Elia im Wetter gen Himmel holen, ging Elia und Elisa von Gilgal.

2. Und Elia sprach zu Elisa: Lieber, bleib hier; denn der Herr hat mich gen Bethel gesandt. Elisa aber sprach: So wahr der Herr lebet und deine Seele, ich verlasse dich nicht. Und da sie hinab gen Bethel kamen,

3. Gingen der Propheten Kinder, die zu Bethel waren, heraus zu Elisa, und sprachen zu ihm: Weißt du auch, daß der Herr wird deinen Herrn heute von deinen Häupten nehmen? Er aber sprach: Ich weiß es auch wohl, schweiget nur stille.

4. Und Elia sprach zu ihm: Elisa, Lieber, bleib hier; denn der Herr hat mich gen Jericho gesandt. Er aber sprach: So wahr der Herr lebet und deine Seele, ich verlasse dich nicht. Und da sie gen Jericho kamen,

5. Traten der Propheten Kinder, die zu Jericho waren, zu Elisa, und sprachen zu ihm: Weißt du auch, daß der Herr wird deinen Herrn heute von deinen Häupten nehmen? Er aber sprach: Ich weiß es auch wohl, schweiget nur stille.

6. Und Elia aber sprach zu ihm: Lieber, bleib hier; denn der Herr hat mich gesandt an den Jordan. Er aber sprach, so wahr der Herr lebet und deine Seele, ich verlasse dich nicht. Und gingen die beiden mit einander.

7. Aber fünfzig Männer unter der Propheten Kinder gingen hin, und traten gegen über von ferne; aber die beiden standen am Jordan.

8. Da nahm Elia seinen Mantel, und wickelte ihn zusammen, und schlug ins Wasser; das theilte sich auf beiden Seiten, das die beiden trocken durchhin gingen.

9. Und da sie hinüber kamen, sprach Elia zu Elisa: Bitte, was ich dir thun soll, ehe ich von dir genommen werde. Elisa sprach: Daß dein Geist bei mir sei zwiefältig.

10. Er sprach: Du hast ein hartes gebeten; doch, so du mich sehen wirst, wenn ich von dir genommen werde, so wird es ja sein; wo nicht, so wird es nicht sein.

11. Und da sie mit einander gingen, und er redete; siehe, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und schieden die beiden von einander; und Elia fuhr also im Wetter gen Himmel.

12. Elisa sahe es, und schrie: Mein, Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reuter! Und sahe ihn nicht mehr. Und er fassete seine Kleider, und zerriß sie in zwei Stücke.

13. Und hob auf den Mantel Elia, der ihm entfallen war, und kehrete um, und trat an das Ufer des Jordans.

14. Und nahm denselben Mantel Elia, der ihm entfallen war, und schlug ins Wasser, und sprach: Wo ist nun der Herr, der Gott Elia? Und schlug ins Wasser; da theilete sichs auf beiden Seiten, und Elisa ging hindurch.

15. Und da ihn sahen der Propheten Kinder, die zu Jericho gegen ihn waren, sprachen sie: Der Geist Elia ruhet auf Elisa; und gingen ihm entgegen und beteten an zur Erde.

Haupttext: Und dieweil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen. — 1. Mose 5, 24.

Geschichtliches. — Die Zeit dieser Begebenheit kann nicht genau bestimmt werden. Nach 2. Chron. 21, 12 läßt sich ermitteln, daß es nach dem Regierungsantritt Jehoram's in Juda, also 897 v. Chr. geschehen ist. Nach 2. Kön. 3, 11 muß es vor dem Tode Jehosaphat's oder vor 889 v. Chr. geschehen sein. Smith gibt die Zeit als etwa um 896 v. Chr an.

Der Prophet verließ Gilgal in Ephraim, um nach Bethel und von da nach Jericho zu gehen, von wo aus er sich dann jenseit des Jordan begeben wollte, und wo auch seine Wegnahme stattfand.

Elisa war der Sohn Saphat's, von Abel-Mehola. Dieser Ort lag irgendwo im Jordanthale, zwischen Jericho und dem galiläischen Meere, doch kann die genaue Lage nicht ermittelt werden. Auf seiner Reise nach Damascus, von Horeb, fand Elias den Jüngling auf dem Acker bei der Arbeit; er gebot ihm, den Landbau aufzugeben und ihm zu folgen. Elisa that es ohne Widerrede und mit Freuden. Acht Jahre lang war er nun des Propheten steter Begleiter und Schüler, nemlich bis zu dessen Himmelfahrt, und von da an versah er das Prophetenamt 60 Jahre lang.

Nach der Begegnung mit Ahab bei Naboth's Weinberg erscheint Elias nur noch zweimal in der Oeffentlichkeit vor seiner Wegnahme. Einmal brachte er dem kranken Ahasja eine Botschaft. Dieser Ahasja war aber Ahab's Sohn, und später sandte er dem König Joram von Juda einen Drohbrief (vrgl. 2. Chron. 21, 12). Ahab starb, wie es Elias verkündet hatte; sein Sohn Ahasja lebte nur zwei Jahre; nach ihm bestieg Joram, oder auch Jehoram genannt, den Thron. Dieser war Ahasja's Bruder und der neunte König in der Reihe der Herrscher in Israel.

Texterklärung. — V. 1. **Da aber der Herr wollte Elia im Wetter** u. s. w. Dieser Satz geht der Begebenheit voraus und dient als Einleitung; im Wetter heißt sonstwo im Sturmwind. **Ging Elia und Elisa von Gilgal.** Aus diesem läßt sich schließen, daß Elias eine Ahnung, vielleicht genaue Kenntniß von der Sache hatte. Zu Gilgal war die Prophetenschule, dort war vielleicht Elias noch auf Besuch, denn auch Samuel that so (1. Sam. 7, 16).

V. 2. **Lieber, bleib hier.** Elias verlangt von Elisa, zurückzubleiben, und ihn nicht weiter zu begleiten; entweder weil er allein sein wollte, um sich vorzubereiten, oder aus Bescheidenheit, weil er lieber keine Zeugen dabei gehabt hätte; doch mag es auch sein, daß er Elisa's Anhänglichkeit prüfen wollte; letzteres ist jedoch nicht wahrscheinlich. **Der Herr hat mich gen Bethel gesandt.** Dieses war die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. **So wahr der Herr lebet und deine Seele.** Das ist das einzigemal, daß Elisa den Gehorsam aufkündigt, und wir können daraus schließen, daß er etwas ahnte oder wußte von den kommenden Dingen. Und so gingen sie zusammen nach Bethel.

V. 3. **Weißt du auch, daß der Herr wird deinen Herrn.** In Bethel war auch eine Schule, und als die Schüler wußten, daß ihr Lehrer, Elisa komme, gingen sie ihm entgegen. Es scheint, Gott hatte einigen dieser Schüler eine Offenbarung gegeben, und so erfuhr es die ganze Schule. **Von deinen Häupten nehmen?** Dieser Satz hat einen zweifachen Nachdruck: deinen Herrn, dem du dientest; von deinen Häupten, zu dessen Füßen du lerntest. **Ich weiß es auch wohl, schweigt.** Redet nicht davon. Entweder wollte er sich nicht darauf einlassen, oder, was wahrscheinlicher ist, er wollte den Meister nicht wissen lassen, daß er es weiß. Auch ist leicht einzusehen, daß Elisa zu dieser Zeit sich nicht mit seinen Schülern auf diesen Punkt einlassen wollte.

V. 4. **Elisa, Lieber, bleibe hier.** Der Meister befiehlt nicht mehr wie vormals, sondern er bittet; aber Elisa hatte auch seine Gedanken, denn er wollte dabei sein, wenn sein Herr von ihm genommen würde, und wahrscheinlich erwartete er einen großen Segen von der Begebenheit.

V. 7. **Fünfzig Männer.** Jericho war etwa 13 Meilen von Bethel entfernt. Auch hier war eine Schule. Fünfzig dieser Schüler, welche ebenfalls wußten, was nun vorgehen sollte, folgten den zwei Männern von ferne. Es scheint, den Uebrigen war es nicht gestattet, mitzugehen. Die Propheten wußten scheint's alle, daß dieses der Tag der Himmelfahrt war, weil sie aber nicht eingeladen waren, mitzugehen, folgten sie und standen in einiger Entfernung, um die Begebenheit mit anzusehen.

V. 8. **Da nahm Elias seinen Mantel.** Es wird fünf Mal von diesem Mantel geredet; derselbe war scheint's die äußere prophetische Auszeichnung. Diesen Mantel schlug nun der Prophet in das Wasser, und Gott theilte dasselbe, daß sie trockenen Fußes durchgingen.

V. 9. **Bitte, was ich dir thun soll, ehe ich von dir genommen werde.** Jetzt redet der Prophet offen, und fragt: Was soll ich dir zum Andenken thun oder geben? Er that dieses aus göttlicher Eingebung. Es soll aber Niemand meinen, als habe Elias sich als Fürbitter aufgestellt im Himmel; was Elisa verlangt, muß erbeten sein, ehe Elias Abschied nimmt. **Daß dein Geist bei mir sei, zwiefältig.** Elisa verlangte nicht, daß er ein zweimal größerer Prophet werden möchte, als sein Meister, sondern er verlangte das Erstgeburtsrecht; d. h. jeder Prophet hatte des Propheten Geist, nun bittet Elisa um das doppelte Maß, wie dieses ja das Gesetz der Erstgeburt bestimmte. Elisa wollte nicht seinen Herrn, sondern nur seine Schüler übertreffen.

V. 10. **Du hast ein hartes gebeten.** Das meint, einen besonderen, seltenen Segen, den ich nicht versprechen kann. **Doch, so du mich sehen wirst.** Er gab ihm ein Zeichen, woran er erkennen konnte, ob Gott solche Bitte erhören wolle. Auch dieses geschah auf göttliche Eingebung.

V. 11. **Und da sie so mit einander gingen.** Die Zwei erinnern an die zwei Emmahus-Jünger. Sie redeten wahrscheinlich über die nahe Begebenheit, über Israels Wohl u. dgl. **Siehe, da kam ein feuriger Wagen** u. s. w. Wagen und Rosse sind das Bild der göttlichen Gegenwart und Macht; Feuer ist das Bild der Verwandlung der Materie in das Unsichtbare; der Sturm, oder das Gewitter ein Bild der göttlichen Wirksamkeit. Das Ganze war vielleicht eine glänzende Wolke in der angegebenen Gestalt, von Engeln regiert und geleitet. **Und Elia fuhr also im Wetter gen Himmel.** Man nimmt an, daß seine Verwandlung unterwegs stattfand, denn auch er mußte verwandelt werden.

V. 12. **Elisa sah es, und schrie.** Der Schrecken, das Erstaunen und die Schnelligkeit, mit der alles vor sich ging, überraschten ihn. **Mein Vater, mein Vater!** Das ist der Ausruf eines kindlichen Herzens. Wollte Gott, alle Prophetenschüler hätten diesen Geist auch noch in unseren Tagen. **Wagen Israels und seine Reuter.** Entweder ein Ausruf des Erstaunens und der Ueberraschung, oder ein Zeugniß für Elias, welcher für Israel wahrlich eine Armee von Wagen und Rossen war. Doch nehme ich an, es sei von Elisa absichtlich geschehen, um dem scheidenden Propheten ein Zeichen zu geben, daß er (Elisa) die Begebenheit sah, und daher zu seinem Erbe berechtigt sei. **Und er faßete seine Kleider.** Das war das Trauerzeichen beim Volk zu jener Zeit, daß man die Kleider zerriß.

V. 13. **Und hob auf den Mantel Elia.** Der Prophet hatte ihn fallen lassen, sehr wahrscheinlich, als er den Ruf Elisa's vernahm. Dieser Mantel war ein Zeichen des Trostes, aber auch zur Stärkung des Glaubens, denn er diente als Pfand, daß der Geist Elia auf ihm ruhen würde. Doch finden wir nicht, daß Elisa diesen Mantel, mit einer Ausnahme, je gebraucht hätte. Derselbe wird nachher nie wieder erwähnt.

V. 14. **Und nahm denselben Mantel.** So wie sein Herr gethan, so that jetzt er, mit gleicher Wirkung. Dieses ist die vorhin gemeldete, letzte Anführung von dem Mantel. Das Wasser trennte sich wie vorher, und Elisa ging trocken hindurch.

V. 15. **Der Geist Elia ruhet auf Elisa.** Es scheint, die Prophetenschüler, welche ausgezogen waren (vrgl. V. 7), sahen dieses Wunder und erkannten, daß Elisa der von Gott ersehene Nachfolger Elia's sei. Dieses war das erste von drei Wundern, welche Elisa vollbrachte, um seinen göttlichen Beruf kund zu thun. **Und beteten an zur Erde.** Zum Zeichen ihrer Ehrerbietigkeit und ihres Gehorsams beugten sie sich wie die Unterthanen vor einem Regenten. Sie bekannten dadurch, daß sie ihrem neuen Herrn, wie früher dem alten gehorchen wollten in allen Stücken. Das ist im Morgenland heute noch Sitte, wenn man Jemanden recht ehren will, dann fällt man auf das Angesicht, d. h. mit dem ganzen Körper auf die Erde.

Elias wird genannt von Maleachi, Joh. dem Täufer; erschien auf dem Berg der Verklärung, und dann nennt ihn Jakobus. In wiefern war er wie Moses?

Wandtafelerklärung. — Wir wissen nur von zwei Männern, welche den Tod nicht sahen. Der Haupttext deutet den Einen an, und unsere Lection den Andern. Unter viel Kreuz, Trübsal und Verfolgung; aber durch Glaube, Gehorsam und Hoffnung hat Elias seinen Weg nach dem Himmel zurückgelegt. Er wußte, daß Gott ihn hinwegnehmen würde, aber ob es zu Gilgal, zu Bethel, zu Jericho oder am Jordan geschehen würde, das

wußte er nicht, darum sagt man, er lebte im Glauben. Hierin ist Elias ein Vorbild für alle Christen: auf Erden ist Trübsal und Noth, wer aber die Stadt der Sünde verläßt, Vergebung erlangt und mit Gott lebt, dem wird selbst der Tod zum Leben, und der Himmel zur ewigen Heimath.

„Die Hoffnung ist ein fester Stab,
Und die Geduld ein Reisekleid,
Mit dem geht durch die Welt und Grab
Ein Frommer in die Ewigkeit."

Lehre und Anwendung. — 1. Selig ist der Mensch, welcher auf allen seinen Reisen und bei jedem Unternehmen sagen kann: „Der Herr hat mich gesandt."

2. Erfolg hängt nicht so viel von Umständen ab, als von den durch die Umstände hervorgebrachten Kräfte.

3. Schutz ist nirgends verheißen, wo die Leitung nicht angenommen wird.

4. Getreu bis in den Tod ist die unumgängliche Bedingung der ewigen Belohnung.

5. Elisa hatte seinen Meister verloren, aber er hatte des Meisters Mantel, des Meisters Gott, des Meisters Geist, und auch sein Amt.

6. Elisa zeigte seine Freundschaft: 1. weil er sich dreimal weigerte, seinen Herrn zu verlassen, und 2. weil er es entschieden ablehnte sich in des Propheten Angelegenheiten einzumischen mit Personen, welche es nichts anging.

Illustrationen. — Wenn ein General seiner Armee Befehl zum Abmarsch gäbe, und die Soldaten weigerten sich, zu gehen, bis sie Löhnung und Kleidung zum Voraus in der Hand hätten, könnte man eine solche Armee gehorsam nennen? Wenn Elias sich geweigert hätte, Gottes Befehle auszurichten, bis er die Versicherung seiner Person in Händen gehabt hätte; wäre wohl je ein Wagen vom Himmel gekommen, ihn abzuholen?

Die Gnade bewahrt. Wie soll man ein hölzernes Gefäß im heißen Sommer wasserdicht halten? Ei, man hält es mit Wasser angefüllt. In ähnlicher Weise kann auch der Christ in seinem Gott bis in den Tod stark bleiben, wenn er das Herz mit Gnade angefüllt hält. Halte nur das Gefäß voll, dann wird es nie verlecken.

Der Sohn der Sunamitin.

11. Lection: 2. Kön. 4, 18–37. — Sonntag den 13. September 1885.

18. Da aber das Kind groß ward; begab sich's, daß es hinaus zu seinem Vater zu den Schnittern ging,

19. Und sprach zu seinem Vater: O mein Haupt, mein Haupt! Er sprach zu seinem Knaben: Bringe ihn zu seiner Mutter.

20. Und er nahm ihn, und brachte ihn hinein zu seiner Mutter; und sie setzte ihn auf ihren Schooß bis an den Mittag, da starb er.

21. Und sie ging hinauf, und legte ihn auf das Bette des Mannes Gottes, schloß zu, und ging hinaus.

22. Und rief ihren Mann, und sprach: Sende mir der Knaben einen, und eine Eselin; ich will zu dem Manne Gottes, und wiederkommen.

23. Er sprach: Warum willst du zu ihm? Ist doch heute nicht Neumond noch Sabbath. Sie sprach: Es ist gut.

24. Und sie sattelte die Eselin, und sprach zum Knaben: Treibe fort, und säume mich nicht mit dem Reiten, wie ich dir sage.

25. Also zog sie hin, und kam zu dem Manne Gottes auf den Berg Carmel. Als aber der Mann Gottes sie gegen ihm sahe, sprach er zu seinem Knaben Gehasi: Siehe, die Sunamitin ist da.

26. So lauf ihr nun entgegen, und frage sie, ob es ihr, und ihrem Manne, und Sohne wohlgehe? Sie sprach: Wohl.

27. Da sie aber zu dem Manne Gottes auf den Berg kam, hielt sie ihn bei seinen Füßen; Gehasi aber trat herzu, daß er sie abstieße. Aber der Mann Gottes sprach: Laß sie, denn ihre Seele ist betrübt; und der Herr hat mir's verborgen, und nicht angezeiget.

28. Sie sprach: Wann habe ich einen Sohn gebeten von meinem Herrn? Sagte ich nicht, du solltest mich nicht täuschen?

29. Er sprach zu Gehasi: Gürte deine Lenden, und nimm meinen Stab in deine Hand, und gehe hin (so dir Jemand begegnet, so grüße ihn nicht, und grüßet dich Jemand, so danke ihm nicht), und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz.

30. Die Mutter aber des Knaben sprach: So wahr der Herr lebet und deine Seele, ich lasse nicht von dir. Da machte er sich auf, und ging ihr nach.

31. Gehasi aber ging vor ihnen hin, und legte den Stab dem Knaben auf das Antlitz; da war aber keine Stimme, noch Fühlen. Und er ging wiederum ihm entgegen, und zeigte ihm an, und sprach: Der Knabe ist nicht aufgewacht.

32. Und da Elisa ins Haus kam: siehe, da lag der Knabe todt auf seinem Bette.

33. Und er ging hinein, und schloß die Thür zu, für sie beide, und betete zu dem Herrn;

34. Und stieg hinauf, und legte sich auf das Kind, und legte seinen Mund auf des Kindes Mund, und seine Augen auf seine Augen, und seine Hände auf seine Hände; und breitete sich also über ihn, daß des Kindes Leib warm ward.

35. Er aber stand wieder auf, und ging im Hause einmal hierher und daher, und stieg hinauf, und breitete sich über ihm. Da schnaubte der Knabe siebenmal, darnach that der Knabe seine Augen auf.

36. Und er rief Gehasi, und sprach: Rufe die Sunamitin. Und da er sie rief, kam sie hinein zu ihm. Er sprach: Da nimm hin deinen Sohn.

37. Da kam sie, und fiel zu seinen Füßen, und betete an zur Erde, und nahm ihren Sohn, und ging hinaus.

Haupttext: Ich bin die Auferstehung und das Leben. — Joh. 11, 25.

Geschichtliches.—Die Sunamitin war eine reiche, geachtete und sehr freigebige Frau, welche in der Mitte ihres Volkes wohnte und nach der Welt Anschauung unabhängig war. Ihr Gatte scheint ein alter, guter Mann gewesen zu sein, welcher seiner Frau die Besorgung des Hauswesens und des Gesindes überließ. Gehasi war des Propheten Diener, ein Amt, welches Elisa unter Elias innehatte. Der Charakter dieses Dieners war nicht der beste, denn er scheint sehr habsüchtig, und dabei listig gewesen zu sein. Die Strafe blieb ihm nicht aus.

Sunem, jetzt Solam genannt, ist ein Städtchen im Stamm Isaschar, etwa drei bis vier Meilen nördlich

von Jesreel, und 53 Meilen nördlich von Jerusalem in der Nähe des kleinen Hermon. Nachdem Elisa sich zurechtfand, bezüglich seiner neuen Stellung, begab er sich nach Samaria, der Hauptstadt Israels und machte sich eine Heimath daselbst. Sein erster öffentlicher Akt als Prophet war der Rath an die Könige von Juda und Israel in ihrem Krieg gegen Moab; dann half er einer armen Wittwe in ihrer Noth, und darauf folgt diese Lection. Elisa war ein Mann für die Städte; er liebte die öffentlichen Plätze und die Volksmenge. Samaria war der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit 60 Jahre lang; von hieraus unternahm er dann Rundreisen durch das Land. Weil er sehr oft durch Sunem kam, fand er Aufnahme in der Familie, wovon die Lection handelt, und weil die Leute vermögend waren, ließen sie ihm ein Zimmer für seinen Gebrauch herrichten. Als Lohn ihres guten Verhaltens gegen den Mann Gottes, schenkte ihnen der Herr einen Sohn, denn sie waren bis daher kinderlos gewesen, und dieses war in Israel eine sehr große Schmach.

Der Prophet war schon vielleicht drei bis vier Jahre bei dieser Familie ein- und ausgegangen, ehe man ihm das Zimmer zu seinem Gebrauch anbot, also, daß man mit Recht sagen kann, der Mann Gottes hatte eine zweite Heimath bei der Familie zu Sunem. Sein Diener und er hatten die Verhältnisse der Familie auch schon besprochen und berathen, wie man solche Güte vergelten könne.

Texterklärung.—V. 18. **Da aber das Kind groß war.** Meint jedenfalls groß genug, um auf das Feld zu gehen. Ob es zur Lust ging, oder ob es gesandt war, hat mit der Begebenheit keine Verbindung.

V. 19. **O mein Haupt, mein Haupt!** Weil es in der Ernte war, und die Sonne sehr heiß schien, war es entweder ein Sonnenstich, oder ein plötzliches Fieber. **Bringe ihn zu seiner Mutter.** Wahrscheinlich, daß sie ihn pflege, denn noch achtete Niemand, daß die Sache einen bösen Verlauf nehmen könnte.

V. 20. **Und sie setzte ihn auf ihren Schooß bis an den Mittag.** Hier haben wir nicht mehr die reiche Frau zu beobachten, sondern die leidende Mutter, und hier ist Reichthum von keinem Werth; ein Mutterherz ist unergründlich. Sie pflegte ihr Kind, weinte und sorgte bis es starb.

V. 21. **Legte ihn auf das Bett des Mannes Gottes.** Dafür mögen zwei Gründe angegeben werden, einmal: hatte sie gewiß schon gehört, daß der Prophet schon Wunder gethan hatte; dann aber wollte sie auch den Tod des Kindes noch verborgen halten, damit ihr Mann nicht plötzlich in allzugroße Trauer versetzt würde. Dieses beweist Gemüthsstärke. Jedenfalls hatte sie ein unbegrenztes Vertrauen in den Mann Gottes. Das war der erste Glaubensakt.

V. 22. **Und rief ihren Mann.** Ließ ihn durch einen Boten vom Felde holen und bat ihn, augenblicklich ein Lastthier zuzubereiten, damit keine Verzögerung stattfinde. **Ich will zum Manne Gottes.** Sie mußte nach Carmel gehen, das war gut 17 Meilen hin und zurück, da war auch keine Zeit zu verlieren. Das war der zweite Akt des Glaubens.

V. 23. **Ist doch heute nicht Neumond noch Sabbath,** d. h. es ist doch keine Zeit, an welcher man sonst hinzugehen pflegt. Er wußte nicht, daß das Kind todt sei, und für Opfer bringen war jetzt kein Zeit. **Sie sprach: Es ist gut.** Im Hebräischen heißt es „Friede," shalom. Sie wollte ihrem Manne sagen, daß sie nicht zum Opfer gehe, ohne ihm jedoch den Thatbestand zu offenbaren. Ihr Schweigen war der dritte Akt ihres Glaubens.

V. 24. **Treibe fort und säume nicht.** Ihre Sache hat Eile, und diese Eile war der vierte Akt ihres Glaubens.

V. 25. **Als aber der Mann Gottes sie gegen ihm sah,** d. h. als er sie kommen sah. Sie erreichte den Berg und wurde von ferne gesehen. Der Prophet verwunderte sich, daß sie zu einer so ungewohnten Zeit kommen sollte.

V. 26. **So lauf ihr nun entgegen.** Dieses war ein Zeichen der Hochachtung, zugleich aber auch ein Beweis, daß es dem Propheten an ihrer Wohlfahrt gelegen war. **Fragte sie.** Nach dem Wohlergehen derer, welche ihr am liebsten waren. **Wohl,** shalom, Friede. Diese Antwort ist so viel bedeutend, daß alles darin enthalten ist, ohne dem Diener kund zu thun, was ihr Begehren sei. Aber es liegt noch mehr darin: sie glaubte, daß es wohl sei mit dem Kinde, obgleich es todt war; sie hatte jetzt andere Geschäfte und wollte nicht sich in Erklärungen einlassen.

V. 27. **Da sie aber zu dem Manne . . . kam.** Sobald sie zu Elisa kam, fiel sie auf ihre Kniee; der verborgene Schmerz brach sich Bahn; die Mutter war stärker als die Frau, und sie umfing seine Füße. **Gehasi aber trat herzu.** Der Diener meinte es gezieme sich nicht für eine Frau also zu thun, oder er dachte es möchte sogar seinen Herrn verunreinigen, vielleicht war er aber auch neidisch, daß sie ihm ihr Anliegen nicht offenbarte, denn der Ehrgeiz treibt zu unglaublichen Dingen. **Laß sie, denn ihre Seele ist betrübt.** Störe sie nicht, denn diese ungewöhnliche Stellung zeugt von ungewöhnlichem Schmerz. Ein reines Gemüth urtheilt nicht unrein, bis Schuld erwiesen ist; und am Angesicht kann man den Schmerz erkennen. **Der Herr hat mir's verborgen.** Die Propheten wußten nicht alles, sondern nur was ihnen Gott offenbarte. 2. Sam. 7, 3; 4. Mose 15, 13. 14. Der Geist der Weissagung war nicht unter ihrer Controle.

V. 28. **Wann habe ich einen Sohn gebeten?** d. h. habe ich je darum gebeten? Warum werde ich nun so bestraft? Sie erklärt nicht was ihr Anliegen ist, aber ihr Schmerz und ihre Redeweise offenbaren es jetzt zu deutlich. **Sagte ich nicht, du sollest mich nicht täuschen?** Es wäre besser gewesen, keinen Sohn gehabt zu haben, als ihn nun so zu verlieren. Das ist's, was die Sunamitin sagen wollte. Denn ihr Kind so verlieren, war ihr zu hart. Die große Frau ist gar nichts gegen die betrübte Mutter. Ihre Klage mit Hoffnung vermischt ist ein anderer Glaubensakt.

V. 29. **Gürte deine Lenden.** Der Prophet ertheilt seinem Diener Verordnungen, hinzugehen. Gürte dich, damit du stärker laufen kannst. Durch kein Hin- und Hergrüßen soll er Zeit verlieren, sondern aufs geschwindeste forteilen. Auch soll die Geschichte nicht ausgeplaudert werden. Elisa wußte, daß sein Diener ein ehrgeiziger Mensch war, daher die Vorsicht. **Und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz.** Diese Vorkehrung ist schwer zu erklären. Warum sandte er den Diener? Warum den Stab gebrauchen? Glaubte am Ende der Prophet nicht, daß das Kind todt sei? Mir scheint, er war noch nicht von Gott unterrichtet, was er in diesem Falle zu thun habe, und traf diese Vorkehrungen, um die Mutter zu trösten. Der Stab ist sonst ein Zeichen der Autorität. Wenn ein König einen Boten sandte und ihm den königlichen Stab mitgab, dann galt dieses immer als ein Beweis königlicher Sendung.

V. 30. **Ich lasse nicht von dir.** Die Mutter hat keine Zuversicht in den Diener, ihr Glaube ist nicht stark genug dafür; sie hielt seine persönliche Gegenwart für nothwendig. Sie schwur, nicht ohne ihn zu gehen. Dieses Anhalten ist ein neuer Akt ihres Glaubens. **Ging ihr nach.** Er ließ sich bewegen mitzugehen.

V. 31. **Der Knabe ist nicht aufgewacht.** Gehasi ging und that wie ihm befohlen, aber was er ausrichtete,

das erzählt er nun selbst in diesen Worten. Was die Ursache war, warum der Diener ihn nicht erwecken konnte, ist nicht gesagt. Vielleicht weil der Prophet sich später entschloß persönlich einzugreifen.

V. 32. **Da Elisa ins Haus kam.** Er fand alles so wie beschrieben. Weder des Propheten Bett, Stab, noch Diener konnten hier wirken. Wenn Gott Wunder thun will durch einen Propheten, dann kann derselbe das Werk keinem Andern übertragen.

V. 33. **Schloß die Thüre zu für sie beide.** Niemand durfte gegenwärtig sein, oder ihn stören im Gebet. Die übernatürliche Kraft gehörte dem Propheten nicht zueigen, er mußte erst mit Gott berathen und im Kampf um Kraft ringen.

V. 34. **Legte sich auf das Kind.** Man lese 1. Kön. 17, 21; Apstg. 20, 10. Die Ursache, warum dieses geschehen mußte, ist uns nicht gegeben; außer, daß des Kindes Körper warm werde. Selbst Christus hat Wunder vollbracht und sich dabei Mittel und Ceremonien bedient, welche uns unbegreiflich sind. Es war eine Nothwendigkeit dafür vorhanden, sonst hätte er es nicht gethan.

V. 35. **Da schnaubte der Knabe siebenmal.** Das Fleisch wurde warm, sagt der vorige Vers. Das Wunder geschah nicht plötzlich. Der Prophet ging auf und ab im Hause; entweder im Kampf mit Gott, oder um sich zu erfrischen. Dann wiederholte er das vorige Verfahren. Jetzt *nieſete* der Knabe siebenmal. Das diente zur Reinigung des Hauptes, wo die Krankheit ja ihren Sitz gehabt; auch diente es zur Erfrischung der Lebensgeister, welche nun zurückgekehrt waren.

V. 36. **Da nimm hin deinen Sohn.** Vergleiche 1. Kön. 17, 23; uud auch Luc. 7, 15.

V. 37. **Fiel zu seinen Füßen.** Sie dankte Gott und dem Propheten. Dankbarkeit war der siebente Akt des Glaubens im Herzen dieser Mutter. **Nahm ihren Sohn und ging hinaus.** Ein Romanenschreiber oder Sensationsdichter würde hier ein großes Wesen über die Gefühle der Mutter, der Freude des Vaters u. s. w. machen; der heilige Schreiber aber gibt sich nicht mit Empfindeleien ab, er sagt was geschah und damit fertig.

Lehre und Anwendung.—1. Die Lehre dieser Begebenheit liegt nicht in einem Theil der Geschichte, sondern im Ganzen. Sie gibt uns eine Einsicht in die Wunder der Vorsehung, und in die Leitung Gottes im Leben seiner treuen Kinder.

2. Ein „Prophetenstübchen" ist schon mancher Familie zum Segen geworden.

3. Die Gabe der herzlichen Gastfreundschaft ist ein großer Segen; aber die Gabe, sich zu einem angenehmen Gast zu machen, ist nicht minder so.

4. Wer verlangt, daß man ihm unzweifelhaft und allezeit trauen soll, der muß auch gewohnheitsmäßig, beständig gutes Vornehmen und gesundes Urtheil zeigen.

5. Der Herr verläßt den nicht in der Noth, welcher ihm im Glück Vertrauen schenkt.

6. Wer um große Dinge bittet, wird große Dinge empfangen.

Illustrationen.—Daniel Quorm sagt in seinem sonderbaren englischen Buche: „Es ist wunderbar mit den Verheißungen Gottes, man kann sich ausbreiten darauf, man kann sich strecken, und man kann in voller Länge darauf liegen. Es sind längst gesprochene Worte, welche todt gelegen haben, aber lebendig werden, sobald man sich darauf niederlegt; wie der Knabe, auf welchen Elisa sich legte.

Erst danken, dann genießen. Die glückliche Mutter hätte ihr Kind nehmen können und gehen, aber ehe sie dieses that, fiel sie nieder und dankte. Einem dankbaren Menschen hilft man auch zum zweitenmal gerne; einem undankbaren hilft man nur einmal.

Wandtafelerklärung. — Unser ganzes Leben ist ein beständiger Wechsel von Licht und Schatten. So wie Tag und Nacht immer wechseln, so nehmen auch die Erfahrungen des Lebens einen beständig wechselnden Lauf. Wir haben Bedürfnisse, Verluste, Trübsale und Widerwärtigkeiten zu erdulden und zu tragen. Oft müßten wir schier verzagen, wenn es nicht für den Trost wäre: Gott lebt! Aber die Versicherung, daß Gottes Vorsorge, Gottes Verheißungen, Gottes Gnade und Friede uns begleiten, läßt uns getrost auch auf alle Verluste hinblicken. Legt er uns eine Last auf, so hilft er sie auch tragen. So wie Gott mit den Seinen ist bei Tag und Nacht, so ist er auch bei ihnen in Freude und in Traurigkeit. Gott lebt! das meint aber auch Gott sorgt! Selbst aus dem Tode kann er Leben bringen.

Naeman, der Syrer.

12. Lection: 2. Kön. 5, 1–16. — Sonntag den 20. September 1885.

1. Naeman, der Feldhauptmann des Königs zu Syrien, war ein trefflicher Mann vor seinem Herrn, und hoch gehalten; denn durch ihn gab der Herr Heil in Syrien. Und er war ein gewaltiger Mann, und aussätzig.

2. Die Kriegsleute aber in Syrien waren herausgefallen, und hatten eine kleine Dirne weggeführet aus dem Land Israel; die war im Dienste des Weibes Naeman's.

3. Die sprach zu ihrer Frau: Ach, daß mein Herr wäre bei dem Propheten zu Samaria, der würde ihn von seinem Aussatz los machen.

4. Da ging er hinein zu seinem Herrn, und sagte es ihm an, und sprach: So und so hat die Dirne aus dem Lande Israel geredet.

5. Der König zu Syrien sprach: So ziehe hin, ich will dem Könige Israels einen Brief schreiben. Und er zog

hin, und nahm mit sich zehn Centner Silber, und sechs tausend Gülden, und zehn Feierkleider;

6. Und brachte den Brief dem Könige Israels, der lautete also: Wenn dieser Brief zu dir kommt, siehe, so wisse, ich habe meinen Knecht Naeman zu dir gesandt, daß du ihn von seinem Aussatz los macheſt.

7. Und da der König Israels den Brief las, zerriß er seine Kleider und sprach: Bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen könnte, daß er zu mir schicket, daß ich den Mann von seinem Aussatz los mache? Merket und sehet, wie suchet er Ursach zu mir?

8. Da das Elisa, der Mann Gottes, hörete, daß der König Israels seine Kleider zerrissen hatte; sandte er zu ihm, und ließ ihm sagen: Warum hast du deine Kleider zerrissen? Laß ihn zu mir kommen, daß er inne werde, daß ein Prophet in Israel ist.

9. Also kam Naeman mit Rossen und Wagen, und hielt vor der Thür am Hause Elisa.

10. Da sandte Elisa einen Boten zu ihm, und ließ ihm sagen: Gehe hin, wasche dich siebenmal im Jordan; so wird dir dein Fleisch wieder erstattet und rein werden.

11. Da erzürnte Naeman, und zog weg, und sprach: Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen, und hertreten, und den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen, und mit seiner Hand über die Stätte fahren, und den Aussatz also abthun.

12. Sind nicht die Wasser Amana und Pharphar zu Damascus besser, denn alle Wasser in Israel, daß ich mich darinnen wüsche und rein würde? Und wandte sich und zog weg mit Zorn.

13. Da machten sich seine Knechte zu ihm, redeten mit ihm, und sprachen: Lieber Vater, wenn dich der Prophet etwas Großes hätte geheißen, solltest du es nicht thun? Wie vielmehr, so er zu dir sagt: Wasche dich, so wirst du rein.

14. Da stieg er ab, und taufte sich im Jordan siebenmal, wie der Mann Gottes geredet hatte; und sein Fleisch ward wieder erstattet, wie ein Fleisch eines jungen Knaben, und ward rein.

15. Und er kehrete wieder zu dem Manne Gottes, sammt seinem ganzen Heer. Und da er hinein kam, trat er vor ihn, und sprach: Siehe, ich weiß, daß kein Gott ist in allen Ländern, ohne in Israel; so nimm nun den Segen von deinem Knechte.

16. Er aber sprach: So wahr der Herr lebet, vor dem ich stehe, ich nehme es nicht. Und er nöthigte ihn, daß er es nähme; aber er wollte nicht.

Haupttext: Wasche mich, daß ich schneeweiß werde. — Psalm 51, 9.

Geschichtliches.—Diese Begebenheit fällt etwa in das Jahr 892 v. Chr. Damascus war die Hauptstadt von Syrien; sie liegt am östlichen Abhang des Anti-Libanon, in einem wasserreichen, fruchtbaren Blachfelde. Die Schönheit der Ebene und die Lage der Stadt hat derselben den Namen Paradies verliehen. Damascus ist ohne Zweifel die älteste, bekannte Stadt der Welt, denn sie wird schon 1. Mos. 14, 15 genannt. Die Stadt liegt am einzigen praktischen Durchgang durch die Wüste. Gegenwärtig ist sie noch berühmt wegen der „Damascus-Klingen," und auch wegen der dort fabricirten Seide „Damask." Die Stadt war allezeit als Fabrikstadt berühmt, welches auch schon der Name andeutet.

Syrien war bei den Hebräern unter dem Namen Aram bekannt, aber seine alttestamentlichen Grenzen sind schwer zu bestimmen. In der neutestamentlichen Zeit grenzte es im Süden an Palästina, das Mittelländische Meer im Westen, Cilicien und Ancanus im Norden, Euphrat und die Wüste Palmyra im Osten. In der Schrift finden wir das Land zuerst im Buch der Richter benamt, obwohl zweifelsohne schon Josua mit den Königen, oder Häuptlingen Krieg führte. Unter David war das Reich an Israel tributpflichtig, denn er hatte es unterworfen. Auch Salomo hielt es noch unter Botmäßigkeit. Später finden wir ein unabhängiges Königreich gleichen Namens mit der Stadt.

Die Geschichte Naeman's ist ein treffliches Bild, um uns zu zeigen, daß Gottes Güte und Barmherzigkeit an keine Nation, kein Land, und an keine Rasse gebunden ist, sondern die ganze Welt umfaßt.

Texterklärungen. — V. 1. **Naeman, der Feldhauptmann.** Befehlshaber der syrischen Armee. **Hoch gehalten.** Stand in großer Gunst bei seinem König, hatte großes Ansehen beim Volk, und war bei der Armee beliebt. **Gab der Herr Heil in Syrien.** Gott ließ es zu, daß Israel überwunden wurde, und der Geschichtsschreiber will es so stellen, daß Israel sehen soll, daß es gedemüthigt sei, daher der Ausdruck in diesem Satz. **Und Aussätzig.** In Syrien war kein Gesetz wie in Israel, wo der Aussätzige von der Gesellschaft ausgeschlossen war; doch war natürlich die Krankheit einem Manne sehr nachtheilig, und die Kunst der Aerzte konnte nichts dagegen aufbringen, um sie zu heilen.

V. 2. **Die war im Dienste des Weibes Naeman's.** Es geschah sehr oft zu jener Zeit, daß wilde Horden der Syrier über die Grenzen kamen und raubten und plünderten in den israelitischen Dörfern. Ein solcher Haufen wüsten Volkes nahm auch ein Mädchen mit, um es als Sklavin zu verkaufen. Knaben und Mädchen wurden damals als Kriegsbeute angesehen. Dieses Mädchen fiel entweder dem Naeman als Beute zu, oder man schenkte es ihm. Dieses Mädchen, oder Jungfrau, denn das Wort Mägdlein bedeutet nicht nothwendigerweise ein Kind, wurde im Lande der Syrier, was Joseph in Egypten, und was Daniel in Babylon war: eine Erretterin.

V. 3. **Ach wäre mein Herr bei dem Propheten.** Das Mädchen kannte den Propheten und wußte von seinen Thaten. Ob er aber je einen Aussätzigen geheilt, ist nicht bekannt, das Mädchen dachte einfach, wer Todte erwecken kann, der kann auch Aussätzige heilen. Die Begebenheit läßt uns erkennen, daß das Mädchen sehr wahrscheinlich eine gute Herrin hatte, und nun aus Dankbarkeit hat es Mitleiden mit der guten Herrschaft. **Der würde ihn los machen.** Von der Krankheit heilen, oder dieselbe wegnehmen von ihm.

V. 4. **Da ging er hinein zu seinem Herrn.** Es scheint, einer von Naeman's Dienern hörte die Rede, welche das Mädchen mit der Frau führte. Andere hingegen erklären, daß er den Naeman bedeute, und der Herr den König der Syrier. Daß dieses vielleicht die wahrscheinlichste Erklärung ist, kann man aus dem nachfolgenden Vers schließen.

V. 5. **Der König zu Syrien sprach.** Nemlich Benhadad (Cap. 6, 24). Benhadad scheint eher ein Amtsname zu sein, denn seine Bedeutung ist: Verehrer des Gottes Hadad. **Ich will dem Könige Israels einen Brief schreiben.** Das zeigt an, wie sehr es dem König darum zu thun war, seinen Feldherrn geheilt zu sehen. Auch ist es eine Andeutung, daß gegenwärtig Friede zwischen den beiden Ländern war. Benhadad dachte: Wenn so ein Prophet in Israel ist, dann schickt man einfach zum König, der wird dann das Uebrige schon anordnen und befehlen. **Und nahm mit sich.** Was er mit sich nahm geschah, um standesgemäß zu erscheinen, zu leben und zu reisen; dann auch, um die Leute dort, den Propheten und Andere, reichlich zu beschenken. Geprägtes Geld gab es damals noch nicht, denn das wurde erst später unter Cyrus eingeführt; man führte Gold und Silber in Barren mit sich. **Zehn Feierklei-**

der. Kleider gehören heute noch zu den ansehnlichsten Geschenken im Morgenlande, und Naeman wollte fürstlich beschenken für seine Gesundheit.

V. 6. **Und brachte den Brief dem Könige.** Von dem Inhalt des Briefes wird uns so viel erzählt, als zur Erklärung des in Frage stehenden Gegenstandes nothwendig ist. **Daß du ihn von seinem Aussatze los machest.** Der König hat den Brief am Ende nicht recht aufgefaßt, denn es kann doch nicht angenommen werden, als hätte Benhadad verlangt, Joram sollte die Heilung vollziehen, denn Naeman hatte ja ausdrücklich von dem Propheten geredet.

V. 7. **Zerriß er seine Kleider.** Als der König den Brief gelesen hatte, als er das Begehren des Benhadad erfahren. Dieses war ein Zeichen, um seinen Abscheu vor der Gotteslästerung kund zu thun. Denn er meinte, der Syrier schreibe ihm Vollkommenheiten Gottes zu; dann geschah es auch, um seine Betrübniß kund zu thun, indem er meinte, der König von Syrien suche Ursache, um Krieg anzufangen. Der Aussatz ist eine unheilbare Krankheit, man möchte deßhalb ebensowohl erwarten, daß ein Mann Todte auferweckt, als diese Krankheit zu heilen. Joram will sagen: Der Syrier verlangt Unmögliches von mir, und dann fängt er Krieg an, weil ich es nicht vollbringe.

V. 8. **Da das Elisa, der Mann Gottes, hörte.** Von den Hofleuten, welche Elisa kannten und ehrten, erlangte er die Nachricht. Die Hauptleute mögen es mit angesehen oder von Naeman erfahren haben. **Sandte er zu ihm.** Wo es sich blos um Staatsangelegenheiten handelte, mischte sich der Prophet nicht ein, wenn aber die Ehre Gottes in Frage stand, da durfte der König nicht im Dunkeln gelassen werden. **Warum hast du deine Kleider zerrissen?** In dieser Frage liegt eine unvermerkte Bestrafung für Den, welchen sie angeht. War es nicht allgemein bekannt, daß ein Prophet in Israel war, und hätte nicht der König solches wissen können? Joram hätte den Elisa rufen lassen und sich mit ihm berathen sollen. **Daß ein Prophet in Israel ist.** Elisa will Naeman nicht zu sich kommen haben, um ihm zu zeigen, daß er sich demüthigen muß, wie einige Ausleger es haben wollen. Elisa ist nunmehr der Vertreter Jehovah's. An den Hof des Königs Joram will er jetzt nicht; aber er will dem Naeman helfen, wenn dieser anstatt zum König zu Gott kommt.

V. 9. **Und hielt vor der Thür am Hause Elisa.** Er blieb außen in seinem Wagen, denn er gedachte, der Prophet würde zu ihm kommen. Doch scheint es, daß hier eine Ehrenbezeugung zu verstehen ist. Naeman wußte, daß seine Krankheit in Israel unrein machte, und er wollte deßhalb nicht eintreten; dieses ist klar, denn Elisa sandte ihm Antwort stehenden Fußes, hätte er ihn demüthigen wollen, dann hätte er ihn wohl eine Zeit lang warten lassen. Aus Cap. 4, 38 und 6, 1–4 erhellt, daß der Prophet um diese Zeit zu Gilgal war; wo diese Begebenheit sich zutrug.

V. 10. **Da sandte Elisa einen Boten.** Daß er sich nicht selbst sehen ließ, muß man nicht so ansehen, als wollte er nicht hinausgehen, es ist vielmehr seiner Lebensart, und der damaligen Sitte zuzuschreiben. Er hatte die Würde seines Amtes und seines Gottes zu wahren. Wenn man jedoch annimmt, der Prophet habe die ganze Begebenheit, wie sie sich zutrug, zum Voraus gewußt, dann kann man freilich anders urtheilen. **Wasche dich siebenmal im Jordan.** Unter dem mosaischen Gesetz war dieses Regel für Aussätzige (3. Mose 14, 7). Daß Elisa nicht nach Erwarten Naeman's handelte, war nothwendig: einmal um des Mannes Glauben zu prüfen, und dann auch um ihm zu zeigen, daß Gottes Wege nicht Menschenwege sind. Ein anderer Fluß hätte ebenso wohl gedient, denn es handelte sich nicht um das Wasser, sondern um den Gehorsam, und — Gott hat Israel bevorzugt vor anderen Völkern.

V. 11. **Da erzürnete Naeman.** Er achtete des Propheten Handlung als eine Verachtung seiner Person, und meinte es wäre ein Schimpf, dann konnte er auch nicht einsehen, warum der schmutzige Jordan mehr Kraft haben sollte, als ein reiner Strom seines eigenen Landes, denn für Reinlichkeit war der Jordan nie berühmt. Er erwartete ein thatsächliches Ehrenwunder, weil er nicht glauben konnte, daß das Waschen helfen könne. Dann aber kam ihm der Gedanke, die weltberühmten Ströme Syriens hätten mehr heilende Kraft, als dieser Jordan. Die Menschen stellen sich Gott als Mensch vor, und dabei verlieren sie manchen Segen. Naeman hätte beinahe seine Heilung verloren.

V. 13. **Da machten sich seine Knechte zu ihm.** Sie nennen ihn Vater, um ihre Hochachtung zu erzeigen, aber auch um sein Gemüth zu besänftigen. Sie machten ihm Vorstellungen über die Bedingungen des Heils seines Lebens, und besonders auch über die Leichtigkeit der Anforderung.

V. 14. **Da stieg er ab und taufte sich.** Er war verständig, ob er wohl haderte, kamen doch bessere Gedanken, und er fügte sich. Wir können hier füglich auch etwas lernen. Er wusch sich, oder tauchte sich siebenmal ein; und das brachte eine vollkommene Genesung.

V. 15. **Und er kehrete wieder zu dem Manne Gottes.** Mit seiner ganzen Dienerschaar kehrte er um, denn er war dankbar und erkenntlich. Jetzt begann ein neues Leben für Naeman, er entsagt dem heidnischen Irrthum, daß jedes Volk seinen eigenen Gott habe, und erkennt, daß Israel den wahren Gott habe. **Nimm nun den Segen von deinem Knecht.** Darunter versteht man den Lohn der Dankbarkeit oder ein Geschenk.

V. 16. **Er aber sprach.** Der Prophet nemlich sagte, daß er solches nimmer thun würde; er hielt es für unerlaubt Geschenke zu nehmen. Jedoch nicht in allen Fällen, aber doch in diesem Falle. Elisa wollte sein Ansehen nicht schmälern und sich bezahlen lassen von einem heidnischen Beamten. Die Begebenheit soll uns zeigen, daß Gott unter allerlei Volk, und auf mancherlei Weise wirken kann, wenn es zu seines Namens Ehre gereicht. Luk. 4, 27.

Lehre und Anwendung.—1. Keine Lebensgeschichte ist vollständig ohne das Wörtlein aber. Nachdem man alles Gute über Naeman gesagt hat, kommt das Wörtlein aber, er war aussätzig. Auch bei uns ist irgendwo ein solches aber; suchet es auf, und wenn ein Aussatz damit verbunden ist, sucht ihn loszuwerden.

2. Gott kann ganz geringe Werkzeuge gebrauchen, um Großes zu erzielen. Durch dies Mägdlein kam Heil in Naeman's Haus. Wie sollten wir doch bereit sein, ein Wort für Jesum zu sprechen.

3. Thue alles Gute, das du thun kannst und thue es auf alle mögliche Weise, ohne Unterschied der Person, und so lange es dir möglich ist.

4. Gerade jetzt bist du in deinem Platz, Gutes zu thun, thue es unverzüglich und immerdar.

5. Ein bekehrter Heide kann es nicht verstehen, warum nicht alle Menschen in christlichen Ländern Christen sein sollten.

6. Gottes Wege führen zum Ziel, so einfach sie auch sein mögen.

Illustration.—Eine Dame, welche sich in Syrien bekehrte, reiste einst in Amerika, da sagte ihr eine amerikanische Dame, daß sie nicht an Missionen glaube. „Ei, ich meinte alle Christen glauben daran." „O, ich bin kein Christ," sagte die Amerikanerin leichtfertig. „Was,

sind Sie denn Heidin?" „Eine Heidin! für was halten Sie mich denn?" fragte die Amerikanerin jetzt entrüstet. „O, entschuldigen Sie, ich bin fremd hier, fremd in den Sitten und Gebräuchen dieses Landes. Entschuldigen Sie, wenn ich unweislich gesprochen habe, bei uns, in meinem Lande kennt man nur zwei Wege: Heidenthum und Christenthum. Wenn es einen dritten gibt, möchte ich ihn wohl kennen lernen." Es gibt nur zwei. Wassertragen auf beiden Schultern ist vor Gott und Menschen verächtlich.

Wandtafelerklärung.—Naeman der Syrer hatte eine sehr böse Krankheit an sich, welche kein Mensch heilen konnte. Auf weiten Umwegen und nach langem Suchen fand er endlich den heilenden Strom, dessen labende Fluthen ihn reinigten; jener Strom ist ihm zum Born des Lebens geworden, und er hat Gott gedankt. Die Sünde ist eine unheilbare Krankheit, mit der alle Menschen behaftet sind; keine Macht der Welt kann sie heilen; aber als Jesus am Kreuz starb, da öffnete sich ein Heilsborn für den Sünder wider alle Sünde und Ungerechtigkeit, denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Wer da hineindringt, wird geheilt, daß er, wie Naeman, auch Gott loben kann. Sind wir gereinigt?

Chronologische Tabelle. — Drittes Quartal.

	Lectionstitel und Schriftstellen.	Zusammenhang der Geschichte.	Zeit, vor Christo.	Ort der Begebenheiten.
1.	Empörung der zehn Stämme. 1. Kön. 12, 6–17.	Rehabeam sendet Adoram, den Rentmeister, und wird von Israel gesteinigt. Vers 18.	975	Sichem, zwischen Berg Ebal und Gerizim.
2.	Götzendienst eingeführt. 1. Kön. 12, 25–33.	Jerobeam's Hand verdorret. Ein Prophet wird von einem Löwen getödtet.	"	Sichem, Bethel und Dan.
3.	Amri und Ahab. 1. Kön. 16, 23–34.		925–918	Thirza und Samaria.
4.	Elias, der Thisbiter. 1. Kön. 17, 1–16.	Erweckung der Wittwe Sohn zu Zarpath.	910 906	Samaria, Crith und Zarpath. Gegend von Samaria.
5.	Elias begegnet Ahab. 1. Kön. 18, 1–18.		"	Berg Carmel.
6.	Die Propheten Baal's. 1. Kön. 18, 19–29.		"	" "
7.	Der Prophet des Herrn. 1. Kön. 18, 30–46.		"	Jesreel, Berseba und Horeb.
8.	Elias am Horeb. 1. Kön. 19, 1–18.	Berufung Elisa's. Krieg Ahab's wider Benhadad.	899	Samaria und Jesreel.
9.	Die Geschichte Naboth's. 1. Kön. 21, 4–19.	Ahab's Buße und Untergang. Ahasja's Regierung und Krankheit. Auftritt Elisa's.	896	Bethel, Jericho und der Jordan.
10.	Elia Himmelfahrt. 2. Kön. 2, 1–15.	Elisa's Wunderwerke. Joram's Sieg wieder die Moabiter.	885	Sunem und Carmel.
11.	Der Sohn der Sunamitin. 2. Kön. 4, 18–37.	Theurung und wunderbare Speisung.	884	Damascus, Samaria u. der Jordan.
12.	Naeman, der Syrer. 2. Kön. 5, 1–16.			

Wiederholung.

Die Lectionen des verflossenen Quartals in übersichtlicher Darstellung.

Lection.	Thema.	Haupttext.	Inhalt.	Lehre.
1.—1. Kön. 12, 6–17.	Strafe des Uebermuths.	Spr. 13, 20.	Gottlose Rathgeber. Gottloser König. Die Empörung.	Gottlose Könige und Rathgeber sind ein Fluch für Land und Nation.
2.—1. Kön. 12, 25–33.	Die Greuel des Götzendienstes.	2. Mose 20, 3.	Den Herrn verlassen. Götzen aufgerichtet. Opferaltäre.	Die Gottlosen werden je länger je schlimmer, und üben einen verderblichen Einfluß auf ihre Umgebung aus.
3.—1. Kön. 16, 23–34.	Die Sünde ein Greuel vor Gott.	Spr. 15, 9.	Der gottlose Amri. Der noch gottlosere Ahab.	Eltern sind im großen Maße verantwortlich für ihren Einfluß und die Erziehung ihrer Kinder.
4.—1. Kön. 17, 1–16.	Wunderbare Versorgung und Erhaltung.	1. Kön. 17, 5.	Elias vor Ahab. Elias am Crith. Elias zu Zarpath.	Gott versorgt seine treuen Kinder in jeder Zeit der Noth.
5.—1. Kön. 18, 1–18.	Die Sünde und ihre Folgen.	1. Kön. 18, 18.	Ahab und Obadja. Obadja und Elias. Elias und Ahab.	Göttliche Zuchtruthen, die die Menschen zur Buße leiten sollten, verhärten sie oft um so mehr.
6.—1. Kön. 18, 19–29.	Entschiedenheit für Gott.	1. Kön. 18, 21.	Volksberufung. Vorschlag. Baal's Fehlschlag.	Gott verlangt, daß wir entschieden seien in göttlichen Dingen. Wer nicht mit ihm ist, ist wider ihn.
7.—1. Kön. 18, 30–46.	Jehovah, der allein wahre Gott.	1. Kön. 18, 39.	Der Altar. Das Feuer. Der Regen.	Gott der Herr läßt sich niemals unbezeugt, sondern offenbart sich allerwege in seiner Allmacht und Heiligkeit.
8.—1. Kön. 19, 1–18.	Gott, der Verzagten Trost und Helfer.	1. Kön. 19, 12.	Des Propheten Mißmuth. Der Engel Dienst. Göttliche Offenbarung.	Es kommt nicht immer auf äußere Erscheinungen, sondern auf das innere Wesen der Gnade an.
9.—1. Kön. 21, 4–19.	Die Seele verkauft.	1. Kön. 21, 20.	Der schwache König. Die gottlose Königin. Der schlechte Tausch.	Wer Gott nicht fürchtet, achtet auch keines Menschen.
10.—2. Kön. 2, 1–15.	Der glorreiche Feierabend.	1. Mose 5, 24.	Die letzte Reise. Die Auffahrt. Das Vermächtniß.	Einem frommen und getreuen Knecht wird auch ein herrlicher Lohn zu Theil.
11.—2. Kön. 4, 18–37.	Sieg über den Tod.	Joh. 11, 25.	Des Kindes Tod. Der Mutter Trauer. Die Auferweckung.	Auch der Tod muß seine Beute wieder lassen, wenn es gilt, Gottes Ehre und der Menschen Wohl zu befördern.
12.—2. Kön. 5, 1–16.	Heilung durch den Glauben.	Psalm 51, 9.	Was ein Kind vermag. Was ein König nicht vermag. Was Gott thun kann.	Die Sünde ist eine furchtbare Krankheit; aber Christi Blut kann sie tilgen.
13.—Wiederholung.				

Wandtafelerklärung. — Wir haben hier ein Gefäß mit Aepfeln, sie sind alle von einem Baum gepflückt und uns zum Genuß vorgestellt. Diese Aepfel stellen uns die Lectionen des verflossenen Quartals vor, und sind auch demgemäß bezeichnet, so daß wir nun einen nach dem andern zertheilen können und erfahren mögen, welchen Samen er enthält. Das Gefäß selbst aber zeigt uns, daß wir in demselben und folglich in jedem einzelnen Apfel, d. i. in jeder Lection Christum finden können und sollen. Also nur dann, wenn wir Jesum in Allem gefunden haben, können wir sagen, die Lectionen haben ihren Zweck an uns erreicht, und wir sind gebessert worden, denn wir sind Jesum näher gerückt. Was haben wir gewonnen im nun verflossenen Quartal?

Mit unsern Lesern.

Ist dem Magazinschreiber auch noch nicht passirt, nemlich das: ohne daß wir auch nur im Traum daran gedacht, oder aber so was geahnt hätten, fuhrwerkt uns ein lieber alter Landsmann und Jugendfreund (von drüben!) eines schönen Tages einen gar bequemen Schaukelstuhl in unsere Office hinein. So kann's Dinge geben! Echte Freundschaft vermag eben gar viel. Besten Dank, alter Kriegskamerad! Wenn du aber dächtest, wir hätten hier in der Office Zeit, auch nur eine halbe Stunde in den Schaukelstuhl zu sitzen, so bist du irre. In der Schreibstube war daher des Stuhles Bleiben nicht. Er steht daheim und thut Dienst in der Kühle des Abends.—Ist's recht?

Der Kindertag ist, Gottlob! auch dieses Jahr wieder höchst erfolgreich. Es ist eine helle Freude, die geldbelagerten Briefe jeden Morgen zu öffnen und dazu dann die errungenen Siege zu protokolliren. Tausende von Thalern sind schon eingegangen und hoffen wir, daß unser Ziel — $10,000 — von unsern Schulen erreicht wird. Merkts: Es ist immer noch Zeit zum Kindertag feiern. Nur daran! Keine Schule sollte zurück bleiben wollen in diesem heiligen Wettstreit. Die Jugend bedarf der Freude und — die Mission in Deutschland und Japan das Geld.

Große, innige Freude gewährt es uns auch, daß das Programm allgemein gefallen hat.

General Ulysses S. Grant — ja, dieser größte Held der amerikanischen Nation, ist den Weg alles Fleisches gegangen. Lange haben wir in unserer Tageszeitung den Berichten über seinen Gesundheitszustand gefolgt. Immer schwächer wurde das Licht seines Lebens, bis es endlich ganz erlosch. Grant ist schön gestorben! Er hat seinem Geschlecht treu gedient. Möge der Verlust der Nation sein Gewinn sein. Wer noch einen Blick auf das redliche Antlitz werfen will, der beschaue das Titelbild.

Nur selten machen wir auf einen besonderen Artikel aufmerksam. Aber in dieser Nummer des Magazins beginnen wir eine Serie von geschichtlichen Mittheilungen, betitelt: Unter dem Joch — die sollte Niemand zu lesen versäumen. Es wird sich besonders auch lohnen, die hübschen Illustrationen nicht zu übersehen. Also aufgemerkt!

An etliche Leser. — Es werden uns oft Fragen zur Beantwortung zugesandt, welche thatsächlich zu geringen Werth haben, um den Raum aufzunehmen, und dabei wirklich blos für den Schreiber Werth haben; man beliebe, uns damit zu verschonen. Auch möchten wir hier beifügen, daß viele Dinge wahr sind, obschon sie nicht in der Bibel stehen, und wenn wir Josephus oder irgend einen anderen Historiker anführen, dann weiß ja Jedermann, daß diese Schriftsteller anerkannte Autoritäten sind, ohne daß wir jedesmal noch Raum und Zeit daran wenden, den Lesern zu sagen, wo wir Dieses oder Jenes gelesen haben. Man sollte kaum glauben, daß ein Mann die Frage an uns richtet, zu beweisen, daß Kain seine Schwester zum Weibe genommen habe, weil nichts davon in der Bibel stehe, u. s. w., und doch unterzeichnet er sich: „Ein Bibelforscher." Wir sind bereit, Allen zu dienen, aber doch nur dann, wenn Andere sich nicht selbst ebenso wohl helfen können, oder wirklich zugestehen, daß sie das, worüber sie Auskunft verlangen, wirklich selbst nicht wissen.

Ein Leser, Wis. Warum wird die revidirte Bibel nicht allgemein eingeführt, und warum sagen unsere Blätter nicht mehr darüber?

Antw. Die Einführung der revidirten Bibel für öffentlichen Gebrauch liegt in keines Menschen Macht (Gott sei gelobt dafür), selbst wenn man Beschlüsse passirte (hat aber keine Gefahr), was würde das helfen in einem freien Lande? Zudem ist es eine noch lange nicht

entschiedene Frage, ob die Revision besser ist, als die alte Uebersetzung; uns scheint's, die Mehrzahl gibt Luther's Uebersetzung den Vorzug. Was die englische Uebersetzung angeht, haben wir nicht viel zu sagen; höchstens, daß wir persönlich mit der alten Uebersetzung vortrefflich zufrieden sind. Zudem muß man nicht blos die beiden Ausgaben, sondern auch die beiden Völker und deren Charakterzüge in Betracht ziehen. „Sheol" oder „Hölle" ist dem wahren Christen einerlei, sein Weg führt ihn nach der andern Richtung. Die Athener waren ein sonderbares Volk, sie wollten immer etwas „Neues" hören

Bibelforscher, Wis. Waren die Egypter die Erfinder der Schreibkunst?

Antw. Die Egypter waren die Erfinder Buchstabenschrift und des Papyrus; zwar haben schon andere Völker mit Zeichen gezeichnet oder gestempelt, aber als Schreiber stehen die Egypter oben an.

K. A., Wis. Aus welchem Volk stammte Bileam, der Sohn Beors?

Antw. Soviel man genau weiß, war er ein Syrier; dort hat er gelebt, gewohnt und gewirkt. Ueber sein prophetisches Wirken halten wir uns an Gottes Wort und lassen da keine Maus einen Faden abbeißen

Ein Leser, Nebraska. 1. Ist es zweckmäßig bei einem Kinderfest, sogleich nach der Eröffnung des Festes die Collecte aufzunehmen, ohne auch nur ein Wort der Erklärung zu geben? — 2. Ist es schicklich, das Thema: „Der Zweck unseres Festes," als Schlußrede zu behandeln?

Antw. 1. Diese Methode kann nimmermehr zweckmäßig sein, und wir hoffen doch nicht, daß sie irgendwo eingeführt und durchgesetzt wurde. Ein solches Verhalten läßt schließen, als wollte man die Collecte so gering machen, als man nur möglich kann; oder als sei man der Sache überhaupt abgeneigt.

2. Eine solche Methode wäre sehr unweislich; wer nicht besser versteht ein Program zu machen, soll lieber eins bestellen, das schon gemacht ist. Wir können fast nicht glauben, daß diese Dinge möglich sind.

Ein Leser. — Was ist Evolution?

Antw. Evolution bedeutet Entwickelung. Die Theorie ist in einfachen Worten diese: Sie behauptet, daß keine Gattung des Lebens, weder animalisches noch vegetables, für sich bestehend geschaffen worden sei, sondern daß sich alles zurückführen lasse auf eine (vielleicht etliche) Form. So wie z. E. angenommen wird, daß alle Menschenrassen von einem Paar abstammen, und doch so verschieden sind, so hat sich auch das erste Paar entwickelt von einer niedrigeren Art, was immer diese gewesen sein mag; es wäre demnach eine Veredlung durch die Natur hervorgebracht, von der allerniedrigsten bis zur allerhöchsten Stufe. Ein gewisser Schreiber nennt diese Theorie „entwickelter Blödsinn."

P. B., N. Y. Du hast recht, lieber Bruder; Manche sind gegen den Kindertag wegen der Collecte. Solche Personen meinen, Christtag wäre doch das höchste Fest in der Kirche· aber man führe einmal eine Collecte auf Christtag ein, dann stimmen sie schnurstracks für die Abschaffung des Christtags. Diese lieben „Krittler" sehen nicht ein, daß man Kindertag bereits in allen Kirchen des Landes feiert, und allenthalben Gutes bezweckt wird. Doch, das soll uns nicht hindern, Gutes zu thun und Kindertag zu feiern.

Jonas, California. Ihr Humor ist wirklich recht hübsch, aber Sie hätten sollen einige neue Unterschreiber fürs Magazin mitsenden. Das Magazin lesen Sie nicht aufmerksam genug, denn „das Geschichtlein" war schon vor Monaten erschienen unter einem andern Titel. Daß Sie das nicht „herausgetüftelt" haben, ist der Humor davon. Wir erwarten ihre neuen Unterschreiber, welche Sie mit Nächstem senden werden, als Strafe für die anrüchige Zeitung: „Das B. Sonntagsblatt."

Eine Schwester, Huron, O. Ist es mehr sündlich, für eine junge Dame Bängs zu tragen, als für einen Prediger einen Schnurrbart?

Antw. Ja, und zwar bedeutend mehr, denn der Prediger braucht nur das Rasiermesser auf die Seite legen, und dann wächst der Bart (als von Gott bestimmt) selbst. Die Dame jedoch muß Scheere, Kräuseleisen, Federkiele, Zahnstocher, Drahtstücke, Bindfaden und ein von Modesucht erfülltes Herz haben, um „Bängs" zu erzeugen. Sobald es einmal nicht mehr Mode ist, dann hören die jungen Damen auf „Bängs" zu „bängen", aber der Schnurrbart wächst, so lange es Männer gibt. Es handelt sich also nicht so viel um die „Bängs", als um die närrische Modesucht.

E. J. W., Huron, O. Ist es eine Sünde, am Sonntag eine Bootfahrt zu nehmen?

Antw. Wer am Sonntag eine Bootfahrt mitmacht, blos zum Vergnügen und zur Lustbarkeit, der sündiget gegen das Wort und gegen den Geist des Gebotes vom Sabbath. Es gibt Fälle, in welchen es keine Sünde ist, daher sagen wir Vergnügen und Lustbarkeit. Dieses alles hätte sich zwar J. E. W. auch selbst an den Fingern abzählen können.

In der Julinummer des Ev. Magazins steht ein Schriftstück, überschrieben: „Nutzen der Eierschalen," in welchem sich etliche Irrthümer befinden, welche ich zu corrigiren mir erlaube. Die Eierschalen bestehen nicht hauptsächlich aus phosphorsaurem, sondern aus kohlensaurem Kalk. Sie enthalten 97 Procent kohlensauren Kalk, 1 Procent phosphorsaurem Kalk und phosphorsaures Magnesium und 2 Procent organische Substanz.

Daß das Eierschalenpulver für viele Zwecke nützlich sei, ist richtig, doch ist es nicht für alle Krankheiten heilsam, für welche es in jenem Schriftstück empfohlen ist. Es ist gut für Kinder, die lange nicht laufen lernen, bei denen die Entwickelung der Knochen zurückgeblieben ist. Es ist ferner gut für langwierigen Husten, und für die Anfangsstadien der Auszehrung. Nebstdem ist es noch für etliche andere Zustände heilsam. Wollte man aber in Gicht, Rheumatismus und Wassersucht Heilung von den Eierschalen erwarten, so würde man sich gründlich getäuscht finden. Dr. C. Zbinden.

Rundschau.

Der Norden hat mehr als $30,000,000 für die Neger des Südens verausgabt; und doch behaupteten hervorragende Männer im presbyterianischen Concilium zu Cincinnati, daß von 7,000,000 Negern mehr als 6,000,000 weder lesen, noch schreiben können.

In einer Rede, die Spurgeon kürzlich seinen Studenten in dem „Pastors College" hielt, sagte er: „Als ich in Rom war, kam ein Priester in meine Versammlung und fragte mich, auf welche Autorität hin ich predige. Ich gab ihm folgende Antwort: ‚Zwei Pferde liefen einen Wettlauf. Das Eine, von hoher Herkunft, war lahm an drei Beinen und konnte auf dem vierten nicht stehen. Das Andere, von geringer Herkunft, hatte bald das Ziel erreicht. Welchem von Beiden gehörte der Preis? Können Sie mir Diebe zeigen, die ehrlich geworden sind, und Trunkenbolde, die nüchtern geworden sind? Gehen Sie nach meinem Tabernacle, und ich zeige ihnen hunderte. Dieses sind meine Certificate.' Der Priester, ein notorischer Schlemmer, verschwand."

Vor etlichen Wochen erschien in den weitverbreitetsten englischen Zeitungen an einem Montage eine Predigt, welche Tags zuvor von H. W. Beecher, Pastor in Brooklyn, N. Y., gehalten, mit der Ueberschrift: " Man is but an animal." Der Mensch ist blos ein Thier. Die Entwicklungstheorie des Affenapostels Vogt wurde von demselben als Evangelium des neuen Glaubens den Tausenden von neugierigen Zuhörern verkündigt.

Wenn ein Japanese aus dem Mittelstand oder aus den höheren Ständen seinen Freund zu Gast ladet, dann erfordert die Etikette, daß er sich selbst erniedrigt, um dadurch den Gast zu erheben und zu ehren. Eine japanesische Einladung lautet etwa Folgenderweise: „Ich bitte um gnädige Entschuldigung, daß ich es wage, Sie zu insultieren und Sie bei mir zu Gaste zu laden. Das Haus ist klein und dabei sehr unrein; unsere Gewohnheiten sind sehr gemein, und Sie mögen vielleicht gar nichts, oder doch nur ungenießbares Zeug zu essen bekommen, und doch hoffe ich, Sie werden sich gütigst herablassen und unser Gast sein auf den 9. Dezember, Abends um sechs Uhr."—Wenn der Gast ankommt, findet er ein reinliches Haus in bester Ordnung, und den Gastgeber und seine Frau ganz liebenswürdig; auch werden dann nicht selten bis zu fünfzehn Gerichte aufgetragen. All die Selbsterniedrigung ist lauter Schein und Etikette. Man hat zuviel davon; nur in Amerika ist der Schein zu oft im Gegentheil.

Mexico hat im Ganzen 8536 öffentliche Schulen, mit einem Total von 435,953 Schülern. Wenn man die allgemeine Vernachlässigung des Erziehungswesens jener Republick bedenkt, dann ist dieses gewiß ein sehr erfreulicher Bericht, und zeigt, daß auch in Mexico ein Fortschritt vernehmbar ist.

Ein langer Kampf ist endlich entschieden; der Jude Nathanael Rothschild ist in England in den Reichsadel erhoben worden, und besitzt nun Pairswürde, nimmt also seinen Sitz im Oberhaus der Regierung ein. Eine Würde, welche seinem Volk Jahrhunderte verweigert wurde. Rothschild's Vater Lionel wurde in das Unterhaus erwählt, er saß aber als Fremdling unter der Gallerie, denn er weigerte sich, den Eid „auf den Glauben eines treuen Christen" abzulegen. So oft auch das Unterhaus ihm gestattete, auf den Glauben seiner Väter zu schwören, gerade so oft verneinten die Lords den Antrag. Endlich hat Baron N. Rothschild mitten unter hohem Adel, welcher ihn so bitter anfeindete, die Pairstoga angezogen und dem Besten ebenbürtig seinen Sitz eingenommen. Warum auch nicht?—Der Adel hat rein gar keinen Werth in den Augen verständiger Menschen, und was Geld betrifft — nun ja, Rothschild hat mehr als irgend ein englischer, blaublütiger Lord. Die Welt bewegt sich doch, und England auch.

Zu Düsseldorf, so erzählt das „D. Volksblatt," kamen neulich in einem Hause Mutter und Tochter gleichzeitig mit einem Mädchen nieder: die Freude war so groß, daß man sie in eine Wiege legte und von einer Mutter zur andern trug, und schließlich noch ganz gleich kleidete. Durch dieses Besehen und Bewundern sind die Kinder verwechselt worden, jetzt weiß man nicht, wer Schwester und Enkelin ist. Man will es nun den Kindern verborgen halten, daß sie verwechselt sind; aber das wird 'mal den alten Schwatzbasen lange dauern, bis sie es den Mädchen ganz im Geheimen zuflüstern können! Den Kindern thut's natürlich keinen Schaden, so oder so, ist einerlei.

Die Erdkugel des Schah. Ein englischer Reisender, der kürzlich vom Schah von Persien empfangen wurde, entwirft folgende Schilderung von dem Globus, den sich Nassir-Edin für sein Audienzzimmer hat anfertigen lassen. Dieser Globus hat einen Durchmesser von achtzehn Zoll und ist über und über mit Edelsteinen bedeckt. So sind die Meere auf demselben durch Smaragde dargestellt, die ein mildes grünes Licht ausstrahlen, während das heiße Afrika wieder aus Rubinen zusammengesetzt ist, die ein helles, rothes Licht verbreiten. Die Oberfläche der Vereinigten Staaten Nordamerikas besteht wieder aus Diamanten, die Indiens aus Amethysten, die Oesterreich-Ungarns aus Brillanten und Saphieren u. s. w. Dieser Globus ward in Teheran unter strenger militärischer Aufsicht angefertigt und die dazu erforderlichen Juwelen wurden aus Indien, Arabien und den Diamantenfeldern Süd-Afrikas herbeigeholt. Der Werth dieses Globus soll den eines kleinen Königreichs aufwiegen.

Hinterstübchen.

Deutsch reden.—Ein Vogesen-Reisender erzählt: „In Wolsheim stieg eine Frau aus Elsaß in Begleitung ihres kleinen Sohnes in unseren Wagen. Ihre Muttersprache war augenscheinlich französisch, denn sie sprach nur in dieser Sprache mit ihrem Kinde. Aus unbekannter Ursache begann aber der Kleine zu weinen, und die Mutter beruhigte ihn mit allerlei lieben Worten; allein der kleine Schreihals wollte nicht stille sein. ‚Sei stille, mein Engel, mein süßes Kindchen,' sagte sie ihm auf französisch. Das süße Kindchen schrie noch viel mehr. Da geräth die Mutter in Zorn und schreit das Kind auf Deutsch an: ‚Du abscheulicher Mistbub, bist still!' Der Kleine schaut seine Mutter großmächtig an, hört auf zu weinen und ist stille bis zur Haltestelle, wo die Mutter mit ihm ausstieg. Das Kind wußte, wenn die Mutter deutsch zu reden anfängt, da ist nicht zu spaßen mit ihr." Das Deutschreden hilft öfter, aber es bringt's nicht Jeder zusammen.

Der kleine Patriot.

Karten zeichnend sitzt der kleine
Hermann in der Stube still,
Weil er seinem braven Lehrer
Eine Freude machen will.
Afrika hat er erkoren
Sich zu seinem Malobjekt,
Und der Vater sieht verwundert,
Was sein Söhnchen wohl bezweckt.
„Dachtest du der Kolonien
Auch, die wir im fremden Land
Uns erobert?" fragt der Vater,
Und nimmt Hermann's Bild zur Hand.
Spricht der kleine Hermann: „Siehste,
Vater, ick war nemlich schlau!
Hab die ganze Meeresküste
Jleich bemalt mit „Preußisch Blau!"

Sprachübung.—Fischer's Fritz fischte frische Fische, frische Fische fischte Fischer's Fritz.

Den 11. Mai brachte ein deutsches Wechselblatt von New York unter Anderem ein Bild von einem Affen, gekleidet auf einem Tische sitzend, neben ihm eine Flasche starken Getränkes stehend. Dann traten (im Bilde) eine fromme Bauernfamilie ein, die Frau die Hände in einanderlegend, spricht als Grete:

„Und das soll unser Vetter sein?

Hans: Schlag doch ein lahmer Esel drein,
In solch' brutale Vetterschaft,
Die Frucht der neusten Wissenschaft.

Grete: Na, Hans, ereifre dich nur nicht
Ob dem, was Affenvogt da spricht;
Wer sagt, er stamm' von solchem Biest,
Auch ganz gewiß ein Affe ist,
Und wer die Vetterschaft begehrt,
Ist solcher Vetterschaft auch werth."

Unsere Dienstboten.—Herrin (nach Hause kommend): „Aber Auguste, was soll denn das bedeuten, kein Funken Feuer im Küchenherd, und Thür und Fenster auf?"

Auguste (kleinlaut): „Ach, gnädige Frau, befahlen doch beim Fortgehen auf heute Abend kalte Küche."

Passender Vergleich.—In einer Gesellschaft, in der sich auch der Geschichtsschreiber Schlosser befand, rühmte sich einst ein reicher Modegeck, daß er mit seinem Gelde Alles erreichen könne. Schlosser sagt mit komischem Ernste: „Das glaube ich wohl, denn schon Philipp von Macedonien hatte den Wahlspruch: ‚Keine Mauer ist so hoch, daß nicht ein mit Gold beladener Esel über sie zu steigen vermöchte!'" W. L.

Geschickt unterbrochen.—Versicherungs-Agent: „Ich versichere sie hoch und theuer....."

Versicherungs-Candidat: „Versichern sie mich lieber hoch und billig!"

Heimgeleuchtet.—Sie müssen mir schon glauben, ich habe an zwei Universitäten studirt.

Larifari! Das macht gar nichts aus. Ich hab' auch einmal ein Kalb gehabt, das von zwei Kühen gesäugt wurde, und je mehr es saugte, ein desto größeres Kalb ist es geworden.

Lehrer: Wenn acht von euch Kindern 48 Aepfel, 32 Pfirsiche und 16 Melonen haben und vertheilen dieselben gleichmäßig unter sich, was kriegt dann Jedes? — Kind: Die Cholera Morbus.

Gegenseitige Controle. — Schreiber (zum Fenster hinausschauend): „Jetzt seh' ich dem Maurer schon drei Stunden zu' aber auch keinen Streich hat der Kerl seither geschafft. Jetzt möchte ich nur wissen, für was solche Leute alle Sonnabend ihr Geld einstreichen."—Maurer: „Jetzt guckt der Schreiber scho' drei g'schlagene Stund' zu mir rüber und hot in dera ganze Zeit noch koi Feder a'gregt. Jetzt möcht' i no au wissa, für was so Tagdieb ihr' B'soldung ei'nemmet."

Epidemisches.—Ein Schulinspector kommt im Winter während der Schulzeit in ein Dorf und trifft eine große Anzahl der schulpflichtigen Jugend, welche sich auf dem Eise des Dorfteiches belustigt.

„Warum seid ihr denn nicht in der Schule, Kinder?" fragt der würdige Herr.

Wie aus einem Munde schallt ihm die Antwort entgegen: „Mer dürfen nich', mer ha'n de Masern."

Der höhere Blödsinn.—Professor (zu einem Studenten): „Mein Herr, Sie haben sich, wie ich höre, gestern nicht entblödet, mein Buch den höheren Blödsinn zu nennen; aber merken Sie es sich wohl, ein Blödsinn, der die dritte Auflage erlebt hat, ist kein Blödsinn mehr."

Weib, Frau oder Gemahlin? — Bei der Redaction dieses Blattes fragte eine treue Leserin, um die Streitfrage einer Kaffeegesellschaft zu entscheiden, an: Ob es nicht ganz angemessen sei, daß ein Mann von seiner Gattin als seiner Gemahlin und nicht schlechtweg als von seiner Frau, oder gar von seinem Weibe spreche. Wir lassen an unserer Statt einen Anderen, nemlich Saphir, diese Frage beantworten helfen. Derselbe definirt den Unterschied zwischen Weib, Frau und Gemahlin in folgender Weise:

Wenn man aus Liebe heirathet, wird man Mann und Weib;—wenn man aus Bequemlichkeit heirathet, ist man Herr und Frau; wenn man aus Verhältnissen heirathet, ist man Gemahl und Gemahlin.

Man wird geliebt von seinem Weib, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin.

Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau, und für die Welt eine Gemahlin.

Die Wirthschaft besorgt das Weib, das Haus besorgt die Frau, den Ton besorgt die Gemahlin.

Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin.

Unseren Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau, und unsere Schulden die Gemahlin.

Mutter unserer Kinder ist unser Weib, ihre Bekannte unsere Frau, und ihre Gebieterin unsere Gemahlin.

Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau, und geht in Trauer wegen uns unsere Gemahlin.

In einem Jahr heirathet wieder unser Weib, in sechs Monaten unsere Frau, und nach der Kondolenzzeit, in sechs Wochen, unsere Gemahlin.

In einem Bauernorte, Pfaffenhofen in Elsaß, wo unter dem weiblichen Geschlechte ein großer Luxus herrscht, haben Jünglinge folgenden Aufruf verfaßt und bei den Jungfrauen ihres Ortes circuliren lassen: „Sämmtliche Jünglinge haben nach reifer Erwägung beschlossen, an alle Jungfrauen von hier die ernstliche Bitte zu richten, den bisher gegangenen Weg des Luxus und der Verschwendung zu verlassen und wieder zur früheren Einfachheit unserer Voreltern zurückzukehren. Einmal nemlich geziemt es sich nicht für Mädchen, deren Väter und Brüder sich rühmen, Bauern zu sein, und die selbst während der Woche in Feld, Scheune und Stall zu thun haben, am Sonntage einherzugehen wie pfauenartig geputzte Stadtfräulein. Dann auch wären die enormen Summen, die jährlich für Putz und eiteln Tand ausgegeben werden, viel besser anderweitig zu verwenden, besonders in den heutigen schlechten Zeiten. Also fort mit Hut und Schleier, Manchetten und Kragen und Pelz, auf daß die alte Einfachheit wieder zu Ehren komme. Um nun den Weg zum Alten und Besseren wieder von Neuem zu betreten und aller Welt durch ein hohes Beispiel vorzuleuchten, machen die Mitglieder des Vereins allen Jungfrauen von hier den ernstgemeinten Vorschlag, am nächsten Sonntage alle ihre Luxusgegenstände auf die „Bachwiese" vor dem Dorfe zusammenzubringen, um dieselben feierlichst dem Flammentode zu weihen." Daß diese Bitte erhört wird, ist wohl kaum anzunehmen, immerhin dürfte es gut sein, wenn dieselbe von den werthen Jungfrauen aller Ortschaften in Erwägung gezogen werde.

Der ärztliche Blick. — Professor der Poliklinik: „Meine Herren, seh'n Sie sich diesen Menschen genau an, aber, wenn ich bitten darf, ohne ihn zu examiniren. Abgesehen von dem alten Leiden, das ihn heute zu uns führt: Was fehlt ihm? Beobachten Sie das Mienenspiel um den Mund und Augen, schematisch feststellen lassen sich die Kennzeichen eben nicht, man muß dazu etwas von dem ärztlichen Blick haben, den z. B. der alte Heine besaß.—Sie bringen's nicht heraus?—Keiner von Ihnen?—Nun, meine Herren, ich kenne ihn nicht weiter als Sie, aber dieser Mensch ist taubstumm!" — Der Mensch: „J nee, Herr Professor, det is mein Bruder, der steht noch draußen; soll ick'n nu rinrufen."

„Was ist eine begrenzte Monarchie?" fragte ein Lehrer seinen Schüler. „Eine begrenzte Monarchie ist, wo der Regent nicht viel zu sagen hat," war die Antwort.

„Nenne ein Beispiel."

„Daheim in unserem Haus; der Vater ist eine begrenzter Regent," war die Erwiderung.

„Die englische Sprache ist sehr leicht zu lernen," sagte ein Freund dem andern, welcher erst kürzlich nach Amerika kam, „wenn du z. E. Stebeln (Stiefeln) sagen willst, dann sagst du nicht Stebeln, sondern boots, und so ist es mit den andern Worten allen.

Einige Tage zurück ging ein kleiner Knabe mit seinem Vater aus, um ein Füllen zu sehen. Er streichelte des Füllens Kopf, und machte ein großes Wesen mit ihm, bis endlich der Stallmeister sagte, daß er acht haben sollte, sonst würde sich das Füllen umdrehen und ihn schlagen. Als der kleine Kerl heim kam, fragte ihn seine Mutter, was er von dem Füllen denke. „Ich liebte es ziemlich gut," war die Antwort. „Es ist sehr zahm vorne, aber ein sehr wildes Thier hinten."

Eine tüchtige Köchin. — Herr: „Aber Anna, was haben Sie denn mit den Austern gemacht, die sind ja leer?"

Köchin: „Na, ich konnt' sie doch nicht so auf den Tisch geben, wie der Johann sie gebracht hat! Ich habe die Eingeweide 'rausgenommen und die Muscheln tüchtig gewaschen."

Ein Ortsname, wie es nur wenige gibt, welches auch den Schriftsetzern große Freude verursacht. "Llanfairpwllgwyngyllgertzobwllgeochwyrebyllgogerbwllyantttiosilirgogoggooth." Es besteht aus 71 Buchstaben und 22 Sylben, und ist der Name eines Ortes in Wales (England), und bedeutet: „St. Maria's weiß Haselnuß-Teich, nahe bei dem Drehteich, nahe bei dem Wirbelteich, sehr nahe bei dem Teich von Llankillis, gegen die kleine rothfelsige Insel Gogo sehend." Ein solches Wort kann aber auch nur ein Welscher ordentlich herauswelschen.

Ein Prahlhans erzählt in einer Gesellschaft eine ganz unwahrscheinliche Geschichte, und wendet sich schließlich an eine Dame mit der Frage: „Nun, gnädige Frau, was halten Sie von diesem Erlebniß?"—„Ich denke," erwiderte die Schöne spöttisch, „daß gleich nach diesem Abenteuer der Hahn gekräht hat, und Sie erwacht sind."

Schlagfertig. — Kellner! — Kellner!! — Kellner!!! Haben Sie denn keine Ohren! — Ja wohl, mein Herr, Schweinsohren mit dicken Erbsen.

Ein guter Kerl. — „Du, Hansel, heut' han i guten Kauf g'macht mit dem Spiegel da; er ist noch so gut wie neu — hat der Händler g'sagt — es wär' höchstens dreimal neing'schaut worden!"

Eine Dame befahl ihrem Bedienten, nachzusehen, ob der Barometer gefallen sei. Der Bediente kam zurück und meldete: Nein, gnädige Frau, beruhigen Sie sich; er hängt noch ganz fest.

Rebus.

Ist Ist Ist Ist
Ist Ist Ist Ist
Ist Ist Ist Ist **R**

Rechen-Räthsel.

Es sollten für 100 Dollars 100 Stück Thiere eingekauft werden, und zwar Schafe, Hasen und Enten; von den Schafen kostet das Stück 10 Dollars, von den Enten das Stück 50 Cents, und von den Hasen das Stück drei Dollars. Wieviele Enten, Schafe und Hasen werden eingekauft, um für $100, 100 Stück Thiere zu erstehen?

Auflösung der Räthsel im Juliheft.

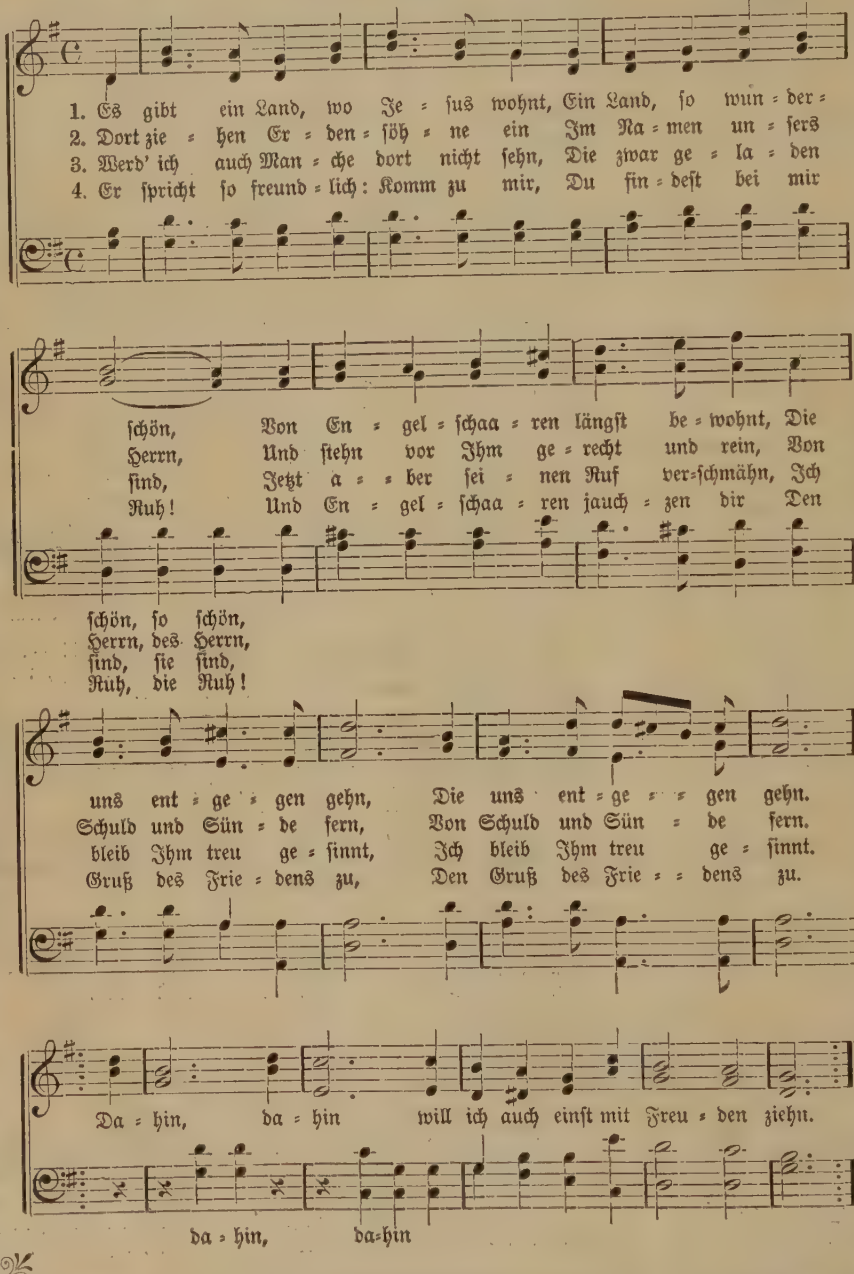
1. Rebus. — „Achte die Treue, sie führe dich."— Fl. Gasser, F. Lüben, J. A. Henke.

2. Räthsel. — Tunel. Fl. Gasser, F. Lüben, C. J. Seidensticker, H. F. Berlicke.

3. Bibelfrage. — Richter 9, 5. — Ph. Gerlinger, F. Lüben, J. A. Henke, Geo. J. Walz.

Das schönste Land.

Jomabi.



Herbstfreuden.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. October 1885. Nr. 10.

Die Trauung zu Körwig.

In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Orts, in fromme Betrachtungen versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mißtrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thür offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille wurde nur durch das Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thür unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. „Mein Herr," sagte er, „Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche. — Diese Summe," sprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Goldbörse, „wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen." Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Auftrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er mild an, den Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaubte, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch ihren Kopf." Er hielt ihm ein Pistol vor die Stirn und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: „Ich bin fertig." Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthselhaften Männer gingen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet, und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür öffnete sich knarrend und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hineingestoßen. Um sich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es russisch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung dastand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter, und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen silbernen Leuchtern, zierten den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und war kurz vorher, als er, erblindet, in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt wär, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzt die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einem Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand sich rührte. So mag in der verirrten Seele ein stilles, dumpfes Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschulterig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblichbraun, die Haare rabenschwarz, die Züge streng, die Lippen wie voller Ingrimm geschlossen; eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebie-

terische seines Ansehens, dunkle lange und buschige Augenbrauen überschatteten die kleinen schwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit starken goldenen Tressen besetzt, an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja, mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber besetzt, umschlang die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelsteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen.

Die leichenhaften Wangen der Braut waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte sich, die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an dem zusammengesunkenen Leib hinab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtsein wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes, häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzug, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja, spöttisch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finsterem Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, der vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich und wagte es, den Bräutigam nach den Namen des Brautpaares zu fragen. „Neander, Feodora," antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzulesen, indem seine Stimme schwankte, und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar seine Verwirrung zu bemerken schien, wodurch er in seiner Vermuthung, daß beide die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt sein müßte, bestätigt ward. Als er nun fragte: „Neander, willst du die hier neben dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?" da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu seinem Erstaunen sprach dieser laut, ja, fast schreiend das Ja in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Versammlung hervordrangen, begleiteten dieses entsetzliche Ja und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich darauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte: „Willst du, Feodora, den neben dir knieenden Neander für deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so antworte durch ein vernehmliches Ja."

Da erwachte die entseelte Braut; ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenguß löschte die Gluth der Augen und das Ja ließ sich hören wie das Angstgeschrei einer Sterbenden, und schien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut sank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillschweigen. Da sah der Prediger die leichenblasse Braut wie vorher in tiefer Betäubung knieen, und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob sich und führte die schwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der riesenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erschienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge und, nachdem sie ihn aus der Thüre gestoßen hatten, verriegelten sie diese inwendig und überließen ihn sich selber.

Hier stand er nun einsam und ungewiß, ob das schauerhafte Ereigniß mit allen seinen furchtbaren, ja gespensterähnlichen Umständen nicht ein Traum wäre, der ihn ängstigte. Als er aber die Binde von den Augen gerissen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor sich sah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit der räthselhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg so viel wie möglich zu erfahren, verbarg er sich in einen Winkel der Kirche, an der entgegengesetzten Seite, und indem er hier lauschte, hörte er, wie das Gemurmel immer stärker ward. Es war, als entspänne sich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieterisch Stillschweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pause. Ein Schuß fiel, das Geschrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören. Darauf wieder eine Pause; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches fast eine Viertelstunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöscht, das Gemurmel erhob sich wieder, und die ganze Menge stürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob sich der alte Prediger und eilte nach seinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber so ruhig, still, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen bestimmt, war alles, was diesen einfachen Menschen entgegentrat, daß sie von einem ganz andern Entsetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nemlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasien richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstiegen, erkannten sie ein

Kriegsschiff unter vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft, aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthür der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von neuem hingelegt war; das Brecheisen ward angesetzt und in dem geöffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber mühsam in das Grab hinab, andre folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarg lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen. Die entstellten Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitz verschwunden, ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. Der alte Greis stürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und stumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischof von Seeland, als seiner höchsten Behörde, ungesäumt und umständlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß sie still schwiegen. Das Grab war wieder zugedeckt und keiner wagte, etwas zu sprechen. Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus der Hauptstadt, erkundigte sich genau nach allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen, forderte strenge, daß der Vorfall beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er Jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, dieses Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach Peter des Ersten und Katharinas Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Das tiefe Räthsel dieser schauderhaften That zu lösen wird schwer, wo nicht unmöglich sein.

Unter dem Joch.

Von R. M.

II.

Das Samenkorn, welches der junge Zeitungsmann von Boston gesäet hatte, faßte Wurzeln. Die Zeitung, „Der Liberator," wurde rasch über das ganze Land verbreitet, und viele derselben gelangten sogar bis nach dem Süden hinab. Die Sklavenhalter wurden sehr entrüstet, als sie dieses vernahmen, und die Postbeamten waren beständig auf Wache, um etwa solche Blätter zu zerstören—um das Gesetz, welches Postsachen schützte, kümmerten sie sich nicht im Geringsten.

Nun wurden noch andere antisklavische Zeitungen gedruckt: „Der Emanzipator" zu New York; „Der Herold der Freiheit" zu Concord u. a. m. Jetzt wurde auch „Die Amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft" gegründet, welche ihre Zweig-Gesellschaften über alle nördliche Staaten ausbreitete; ihr Zweck war, das Ende der Sklaverei auf friedlichem Wege zu befördern. England befreite seine Sklaven in West Indien, warum nicht auch wir in den Vereinigten Staaten? Die schon früher besprochene Colonisationsgesellschaft widerstand allen Bewegungen, welche auf Aufhebung drangen. „Diese Gesellschaft ist auf keinerlei Weise mit irgend einer Abolitionspartei verbunden, und verschmäht irgend welche Einmischung in die Sklavenfrage auf solche Weise." Das war der Beschluß einer Gesellschaft, welche die Sklaverei aufheben wollte in Amerika, dadurch, daß sie Missionare nach Afrika sandte, und Liberia kolonisirte.

Jetzt empörte sich der Geist des Herrn W. L. Garrison, er reiste nach England und gewann das Zutrauen von Männern wie Wilberforce, Buxton, Gurney und O'Connell. Statistiken wurden veröffentlicht, und es wurde gezeigt, daß die Colonisationsgesellschaft im Interesse der Sklavenhalter gegründet worden war, denn sie transportirte in 17 Jahren blos 3000 Neger nach Afrika; während im ganzen Süden alle zwei Tage ebenso viele geboren wurden. Das Volk sah den Geist der Colonisationsgesellschaft in seiner wahren Beschaffenheit, und die Unterstützung wurde vorenthalten.

Im Jahr 1833, siebenundfünfzig Jahre nach der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung, wurde eine Antisklaverei-Convention zu Philadelphia, Pa., abgehalten. Hier wurde zugegeben, daß jeder Staat seine eigenen Gesetze machen könne, aber man beschloß auch, daß der Congreß die Macht hat, den Sklavenhandel zwischen den Staaten aufzuheben, ebenso im Distrikt von Columbia und in allen Territorien. Zweiundsechzig Personen, welche zehn Staaten repräsentirten, unterzeichneten diese Erklärung.

Während dieser Convention erhob sich eine Dame, mit hellem, süßem Angesicht; sie trug die Kleidung der

Quäker und war zurückhaltend, aus Furcht, es möchte einer Dame übel erklärt werden, wenn sie in offener Versammlung spricht. Das war Lucretia Mott, jene berühmte und allerwärts geehrte Dame, deren Auftreten eine neue Era im Leben der Frauen von Amerika bewirkte. Seit jener Zeit hat man ihre Stimmen in allen öffentlichen Angelegenheiten gehört.

Pfeil, welcher sein Ziel nicht verfehlte; die ganze Nacht wälzte er sich auf seinem Lager, aber er konnte die Frage nicht los werden. Am Morgen war der Entschluß gefaßt: „Ich habe kein moralisches Recht, meinen Mitmenschen als meinen Sklaven zu halten," sagte er, und befreite alle seine Sklaven. Er kaufte sich eine Druckerpresse und wollte zu Darville, Ky., eine antisklavische

In den Tagen der Sklaverei

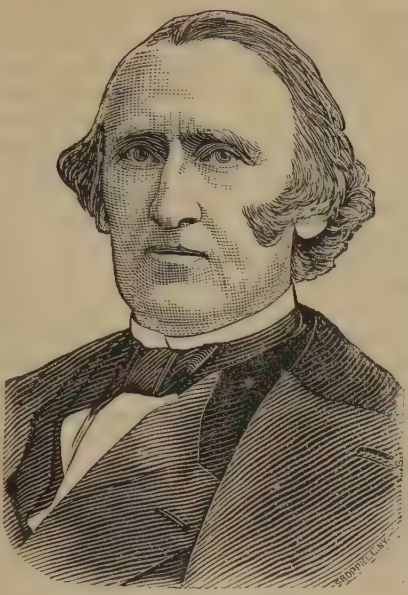
Zu Huntsville, Alabama, wohnte ein Presbyterianerprediger, welcher eine Plantage und auch Sklaven besaß. Einer seiner Sklaven wurde als Prediger lizensirt, und er predigte den übrigen Sklaven. Einst hatte der Prediger einen Freund zu Gast geladen, und über Tisch kam die Rede auch auf die Sklaverei. „Darf ich fragen, nach welchem Recht du deinen Amtsbruder im Evangelium in Banden hältst?" fragte der Gast. Das war ein

Zeitung drucken, aber man gab ihm zu verstehen, daß er besser sonstwo hinziehen würde, es möchte ihm in Kentucky zu heiß werden. Er ging nach Cincinnati und gründete den „Philantropist."

„Die Bürger von Cincinnati werden aufgefordert, sich im untern Markthaus zu versammeln, um zu erklären, ob man eine abolitionistische Zeitung in dieser Stadt dulden will." So las man auf einem großen Plakaten

an den Mauern der Stadt. Der Postmeister war Vorsitzer der Versammlung. Eine Committee von dreizehn (wovon acht Mitglieder unterschiedlicher Kirchen waren, und einer ein Richter des Obergerichts von Ohio) wurde ernannt.

„Es sei denn, daß der ‚Philantropist' zu erscheinen aufhört, wird es einen Aufruhr verursachen." Das ist das Urtheil der Committee. Der Aufruhr kam, die Committee hatte ihn heraufbeschworen. Mr. Birney's Druckerpresse mit allen Einrichtungen wurde in den Ohiofluß geworfen. Indem sie den Herrn Birney nicht finden konnten, um ihn auf allerlei Weise zu maltretiren, begnügte sich der Pöbel damit, daß er den Negern in Cincinnati die Fenster zerschlug.



Wendell Philips.

Von den Kanzeln wurde am folgenden Sonntag allenthalben über Sklaverei gepredigt — Presbyterianer, Baptisten, Methodisten und Bischöfliche; Jeder suchte es dem Andern vorzuthun in der Beweisführung daß „Canaan" verflucht und der Schwarze eine niedrigere Menschenrasse sei, und deßhalb von Gott selbst zur Sklaverei geschaffen.

Am 21. October 1858 hielten die Damen von Boston eine Versammlung. Garrison, der Zeitungsdrucker, war auch anwesend. Der Mayor trat in den Saal und befahl, man solle die Versammlung auflösen. „Wir verlangen den Schutz des Gesetzes," sagten die Frauen. „Ich kann euch nicht beschützen," war die Antwort des Mayors.

Die Rotte drang in den Saal, sie befestigten einen Strick um Garrison's Hals und zogen ihn auf die Straße; nur mit Mühe gelang es der Polizei ihn zu retten, um ihn vor Gefahr zu schützen, brachte man ihn ins Gefängniß. Dieser Pöbel bestand aber nicht, wie das gewöhnlich der Fall ist, aus den niedrigen Volksclassen, o nein; es waren Kaufleute, welche mit südlicher Baumwolle Handel trieben, und deren Schiffe auf dem Meer fuhren. Jener 21. October war ein denkwürdiger Tag, denn es entstand Tumult und Aufruhr zu Utica und in New York, weil eine Convention gegen Sklaverei in Sitzung treten sollte.

Nach der Emancipation.

„Lieber soll Utica untergehen wie Sodom und Gomorrra, als daß eine solche Convention hier stattfinden sollte," sagte Samul Beardsley, ein Congreßmitglied von jener Staat.

„Komme in meine Wohnung," sagte Gerrit Smith zu ihm, Beardsly ging, und weil er das Recht liebte, wurde er von Stund an ein Gegner der Sklaverei, aber die Convention wurde aufgebrochen. Zu Pittsfield, New Hampshire, war eine Antisklaverei-Versammlung; Pastor Curtis eröffnete mit Gebet. Der Sheriff riß ihn von den Knieen auf, und das Gericht verurtheilte den Pastor zu drei Monaten Correktionshaus.

In Philadelphia stand eine Halle, welche $40,000 gekostet hatte und der Redefreiheit geweiht war; dort war eine Convention, zwei freiheitsliebende Damen von Charleston, Süd Carolina, waren anwesend. Die Fenster wurden eingeworfen.

Mr. Garrison hielt eine Rede. Er sprach: „Sie denken uns zum Schweigen zu bringen, aber da ist kein Schweigen, bis der Angstschrei der Sklavenmutter in Freudenton umgewandelt ist." In jener Nacht wurde die Halle ein Raub der Flammen und total zerstört.

Zu St. Louis hatte ein Schwarzer ein Verbrechen begangen, anstatt ihn nach dem Gesetz zu verurtheilen, wurde er an einen Pfahl gebunden, mit Theer begossen und dann angezündet. Pastor E. P. Lovejoy, ein Presbyterianer Prediger und Zeitungsredakteur, sagte in seinem Blatt, ein solches Handeln sei „der Wilden des Mittelalters würdig;" dafür wurde seine Presse mit allem Zubehör in den Fluß geworfen. Er zog nach dem Freistaat Illinois, ließ sich eine neue Presse kommen, und erbat sich vom Mayor den Schutz des Gesetzes.

Von St. Louis kam ein Dampfschiff mit Strolchen beladen nach Alton, Ill., wo Lovejoy seine neue Presse hatte. Man setzte das Gebäude in Brand und als Lovejoy aus der Thür trat, fiel er von fünf Kugeln durchbohrt darnieder. Jetzt nahm die Sache eine andre Gestalt an: „Haben wir Rede- und Preßfreiheit?" das war die Frage. In Boston wurde eine große Bürgerversammlung berufen. Dr. Channing, welcher bisher geschwiegen hatte, hielt eine begeisternde Rede gegen den Alton-Riot. Der Staatsanwalt, J. T. Austin sprang auf und rief: „Lovejoy ist gestorben, wie ein Thor stirbt! die Männer welche seine Presse zerstörten sind Patrioten. Wir haben eine Menagerie in Boston, da sind Löwen, Bären, Hyänen, Tiger („auch Esel!" schrie eine Stimme), wenn nun ein philantropischer Mann käme und wollte aus lauter Menschenliebe diese wilden Thiere loslassen, würden wir das leiden? Gerade so ist es in Missouri; die Leute dort fürchten sich vor ihren Negern, sie fürchteten sich vor jenem Lovejoy, denn er wollte den Käfig öffnen und die Neger herauslassen!"

Jetzt trat ein junger Mann auf die Platform, seine Stimme war noch nie zuvor gehört vor der Oeffentlichkeit; aber sie sollte jetzt und in Zukunft gehört werden. Dieser junge Mann, welcher später das schärfste Messer schneidender Kritik trug, war — Wendell Philipps! Er sagte: „Als ich den Staatsanwalt seine Vergleiche machen hörte, als er die Mordbrenner von Alton, Ill., neben Otis, Hancock, Quincy und Adams, als Patrioten hinstellen hörte, da staunte ich, daß diese Gemälde hier ihren Mund nicht öffneten und dem Verleumder zu schweigen geboten. Ein Mann, welcher sich solcher Reden bedient; auf dem Grund, welchen die Puritaner mit ihrem Blut und mit ihren Gebeten heiligten, ist nur werth, daß die Erde ihren Mund aufthue und ihn verschlinge!"

„Widerrufe! widerrufe!" schallte es aus hundert Kehlen; aber der jetzt durch und durch begeisterte junge Redner war nicht geneigt etwas zu widerrufen, aber er redete weiter, wie ihn die Begeisterung eben trieb, und sagte schließlich: „Fanieul Halle wird die Wiege der Freiheit genannt und hier soll Redefreiheit herrschen, so lange die Welt steht!"

Aufruhr und Riots entstanden in verschedenen Städten des Nordens; überall bekundete es sich, daß der Sklavenhalter, das Schooßkind einer gewissen Classe, nicht zu zittern brauche, denn man war bereit den Hund zu spielen und entlaufenen Negern nachzuspüren. Aber ein Sauerteig war in Gährung gerathen, welcher doch zur Geltung kommen muß, denn die Freiheit sucht eine Bahn.

Das vermißte Dokument.

(Erzählung von M. Nieser.)

(Fortsetzung.)

Ich war damals frei und auf längere Zeit zu euch gekommen, um deine Mutter, die vor deiner Geburt sehr leidend war, zu pflegen.. Eines Tages kam dein Vater in großer Aufregung nach Hause. Sonst sprach er sich fast nie über seine Sorgen aus, besonders nicht in jener Zeit, wo er deine Mutter in jeder Weise zu schonen suchte. Diesmal aber konnte er es nicht lassen, seinem unruhigen Herzen Luft zu machen. Herrn Vellenbergs Zustand hatte sich verschlimmert. Er glaubte sein Ende nahe und wollte sein Testament machen. Zwar liebte er auch seinen jüngeren Sohn herzlich; aber er wußte, daß dieser wenig bedurfte, und bereits durch eine feste Anstellung, die er seit kurzer Zeit in seinem Fache

erlangt, versorgt war. Darum wollte er drei Viertel seines Vermögens dem ältesten Sohne zuwenden, welcher nach seinem Tode das Geschäft übernehmen sollte, damit dies in dem alten Glanz und Ansehen erhalten werden könnte. Dein Vater hatte solche Verfügung dringend widerrathen. „Robert wird das Geschäft zu Grunde richten," sagte er, „alles Geld, das in seine Hände kommt, geht in kurzer Zeit verloren. Niemand weiß so klar wie ich, wie es mit ihm steht. Niemand kennt ihn so wie ich. Zu lange habe ich ihn geschont, um die Eltern nicht zu tief zu betrüben. — Hoffte ich doch immer noch auf seine Besserung! Wenn ich dem kranken Vater jetzt alles sagte, würde ihm das Herz vor Kummer brechen. Ich kann nur bitten und warnen; aber das hilft nichts. Der Vater ist verblendet, und die Mutter, die mehr weiß als er, ist ganz von ihrem Sohne beherrscht. Sie hofft vielleicht, ihn durch das Geld, das ihm vermacht werden soll, zu retten;—aber es wird ihn völlig zu Grunde richten, und mit ihm wird auch das Geschäft untergehen."

Täglich erneuerte er seine Bitten, seine Warnungen; aber was vermochte er gegen Frau und Sohn? das Testament wurde im Beisein von Robert und seiner Mutter gemacht und von dem Kranken unterzeichnet. Ob nun die Erregung dabei seinem Zustande geschadet oder die Aerzte denselben zu günstig beurtheilt hatten? Herr Vellenberg starb fast unmittelbar darauf an einem Herzschlage.—Niemand hatte seinen Tod so nahe erwartet.— Das Haus gerieth durch den Schrecken in große Verwirrung. Dein Vater war herbeigeeilt, der Wittwe seine Dienste anzubieten. Er war der einzige, den diese zu sich ließ. Robert vermied das Haus des Todes. Adolf war auf einer Fußreise in der Schweiz;—die Nachricht konnte ihn nicht so schnell erreichen.

An jenem Abend, als Herr Vellenberg gestorben war, hatte die Wittwe im Beisein deines Vaters das Testament, von dessen wirklich vollzogener Abfassung er dabei erst Kunde erhielt, in einem geheimen Schubfach ihres Schreibtisches verschlossen.

Am Tage der Beerdigung wurdest du geboren. In der ersten Freude über sein liebes Töchterchen trat bei deinem Vater jede andere Sorge zurück. Wenige Tage lange durfte er noch glücklich sein; aber wie brach dann alles zusammen! Eines Tages wurde dein Vater zu ungewöhnlicher Stunde zu Frau Vellenberg gerufen. Kaum war er fort, so trat in dem Zustande deiner Mutter eine Wendung ein, die mich ängstigte. Ich ließ den Arzt rufen und dieser erschrak offenbar, obwohl er mich zu beruhigen suchte. In meiner Angst schickte ich nach deinem Vater; — aber eine Stunde verging, bevor er kam. Ich ging ihm entgegen, um ihn vorzubereiten;— aber wie erschrak ich über den Ausdruck seines Gesichts! —Ach, was ich ihm zu sagen hatte, war geeignet, ihm vollends das Herz zu brechen! Alle angewandten Mittel des Arztes hatten nichts geholfen, und er hatte uns bereits gestanden, das deine Mutter nicht zu retten sei.—

In solchen Stunden versteht man kaum die ganze Tragweite dessen, was geschieht. Man denkt nur an das Nächste, was zu thun ist, und schließt die Augen vor dem, was da kommt;—sonst würde man den Schmerz nicht ertragen können!

Deine Mutter war, trotz einzelner Sorgen, unbeschreiblich glücklich gewesen, und nun sollte sie Mann und Kinder, ihr ganzes reiches Liebesglück verlassen. Aber sie war bereit, dem Rufe ihres Herrn zu folgen, und ihr frommer Glaube gab ihr die Kraft, die zu trösten, die an ihrem Sterbebette weinten. „Sorge für mein kleines Mädchen!" flüsterte sie mir zu; „Gott gebe, daß sie dir zur Freude heranwächst!" — Gott hat dies ihr Gebet erhört! — — Wie sie dann ihrem Gatten dankte für alle seine Liebe,—wie sie fast bis zum letzten Hauch ihm ihre eigene tiefe Liebe zeigte,—das alles war so rührend und so erhaben zugleich, daß jeder heftige Schmerz davor verstummte, und als gegen Morgen der Todesschlummer sie umfing, sah sie aus wie ein Friedensengel.

Wir standen lange an ihrem Lager, und es war, als theile sie uns etwas von dem seligen Frieden mit, der nun ihr Erbtheil geworden war. — Mit einem tiefen Seufzer wandte endlich dein Vater sich ab und flüsterte leise: „Gott sei Dank! sie hat das Schreckliche nicht mehr erfahren!" — Ich sah ihn fragend und erschrocken an. Er winkte mir, ihm zu folgen, und als wir allein waren, sagte er mir mit unwillkürlichem Schauder: das Testament, das Frau Vellenberg in meinem Beisein in einem geheimen Schubfach ihres Schreibtisches verschlossen hatte, ist verschwunden. Als sie es nach dem Begräbniß hervorholen wollte, war es nicht da, wo sie es hingelegt. Alles Nachsuchen war vergebens. Niemand außer ihr und mir war an jenem Abend im Zimmer gewesen. Niemand als ich kannte jenes geheime Schubfach. Sie und Robert argwöhnen, daß ich das Testament entwendet habe, weil ich seinen Inhalt mißbilligte. Wenn es sich nicht findet, erben die Brüder, wie ich es so dringend anrieth, zu gleichen Theilen; doch dann ist mein guter Ruf dahin.

Mich erschreckte diese Mittheilung aufs höchste; aber noch konnte ich die ganze Tragweite des Geschehenen nicht fassen. Daß man deinen Vater eines solchen Diebstahls beargwöhnen könnte, schien mir unmöglich, und ich suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen. Zuerst schien mein gutes Vertrauen völlig gerechtfertigt. Auf die Nachricht von dem Tode deiner Mutter kam Frau Vellenberg sogleich zu uns. Sie hatte die Verstorbene herzlich geliebt und legte nun die wärmste Theilnahme für die Hinterbliebenen an den Tag.—Diese Theilnahme war eine allgemeine;—denn wer hätte wohl deine Mutter gekannt und nicht lieb gehabt!—Mir war in ihr eine Schwester gestorben. An das Vermächtniß, das sie mir in dir hinterlassen hatte, dachte ich zuerst nur als an eine ernste Pflicht. Als ich aber zum ersten Male dein Schreien beruhigt hatte, und du in meinen Armen eingeschlafen warst, da empfand ich, welch ein Gottesgeschenk

du mir warst, und ein solches bist du für mich gewesen, so lange du lebst, meine Marie!

Was uns unmittelbar aus Gottes Hand kommt, sei es auch noch so schmerzlich, — fuhr Fräulein Quelldorp nach einer Pause fort, — das bringt den Trost von oben mit sich und hebt uns über uns selbst hinaus. Das empfanden wir in den Tagen nach dem Tode deiner Mutter. Frau Vellenberg kam täglich, und bis zum Tage des Begräbnisses deutete sie mit keinem Worte an, was in ihrem Hause geschehen war.—Ich hoffte schon, jeder Argwohn sei vorüber, oder das vermißte Dokument habe sich gefunden. Wäre nur Frau Vellenberg betheiligt gewesen, so hätte bei ihr wohl das alte Vertrauen zu deinem Vater den Sieg davongetragen.—Aber Robert war der böse Geist der Familie! Kaum lag deine Mutter in ihrem stillen Grabe, so zog er deinen Vater wieder zur Rechenschaft. Zuletzt drohte Robert mit öffentlicher Anklage auf Diebstahl des Dokuments, wenn dasselbe nicht binnen 24 Stunden in seinen Händen sei.

Was damals geschah, ist für mich oft wie ein wüster Traum! — Der Tag der Frist war abgelaufen. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages zeigte dein Vater eine größere Ruhe als bisher, obwohl er leichenblaß war und um zehn Jahre gealtert aussah. Während der Krankheit deiner Mutter und in der angstvollen Zeit, die darauf folgte, hatte ich so viele schlaflose Nächte durchlebt, daß die Natur zuletzt ihr Recht forderte. Dein Vater bestand darauf, daß ich mich an jenem Abend früh zur Ruhe legte. Ich schlief bis spät in den nächsten Tag hinein. Endlich weckte mich das Mädchen, welches schon lange im Hause diente. Sie sah ganz verstört aus und sagte mir mit angstvoller Miene: „Der Herr ist vor einer Stunde abgereist und hat den kleinen Georg mit sich genommen. Ich habe für diesen alle Sachen einpacken müssen, die ich in der Eile zusammenfinden konnte. Der Herr hatte mir verboten, Sie zu wecken. Diesen Brief hier hat er mir für Sie gegeben. Mir war so angst, darum konnte ich es nicht aushalten, bis Sie von selbst wach würden."

Ich nahm den Brief aus ihrer Hand und winkte ihr, mich allein zu lassen. Du sollst den Brief nachher sehen. Er ist das letzte Andenken von deinem Vater. Er könne es nicht ertragen, schrieb er, da entehrt zu leben, wo er so lange mit Treue gearbeitet habe. Auch sein Sohn sollte den Namen seines Vaters nicht da führen, wo man denselben mit Schande bedecke; darum nehme er ihn mit in die Ferne, wo er hoffe, den Namen Werther wieder zu Ehren zu bringen. Wohin er zu gehen denke, solle Niemand wissen, auch ich nicht. Mit den rührendsten Worten empfahl er mir dich, sein armes verwaistes Töchterchen. Dein kleines väterliches Vermögen solle dir ungetheilt bleiben; er hoffe, man werde es dir nicht entziehen. Er sei schuldlos; aber es sei unter den vorhandenen Umständen unmöglich, seine Unschuld zu beweisen, da so viele Thatsachen Grund zum Argwohn gegen ihn gäben.

Ich habe den Brief seitdem häufig wieder gelesen, und seit du herangewachsen, habe ich oft mit mir gekämpft, ob ich ihn dir zeigen und dir alles erzählen sollte. Daß dein Vater an dem Diebstahl des Dokuments schuldlos ist, habe ich niemals bezweifelt. Aber ich kann es nicht verstehen, warum er nie versucht hat, Nachrichten über seine Tochter zu bekommen. Sein Tod ist die einzige Erklärung davon. Was ist aber dann aus deinem Bruder geworden, aus dem lieben, frischen Georg, den ich auch so herzlich liebte?—Er war neun Jahre alt, als der Vater ihn mit sich nahm. Ist er zugleich auf dem Meere umgekommen? Oder steht er allein in der Welt und weiß nicht einmal, daß er eine Schwester hat? Wäre er sonst nicht längst gekommen, sie aufzusuchen? Kannst du es hiernach begreifen, meine Marie, daß ich zu dir über seine Existenz geschwiegen habe? Seinen Tod zu beweinen, würde tröstlicher sein, als gar nicht zu wissen, ob und wie er noch lebt.

Oft frage ich mich auch, ob dein Vater nicht besser gethan hätte, im Gefühl seiner Unschuld jeder Anklage trotz zu bieten. Der Verlust deiner Mutter, der ihn zugleich mit dem Angriff auf seine Rechtlichkeit getroffen, hatte wohl seine Widerstandskraft zu sehr gebrochen, und Gram oder Krankheit oder sonst ein Unfall mag dann seinem Leben ein Ende gemacht haben, bevor seine Kraft zum Kampfe für seinen guten Namen sich wieder gestählt hatte.

Sein Verschwinden bestätigte damals nur den Verdacht gegen ihn. — Robert war wüthend. Frau Vellenberg wollte die öffentliche Anklage, die nun doch nichts nützen konnte, umgehen; aber ihr Sohn bestand darauf. Der Prozeß brachte das Dokument nicht wieder, aber er verschlang den größten Theil dessen, was dein Vater an Vermögen zurückgelassen hatte.—Adolph Vellenberg, der einer der uneigennützigsten Menschen ist, würde vielleicht dem älteren Bruder das überlassen haben, was der Vater ihm hatte geben wollen, hätte er, trotz seiner Harmlosigkeit, nicht Roberts schlimmen Charakter durchschaut. Er nahm also, was ihm gesetzlich zukam.

Ich verließ mit dir Leipzig so schnell es sich thun ließ. Einige Jahre lebte ich mit dir, wie du weißt, in Dessau, dem Wohnort meines Bruders, und gewann dort durch Stundengeben genug, um mit dem Wenigen, das dir geblieben, und mit einiger Hülfe von meinem Bruder sorgenlos zu leben. Dann übernahm ich jene Erziehungsanstalt in Freiburg, das ja bis vor zwei Jahren dir eine so liebe Heimath war.

Robert Vellenberg endete schon nach wenigen Jahren an den Folgen seines sittenlosen Lebens. Glücklicherweise starb er, ehe das Handelshaus, das unter seinem Vater so glänzend dagestanden, völlig zu Grunde gerichtet war. Sein vortrefflicher Bruder gab seine wissenschaftliche Laufbahn, in der er so zufrieden gewesen war, auf, und arbeitete mit unermüdlichem Eifer daran, das Haus Vellenberg zu erheben. Das erfuhr ich noch vor meiner Uebersiedlung nach Freiburg. Seitdem hörte ich nichts von Vellenbergs. Durch jenen Brief erfuhr ich

gestern, daß die alte Dame noch lebt. — Bertha Vellenberg, geborne Broeck in Leipzig, — das kann keine andere sein, als sie. Nun begehrt sie dich zur Gesellschafterin. Dein Name Werther, mit dem du dich unterzeichnet hast, muß sie an deinen Vater erinnert haben; aber schwerlich weiß sie, daß du seine Tochter bist. Du selbst mußt nun entscheiden, ob du als Hausgenossin bei ihr eintreten willst. Robert, der Feind und Ankläger deines Vaters, ist todt.—Seine Mutter hat sich zwar von ihm beherrschen lassen, aber im Grunde des Herzens war sie immer deines Vaters Freundin.—

Marie hatte mit keinem weiteren Worte die Erzählung der Tante unterbrochen. Die Hände fest in einander gedrückt,—die Augen gesenkt, saß sie unbeweglich da, während Thräne auf Thräne in ihren Schoß fiel und zuweilen ein krampfhaftes Schluchzen ihre Brust hob. Nach langem Schweigen umarmte sie die Tante mit inniger Zärtlichkeit; dann eilte sie in das Haus.—Fräulein Quelldorp folgte ihr liebevoll mit den Augen.

Mehrere Stunden blieb Marie allein im Zimmer. Als sie dann kam, ihre kleinen häuslichen Pflichten zu erfüllen, sah die Tante mit tiefem Mitgefühl an dem Ausdruck des sonst so sonnigen Gesichtchens, wie tief der erste große Schmerz ihres Lebens sie getroffen hatte. Den ganzen Tag war sie still, blieb meist in ihrem Zimmer und ging, wie gewöhnlich, in später Nachmittagsstunde zu längerem Spaziergang hinab an den Strand. Fräulein Quelldorp ließ sie ruhig gewähren. Wußte sie doch, daß sie ihres lieben Kindes Vertrauen besaß; darum konnte sie den Augenblick des offenen Aussprechens erwarten. Bevor sie sich für die Nacht trennten, fiel ihr Marie mit leidenschaftlicher Innigkeit um den Hals und sprach mit unterdrücktem Schluchzen: „Dank, Dank für alle deine Liebe und Treue, du meine zweite Mutter! Dank dir vor allem, daß du an meinem Vater nie gezweifelt hast! Du hast Recht: er k a n n nicht mehr am Leben sein, sonst hätte er mich nicht so ganz und gar verlassen! Mein armer Bruder! Wenn er noch lebt, wie traurig muß seine Jugend gewesen sein! Ich hatte in dir eine Mutter; e r ist völlig zur Waise geworden!"

Mit Mühe fand sie allmälig die ruhige Fassung wieder. „Ich habe," fuhr sie fort, „Frau Vellenberg gedankt für ihr Vertrauen und ihr gesagt, ich würde in wenigen Tagen kommen, mich ihr vorzustellen. Bevor ich die mir gebotene Stellung annehmen dürfte, hätte ich um die Beantwortung einer Frage zu bitten, die ich dem Briefe nicht anvertrauen könnte. Findest du das so richtig? Du verstehst gewiß, liebe Tante, daß ich nicht dort im Hause bleiben könnte, wenn man noch immer meinen Vater eines Diebstahls schuldig hielte!"

Ueber Fräulein Quelldorps Gesicht flog ein Strahl stolzer Freude, als sie auf ihren Liebling blickte, der mit erhobenem Haupt und aufleuchtenden Augen vor ihr stand. Sie strich mit der Hand zärtlich über das wellige braune Haar des jungen Mädchens und küßte sie auf die Stirn. „Du hast Recht, mein Kind!" sagte sie. „Gott leite dich ferner!"

Acht Tage später fuhr Marie Werther an der Freitreppe des alten, stattlichen Hauses vor, welches die Familie Vellenberg bewohnte. Der Diener, welcher sie auf dem Bahnhofe empfangen und zu dem ihr entgegengeschickten Wagen geleitet hatte, sprang von dem Kutscherſitz herab, den Wagenschlag zu öffnen, während ein anderer Diener aus dem Hause kam, um beim Herabnehmen des Gepäcks zu helfen. Marie trat in eine weite, mit Teppich belegte Vorhalle, von welcher eine breite Treppe zum oberen Stockwerk führte. Ein nett gekleidetes, ältliches Kammermädchen kam ihr entgegen und bat höflich um Erlaubniß, sie nach ihrem Zimmer führen zu dürfen. — Marie fühlte sich fast eingeschüchtert durch die sie umgebenden Zeichen des Reichthums: aber mehr noch bedrückte sie das Gefühl des Fremdseins in diesen Räumen und das Bangen vor der ersten Unterredung mit ihrer künftigen Herrin.

„Wann darf ich mich Frau Vellenberg vorstellen?" fragte sie.

„In einer Stunde wird Frau Vellenberg von ihrer Spazierfahrt zurückkommen," war die Antwort. „Wollen Sie sich erst etwas ausruhen, oder soll ich Ihnen beim Auspacken helfen?"

Marie dankte freundlich und bat, sie zu rufen, wenn Frau Vellenberg sie empfangen wollte.

„Das hier ist Ihr Wohnzimmer, Fräulein," sagte das Mädchen, „und hier nebenan Ihr Schlafzimmer. Das Meinige stößt dicht daran, und neben dem ist die Schlafstube der Frau Vellenberg. Die Thür dazwischen ist immer offen. Die Dame leidet an Nervenzufällen; da muß ich immer bei der Hand sein. — Hier an der andern Seite Ihrer Stube," fuhr sie fort, indem sie die Thür gegenüber öffnete, „ist ein Saal, der schon lange nicht mehr gebraucht wird. Wenn es Ihnen unheimlich ist, können Sie die Thür schließen; aber es ist ja hier alles sicher. Die Wohn- und Gesellschaftsräume liegen da jenseits des Korridors."

So plauderte das Mädchen. Inzwischen wurde das Gepäck hereingebracht. Marie nahm an, daß man ihr den Koffer öffnete, dankte aber für weitere Hülfe. Sie sehnte sich danach, allein zu sein. Zugleich war es ihr lieb, daß Hände und Gedanken durch das Auspacken in Anspruch genommen wurden. Noch ehe die Stunde vergangen, hatte sie sich in den behaglichen, fast eleganten Räumen, die man ihr angewiesen, nothdürftig eingerichtet und ihren Reiseanzug gegen ein Kleid von feinem, hellgrauen Wollenstoff gewechselt. „So sehe ich doch gesetzt genug aus für eine Gesellschafterin," sagte sie zu sich selbst, indem sie einen Blick in den großen Spiegel warf, „aber doch noch immer gar zu jung! Nun, Tante sagte ja, das ist ein Fehler, den Jeder unbedingt allmälig ablegt."

Als endlich die Jungfer mit der Botschaft kam, Frau Vellenberg erwarte sie, klopfte ihr junges Herzchen zum

Zerspringen. Sie folgte der Führerin über den Korridor und durch mehrere elegante Zimmer, deren weiche Teppiche die Schritte unhörbar machten. Endlich sah sie sich in einem verhältnißmäßig einfachen Gemache, und die Thür ward hinter ihr geschlossen. In einem Lehnstuhl am Fenster saß eine Dame, in graue Seide gekleidet. Das schneeweiße Haar war von einer Spitzenhaube bedeckt. Aus dem feinen mageren Gesicht blickten ein paar dunkelbraune Augen forschend und freundlich zugleich zu ihr empor. Marie fühlte, wie ihr das Blut in Stirn und Schläfen emporstieg.

„Fräulein Marie Werther?" sagte die Dame mit freundlichem Ton.

Marie näherte sich ihr und beugte sich über die dargereichte Hand, die sie ehrerbietig küßte. Auf einen Wink setzte sie sich der Dame gegenüber.

„Sie haben noch nicht sich entschieden, ob Sie bei mir bleiben wollen," sprach diese weiter. „Es thäte mir leid, wenn Sie wieder gingen," setzte sie mit einem Lächeln hinzu. „Was ist es, das Sie mich vorher fragen wollten?"

Marie's Herz pochte ängstlich. Es zog sie zu der freundlichen Dame hin, die einst die Freundin ihrer Eltern gewesen. Welches Urtheil würde sie jetzt von ihr hören?

„Ich bin," sprach sie, die Tochter Gerhard Werther's, der schon lange Jahre das Vertrauen Ihres Hauses genoß, und der von Ihnen viel Freundlichkeit erfahren hat. Erst seit ich Ihren ersten Brief erhalten, hat mir Fräulein Quelldorp, die Freundin meiner Mutter, die mich erzogen, alles erzählt, was sich vor 17 Jahren hier zugetragen, und wessen man meinen Vater beschuldigt hat. Ich glaube fest an seine Unschuld, und ich könnte Ihnen nicht mit Freudigkeit dienen, wenn Sie Ihn noch für schuldig hielten."

Mit stockendem Athem hatte Marie begonnen; aber indem sie sprach, wurde ihre Stimme fester und ihre Gestalt richtete sich empor. Frau Vellenberg sah ihr mit Erstaunen und Theilnahme zugleich in das jugendliche Gesicht, das von einem so ernsten Ausdruck belebt war. Sie schwieg eine Weile; dann zog sie das junge Mädchen zu sich heran und küßte es auf die Stirn. „Gott segne das Kind meiner lieben Marianna, die ich fast wie eine Tochter liebte," sagte sie leise. Ein schmerzlicher Zug flog über ihr Gesicht. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Ihr Vater war immer ein treuer Freund unsers Hauses, dem wir viel zu danken haben. Auch in der traurigen Zeit vor siebzehn Jahren habe ich niemals daran gezweifelt, daß ihn die besten Absichten leiteten. Wie richtig er geurtheilt," — ihr Mund zuckte schmerzlich — „das haben die Folgen gezeigt. Ich habe auch damals nie anders gedacht, als daß er uns allen zu dienen meinte, indem er — —

Sie stockte, als wisse sie nicht, wie sie enden sollte. — Marie wartete gespannt einige Sekunden auf die Vollendung des Satzes; dann sagte sie leise, aber mit fester Stimme: „Ein Mann wie mein Vater hätte auch in der besten Absicht nicht das gethan, dessen man ihn beschuldigt hat. Der Schein war gegen ihn; aber sein ganzes so ehrenhaftes Leben war doch ein Zeugniß zu seinen Gunsten, trotz allen bösen Scheines."

Frau Vellenberg schwieg eine Weile. Sie war nicht überzeugt; sie vermochte nicht, etwas zu sagen, das dem jungen Mädchen wehe that, zu der ihr ganzes Herz sie hinzog. Endlich schien ihr ein Gedanke zu kommen. „Das Kind unsers alten Freundes," sagte sie lächelnd, „kann uns am besten beweisen, aus welchem Blut es stammt. Je mehr ich lernen werde, der Tochter zu vertrauen, um so mehr wird auch der letzte Schatten von Mißtrauen gegen den Vater schwinden."

Ueber Marie's Gesicht flog ein Strahl der Freude. Sie küßte mit dankbarer Verehrung die Hand der Greisin, die sie herzlich in ihre Arme schloß. Die Freudigkeit zu dem übernommenen Beruf stieg in dem jungen Mädchen zu wahrer Begeisterung, nun sie hoffen konnte, durch ihre eigene Treue des Vaters guten Namen völlig wieder herzustellen. Als sie sich am Abend zur Ruhe legte, nachdem sie der Tante von allem Kund gegeben, dankte sie Gott aus kindlichem Herzen, bat um Hülfe zu der übernommenen Aufgabe und flehte zugleich mit heißer Inbrunst, daß Gottes Allmacht das Dunkel erhelle, wo Menschenaugen das Licht vergeblich suchten.

In kurzer Zeit fühlte Marie sich völlig heimisch im Vellenberg'schen Hause. Sie war bald der Liebling aller geworden. — Adolph der jüngere Sohn der Frau Vellenberg, der ehemalige Professor, war verheirathet und hatte mehrere kleine Kinder. Diese Familie hatte in demselben Hause ihren getrennten Haushalt, verkehrte aber in freundlichster Weise mit der alten Dame, bei der meistens am Abend der Thee gemeinschaftlich getrunken wurde. Auch die Kinder kamen oft herüber, und bald war zwischen ihnen und Marie ein gar inniges Verhältniß. War doch Marie selbst in ihrem Gemüth noch ein harmloses, fröhliches Kind, und so war es ihr eine Freude, bald sich mit den Kleinen im Garten oder in der Halle herumzutummeln, bald sie im Zimmer der Großmama durch Geschichten erzählen oder stille Spiele zu fesseln. Ihre Briefe an Fräulein Quelldorp waren dieser stets helle Sonnenblicke in ihrem stillen Leben. Die Nichte, welche sie zu sich genommen, war ihr freilich eine liebe Gesellschaft und eine Stütze zugleich, konnte ihr aber ihre Marie mit dem sonnigen Temperament, mit dem reichen Geist und tiefem Gemüth nicht ersetzen.

„Ob ich noch immer Heimweh habe, fragst du?" hieß es in einem Briefe an die Tante. „Das kommt noch oft genug über mich, und meist dann, wenn ich es am wenigsten brauchen kann. Aber ich müßte doch sehr undankbar sein, wenn ich hier nicht glücklich wäre. Alle sind so gut, auch die jüngeren Vellenbergs. Die alte Dame ist zu mir, als wäre sie meine Großmama, ebenso wie die der Kinder. — Alle behaupten, sie sei ganz aufgelebt, seitdem ich bei ihr bin. Es kommen oft Fremde ins Haus. Da

ist es mir aufgefallen, daß nie mein Name Werther genannt wird.—Es mag das ein Zufall sein, und es wäre mir, ohne den Nebengedanken, den ich dabei hege, wohl gar nicht aufgefallen. Frau Vellenberg stellt mich immer als ihre Liebe, kleine Pflegerin vor und spricht so herzlich zu mir und über mich, daß auch alle Besuchenden freundlich zu mir reden. Man nennt mich allgemein Fräulein Marie; die dienenden Glieder des Hauses sagen einfach Fräulein, und von Einzelnen in der Familie bekomme ich schon allerlei Zärtlichkeitsnamen, wie: Miesel, Mietz, Mariele. Es war ja in Freiburg ähnlich. Da war ich für Fremde: Fräulein Quelldorp, wie du, sonst nur Marie. Ich glaube es hat dort fast Niemand meinen Vatersnamen gekannt, und ich selbst dachte kaum daran, während ich jetzt so gern Marie Werther genannt werden möchte. Freilich, wenn hier irgend Jemand damit eine argwöhnische Erinnerung an meinen Vater verbände, das könnte ich nicht ertragen. Darum nehme ich es dankbar an, daß man den Namen Werther vermeidet."—

„Liebe Tante," schrieb Marie etwa drei Monate später, „wir waren einige Tage in Sorge um Frau Vellenberg. Bis jetzt war es ihr so gegangen, daß alle darüber staunten. Lisette, die Jungfer, sprach manchmal höchst geheimnißvoll von Nervenzufällen, die es nöthig machten, daß sie Nachts in der Nähe ihrer Dame schliefe. Wenn ich fragte, welcher Art diese Zufälle wären, und was man zu thun hätte, wenn sie kämen, wich sie stets aus und sagte nur, bei Tage kämen sie niemals vor. Sie selbst habe einen sehr leisen Schlaf und wisse genau Bescheid. Es käme sehr selten, nur nach großen Erregungen. Seit ich hier wäre, hätten sie sich noch gar nicht eingestellt. Neulich nun, als ich bei Frau Vellenberg eintrat, fand ich sie heftig weinend. Sie hatte einen offenen Brief auf dem Schooße liegen. Ich erschrak sehr, und da sie meinen Eintritt nicht bemerkte, wollte ich mich still zurückziehen. Sie hörte mich aber und rief mir zu, ich möchte bleiben. Mit zitternden Händen faltete sie den Brief zusammen, der offenbar ein ganz alter war, denn er sah sehr zerknittert aus,—und legte ihn weg.—Es war die Zeit wo ich ihr immer vorlese.—Sie winkte mir, anzufangen, und ich las, ohne aufzusehen. Aber ich merkte wohl, daß sie oft mit dem Taschentuche nach ihren Augen fuhr. Den ganzen Tag war sie sehr still, wollte auch die Kinder nicht bei sich sehen, und zog sich am Abend früh zurück.—Ich las noch in meinem Zimmer und legte mich später als sonst zu Bett. Es war mir etwas unheimlich zu Muthe, und ich schloß die Thür, die nach einem großen, leeren Saal geht, zu, was ich sonst nie thue; denn jetzt im Winter gehe ich manchmal darin auf und ab, um mir Bewegung zu machen. Du weißt ja, wie sehr ich daran gewöhnt bin, und wie ich meine langen Spaziergänge vermisse. Das Ausfahren mit Frau Vellenberg ist doch keine Bewegung, und mit den Kindern kann ich nicht alle Tage gehen.

Ich war eben eingeschlummert, als ich durch ein unbestimmtes Geräusch geweckt wurde. Es war Mondschein, so daß mein Zimmer, trotz der herabgelassenen dunklen Wetter-Rouleaux, ziemlich hell war. Da sah ich deutlich eine weiße Gestalt langsam an meinem Bette vorbei in meinem Wohnzimmer gehen. Mir starrte das Blut in den Adern. Ich wundre mich noch, daß ich nicht aufgeschrieen habe. Ich richtete mich auf und rieb mir die Augen, weil ich zu träumen wähnte. Die Gestalt konnte ich von meinem Bette aus nicht mehr sehen; aber ich hörte an der Thür nach dem Saal klinken, mehrmals hinter einander, als wolle man sie öffnen, und darauf einen so tiefen, schmerzlichen Seufzer, daß es mich vor Entsetzen eiskalt überlief. Ich sprang aus dem Bette und stürzte in das Zimmer der Jungfer, das neben dem meinigen ist und rüttelte diese am Arm. Sie fuhr empor, und ehe ich noch etwas sagen konnte, kam die weiße Gestalt mit vorgestreckten Armen langsam zurück. Jetzt sah ich, daß es Frau Vellenberg war in ihrem langen, weißen Nachtgewand. Die Jungfer fuhr schnell aus dem Bette und flüsterte mir zu: „Seien Sie ganz still." Dann umfaßte sie die Wandelnde, flüsterte ihr leise Worte zu und führte sie in ihr Schlafgemach zurück. Nach einer Weile kam sie zu mir und sagte mir, wie gut es gewesen ist, daß ich sie geweckt, und daß ich nicht geschrieen hätte. Frau Vellenberg würde sonst in heftige Krämpfe verfallen sein. Dies Nachtwandeln sei bei ihr eine Krankheit, die in früheren Jahren noch viel heftiger gewesen wäre. Die Familie wolle es geheim halten. Sie schalt sich selbst, daß sie nicht zeitig genug erwacht sei. Sonst höre sie stets die geringste Bewegung nnd könne die Kranke meist mit leichter Mühe beruhigen.

Am nächsten Tag sei Frau Vellenberg recht angegriffen; aber die Jungfer hatte mir dringend eingeschärft, gegen sie nichts von dem zu erwähnen, was in der Nacht geschehen. Die jüngere Frau Vellenberg sprach auch zu mir darüber, um mich zu beruhigen. Diese Zufälle, sagte sie, seien in früheren Jahren eingetreten und hätten oft bedenkliche Folgen gehabt, besonders wenn irgend ein Zufall die Nachtwandelnde geweckt hätte. Aufregungen, die sie häufig durch ihren Sohn gehabt, seien die Ursache dieses Nervenleidens gewesen. Es kehre jetzt selten wieder und nur in sehr vermindertem Grade, gewöhnlich dann, wenn etwas sie an ihren ältesten Sohn erinnere. Seit meinem Hiersein habe es sich zum erstenmale ereignet. Die Kranke habe keine Ahnung davon, daß diese Zufälle, durch die sie früher so sehr gelitten, sich jetzt noch wiederholten, und es sei der Wille des Arztes, daß sie in dieser Unwissenheit erhalten werde. Meine Frische und Heiterkeit seien von dem günstigsten Einfluß auf die Kranke; drum sei es der allgemeine Wunsch, daß ich recht lange ein Glied des Hauses bleibe. Ich solle mich über diese Zufälle nicht ängstigen. Lisette wisse die Kranke zu behandeln und es werde schwerlich wieder vorkommen, daß sie zu spät erwache.—Sie war so freundlich und liebevoll zu mir, — ja, alle Glieder des Hauses zeigen mir so viel Anhänglichkeit, daß ich mich jeden Tag hier heimischer fühle. Ich kann es gar nicht begreifen,

woher alle diese Güte kommt und bin oft ganz beschämt wenn man sogar davon redet, daß man mir dankbar sei." —

Marie mochte in ihrer kindlichen Bescheidenheit über solche günstige Aeußerungen staunen; — aber eine Thatsache war es, daß die ganze Familie sie lieb hatte. Alle konnten sich das Haus gar nicht mehr ohne sie denken. Vor dem Ende des Winters hatte das junge Mädchen noch ganz besondere Gelegenheit, sich die Dankbarkeit der Familie zu erwerben. Die Kinder erkrankten eins nach dem andern am Scharlachfieber, ja, auch die Mutter derselben wurde davon ergriffen. Marie hatte in ihrer Kindheit diese Krankheit durchgemacht und erbot sich mit Zuversicht und herzlicher Theilnahme sich an der Pflege zu betheiligen. Dabei entwickelte sie so viel Umsicht, eine glückliche Gabe, die Kleinen zu behandeln, und so viel heitere Ruhe, daß sie an den Krankenbetten stets willkommener war, als die angenehme Wärterin und sich dieser auch in jeder Weise nützlich machen konnte. Die alte Dame vermißte ihre jugendliche Gesellschafterin sehr, aber sie trat sie gern der jüngeren Generation ab. War sie doch selbst so eingenommen von Marie, daß sie derselben mehr zutraute als der Krankenwärterin von Fach und ihr die Enkelinnen darum noch lieber anvertraute, als jener. Als die trübe Krankheitszeit endlich um war und Marie wieder zur gewohnten Stunde sich zum Vorlesen einfand, da wußte Frau Vellenberg ihr keinen besseren Dank zu sagen, als die unter zärtlicher Umarmung gesprochenen Worte: „Mein liebes Kind, du zeigst dich deiner Eltern würdig!" (Schluß folgt.)

Grant's Geburtsstätte.

In Point Pleasant, Clermont County, Ohio, an dem lieblichen Ufer des Ohioflusses, wo man eine reizende Aussicht flußabwärts und auch nach den kentucky'schen Ufern genießt, steht einsam und ärmlich eine einstöckige von Holz erbaute Hütte, deren Bauart auf den ersten Anblick auf Pioniersarbeit schließen läßt.

Wenn gegenwärtig Reisende Strom ab- oder aufwärts fahren, dann schaffen sie sich alle aufs Deck, wenn der Dampfer in die Nähe der Hütte kommt; fragt man einen Bekannten in der Gegend, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit jener Hütte hat, dann antwortet er, staunend nach der Hütte deutend: „Das? mein Herr, das ist General Grant's Geburtsstätte."

Nun ja, ein solches Haus zu dieser Zeit und unter diesen Verhältnissen ist werthvoll, und soll mich gar nicht wundern, wenn Reliquiensammler dasselbe Stück für Stück davontragen, denn die Amerikaner haben, wie ihre Vettern von England, eine wahre Curiositätenmanie. Die Hütte hat Ruhm, weil ein Knabe, welcher dort geboren wurde, zum berühmten Manne geworden ist. Das Haus hat schon viele Jahre dort gestanden, ohne einer Beachtung werth gewesen zu sein; ja, es war sogar am Einfallen, ohne daß Jemand ans Erhalten gedacht hätte.

Kaum war Grant gestorben, so fing man an nach Grantreliquien zu fragen und fand auch seine Geburtsstätte; dieselbe ist, mit Allem, was drum und dran ist, Land und alles eingerechnet, vielleicht so $500 werth; das Haus allein so an $25. Kaum war Grant todt, da bot schon ein Mann $3000 dafür, doch ließ der Eigenthümer nicht los, bis er $7000 in seiner Hand hatte, dann ließ er es gehen, und darin hat er wohl gethan. Es ist bis jetzt noch nicht entschieden, was aus dem Haus werden soll; Manche meinen, es würde im Centralpark, New York, aufgestellt werden, während Andere der Ansicht sind, man solle es stehen lassen, wo es sich befindet. Was immer geschehen wird, so viel bleibt sicher: Tausende werden es nie zu sehen bekommen; daher geben wir hier ein gut gelungenes Bild desselben. Unsere städtischen Leser, und besonders die, welche jenseits des Oceans wohnen, werden mit Staunen das altmodische, kuriose Kamin betrachten und mögen sich allerlei Vorstellungen machen; aber der Schreiber dieser Skizze hat selbst einmal in einer solchen Hütte gewohnt und hat manchen schweren Klotz auf den Feuerherd rollen helfen. Der Unterschied ist blos darin, daß sein Name nicht Grant ist.

Ob der Junge mit der Hacke da im Garten, Grant vorstellen soll, bleibt dahingestellt; ist es der junge Ulysses, dann macht es das Bild um so werthvoller, ist er's nicht, dann schadet es ja auch nichts. Im Ganzen läßt sich übrigens eine sehr gute Lehre an die Geschichte anknüpfen. Auch der arme, in ärmlicher Hütte geborne Knabe hat im Lande der Freiheit eine Gelegenheit, sich emporzuschwingen, denn der wahre Adel liegt nicht in der hohen Abstammung, sondern im Charakter, im Muth, in felsenfester Treue. Freilich, müssen Umstände das Ihrige dazu beitragen, um einem Manne Gelegenheit zu bieten, sein Wesen an den Mann zu bringen. Die Zeit fordert ihre Männer, und Grant ist durch die Sklavenhalterrebellion zum großen General geworden. Nicht Jeder kann groß sein; aber Jeder kann in seinem Stande ein braver Mann sein.

Besonders aber möchten wir auf den kernfesten Charakter dieses Mannes aufmerksam machen: in seiner Jugend hat er auch darben gelernt, das bezeugt die ganze Umgebung der Hütte, welche einst sein Heim war. Er ist in der Hitze der Sonne und bei schmaler Kost gestählt worden, Entbehrungen zu erdulden, und das hat ihn für die Thaten des späteren Lebens tüchtig gemacht. Ein verzärteltes Schooßkind hätte es nicht durchmachen können. Auch Entbehrung hilft den Mann erzeugen. R. M.

Grant's Gefängniß.

Der Thurmkater.

(Von J. Bonnet.)

Von hohen Herren muß man immer mit Respekt reden, und es ist leicht einzusehen, daß der Thurmkater kein gewöhnlicher Kater war, weshalb ihm auch eine ungewöhnliche Achtung gebührte. Nur die Hunde setzten ihm nach wie jedem gemeinen Kater, weil sie es nicht besser verstanden.

Es war ein wohlgenährter Herr, wenigstens schlugen die Thurmmäuse merkwürdig bei ihm an. Wenn er zum Vorschein kam, schritt er mit Würde einher wie ein Muselman, und wenn er in den Mond blinzelte, that er schwärmerisch wie ein Dichter.

Sein Röcklein war pechschwarz, auf der Stirn aber hatte er einen schneeweißen Fleck — zu seinem Nachtheil; denn wenn er eine Promenade machte, erkannten ihn Phylax und Leo, Wächter und Joli daran. Hätte er einen Haarkünstler zu seinen Vertrauten gezählt, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, den verdächtigen Fleck an der Stirn schwarz färben zu lassen. Aber er lebte für sich und hatte wenig Beziehungen.

Einen wahren Freund hatte der Thurmkater, das war seines Herrn, des Thürmers, Hänslein, ein munterer Bub', der beinahe so gut kletterte wie sein Kater.

Der Thurm, auf dem beide wohnten und auf dem Meister Zimbel — denn der Thurmwächter war zugleich ein ehrsamer Schneidermeister — Wache hielt, war ziemlich einzig in seiner Art. Bis an die äußerste Spitze umrankte ihn ein dichtes Grün. Er glich einem Vogelnest in den Zweigen. Vor lauter Grün ließ sich von unten schlechterdings nichts, kaum die Fensterlein erkennen.

An einem derselben, das gerade über das Städtchen führte, saß Meister Zimbel in seiner Hölle, — so nennt man das Loch, in das der Schneider, wenn er auf dem Tische hockt, seine Beine hinabsenkt — die andern drei Fenster gehörten Hans und seinem Kater. Hans, oder Hänslein, wie ihn sein Vater oft kosend nannte, hatte dort seinen Lernplatz, seinen Spielplatz und seinen Unterhaltungsplatz mit dem Kater.

Aber noch Jemand hauste an dem einen Fenster, nemlich Mariechen, ein armes, immer krankes Kind, dem das Gehen versagt war, und das nun von dort oben mit den Augen weite Reisen durch Wälder und Berge bis in den Himmel machte. Ihr gegenüber hing ein Vogelbauer mit einem Buchfinken, der köstlich frisch seine Lieder schmetterte, als wollte er dem kranken Kinde über sein Leid hinweghelfen. — Der Buchfink und der Thurmkater waren sich sehr gut, gegen alle Gewohnheit von Katz' und Vogel. Ohne den Kater würde der Buchfink nicht Mariechen's Herzenstrost und Freude gewesen sein. Eines Tages nemlich ging der Kater auf dem Thurmdache spazieren, wie wir auf der Landstraße hinschlendern. Allmälig kam ihm das Träumen an, wie es hohe Herren wohl einmal bekommen. Er duckte sich unter die grünen Ranken und fing an einzunicken. Plötzlich schlug ein „Fink! Fink!" an sein Ohr. Sieh' da, ein keckes Vögelein hüpfte dicht vor seiner Nase hin! Der Thurmkater ermannte sich. Ein rascher Sprung, und es war in seinem Maule. Glücklicherweise befand er sich in einer sanften Stimmung. Statt den Vogel zu tödten, sprang er eins, zwei durch das Fenster und überreichte Mariechen seine liebliche Beute. Diese war glücklich. Sie hatte sich längst ein Vöglein gewünscht. Der Vater verschaffte ihr ein Holzbauer, dahinein wurde es gesetzt. Zuerst zerschlug es sich fast das Köpfchen an den Holzstäben, bald aber gewöhnte es sich an seinen neuen Aufenthalt. Mariechen pflegte es sorgsam, ja zärtlich, und seit zwei Jahren sang es so herrlich, als ob es draußen auf einem Buchenzweige thronte.

„Wie geht es dir, Mariechen?" fragte der Vater.

„Danke, lieber Vater, sehr gut."

Zehn- und zwölfmal des Tages richtete der Vater voll zärtlicher Sorge dieselbe Frage an das Kind, und ebenso oft erfolgte mit fröhlicher Zuversicht dieselbe Antwort aus Mariechens Munde. Und ging es ihr denn nicht gut? Sie hatte einen zärtlichen Vater, einen liebreichen Bruder, einen Buchfinken, der ihr immer vorsang,—auch den Kater. Freilich, der war viel aushäusig, bald auf der Jagd, daß den Mäusen Hören und Sehen verging, bald auf Reisen mit Hans, der für sein Leben gern kletterte, bald machte er seiner Korpulenz wegen Promenade, wobei ihm die Hunde manch' widerwärtig Abenteuer bereiteten. Da war auch ein treuer Lehrer im Städtchen, der, weil Mariechen nimmer zur Schule kommen konnte, zu ihr hinaufstieg, um sie freiwillig zu unterrichten, so viel es nur seine Zeit erlaubte. War sie also nicht glücklich? Es ging ihr ja tausendmal besser als denen, die alles vollauf und gesunde Beine obenein haben, aber die irdischen Güter dazu benutzen, dem lieben Gott wegzulaufen. Mariechens Herz schlug einen andern Weg an; ihr Lieblingswort lautete: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," weshalb auch ihr kleines, blasses Angesicht von innerem Sonnenschein erglänzte wie eines Engel's Angesicht. Abends in der Dämmerung, wenn der Vater nicht mehr sehen konnte und die Nadel weglegte, wenn Hans mit seinen Schularbeiten fertig war, dann rückten sie beide dicht an Mariechen's Stuhl und saßen gar traulich vor dem Fenster. Drüben ging die Sonne unter, und die Wolken erglühten von ihrem Nachglanz; leise klang unten aus dem Städtchen der Lärm der Straßen herauf; die blauen Schatten webten und schwebten um

Wald und Feld; am Himmel zog der Sternreigen auf; die Mondscheibe bewegte sich mit goldigem Gruße her durch den Luftocean. Das Vöglein steckte den kleinen Kopf unter den Flügel. Der Kater schnurrte zu Hänslein's Füßen.

„Lieber Vater, ach bitte, erzähle uns etwas!" baten die Kinder wie aus einem Munde.

Meister Zimbel hielt die Hände gefaltet. Es war ihm dann immer so andächtig zu Muthe.

„Erst singen wir eins," sagte er regelmäßig, und sie sangen: ‚Nun ruhen alle Wälder' und dann: ‚Der Mond ist aufgegangen' — das klang so schön, als ob himmlische Heerschaaren mitsängen und in die goldenen Harfen schlügen.

„Wovon soll ich erzählen, Kinderlein?"

„Von deiner Wanderschaft, bitte, und von der Frau Meisterin" —

„Schön, schön," hieß es darauf, „und wie ich ein Thurmwächter wurde und eure selige Mutter meine herzliebe Ehefrau" —

„Und wie ich ein Schwesterlein bekam," rief Hans, über Mariechen's Haupt streichend —

„Ja, und vom Kater —" ergänzte Mariechen.

„Richtig, alles der Reihe nach. Also hört:

„Zu Meißen im Sachsenland stand meine Wiege. Meine Eltern, eure Großeltern nemlich waren fromme, redliche Handwerksleute, aber arm an irdischen Gütern, hingegen reich in Gott, was einem nicht genommen werden kann, also das allerbeste ist. Kinder, darnach sollt ihr auch allezeit und vor allem andern trachten!—Dreizehn Jahre war ich alt, da starben mir beide Eltern rasch nach einander. Aber ich hatte Trost an ihren Gräbern, das war der Glaube, der die Welt überwindet, ihr kostbares Erbtheil für mich, das Waisenkind. Nun hat der Herr gesagt: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch," und von Ihm sagt die Schrift: „Er ist ein Vater der Waisen." Das hab' ich erfahren. Als ich die Schule hinter mir hatte, kam ich in die Lehre zu einem tüchtigen Meister, der einen ordentlichen Gesellen aus mir machte. Am Ende schnürte ich mein Ränzel und zog mit dem Felleisen durch das Land. Da ward ich viel Schlechtes gewahr, doch aber auch viel Gutes, wie die Wahrheit des Schriftwortes: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen."

Dazumal gab es noch keine „Herbergen zur Heimath" wie heutzutage. In unseren Herbergen aber ging es entsetzlich böse zu, daß Mancher der rein und ordentlich hinkam, bis in den Grund verdorben weiter schlich. Weil nun das böse Beispiel und die Verführung gar arg waren und kein väterlich Auge über den Gesellen wachte, so mußte ich es gewiß als einen besonderen Erbsegen meiner seligen Eltern, eurer Großeltern, ansehen, daß ich im Ganzen und großen vor Sünde, Schande und Laster bewahrt blieb. Hatte dafür freilich auch Manches zu leiden von meinen Mitgesellen, die mich aufziehen wollten und schmähten, weil ich nicht mit ihnen in dasselbe gottlose Wesen lief, sondern mich fleißig zur Kirche, zum Sakrament und Worte Gottes hielt, — welche Schmähungen mir übrigens nicht sonderlich weh thaten, sintemal ich wußte, es müsse also gehen, denn der Jünger ist nicht über seinen Meister, wie der Heiland sagt. Gottes Wort war mein ‚Wehr und Waffen,' dem sie nicht widerstehen konnten, und Mancher fiel zu mir und wurde mein rechter Freund.

In der Stadt Breslau trat ich bei einem Meister als Geselle ein. Er verstand das Handwerk aus dem FF, war aber, wie ich bald merkte, ein arger Trunkenbold. Der redete oftmals zu mir vom Frommsein und wollte mir's ausreden. In aller Bescheidenheit, wie es mir zukam, diente ich ihm aus Gottes Wort, was er sich meistens gefallen ließ, die Frau Meisterin aber für ihr Leben haßte. Plötzlich starb er. Statt daß die Frau Meisterin sich nun unter die gewaltige Hand Gottes beugte, lästerte sie auf mich los, ich hätte ihrem Mann durch das Frommthun das Leben verbittert.

‚Keinen Groschen geb' ich ihm,' rief sie, ‚mach' er sich vor allem fort aus meinen Augen! Will er was mitnehmen, so mag er die schwarze Katz', die er hergewöhnt hat, das herrenlose Vieh auf seinen Armen durch die Welt tragen! Die schenk' ich, die Frau Meisterin, ihm zum Gotteslohn!'

Was sollte ich machen? Erst lange klagen, obwohl ich noch an fünf Thaler zu bekommen hatte? Es war mir unleidlich im Hause, und Niemand mochte mich von Herzen, weil ihnen meine Frömmigkeit ein Dorn im Auge war. Da nahm ich rüstig die schwarze Katze und ging in Gottes Namen davon.

In Grünberg fand ich wieder einen Meister, der einen Gesellen brauchen konnte, und dem war ich gerade recht. Viele Jahre arbeitete ich bei ihm und war in seinem Hause, als gehörte ich zur Familie. Auch meine Katze hatten sie gern, weil sie mir so anhänglich war und fleißig mauste. Und das that noth, denn ein Mäuslein hatte sich einst frech bis auf die Bettdecke von Meister's Töchterlein gewagt und die Hühner im Stall mußten manches Körnlein, das ihnen bestimmt war, einbüßen.

Immer aber konnte ich nicht dort bleiben, wollte mich selber als Meister irgendwo niederlassen und kam mit meiner schwarzen Katze, die mir nicht von der Seite wich, hierher. — Ich hatte mich übrigens unterwegs verspätet. Ein Gewitter überfiel mich im Walde, so daß mir nichts übrig blieb, als mich in einem Busche zu verkriechen, damit ich nicht pudelnaß wurde. Statt, wie ich dachte, bald nach Sonnenuntergang die Stadt zu erreichen, kam ich um Mitternacht vor das Thor, das zu damaliger Zeit Nachts verschlossen war. Ich dachte also, bis zum nächsten Morgen zu warten, sintemal ich manche Nacht den Sternen vergönnt hatte, auf mein Lager zu scheinen. Aber was ist das? Es leuchtet plötzlich roth gegen den Nachthimmel auf, es zuckt und zuckt feurig in die Höhe.—

„Es brennt!" schrei ich aus vollem Halse. Dann

aber war ich still und lauschte, ob es denn nicht lebendig werde in den Straßen. Alles schläft, kein einziger Ton dringt an mein Ohr. Und oben gegen den Himmel das Roth, das Roth! „Ist's auch vielleicht nur Wetterleuchten?" denk' ich bei mir. O Himmel, nein! Da sprüht ja die helle Feuergarbe in die Höhe! „Feuer!" schrei' ich, was das Zeug hält, „Feuer! Feuer! Feuer!" — Alles bleibt still, nur die Eule schreit und lacht wie vor Schadenfreude. Da fang ich abermals an zu schreien. Sollten die armen Leute mit Haut und Haaren verbrennen? Das durfte nicht sein, es mochte mir kosten, was es wollte. Ueber dem Stadtthor war das Thorwächterhäuschen. Ich nicht faul, raffe Steine zusammen und bombardire darauf los wie das Hagelwetter. Zu werfen verstand ich; wozu wär' ich denn ein munterer Bub gewesen? „Klirr!" geht es, „klirr—rrr—rrrr!" Nicht lange, so kracht das Stadtthor in seinen Angeln. Mit Säbeln und Stangen stürzen ein paar Wächter heraus.—

„Ih, den Kerl soll doch gleich!" schreien sie. „Feuer!" schrei' ich dagegen, nochmals: „Feuer! Es brennt! Wollt' ihr allesammt verbrennen?" ruf' ich. „Seht euch doch um! Ihr habt wohl ein Fest gefeiert mit Trinken und Tanzen, daß kein einziger Wächter seine Augen aufhalten kann?"

„Nun ja, wir haben auch einen neuen Stadtrath bekommen," sagen sie, sich die Augen reibend. Ich glaube, sie schliefen noch, obwohl sie mir an's Leder wollten.

Ehe sie wußten wie, war ich in die Stadt hinein und lief durch die Straßen: „Feuer! Feuer! Feuer!"

Jetzt wird es aber doch lebendig. In Nachtkleidern stürzen sie aus den Häusern. Die Straßen sind hell von den Flammen, es gibt ein Lamento überall, dann rasseln die Spritzen über den Straßendamm.

Nun, Gott sei ewig Dank, kein Menschenleben war zu beklagen, obgleich Reuter's und Dulitzen's Haus, ehe der Tag anbrach, Aschenhaufen waren. Aber weiter konnte das schreckliche Element nicht um sich greifen. Die Bürger hatten dagegen angekämpft wie die Löwen.

Am nächsten Morgen ließ mich der Bürgermeister, dem ich schon in der Nacht auf seine Frage Bericht gegeben, zu sich rufen. Er sprach sehr freundlich mit mir, fragte mich nach meiner Herberge und klopfte mir mehrmals auf die Schulter, reichte mir auch zum Abschied die Hand und sagte, daß mir die ganze Bürgerschaft Dank wüßte.

Selbigen Tags am Nachmittage ward ich auf das Rathhaus gerufen. „Jetzt muß er uns die Fensterscheiben im Thorhäuschen bezahlen," sagte der Rathsdiener murrend. Ich griff in die Tasche und kehrte sie um und um. Ach, es war nicht viel drin, weil ich mir einen funkelnagelneuen Anzug gekauft hatte, dachte jedoch, sie würden es mit mir nicht allzu schlimm machen, von wegen des Feuers, überlegte auch unterwegs schon, daß ich noch vor Abend weiter wollte, sintemal ich erfahren, daß, weil die Schneiderinnung hier zahlreich war, für mich kein Plätzchen mehr übrig sei, wo ich hoffen konnte, mein Brod zu verdienen.

So führte mich der Rathsdiener vor die Stadtherren, die mit gar ernsten Gesichtern dasaßen, so daß ich wenig Hoffnung hatte, ich werde glimpflich fahren von wegen der Klingel-Klingel-Fenster im Thorhäuschen.

Nun begann der Herr Bürgermeister: „Zimbel heißt er?"

„Johannes Zimbel, Schneidergeselle meines Zeichens, mit Verlaub, gestrenge Herren!"

„Aus Meißen?"

„Aus Meißen im Sächser Land."

„Im Sachsenland," verbesserte der Herr Bürgermeister. „Wo hat er seine Papiere?"

Ich holte sie hervor und reichte sie hin. Die Herren sahen sie durch und nickten: „Hm, hm!"

„Unser Thurmwächter ist ein Esel," sagt der Herr Bürgermeister, „ein ganzer, richtiger Esel, daß er schläft, statt Sturm zu läuten. Wir brauchen einen mit zwei offenen Augen. Hat er Lust, bei uns Thurmwächter zu werden? Kann seine Schneiderei auch in der Höhe treiben, wenn er ihr nicht Valet sagen mag. Nimmt also er, Johannes Zimbel, unser wohlgeneigtes Anerbieten an? Das und das ist sein Lohn, so und so wird er sich stehen. Besinn' er sich. Schlägt er ein?"

„Tausendmal ja, gestrenge Herren, obwohl ich mein Lebtag nie gedacht habe, so hoch zu steigen."

„Der Esel muß herunter, ihm ist auf der Weide zu wohl geworden, das merk' er sich," sagt der Herr Bürgermeister. „Hüt' er sich vor solchen Eseleien!"

„Mit Verlaub, recht gern, Herr Bürgermeister!" sag' ich.

Nun schrieben sie allerlei, daß die Gänsekiele kreischten, und am Ende hieß es: „Johannes Zimbel, er ist von Stund' an unser Thurmwächter, wir wollen ihn in Eid nehmen, daß er ohne Unterlaß die Augen offen hält zur Nachtzeit."

So ward ich hier oben eingesetzt, und gereut hat es mich nimmer, da es ein schönes Plätzchen ist, wo die Sorgen der Welt nicht hinkönnen.

Nun hatte ich mich schon den ganzen Tag damals nach meiner schwarzen Katze umgethan, die mir sonst auf Schritt und Tritt folgte wie ein Hündlein, konnte ihrer aber zu meinem Herzenskummer nicht habhaft werden. Als ich mit Dank und Freude vom Rathhaus weggehe, denk' ich bei mir: „Johannes, du sollst erst noch einmal zur Brandstätte gehen, weil da dein Glück gar geworden ist." Es war mir ein Wunder der Vorsehung, wie ich vor dem Aschenhaufen stand und in mir bedachte, wie merkwürdig alles gekommen. Auf einmal fahr ich zurück. „Mies!" schrei ich auf. Ach, da lag meine gute Katze, ein brennender Balken hat sie erschlagen! Die Augen gingen mir über.—Aber als ich wieder ordentlich hinschaue, was ist das? Fünf Kätzchen lagen neben und unter ihr, die hatte sie dort geworfen und versucht, sie mit ihrem Leibe zu decken. Vier waren todt, eins aber

lebte noch. Dies nahm ich auf den Arm und lief, so schnell ich konnte, ihr Nahrung zu geben, damit ich es am Leben erhielte.

Vor der Thür eines armen Häuschens stand ein freundliches Mägdlein, die mich um das Kätzchen fragte. Es dauerte sie, und da im Hause auch eine Katze mit Jungen war, legte sie ihr mein Kätzchen dazu, und die alte Nährmutter nahm es mitleidig an.

Seht, das Mägdlein, mit Namen Marie, ist eure herzliebe Mutter geworden, die mir und euch Zeit ihres Lebens von Herzen wohlgethan hat, bis Gott sie in sein ewiges Himmelreich nahm. Mein Kätzchen aber gedieh merkwürdig, es gab einen stattlichen Kater, und ihr kennt ihn gut, mein' ich.

Wie ich nun hier oben mit eurer lieben, seligen Mutter wohnte, sagte der liebe Gott: „Die beiden Leutchen im Thurm, sind gar so allein, ich will ihnen einen Buben schenken." Da krähte es uns eines Tages lieblich in die Ohren, daß uns das Herz im Leibe lachte, und das war unser Hänslein. Merke wohl, Hänslein, daß du vom lieben Gott bist, darfst keinem anderen gehören, zumal er in der heiligen Taufe auch Vaterstelle bei dir übernommen hat. Gehörst also zum allervornehmsten Hause im Himmel und auf Erden. Darum habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebote!

Nun war aber der Hans wieder allein, wollte gern einen fröhlichen Gespielen haben. Da sprach Gott in seiner Güte: „Ein Schwesterlein wird's thun!" Und eines Nachmittags stand Hänslein an der Wiege und sah wie verklärt aus. „Mutter," sagt' er stolz, „Schwesterlein hat auch einen Kopf!" Das war unser Mariechen. Wenn es nur gesund wäre! Doch der Herr, unser Gott, weiß, was wir bedürfen, und was uns gut ist, nicht, Mariechen?" —

Die Geschichte war nun aus. Mariechen legte ihren Kopf schmeichelnd auf des Vater's Knie; eine Thräne stand ihr im Auge, aber sie verbarg die Thräne vor Vater und Bruder, um ihnen das Herz nicht schwer zu machen. Gott konnte ja alles wenden, wenn er wollte, und durfte es nicht sein, so war sie entschlossen, nicht zu murren, sondern ihr Kreuz stille zu tragen, wie Jesus gethan hatte uns zu lieb, obwohl er doch das heilige Kind Gottes von Anfang und in Ewigkeit war. Und Mariechen hob ihre Augen auf und siehe, unzählige Sterne standen über dem Thurm, die führte Gott alle wie ein Hirt seine Lämmer, und er sollte für sie nicht Bahn haben? Im dunkeln Thale blieb er doch immer der Hirt, und droben auf den seligen Weiden der Ewigkeit gibt es keine kranken Schafe und Lämmer mehr.

So dachte Mariechen und wurde seelenvergnügt.

Nun begab es sich, daß ein großer Rumor durch die Stadt ging, dem Herrn Baron, dessen Gut nahe bei dem Stadtthor lag, sei eine außerordentlich werthvolle Nadel mit Diamanten gestohlen worden, und was sie am allerkostbarsten machte, war dies, daß sie ein Geschenk des Königs war. Die ganze Stadt, die ganze Gegend kam in Bewegung wegen des Diebstahls. Kein Mensch ahnte, wer der Dieb sein könnte. Wer irgend verdächtig erschien, wurde gefangen gesetzt und in Verhör genommen. Da kam denn wohl allerlei Böses heraus, woran man nicht gedacht hatte aber keine Spur von der kostbaren Nadel. Am Ende setzte der Herr von Holtheim eine Belohnung von fünfzig und dann gar von hundert Thalern aus für den, der ihm die Nadel, deren Verlust ihm über die Maßen schmerzlich war, wieder verschaffte. Viele Leute, die sich den Preis für ihr Leben gern verdient hätten, gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Nadel zu finden, oder dem Diebe auf die Spur zu kommen. Jedoch alles war vergeblich. Ein Geheimniß, das, wie es schien, niemals aufgeklärt würde, war und blieb diese Angelegenheit.

An einem wunderschönen Herbsttage machte Hans in Gesellschaft seines Freundes, des Thurmkaters, einen Spaziergang nach einer nahen Burgruine. Sie war ein beliebter Tummelplatz der Stadtbuben an den freien Nachmittagen. Heute aber marschirte Hans mit seinem schwarzen Kater allein hin, weil die meisten andern Buben mit den Eltern auf dem Felde waren, um Kartoffeln auszugraben, während Meister Zimbel mit seinem Aeckerchen schon fertig war.

Hans freute sich recht darauf, mit seinem Thurmkater in den alten Mauerwerken um die Wette zu klettern; es war ein heller Spaß, zumal an solch' köstlichem Herbsttage, wo die Welt in einer Fülle von Farben strahlte, als hätte der große Werkmeister alle seine Farbentöpfe zusammen genommen, um Nähe und Weite, bevor das Schneekleid sich eintönig darüber breitete, so bunt und erfreulich wie nur denkbar anzumalen. Herbstfäden zogen und flogen lang und glitzernd durch die blaue Luft. Im Walde duftete es, der Specht hämmerte die Baumstämme hinauf, herab, Eichkätzchen schnurrten an den alten Eichen, — Freude und Glanz allüberall!

Hans und sein Kater trabten vergnüglich des Weges dahin, bis sie die Burgruine erreicht hatten, die in braunem Schimmer zwischen Waldbäumen und Gestrüpp lag. Sie klommen einen grasbewachsenen Pfad empor und befanden sich zwischen viereckigem Mauerwerk, wo ehemals ein Rittersaal gewesen war. Plötzlich brachen ein paar große Jagdhunde vom Gute des Barons, die auf einer unerlaubten Waldstreife waren, wie ein Donnerschlag aus einer Höhlung hervor und stürzten sich auf den unglücklichen Thurmkater. Hans ermannte sich, schleuderte einen gewichtigen Stein auf die Angreifer und sprang auf eine Böschung, um kletternd vor ihren Zähnen sicher zu sein. Der Kater bekam durch den Wurf, der die Hunde gehörig traf, freie Bahn. Prustend setzte er über ihre Köpfe weg und schnellte sich Satz um Satz am Mauerwerk in die Höhe. Indeß die Hunde waren weit entfernt, einen so fetten Kater mir nichts dir nichts fahren zu lassen. Auf Umwegen, von Gemäuer zu Gemäuer vordringend, setzten sie ihm nach, während er und Hans angstvoll höher höher klommen, der Kater so hoch,

daß auf einmal unter zwei Zwergbirken, die aus einem halbzerbrochenen Thurm hervorkrochen, ein paar Raben aufschossen, die dort auf ihrem Neste überrascht worden waren.

Hans und der Kater blickten von ihren hohen Standpunkten triumphirend hinab, wobei ersterer, den es nach Knabenart in allen zehn Fingern juckte, die Hunde gewaltig bombardierte. Stein auf Stein flog prasselnd zu ihnen nieder, daß sie am Erfolge ihrer katerlustigen Bemühungen verzweifelnd, mit Bellen und Heulen den Rückzug antraten. Erst nach einer langen Weile athmeten die Belagerten vollends erleichtert auf, denn die Jagdhunde kamen tief unten auf dem Fahrwege zum Vorschein und trollten sich mit verschiedenen Beulen verzagt heim. Hans aber schaute nun in vollem Glück um sich. War es nicht herrlich hier oben? Konnte es etwas Schöneres geben, als den Sitz auf dem alten Gemäuer mit seinem Rundblick?

Das Jammergeschrei der Raben zog ihn von seinem Lug-ins-Land ab. Er entdeckte den Kater im Neste der Vögel, wie er sich dort eifrig zu schaffen machte, einem Polizeidiener gleich, der gestohlene Ware an sich nimmt.

Jetzt war der Turmkater fertig. Gemüthlich begab er sich hinweg, während es in seinem Maule gleißte und funkelte wie von Thautröpfchen, in denen die Sonne leuchtet. Hans reckte den Hals gewaltig. Er blieb auf seiner Stelle und erwartete den Kater, der denn auch nach wenig Augenblicken um eine Mauerecke sprang und sich zu seinen Füßen hinschmiegte, wobei er den Kopf erhob und seinem jungen Herrn und besten Freunde zu dessen Staunen und Entzücken verschiedene Kleinodien zeigte; mit zitternder Hand nahm Hans sie aus dem Maule. Niemals hatte er dergleichen gesehen, und fürwahr, wenn das nicht dos Herrn Baron's kostbare Nadel war, so wollte er nicht mehr Hans heißen.

Im Sturme sprang, glitt, kollerte der Tub' von seinem Mauersitz hinab, der Kater mit verwegenen Sprüngen hinter ihm; wie zwei Wettläufer legten sie den Weg bis zur Stadt und hinauf in die Thurmwohnung zurück.

„Vater! Vater!" rief Hans, der vor Anstrengung und Erregung kaum sprechen konnte.

Meister Zimbel blickte verwundert auf, er befand sich gerade bei einem wichtigen Stück, einem schönen Tuchhöschen für Bürgermeisters Fritz; es war ein Staatszeug, und die Hosen sollten auch extra werden.

Da zeigte Hans ihm die Nadel. Meister Zimbel fuhr ordentlich auf. „Junge, wo hast du die her?"

„Von unserm Kater, und der hat sie aus dem Rabennest oben auf dem zerborstenen Burgthurm! Sieh' nur hier sind noch drei Goldringe."

„Aber das ist ja ein wahres Wunder von Fang, den ihr da gethan habt!" rief der Vater, die Höschen vor Verwunderung in die Hölle fallen lassend, „ein wahres Wunder!"

Mariechen staunte die Schmucksachen auch von allen Seiten an und sagte mit leisem Lächeln: „Wie schön, wenn man mit unserm Thurmkater herumlaufen kann!"

Meisten Zimbel zog sich schleunigst das Sonntagshabit an und lief spornstreichs mit Hans zum Herrn Baron, der zu träumen meinte, als er nach so langer Zeit seine köstliche Nadel, die er aus königlicher Gnade empfangen, wider alles Erwarten wieder hatte. Nachdem er dem Buben die Hand geschüttelt und dem wackeren Meister dazu, beschaute er auch die Goldringe. Aber die gehörten ihm nicht, er wies damit den Meister an die Polizeibehörde.

„Und nun meine Schuld, die hundert Thaler!" sagte er.

Meister Zimbel meinte, das sei nicht nöthig, er habe sich doch so gefreut, als er dem Herrn Baron habe die Nadel bringen können; er könne sich ja leicht denken, was es heiße, vom König ein Geschenk bekommen und es verlieren, das sei fast so viel, als wenn einer den Kopf verliere.

Der Baron lachte vergnügt und sagte: „Was recht ist, das ist recht, und euer Hans bekommt die hundert Thaler. Habt ihr sonst keine Kinder mehr?"

„Ach ja, Gottlob, unser Mariechen! Aber es ist immer krank, es kann nicht gehen."

„Nicht gehen' ach! Habt ihr denn den Arzt gehörig zu Rathe gezogen?"

„Das freilich, Herr Baron, allein er spricht von weiten Reisen und Bädern und, ich weiß nicht was, ‚sie muß eingesalzen werden,' sagt er."

„Salzbäder würden ihr sicherlich gut thun," versetzte der Baron, „und ich will euch was sagen. Die christliche Liebe ist heutzutage sehr erfinderisch, sie hat auch besondere Kinderanstalten in Heilbädern und am Meere gestiftet. Ich verschaffe dem Kinde einen Platz und nehme alles auf mich. Ist's euch recht, Meister?"

Dem Manne und Vater ging es seltsam über das Gesicht.

„Herr Baron, Mariechen mich verlassen? — — Aber wenn sie gesund würde!"

„Mit Gottes Hülfe ohne alle Frage, lieber Meister. Hier meine Hand, schlagt ihr ein? Sollen wir's so machen?"

„In Gottes Namen, Herr Baron! O, was wird mein Kind sagen? O, wenn sie nur gesund würde wie andere Kinder!"

„Hier Hans," sprach der Baron, „das ist dein wohlverdienter Lohn, runde hundert Thaler!"

„Nein, Herr Baron, auf keinen Fall!" rief Meister Zimbel eifrig. „Hans hat die Nadel nicht gefunden, sondern unser Turmkater."

„So muß man ihm die Geldrolle geben," lachte der Baron. „Aber was wird er thun? Er bringt sie Hans."

„Er hat mir die Nadel und Mariechen den Buchfinken gebracht!" sagte Hans heiter.

„Das ist ja ein Kater, wie er im Buche steht!" lachte der Baron, „er hat Unterscheidungsvermögen und weiß,

wo es angebracht ist. Folglich wird er theilen. Hans fünfzig Thaler in der Sparbüchse und Marie fünfzig Thaler dito, das liegt auf der Hand. Der Thurmkater scheint selbst Gold werth zu sein."

Hans mußte die Geldrolle mitnehmen, da der Herr Baron zuletzt ungehalten wurde.

„Halbpart!" rief er dem glücklichen Buben nach, und dann: „Bald hört ihr mehr von mir!"

Er hielt sein Wort und bewerkstelligte die Reise des kranken Mariechens in ein Seebad. Der Vater brachte sie hin, und eine Diakonissin, welche der wohlthätigen Anstalt vorstand, nahm sich ihrer gleich so freundlich an, daß der Abschied von Vater und Kind erträglich war.

Sechs Wochen waren seitdem vergangen, als Meister Zimbel mit Hans und dem Thurmkater eines Tages wieder im Sonntagshabit die Straße entlang schritt, und zwar zur Post. Hei, was der Schwager blies! Und wer guckte denn da aus dem gelben Postkasten so fröhlich heraus? Ich glaube gar, es war Mariechen. Richtig, da war sie kein Krüppel mehr, nein, flink auf den Füßen und kräftig wie irgend ein anderes Kind, und als sie Vater und Bruder, die von Verwunderung und hoher Freude stumm waren, umarmt hatte, da faßte sie auch den Thurmkater in ihre Arme und drückte ihm einen Kuß auf die schneeweiße Stelle vor der Stirn.

Von der Stunde an war der Thurmkater das berühmteste Geschöpf der Stadt, nur die Hunde konnten sich auch jetzt nicht darein finden, ihn zu respektiren, wie es einem hohen Herrn zukommt. Er aber wußte nichts Besseres zu thun, als sie zu verachten und im Bewußtsein eigenen Werthes weiter mit den Mäusen zu verkehren, die er selber biß.

Von Texas nach Java.

Von A. Hermann.

II.

Auch hier kam eine Masse arabischer Händler, die ihre Diamanten, Perlen, Korallen und seidene Stoffe, Straußeneier, Straußenfedern ꝛc. ꝛc. zum Verkaufe anboten. Eine Menge kleiner Negerjungen, mit spiralförmigen Locken, die am Kopf schwarz und an der Spitze schneeweiß aussahen, kamen auf ausgehöhlten Baumstämmen sitzend und baten die Passagiere mit dem Rufe: "a la hop, a la hop, a la mere, a la mere," ihnen ein Geldstück ins Wasser zu werfen. Hatte dies Jemand gethan, so sprangen Alle mit dem Kopf ins Wasser und schwammen wie Fische dem Geldstücke nach in die Tiefe, bis es einer triumphirend den Passagieren zeigte, dasselbe unter seiner Zunge verbarg, um von neuem seine Stimme ertönen zu lassen.

Noch denselben Abend stachen wir wieder in See, fuhren durch die Straße von Bab-el-Mandeb, das heißt Thränenthor, und erblickten auf afrikanischer Seite das Cap Quardafui. Wie viele Menschen sind wohl unter dieser trügerischen Fläche begraben! Bald war auch dieses Cap hinter uns und unser Schiff strich durch die Wellen des indischen Oceans. Am 23. März erreichten wir Colombo, eine Hafenstadt des herrlichen Ceylons. Hier grüßten die erhabenen Palmen mit ihren Kronen uns zum Willkomm in Indien. Drei Tage darnach fuhren wir in die Straße von Malacca, zwischen Hinterindien und Sumatra ein, und am 29. warf Yang-Tse in Singapore Anker.

Abends ging ich mit drei Passagieren nach der etwa eine Stunde entfernten Stadt. Zu diesem Zweck nahm einer der Passagiere mit mir einen kleinen zweiräderigen Karren, an welchem der Chinese, in Ermangelung von Pferden, sich selbst vorspannt, und mit einer merkwürdigen Schnelligkeit und Leichtigkeit und einer unbegreiflichen Unermüdlichkeit vorwärts eilt.

Singapore ist eine fast ausschließlich chinesische Stadt, welches man schon beim erstem Anblick durch die Bauart der Häuser und Abends durch die tausende papierne Laternen erkennen kann, welche den chinesischen Städten eigenthümlich sind. Wir stiegen aus unserem Gefährt und machten nun zu Fuß einen Spaziergang, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen. Unter diesen will ich hauptsächlich einen Hindutempel erwähnen. Schon die kunstreiche Architektur dieses Gebäudes zog unsere Aufmerksamkeit an. Als wir jedoch eintreten wollten, kamen sogleich einige Vertreter dieser heidnischen Religion und geboten uns, die Schuhe abzuziehen. Einer meiner Begleiter that dies sogleich und trat hinein zum Altar, während wir zwei anderen in der Vorhalle blieben, von wo aus wir nichtsdestoweniger Gottesdienst und Götzenopfer sehr gut sehen konnten. Auf dem Altar standen die Götzen Brahma, Buddha, Wischnu, vor denen sich die armen Unwissenden beugten. Als Götzenopfer wurden an die Anwesenden eine Art gebratene Bohnen, welche zuvor in Weihrauch und Myrrhen geräuchert wurden, ausgetheilt. Der Eine meiner Begleiter, welcher zum Altar getreten war, wurde dabei so wahnsinnig ergriffen, daß er gelobte dem Buddha zu huldigen. Thörichte Begeisterung! Was mögen diese Heiden für eine Idee von „Christen" bekommen haben! Wir traten wieder aus und nahmen unsern Rückweg zu unserem Schiff, welches ich am nächsten Morgen mit dem Emirne vertauschte. Dieses ging am 1. April ab, um mich endlich nach dem schon so lang ersehnten Ziel mei-

ner Reise, Batavia, zu bringen. Ein gelber Nebel lagerte, bei der Annäherung unseres Schiffes, auf Java, und über diesen Nebeln ragte die Spitze des 4000 Fuß hohen Vulkans Goenoeng Gedeh hervor, aus welchem eine kleine Rauchsäule emporschoß. Um acht Uhr wurden die Anker fallen gelassen und die Kanone als Zeichen der Ankunft abgeschossen. Ein kleines Boot holte die Passagiere und in etwa einer halben Stunde saß ich schon in einem Wagen, auf dem Weg zu den lieben Meinigen. Ich dachte, wie wird sich die Mutter freuen, von der ich in Europa Abschied nahm, und über drei und ein halbes Jahr getrennt war, um im fernen Osten Wiedersehen zu feiern. Ja, das war ein Wiedersehen, als unsere Blicke sich begegneten und wir uns gegenseitig in die Arme schlossen.

Kennst du der Mutter Liebe, Sorgen, Grämen?
Kennst du ihr höchstes, liebevolles Sehnen?

Insel Ceylon.

Ihr einziger Wunsch ist ihrer Kinder Glück,
Lies ihre Liebe in dem Mutterblick.—

Schließlich nun noch ein Wort über Java. — Wenn verschiedene Schreiber diese Insel als die herrlichste der Welt darstellen, so bestätigen sie die Wahrheit vollständig, und Jemand, der nicht wenigstens die Ueppigkeit der Tropenzonen mit Augen gesehen hat, kann sich unmög-

Eine Javanische Familie.

lich eine Vorstellung von ihrer Schönheit machen. Java liegt unter dem 6. Grade südlicher Breite und gehört zu den Sunda Tuscla, deren reichste sie ist. Wo will sich hier das Auge an der Pflanzen und Thieren so überreichen Natur zuerst weiden? Hier sind die Palmen, die als Könige der Bäume majestätisch ihre Kronen gen Himmel erheben, um den Herrn zu verherrlichen; dort die prächtigen Tamarindenbäume, welche in den Städten die schattigsten Alleen bilden, und der tausend verschiedenen Fruchtbäume mit ihren verschiedenartigen Früchten, als: Djirock, Manga, Nanga, Pisang, Rambaeton, Doekoe, Mangiston, Salak, Gebonbon, Zuurak, Doerian 2c. Wo ist ein herrlicherer Anblick, als jene Pisangbäume mit ihren großen, geschmeidigen Blättern, unter deren Schatten der Kaffeestrauch seine kirschenartigen Früchte (die Kaffeebohnen) trägt? Wo ist ein Land, wo die Bäume und Pflanzen das ganze Jahr im verschiedenartigsten Blätterschmuck vom hellsten Gelbweiß bis zum dunkelsten Grün im Abendwind ihre Melodien rauschen und dem Bewunderer die herrlichsten Blüthendüfte entgegenhauchen? Ach Herr, wie groß und wie viel sind deine Werke, deren jedes dich als den weisen Schöpfer verehrt! Wäre das Paradies noch auf Erden, die Natur könnte nicht schöner sein, als hier. Java ist auch ein wichtiges Land für den Handel. Es ist das Land der Gewürze, Pfeffer, Zimmet, Muscatnuß 2c., und unter die theuersten Produkte gehören Vanille, Cacoo und Indigo; der Java Kaffee ist der beste der Erde, und Tabak, Zucker und Baumwolle, welch letztere in Kapseln von 4—6 Zoll Länge an Bäumen wächst, liefern ebenfalls eine gute Sorte; auch Thee und Reis sind hier, wie im ganzen Osten, zwei Hauptprodukte, welche die Nahrungsmittel aller Classen bilden. Doch nicht nur tropische Produkte, sondern selbst europäische werden hier gezogen. Während in den Niederungen erstere Wuchern, werden in den Bergen, die hier eine höhe bis 12,000 Fuß erreichen, die letzteren gepflanzt, z. B. alle Sorten Gemüse und sogar Aepfel. In den Niederungen findet sich das tropische und heiße Clima, während es auf den Bergen kalt und gesund ist.

Die Hauptstadt von Java ist Batavia. Diese theilt sich in den Geschäftstheil Alt-Batavia mit seinen schmutzigen alten Häusern, das Jahrhunderte lang als die ungesundeste Stadt der Welt bekannt war; das Clima hat sich indessen verändert. Durch den Fleiß der Holländer sind die Sümpfe trocken gelegt und Canäle eingerichtet worden, sowie die Flüsse mit Mauern eingefaßt. Hier jedoch laßt uns länger nicht verweilen. Weltenreden, auch Neu-Batavia genannt, ist der Wohnsitz der Europäer. Einem Fremden möchte es hier fast wie eine Landschaft vorkommen, da man in dem grünen Dickicht von hundert Sorten Bäumen die Häuser nicht sieht, deren jedes von einem prächtigen Garten, in welchem die mannigfachsten Crotons und Blumen grünen, umgeben ist. Alle Häuser sind von Stein oder Bambus erbaut und haben, wie Paläste, als Front eine große mit griechischen, dorischen und jonischen Säulen gestützte Gallerie, und hinten im Hofraum eine Reihe Häuser für Bediente, nebst Küche, Stallung, Badkammer 2c. Luxus ist hier in den Häusern, sowohl als in der Gesellschaft, mehr im Schwunge, als irgendwo anders, denn auch die kleinste Familie hat wenigstens zwei bis drei Bediente. Man findet sie hier beim Armen wie beim Reichen, und halb verwundert kehrt vielleicht mancher Ankömmling mit Abscheu den Rücken und zieht sich zurück in das Einfache der Einsamkeit. Man möchte hier mit Schiller sagen:

Wer kennt die Länder, nennt die Namen,
Die alle hier zusammen kamen.

Hier geht der Chinese mit seinem Krämerladen auf dem Rücken und einer Klapper in der Hand, und bietet seine Waaren feil; dort ein Araber, der als eine Art Agent oder Reisender seine Perlen, Diamanten, Seide, Fächer 2c. anpreist, und der dicklippige afrikanische Neger, der von der holländischen Regierung als Soldat importirt wurde, jedoch als Europäer behandelt wird. Die Hauptbevölkerung bilden die Malayen, welche sich in eine große Anzahl verschiedener Stämme und Nationen und eben so viele Sprachen theilen. Sundanesen, Javaner und Madoeraeer sind die Hauptvölker dieser Regionen. Ihre Kopfform ist bedeutend besser, als die des Negers, und die Gesichtszüge sind manchmal sehr schön zu nennen. Das Haar ist lang, schwarz und straff wie das der Mexikaner, während ihr Character ein falscher und höchst abergläubischer ist. Faulheit ist ihnen angeboren, und im Stehlen und Vergiften sind sie allen andern Racen voraus, so daß die Europäer, die bereits nicht ohne Bediente leben können, sich nicht genug vor ihnen in Acht nehmen können. Werden die malaischen Köchinnen beleidigt, so mischen sie als Rache feinen Bambusstaub oder ganz fein gehacktes Haar in das Essen, was eine langsame zehrende Krankheit und sicheren Tod zur Folge hat, und wogegen keine Medizin angewandt werden kann. Gegen ihre Kinder und Gattinnen sind sie oft lieblos und untreu, während ihre Kinder eine heilige Achtung für ihre Eltern wahren. Durch den Luxus entmuthigt, nehmen viele Weiße Malayinnen als Haushälterinnen, welche sie aber zu allen Zwecken benutzen. Trotzdem kann sie von demselben zu jeder Zeit ausgestoßen werden, wozu die Regierung, die das ehebrecherische Wesen, anstatt zu unterdrücken, immer mehr fördert, nur lacht. So sinkt der Mensch zum Thiere, welches nur seinem Triebe folgt. Das Land gehört der Regierung, so daß sämmtliche der von den Eingebornen bebauten und gezogenen Produkte derselben müssen abgeliefert werden, wofür sie ihren Lohn empfangen. Es sind hier Agrikultur-Gesetze, die einen Amerikaner in Staunen setzen und empören würden, und trotzdem Java die reichste Insel der Welt ist, geht Holland mit seinen wahnsinnigen Colonialgesetzen langsam aber sicher seinem Untergang entgegen.

Auf Java arbeiten die Missionare schon mehr als hun-

dert Jahre und noch kein Erfolg! Ach Herr, Herr! laß dein Reich auch hier kommen. Wo Menschenwirken umsonst ist und Menschenhülfe wie Staub, da bahne, o Jesu, du selbst den Weg. Laß dein Blut für dies Volk nicht umsonst vergossen sein, sondern schmelze mit den Thränen, die du einst am Kreuz geweint, auch diese steinernen Herzen. Herr Jesu, laß es tagen in der Nacht, breche die Festungen und Schlösser des Satans und— siege! Laß auch hier noch triumphirend die Fahne deines Evangeliums wehen zu deinem ewigen Ruhm. So komm, ach komm, Herr Jesu! Amen.

O! ew'ge Liebe, laß auch hier durch dein Erbarmen,
Völker noch dein Liebeskreuz umarmen!
Siege! triumphire durch die Nacht;
Heute ja noch deine Wunde klafft,
Rufend laut, Erlösung für die Sünder!
Herr! gebier auch hier noch deine Kinder.

Des Vaters Schuhe.

Nacherzählt von Anna Gülich.

Der Tag war heiß, als Simon T. auf der schattigen Seite der Straße hinschlampte. Sein Weg ging nach einer Kneipe und das zum vierten Mal an diesem Morgen, obschon die Thurmuhr die Elfe noch nicht geschlagen hatte. Augenscheinlich war der Simon eine Art heruntergekommener Geschäftsmann, oder ein arbeitsloser Zimmermann, oder ein Mensch, der gar nicht arbeiten wollte.

Zu Hause hatte er eine Frau und Kinder, die alle mit dem Leben eines Säufers in trauriger Harmonie standen. Das Haus ohne Möbel, und die Insassen halbverhungert, abgehärmt und äußerst elend. Die Frau des Simon T. sah mit einem so verzweifelten Blick in die Welt, und seine Kinder waren die verlottertsten von allen verlotterten, die an trockenen Tagen auf der Straße spielten, und die sich in düstere Winkel verbargen, wenn es regnete oder schneite.

„Ein Glas, Herr Bischler," begann Simon mit einem Lächeln; „ich will heute Mittag zahlen; seien Sie so gut."

„Nichts gut," antwortete der dicke Wirth, indem er ein Glas für sich einschenkte und vor den Augen des durstigen Gastes austrank; „kein Bier ohne Geld."

„Ich will ja zahlen, Herr Bischler."

„Geschwätz! Kauft einen eisernen Narren, hält länger als ich. Geht und verschwatzt nicht eure Zeit und die meinige."

Also war Simons Hoffnung zu Wasser. Aber vielleicht kommt ein gutmüthigerer Mensch, als der Wirth ist, dachte er, und erbarmt sich mein. In dieser Hoffnung nahm er einen Stuhl, setzte sich hinten ins Gemach und fing an, in der Zeitung zu lesen.

Die Kneipe war den Augenblick leer; aber nach ein paar Minuten kamen einige junge Männer, denen man ansah, daß sie Malergesellen seien; ihre Sprache verrieth sie als Ausländer. Somit war für den Durstigen in der Ecke von dieser Seite nichts zu erwarten; darum las er in seinem Blatte weiter. In kurzem fingen die Burschen plötzlich laut und herzlich zu lachen an. Unser Leser guckte auf, was es zu bedeuten habe.

Unter der Thüre stand ein kleiner Knabe, dessen bleiches und mageres Gesicht mehr redete als ein ganzes Buch. Die wenigen Lumpen, die um seine dünnen Glieder herumhingen, verdienten den Namen von Kleidern nicht, und seine dünnen Beinchen steckten in abgenutzten, schmutzigen Schuhen, die für den stärksten Mann groß genug waren. Diese Schuhe waren es gerade, welche die Malergehülfen zum Lachen brachten. Auf den ersten Blick war das Aussehen des Jungen in der That lächerlich. Doch ihr Gelächter verstummte bald. Die Schuhe mochten das Lachen reizen; aber wenn man die armseligen Glieder sah, und wenn man den Blick zu dem traurigen Gesicht erhob, da hörte das Lachen auf. Das Bürschlein stand einfach da und in seinen Augen stand sehr deutlich die Bitte um Brod geschrieben; aussprechen that er sie nicht.

Einer der Arbeiter, ein großer, blondhaariger Mann, sah den Kleinen freundlich an und nahm das Wort: „He da, Jakoble, was willst du denn?"

„Ich heiß nit Jakoble, ich heiß Hansle, und möchte ein Stücklein Brod," antwortete das Kind.

„Armer kleiner Schelm!" sprach der Mann. „Da, Herr Wirth, geben Sie uns einen Weggen für den Buben. Was für eine Schande für einen Vater, sein Kind in so alten Schuhen herumlaufen zu lassen!"

„Nit alte Schuh!" sagte das Kind ein wenig entrüstet; „Vaters Sonntagsschuh, die besten Schuh."

Da erhob sich von neuem ein schallendes Gelächter. Einer der Maler hob den Knaben vom Boden auf und rief: „Da schaut mal her, gute Freunde, hier ist ein Paar gute Sonntagsschuhe für Euch! Ein herrlicher, respektabler Vater muß das sein, wenn seine übrige Kleidung mit den Schuhen in Uebereinstimmung ist!"

Unterdessen hatte der Knabe seinen Eierweggen bekommen und verzehrte ihn mit Heißhunger, während die Männer ihn mit Interesse betrachteten. Als der Wirth sah, von welcher Seite der Wind blies, und um sich bei

den Männern, welche in der Nähe auf einem Neubau arbeiteten, in ein gutes Licht zu stellen, füllte er ein kleines Glas, setzte es vor sie hin und sagte: „Geben Sie das dem Kleinen."

„Nein," sprach der, welcher den Weggen bestellt, „ich denke, das thun wir nicht: Wahrscheinlich ist sein Vater ein Trinker und man muß ihm zeigen, daß die Buben ohne Bier leben können. Aber geben Sie ihm noch einen Weggen, daran ist nichts Böses."

Meister Bischler fühlte sich ein wenig unangenehm berührt; doch ließ er sich nichts anmerken. Er sprach: „Ich weiß nicht, wem der Knabe gehört. Sein Vater kann ein Trinker sein; aber ein so böses Herz hat er jedenfalls nicht, sonst gäbe er seinem Knaben nicht die besten Schuhe."

„Vater gibt mir nie öppis," rief Hansle geschwind, „gibt mir nur Schläge am Kopf. Steine auf der Straße haben mir Löcher in die Füße gemacht."

„Nun, kleiner Kerl," sagte der Mann, der den Knaben auf dem Arme hatte, indem er ihn auf die Füße stellte, „ich sehe, du hast nicht das leichteste Loos bekommen. Geh und sag deinem Vater, er soll für eine Woche lang das Saufen lassen und dir ein Paar eigene Schuhe kaufen."

Der kleine Hans steckte den zweiten Weggen in den Busen, und an dem ersten kauend verließ er das Haus; er hatte Mühe, in den schweren Schuhen fortzukommen. Die Arbeiter setzten sich wieder an ihr Frühstück.

Und wer ist denn der dort hinten in der Ecke, der, welcher mit bitterer Schande dem ganzen Vorgang zugesehen? Wer hat sich so hinter seine Zeitung verborgen, während seine Backen güggelroth wurden? — Simon T. ist's, der müßige, liederliche Säufer, der Vater des Hansle.

Ja, es war sein eigenes Kind, welches ohne Wissen die ganze böse Geschichte erzählt und des Vaters Schande vor Fremden blosgelegt hatte. Das Kind, selbst mit geschlossenen Lippen, war ein stummer Zeuge gegen ihn; seine Zunge hatte das Elend des Vaterhauses so bestätigt, daß kein Mensch zweifeln konnte. Selbst der Herr Bischler, der natürlich nicht gegen das Trinken sprechen konnte, mußte zugeben, daß es in diesem Fall besser wäre, wenn der Vater, sei er auch wer er wolle, ein bischen weniger tränke.

Derjenige, welcher dem Knaben das Brod gekauft hatte, fing an: „Da muß ich aber doch sagen, ich möchte in den Schuhen eines solchen Vaters nicht stehen, und keinen Rappen würde ich ihm anvertrauen."

„Und wie wissen Sie, ob Sie es nicht eines Tages thun würden?" schrie Simon, der plötzlich aufgesprungen war und den Sprecher mit grenzenloser Wuth anschaute. „Meinen Sie, ich sei immer ein Trunkenbold gewesen? Ich war einst ein so guter Mensch wie Sie, wenn nicht ein besserer, und das Trinken ist's, was mich herunter gebracht hat."

Sprach der Mann: „So so! Ihr seid der Vater des Knaben; ein prächtiger Kerl, ja!"

„Ja, ich bins," entgegnete Simon, „und geben Sie mir nur keine wüsten Namen, denn die Reihe kann auch einmal an Sie kommen, und wenn das Trinken Sie anfaßt, dann werden Sie verstehen, warum jener arme kleine Bursche zu dem getrieben wurde, was er that. Der Wirth da kennt mich, und er weiß, daß ich jeden Rappen hieherbringe, den ich verdiene. Dennoch als ich diesen Morgen ein Glas auf Borg verlangte, sagte er Nein."

„Ihr bekommt immer Bier für euer Geld," sprach Meister Bischler, "und ich sehe nicht ein, warum ich es umsonst hergeben sollte."

„Das mein' ich nicht," versetzte Simon; „Sie haben das Gesetz und das Vorurtheil auf Ihrer Seite, und alles ist gegen mich; aber ich will mich nicht überwinden lassen. Heute hat mein Kind einen neuen Sinn in mich gepflanzt, und ich will Ihnen sagen, was ich jetzt thue: Mit Gottes Hülfe rühre ich kein Getränk mehr an. Hören Sie? Nie mehr anrühren! Und wenn ich wieder ein aufrechter Mann bin, so will ich wieder hieher kommen, da vor eure Thüre stehen und den Leuten meine Geschichte erzählen."

„Wenn ihr hierher kommt und Störung macht, so werde ich euch weglupfen lassen," drohte Herr Bischler.

„Störung werde ich keine verursachen," sprach Simon, während er der Thüre zuging; „es wird nicht nöthig sein, das zu thun. Schon der Anblick des Trink-Simons, wie sie mich heißen, in ordentlichen Kleidern, wird hinreichen, die Leute zum Nachdenken zu bringen. Wenn Jemand für nöthig findet, mich zu fragen, so werde ich, wie ich meine, die Freiheit haben, eine Antwort zu geben."

Mit diesen Worten kehrte Simon T. der Kneipe den Rücken und ließ einige erstaunte Gäste sitzen.

„Nun, was denken Sie davon?" fragte Herr Bischler nach langem Stillschweigen, „haben Sie schon je eine solche Unverschämtheit gesehen?"

„Ich sehe nichts besonderes Unverschämtes in seinen Worten," entgegnete einer; „er hat ganz Recht, und was mich betrifft, so können Sie das Bischen Bier in meinem Glas zurücknehmen. Ich denke es zu machen, wie er. Kommt, Kameraden, kommt und macht es mir nach!"

Es entstand eine Bewegung, zum Theil für, zum Theil gegen den Sprecher. „Wenigstens," fuhr dieser fort, „trinkt nicht mehr *hier*."

„Einverstanden!" riefen sie und wie *ein* Mann gingen sie zur Thür hinaus. Bischler stand äußerst verlegen da und meinte, die Welt habe sich auf den Kopf gestellt.

Nun wollen wir dem Simon T. nach Hause folgen, wohin er mit großer Hast eilte. Nur sein Weib war in dem miserablen Zimmer; sie beschäftigte sich mit dem Zusammenflicken von einigen Kleidungsstücken, die man ihr für die Kinder geschenkt hatte. Sie erschrak sehr, als der Mann, wie gewöhnlich, schnell und aufgeregt daher kam. Doch war sie jedesmal froh, wenn die Kinder

fort waren und so den Vater in seinem elendesten Zustande nicht sahen.

Allein er kam nicht wie sonst. Wohl eilte er auf sie zu, doch nicht mit einem Schlag oder einem Fluch, — er umarmte sie, drückte sie fest an sich und seufzte wie ein Kind. „Bitte Gott, daß er uns helfe, Päuli, ich will versuchen, ein andrer Mensch zu werden." Sie hörte ihn und fiel seufzend auf einen Stuhl nieder.

Einst war er zärtlich mit ihr gewesen. Nach der Heirath schien alles gut gehen zu wollen. Aber schon vor der Geburt des ersten Kindes lief er zum gefährlichen Bischler. Von der Zeit an wich der Friede und das Glück; nichts als Zank, Noth und eiliger Verfall. Keines der Kinder hatte noch den Vater von seiner bessern Seite gesehen. Sie dachten nichts anderes, als er sei gewesen und bleibe, was er sei. Vier Kinder waren vorhanden; das älteste war ein Mädchen von neun Jahren.

Dieses kam zuerst in das Zimmer. Als es Thränen auf der Mutter Wangen sah, meinte es, da sei wieder ein gewöhnlicher Auftritt vorgekommen und die Mutter habe Schläge erhalten. Wie es schon oft gethan, machte es sich an die Mutter und umschlang sie, als wollte es sie beschützen. Der Vater stand am Fenster und wandte den Blick gegen die Straße. Er kehrte sich jetzt um und sah das Kind, wie er es oft mit gleichgültigen oder zornigen Augen angesehen hatte. „Ach Marie," sprach er, „denn Mutter wird jetzt eine glücklichere Frau. Der Vater geht nicht mehr in das Wirthshaus."

Mit einem lauten Schrei, den man unten hörte, sprang das Kind auf ihn zu, und er fing es mit den Armen auf. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte es sich von seinem Vater umarmt, er küßte es fortwährend. Unterdessen kamen auch die andern Kinder herein, und sobald sie sahen, was vorging, schrieen sie auf vor Freuden. Das letzte, welches kam, war der Hansle. Den Vater hatte er in der Schenke nicht bemerkt gehabt; aber aus Furcht verrathen zu werden, hatte er die Schuhe vor der Thüre ausgezogen. Er erschrak und erstaunte, als der Vater ihn vom Boden aufhob, in die Arme schloß und ihn lächelnd fragte, wo die Schuhe seien. Ein paar Stunden vorher hätte er auf eine solche Frage mit einer Lüge geantwortet; denn die Härte des Vaters hatte ihn oft zum Lügen gebracht. Aber das Lächeln entwaffnete ihn, und er gestand, wo die Schuhe seien.

Der Vater ging hinaus, holte die Schuhe und sprach zu seiner Frau: „Wir wollen sie aufbehalten. Wenn ich durch Gottes Gnade bewahrt bleibe, so will ich dem Hansle eines Tages sagen, wie dankbar er für den Tag sein solle, da er sie angezogen."

Simon ging fort, um Arbeit zu suchen. Spät Abends kam er mit dem Bericht heim, er habe ein wenig zu thun gefunden.

Was nachfolgte, gäbe eine große Erzählung. Nach und nach machte Simon T. sein Heim voll einfacher und schöner Freuden. Die Kinder wachsen heran und gedeihen nach Leib und Seele. Der Segen Gottes ruht auf der Familie. Die Zeit ist nahe, da dem Hans die Schuhe des Vaters passen. Ob er jene einmal anziehen wird, welche aufbewahrt werden, weiß ich nicht; daß es keine Schande für ihn ist, diejenigen zu tragen, welche sein Vater gegenwärtig braucht, daß ist gewiß.

Watkins' Glen.

Von R. M.

II.

An führt eine Stiege den Besucher höher in die Schlucht, welche die Amerikaner Glen Alpha nennen, wahrscheinlich weil es die erste ist, und hier geschieht es sehr oft, daß sich der Besucher auf den Rückweg macht, indem er keinen andern Ausweg sehen kann; erst wenn man um die schroffe Felskante biegt, öffnet sich eine Spalte, ein Riß im Felsen, den man bis jetzt nicht sehen konnte. Es ist Thatsache, daß die Schlucht so verwunden und zick zack ist, daß man öfters meint, man sei am Ende, und erst nach einer scharfen Biegung findet man den Ausweg wieder und gewöhnlich da, wo man ihn am wenigsten suchte. Nun führt eine kleine Brücke über den Abgrund und leitet zu einer anderen Stiege. Hier muß man einen Rückblick nehmen, denn der Anblick der Felsen, durch welche man soeben kam, ist schauerlich erhaben. Die Kluft scheint bodenlos tief zu sein, und blickt man aufwärts, dann kommt man fast auf den Gedanken, die Felsen reichen bis in die Wolken, nur ein schmaler, blauer Streifen zeigt noch, daß dort oben in der Ferne Sonnenschein und Himmel ist.

Jetzt ist der Pfad in den harten Felsen ausgehauen und führt unter überhangenden Felsmassen hindurch nach dem Minnehaha, einem reizenden Sturzbächlein, welches über Geröll, Felsen und Abgründe hinrauscht, bis es endlich unten als Schaum und Nebel anlandet. Der Name Minnehaha bedeutet „lachendes Wasser" und ist wohl einem Wasserfall des fernen Westens gleichen Namens entlehnt. Von hier aus zieht sich der Pfad durch finstere Höhlen, Labyrinthen, unter Felsen und

durch feuchte Kammern hindurch, bis man zur langen Stiege kommt, welche den Wanderer etwa 70 Fuß hebt und zum erstenmal findet er Ruhebänke, welche ihn freundlich anlächeln, oder doch wenigstens ihm ein freundliches Lächeln entlocken, denn das Erklimmen der fast

Tropffels, Watkins' Glen.

senkrechten Treppe hat den Athem erschöpft und die Kniee zum Zittern gebracht. Weil die Aussicht, vielleicht besser die Ansicht, so majestätisch und unbeschreiblich reizend ist, nennt man diesen Ort Vista, denn man kann durch das enge Thal hinab sehen, von wannen man eben kam, aber auch über sich, durch Bäume und Gesträuch, sieht man in weiter, blauer Ferne die eiserne Brücke, welche in der Nähe des Mountain Hauses den Abgrund überspannt.

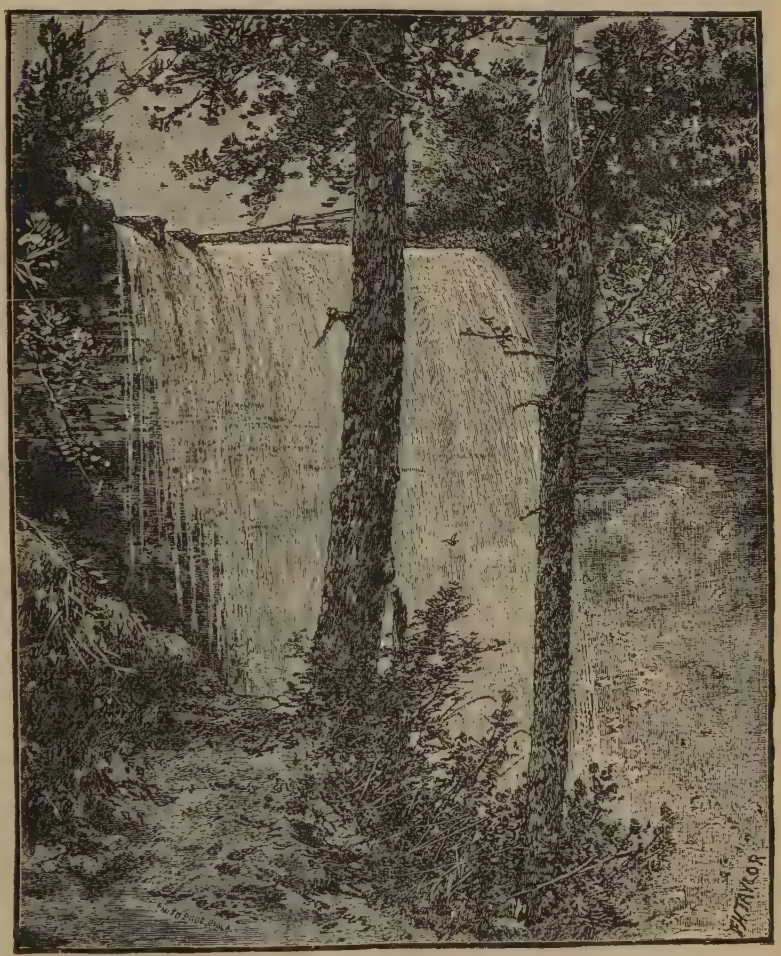
Wer Zeit und Muße hat, sollte eigentlich hier seine Tagesarbeit enden und umkehren, von wannen er gekommen ist, denn die Reise durch diese Klüfte aufwärts macht auch den besten Fußgänger müde und abgemattet.

Wenn man den nächsten Tag oben beginnt, führt der Pfad durch schattige Windungen abwärts nach der Sylvan Gorge, auf Deutsch: Waldes Eingang. Dieser Pfad bringt uns dann ehelange nach der Cathedrale, „der Natur ihr unbeschreibliches Meisterstück." Dieses ist ein längliches Amphitheater, etwa der achte Theil einer Meile lang, und wird von Reisenden als die reizendste Stelle und Ansicht in den Glens anerkannt. Die Wände sind hier höher als irgend sonstwo in der ganzen Schlucht; mehr als dreihundert Fuß senkrecht in die Höhe und allerwege mit Moos, Schlingpflanzen und breitlaubigen Rißpflanzen bedeckt. „Das ist der Tempel, den sich der Schöpfer selbst gebildet," sagt ein Schreiber über diese Schlucht.

Die große Treppe führt von hier nach oben, dieselbe ist etwa siebenzig Fuß in der Höhe durch eine Plattform gebrochen, und von hieraus muß man zurückschauen um das Felsgebilde und die durch das Wasser geschaffene Formirung der Wände zu betrachten. Des Künstler's Traum nennt man diesen Ort, und einen besseren hätte man kaum finden können. Der Hauptstrom fällt von hier abwärts vier hundert Fuß innerhalb einer

Meile, daher ist es eine Reihenfolge von siedenden Kesseln, Wasserfällen und Sturzbächen, während die Felswände sich thurmhoch, senkrecht erheben und oft scheinen als wollten sie sich oben wider einander lehnen und des Himmels Licht ausschließen. Rechts und links fallen kleinere Wässerlein in die schauerliche Tiefe, so daß sie von unten angesehen, mehr einem weißen Schleier von feinster Seide gleichen, als irgend sonst etwas.—Zunächst folgt nun der „dreifache" Wasserfall, so genannt, weil derselbe eigentlich einen dreimal wiederholten Sprung macht, ehe das Wasser wieder in Ruhe weiter fließen kann. Von hier aber fließt das Wasser nicht in stiller Fläche leise hin, sondern zertheilt sich in tausend Fäden, welche einen glänzenden Schleier weben und bei ihrem Sturz über den Felsen, den sogenannten Regebogenfall bilden; hier führt der Pfad hinter dem Wasserschleier an dem Felsen hin. Dieses ist zwar ein künstlicher Pfad, zu dessen Herstellung die Natur blos den Felsen lieferte, aber die Durchsicht durch den Wasserspiegel, wie derselbe vor den Augen herniederfällt, ist geradezu bezaubernd; auch ist diese Ansicht von Juni bis September täglich sichtbar, wenn der Himmel heiter ist, und hier findet man auch die Touristen und Besucher gewöhnlich am längsten weilen.

Watkins' Glen ist ein Fleckchen Erde, das Jedermann besuchen sollte, der Zeit und Geld für Sommervergnügen verwenden kann, denn hier kann man mit Recht sagen: „Es lohnt."



„Dreifacher" Wasserfall.

Was Frauen vermochten.

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Uns himmlische Rosen ins irdische Leben."—Schiller.

Man trifft in der Welt oft ganz erstaunliche Gegensätze in der allerengsten Verbindung mit einander an; da ist z. E. die Gewohnheit Frauen als „das schwächere Geschlecht" zu bezeichnen, an sich selbst eine nette poetisch klingende Phrase; aber nicht selten hat ein solches Mitglied des „schwächeren Geschlechts" schon ganz kernig bewiesen, daß sie eigentlich „die bessere Hälfte" ist. Nicht selten kommt es vor, daß Frauen eigentlich den Männern voraus sind; sei es zum Guten oder zum Bösen, man denke nur an Debora und an Isebel in der alttestamentlichen Geschichte; an Pilati Weib und an Herodias in der neutestamentlichen Geschichte ꝛc.

Doch wollen wir hier noch einige Beispiele aus neuerer Zeit folgen lassen, um zu zeigen, was Frauen vermochten, wenn es galt, ein Vorhaben durchzuführen.

Isabella von Spanien verstand die Pläne des forschenden Columbus, und als er von Fürsten und Königen als ein wilder Schwärmer abgewiesen wurde, als Niemand einsehen wollte, daß bei dieser Sache etwas herauskommen könne; da trat Isabella ins Mittel, sie unterstützte den kühnen Schiffer und verhalf ihm zum Erfolg in der Entdeckung einer neuen Welt.

Carolina Herschel setzte sich zu ihrem geistreichen Bruder und half ihm in der minderwichtigen aber ebenso verantwortlichen Arbeit der Berechnung von Distanzen der Himmelskörper, dadurch machte sie mehrere sehr wichtige Entdeckungen, welche ihr Bruder kaum gemacht haben würde. Sie erwarb sich Ruhm und Ehre auf einem Gebiete, welches man dem schwächeren Geschlecht bis dahin verschlossen hielt. Diese Dame hat ihrem Bruder zu Ehren geholfen und sich nebenbei noch selbst einen Namen erworben, der unsterblich ist.

Lucretia Mott predigte das Evangelium persönlicher Freiheit jedes einzelnen Menschen nach Leib, Seele und Geist, da es gefährlich war, solche Ansichten zu verbreiten, und da Männer zitterten, wenn diese Punkte in Berührung kamen. Sie zitterte nicht, bis ihr Auge im Tode brach; bis zur letzten Stunde ihres Lebens hatte sie die Ueberzeugung, daß ihre Ansicht endlich siegen würde, und heute wird der Name Lucretia Mott in der Ehrenliste edler Frauen in erster Reihe gefunden.

Fanny Mendelsohn hat mehrere Musikstücke componirt, welche heute ihrem Herrn Bruder zugeschrieben werden, obwohl man weiß, daß sie alles opferte, um „Felix" zu helfen. Sie freute sich in seinem Glanz zu reflectiren und achtete eigenen Ruhm gering, damit nur Felix gerühmt werde.

Frau Harriett Beecher Stowe hat mehr gethan mit ihrer Feder, um die Sklaverei in Amerika zu zerstören, als zehn Männer mit ihren öffentlichen Reden zu thun vermochten. Sie hat den Beweis geliefert, daß auch die Frauen urtheilen können in den wichtigen Angelegenheiten des Staates.

Charlotte Bronte schrieb die Novelle, welche ihren Namen der Nachwelt unsterblich machte, im Dunst einer dunkeln Küche und hat damit bewiesen, daß das weibliche Gemüth Ideen zu fassen, zu halten, und zu entwickeln versteht.

Frau Röbling, die Gattin des berühmten Brückenbaumeisters, hat während der langwierigen Krankheit ihres Gatten die endlosen und verwickelten Berechnungen fortgeführt, ohne welche die Brooklyner Brücke heute nicht stünde. Sie hat den Beweis geliefert, daß die Frauen auch der höheren Mathematik fähig sind, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet. (Oder die Noth sie treibt!)

Anna E. Carroll plante während der Rebellion einen Angriff auf die Rebellen, welcher den Sieg einer entscheidenden Schlacht zu Gunsten der Union wendete. Daraus ist zu schließen, daß sogar kriegerisches Genie unter Frauen zu finden ist. Aehnlicherweise hat sich Mary A. Livermore in dem Sanitary-Departement hervorgethan während der Rebellion.

Frau Leslie, die Wittwe des berühmten New Yorker Verlegers, hat das Geschäft ihres Gatten in bankerottem Zustand übernommen; ist als Leiterin an die Spitze getreten und hat nach sechs Monaten $50,000 Schulden abgetragen. Ein Beweis, daß Frauen auch Finanzgeschäfte zu leiten verstehen.

Mit allen diesen Beispielen, welche hier angeführt sind, soll jedoch nicht gesagt sein, daß alle Frauen für ähnliche Thaten tüchtig wären, noch daß alle solche Thaten unternehmen sollten, denn das ist einmal unbestrittene Thatsache, der Frauen schönster Ruhm und größte Zierde ist eine gute Familie mit wohlerzogenen Kindern. Als man die Wittwe des gefallenen Präsidenten Barrios von Guatemala fragte, wie sie wohl das Andenken ihres Gatten zu ehren gedenke, da antwortete sie: „Dadurch, daß ich seine Söhne zu solchen Männern erziehe, wie ihr Vater war!" Dort, in der Familie, an der Wiege, oder auch bei der härtesten Arbeit findet man Beispiele edler Frauen, welche zwar nicht im Heldenbuch der Welt prangen; aber ihre Söhne und Töchter werden einst auftreten und sie selig preisen.

R. M.

Wenn man etwas Französisch kann!

Mitgetheilt von R. L., Cleveland, O.

Liebes Magazin! — Erlabte mich so oft an deiner gutbesetzten Tafel, doch da du solch ein „großes Gasthaus" bist, kann dich ein kleiner Mann in seinem kleinen Haushalt kaum zu Tische bitten, um seiner Dankesschuld auch quitt zu werden. Das können eben nur Deinesgleichen und noch Größere. Wir andern Kostgänger möchten aber nicht unerkenntlich oder gar undankbar sein und betreffs der Gegenleistung immer mehr in Rückstand kommen. — Noch nicht ganz ein „Drittel Cent" pro Tag zahlt's, leider kaum für die Sonntagschullection — und das Andere. Du lieber Himmel — Gedichte, Geschichten, Historisches, Wissenschaftliches, Correspondenzen aus fast allen Welttheilen, offene Briefe, freien Sprechsaal, Rundschau, Hinterstübchen,

Bilder, Anzeigen, Papier: Weiß-grün-hoffnungsfarben 2c. 2c.—alles geradezu umsonst!

So mache ich den Ansatz, so bekomme ich das Exempel heraus und fühle, als ob ich nebst dem „Drittel Cent" pro Tag dem „Magazin" noch etwas extra schuldig sei, Sage: bin ich ein schlechterer Rechenmeister als diejenigen Nichtabonnenten, welche meinen, das „Magazin sei zu theuer und nicht zwei und zwei Fünftel Cent pro Woche werth? (Würden nur Alle so rechnen!—Edr.) Ei, ei, das macht in zwei Wochen noch nicht so viel als eine Cigarre, ein Gläschen Bier, eine Prise Theeblätter, etliche Kaffeebohnen oder Patentpillen! Und das sind doch Luxusartikel, wobei zwar der Verkäufer, selten aber der Käufer etwas profitirt! Und der chinesische Thee — ist ein Pfund davon so nahrhaft und kräftigend als ein Pfund Heu? — Kaum, wer zweifelt, probire es an Vieh und Mensch mit Heu und Heusamenthee! „Bleibe im Lande und nähre dich redlich." (Ps. 37, 3.)

„Höre: wo bleibt denn dein etwas Französisch?" — Entschuldige, liebes Magazin, ich komme gleich wieder drauf. Habe da zwei recht hübsche Brocken. den ersten fand ich schon einmal von einem Familienblatt aufgetragen, leider in einem ziemlich ungewaschenen Geschirr, habe nur etwas eigenes Salz und Sauberkeit hinzugefügt. Der andere war, so viel ich weiß, noch nie auf einer „gedruckten Speisekarte" — ein alter östreichischer Soldat lieferte mir erzählungsweise den Rohstoff, welchen ich nur etwas gewürzt und schriftlich angerichtet habe. Hoffe es schmeckt den Lesern, ohne gesundheitsschädlich zu sein. Habe noch etliche schmackhafte Brocken, möchte sie nächstens bringen unter: „Wenn man etwas Englisch kann!" — Darf ich wohl? (Freilich!—Edr.)

I. Konnte etwas Französisch.

Es war im Jahre 1807. In dem Städtchen Treptow (a. d. Rega), in Pommern, lagen die Franzosen. Bei einem Wirthe — nennen wir ihn Gottlieb—logirten oder quartirten zwei französische Offiziere. Diesen Herren gelüstete es eines Tages, sich die etwa 15 englische Meilen von Treptow belegene, damals hochberühmte Festung Kolberg (gegen gezogenes Geschütz nicht mehr haltbar, daher seit 1873 geschleift) anzusehen. Sie beauftragten deßhalb den Wirth, ihnen Fuhrwerk zu verschaffen. Herr Gottlieb hatte nun zwei Pferde und Wagen, aber keinen Kutscher, der sich mit jenen Stockfranzosen hätte verständigen können. Da meldete sich „freiwillig" ein Arbeiter, welcher zuweilen in jener Wirthschaft beschäftigt wurde. Der Wirth sagte: „J nu Krischtjan, warscht du ok mit di Keerls farig warn?" — „J woll," sagte Christian, „ick bün jo anno 1792 mit nach Frankrich west und hew dor eppes Französch lehrt." — „Na, denn föhr man tau," sagte der Herr Gottlieb. Christian fuhr dann auch. Damals aber führte von T. nach K. noch keine Chaussee (pike road), die Wege waren oft kaum passirbar und an jenem Tage regnete es noch dazu, was nur vom Himmel herunter konnte.

Die Pferde gingen einen wahren Schneckenschritt. Damit waren jedoch die Franzosen nicht zufrieden und einer, welcher etwas Deutsch radebrechte, rief: „Fahr zü, Baver (Bauer)." Der diensteifrig-gutmüthige Christian, welcher seine Kutscherkunst und sein „etwas Französich" jetzt im schönsten Lichte leuchten lassen wollte, erwiderte prompt: "Qui, cochon" (ja, Schwein) und glaubte in seiner Einfalt dem Franzosen recht fein und höflich geantwortet zu haben. Aber da kamer schön an! „Schwapp"—flog die nicht gerade sehr zärtliche Hand des Becomplimentirten dem armen Christian an den Kopf, mit einer vollständig ausgewachsenen Ohrfeige von wahrhaft prämiirbarer Größe. Christian denkt bei sich: „Na, nu, wat fällt den Keerl nu in" — trieb aber doch die Gäule zu größerer Eile an. Eine Weile ging's, bald aber verfiel die Fuhrwerkerei wieder in den alten Schlendrian. „Baver, fahr zü," ruft es hinter Christian — Qui cochon — antwortet er. Aber, o weh! Im Nu fuhren die Hände beider Fahrgäste von rechts und links dem unseligen Fuhrkünstler ins Gesicht und arbeiteten dort wie ein Walkrad auf einem Stück Kommistuch. Dazu ergoß sich deutscher- und französischerseits eine Fluth von Worten, deren kaum eines im „Buch für feine Manieren" empfehlend erwähnt wird.

Da cochon = Schwein, und cochons = Schweine —zwar im Schreiben unterschieden, in der Aussprache aber beides wie „koschong" klingt, so konnten die Franzosen nicht wissen, ob nur einer, oder ob beide von ihnen gemeint seien. Daher entlud sich dann auch der Rachehagel nicht in der Einzahl, sondern in der Mehrzahl auf das grammatikalische Denkstübchen des selbstbewußtsprachkundigen Kutschers von Treptow.

„Di Keerls sünd ja woll ganz und gor verrückt worrn" — brummte Christian vor sich hin, als das Sturmwetter sich verzogen, zahlte aber mit Zinsen in „Peitschmünze" an die armen Pferde heim, was er selbst bekommen und an seine Zahlmeister nicht wohl zurückgeben konnte. Man kam denn auch ohne weitere Zwischenfälle in die Nähe von Kolberg und des nächsten Tages wieder zurück nach Treptow. Bei der Rückkehr fragte ihn Herr Gottlieb: „Na Krischtjan, wo is dat met di Keerls unnerwegs ablopen?" — „J, dat güng so wit ganz got," war die Antwort, „aber dat kann ick En seggen, Herr Gottlieb, har ick dat beten Französch nich künnt, denn wier (wäre) mi dat doch man (nur) sehr schlecht gohn!"

II. Konnte etwas Deutsch.

Es war kurz vor der berühmten Schlacht bei Aspern, 21. und 22. Mai 1809, wo Napoleon I. und Erzherzog Karl von Oestreich mit ihren Armeen so hart auf einander stießen. Doch neben den Greuelscenen des Krieges, gibt es im Leben des Soldaten auch mitunter heitre Zwischenfälle. Bei dem jahrlangen Einquartiertsein in

deutschen Städten und Dörfern, lernten manche der französischen Schieß- und Stechknechte eine hübsche Anzahl germanischer Worte. Diese wurden vielfach an einander gereiht, ohne alle Rücksicht auf deutschen Sprachgebrauch und deutsche Satzbildung. Dadurch entstanden oft die drolligsten grammatikalischen Eigenthümlichkeiten und allerlei komische Mißverständnisse.

Kommt eines Tages ein solcher Deutsch-Franzose und frägt seinen Quartierwirth höchst eifrig und mit lebhaftem Belehrungsdrang: „Bauer! was ist das für eine klein Personn: zwei Fuß lang, zwei Fuß kurz; langen, steifen Zopf, schwarzbraunen Ueberrock. Kommt die klein Personn, macht sich in mein Kommisbrod ein Schilderhaus; will ich attrapir die klein Personn, spazier sie sich gleich in ihr Logement."

Der Bauer verbiß, so gut es ging, sein Lachen, denn die Herren Franzosen waren damals gar empfindlich gegen das Ausgelachtwerden. Nach langem Hin- und Herfragen verstand man sich soweit, daß der Franzose wissen wollte, wie man souris (Maus) auf deutsch nenne. Da ihm das Wort „Thier" nicht gerade geläufig war, gebrauchte er personne, welches im Französischen „Person" und auch „Jemand" bedeutet. Der Unterschied zwischen ein, eine, klein, kleine ꝛc. machte ihm keinerlei Bedenken und da man im Französischen das Eigenschaftswort meist hinter das Hauptwort setzt (le ciel bleu = der Himmel blau; du pain blanc = Brod weiß, statt: blauer Himmel, weißes Brod ꝛc.), so sagte er seiner Meinung nach ganz richtig: „zwei Fuß lang und zwei Fuß kurz" statt „zwei lange und zwei kurze Füße." Le pied = der Fuß und les pieds = die Füße werden eben ziemlich gleichlautend „le-pi-äh" ausgesprochen. Als Maß hat „Fuß" auch im Deutschen keine besondere Pluralform, denn man sagt: „einen Fuß, zwei Fuß, drei Fuß" ꝛc., im Französischen gilt dies aber nicht nur in der Bedeutung von Maß, sondern auch von „Fortbewegungsgliedern."—„Langen steifen Zopf," damit meinte er den Schwanz, denn queue (spr. köh) bedeutet: Schwanz, Haarzopf, Sterz (am Pflug), Stiel (an der Bratpfanne), Schweif (am Kometen), Bürzel (Stutzschwanz), Billiardstock, Hintertheil, Nachtrab (einer Armee), Schleppe (an einem Kleide), Gefolge ꝛc. ꝛc. „Ueberrock" (surtout=Ueberalles) nannte er das „Fell" des Mäuschens, als „Schilderhaus" bezeichnete er in Ermangelung eines weniger militärischen Ausdrucks das vom Mäuschen in sein Brod gefressene Loch. „Attrapir" (von la trape = die Falle) diente ihm als Ersatz für „fangen." „Sich spazieren" (se promener) ist die französische Construction für unser „spazieren gehen," während promener „spazieren führen" bedeutet. „Logement" ist ein auch im Deutschen vielgebrauchtes Wort für „Wohnung."

Konnte auch etwas Deutsch — nemlich ein anderer Franzose. Sie saßen beim Tisch und probirten sich's gut schmecken zu lassen. Aber die Suppe war gar heiß! Wohlerzogen und es als Pflicht betrachtend, das Gespräch schön im Gang zu halten, wollte der französische Mitesser eine entsprechende Bemerkung machen. Da entwischt ihm aus seinem Gedächtniß das Wörtchen „heiß" und er kann's trotz alles Suchens in den Gefächern der Gedankenkammern nicht wieder finden. Doch, der interessante Unterhaltungsstoff war wichtig — sollte dies ärgerliche Wörtchen heiß ihm den Spaß verderben? Und so ruft er dann freudestrahlend: „In das Supp ist aber viel Sommer!"

Lachst du, l. Leser?—Nicht zu laut; es möchte dir im Englischen auch schon ähnlich ergangen sein — ohne daß du es nur weißt — darum messe mit dem Maß, mit dem du wünschest gemessen zu werden!

Ein vergessener Zweig der Bonaparte.

Man hat bisher — ob dieselben noch einmal, zum dritten Male, politisch auferstehen, wird die Zukunft entscheiden — nur mit den europäischen Bonaparte zu rechnen gehabt; man wird indeß gut thun, nicht zu vergessen, daß es auch amerikanische Bonaparte gibt, und diese möchten wir in einer Skizze den Lesern vorführen. Didier hat englisch „das Leben und die Briefe von Madame Bonaparte" edirt, Munro hat sie ins Französische übersetzt und bei Ollendorf in Paris erscheinen lassen, und es ist ein merkwürdiges Leben, welches sich in diesen Briefen vor uns aufrollt.

Wer ist „Madame Bonaparte"? Es ist die geschiedene Frau Jerome Napoleon's, des Königs von Westphalen, Elisabeth Patterson, mit 18 Jahren kurz aber bezeichnend die „Schönheit von Baltimore" genannt, die schönste aller Frauen in einer Stadt, die jederzeit reicher war an schönen Frauen, als irgend eine Stadt der neuen Welt. Jerome Bonaparte, der Bruder des damaligen ersten Consuls der französischen Republik, lebenslustig, wie er schon zu der Zeit gewesen, als er noch nicht in dem „Immer lustik" seine Kasseler Lebensregel proklamirt hatte, sah sie in Baltimore und — was war ihm Frankreich, was der erste Consul, was seine Zukunft! — warb um sie. Vergebens warnte der Vater, vergebens machte er geltend, daß der ungestüme Brautwerber minderjährig sei, und ganz von seinem Bruder abhänge; Elisabeth, ebenso ehrgeizig, als schön, ertrotzte seine Einwilligung, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als vorzusorgen, daß die Ehe sich nach allen Richtungen hin als unantastbar gültig darstelle. Der Bischof von Baltimore in Person vollzog die kirchliche Trauung, und als Zeugen der Civiltrauung fungirten die angesehensten

Bürger von Baltimore.—Der Machtspruch des Bruders machte alle Vorsicht zu Schanden. Trotzdem sämmtliche Mitglieder der Familie sich auf die Seite Jerome's stellten, erhielt vier Monate nach der Hochzeit der junge Gatte den gemessenen Befehl, sofort nach Frankreich zurückzukehren, an alle Capitäne französischer Schiffe erging das strengste Verbot, „die junge Person, mit welcher Jerome verbunden," an Bord zu nehmen, und gleichzeitig dekretirte der jeder Zeit gehorsame Senat, daß kein französischer Civilstandsbeamter „die angebliche Ehe, welche Jerome Bonaparte während seiner Minderjährigkeit ohne Einwilligung seiner Mutter und ohne vorheriges Aufgebot in seinem Geburtsorte in einem fremden Lande geschlossen haben sollte, in seine Civilstandsregister eintragen dürfe."

Jerome weigerte sich, zu gehorchen, aber der inzwischen zum Kaiser gekrönte erste Consul verstand keinen Spaß; um nicht Alles auf das Spiel zu setzen, fügte er sich. Aber er hatte die Rechnung ohne seine junge energische Frau gemacht. Sie hoffte durch den Eindruck ihrer Persönlichkeit den Kaiser umstimmen zu können, und auf einem Fahrzeuge, welches dem alten Patterson gehörte, schiffte nicht sowohl Jerome, mit ihr, als sie mit Jerome sich zunächst nach Lissabon ein. Jerome wurde von dort aus nach Paris vorausgeschickt. Seine Reise war vergeblich; der Kaiser blieb unerbittlich. Dem Bruder freilich, wenn er sich von seiner Gattin lossage, wollte er verzeihen, und „Elisabeth Patterson," wenn sie nach Amerika zurückgehe und den Namen Bonaparte ablege, eine Jahresrente von 60,000 Francs aussetzen. Die junge Frau, in Lissabon nicht mehr sicher, wandte sich nach Holland, aber der Arm des Kaisers reichte weit genug, ihre Landung zu verhindern, und sie sah sich genöthigt, in England ein Asyl zu suchen. Dort, in Camberwell, bei London, gebar sie am 7. Juli 1805 ein Kind, ihr erstes und auch ihr einziges, einen Knaben, der in der Taufe den Namen seines Vaters Jerome Napoleon Bonaparte erhielt.

Jerome (der Vater) war noch immer — in seinen Briefen — der zärtlichste Gatte. Noch im October desselben Jahres schwur er der jungen Mutter, sie niemals zu verlassen, und versicherte ihr, daß sie ihm theurer sei, als die glänzendste Krone. Der October war indeß noch nicht zu Ende, als er trostlos in die Ehescheidung willigte; als Belohnung für seine Fügsamkeit heimste er die Würde eines kaiserlichen Prinzen und den Rang eines Admirals in der französischen Marine ein. Elisabeth Patterson, um alle ihre Hoffnungen betrogen, nahm ihr Kind und schiffte sich nach ihrer amerikanischen Heimath ein. Den Gatten, den sie aufgegeben, sah sie nur einmal wieder, als er, damals schon lange — denn der Stern der Bonaparte war untergegangen — nicht mehr König von Westphalen, am Arme seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Katharine von Württemberg, die Bildergallerie in Florenz besuchte. Sie sah ihn flüchtig, aber sie sprach ihn nicht, denn als er der Mutter seines Sohnes ansichtig wurde, wandte er sich zum Gehen. Allerdings hatte er vorher gut zu machen gesucht, was gut zu machen war. Er bat sie, in Westphalen ihren Wohnsitz zu nehmen; sie erklärte stolz, für zwei Königinnen sei sein Königreich zu klein. Er bot ihr den Titel einer Fürstin von Schmalkalden, und eine Jahresrente von 200,000 Francs an. Sie nahm zur großen Entrüstung Jerome's die Pension von 60,000 Francs an, welche ihr der Kaiser ausgesetzt hatte, denn „sie wollte sich lieber unter den Fittigen eines Adlers bergen, als sich an den Schnabel einer Gans hängen." Sie hatte den Geliebten ihrer Jugend verachten gelernt.

Das heitere junge Mädchen von einst war verbittert: die Kränkungen und Enttäuschungen, welche ihr Stolz und ihr Ehrgeiz erlitten, hatten ihren Charakter geändert. Wohl konnte sie, wenn sie wollte, noch immer bestrickend liebenswürdig sein, und durch ihr geistvolles Gespräch entzücken und fesseln, aber sie zwang sich dazu, und zudem fühlte sie sich in Amerika nicht mehr heimisch: ihre Lebenssphäre war die vornehme Gesellschaft Europas, in der sie freundliche Aufnahme gefunden hatte. Sie verkehrte innig und herzlich mit der Familie des Gatten, der sie verlassen hatte, mit Madame Lätitia, seiner Mutter, und der schönen Paulina Borghese, seiner Schwester; auch ihr Sohn war in diesen Kreisen der Familie ein gern gesehener und von Allen als Neffe oder Vetter begrüßter Gast. Aber in seinen Neigungen war der junge Jerome das gerade Gegenstück seiner Mutter: sie zog es unwiderstehlich nach Europa, und ihn ekelte dieses Europa an, er fühlte sich nur in Amerika glücklich. Einer ihrer Lieblingspläne war es, ihn mit einer Tochter Joseph Bonaparte's, des einstigen König's von Spanien, der nach dem Schiffbruch seines Hauses als Graf von Survilliers in den Vereinigten Staaten lebte, zu verheirathen, und alle Bonapartes interessirten sich für diese Verbindung. Aber der junge Jerome hatte kein Verständniß für eine „standesgemäße" Heirath: er führte, ohne die mütterliche Einwilligung erlangt zu haben, im Jahre 1829 eine Amerikanerin, Miß Susanne May Williams, zum Altar. Prinz Jerome ertheilte ihm schriftlich seinen väterlichen Segen, aber Elisabeth Patterson war nicht zu erweichen, und noch Jahre nachher sprach sie erbittert von dem „unnatürlichen Sohn," der ihre schönsten Hoffnungen zu Schanden gemacht.

Zwanzig Jahre waren seitdem verstrichen, und der Stern der Bonaparte stieg zu neuem Glanze empor. Als Louis Napoleon den bescheidenen Sessel eines Präsidenten der Republik mit dem Kaiserthron vertauscht hatte, sendete „Herr Jerome Bonaparte aus Baltimore" seinem Vetter Napoleon III., mit welchem er seit seiner Jugend in brieflichem Verkehr gestanden, seine herzlichsten Glückwünsche, und der neue Kaiser von Frankreich lud ihn mit herzlichen Worten ein, nach Frankreich zu kommen. Im Jahre 1854 folgte er dieser Einladung, und bei der ersten Begegnung überreichte Napoleon ihm ein Gutachten des Senats und Staatsrathes, daß Jerome Bonaparte als

„legitimes Kind Frankreichs" zu betrachten sei, und noch in demselben Jahre wurde er in seine Rechte als französischer Staatsbürger wieder eingesetzt. Die Ernennung zum „Fürsten von Sartene" lehnte er dankend ab, er wollte weder seinem Familiennamen, noch seinen Rechten als erstgeborner Sohn seines Vaters entsagen. Sein Halbbruder, Prinz Napoleon, hatte nemlich diese Rechte angefochten und sich an den kaiserlichen Familienrath gewandt, auf daß es „Jerome Patterson" untersagt werde, den Namen Bonaparte zu führen, aber der Familienrath entschied — kein Geringerer als Berryer vertrat den „Bonaparte aus Baltimore"—daß die Nachkommen der „Frau Elisabeth Patterson" das volle Recht hätten, sich Bonaparte zu nennen, daß sie jedoch auf die im Artikel 201 und 202 des Code Napoleon gewährleisteten Begünstigungen keinen Anspruch hätten. Napoleon III. sanktionirte diesen Entscheid, aber Jerome Bonaparte „aus Baltimore," in gewisser Beziehung so stolz und unbeugsam, wie seine Mutter Elisabeth Patterson, erhob in einem an den Kaiser gerichteten Schreiben Protest dagegen, mit den Worten: „Meine Geburt ist legitim, meine Familie, die Gesetze aller Länder und die ganze Welt haben sie als solche anerkannt, und ich würde ein Feigling sein, wenn ich ein Dekret anerkennen würde, das mich zum Bastard stempelt." Er kehrte ins „Exil" zurück um dort die „Gerechtigkeit des Himmels zu erwarten." Er starb indeß, bevor diese Gerechtigkeit kam, aber mit seiner Mutter versöhnt, am 18. Juni 1870 und hinterließ zwei Söhne, Jerome Napoleon und Charles Joseph. Elisabeth Patterson überlebte ihn noch neun Jahre.

Elisabeth Patterson gehört der Geschichte an, aber die Geschichte liest sich wie ein Roman. Die angetraute Gattin eines Königs, die Schwägerin eines weltgebietenden Kaisers und einer Reihe von Königen und Fürsten blieb immer „Elisabeth Patterson." Sie war vier Jahre früher geboren, als die 13 Urstaaten sich zum nordamerikanischen Staatenbunde zusammenschlossen, der, als sie starb, 38 Staaten und eine Bevölkerung von 50 Millionen zählte; sie erblickte das Licht der Welt zu Baltimore, als es statt eine Bevölkerung von 400,000 Menschen, noch kaum 4000 Einwohner zählte; sie hatte die Bourbons in einem Meere von Blut vernichten, sie hatte das Gestirn Napoleon's höher steigen und schließlich es auf der öden Insel St. Helene untergehen, sie hatte nach einander die Restauration und das Bürgerkönigthum, sie hatte die zweite Republik und das zweite Kaiserreich, kommen und verschwinden sehen, und sie erlebte noch die dritte Republik. Ueber 94 Jahre war sie alt, als sie starb, bis in das spätere Alter hinein nicht nur schön, sondern ungewöhnlich schön, aber selbst die Böswilligkeit hat nie versucht, ihren fleckenlosen Ruf anzutasten. Sonst durch und durch europäisch angelegt, war sie in Geldangelegenheiten amerikanisch. „In Geldfragen," schreibt sie einmal an den alten Patterson, ihren Vater, „lasse ich mich nicht so leicht hintergehen, denn ich weiß, daß der Arme weder einen Freund, noch einen Beschützer hat. Nichts gewinnt die Verehrung leichter, als Wohlhabenheit, und Geld vermag alle Fehler zu verdecken. Die beiden amerikanischen Bonaparte können „standesgemäß" leben. (Hausfreund.)

Eitelkeit.

(Von Emil Peschkau.)

Man findet selten einen Menschen, welcher zugibt, daß er eitel ist — der beste Beweis, daß die meisten es sind. Warum gibt man eine so kleine Schwäche nicht zu, während man sich z. B. nicht scheut, einzugestehen, daß man zornig und launisch ist— oder, wie es mit einem modernen Ausdruck heißt: nervös? Aber das ist ja eben das Charakteristische des Eitlen, daß er auf Dinge Werth legt, die nichtig sind, daß er an jenen Eigenschaften seiner Person Gefallen findet, deren Werth sehr fraglich ist, und deßhalb wird er auch nie zugeben, eitel zu sein. Ist aber die Eitelkeit wirklich eine so bedeutungslose Schwäche? Sie bleibt es wenigstens, so lange sie nicht künstlich genährt wird, ja, sie kann unter Umständen sogar guten Zwecken dienen und sollte deßhalb von den Pädagogen auch in diesem Sinne nicht vergessen werden. Ich erinnere mich aus meiner Lehrzeit eines Knaben, der sich, wohl hauptsächlich durch vernachlässigte Haltung, schiefe Schultern und gekrümmten Rücken zugezogen hatte, so daß er mit seiner unordentlichen Kleidung und seinen zerzausten Haaren einen recht trübseligen Eindruck machte. Da trat eines Tages eine gewaltige Veränderung mit ihm ein. Die bisher schlummernde Eitelkeit wurde plötzlich—vielleicht durch eine empfindliche Beleidigung — geweckt; er kam immer reinlich gekleidet, gewaschen und gekämmt, er begann Luxus mit Cravatten zu treiben, pflegte seine Fingernägel und — schien von Tag zu Tag gerader zu werden. Vor Kurzem sah ich ihn wieder — normal gewachsen wie nur irgend Einen, und jetzt gestand er mir, daß er Jahre hindurch mit eiserner Energie sich stramm gehalten und bei jedem Spiegelfenster eines Straßenladens strenge Controle geübt habe.

Indeß — solche Fälle sind Ausnahmefälle, und sie machen die Eitelkeit zu keiner Tugend. Ist auch das

geringe Maß von Eitelkeit, welches fast jeder Mensch — gewissermaßen als ein Aestchen des Selbsterhaltungstriebes — besitzt, harmlos genug, um zu keiner besonderen Betrachtung Anlaß zu geben, so kann die künstlich gezüchtete Eitelkeit von den schädlichsten Folgen begleitet sein. Die Züchter der Eitelkeit sind nun in erster Linie die Eltern der Kinder und es gibt da wirklich Prachtstücke von Vätern und Müttern, für die eine goldene Preismedaille gar nicht edel genug wäre. Man braucht nur einen Spaziergang über die Promenaden einer großen Stadt zu machen, und man wird seine Wunder erleben bei den kleinen Damen und Herren. Anders als in Seide und Atlas, Sammt und Spitzen gehen sie gar nicht und dazu Rembrandt-Hüte mit wallenden Federn oder coquette Ulanen Czapkas oder Deckel von der neuesten Form, wie sie die vorüber stolzirenden Modedamen tragen. Dann heißt es da und dort: welch reizendes Kind! und die Kleine schwingt strahlenden Auges den cul de paris, daß es eine wahre Freude ist. Cul de paris — halt! Das ist denn doch zu viel gesagt, nicht wahr? Aber man betrachte nur die kleinen Mädchen einmal genau und—soll ich erzählen, was ich dieser Tage erlebte? Der Zufall führte mich in den Salon einer Modekünstlerin. Eine Dame prüfte gerade die neue Toilette ihres etwa sechsjährigen Töchterleins. Das Kind mußte sich nach allen Seiten drehen, und die Mama strich endlich kritisch über die kritische Seite. „Hier ist es doch noch zu flach," sagte sie dann zur Schneiderin, „bitte, nähen Sie ihr noch ein Kissen ein." Und also geschah es. Nun unterhielt ich mich aber mit der Modekünstlerin ein wenig, und da thaute sie auf und klagte mir alle Leiden. „Sie können sich gar nicht vorstellen," sagte sie, „wie verrückt die Leute gerade mit den Kindern sind. Da soll alles nach der neuesten Mode, sein und macht man's so, dann kommen sie doch wieder zurück, und dann heißt es: ‚Ach, diese Schleifen sind ja gar nicht mehr modern!' oder ‚Wie können Sie das Kleid nur so lang machen, die Emmy hat's nicht nöthig, ihre Beine zu verstecken!' oder ‚Mehr Taille, Mademoiselle! Das Kind sieht ja aus wie ein Mehlsack.' Ach, ich sage Ihnen, es ist schrecklich, wie wir gequält werden!"

Aber nicht blos mit diesen Dingen nährt man die Eitelkeit der Kinder. Wie oft sind Papa und Mama, namentlich aber die Diener beflissen, den Kleinen möglichst frühzeitig zum Bewußtsein zu bringen, was für eine schöne Sache es um Stand und Reichthum ist, und wer einmal in seinem Leben Schulkinder belauscht hat, der weiß zu erzählen, welcher Kastengeist bereits unter diesen Knirpsen herrscht. Ich selbst hatte eine Zeit lang den Sohn eines Staatsanwalts zum Collegen, und er wußte uns gewaltig Angst zu machen mit der Würde seines Papa's. In einer Familie, die ich öfter besuche, öffnete mir wiederholt der Sohn des Hauses und auf die Frage, ob Papa zu sprechen, bekam ich stets zur Antwort: „Ja wohl, der Herr Direktor ist daheim." Ebenso wie die Kleinen eitel gemacht werden in Beziehung auf den Stand der Eltern, ebenso geschieht es in Beziehung auf die Güter, die sie besitzen. Ich hatte einst einen Schüler, auf dessen Schulheften regelmäßig zu lesen war: „August L., Gutsbesitzerssohn," und dies, wie die Anekdote von den streitenden Schulkindern—das eine erzählt stolz, daß auf Papa's Haus nun ein zweiter Stock komme und das andere erwidert nicht weniger stolz: „Auf unseres kommt sogar eine Hypothek" — illustrirt eine beherzigenswerthe Wahrheit. Ebenso häufig nährt man die Eitelkeit in den jungen Leuten, indem man sie mit Kenntnissen und Fertigkeiten glänzen läßt. Man macht Wunderkinder aus ihnen, die nicht selten dann den schweren Zwiespalt zwischen der krankhaft gesteigerten Eitelkeit und dem kleinen ohnmächtigen Talente durch ihr unglückliches Leben tragen, man erzieht Jünglinge, die sich dilettantisch in allem Möglichen versuchen und dann zu nichts ordentlich taugen, und Mädchen, die glauben, weibliche Ideale zu sein, weil sie die Hälfte des Tages Skalen singen und die andere Hälfte Clavier klimpern. Deßhalb sind auch Auszeichnungen in der Schule keine ganz ungefährliche Sache, und die Ehrenabzeichen, die vor Jahren an einzelnen Orten Mode waren, mußten von unheilvollem Einfluß sein. So wurde schon in den Kindern die Sucht nach Ordensbändern und ähnlichem Schnickschnack geweckt und statt zu lernen, um Kenntnisse zu erwerben, lernte man, um die bunte Rosette im Knopfloch tragen zu dürfen.

Ist es ein Wunder, wenn—wie man mitunter behaupten hört — mit der zunehmenden Cultur auch die Eitelkeit immer mehr überhand nimmt? Den Jahrmarkt der Eitelkeit nennt der Satiriker unsere „Welt", und es fällt uns nicht allzuschwer ihm zu folgen. Welch ein Rennen und Jagen—nach Schein! Mädchen, deren Herz sofort in Liebe schlägt, wenn sich ihnen ein Baron nähert, und Männer, die ihre Ehre opfern, um ein Ehrenzeichen zu erhalten. Frauen mit erwachsenen Kindern, die noch geputzt wie die Närrinnen durch die Straßen laufen, und Greise mit gefärbtem Bart und strammhaltendem Mieder. Familien, die hungern, damit sie an gewissen Tagen Gesellschaft geben können, und andere, die Kutscher und Lakaien halten und nie zu Hause sind, wenn die Gläubiger anklopfen. Und welches emsige Bemühen um Anerkennung, die auch oft nur der Schein einer solchen ist, welches Haschen nach Orden, Titeln, nach einem Brieflein eines Höherstehenden!

Ich danke oft Gott, daß ich nicht der Herzog von Coburg bin, und es ist schon sauer genug, Redakteur zu sein. Da wird man tagtäglich mit Briefen und Telegrammen überschüttet, die berichten, daß der Recitator A dem Großherzog von B Schiller's Glocke vorlesen mußte, daß der Schriftsteller C eine Empfangsbestätigung des Reichskanzlers für sein neuestes Werk erhalten, das die Schauspielerin D auf der Promenade in Ems von Sr. Majestät dem Kaiser angesprochen, und daß der Bankier E für das Arrangement eines Wohlthätigkeitsconcertes für ertrunkene Negerknaben mit dem Sichel-

orden des Königreichs Dahome belohnt wurde, daß der Maler F den Titel Professor und der Tenorist G jenen eines Kammersängers erhielt, daß der Dichter H aus einer Räthselconcurrenz siegreich hervorging, und daß die Pianistin J vor dem Prinzen von Wales gespielt hätte, wäre er nicht einen Tag zu früh abgereist. Das Hauptcontingent dieser Quäler stellen Künstler, Literaten, Virtuosen, und die Ursache dieser Erscheinung ist leicht zu erklären. Jeder Beruf, der seine Angehörigen in die Oeffentlichkeit, vor Tausende und Tausende hinausstellt, züchtet natürlich die Eitelkeit. Am wenigsten exponirt ist der schöpferische Künstler: der Dichter, der Componist, der Maler, und doch ist auch in diese Kreisen die Eitelkeit schon eine gesteigerte, ja es finden sich auch hier öfters wahre Koryphäen der Eitelkeit. Anderson und Auerbach wären hier besonders hervorzuheben. Wenn man des Ersteren Selbstbiographie liest, so ist man ganz bestürzt über die kindische Eitelkeit, die sich darin wiederholt äußert. Ich meine nicht etwa den Stolz des Künstlers auf seine Thaten, sondern die Wonne, mit der ihn Titel, Orden, das Lob einer höher gestellten Person erfüllen. Das sind hier aber immerhin nur Ausnahmen, während in den Kreisen der reproducirenden Künstler, der Schauspieler, Sänger und Virtuosen diese Ausnahmen zur Regel werden. Und auch hier wieder sind die gesuchtesten Leute die ärgsten. Nichts ist eitler und selbstgefälliger als so ein Tenorist — hat er eine Warze auf der Nase, dann ist er überzeugt, daß selbst diese Erforderniß eines schönen Mannes, und hat er keinen Ton mehr in der Kehle, so kommt ihm doch weder Götze noch Mierzwinski gleich. Und nichts ist dann auch empfindlicher als solch ein Held der Bretter, der schmeichelnd und demüthig an der „Klingelthür" des Recensenten steht, so lange er noch hoffen kann, gelobt zu werden, und der dann den „Hund" — man spricht von Recensenten selten anders — keines Grußes mehr würdigt, sowie er einmal Tadel empfangen hat. Die Virtuosen sind übrigens nicht viel besser, ob sie nun Clavier pauken, oder Violinen martern, und auch sie leiden nicht blos unter dem Tadel ihrer Person, sondern auch—unter dem Lobe Anderer. Bei Gelegenheit des Auftretens Mierzwinski's sprach ich mit einem berühmten Concertspieler über dieses neueste Tenorwunder. Der Mann ließ kein gutes Haar an dem Sänger, und sprach empört über die „Dummheit der Leute," die ihm glänzende Ovationen bereitet hatten. Wir debattirten eine Zeit lang über Stimme, Spiel, musikalische Bildung Mierzwinski's, und endlich sagte ich: „Aber Eins müssen Sie doch zugeben, seine Coloratur ist ganz phänomenal. Solche Triller, solche Skalen, solche Figuren habe ich noch von keinem unserer neueren Tenoristen gehört."—Mein Geiger zuckte die Achseln und erwiderte: „Mein Gott ja, aber das ist bei ihm nicht musikalische Bildung, das verdankt er einer glücklichen Naturanlage, es kostet ihm eben keine Mühe." — Ein anderesmal sprach ich mit einem Pianisten über Rubinstein. Auch hier war unser Gespräch ein Streit, den mein Begleiter schloß, indem er etwas ärgerlich bemerkte: „Ich unterschätze Rubinstein ja nicht. Ich weiß, daß unsereins ein Dutzend Piecen spielen muß, um so oft daneben zu greifen, wie Ihr Protege in einer." — In einer Concertrecension hatte ich einmal geschrieben: „Sarasate und der bekannte Cellist X — das versprach einen hohen Genuß für den gestrigen Abend." Am anderen Morgen war Herr X bei mir, bedankte sich und bat, ihn in Zukunft nicht mehr als den „bekannten Cellisten X" zu bezeichnen. „Sarasate und der bekannte Cellist X" — das klinge so eigenthümlich, so — als ob die Bekanntschaft bei Sarasate selbstverständlich wäre, während sie bei ihm erst constatirt werden müßte, und er stehe doch Sarasate mindestens gleich.

Indeß darf man das nicht allzuschlimm nehmen, der Beruf züchtet eben bei diesen Herren und Damen die Eitelkeit, und nur ein scharfer Verstand kann dagegen schützen. Es wäre aber gewiß zu viel verlangt, wollte man neben dem C des Tenoristen und der coquetten Bogenführung der Geigerin auch immer noch Verstand verlangen. Deßhalb drücken wir ein Auge zu gegenüber diesen „Eitlen aus Beruf," und halten wir dafür beide offen für die Anwandlungen unserer eigenen Schwäche. Und man kann nicht vorsichtig genug sein — ehe man sich's versieht, hat sich so ein Eitelkeitsteufelchen wohnlich eingerichtet. Hoffentlich hat mir, während ich diese Zeilen schrieb, keines höhnisch lächelnd über die Schulter geguckt.....

Liebe zum Geld.

Von R. M.

Geld ist der Maßstab, womit man den Werth der Dinge mißt, und ist deßhalb ein Tauschmittel, durch welches man Befriedigung seiner gewöhnlichen Bedürfnisse und vergnügte Tage erlangen kann; natürlich im begrenzten Sinne gesprochen. Daher finden wir auch, daß Christen und Heiden, Weise und Thoren sich nach diesem Mittel sehnen, und es zu besitzen suchen. Alle wollen es besitzen, aber nicht Alle wissen es richtig zu gebrauchen, wenn sie es haben. Einer begründet seinen eigenen Wohlstand, und hilft seinem Nächsten; während ein Anderer das seine in Ueppigkeit und Schwelgerei vergeudet. Geld macht Menschen glücklich oder unglück-

lich, je nach dem Gebrauch oder Mißbrauch desselben. — Die Altäre der alten Götzen sind verfallen, aber Mammons Tempel, das Standbild des Geldes, steht noch, und an seinem Schrein opfern die willigen Millionen. Tausende streuen ihm Weihrauch in entehrender Anhänglichkeit, ohne zu bedenken, daß die Huldigung, welche man diesem Mammon bringt, doch eigentlich nicht glücklich machen kann. Leider ist auch nicht immer alles recht erworben, was die unersättliche Begierde nach klingendem Metall wirklich erwirbt und erlangt. Alle, welche anfangen, Schätze zu sammeln, zu wuchern und habsüchtige Zwecke zu verfolgen, haben eigentlich schon aufgehört, sich ihres Lebens zu freuen, denn neben Mammons Altar ist das offene Grab des Edelsinnes und der Freundschaft. Alles Edle, und alles Herrliche im Menschen wird des nichtigen Metalles wegen hinabgeschlungen, erdrosselt und zerstört; nur selten kommt Segen, beständig aber forterbender Fluch aus ungezügelter Habsucht.

Und doch kann auch Der in Rechtschaffenheit und Tugend bestehen, welcher des Geldes die Fülle hat, denn das Uebel liegt, wie bei allem Anderen, nicht im Gebrauch, sondern im Mißbrauch. Kein Gesetz verbietet den rechtmäßigen Erwerb des Geldes, denn wer es hat und richtig anwendet, der kann sich selbst und Andere beglücken, und so zum Wohlthäter der Menschheit werden. Sobald man aber aufhört, Gutes zu thun, und Andere an ähnlichem Erwerb hindern oder übervortheilen will, wird dieser Erwerb verwerflich.

Gibt es wohl noch etwas, nach dem die Menschen eifriger streben, um das zu erlangen sie sich mehr Mühe unterwerfen, als um das Geld? Aus Liebe zum Geld werden alle Hebel in Bewegung gesetzt und alle Mittel angewendet—leider nicht immer blos die erlaubten und gerechten. Denkt wohl Jemand, man baue Eisenbahnen, Dampfschiffe und andere nützliche, sowohl wie schöne Einrichtungen, für nöthigen Gebrauch oder als Luxus der Menschheit, blos um dem Volke zu dienen, oder um sich beim Publikum berühmt zu machen? Denkt Jemand man baue Fabriken, grabe Minen in der Erde und strenge sich an, blos aus lauter uneigennütziger Menschenliebe, um den Armen Arbeit zu geben? Nimmermehr! Denn dem allem unterliegt die Ueberzeugung, daß das Unternehmen Geld bringt! Macht das so gewonnene Geld glücklich, mehrt es das Brüderwohl und lindert es das Menschenelend? — Nur zu oft erkältet es den Edelsinn, die Menschenliebe und den Rechtssinn; es macht üppig, eingebildet, hartherzig und übermüthig. Es verleitet leider nur zu oft zu feinen Betrügereien und zu groben Lastern, anstatt Wohlthaten und Segen zu verbreiten. Manche, die einst arm und wohlthätig waren, sind reich und — hartherzig geworden; sie haben ihres Herzens Milde eingebüßt.

Wo liegt die Quelle, und was ist die Ursache der allgemeinen und oft so schädlichen Liebe zum Geld in der menschlichen Familie? In einzelnen Fällen hält es nicht schwer, dieses zu sagen: Der Geizige liebt das Geld um des Geldes willen. Es verursacht ihm Freude, dasselbe anzuschauen, zu berühren, zu zählen und sein Eigenthum zu nennen, und es bringt ihm Schaudern, es zu verlieren; er ist so vernarrt und verliebt in sein Geld, daß er sich nicht davon trennen kann, und daher gibt er auch keines ohne bitteren Zwang aus. Andere lieben das Geld hauptsächlich wegen der Macht und dem Einfluß, welche sie durch den Besitz des Geldes erhalten. Man ehrt, achtet, fürchtet und respectirt den Mann, welcher Geld hat, und seine Stimme gilt etwas im Rathe der Bürger; hierin liegt auch kein Unrecht an sich selbst, soweit ich urtheilen kann. Diese Classe liebt das Geld gerade so, wie Andere lieben Gouverneur, Richter oder Präsident zu sein. Sie fühlen, daß eine Ehre und eine Macht des Einflusses damit verknüpft ist, und wo ist der Junge, der nicht schon beim jugendlichen Spiele nach einer einflußreichen Rolle trachtet? Je mehr Geld Jemand hat, desto größere Achtung und Ehre wird ihm zu Theil. Gewisse Menschen sind so verlangend nach dieser Verehrung, daß sie ihr Geld verschwenden dafür; andere hingegen haben nicht das Herz, ihr Geld zu genießen, aus Furcht, es möchte alle werden; sie leben deßhalb so einfach und knauserig, daß man sie bedauern möchte, wenn sie nicht gar zu erbärmlich wären. Diese Classe ist jedoch nicht sehr zahlreich. Die große Mehrzahl liebt das Geld um des Gebrauches willen, den man davon machen kann.

Warum suchen fast alle Menschen reich zu werden, d. h. recht viel Geld zu erlangen? In neun aus zehn Fällen ist die Antwort sehr leicht zu finden: um sich die Mittel zu erwerben, nach Wunsch zu leben, anzuschaffen was man will, und um nicht mehr so hart arbeiten zu müssen, sein nacktes Leben zu fristen. Man will leben und das Leben genießen; reisen, geehrt sein, und Anderen die Verehrung ablocken. Bringt man alle diese Gedanken in einen Satz, dann kann man das Ganze also ausdrücken: „Wir verlangen Geld, damit Andere uns dienen müssen, anstatt wir ihnen; denn die ganze Welt faßt sich zusammen in Menschen, welche dienen, und Menschen, welche bedient werden." Um dieses zu erklären, stellen wir uns einen Fall vor:

Ein reicher Mann wird vom Sturm auf eine öde Insel verschlagen; er rettet gar nichts vom Schiff, als seine Familie und sein Geld. Nun finden wir diese Familie ohne Obdach, ohne Kleidung, ohne Nahrung; sie hat gar nichts als Geld, dieses liegt im Sande müßig, denn es ist kein Gebrauch dafür vorhanden. Jetzt machen sich Vater, Mutter, Söhne und Töchter an die Arbeit, und kaum merkt man, daß sie noch nie gearbeitet haben, denn es gilt ein Obdach zu schaffen und Nahrung zu finden. Von all dieser Arbeit haben sie früher nichts gewußt, denn Andere haben den Dienst besorgt für Geld. Diese haben den Reichen Luxus bereitet und sich dadurch das Leben gefristet. Jetzt ist es anders geworden; die reiche Familie muß für die eigene Erhaltung besorgt sein, gerade als wenn kein Geld vorhanden wäre. Sie muß

graben, suchen und bauen, als hätte sie keinen Cent im Besitz, nur die Nahrung ist kaum so gut zubereitet, als wenn sie schon früher etwas Kochkunst gelernt hätten, und die alten Kleider sind auch nicht mit künstlicher Hand geflickt; aber dies bestätigt um so mehr gerade das Argument, das wir vorliegen haben. Wir sehen hier eine Familie mit einem Haufen Geld gerade so arm, als hätte sie nie im Ueberfluß geschwelgt.

Eines Tages wird ein anderes Schiff vom Sturm an diese Klippen getrieben, eine ganze Anzahl reicher Leute retten sich ans Ufer dieser Insel, aber haben leider rein Alles, auch ihr Geld verloren, nur das nackte Leben retteten sie. Jetzt ändert sich die Sachlage fast plötzlich. Der reiche Mann, welcher bis jetzt trotz seines Geldes arm war, ist nun wieder auf einmal reich; die Familie „streikt," sie will nicht mehr arbeiten; die Armen, welche eben angekommen sind, haben Hunger, aber ehe sie denselben stillen dürfen, haben sie bereits ihre Zeit und ihre Kräfte dem reichen Mann für Brod ausgetauscht, und nun bekommt auch das in der Kiste verrostete Geld wieder Werth und zwar vollen Werth, denn es schafft nun Arbeiter, welche bereit sind, um Lohn zu dienen. Jetzt regt sich auch eine Liebe zu diesem Geld, welche noch vor wenigen Tagen todt zu sein schien. Wo kam die Veränderung her? Die angekommenen Kräfte haben dem Metall Werth geschafft, indem sie ein Tauschmittel erzeugten: Das Geld hat Kraft gewonnen.

Wenn nun ein solches Verhältniß längere Zeit existiren sollte, und die reiche Familie thut nichts, um sich selbst und den Andern zu dienen, dann tritt endlich ein Zeitpunkt ein, da ihr Geld am Ende ist. Wo ist es hingekommen? Es ist unter die Anderen vertheilt, welche dafür dienten. Der, welcher nun am längsten, am trensten, oder am geschicktesten gedient hat, welcher den Reichen am besten Befriedigung gab, wird wohl das meiste in seinem Besitze haben, und ist daher jetzt Herr seines Meisters, welcher nun wohl oder übel ihm dienen muß. Eben weil es nun einmal ein unwiderlegbares Verlangen der menschlichen Natur ist, bedient zu werden, deßhalb ist das Geld Meister, die Arbeit aber Dienerin.

Alle Welt will Geld haben, um sich den Dienst Anderer zu sichern, und je mehr Geld vorhanden ist, desto mehr Diener, d. h. Arbeiter kann man halten. Andere sollen sich plagen, schinden und abschaffen, ja, sie thun es auch; aber leider hat weder der Arbeiter, noch der Arbeitgeber das Wohl des Andern im Auge. Jeder sucht so viel als möglich von dem edlen Metall in die Finger zu bekommen, und darüber entsteht oft ein Kampf um den Wahrspruch, ob Arbeit oder Capital Herr ist.

Ich gestehe nun gerne ein, daß diese Anschauung nicht gerade ästhetisch ist, und man könnte auch noch anders argumentiren, wenn ich aber sehe, daß auf einer Seite an einem Laib Brod alle Argumente scheitern und auf der andern Seite jeder Sozialist aufhört Sozialist zu sein, und ein Menschenschinder wird, sobald er zehn oder zwanzig Dollars sein eigen nennt, dann kann man doch auch nicht erwarten, daß man noch der Aesthetik nachhängt, blos um eines Argumentes willen.

Das Verlangen nach Geld ist so allgemein, ja, so dringend, daß das Geld, welches doch eigentlich nur das Symbol und Instrument erzwungenen Dienstes ist, einen eigenen Zauber erhält, so daß der Geizhals, der den wahren Werth gar nicht kennt, das Symbol, anstatt die Substanz verehrt, und der reiche Besitzer freut sich, weil sein Geld ihn unabhängig macht, und ihm seine Nebenmenschen zu Füßen wirft; obwohl er trotz alledem seine Reichthümer nicht genießen, noch mitnehmen kann. Mitnehmen!—In tausend Fällen würde das Gold und Silber dort bei der unausstehlichen Hitze verschmelzen.

Die Liebe zum Geld ist also gleichbedeutend mit dem Verlangen, bedient zu werden, anstatt zu dienen, und darin liegt die Kraft der Worte: „Es ist eine Wurzel aller Uebel."

Leuchtschiffe über den Atlantischen Ocean.

In der englischen Presse wird gegenwärtig der Plan zur Herstellung einer Kette von Leuchtschiffen über den Ocean, welche elektrisch mit dem Ufer verbunden wären, wiederum auf das Lebhafteste besprochen und das „für" und „wider" auf's Ausführlichste erörtert.

Ein solcher Plan war eigentlich schon voriges Jahr von einem Mitgliede der „Britischen Institution von Civil-Ingenieuren" in Vorschlag gebracht, der sich aber hierbei lediglich auf die wissenschaftliche Ansicht des Projektes beschränkte.

Neuere Erhebungen welche in Beziehung hierauf gemacht worden sind, weisen nach, daß Erfahrungen mit Leuchtschiffen ergeben, daß ein Schiff, wenn es geeignet construirt ist, im Stande ist, sich beim stärksten Sturme und nur seltenen Gelegenheiten ausgenommen, an Anker zu erhalten; sowie daß die leichten stählernen Kabel von neuester Construktion mit Erfolg angewendet worden sind, Schiffe im tiefsten Wasser vor Anker zu legen. Eins der betreffenden englischen Blätter, welches besonders diesem Projekte große Berücksichtigung schenkt, läßt sich darüber in folgender Weise aus:

„Laßt uns annehmen, daß eine Kette von Leuchtschiffen, etwa sieben an Zahl, von den Grand Banks zu den Ufern von Irland über den Ocean sich erstrecke. Dann würde die Entfernung vom Ufer zum nächsten Schiffe, sowie unter den Schiffen selber, etwa 250 Meilen betragen. Jedes Schiff würde vor einem sogenannten „Mush-

room-Anker" liegen, welcher es sich zur Fluth schwingen ließe, ohne daß der Anker unklar würde von seinem Tau. Blos eine kleine dynamo-elektrische und eine Dampfmaschine würden erforderlich sein, eine Bogenlampe in den Marsen leuchten zu lassen.

Das Kabel im Meere, längs welchem sich diese Kette von Leuchtschiffen hinziehen und die Leuchtschiffe mit dem Ufer verbinden würde, könnte nahe jedem dieser Schiffe zur Oberfläche gebracht und aufgebojet werden, so daß die elektrische Verbindung beliebig hergestellt oder wieder unterbrochen werden könnte. Jedes dieser Schiffe würde eine permanente Verankerung erhalten und müßten die Ankerkabel an die Boje befestigt werden, aber nicht an das Leuchtschiff selbst; so daß, im Falle besonders ungünstigen Wetters, wie bei Orkanen z. B., das Leuchtschiff sich von den Kabeln los machen und entweder vor ihm oder unter einem kleinen Schnausegel kreuzen, oder auch leewärts unter einem schwimmenden Anker treiben könnte, um seine Verankerung wiederum bei günstiger Gelegenheit zu erlangen.

Die Vortheile eines solchen Systems von Leuchtschiffen müssen selbst der trockensten Landratte einleuchten. Da diese Stationen 250 Meilen von einander entfernt liegen, würde kein Schiff auf hoher See, wenn es der Linie der Leuchtschiffe folgt, über 250 Meilen von einer telegraphischen Verbindung mit dem Ufer entfernt sein, oder im Falle eines Unglückes ohne Hülfe bleiben. Dies wäre blos eine Fahrt von 8 Stunden, und bei Dampfern erster Classe von noch weniger Zeitdauer; bei Segelschiffen jedoch, mit gutem Winde, gegen 12 Stunden. Die Stellung eines jeden Leuchtschiffes würde natürlich aufs Genaueste bestimmt sein und aus Seekarten ersichtlich werden. Dann könnte der Fortschritt, den die großen atlantischen Dampfschiffe machen, täglich sowohl nach Europa, als auch nach Amerika telegraphirt werden, sobald sie den Leuchtschiffen in Sicht kämen und die peinlichen Befürchtungen, welche stets mit dem längeren Ausbleiben eines solchen Fahrzeuges bisher verbunden ist, wenn dasselbe durch den Bruch der Welle oder des Ruders veranlaßt wird, würden dem Publikum dann auch gänzlich erspart bleiben. (Fortsch. der Zeit.)

Helfet zurecht mit sanftmüthigem Geiste.

Gal. 6, 1.

Drunten im Thal liegt eine Mühle. Wie das brausende Wasser über die Räder schäumt, wie gar eilig es durch grüne Wiesen dahinfließt! Unter hohen Eichen liegt das stattliche Wohnhaus, du kannst jetzt gerade die Fenster sehen, sie blitzen und glühen im Abendschein. Schwer beladen hängen die Zweige der Obstbäume über die grüne Hecke, auf dem Hof ist ein reges Leben von Federvieh, und vor der Thür liegt ein schöner langhaariger Hofhund. Das ist die Thalmühle. Manches Stück Ackerland, manch breiter Weizenschlag gehört dazu, wie auch die Wiesen jenseit der kleinen Anhöhe. Der Thalmüller ist ein reicher Mann, sagen die Leute, und hätte gar nicht nöthig noch sein Geschäft zu treiben, er hat ja genug, könnte seine Mühle verpachten, in der Stadt den Herrn spielen und bequem leben. Er selber dachte jedoch anders.

Seinen jungen Söhnen war freilich wohl einmal die Rede der sogenannten guten Freunde zu Kopf gestiegen und sie dachten, für das Müllerhandwerk seien sie doch zu fein und vornehm. Aber der Vater hatte scharfsichtig die Wünsche der Jungen erkannt, und er wußte, daß Träumereien nicht taugen, daher erklärte er eines Tages nachdrücklich und deutlich: „Die Thalmühle geht auf euch, ihr Jungen, und ihr lernt euer Handwerk, von anderem Firlefanz will ich nichts wissen, der mag für Andere gut sein. Wenn der liebe Gott nicht wollte, daß ihr Müller werden solltet, hätte er euch keine Mühle gegeben."

Und damit die Mutter ihm die Buben nicht verzog, kamen sie in die Lehre zu einem Freund des Vaters jenseit der Berge, der eine schöne Mühle mit zwanzig Mahlgängen hatte. Da wurden sie nicht anders gehalten, wie die übrigen Knappen, und wenn sich einmal Einer oder der Andere verwunderte und fragte, warum denn der Vater die Jungen so gar streng halte, nickte dieser kurz mit dem Kopf und sagte bedächtig: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage."

Der Mutter kam's freilich sauer an, denn ihr Herz hing besonders am Aeltesten, der ein wenig zart und schwach war, aber der Vater sagte: „Die Jungen überlaß mir, mit den Mädchen kannst du thun, was dir gefällt, nur eine Dame will ich nicht zur Tochter."

So waren denn die Brüder auf der fernen Erlenmühle, die zwei Töchter aber blieben daheim und lernten, was recht ist für einfache deutsche Mädchen. Ein wenig Schulbildung und Büchergelehrsamkeit schlüpfte allerdings auch mit durch, aber da nichts anderes darüber versäumt wurde, ließ es der Vater hingehen, und die Mutter, die sah ohnedies schon durch die Finger.

Da sitzen sie denn eines Abends beisammen, der Thalmüller und seine Grethe, er raucht aus seiner langen Pfeife, sie spinnt, denn sie ist noch von der alten Schule, die Töchter räumen den Abendtisch und gehen ab und zu.

Draußen liegt's wie ein goldener Schimmer über Flur und Wiesen, leise rauscht's in den herbstgefärbten Blättern der Linden, friedlich ist's und still. Da schlägt der Hofhund an, die Hofthür knarrt und eine fremde Stim-

me redet auf der Flur. — „Eine fremde Frau will euch sprechen," sagt Leni.

„Gut, laß sie ein," erwiderte der Müller.

Durch die offene Thür tritt eine weibliche Gestalt, ärmlich, ja elend gekleidet, aber die großen Risse im vertragenen Kleid sind zugenäht, die Löcher in der groben Jacke von ungeschickter Hand gestopft, das Haar glatt unter ein schwarzes Tuch gestrichen. Aus dem jungen, blassen Gesicht leuchten fieberhaft glühende Augen. Das Weib bleibt zaghaft an der Schwelle stehen.

„Nun," fragt die Müllerin gütig, sie hat ebenso gut als wir bemerkt, daß die Frau trotz Armuth und Mangel sich bemüht rechtlich auszusehen, und das weckt in ihrem Herzen schon ein mitleidig, vertrauensvolles Gefühl, „nun, ich habe Sie ja nie gesehen, was ist's?"

Die Frau tritt einen Schritt vor, und mühsam unter Schluchzen erzählt sie niedergeschlagenen Auges, unzusammenhängend, sich oft wiederholend, und ihre Geschichte wird ihr mehr abgefragt, als daß sie erzählt. Sie ist erst seit etwa sechs Monaten in dieser Gegend. Ihr Mann fand keine Arbeit mehr in der Heimath, so kamen sie in das nahe gelegene Städtchen, dort Arbeit erhoffend. Anfangs schien's auch zu gelingen, denn es fand sich bald Beschäftigung, aber ach, nur auf kurze Zeit, alle Geschäfte gehen ja so schlecht. Sie mußten allen Hausrath verkaufen und bis aufs Aeußerste darben. Dazu erkrankte auch die alte Mutter und die Noth wurde immer drückender. Sie hatte auf den andern Mittag nichts zu kochen, da, ja da . . . Hier machte die Erzählerin eine Pause, wie um Muth zu sammeln, und tief Athem holend, wollte sie fortfahren, da kam ihr der Müller gutmüthig zuvor und sagte: „Na, und nun wollt ihr Brod haben für die Eurigen, und meint, der Thalmüller hat's ja, und ihr sollt auch nicht leerer Hand gehen!"

Die Frau rang verzweifelnd die Hände und öffnete die Lippen, aber es kam kein Laut, sie schüttelte nur heftig den Kopf und sah noch bleicher und elender aus, als zuvor. Das Ehepaar blickte sich erstaunt an, was war nur der Frau?

Endlich brach's hervor wie eine lang zurückgedämmte Fluth. „O nein, o nein, daß ist's ja nicht, ich darf's nicht annehmen, ich wollte auch gar nicht betteln, nur bitten, o, um Vergebung bitten, und gut machen, wenn ich kann!"

„Wir verstehen dich nicht, fasse dich, und dann erzähle, was thatest du uns?"

„Als ich die Kinder darben sah, fiel mir euer großer Garten mit Gemüse und Aepfeln ein, ich hatte alles so oft angesehen und gedacht, wenn ich nur einen Korb davon hätte, wie manche Mahlzeit das sei, und nicht wahr, nun rathet ihr, oder muß ich Alles sagen? Ich stieg über den Zaun im Dunkeln, mit so viel Herzklopfen und Angst. — Wie den Meinen das gute Essen schmeckte! Aber ich konnte keinen Bissen davon hinunterbringen, denn seht, als wir so über dem Essen saßen, fragte mein Mann, wie alle Tage, unseren Aeltesten, der seit Ostern zur Schule geht, was er heute gelernt habe. Das Kind sah fröhlich auf und sagte mit fester Stimme: ‚Du sollst nicht stehlen, Vater.'

Mir war's wie ein Donnerschlag, und ich konnte Niemand ins Gesicht sehen vor Scham, o wenn das mein Kind wüßte, und mein Mann, der immer so ehrlich war. .... Dann sprach's auch in mir: Einmal ist keinmal, und der reiche Thalmüller merkt's ja gar nicht, ob im Garten etwas Rüben und Früchte fehlen, aber ich wußte bald, daß es der böse Feind war, der mir so zuflüsterte: und da bin ich von Haus weggelaufen hierher, ich dachte, gesteh's ein und flehe um Verzeihung auch bei den Menschen, sonst findest du nirgends Ruhe mehr."

Sie schwieg erschöpft. Der Müller sah sie ernst an und sagte: „Ist es wirklich und wahrhaftig das einzige Mal gewesen, daß du fremdes Gut nimmst?"

„Ich bin so gestraft durch Angst und Gewissensqual," sagte das arme Weib, „daß ich's niemals zum zweiten thun könnte, wenn die Kinder auch noch so sehr hungerten. Ungeschehen kann ich's ja nicht machen, aber gut machen könnt' ich's vielleicht, aber wie, o wie?"

Es war einen Augenblick still im Zimmer, so still, daß man die große Wanduhr ticken und die Heimchen zirpen hören konnte; da raffte die Arme sich auf und sprach: „Geld haben wir ja nicht, um den Werth zu ersetzen, aber mein Mann ist geschickt, er könnte ..... könnte es abverdienen, freilich müßte ich ihm dann Alles sagen," flüsterte sie mit Beben, und die brennenden Augen füllten sich mit Thränen.

„Also dein Mann hat keine Arbeit?"

„Seit einer Woche nicht."

„Gut," spricht der Müller langsam, „so kann er morgen hier auf die Mühle kommen und zwei Tage für mich arbeiten, damit soll die Forderung bezahlt sein, und .."

„Vater," unterbrach ihn die Müllerin mit tiefer, vorwurfsvoller Stimme," das ist dein Ernst nicht..."

„Und," fährt der Müller unbeirrt fort, „wenn er und seine Arbeit mir gefallen, mag er, bis es in der Fabrik besser geht, bei mir in Tagelohn kommen. Also zwei Probetage, und deine Geschichte, die behalten wir für uns, meine Verzeihung hast du, nun sieh zu, daß du dich auch mit deinem Gott versöhnst."

Die Frau stand sprachlos. So viel Liebe! Und sie hatte nur Zorn und Schmähworte erwartet, in ihrem Herzen dämmerte wie nahes Morgenroth ein unbestimmtes Gefühl von der Liebe, welche langmüthig ist, und nicht das Ihre sucht, ließ sie glauben an Den, welcher die Liebe ist, der nicht will des Sünders Tod, sondern daß er umkehre und lebe. Auf der Schwelle wandte sie ihr sanft geröthetes Antlitz dem Ehepaar zu und sprach: „Diese Stunde werde ich nie vergessen, der Segen davon komme auf Euch und Eure Kinder!"

Die Müllerin folgte ihr. „Wartet, nehmt noch Abendbrod mit für die Kinder, sie werden schon darauf warten. Schnell, Leni, eine Schnitte Speck, einen Laib Brod,

diese Eier noch in den Korb, so nun geht, nein dankt nicht uns, wir sind nur Gottes Haushalter." —

In die Stube zurückkehrend, fand sie ihren Mann, die ausgegangene Pfeife in der Hand haltend, tief in Gedanken, er fuhr auf wie aus schwerem Traum. Sie trat leise zu ihm und sprach: „Lieber Mann, bist du traurig, daß ich dich nicht gleich verstand?"

„Kennst du mich doch schon zwanzig Jahr, Grethe, und könntest wissen, daß ich die Armen nicht ausnützen will, aber....."

„Ja, ja, Mann, ich weiß, du meinst es klug und gut, ich aber war voreilig. Dann sprachen sie noch hin und her, und überlegten, wie den Leuten am besten dauernd zu helfen sei. „Daß ihr's nur wißt, ihr Weibsleute," erklärte der Vater, und drohte mit dem Finger, „verderbt mir die Menschen nicht mit überschwenglichen Wohlthaten, es soll ihnen nicht auf einmal alles in den Schooß fallen, sie sollen arbeiten und ihren Lohn haben, kommt einmal ein Unglück über sie, ist der Thalmüller nicht der letzte, der seine Hand aufthut."

Anderen Tags trat der Mann seine Probezeit an, und er muß wohl seine Pflicht treu und mit fröhlichem Herzen gethan haben, denn seit Jahren wohnt er mit Weib und Kind im Häuschen am Mühlenbach, thut sein Tagewerk mit Freuden, und erzieht seine Kinder in der Furcht Gottes. Zuweilen schaut das milde Gesicht der alten Müllerin durch die blanken Scheiben, sie freut sich der Ordnung und Sauberkeit, und wenn die nun frisch und fröhlich aussehende Frau dankbar daran erinnert, daß sie Alles Glück und ihren Seelenfrieden dazu der Familie in der Mühle zu danken habe, spricht sie, alles Lob von sich abweisend:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!"

Perlen.

Dem Unkraut schadet kein Frost.

Eile mit Weile, aber nie mit Voreile.

Wer nicht vorsieht, muß oft nachsehen.

Die Versuchung—eine Prüfung der Seele.

Für Sorgen einen Palast; für Liebe eine Hütte.

Niemand ist immer ein Thor; Jedermann mitunter.

Weisheit und Liebe gehen selten zusammen in die Kost.

Zeit und Gelegenheit stecken in keines Menschen Aermel.

Vorurtheil ist der Mehlthau des Gemüths, es wird nur da gefunden, wo kein Licht hinkommt.

Eines Kindes Fragen ernstlich beantwortet, bildet die Grundlage für seine Erziehung.

Sei natürlich; ein fehlerhafter Diamant ist immer noch viel besser, als ein nachgemachter.

Glaube und Geduld sind ihres Lohnes sicher, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt.

Es ist besser, man scheine zu sein, was man ist, als nicht zu sein, was man scheint.

Der Mensch kriecht in die Kindheit, springt in die Jugend, schreitet in die Männlichkeit, schlüpft ins Alter, wankt in die zweite Kindheit und fällt in das für ihn bereitete Grab. Das ist die Geschichte des Menschen.

Jedermann bestrebe sich zu seinem übrigen Capital noch einen guten Namen zu erwerben.

Die vergangene Zeit ist Gedächtniß; die gegenwärtige Zeit—ein Kampf; die zukünftigen Zeit—ein ?

Fürchte nicht sonderbar zu sein, aber hüte dich ein Sonderling zu werden.

Die ernste Bewegung der Gedanken ist der Anfang der Wahrheit.

Gewohnheit macht mit Allem zufrieden, ausgenommen mit dem beständigen Wechsel.

Wer schon ein Pferd hat, bekommt auch noch eins geborgt.

Gott schuf die Menschen, jetzt stehen sie am Spiegel und bewundern sich selbst.

Ein Mensch ist göttlich ausgerüstet zu allem, wozu er göttlich berufen ist.

Man beugt besser den Nacken, als daß man den Kopf widerstößt.

Vorsicht läßt ihrem Besitzer oft nur die Wahl zwischen zwei Uebeln.

Ich kann mein Unglück leichter tragen, als die Mißdeutung meiner Freunde.

Ein offenes Gemüth, eine offene Hand und ein offenes Herz finden allezeit eine offene Thür.

Ein pünktlicher Mann hat immer Zeit; ein nachlässiger nie.

Der Sonntagschullehrer.

Die zweite S. S. Convention zu Linwood Park ist nun wieder vorüber und war in allen Hinsichten eine sehr erfolgreiche Versammlung. Das Programm war ein ungewöhnlich gelungenes. Der Gesang, unter Leitung von Br. T. Umbreit aus Milwaukee, und mit Professor Th. Wettach von Allegheny, hat treffliche Dienste geleistet. Unsere jungen Leute, aus fünf Staaten, waren in kurzer Zeit vereinigt und haben das Vergnügen ohne Murren der Arbeit geopfert.

Die Vorträge unserer Bischöfe und ihre Gegenwart haben das Interesse erhöht; Bischof Bowman und Bischof Dubs haben deutlich gezeigt, daß so lange die rothe Fahne des Communismus und der Handel in starken Getränken unbeschränkt walten, in unserem Lande keine Sicherheit des öffentlichen Wohles zu erwarten ist, und wer Bischof Escher's Briefe in unseren Blättern las, wird wohl zum Voraus glauben, daß sein Vortrag über Palästina die große Versammlung fesselte. Am Sonntagnachmittag hatten wir auch das Vergnügen den Ehrwürdigen greisen Dr. W. Nast, Editor des Christlichen Apologeten, in der Versammlung zu haben; seine schlichten, kindlichen Worte werden lange in gesegnetem Andenken bleiben.

Von den Brüdern, welche im Programm genannt sind, haben leider zwei gefehlt, Br. J. M. Haug von Michigan, und Br. C. C. Baumgartner von Indiana. Ersterer wurde durch den Schülfseditor des Ev. Magazins und Letzterer durch Bischof Escher ersetzt. Am Sonntagvormittag predigte W. Horn, Editor des Christlichen Botschafters, in deutscher und Br. Bucks in englischer Sprache. Der Chef des Magazins, als Leiter der Convention, war hier, dort und überall thätig, denn sein Associate, Br. P. W. Raidabaugh, konnte leider, angegriffener Gesundheit halber, nur einen Tag anwesend sein.

Folgende Conferenzen waren vertreten: Atlantic, New York, Canada, Michigan, Wisconsin, Jowa, Illinois, Indiana und Pittsburg, daß die Erie und Ohio sogar sehr stark vertreten waren, ist ja wohl selbstverständlich.

Die Normal-Classen arbeiteten fleißig; das Nähere, bezüglich der Zukunft dieser Classen, folgt später. Der Secretär und Schatzmeister der Convention arbeiteten fleißig, und wir können in Wahrheit sagen, jeder Bruder, welcher Arbeit lieferte, verdiente besonderer Erwähnung, wenn wir Raum hätten. Man traf sogleich Vorkehrung für die nächste Convention, indem die Editoren der S. S. Zeitschreiften, mit Br. Horn, als Committee über Programm erwählt wurden. Wir möchten noch beifügen, daß sich die Finanzen nicht schädlich eindrängten bei dieser Versammlung, und mit der Zeit und der Erfahrung wird in der Zukunft ein freies Fahrwasser gefunden werden. R. M.

Kinder lernen von den Alten.

Einige Kinder, denen es im Zimmer zu langweilig wurde am Sonntagnachmittag, brachten ihre Spielblöcke hervor und fingen an zu spielen und zu bauen.

„Kinder," sagte die Mutter, „ihr müßt nicht Häuser bauen heute, es ist Sonntag." „O, das schadet nicht, Mama, wir bauen eine Kirche, und wenn man die Pferde einspannen und nach der Kirche fahren darf, kann man auch eine Kirche bauen," war die Antwort.

Nach einer Weile fingen sie an „Store zu halten." „Kinder, wißt ihr denn nicht, daß man am Sonntag nicht Store aufhält?" „Wir halten keinen Store, das ist eine Apotheke, und Papa hält ja seine auch offen am Sonntag," antwortete der Kleine.

Die Geschichte enthält eine Lehre; der Leser kann sie suchen und darüber nachdenken.

Besuche deine Schüler.

Bist du ein Lehrer, oder eine Lehrerin, in der Sonntagschule, dann besuche deine Schüler in ihrer Heimath. Du hast kaum einen Begriff, wie viel Gutes aus solchen Besuchen entspringt. Deine Schüler sprechen von dir bei ihren Eltern, am Tisch und im Gesellschaftszimmer, so daß die Eltern wirklich ein Verlangen bekommen, dich zu sehen; aber dieses Verlangen ist nicht in der Richtung, auch Schüler zu werden, sondern dich um der Kinder willen zu ehren. Besonders verfehle es nicht, einen abwesenden Schüler zu besuchen, denn leicht möchte Krankheit die Ursache sein und in solchem Falle sollte ein Schüler öfters besucht werden; dann bringe ihm Bilder, Blätter und, wenn thunlich, einige Blumen. Muntere deine Schüler aber auch auf, dich zu besuchen, schenke ihnen, wenn thunlich, monatlich einen Abend. Diese Dinge sind in den Augen mancher Menschen bedeutungslos, aber in den Augen der Kinder sind sie sehr werthvoll.

Normal-Classen.

Ein Sonntagschul-Missionar vom fernen Westen schreibt, daß er Sonntagschul-Institute und Normal-Classen eingeführt und durchgeführt habe, welche den Lehrern und Schulen zum großen Segen geworden sind, obwohl vielleicht nur ein halbes Dutzend Lehrer den ganzen Cursus durchmachten. Eine Lehrerin schreibt: „Mir ist die Normal-Classe mehr werth als fünfhundert Dollars, obschon ich an zeitlichen Gütern nicht reich

bin." Ein Anderer, ein Lehrer, sagt: „Ich habe dreihundert Dollars für unsere neue Capelle gegeben, und unser Prediger hat sogleich eine Normal-Classe darin errichtet. Die Normal-Classe allein hat mich reichlich belohnt für die Summe, welche ich zur Capelle bezahlte." Hier können unsere Prediger und Lehrer sehen, was gethan werden kann, wenn man im Ernst ist; hoffentlich hören wir bald von vielen Normal-Classen in unseren Grenzen.

Jesus!

Dieses erhabene Thema des Sonntagschullehrers wechselt nie; Jesus muß in allen Lectionen zu finden sein, und er ist es auch, wenn er einen Platz im Herzen des Lehrers hat. Er erscheint als:

Jesus
- Der Verheißene,
- Der Gesalbte,
- Der Gekreuzigte,
- Der Auferstandene,
- Der Verherrlichte,
- Der einst Kommende.

Alle Wahrheiten der christlichen Religion sind hier zu finden, und diese Punkte umfassen das Alte und das Neue Testament. Lehrer, laßt Jesus scheinen in euren Classen, dann werdet auch ihr durch ihn scheinen, als helle Lichter in einem dunkeln Orte.

Eine Illustration.

Zwei Geschöpfe machten sich zusammen auf den Weg, um in der Nähe von Philadelphia über den Delaware zu gehen, welcher mit Eis bedeckt war. Das eine dieser Geschöpfe war ein Neufundlandhund, nüchtern, verständig und wachsam; das andere war ein Mann, betrunken, unverständig und unsicher, wie dieses bei Betrunkenen fast immer der Fall ist. Sie kamen zu einer offenen Stelle im Eis; der Hund, wie ein vernünftiges Geschöpf, wollte ausweichen, aber der Mann, wie ein unvernünftiges Geschöpf, wich nicht aus, fiel hinein und riß den Hund am Strick mit sich. Das unvernünftig besoffene Geschöpf wäre ertrunken, wenn nicht der vernünftige Hund ihn am Kragen gepackt und herausgezogen hätte. — Das ist nicht das erstemal, daß ein vernünftiger Hund mehr Verstand erzeigte, als ein unvernünftig Betrunkener. Muß der Mann sich nicht geschämt haben, als ihn sein Hund den nächsten Morgen anblickte? Es ist traurig, daß man es eingestehen muß, daß solcher Begebenheiten viele sind, wo ein Hund mehr Verstand hat, als sein Herr, und Branntwein ist die Ursache!

Alles hat seine Zeit.

Die beste Zeit, einem Menschen ans Herz zu kommen, ist die Zeit der Trübsal. Er mag nicht empfänglich gestimmt sein, aber es sind nur wenige Menschen, welche nicht durch Offenbarung wahren Mitleids zu erreichen sind. Männer und Kinder gewinnen Zutrauen beim Gedanken der Theilnahme Anderer an ihrem Leiden. Eine Mutter, Schwester, Gattin, oder eine gute Lehrerin kann ihre beste Arbeit thun für die, welche sie lieben, wenn diese in Trübsal sind, nur müssen sie dabei gerade so vorsichtig als theilnahmsvoll sein. Unvorsichtiges Verfahren schließt Herzen zu, während Vorsicht alle Hindernisse überwindet.

Der Prediger als Superintendent.

Es mag Umstände geben, die es nöthig machen, daß der Prediger das Amt des Superintendenten verwalte; dieses sind jedoch Ausnahmsfälle, und sollten nicht oft vorkommen. Der Prediger mag noch so aufrichtig sein, er wird es nicht verwehren können, daß man die Sache bespricht, und der Schein wird gegen ihn sein. Mit dem nemlichen Recht könnte man den Prediger auch zum Trustee, zum Verwalter, oder zum Kirchendiener machen, letzteres ist auch schon dagewesen, aber es hat noch selten ein Prediger darnach verlangt. Der beste Erfolg einer Gemeinde wird erzielt, wenn man die Aemter so vertheilt, daß die größte Zahl beschäftigt ist und sich betheiligt.

Die Brillen-Classe.

Es gibt immer noch Sonntagschulen, in denen keine Classe für die Alten errichtet ist. Seht zu, daß eure Schule eine Classe für Personen hat, welche nicht mehr ohne Brillen sehen können, denn nicht nur ist ihnen die Schule von sehr großem Nutzen, sondern ihre Gegenwart ist den Kindern sehr nützlich. Lasset uns unseren Kindern zeigen, daß wir ein reges Interesse an dem edlen Werk haben, und sie werden unserem Beispiel gerne folgen. Dieses ist die Classe, welche in der Nähe der Thür sein sollte, damit man alle Besucher sogleich beschäftigen und willkommen heißen kann. Eine Brillen-Classe für jede Sonntagschule!

Jesus zuerst.

Ein Lehrer unter den befreiten Sklaven im Süden schrieb einst über seine Schule: „Eine alte Negerin kam auch zur Schule, um lesen zu lernen; als sie die Buchstaben alle kannte, sagte ich ihr, daß wir nun aus den Buchstaben Wörter machen und dann buchstabiren wollen; sie sagte: ‚nun will ich zuerst den Namen Jesus machen und buchstabiren lernen, scheint mir, wenn ich diesen Namen einmal habe, dann geht alles Andere leicht.'"

Alle Arbeit im Unterricht in der Sonntagschule geht leicht, wenn man nur zuerst und vor Allem den Namen Jesu darin hat. Die Sonntagschule soll im geistlichen Ernst geleitet werden, deßhalb muß Jesus der Anfang sein, und kein Lehrer sollte den Unterricht beginnen, ohne ein stilles Gebet zu Gott gesandt zu haben. Wenn wir Jesum haben, geht Alles leicht.

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Elisa zu Dothan.

1. Lection: 2. Kön. 6, 8–23. — Sonntag den 4. October 1885.

8. Und der König aus Syrien führete einen Krieg wider Israel, und berathschlagte sich mit seinen Knechten, und sprach: Wir wollen uns lagern da und da.

9. Aber der Mann Gottes sandte zum Könige Israels, und ließ ihm sagen: Hüte dich, daß du nicht an den Ort ziehest, denn die Syrer ruhen daselbst.

10. So sandte dann der König Israels hin an den Ort, den ihm der Mann Gottes sagte, verwahrete ihn und hütete daselbst; und that das nicht einmal oder zweimal alleine.

11. Da ward das Herz des Königs von Syrien unmuths darüber, und rief seine Knechte, und sprach zu ihnen: Wollt ihr mir denn nicht ansagen, wer ist aus den Unsern zu dem Könige Israels geflohen?

12. Da sprach seiner Knechte einer: Nicht also, mein Herr König; sondern Elisa, der Prophet in Israel, sagt es alles dem Könige Israels, was du in der Kammer redest, da dein Lager ist.

13. Er sprach: So gehet hin, und sehet, wo er ist, daß ich hinsende, und lasse ihn holen. Und sie zeigten ihm an, und sprachen: Siehe, er ist zu Dothan.

14. Da sandte er hin Rosse und Wagen und eine große Macht. Und da sie bei der Nacht hinkamen, umgaben sie die Stadt

15. Und der Diener des Mannes Gottes stand frühe auf, daß er sich aufmachte und auszöge; und siehe, da lag eine Macht um die Stadt, mit Rossen und Wagen. Da sprach sein Knabe zu ihm: Awe, mein Herr, wie wollen wir nun thun?

16. Er sprach: Fürchte dich nicht; denn Derer ist mehr, die bei uns sind, denn Derer, die bei ihnen sind.

17. Und Elisa betete, und sprach: Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe. Da öffnete der Herr dem Knaben seine Augen, daß er sahe; und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her.

18. Und da sie zu ihm hinabkamen, bat Elisa und sprach: Herr, schlage dies Volk mit Blindheit. Und er schlug sie mit Blindheit, nach dem Wort Elisa.

19. Und Elisa sprach zu ihnen: Dies ist nicht der Weg, noch die Stadt. Folget mir nach; ich will euch führen zu dem Manne, den ihr suchet. Und führete sie gen Samaria.

20. Und da sie gen Samaria kamen, sprach Elisa: Herr öffne diesen die Augen, daß sie sehen. Und der Herr öffnete ihnen die Augen, daß sie sahen; und siehe, da waren sie mitten in Samaria.

21. Und der König Israels, da er sie sahe, sprach er zu Elisa: Mein Vater, soll ich sie schlagen?

22. Er sprach: Du sollst sie nicht schlagen. Welche du mit deinem Schwert und Bogen fängest, die schlage. Setze ihnen Brod und Wasser vor, daß sie essen und trinken, und laß sie zu ihrem Herrn ziehen.

23. Da ward ein großes Mahl zugerichtet. Und da sie gegessen und getrunken hatten; ließ er sie gehen, daß sie zu ihrem Herrn zogen. Seitdem kamen die Kriegsleute der Syrer nicht mehr ins Land Israel.

Haupttext: Fürchte dich nicht, denn Derer ist mehr, die bei uns sind, denn Derer, die bei ihnen sind. — 2. Kön. 6, 16.

Geschichtliches. — Die Begebenheiten aus dem Leben Elisa, welche wir im vorigen Quartal schon studierten und auch in diesem Quartal noch vorhaben, sind alle innerhalb zwölf Jahren vorgefallen, nemlich während der Regierung Jehoram's in Israel, doch ist die Reihenfolge, in welcher dieselben sich zugetragen, kaum die richtige, hat aber mit den Thatsachen nichts zu thun. Nachdem Naeman, der Syrer, den Propheten des Herrn verlassen hatte, kam er zu den Prophetenschülern, welche durch die beständige Zunahme ihrer Zahl genöthigt waren, ihr Haus zu vergrößern; am Jordan fällten sie Bauholz, da fiel einem Arbeiter die Axt oder das Beil ins Wasser und sank. Dieses Beil war geborgt und deßhalb für den armen Schüler keine geringe Sache. Sie klagten den Verlust dem Propheten, welcher mittlerweile angekommen war, und durch das Wort seines Glaubens brachte er das Beil zum Schwimmen, so daß der Mann es reichen konnte.

Im Syrerkrieg zeigt der Prophet dem König Israels die Pläne seiner Feinde an, und auf sein Gebet öffnet Gott dem Knaben, d. i. dem Diener des Propheten, aber nicht Gehasi, die Augen, daß dieser die himmlischen Mächte sieht, welche Gott bereit hält, um seinen Willen zu vollziehen.

Wie Elisa in seinem öffentlichen Amte nur Elias Thätigkeit zum Abschluß zu bringen hatte, so scheint er auch die Prophetenschulen, welche Elias fast neu gegründet hatte, zur schönsten Blüthe zu entwickeln. Als Frucht derselben trat eine neue Reihe von weissagenden Propheten auf, welche größtentheils aus jenen Schulen hervorgingen und in deren Zeugniß sich die Arbeit der Langmuth Gottes vollendete.

Texterklärungen.—V. 8. **Und der König aus Syrien führte einen Krieg.** Dieses war Benhadad II., König von Damaskus und den umliegenden kleineren Staaten; der nemliche, welcher den Naeman zu dem König von Israel sandte, um ihn vom Aussatz heilen zu lassen. Dieser führte Krieg gegen Israel, **und berathschlagte sich mit seinen Knechten.** Dieser Rath galt dem Verderben Israels oder seines Königs. Man darf nicht wundern, daß Benhadad die Heilung seines Hauptmannes so bald vergaß, denn Naeman wurde ja gläubig an Jehova, welches den Haß und die Bitterkeit nur noch anstachelte, zudem wird eine eingewurzelte Feindschaft durch keine Wohlthat befriedigt.

V. 9. **Aber der Mann Gottes sandte zum Könige Israels.** Israels König war auch ein Götzendiener, und um seinetwillen hätte der Prophet wohl stillgeschwiegen; aber es handelte sich hier um das Volk, als dem Samen Abrahams, mit welchem Gott einen Bund hatte. **Hüte dich.** Er ließ den König warnen, indem er ihm die Pläne der Syrer kund that. Hier sieht man den Unterschied in der Wirkungsweise des Propheten Elisas

und Elias. Der eine war ein strafender und drohender Bote, der andere ein rathender und helfender.

V. 10. **Und that das nicht einmal oder zweimal alleine.** Durch den Rath des Propheten wurden die Pläne der Feinde vereitelt, indem der König immer da seine Truppen sammelte, wo der Syrer anzugreifen gedachte. Es hat noch nie einen Menschen gereut, den Plan Gottes gekannt und befolgt zu haben, denn es sind schon Tausende gerettet worden, weil sie den Rath Gottes befolgten.

V. 11. **Da war das Herz des Königs von Syrien unmuths.** Der Ausdruck bedeutet ungestüm, wie etwa das Meer nach dem Sturm. Unwillig, weil er glaubte, es seien Verräther an seinem Hofe, die dem Könige Israels wohlwünschten. **Wollt ihr mir denn nicht ansagen?** Diese Frage zeigt, wie sehr es ihm darum zu thun war, dieses zu erfahren, denn es war ihm ärgerlich, seine Pläne also vereitelt zu sehen.

V. 12. **Nicht also, mein Herr König.** Vermuthlich hat Naeman's Heilung den Ruf des Propheten so ausgebreitet, daß es Andere zu tieferem Nachforschen anspornte, und sie urtheilten: kann ein Mann Kranke gesund machen, dann kann er auch Geheimnisse offenbaren. **Elisa . . . sagt es alles dem König.** In dieser Antwort liegt ein Wink, welcher andeutet, daß man dem Propheten auch nichts verborgen halten kann, denn der weiß was der König in der Verborgenheit seiner Kammer redet. Zittere, sicherer Mensch, Gott weiß, was du im Verborgenen sinnest!

V. 13. **Sehet, wo er ist.** Der Syrer dachte: kann ich meine Pläne nicht vor ihm verbergen, dann kann ich vielleicht ihn selbst in Gewalt bekommen. Das war ein thörichtes Unternehmen, denn des Propheten Macht war so groß als sein Wissen. **Siehe, er ist zu Dothan.** Das war eine Stadt im Stamme Manasse, unweit Sichem, also nahe beim König Israels.

V. 14. **Da sandte er hin Rosse und Wagen.** Der König sandte ein Heer, um die Einwohner Dothans zu erschrecken, daß sie sich nicht erkühnen möchten, den Propheten zu beschützen. **Bei der Nacht.** Damit nicht Nachricht nach Samaria gelangen möchte.

V. 15. **Siehe, da lag eine Macht um seine Stadt.** Am Morgen in aller Frühe stand der Diener auf, wie es schicklich war. Entweder er sah die Heeresmacht, oder die Einwohner sagten es ihm. **Awe, mein Herr.** Er kam zurück und klagte es dem Propheten; vielleicht hatte er es auch vernommen, daß die Syrer nur Elisa verlangten, daher die Frage: **wie wollen wir nun thun?** Er hielt sich und seinen Herrn für verloren.

V. 16. **Fürchte dich nicht.** Der Glaube vertreibt Furcht; aber es fiel dem Jüngling schwer zu glauben, weil ihm die Erfahrung mangelte, daher die Frage: was nun? Elisa aber bat den Herrn, dem Knaben einen Blick in das Unsichtbare zu gönnen.

V. 17. **Da öffnete der Herr dem Knaben seine Augen.** Jetzt sah dieser den Sinn der Worte im vorigen Vers; er sah das Heer Gottes in Bereitschaft, seinen Herrn zu beschützen. Hier sehen wir den Dienst der Engel, obwohl wir sie selbst nicht sehen können, es sei denn, Gott öffne uns die Augen. **Um Elisa her.** Man kann diesen Satz auf zweierlei Weise deuten: 1) Als beziehe sich die Umgebung auf die Stadt, in welcher Elisa war, oder 2) Als habe der Knabe den Elisa in einer Erscheinung also umringet gesehen. Liest man jedoch den 18. Vers noch dazu, da scheint Elisa schon außerhalb der Stadt gewesen zu sein, und die himmlischen Geister waren ihm als Leibwache zugestellt. Man vergl. Matth. 26, 53.

V. 18. **Schlage dieses Volk mit Blindheit.** Elisa scheint den Syrern entgegen gegangen zu sein. Vielleicht fragten ihn sogar Manche nach dem Manne Gottes. Auf das Gebet des Propheten wurden sie so verblendet, daß sie Denjenigen nicht erkennen konnten, den sie suchten. Dieses war ein Wunder, deßhalb sind wir um die Art und Weise unbekümmert. So wie der Knabe nur das sah, was ihm eigentlich geoffenbart werden sollte, so mußte hier die Blindheit wiederum einem besonderen Zweck dienen.

V. 19. **Ich will euch führen zu dem Manne, den ihr sucht.** Elisa redet hier zwar zweideutig, um die Syrer zu hintergehen. Ich suche seine Rede nicht zu decken, noch zu entschuldigen, noch auf künstliche Weise in Wahrheit umzuwandeln, sondern sage einfach, der Prophet hat eine Kriegslist angewendet und hat jedes gegebene Wort erfüllt, nur nicht so, wie die Syrer es erwarteten. Jedenfalls war ihr Verstand so verblendet wie ihre Augen, sonst hätten sie sich nicht von einem Fremden also führen lassen. **Gen Samaria.** Man kann also sehen, daß diese Leute verstandesblind waren, sonst hätten sie sich nicht in die Hauptstadt Israels hineinführen lassen, wo doch beständig eine Armee auf den Beinen war.

V. 20. **Herr, öffne diesen die Augen.** Jetzt betet der Prophet wieder, die Blinden wurden sehend und standen vor dem Mann, den sie suchten; aber siehe, den zu fangen sie ausgezogen waren, der hatte nun sie gefangen.

V. 21. **Mein Vater, soll ich sie schlagen?** Der König sieht nun, daß ihm Elisa einen großen Vortheil bietet, und legt ihm daher den hohen Ehrentitel, Vater, bei; sonst haßte er den Propheten und kümmerte sich wenig um seinen Rath. Daß er sie gerne geschlagen hätte, ist wohl anzunehmen und auch bewiesen, weil er zweimal fragt, ob er sie schlagen soll. Die meisten Uebersetzungen wiederholen die Frage.

V. 22. **Welche du mit deinem Schwert und Bogen fängst, die schlage.** Es streitet wieder das Gesetz der Menschlichkeit, Leute zu tödten, die man nicht in feindseligen Handlungen ergreift. Besonders aber wäre es unweislich gehandelt gewesen, diejenigen zu tödten, welche Gott in diese Klemme gerathen ließ, um ihnen zu zeigen, daß Jehovah auf Israels Seite ist. **Setze ihnen Brod und Wasser vor.** Man vergl. Röm. 12, 20. Dieses Volk mußte eine bessere Meinung von Israel erhalten und dann heimkehren und erzählen, daß Israel einen unüberwindlichen Beschützer habe.

V. 23. **Ließ er sie gehen.** Man stellte ihnen Speise vor und bewirthete sie: man behandelte den Feind als Bruder und entließ ihn mit Geschenken. **Seitdem kamen die Kriegsleute der Syrer nicht mehr ins Land Israel.** d. h. nicht mehr in solchen Banden und Haufen, denn sie hatten etwas gelernt. Was jetzt noch geschah, das geschah erst, als der Schrecken über diese Begebenheit vergangen war. Ein eingewurzelter Haß wird oft durch unverdiente Wohlthaten besiegt, und sehr oft wenigstens, wenn auch nicht dauernd, zum Schweigen gebracht. Die Behandlung der Syrer durch den Propheten hatte die Wirkung, die Feindschaft auf eine Zeit lang zu legen.

Lehre und Anwendung. — 1. Ein wahrer Gottesmann hat oft mehr Einfluß in einer Nation als der Regent derselben; aber Gott gebraucht diese Männer, um die Regenten anzuspornen, Gutes zu thun und das Volk im Guten zu stärken.

2. Ein Prophet des Friedens, der Liebe und Eintracht, ist ebenso wohl ein Prophet des Allerhöchsten, als der, welcher auf Carmel Baalspfaffen abschlachtet.

3. Es ist nicht immer das Beste, den Leuten beständig vorzuhalten, was sie für Gott thun müssen, man muß ihnen auch zeigen, was Gott für sie thut.

4. Es ist ein tröstlicher Gedanke, zu wissen, daß wir bewacht, behütet und beschützt sind, denn wenn es nicht

für diesen Trost wäre, dann müßte der Fromme in seinem Elend verzagen: die Wasser gingen bis an seine Seele und verschlängen ihn.

5. Die Unsichtbaren sind uns immer nahe, bitte Gott, dir so viel zu zeigen, als dir nöthig ist, um muthig zu bleiben.

6. Der Sieg des Friedens ist glorreicher als der Sieg der Waffen. Wohl dem, welchem Gott ein friedliebendes Herz gab.

7. Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn, denn dadurch wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.

Illustrationen.—Die unsichtbaren Kräfte der Natur, viel und mächtig wie sie sind, müssen alle dazu beitragen, das Wohl der Kinder Gottes zu fördern. Blitz, Magnet, Feuer, Luft, Wasser und Wind sind alle in der Hand Gottes.

Vor vielen Jahren wurde einmal ein berühmter Prediger von einem Pöbelhaufen überfallen, und er flüchtete sich in ein Haus. Der Pöbelhaufen, in der Meinung er sei in ein anders Haus geflohen, bombardirte natürlich das unrechte Haus. Der Prediger aber stand oben im Fenster und sah und hörte alles, was vorging. Mit Gott und im Recht sind wir sicher, was immer der Feind beschließen mag.

Wandtafelerklärung. — Die Begebenheit in der heutigen Lection ist ein Beweis, daß Gott die Seinen in allen Lagen des Lebens schützen kann, und wer im Lichte des Glaubens wandelt, der kann auch die Hand Gottes sehen. Der Herr ist das Licht und das Heil seiner treuen Kinder und beschützt sie, so wie er auch Elisa beschützte; aber seine Feinde tappen mit offenen Augen im Finstern, wie das ja auch Spr. 4, 19 so deutlich geschrieben steht, und besonders auch in dieser Begebenheit gezeigt wird. Mit offenen Augen blind, folgen sie dem Führer in das Lager ihrer Feinde; während der Knabe, dessen geistige Augen geöffnet sind, „Wagen Israels und seine Reiter" in den Wolken sieht. Wir sollen also im Lichte des Glaubens wandeln, und dann wird unsere Seele Licht haben und der Gefahr entrinnen.

Die Hungersnoth zu Samaria.

2. Lection: 2. Kön. 7, 1–17. — Sonntag den 11. October 1885.

1. Elisa aber sprach: Höret des Herrn Wort. So spricht der Herr: Morgen um diese Zeit wird ein Scheffel Semmelmehl einen Sekel gelten, und zween Scheffel Gerste einen Sekel, unter dem Thor zu Samaria.

2. Da antwortete ein Ritter, auf welches Hand sich der König lehnte, dem Manne Gottes, und sprach: Und wenn der Herr Fenster am Himmel machte, wie könnte solches geschehen? Er sprach: Siehe da, mit deinen Augen wirst du es sehen, und nicht davon essen.

3. Und es waren vier aussätzige Männer an der Thür vor dem Thor; und einer sprach zum andern: Was wollen wir hier bleiben, bis wir sterben?

4. Wenn wir gleich gedächten in die Stadt zu kommen, so ist Theurung in der Stadt, und müßten doch daselbst sterben; bleiben wir aber hier, so müssen wir auch sterben. So laßt uns nun hingehen, und zu dem Heer der Syrer fallen. Lassen sie uns leben, so leben wir; tödten sie uns, so sind wir todt.

5. Und machten sich in der Frühe auf, daß sie zum Heer der Syrer kämen. Und da sie vorne an den Ort des Heeres kamen; siehe, da war Niemand.

6. Denn der Herr hatte die Syrer lassen hören ein Geschrei von Rossen, Wagen und großer Heereskraft, daß sie unter einander sprachen: Siehe, der König Israels hat wider uns gedinget die Könige der Hethiter und die Könige der Egypter, daß sie über uns kommen sollen.

7. Und machten sich auf, und flohen in der Frühe, und ließen ihre Hütten, Rosse und Esel im Lager, wie es stand, und flohen mit ihrem Leben davon.

8. Als nun die Aussätzigen an den Ort des Lagers kamen; gingen sie in der Hütten eine, aßen und tranken, und nahmen Silber, Gold und Kleider, und gingen hin und verbargen es, und kamen wieder, und gingen in eine andere Hütte, und nahmen daraus und gingen hin und verbargen es.

9. Aber Einer sprach zum Andern: Laßt uns nicht also thun, dieser Tag ist ein Tag guter Botschaft: wo wir das verschweigen und harren, bis daß licht Morgen wird, wird unsere Missethat gefunden werden. So laßt uns nun hingehen, daß wir kommen und ansagen dem Hause des Königs.

10. Und da sie kamen, riefen sie am Thor der Stadt, und sagten es ihnen an, und sprachen: Wir sind zum Lager der Syrer gekommen, und siehe, es ist Niemand da, noch keine Menschenstimme; sondern Rosse und Esel angebunden, und die Hütten, wie sie stehen.

11. Da rief man die Thorhüter, daß sie es drinnen ansagten im Hause des Königs.

12. Und der König stand auf in der Nacht, und sprach zu seinen Knechten: Laßt euch sagen, wie die Syrer mit uns umgehen. Sie wissen, daß wir Hunger leiden; und sind aus dem Lager gegangen, daß sie sich im Felde verkröchen; und denken, wenn sie aus der Stadt gehen, wollen wir sie lebendig greifen und in die Stadt kommen.

13. Da antwortete seiner Knechte einer, und sprach: Man nehme die fünf übrige Rosse, die noch darinnen sind übergeblieben (siehe, die sind darinnen übergeblieben von aller Menge in Israel, welche alle dahin ist), die laßt uns senden und besehen.

14. Da nahmen sie zween Wagen mit Rossen; und der König sandte sie dem Lager der Syrer nach, und sprach: Ziehet hin, und besehet.

15. Und da sie ihnen nachzogen bis an den Jordan; siehe, da lag der Weg voll Kleider und Geräthe, welche die Syrer von sich geworfen hatten, da sie eilten. Und da die Boten wieder kamen, und sagten es dem Könige an,

16. Ging das Volk hinaus, und beraubte das Lager der Syrer. Und es galt ein Scheffel Semmelmehl einen Sekel, und zween Scheffel Gerste auch einen Sekel, nach dem Wort des Herrn.

17. Aber der König bestellete den Ritter, auf dessen Hand er sich lehnte, unter das Thor. Und das Volk zertrat ihn im Thor, daß er starb; wie der Mann Gottes geredet hatte, da der König zu ihm hinab kam.

Haupttext: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.—Luk. 18, 27.

Geschichtliches. — Wenn man die Begebenheit der vorigen Lection, besonders die liebevolle Behandlung der Syrer durch den Propheten in dessen Gewalt sie doch waren, liest, dann sollte man denken, der König von Syrien hätte sicherlich gezögert, ehe er wieder gegen Israel in den Krieg gezogen wäre. Aber wenn einmal zwei benachbarte Völker sich gegenseitig nicht mehr trauen, und noch im Zweifel stehen, welche Nation im Kampf die stärkste ist, dann findet sich auch bald genug eine Ursache, um Krieg anzufangen, denn sie achten sich als Rivalen im Ansehen der Völker. Zwischen Israel und Syrien war es schon längst eine Streitfrage, wer das Stärkere sei, obwohl man Syrien ohne Bedenken die größten Greuelthaten zuschreiben kann. Von Dankbarkeit, Erkenntlichkeit, oder selbst Anerkennung des Guten an Anderen, ist da keine Rede.

Die heidnischen Gelehrten haben behauptet, die beste Weise einen Feind zu überwinden, sei: ihm Gutes zu erweisen; dieses hat sich jedoch an Benhadad nicht bewahrheitet, denn er hatte bereits vergessen, daß er noch von früherher Dank schuldig war, und nun in Samaria Hungersnoth ausgebrochen war, benützt er die Gelegenheit, um dem Volk zu schaden. Leider ist es in vielen Fällen nur zu wahr, daß man durch Wohlthätigkeit keinen Eindruck mehr machen kann; aber das sollte uns nicht von unserer Pflicht abhalten, denn Gott weiß, wie wir es meinen, und unsere redliche Absicht wird nicht unbelohnt bleiben, obschon sie verkannt und mißdeutet wird.

Texterklärung. — V. 1. **Höret des Herrn Wort.** Der König hatte Boten zum Propheten gesandt von wegen der großen Theurung; diesen antwortet nun der Mann Gottes. Der Herr, den sie so sehr beleidigt hatten, läßt ihnen nun Heil verkünden und Gutes verheißen. **Morgen um diese Zeit.** Der König war des Wartens müde, und um wo möglich Vertrauen beim König zu erwecken, soll die Erlösung schleunigst kommen, aber wer sich nicht in der Noth bekehrt, thut es im Glück noch weniger. **Unter dem Thor zu Samaria.** Dieses war sowohl der Marktplatz, als auch der Ort öffentlicher Zusammenkünfte.

V. 2. **Ein Ritter, auf welches Hand sich der König lehnte.** Durch den Beisatz soll angedeutet werden, daß dieser Ritter beim König in großen Ehren stand. Es war im Morgenland gebräuchlich, daß sich die Könige auf ihre Günstlinge lehnten oder stützten, als Zeichen der Begünstigung. **Und wenn der Herr Fenster am Himmel machte.** Der Ritter war ein Ungläubiger und trieb mit der Rede des Propheten seinen Spott; vielleicht ohne zu bedenken, daß er Gott zum Lügner machte, wofür er aber seine Strafe bekommen wird, denn Gott läßt sich nicht spotten. **Siehe da.** Jetzt thut ihm der Prophet seine Vermessenheit kund. So wie es diesem Ritter ergehen soll, so wird es allen denen ergehen, welche die Verheißung des ewigen Lebens nicht glauben und verachten.

V. 3. **Vier aussätzige Männer an der Thür.** Manche nehmen an, Gehasi sei dabei gewesen; möglich ist es, aber von Behauptung sollte keine Rede sein. Diese Aussätzigen waren vor dem Thor, denn in die Stadt durften sie ja nicht. **Was wollen wir hier bleiben.** Zuweilen geschah es, daß diese Kranken andern Menschen nahen, sogar in Städte kommen durften, aber das Gesetz drang stark darauf, daß sie Niemand zu nahe kommen durften.

V. 4. **Laßt uns hingehen.** In Samaria war Hungersnoth, selbst wenn sie in die Stadt kämen, wäre da nichts zu essen, und vor der Stadt müssen sie jedenfalls Hungers sterben. **Lassen sie uns leben, so leben wir u. s. w.** Sie wußten, daß das ärgste, welches ihnen widerfahren könnte, war, das Leben verlieren, und dieses schien so wie so verloren zu sein, daher zogen sie ein ungewisses Uebel einem gewissen vor.

V. 5. **Und machten sich in der Frühe auf.** Nach Vers 12 läßt sich schließen, daß sie bei der Nacht ins Lager kamen. **Da war Niemand.** Als sie zum Lager kamen, fanden sie es verlassen; nicht einmal eine Schildwache war da.

V. 6. **Denn der Herr hatte die Syrer lassen hören.** Gott hatte auf wunderbare Weise, vielleicht durch Dienst der Engel, ein Geräusch, wie man dasselbe im Krieg hört, verursacht, und nun bildeten sich die Syrer ein, Israel hätte Hülfe bekommen, und jetzt stände ein ganzes Heer schlagfertig zum Angriff. **Hethiter.** Das Volk vom Norden, Abkömmlinge von Heth, dem zweiten Sohn Canaans. In den Urkunden der Assyrer erscheinen die Hethiter als das stärkste Volk nördlich von Syrien, auf beiden Ufern des Euphrat's wohnend. **Die Könige der Egypter.** Diese natürlich lagen im Süden. Es scheint der Lärm und das Getöse kam von zwei Seiten, so daß sie sich umringt wähnten.

V. 7. **Und flohen in der Frühe.** Die Flucht geschah so in Eile, daß sie alles zurückließen. Dieses haben schon andere Heere auch gethan. Wie dieser Lärm entstanden sein mag, untersuche ich nicht; die Hand Gottes war darin; es war ein Wunder, und das zu erklären, hieße das Wunder verleugnen. **Flohen mit ihrem Leben davon.** D. h. sie waren nur noch auf ihr Leben bedacht; ließen alles im Stich und flohen auf dem kürzesten Weg der Heimath zu.

V. 8. **Als nun die Aussätzigen kamen.** Diese kamen scheint's sehr bald nach der Flucht; sie sättigten sich im ersten besten Zelt, und nun machte sich die Selbstsucht geltend, denn es lagen große Schätze da. Dieses ist eine Lehre für uns: was wollten sie mit den Schätzen machen, denn sie hatten ja keinen Gebrauch dafür? Wie viele Menschen sind ebenso thöricht in ihrer Gier nach Reichthum, den sie doch nicht gebrauchen können?

V. 9. **Laßt uns nicht also thun.** Ein besserer Gedanke fand Raum. Sie tadelten sich selbst, daß sie so selbstsüchtig waren. **Ein Tag guter Botschaft.** Gottes Güte hat sich kund gethan, und die soll man herrlich preisen. **Unsere Missethat gefunden werden.** Vielleicht möchten die Syrer sich erheben und zurückkehren, oder es mag auch sonst bekannt werden, was wir gethan. **So lasset uns nun hingehen.** Es ist des Bürgers Pflicht, erfreuliche Nachricht bald zu verkünden, und hier war Brod für eine hungrige Stadt. Daß sich die Aussätzigen erst sättigten, war ganz recht, daß sie nun eilten, war schön, und daß sie erst Schätze sammeln wollten, das war menschlich und soll vergeben sein, denn sie hatten es ja gut gemeint. Wie hätten wir gehandelt?

V. 10. **Riefen sie am Thor der Stadt.** Das hat Bezug auf die Wächter, welche beständig auf den Mauern Wache stehen. Diese sandten die Nachricht zum König, welche die Männer brachten, aber der König war verdrießlich und zweifelte.

V. 12. **Sie wissen, daß wir Hunger leiden.** Es ist nicht zu verwundern, daß der König argwöhnisch war, auch mag ihm die Rede des Propheten nicht eingefallen sein, wenigstens konnte er nicht glauben, daß Hülfe so nahe sei. Nun dachte er, der Feind habe einen Hinterhalt gelegt, um ihn zu fangen. Israel sah keinen Grund, warum die Syrer hätten fliehen sollen.

V. 13. **Man nehme die fünf übrige Rosse.** Daß nur noch fünf Pferde in Samaria waren, zeigt an, wie groß die Hungersnoth gewesen sein muß; aber hier handelte es sich darum zu erfahren, ob die Syrer wirklich geflohen waren, da mochten die fünf Pferde auch noch draufgehen, denn an ein Erhalten ist ja gar nicht zu denken.

V. 14. **Da nahmen sie zwei Wagen mit Rossen.** Sollte vielleicht heißen Wagenpferde, wie es auch mehrere andere Uebersetzungen geben. Auf der andern Seite kann man aber ebensowohl annehmen, daß zwei Kriegswagen gesandt wurden, wie es auch Luther gibt.

V. 15. **Bis an den Jordan.** Die Gesandten fanden das Lager leer, daher zogen sie der Spur nach, um zu sehen, welche Richtung der Feind genommen haben mochte, und kamen bis an den Jorden. **Da lag der Weg voller Kleider u. s. w.** Die Syrer waren so mit Schrecken geschlagen, daß sie alles wegwarfen, was sie im Laufe hindern konnte.

V. 16. **Ging das Volk hinaus.** Als sich die Nachricht verbreitete in der Stadt, eilte das Volk nach dem Lager. Die aufgefundenen Schätze, Lebensmittel und Vorräthe aller Art brachten nun die Weissagung des Propheten in Erfüllung.

V. 17. **Aber der König bestellte den Ritter.** Alle Uebersetzungen die mir vorliegen sagen der König habe diesen Ritter als Aufseher über das Thor bestellt; wahrscheinlich um Unordnung und Aufruhr zu verhindern, oder auch im Nothfall das Thor zu schließen und zu vertheidigen. **Und das Volk zertrat ihn.** Das Gedränge wurde so stark, daß der Ritter, welcher Ordnung erhalten wollte, niedergeworfen und zu Tode getreten wurde. Hunger und Aussicht für Speise machten das Volk rasend und nun wollte Jeder der erste draußen sein. **Wie der Mann Gottes geredet hatte.** Der Prophet hatte natürlich nicht gesagt, daß der Ritter getödtet würde, aber er sagte, er würde nicht davon essen; wäre er lebendig geblieben, dann hätte er auch genossen. Weil diese Weissagung in Erfüllung ging, hat man sie als das zwanzigste Wunder des Propheten Elisa gezählt.

Lehre und Anwendung. — 1. Die größte Sünde, welche ein Mensch in den Augen Gottes thun kann, ist der Unglaube, denn dieser macht den Menschen zu allen andern Sünden fähig.

2. Die Menschen sind immer geneigt, über Gottes Heimsuchungen zu klagen, aber sie vergessen, sich selbst zu bessern. Gott sendet seine Gerichte meistens nur um die Menschen auf richtige Bahnen zu leiten.

3. Der ehrliche Zweifel, welcher nach Wahrheit sucht und die Ursache der Begebenheiten zu erforschen wünscht, ist nicht Sünde vor Gott; aber der Unglaube, welcher spottet und einem bösen Herzen entspringt und von Gott ableitet, dieser ist es, der Verderben und Tod bringt.

4. Gott kann in seiner Vorsehung der Menschen Nothdurft erfüllen, auch ohne Wunder, und zwar auf eine Weise, da kein Mensch angedacht hätte.

5. Der Gottlose erschrickt und flieht, da ihn Niemand jagt. Das Rauschen des Windes, das Echo im Wald und das Toben der Elemente schlägt den Feind in die Flucht, als wäre er von einer Armee gejagt. Mit Gott auf seiner Seite braucht der Gläubige nicht zu zittern.

Illustrationen. — Ein Vater sagte mir einmal, er hätte sein Kind noch gezüchtigt, da er schon längst gerne aufgehört hätte. „Ja, aber warum denn?" „Ei, weil es noch kein Zeichen von Reue von sich gab!"

Ein Schiff, welches vom Sturm verschlagen und aus seinem Curs geworfen wurde, war endlich ohne Wasser. Als ein anderes Schiff in die Nähe kam, schrie was schreien konnte: „Wasser! Wasser!" Die Antwort kam zurück: „Füllt eure Eimer, ihr fahrt ja in frischem Wasser!" Sie waren an der brasilianischen Küste, am Ausfluß des Amazonenstromes angelangt, wo man hundert Meilen vom Land noch frisches Wasser findet.

Wandtafelerklärung.—Die Begebenheiten des Alten Testamentes sind uns zur Lehre geschrieben. Die Geschichte des Volks Israel zeigt uns besonders deutlich, wo der Mensch hinkommt, wenn er von Gott abweicht, und welche Strafe die Sünde nach sich zieht. Gott hat Ueberfluß an zeitlichen und geistlichen Gaben, denn er ist der Geber aller guten und vollkommenen Gaben; wenn aber der Mensch von Gott abweicht, dann kommt Noth und Mangel, wie dieses in Samaria deutlich zu sehen ist. Nur der felsenfeste Glaube und die Treue des Mannes Gottes konnte noch für Israel in das Mittel treten und ein Vermittler werden. So haben wir Jesum als unseren Mittler und Fürsprecher, wenn uns unsere Sünden drücken und von Gott trennen. Warum also Noth leiden und hungern ferne von Gott, da wir doch mit Gott Ueberfluß haben können? Laßt uns diese Dinge wohl beherzigen und bedenken.

Jehu's falscher Eifer.

3. Lection: 2. Kön. 10, 15–31. — Sonntag den 18. October 1885.

15. Und da er von dannen zog, fand er Jonadab, den Sohn Rechab's, der ihm begegnete; und grüßte ihn, und sprach zu ihm: Ist dein Herz richtig, wie mein Herz mit deinem Herzen? Jonadab sprach: Ja. Ist es also, so gib mir deine Hand. Und er gab ihm seine Hand. Und er ließ ihn zu sich auf den Wagen sitzen,

16. Und sprach: Komm mit mir, und siehe, meinen Eifer um den Herrn. Und sie führeten ihn mit ihm auf seinem Wagen.

17. Und da er gen Samaria kam, schlug er alles, was übrig war von Ahab, zu Samaria, bis daß er sie vertilgete, nach dem Wort des Herrn, das er zu Elia geredet hatte.

18. Und Jehu versammelte alles Volk, und ließ zu ihnen sagen: Ahab hat Baal wenig gedienet, Jehu will ihm besser dienen.

19. So laßt nun rufen alle Propheten Baal's, alle seine Knechte und alle seine Priester zu mir, daß man Niemand vermisse; denn ich habe ein großes Opfer dem Baal zu thun. Wen man vermissen wird, der soll nicht leben. Aber Jehu that solches zu untertreten, daß er die Diener Baal's umbrächte.

20. Und Jehu sprach: Heiliget dem Baal das Fest, und laßt es ausrufen.

21. Auch sandte Jehu in ganz Israel, und ließ alle Diener Baal's kommen, daß Niemand übrig war, der nicht käme. Und sie kamen in das Haus Baal's, daß das Haus Baal's voll ward an allen Enden.

22. Da sprach er zu Denen, die über das Kleiderhaus waren: Bringet allen Dienern Baal's Kleider heraus. Und sie brachten die Kleider heraus.

23. Und Jehu ging in die Kirche Baal's mit Jonadab, dem Sohne Rechab's, und sprach zu den Dienern Baal's: Forschet und sehet zu, daß nicht hier unter euch sei des Herrn Diener Jemand, sondern Baal's Diener allein.

24. Und da sie hinein kamen, Opfer und Brandopfer zu thun; bestellete ihm Jehu außen achtzig Mann, und sprach: Wenn der Männer Jemand entrinnet, die ich unter eure Hände gebe, so soll für seine Seele desselben Seele sein.

25. Da er nun die Brandopfer vollendet hatte, sprach Jehu zu den Trabanten und Rittern: Gehet hin, und schlaget Jedermann, lasset Niemand herausgehen. Und sie schlugen sie mit der Schärfe des Schwerts. Und die Trabanten und Ritter warfen sie weg; und gingen zur Stadt der Kirche Baal's,

26. Und brachten heraus die Säulen in der Kirche Baal's, und verbrannten sie,

27. Und zerbrachen die Säule Baal's sammt der Kirche Baal's, und machten ein heimlich Gemach daraus, bis auf diesen Tag.

28. Also vertilgte Jehu den Baal aus Israel.

29. Aber von den Sünden Jerobeam's, des Sohnes Nebat's, der Israel sündigen machte, ließ Jehu nicht, von den goldenen Kälbern zu Bethel und zu Dan.

30. Und der Herr sprach zu Jehu: Darum, daß du willig gewesen bist, zu thun, was mir gefallen hat, und hast am Hause Ahab's gethan alles, was in meinem Herzen war; sollen dir auf deinem Stuhl Israels sitzen deine Kinder ins vierte Glied.

31. Aber doch hielt Jehu nicht, daß er im Gesetz des Herrn, des Gottes Israels, wandelte von ganzem Herzen; denn er ließ nicht von den Sünden Jerobeam's, der Israel hatte sündigen gemacht.

Haupttext: Wohl Dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen. — Psalm 1, 1.

Geschichtliches.—Jehu trat die Regierung 884 v. Chr. an und damit beginnt die gegenwärtige Lection; also 6 bis 8 Jahre nach der vorigen. Diese Zwischenzeit war eine blutige Schreckenszeit in Israel und Juda. Beide Königreiche waren unter Ahab's und seiner ruchlosen Gemahlin, Isebel's Einfluß, denn im fünften Jahre Joram's, des Sohnes Ahabs, von Israel, wurde Joram, der Sohn Josaphat's, König über Juda; dieser aber hatte Athalia, die Tochter Ahab's, zur Gemahlin, und es heißt: er that, das dem Herrn übel gefiel.

Endlich war aber das Maß der Sünden voll, und das Ende des Hauses Ahab's war nahe. Die Zeit, da Elisa die von Elias begonnene Reformation vollenden sollte, war gekommen, und die Strafe des Volkes war vor der Thür; doch sollte nach der Strafe auch die Erlösung von der schrecklichen Abgötterei kommen (1. Kön. 19, 15–17). Elisa reisete nun gen Damascus, um Hasael zum Könige zu salben. Dieser Gang wurde ihm schwer und hat ihm Thränen verursacht, denn er wußte, daß der Mann, welchen er nun salben wollte, vom Herrn zur Geißel ausersehen war, Israel zu züchtigen. Benhadad, der König von Syrien, lag schon krank zu dieser Zeit und sein Ende war nahe. Nach dieser Begebenheit sandte Elisa einen Prophetensohn nach Israel und hieß ihn Jehu, einen Feldherrn Israels, zum Könige über Israel salben. Joram, der König, war bereits in einer Schlacht mit dem neuen König von Syrien verwundet. Der verwundete König überließ die Führung der Armee seinem Feldherrn Jehu, er aber ging von Ramoth Gilead nach Jesreel, um seine Wunde zu pflegen.

Jehu war der zehnte König über Israel und war der Sohn Josaphats, des Sohnes Nimsi. Er war ein Krieger, denn wir finden ihn schon zu Ahabs Zeit in der Nähe des Königs. Jehu ist der erste israelitische König, dessen Name auf den assyrischen Tabellen zu finden ist. Sein Charakter war hervorragend, witzig, energisch, positiv, entschieden; aber er war hartherzig, impulsiv, verrätherisch, ehrgeizig, prahlerisch und selbstsüchtig: „Er treibt wie Jehu," wird sein Denkmal bleiben, wo immer ein Mann sich von seinem Impuls hinreißen läßt. Kaum hatte der König Ramoth verlassen, da läßt Jehu die Thore schließen, damit Niemand dem Könige Nachricht bringe; jetzt läßt er sich als König ausrufen, und dann fährt er Jesreel zu, daß es bis heute noch sprichwörtlich ist. Man lese den Anfang des Capitels bis zur Lection, zum besseren Verständniß durch.

Texterklärungen. — Und da er von dannen zog. Nemlich von dem Brunnen Beth Eked, bei dem Hirtenhaus, wo diese That geschehen war. **Jonadab, den Sohn Rechab's.** Dieses war ein Kenither (1. Cor. 2, 55), und ein sehr gottesfürchtiger Mann, wie das die Geschichte und auch Jer. 35, 6 bekundet. Dieser war scheint's gekommen, um Jehu Glück zu wünschen, und ihn aufzumuntern, fortzufahren, den geoffenbarten Willen Gottes auszuführen. **Ist es also,** d. h. wenn du mir von Herzen Glück wünschest und du Wohlgefallen an mir hast. Jehu liebte diesen Jonadab, und nun meint er: wenn du mir so gewogen bist, wie ich dir bin, **so gib mir deine Hand,** Handschlag war von jeher ein Zeichen der Geneigtheit und Treue. Virgil sagt in dem dritten Buch der Aeneis:

„Anchises gibt sogleich dem Jünglinge die Hand,
Und tröstet dessen Herz durch dieses Unterpfand."

Daß der König ihn mit sich auf seinem Wagen fahren ließ, war eine große Ehre.

V. 16. **Sieh meinen Eifer um den Herrn,** d. h. seinen Eifer, den Willen Gottes zu erfüllen, seine Befehle auszuführen. Glaube nicht meinen Worten, sondern komm und siehe die Thaten. **Und sie führeten ihn.** Die Diener halfen ihm einsteigen, und führeten ihn mit fort.

V. 17. **Und da er nach Samaria kam.** Wo das Hausgesinde, der Hof Ahab's war; mögen auch Blutsverwandte mitgezählt sein, weil diese Ansprüche an den Thron gehabt hätten. **Nach dem Worte des Herrn.** Dieses wird noch einmal genannt, und zwar um anzudeuten, daß Jehu im Auftrage handelte, oder auch um zu zeigen, daß er den Auftrag genau erfüllte.

V. 19. **Und Jehu versammelte alles Volk.** Darunter sind die Aeltesten, die Häupter des Volkes zu verstehen, wie dieses ja gewöhnlich war in Israel. **Ahab hat Baal ein wenig gedient.** Dieses hat Bezug auf die Opfer, welche Ahab dem Baal opferte: Ahab hat geringe Opfer gebracht; **Jehu will ihm besser dienen,** d. h. ein großes Opfer bringen. Um Baals willen war ja bereits das ganze Haus Ahab's als Opfer gefallen. Nur zwei Personen waren übrig: Joas und die Königin Athalia. Nun erklären es aber einige Ausleger als hätte Jehu eine wohlbedachte Lüge gesagt, um die Baalspriester in seine Gewalt zu bekommen. Wenn letztere Erklärung richtig ist, denn muß man natürlich in Gottes Namen den Jehu schlecht machen; aber das überlasse ich Anderen.

V. 19. **So lasset nun rufen.** Unter den Personen, welche hier gerufen werden sollten, sind nicht blos die Baalspriester, sondern auch deren Diener, welche, wie die Leviten, im Tempel dieneten, verstanden. Man kann aber auch alle Anbeter Baals verstehen, denn um diese Zeit war die Zahl derselben bei weitem nicht mehr so groß, wie ehemals. Elias und Elisa hatten ja schon lange zuvor gewirkt. Viele hatten auch dem Baal nur aus Furcht vor dem Könige gedient, nun er todt ist, sind sie nicht mehr Baalsdiener. Nach V. 20 zu schließen, sind hier jedoch nur Priester und ihre Diener zu verstehen. **Wen man vermissen wird, der soll nicht leben.** Dieses geschah, um das Ausbleiben zu verhindern, es deutet aber nicht an, als sei Jehu mit offenen Lügen umgegangen, denn ob seine vorige Rede auch zweideutig genannt werden kann, ist sie doch keine offene Unwahrheit. Jehu's Meinung war, wenn einmal keine Baalspriester mehr vorhanden sind, dann hört der Baalsdienst bald auf.

V. 20 u. 21. **Heiliget dem Baal das Fest.** Richtet zu, wie man dem Baal ein Fest zurichtet. **Laßt es ausrufen.** Dieses Fest soll nach der Art israelitischer Feste dem Volk bekannt gemacht werden. **Daß das Haus Baal's voll ward.** Er ließ noch aussenden an alle Enden des Reiches, so daß Niemand von den Dienern oder Priestern zurückblieb. Natürlich wußte Niemand mit Bestimmtheit zu sagen, was vorgehen sollte, denn Jehu hatte bisher in Religionssachen höchstens eine gleichgültige Stellung eingenommen.

V. 22. **Bringet allen Dienern Baal's Kleider.** Darunter sind die geweihten Gewände zu verstehen, denn auch bei den Juden hatten ja die Priester und Leviten geweihte Kleider.

V. 23. **Und Jehu . . . mit Jonadab, dem Sohne Rechab's.** Dieser Jonadab mag den Baalspriestern noch unbekannt gewesen sein; doch mögen sie ihn auch für einen Freund des Königs gehalten haben, welcher um des Königs willen am Baalsdienst Antheil nehmen will. **Baal's Diener allein.** Die Absicht war, die Unschuldigen zu retten, aber keinen Schuldigen entrinnen zu lassen. Man fragt, ob denn diese Leute nichts merkten. Nein, denn all das Blut, welches bis jetzt geflossen war, war königliches Blut, und Jedermann sah doch wohl ein, daß kein Friede existiren konnte, so lange zweierlei Thronansprüche herrschten, deßhalb dachte Jedermann das Morden sei nur um der Familie Ahab's willen geschehen.

V. 24. **Und da sie hinein kamen.** Nemlich in den Tempel zu opfern, als sie nach dem Altar gingen. **Achtzig Mann.** Diese waren an den Thüren aufgestellt, damit Niemand entrinne. Mit ihrem Leben mußten sie bezahlen, wenn Jemand entrinnen sollte.

V. 25. **Gehet hinein und schlaget Jedermann.** Bis zum Brandopfer ließ es Jehu kommen: 1) Damit er gewiß war, daß alle da seien; 2) Damit die Strafe um so gerechter erschiene; 3) damit er gewiß war, daß kein Knecht Jehovah's darunter sei. Dann gab er den Befehl zum Angriff. **Zur Stadt der Kirche Baal's.** Darunter ist wohl das zum Baaltempel gehörige Gehöfte zu verstehen, in welchem die Baalspriester mit ihren Dienern zu wohnen pflegten, es hat dieses Gehöfte wohl außerhalb der Stadt abgelegen. Einige Ausleger meinen, es beziehe sich auf die Höhe Baal's in der Nähe der Stadt, weil dort Baal's Bild gestanden hat, und schon zu Isebel's Zeiten die Priester dort gewohnt hatten.

V. 26–28. **Und brachten heraus die Säulen.** Standbilder der Götter, welche auf besondern Säulen standen. Diese wurden verbrannt. **Die Säule Baal's.** Das ist das vornehmste Bild von allen gewesen. **Machten ein heimlich Gemach daraus.** Aus dem Baalstempel wurde später ein Ort der Unehre, nemlich ein Platz gemacht, da man Kehricht, Mist und andere Unreinigkeiten sammelte. **Also vertilgte Jehu den Baal.** So daß in Israel Baal nie wieder aufgerichtet wurde. Die Morgenländer waren zu diesem Götzendienst sehr geneigt; wenn man die vielen Namen von Städten, Hainen, Höhen, Brunnen u. dgl. zu Zeiten Josua's liest, läßt sich daraus schließen, wie einst dieses ganze Land versunken war in Götzendienst.

V. 29. **Aber von den Sünden Jerobeams.** Nemlich von dem Kälberdienst, welchen Jerobeam einführte, ließ Jehu nicht: er fürchtete, wenn er den Kälberdienst aufheben würde, möchte das Volk wieder zu dem Hause David's zurückkehren. Deßhalb haben auch alle Könige bis zur Gefangenschaft diesen Dienst beibehalten. So eifrig Jehu auch für den Herrn war, war es doch nur ein falscher Eifer, und seine Reformation eine sehr unvollkommene. Doch muß man das bemerken: Jehu erkannte in dem Kälberdienst den Jehovahdienst, und er war es auch, aber nicht gesetzlich eingeführt.

V. 30. **Und der Herr sprach zu Jehu.** Entweder durch den Propheten oder durch einen Prophetenschüler. Jehu that des Herrn Willen, obwohl er ihn nicht ganz that. **Deine Kinder ins vierte Glied.** Der Gehorsam wurde belohnt, obwohl vollständiger Gehorsam größeren Lohn empfangen haben würde. Die königliche Würde blieb auf dem Hause Jehu bis auf die Zeiten Sacharia's, welcher gerade das vierte Glied war. 2. Könige 15, 22. Das Haus Jehu regierte gerade 100 Jahre, 884–784.

V. 31. **Aber doch hielt Jehu nicht.** Seinem Gehorsam mangelten drei sehr wichtige Eigenschaften, nemlich: Vorsicht, Allgemeinheit, Aufrichtigkeit. Er diente Gott aus weltlichen Motiven und diese Motive ließen ihn nie zum völligen Gottvertrauen kommen. Staatskunst galt bei ihm mehr als Gottesdienst, daher hielt er den alten Götzendienst bei, da er den neuen ausgerottet hatte. Doch regierte Jehu länger als irgend ein

König vor ihm über Israel regiert hatte, nemlich 28 Jahre. Das Buch, welches die Geschichte Jehu's ausführlicher gab, ist nicht mehr vorhanden; wir haben deßhalb nur einen kurzen Auszug davon.

Lehre und Anwendung.—1. Nicht aller Eifer ist gut, selbst wenn er die Ehre Gottes zum Ziel hat, denn Viele eifern mit Unverstand.

2. Man kann auch selbst gute Werke aus unreinen Motiven thun. Man sollte nie mit sündlichen Waffen für die Wahrheit kämpfen. Besonders sollte man sich vor der Maxime, „der Zweck heiligt die Mittel" hüten, denn in dieser Beziehung steckt ein kleiner Jesuit fast in jedem menschlichen Herzen, und besonders aber da, wo man ihn nicht vermuthet.

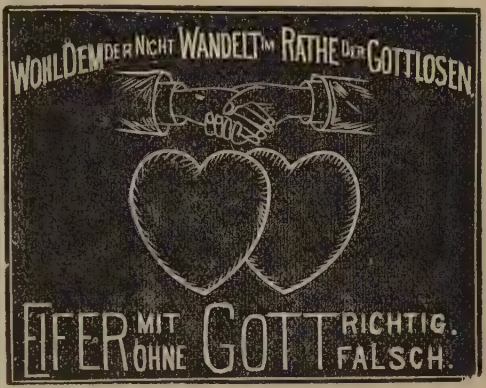
3. Jehu ist ein Beispiel von Solchen, welche mit Eifer allen Aberglauben und falschen Gottesdienst niederreißen, aber gar nichts thun, um den wahren Gottesdienst aufzubauen. Sie haben wohl den Eifer, aber mangeln den lebendigen Glauben und sind deßhalb unvermögend aufzubauen.

4. Das von Elias begonnene Werk wurde vollendet, obwohl er selbst nicht lebte, dasselbe zu sehen. Niemand lasse sich entmuthigen, weil er nicht alsobald Früchte seiner Arbeit sieht.

5. Jehu's Eifer: 1) Es war recht, für den Herrn zu eifern; 2) Er vollbrachte ein gutes Werk für Gottes Reich; 3) er war patriotisch und rettete sein Land; 4) Er führte zu entscheidenden Maßregeln: 5) Er erlangte zeitlichen Erfolg und zeitlichen Lohn. Auf der andern Seite aber: 1) Jehu's Eifer war selbstsüchtig, und nicht einzig für Gott; 2) Er war unbarmherzig; 3) Er war prahlerisch und stolz; 4) Er war parteiisch und that nur was vortheilhaft schien, aber nicht den ganzen Willen Gottes; 5) Er bediente sich falscher Methoden, Falschheit, Heuchelei und List, sein Vorhaben auszuführen; 6) Es war negativer Eifer, weil er nur das Böse zerstörte, aber das Gute nicht aufbaute; 7) Er entsprang nicht einem aufrichtigen, ganz gottergebenen Herzen und hat deßhalb auch nicht alles bezweckt, was eigentlich zu bezwecken war.

Illustrationen.—Eifer mit Besonnenheit gepaart, sind wie die zwei Löwen am Throne Salomo's; wer beide besitzt, ist sanftmüthig wie Moses und eifrig wie Phineas.

Eifer mit Unverstand ist wie ein Feuer, welches durch keinen Rost oder Ofen zusammengehalten wird; wie ein Schwert ohne Griff, um es zu fassen; wie ein Rennpferd ohne Zaum und Zügel. Eifer ohne Erkenntniß redet, ohne zu denken, handelt ohne Ueberlegung, sucht einen Zweck zu erreichen, ohne die legitimen Mittel anzuwenden. Solcher Eifer ist prahlerisch, starrköpfig, selbstgerecht und unweislich, denn er ist Gott nicht unterthan.



Wantafelerklärung.—Wenn sich ein Frommer in den Rath der Gottlosen begibt, dann wird er verführt und zu Schanden; daher die Ermahnung im Haupttext. Wenn aber zwei Personen, Hand und Herz vereinigt, zusammenhalten und von gleichem Eifer beseelt sind, dann vermag keine Macht ihnen Schaden zu thun, so lange Gott der Dritte im Bund ist. Die Hauptsache ist demnach, darnach zu trachten, daß unser Eifer immer ein Eifer für Gott und mit Gott ist. Daß Jehu eifrig war, ist schön und rühmenswerth; daß er aber Gott nicht im Rath hatte, daß er um eigene Erhöhung bekümmert war, das hat ihm und seinen Nachkommen zum Schaden gereicht. Sucht ihr Freundschaft, dann sehet darauf, daß eure Freunde mit euch gleicher Gesinnung sind, denn nur wenn Herz und Herz sich findet, kann von einer wirklichen Freundschaft die Rede sein.

Ausbesserung des Tempels.

4. Lection: 2. Kön. 12, 1–15. — Sonntag den 25. October 1885.

1. Im siebenten Jahr Jehu ward Joas König, und regierte vierzig Jahre zu Jerusalem. Seine Mutter hieß Zibea von Versaba.

2. Und Joas that, was recht war und dem Herrn wohlgefiel, so lange ihn der Priester Jojada lehrete;

3. Ohne, daß sie die Höhen nicht abthaten; denn das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen.

4. Und Joas sprach zu den Priestern: Alles Geld, das geheiliget wird, daß es in das Haus des Herrn gebracht werde, das gänge und gebe ist, das Geld, so Jedermann gibt in der Schatzung seiner Seele, und alles Geld, das Jedermann von freiem Herzen opfert, daß es in des Herrn Haus gebracht werde,

5. Das laßt die Priester zu sich nehmen, einen jeglichen von seinem Bekannten. Davon sollen sie bessern, was baufällig ist am Hause (des Herrn), wo sie finden, das baufällig ist.

6. Da aber die Priester bis in das drei und zwanzigste Jahr des Königs Joas nicht besserten, was baufällig war am Hause;

7. Rief der König Joas den Priester Jojada, sammt den Priestern, und sprach zu ihnen: Warum bessert ihr nicht, was baufällig ist am Hause? So sollt ihr nun nicht zu euch nehmen das Geld, ein Jeglicher von seinem Bekannten; sondern sollt es geben zu dem, das baufällig ist am Hause.

8. Und die Priester bewilligten, vom Volk nicht Geld zu nehmen, und das Baufällige am Hause zu bessern.

9. Da nahm der Priester Jojada eine Lade, und bohrte ein Loch darein, und setzte sie zur rechten Hand neben dem Altar, da man in das Haus des Herrn gehet. Und die Priester, die an der Schwelle hüteten, thaten darein alles Geld, das zu des Herrn Hause gebracht ward.

10. Wenn sie dann sahen, daß viel Geld in der Lade war; so kam des Königs Schreiber herauf mit dem Hohen-

priester, und banden das Geld zusammen, und zählten es, was für des Herrn Haus gefunden ward.

11. Und man gab das Geld baar über, Denen, die da arbeiteten und bestellet waren zum Hause des Herrn; und sie gaben es heraus den Zimmerleuten, die da baueten und arbeiteten am Hause des Herrn,

12. Nemlich den Mäurern und Steinmetzen, die da Holz und gehauene Steine kauften, daß das Baufällige am Hause des Herrn gebessert würde, und alles, was sie fanden am Hause zu bessern noth sein.

13. Doch ließ man nicht machen silberne Schalen, Psalter, Becken, Trompeten, noch irgend ein goldenes, oder silbernes Geräthe im Hause des Herrn, von solchem Gelde, das zu des Herrn Hause gebracht ward;

14. Sondern man gab es den Arbeitern, daß sie damit das Baufällige am Hause des Herrn besserten.

15. Auch durften die Männer nicht berechnen, denen man das Geld that, daß sie es den Arbeitern gäben; sondern sie handelten auf Glauben.

Haupttext: Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen. Psalm 122, 1.

Geschichtliches. — Nun werden wir durch die Lection in's Reich Juda versetzt, und Israel muß verlassen werden. Während Jehu seine Reform daselbst fortsetzt, von welcher die vorige Lection eine Beschreibung gab, hat Athalia, die Tochter Ahabs, und Mutter des vorigen Königs eine Empörung angestiftet und hat sich des Thrones von Juda bemächtigt; auch suchte sie die ganze königliche Familie durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, damit ihr Niemand den Thron streitig machen könne. Aber eine Tochter des Königs Joram, Joseba genannt, war mit Jojada dem Hohenpriester vermählt und dieser war ein treuer und aufrichtiger Mann; sie liebte ihn mehr als ihre Stiefmutter und suchte deren Pläne zu vereiteln. Als der Befehl kam, daß des Königs Kinder getödtet werden sollten, stahl sie eines derselben, nemlich Joas, das jüngste und verbarg es mit seiner Amme in einem Raum im Tempel. Athalia aber regierte sechs Jahre zu Jerusalem, sie entehrte den Tempel und trug die heiligen Gefäße in Baals Tempel, denn sie war eine eifrige Baalsverehrerin. Als Joas sechs Jahre alt war, dachte Jojada die Zeit sei gekommen, die Regierung dieses ruchlosen Weibes zu stürzen, daher einigte er sich mit den Priestern und Leviten, nahm ihnen einen Eid ab im Tempel, und dann zeigte er ihnen des Königs Sohn. Ueber das Nähere der von Jojada angezettelten Revolution lese man 2. Kön. 11. in Verbindung mit dieser Lection. Die Revolution war erfolgreich. Athalia die Königin wurde erschlagen und Joas im Tempel öffentlich gekrönt; auch von allem Volke als König anerkannt. Joas war ein Groß-Enkel Ahabs, weil aber der Hohepriester Jojada ihn erzog und ihm auch zum Throne verhalf kann man leicht einsehen, daß Jojada einen großen Einfluß in den Staatsangelegenheiten ausübte; Daher war auch diese Regierungsperiode eine höchst glückliche und gesegnete.

Texterklärungen. — V. 1. **Im siebenten Jahre Jehu.** Als Jehu sieben Jahre über Israel regiert hatte, demnach wäre Joas jetzt 7 Jahre alt gewesen. 2 Chron. 24, 1. Die Regierung war im Ganzen eine gute, wenigstens so lange Jojada lebte, welches die ersten 23 Jahre der Regierung waren, nachher ließ er sich verführen und that übels vor dem Herrn.

V. 2. **Und Joas that, was recht war.** Dieses jedoch, wie schon angedeutet, nur durch den Einfluß seines Aufsehers, des Hohenpriesters. Denn nachher gab er den Schmeichlern Gehör und ließ sich zur Abgötterei bewegen. Ja, er tödtete sogar den Sohn des frommen Jojada, der ihn deßhalb bestrafte. 2 Chron. 24, 17.

V. 3 **Ohne, daß sie die Höhen nicht abthaten.** Das Volk war von dem Dienst auf den Höhen und Hainen so eingenommen, daß selbst Jojada nicht im Stande war, diese jetzt noch abzuschaffen. Auch schien es noch nicht rathsam, indem der König noch zu jung und der Thron noch zu locker stand. **Räucherte noch auf den Höhen.** Diese Hochaltäre, auf welchen das Volk dem wahren Gott opferte, wurden nicht abgeschafft bis das Reich zerstört wurde, obwohl dieser Gottesdienst nie gesetzlich anerkannt wurde.

V. 4. **Alles Geld, das geheiligt wird.** Weil man zur Zeit der gottlosen Athalia den Tempel- und Gottesdienst hatte eingehen lassen, so beschloß nun Joas aus Dankbarkeit den Tempeldienst wieder einzuführen; also gab er hier wegen des Geldes, welches dazu bestimmt werden sollte, Verordnungen. **Das Jedermann von Herzen opferte.** Das Geld zur Tempelreparatur mußte aus drei Quellen fließen nach unserem Text: 1. Geld besonders für diesen Zweck bestimmt, d. h. ein Theil der Staatseinnahmen wurden für Tempelreparatur bestimmt; 2. sollte nun auch der geplünderte Tempelschatz wieder angefüllt werden, und dieses war Schatzungsgeld, welches bei der Volkszählung bezahlt werden mußte, und 3. freie Opfer. Dieses Opfergeld mußten die Priester und Leviten in Empfang nehmen.

V. 5. **Davon sollen sie bessern, was baufällig ist.** Die Priester mußten diese Opfer sammeln, da, wo sie bekannt waren, und dann konnten sie dieses so gesammelte Geld gerade zu Reparaturen verwenden. Man vergl. 2. Chron. 24, 7.

V. 6. **Bis in das dreiundzwanzigste Jahr des Königs Joas.** Die Priester waren träge oder Unehrlich, oder beides; wenigstens war im 23. Jahre der Regierung noch nichts gethan. Nun, weil man jetzt gerade daran ist, die Priester Spießruthen laufen zu lassen, möchte man ebensowohl noch beifügen, daß auch das Volk so verdorben war, daß das Opfer nur sehr spärlich einkam. Doch bleibt fest, daß die Schuld an den Priestern lag, denn die Schrift sagt nun einmal so.

V. 7. **Warum bessert ihr nicht, was baufällig ist am Hause?** Nach diesem Vers zu schließen, war leider Jojada auch mitbeschuldigt. Die Thatsache, daß er mitbeschuldigt ist, läßt schließen, daß nicht alles war, wie es hätte sein sollen, sonst hätte dieser fromme Mann sich nicht also blamiren lassen. **So sollt ihr nun nicht zu euch nehmen das Geld.** Der König widerrief also seine erste Verordnung, die Priester sollen nicht mehr sammeln, und auch das bereits gesammelte Geld sollen sie nicht verwenden.

V. 8. **Und die Priester bewilligten.** Sie unterwarfen sich dem neuen Befehl und überließen die ganze Sache dem Könige, darüber zu verordnen.

V. 9. **Da nahm der Priester Jojada eine Lade.** Eine Kiste oder große Schachtel und machte die erste Einrichtung eines Opferkastens, von welchem wir genauen Bericht haben. **Setzte sie zur rechten Hand neben dem Altar.** Sonderbarerweise kam nun mehr Geld ein, man konnte das Haus Gottes ausbessern und hatte noch übrig für andere Zwecke.

V. 10. **So kam des Königs Schreiber herauf.** Ein Opferkasten sollte in jeder Kirche sein, und wenn auch nur der Wittwe Scherflein hineinfiele, wäre es der Mühe werth. Man lacht über die Peterspfennige, aber sie haben die St. Peterskirche gebaut. Damit das ein-

gebrachte Geld richtig verwendet wurde, kam immer des Königs Schreiber, und der Hohepriester, dasselbe in Empfang zu nehmen. Man kann sehen, daß der Hohepriester keinen Verdacht auf sich ruhen lassen wollte, denn er öffnete den Kasten nur in Gegenwart eines königlichen Beamten, und that dieses täglich. (Man vergl. 2. Chron. 24, 11.) **Und banden das Geld zusammen.** Man hatte damals noch kein geprägtes Geld, wie jetzt, sondern nur Stücke, Barren oder Stangen, welche dann zusammengebunden wurden nach ihrem Werth.

V. 11. **Und man gab das Geld baar über.** Das Geld ging nun nicht mehr durch die Hände der Priester, sondern direkt an die Werkleute, welche dann die Arbeiter bezahlten.

V. 12. **Daß das Baufällige am Hause — gebessert würde.** Hierin ist alles eingeschlossen, was am Tempel der Ausbesserung bedurfte, und man für nöthig hielt.

V. 13. **Doch ließ man nicht machen.** Wenn man diesen Vers mit 2. Chron. 24, 14 vergleicht, dann möchte man auf den ersten Blick sagen, das stimmt nicht; und doch ist eigentlich kein Widerspruch vorhanden. Der Autor der Könige will nur mit Bestimmtheit andeuten, daß keine Gefäße gemacht wurden, d. h. kein Geld von diesem für Gefäße verwendet wurde, so lange noch ein Riß am Hause zu bessern war. Nachdem aber dieses besorgt war, wendete man das Geld an, wie 2. Chron. 24, 14 geschrieben steht. Unter den Geräthen sind natürlich die goldenen und silbernen Gefäße und andere Geräthschaften, welche beim Opfer gebraucht wurden, zu verstehen, denn auch diese hatte Athalia verunehrt und geraubt.

V. 15. **Auch durften die Männer nicht berechnen.** Damit soll gesagt sein, daß man den Aufsehern solches Vertrauen schenkte, daß man nie Rechnung von ihnen forderte, über das den Arbeitern ausbezahlte Geld. Dieses ist ein seltenes Beispiel in der Treue der Verwaltung fremder Gelder, und ist hier wohl des Anführens werth. **Sie handelten auf Glauben.** Was immer auch vorfallen mag, und wie immer auch Menschen fremdes Gut veruntreuen mögen; es steht fest, daß der einfache aufrichtige Glaube die Menschen treu und redlich macht. Dieses war von Anfang, und ist heute noch so; nur schade, daß so wenig von diesem Glauben existirt. Die wahre Religion macht die Menschen in allen ihren Handlungen getreu, und es ist unsere Pflicht, also zu handeln, wenn wir den Namen Gottes ehren wollen.

Sonderbar, daß so herrlich angefangene Werk nahm ein trauriges Ende. In späteren Jahren wurde König Joas selbst ein Götzendiener; er raubte die Gefäße vom Tempel, welche er jetzt hineinthun ließ; und was that er damit? Er gab sie dem König Hasael von Syrien, um ihn zu bestechen, von Jerusalem abzuziehen. Dieser war natürlich nur gekommen, um zu rauben, als man ihm die Beute freiwillig brachte, zog er von der Stadt ab. Wäre aber Joas nicht selbst von Gott abgefallen, dann wäre solches Unglück nicht über ihn gekommen. Sein Ende war ein trauriges, denn er starb durch die Hand seiner eigenen Diener in seinem Bette.

Lehre und Anwendung. — 1. Der Zustand des Tempels zu dieser Zeit enthält mehrere wichtige Lehren für uns: Wenn die Christen in ihrem Eifer laß werden, wenn sie im Gottesdienst gleichgültig und im Leben weltlich werden, dann ist der Tempel zerfallen, und bedarf der Ausbesserungen; d. h. das Volk bedarf einer religiösen Auflebung. Wo ist die Gemeinde, welche nicht reparaturbedürftig wäre?

2. Wo die Kirche verwahrlost wird, da leidet auch der geistliche Stand der Gemeinde Noth, denn es ist immer das Zeichen geistlicher Verwahrlosung, und diese ist weitgreifend. Man kann das Bild auf Gemeinden, Betstunden und Sonntagschulen anwenden.

3. Es ist eine Zeit, da man Theater, Wirthshäuser, Tanzhäuser mit großem Kostenaufwand errichtet, aber die Gotteshäuser sind klein, schmutzig und verwahrlost; das ist die Zeit des religiösen Verfalls, denn das, was Gott geweiht sein sollte, muß Baal geopfert werden.

4. Der Opferkasten ist ein wichtiger Factor im Hause Gottes, und sein Einfluß ist ein geheiligter und heiligender auf Alle, welche ihr Scherflein bringen. Der herzliche, freudige Geber klagt nie, daß man ihn zu oft plage, es ist der geizige, selbstsüchtige Mensch, dem es immer zuviel wird.

Illustration. — So wie an einer Eisenbahn oder an einem sonstigen großen Geschäft eine ganze Anzahl Theilnehmer sind, so können auch in der Kirche, am Missionswerk und in der Unterstützung der Armen alle Theil nehmen, welche ein Herz für Gottes Sache haben.

Ein Mitglied einer Kirche in Pennsylvanien hatte einen gar sonderbaren Traum: Die ganze Gemeinde war versammelt, um über Kirchenreparatur zu berathen; besonders wegen der Reinigung, aber man konnte nicht einig werden wegen der Auslagen. Endlich sagte ein Bruder: „Nun, macht ihr es, wie ihr wollt, ich habe mir vorgenommen, meinen Stuhl zu reinigen und ich denke, wenn Jeder das Seine thut, wird unsere Kirche rein, ohne Streit oder Kosten zu verursachen." Der Traum hat sich auch buchstäblich erfüllt in der Gemeinde. Wenn in der kirchlichen Haushaltung jedes Mitglied seine Pflicht thut, dann ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Jemand einen schweren Druck empfindet.

Wandtafelerklärung.—In der heutigen Lection sind mehrere sehr wichtige Punkte; einer derselben ist dieser: Was die Leute thaten, das geschah im Glauben, d. h. in dieser Verbindung: im Vertrauen. Sie trauten Gott und trauten sich unter einander gegenseitig. Dieses ist ein sehr wichtiger Punkt im menschlichen Leben, denn wenn Menschen sich gegenseitig nicht mehr trauen, dann schwindet auch die Ehrlichkeit, die Liebe und die Freundschaft. Ein anderer Punkt ist die Liberalität, mit welcher sie Gottes Werk unterstützten, so daß man den zerfallenen Tempel und vernachlässigten Gottesdienst wieder aufrichten konnte. Auch im Neuen Testament lesen wir von der Liberalität der Gläubigen; dort heißt es: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Gebet und Geben sind gewöhnlich beisammen, denn ein betendes Herz ist immer mit einer freigebigen Hand verbunden. Wir dürfen diese Lection wohl zu Herzen nehmen.

Mit unsern Lesern.

Die zweite allgemeine Sonntagschul-Convention in Linwood Park ist vorüber. Sie war ein herrlicher Erfolg; und das nicht nur in den letzten paar Tagen, sondern vom ersten Abend an. Es waren doppelt so viel Leute anwesend, als letztes Jahr. Nicht weniger als elf Conferenzen waren sowohl durch Prediger als Laien-Sonntagschularbeiter vertreten. Sogar von den Ufern des „Atlantischen" war man herauf gekommen.

Und gerade in diesem Punkt hat die Linwood Park Sonntagschul-Versammlung eine Anziehungskraft, die man sonst in der Ev. Gemeinschaft vergeblich sucht. Sonntagschularbeiter aus allen Theilen der Kirche begegnen sich hier und schütteln sich freudig die Hände. So setzte man sich eines Abends zufällig an einen der Tische im Speisezimmer zum dampfenden Abendbrode nieder, und siehe! bis die Gäste sich gegenseitig zu erkennen gegeben hatten, waren nicht weniger als acht Conferenzen vertreten. So was würzt dann sowohl die Unterhaltung, als auch die vorgesetzten Speisen.

Es muß hervorgehoben werden, daß die lieben Redner alle ihr möglichst Bestes thaten. Sie haben der Convention und—sich selbst Ehre gemacht. Jeder neue Tag brachte neue Hochgenüsse für die Versammelten ꝛc. Das gewirkte Gute und die genossene Erbauung kann nicht überschätzt werden.

Der Gesang war ausgezeichnet! Und das will etwas sagen bei einer Sonntagschul-Convention, wie die auf Linwood Park. Das „Halleluja" hat sich bei dieser Gelegenheit trefflich bewährt; es ist voll der allerlieblichsten Melodien.

In der gehobensten Stimmung wurde am Sonntag Abend, kurz ehe Bischof Escher uns von seinem Besuch in Palästina zu erzählen begann, beschlossen, daß auch im kommenden Jahre wieder eine Convention im Park abgehalten werde. Hoffen wir, daß sie die diesjährige weit übertreffen möge! Näheres wird der Secretär der Convention, Br. J. G. Haller, berichten.

A. Z., Dakota. Zu welcher kirchlichen Benennung gehören die folgenden Prediger: Talmage, Beecher und Moody?

Antw. T. Dewitt Talmage ist ein Presbyterianer, und hat eine solche Gemeinde; H. W. Beecher ist ein Congregationalist, und predigt für eine solche Gemeinde; Moody ist Congregationalist, arbeitet aber als Evangelist, wo immer offene Thüren sind, ohne zu fragen, welche Benennung es ist.

E. W. Warum stimmt die Zeitangabe der biblischen Geschichte in den deutschen und englischen Büchern so selten überein?

Antw. Das kommt daher, weil es kein absolut richtiges chronologisches Verzeichniß gibt, dann wählt jeder Schreiber das, welches ihm am nächsten richtig zu sein scheint, und vertheidigt dann seine Ansicht, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Es besteht kein gewisses Verzeichniß, ist auch nicht unbedingt nöthig. Wir zählen 1885 Jahre seit Christi Geburt, und doch weiß Jedermann, daß es 1889 Jahre sind; was schadet's? Wenn es keine solche Kleinigkeitskrämerei gäbe, wie wollte man erfahren, daß es so sehr kluge Menschen gibt? Wir kennen einen Mann, der weiß nicht bestimmt, wann er geboren ist, aber er lebt, das können Hunderte bezeugen.

J. Z., Ont. Wenn Gott allwissend ist, warum läßt er denn seine Kinder wieder aus der Gnade und in Sünden fallen?

Antw. Gott ist allwissend und der Mensch ist ein freies Wesen, d. h. er kann wählen und thun, wie ihm gut däucht. Würde Gott den Menschen hindern, oder ihm in der Ausführung seines Vorhabens hindernd entgegentreten, dann wäre der Mensch kein freies Wesen. Gott leitet oft Dinge so, daß dem Menschen kein Schaden geschieht, wenn er ein schädliches Vorhaben unternimmt; aber Gott muß sich in allen seinen Eigenschaften treu bleiben, und kann deßhalb nicht in den freien Willen des Menschen direkt eingreifen. Wenn Gott nicht allwissend wäre, dann wäre er nicht Gott.

Bibelleser. Was ist aus den verlorenen zehn Stämmen der Kinder Israels geworden?

Antw. Man hat vielerlei Ansichten, wovon wir zwei nennen wollen: 1. Sie mögen sich mit anderen Völkern vermischt und aufgelöst haben; oder 2. sie mögen ein nomadisches Leben begonnen haben, und so schließlich über die damals bekannten Grenzen der Welt hinausgekommen sein. Beide Ansichten haben sehr tüchtige und wissenschaftlich anerkannte Vertheidiger, mit denen wir uns nicht in Streit einlassen möchten. Die, welche dem zweiten Punkt Beifall zollen, haben die verlorenen Stämme Israels mit den Eingeborenen Amerikas zu verbinden gesucht; Andere deuten auf die Zigeuner u. s. w., daß man noch nicht einig ist, hat auch seine guten Gründe. Wenn wir genauere Erklärung geben sollten, müßten wir ein ganzes Magazin darüber schreiben.

Prohibitionist, Ohio. Ist es nicht jedes Christen Pflicht, wenn eine Partei gegründet wird gegen die Fabrikation und den Handel in berauschenden Getränken, für die Candidaten dieser Partei zu stimmen?

Antw. Wo steht das geschrieben, und welcher Bibelspruch macht es klar? Die Ansichten, wie man der Unmäßigkeit am erfolgreichsten steuern kann, sind sehr verschieden; einige sehr gute und wohlmeinende Männer sind der Ansicht, man müsse eine politische Partei gründen. Eine größere Anzahl ebenso guter Männer sind

anderer Meinung. Wer hat uns berufen, diese Leute zu verurtheilen in einem Lande politischer Freiheit und Aufklärung? Eifer ist gut, aber — Wir sind übrigens der bescheidenen Ansicht, daß wenn ein Ort fünf Trinkhallen hat, und man kann nicht alle fünf los werden, dann sollte man einstweilen so viele los werden, als man kann, und fortfahren, unseren moralischen Einfluß zu gebrauchen, eine günstige öffentliche Meinung zu gründen, dann kann man ja später vielleicht das vollbringen, was jetzt unmöglich ist. Man sollte nicht so schnell verdammen, besonders in politischen Angelegenheiten, denn da kann ein Mann ganz anders denken als wir, und doch ein guter Mann sein. Es stimme Jeder, wie er es nach seiner besten Erkenntniß für Recht anerkennt.

Bis unseren Lesern dieses zu Gesichte kommt, ist die Zeit der Ausflüge, der Erholung und der Picnics u. s. w. vorüber, und wir dürfen wohl einmal einen Augenblick innehalten und fragen: Hat es bezahlt? Fast allerwärts sind diese Picnics und Sommerfeste mit so viel Unannehmlichkeiten verbunden, daß man schon immer zittern muß, wenn die Zeit derselben naht; zudem werden sie auch so kostspielig gehalten, daß es armen Leuten fast nicht mehr möglich ist, mitzugehen, und nicht selten erleiden Sonntagschulen und Gemeinden auch finanziellen Verlust dabei. Wir reden hier natürlich von den Städten; aber eine noch größere Gefahr bedroht meistens alle Sonntagschulen, selbst auch die auf dem Lande, und das ist die Gefahr der Verführung zum Bösen. Nicht als wollten wir andeuten, die Jugend suche das Böse, sondern nur die Thatsache, daß die Gelegenheit bei diesen Festen eine überaus günstige ist, um die jungen Leute, sehr oft auch die Alten zu Ausgelassenheiten zu verführen und zu verleiten. Hie und da hört man Klagen, daß starke Getränke eine schädliche Rolle spielen, und fast meistens gibt es auch in den Gemeinden Unangelegenheiten zwischen den Mitgliedern wegen dieser Feste. Wir möchten es unseren Gemeinden und Sonntagschulen einmal ernstlich ans Herz legen, ob es nicht an der Zeit ist, in andere Schranken einzuleiten; wieder zur früheren Einfachheit zurückzukehren, oder etwas Besseres zu erfinden? — Wir schreiben das im Interesse der guten Sache.

Während der Sonntagschul-Convention zu Linwood Park und den darauffolgenden Lagerversammlungen hatten wir das Vergnügen eine sehr schöne Anzahl unserer Geschwister aus der Nähe und der Ferne in unserem Sanctum zu begrüßen. Prediger aus allen Gegenden des Landes, und auch Laienglieder, welche wir aber unmöglich alle mit Namen nennen können. Es hat uns Freude und Vergnügen gemacht, sie zu sehen und zu begrüßen; sollten jedoch Einige auf den Gedanken gekommen sein, die Editoren seien etwas kurz, oder vielleicht nicht ganz so aufgelegt gewesen, wie man erwartete, so möchten wir hier vermelden, daß wir eben Kopf und Sinn voller Arbeit und Zubereitungen hatten, denn wir wollten doch auch an Linwood sein, und die Setzer behaupteten, sie müßten „Copy" haben, denn ihnen war nicht vergönnt, zu feiern; so mußten wir beständig nach allen Seiten zu antworten und zu helfen bereit sein. Wir hoffen, sie besuchen uns alle wieder, und noch mehr, denn es ist gut, wenn unsere Leute mit dem Verlagshaus und seinen Geschäften bekannt werden.

Rundschau.

Der Seehandel der Welt wird gegenwärtig durch 12,000 Dampfer und mehr als 100,000 Segelschiffe betrieben; während der Umtrieb zu Land 66,000 Locomotive, 120,000 Passagier- und 500,000 Frachtwagen erfordert. Es bestehen jetzt 200,000 Meilen Eisenbahngeleise und das so investirte Capital beläuft sich auf $20,000,000,000.

London ist die reichste und zugleich die wohlthätigste Stadt der Welt, und doch sind voriges Jahr 36 Einwohner buchstäblich Hungers gestorben. Auf einem Schild in einer geringeren Straße von London, ist zu lesen: „Wir entfernen Möbeln von einem Ort zum andern, thun Botendienste, reinigen Carpets, oder schreiben Poesie über beliebige Gegenstände und garantiren prompte und reelle Bedienung."

Fräulein Cleveland, die „erste Dame unseres Landes," ist so unabhängig, daß sie ihr Haar nach ihrem Wohlgefallen und zu ihrer Bequemlichkeit zugeschnitten trägt, ohne sich um die Mode zu bekümmern; so unabhängig daß sie ihre Temperenzgrundsätze auch im weißen Haus ausspricht, und entschieden für dieselben eintritt. Sie ziert den von ihr eingenommenen Posten, und kann sich mit den Gesandten fremder Mächte in drei oder vier Sprachen unterhalten.

Während der amerikanischen Revolution war das Papiergeld einmal so entwerthet, daß ein Faß Mehl $1576 kostete. John Adams ließ sich einen neuen Anzug machen, wofür er $1500 bezahlte. Zu jener Zeit hatte Jedermann Geld, aber so geht's, was man im Ueberfluß hat, ist gewöhnlich nichts werth.

In Algier, wo die Sonnenhitze für Europäer unerträglich ist, und sogar oft tödtlich, soll nun das elektrische Licht eingeführt werden, um die Ernte bei Nacht einzuheimsen, wenn keine Sonne scheint. Nicht übel, in der That.

Als Gen. Grant noch Präsident war, wurde er einmal gefragt, warum er Sonntags nie nach der Kirche fahre; darauf antwortete er: „Als ich noch ein armer Mann war und keine Diener hatte, dachte ich oft, es sei unrecht,

seinen Dienstboten den Sonntag zu rauben. Um mir selbst konsequent zu bleiben, erlaube ich es nicht, daß um meinetwillen ein Dienstbote oder Pferd am Sonntag arbeiten sollte; d. h. blos zu meiner persönlichen Befriedigung." Daran dürfte die Nachwelt ein Beispiel nehmen.

Die Enthüllungen der ungeheuren Sittenverderbniß der „oberen Zehntausend" Englands durch die „Pall Mall Gazette" in London hat auch das Interesse für den Redakteur jenes Blattes, dessen Name eben in Aller Munde ist, wachgerufen. Wenn man sich zwar der Ueberzeugung nicht verschließen kann, daß der Zweck, den die Enthüllungen anstrebten, sich durch eine andere Darstellung als die minutiöseste Schilderung der abscheulichen Laster, Verbrechen und Schweinereien hätte erzielen lassen können, so muß man sich doch gestehen, daß eine solche journalistische That, deren Urheber kühn herausfagte, daß die Sünden, die er aufdeckt, sogar geeignet seien, den Thron zu erschüttern, eine bedeutende Leistung war Die neueste Sensation der „Pall Mall Gazette," welche stets eine kühne Verfechterin der liberalen Partei gewesen ist, scheint einen politischen Zweck zu haben, nemlich die Vernichtung der großen Macht und Vorrechte des britischen Adels, gegen den schon seit Jahren ein tiefer Groll in den Volksmassen herrscht. Es sind das adelige Wüstlinge, welche hier die „Pall Mall Gazette" in ihrer Ganzen Verkommenheit der Welt vorführt. Das Blatt schildert einen Adel, wie ihn Frankreich vor Ausbruch der großen Revolution nicht schlimmer, nicht gemeiner, nicht schrecklicher gehabt hat.

Folgendes aus der Feder des bekannten Correspondenten Gath Geo. Townsend, gibt einen trefflichen Begriff von der Stärke des deutschen Elements und der Zahl, nach welcher die einzelnen Stämme Deutschlands hier vertreten sind. Er schreibt: „Wir haben in Amerika mehr Badenser, als Leute in Delaware; zweimal so viel Hannoveraner, als Nevadas Bevölkerung beträgt; fast ebensoviel Schwaben, als es Mormonen gibt; fast ebensoviele Hessen, als Oregons Bevölkerung ist; mehr Preußen, als Connecticut und Westvirginien zusammen Einwohner haben; mehr Mecklenburger, als es Arizonaer gibt; mehr Sachsen, als Montanas Bevölkerung beträgt."

In den südlichen Staaten macht die Mäßigkeitssache starke Fortschritte und eilt den nördlichen Staaten voraus. Der Staat Georgia hat neulich eine Staatsconvention abgehalten, wobei es sich ergab, daß von den 138 Counties des Staates, zwanzig sind, welche den Handel in berauschenden Getränken gesetzlich controliren, während achtzig derselben gänzlich verbieten. Das Volk ist der Meinung, daß die Hälfte der übrigen Counties für gesetzliche Controle stimmen wird, wenn die Gesetzgebung ein Gesetz, das gewünschte Local Option Gesetz, passirt. Die Convention hat einstimmig beschlossen, daß die Mäßigkeitssache nicht in die Parteipolitik eingreifen soll, und die Delegaten waren in gleicher Anzahl Demokraten und Republikaner.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die Schweizer, welche sich einer republikanischen Regierungsform rühmen, sich am intolerantesten gegen die Heilsarmee erweisen. In fast allen Cantonen sind ihre Versammlungen verboten. Zürich hat sie verboten auf den Grund, weil die Heilsarmee keine religiöse Gesellschaft, sondern eine Truppe reisender Schauspieler ist, welche nur auf obrigkeitliche Erlaubniß Vorstellungen geben darf; diese Erlaubniß wurde ihnen unterschlagen, indem man behauptet, die Vorstellungen seien werthlos und der öffentlichen Sittlichkeit zuwider.

Der Mode läßt sich fast Alles aufbürden, denn es ist nichts so verrückt, daß es nicht noch verrücktere Menschen gäbe, um es zu thun. Eine Dame hat eine Novelle gelesen, in welcher die Heldin gelbe Haare hatte; flugs will sie auch gelbe Haare, und für Geld hat sie einen Apotheker gefunden, welcher das Gift kannte, und ihre schönen schwarzen Haare messinggelb, schmutziggelb wie eine faule Orange zu färben. Seither kommen gelbe Haare zur Mode.

Die farbigen Mitglieder einer Kirche in Georgia hatten noch eine Schuld auf ihrer Kirche; um diese abzutragen, sollte nun eine „Fair" veranstaltet werden, und natürlich auch eine Lotterie, worin ein Schaukelstuhl „verlottert" werden sollte. Zweihundertundein Billete wurden verkauft dafür. Als nun gelooft wurde, haben die 200, welche den Stuhl nicht gewonnen haben, einen Aufruhr gemacht, Fenster, Thüren, Orgel, Köpfe und auch den Schaukelstuhl zerschlagen; so daß jetzt die Kosten des Prozesses und der Schaden an der Kirche das dreifache der Kirchenschuld übersteigen. Die Lotterie ist eben ein lotteriges Wesen, welches auf Schwarze und Weiße nur Unheil bringt. Hands off!

Prinz Heinrich von Battenberg ist ein Glücksvogel. Vor seiner Hochzeit mit Beatrice, der jüngsten Prinzessin von England, betrug sein Einkommen jährlich etwa $600; er war sprichwörtlich arm wie eine Kirchenmaus. Die englischen Steuerzahler haben seiner Frau einer Aussteuer von 30,000 Pfund Sterling verwilligt; dazu kommt noch eine fast unschätzbar reiche Schwiegermutter, bei welcher er ja wohnen soll. Die Zeit ist auch nicht mehr ferne, wo englische Steuerzahler sich weigern werden, königliche Familien auszusteuern mit dem Schweiß des Angesichtes, und ihre eigenen Familien hungern zu lassen.

Der Dampfer Etruria hat die Reise zwischen Queenstown und Sandyhook in 6 Tagen, 5 Stunden, und 31 Minuten zurückgelegt. Das ist die kürzeste, bis jetzt bekannte Fahrt zwischen diesen beiden Punkten. Also konnten die Passagiere zu Queenstown vespern am Sonntag, und speisten am folgenden Samstag zu New York zu Mittag. In dreißig Jahren hat man die Zeit der Ueberfahrt mit Dampfern um die Hälfte reduzirt.

Hinterstübchen.

Der Ursprung der Sprache hat bekanntlich schon zu recht gelehrten Forschungen Anlaß gegeben. Aber der alte Satz vom Verstand der Verständigen bewahrheitet sich auch hier wieder einmal, ein „kindlich Gemüth" hat es gefunden, was die Weisen der Völker nicht herausgebracht. Ein kleines Mädchen plagte sich mit dem Lesepensum, und fragte bekümmert den Bruder: „Paul, wo ist nur diese fürchterliche Menge Worte hergekommen?" — „Siehst du, Lieschen, vom Zanken unter den Menschen. Du weißt, da gibt ein Wort das andere."

Ein Wiegenlied.—Frauenversammlungen sind jetzt in Berlin nichts seltenes. Recht zeitgemäß ist darum ein von der „Volkszeitung" gebrachtes Wiegenlied, das vom Vater zu singen ist. Es lautet:

Eia, popeia, nun schlafet ihr Rangen,
Die Mutter ist wieder „versammeln" gegangen;
Eia, popeia, bleibt mir gesund,
Die Mutter hält Reden, der Vater den—Mund!

Dieselbe Couleur in Grün. — Ein Bauer kommt zum Gutsverwalter, dem Standesbeamten, und meldet seinen Jüngstgeborenen an. „Wie soll er denn heißen?" fragt der Herr Administrator. — „Wie hewwt dacht, wi willt'n ‚Bucksking' raupen!"—„Bucksking ist aber kein christlicher Name." — „Doch, doch, Herr, he steiht doch in'n Kalender, just up den Dag is ja der Junge up de Welt kumm." Der Standesbeamte nimmt den Kalender und schlägt das betreffende Datum nach. „Nun, da steht ja doch nicht ‚Bucksking,' sondern, Kasimir'."—„Ach so," sagt der Bauer, „dann möt hei Kasimir heiten, ick wußt't ja auk woll, dat et en Hosentüg was!"

Hunger zu guter Stunde. — Am 5. Januar 1791 liefen in Auxonne fünf Officiere der dortigen Garnison auf den damals sehr tiefen Wallgräben Schlittschuh. Als es fünf Uhr schlug, rief Einer von ihnen, ein junger Artillerie-Lieutenant: „Fünf Uhr! Ich muß zum Abendessen gehen!" — „O, bleibe noch ein wenig," baten seine Kameraden. — „Nein, nein, der Hunger plagt mich zu sehr!" Die Anderen liefen weiter, plötzlich aber brach das Eis und alle Vier ertranken. Der Fünfte, den der Hunger nach Hause getrieben, war — der junge Bonaparte, der nachmalige Kaiser Napoleon I.

Ein- oder Ausbildung. — „Lieber Doctor, wer maltraitirt denn dort drüben so gräßlich die Violine? Das ist ja zum Wahnsinnigwerden!"

„Das ist ein Neffe von mir; er bildet sich ein, er bilde sich aus."

A große Dam'. — Tochter: „Vata, derf i' nit amol d' Säu außitreiben, alleweil muß i' die dummen Gäns hüten."

Vater: „Je, de Dirn schaut's an, a große Dam' möcht's spiel'n, mit d' Säu möcht's furt. Glei' machst, daß d' mit deine Gäns außikimmst!"

Ein gutes Geschäft. — Zwei Wallachen treten in einen Trödlerladen. „Guten Morgen!" sagte der Eine; „ich brauche fünf Gulden, leihe sie mir, und ich will dir fünf Gulden Interessen zahlen, überdies meinen Rock hier zum Pfande lassen. Ist gefällig?" Simon besinnt sich ein wenig, endlich antwortete er, indem er eine Fünfguldennote aus der Tasche zieht: „Gut, Bojar, du sollst dein Verlangen haben, ziehe deinen Rock aus." Der Bojar thut es, der Trödler nimmt den Rock. „Sieh," fängt nun Simon an, „ich borge dir auf diesen Rock fünf Gulden, für ebenso viel Gulden Interessen. Da es nun Sitte ist, die Interessen gleich abzuziehen, so behalte ich die fünf Gulden und den Rock, und du schuldest mir noch fünf Gulden, worüber du mir einen Wechsel ausstellen wirst." Verblüfft schaut der Wallache d'rein, und sich an seinen Begleiter wendend, sagt er: „Jetzt habe ich keinen Rock, kein Geld, und der Kerl hat doch Recht."

Ein bedenklicher Trost. — Als der treffliche Ochsenheimer in Wien gastirte, und durch sein geniales Spiel Alles enthusiasmirt ward, rief ein sehr mittelmäßiger Schauspieler: „O, wäre ich doch nur die Hälfte von diesem großen Künstler!"—„Seien sie ruhig," versetzte der berühmte Komiker Weidmann ganz trocken, „die erste Silbe sind Sie ja schon."

Ein theurer Spaß mit der Katze.—Ein Apotheker-Jüngling, keine hundert Meilen von hier, hatte gehört, daß ein Tropfen Tabaksöl (Oil of Tobacco) einer Katze auf den Schwanz geträufelt, das Thier tödte. Er probirte sein Experiment an der alten Storekatze, und sie raste im Laden umher, warf 27 Flaschen St. Jacobs-Oel, ein Dutzend Flaschen Malaga Wein, eine ganze homöopathische Apotheke, und zehn Gallonen kölnisches Wasser zu Boden, sprang dann durch eine $100 kostende Spiegelscheibe, und—lebt heute noch. Der Spaß kostet dem Jüngling 250 Dollars, aber dafür weiß er jetzt auch, daß Tabaksöl keine Katzen todt macht.

Von der Liebe. — Sie: „Ach, die Liebe ist doch eigentlich der rechte Quell der Oase in der Wüste des Lebens!" — Er: „Mag sein, aber es geht mit ihr, wie mit so vielen Oasenquellen: die ihren Durst davon löschen, sind meistens Kameele!"

Aus der Schule. — In einer Wiener höheren Töchterschule wurde die Gudrunsage gelesen. Als man zu der Stelle kommt, wo von Gudrun gesagt wird: „Gram und Kummer waren ihr täglich Brod," sagt der Lehrer: Das ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen; warum nicht?

Schülerin: Nun, man kann doch nicht alle Tage dasselbe essen.

In der Gesangstunde bei einer anderen Lehranstalt beginnt der Lehrer: Wir haben in der letzten Stunde von der Theorie der Tonleiter gesprochen.

Ein Schüler: Was ist denn Theorie?

Lehrer: Weiß Niemand, was Theorie ist?

Zweiter Schüler: Theorie ist das Gegentheil von Praxis.

Lehrer: Was ist Praxis?

Schüler: Praxis hat ein Arzt.

Lehrer: Nun aber, was ist Theorie?

Schüler: Theorie ist ein Arzt, der keine Praxis hat.

Räthselhaft. — Dame: Ah, wissen Sie, darüber wundere ich mich gar nicht, daß die Astronomen den Lauf der Sterne berechnen können, aber auf welche Weise sie die Namen derselben in Erfahrung bringen, das ist mir in der That räthselhaft.

Ein Velociped-Reiter machte unlängst eine Fahrt in eine abgelegene Gegend Jütlands, wo dieser Sport noch gänzlich unbekannt war. Es traf sich, daß dem Reiter, welcher im Dunkeln mit angezündeter Laterne seinen Weg fortsetzte, an einer einsamen Stelle ein ehr-

barer Landmann begegnete, welcher kaum der Velocipediſten ins Auge gefaßt hatte, als er zur Seite ſtürzte, und auf den Knien ein Vaterunſer zu beten begann. In dieſer Stellung fand ihn bald darauf ein Landbriefbote, welchem er auf ſeine Frage, was ihm denn paſſirt ſei, bebenden Mundes antwortete, er habe ſoeben den Teufel auf einer Windmühle geſehen.

Problematiſcher Troſt.—Fräulein: „Ich bin Ihnen zu böſe — durch Ihr ſchlechtes Schuhwerk habe ich nun Hühneraugen bekommen—"

Schuſter: „Na, die ſieht ja kein Menſch, Fräulein."

Anerkennung. — Dichter: „Nun, wie gefällt Ihnen mein Gedicht, das Sie zur Hochzeit Ihrer Tochter beſtellt haben?"

Schuſter: „Ausgezeichnet, ich hätt's ſelbſt kaum beſſer machen können!"

Sonderbar.—Wenn eine Frau, welche ihren Mann mit Waſchen ernährt, und auch noch ſeine Saufſchulden bezahlt, dieſes endlich müde wird und ihn verläßt; dann iſt es das Erſte, was der Mann thut: er läßt in die Zeitung ſetzen, daß er keine Schulden für ſie bezahlt.

Das iſt doch klar. — Sechs Nachbarinnen kamen eines Nachmittags zuſammen auf Beſuch; jede hatte ein Baby bei ſich. Während des Nachmittags fiel es ihnen auch ein, ſie wollen durch Zettel abſtimmen, welches das ſchönſte Kind ſei. Als man die Stimmen zählte, hatte jedes Kind eine Stimme erhalten.

Der Druckerteufel. — Es iſt gewiß für unſere Leſer von Intereſſe zu erfahren, wo eigentlich der Ausdruck „Druckerteufel" herſtammt, denn es iſt ja allgemein gehalten, daß man den Lehrjungen in der Druckerei „Teufel" nennt, und daß er an allen Fehlern und Irrthümern Schuld ſein muß; auch wenn etwas fehlt, dann muß es gleich „der Teufel" holen für all die Schriftſetzer. Aldus Manutius, ein Drucker von Venedig, erlangte einſt von einem Handelsſchiff einen Negerjungen, ſo geht die Sage; dieſen ſchwarzen Jungen brachte er nun in ſeine Druckerei, um ihn da zu beſchäftigen. Bald hörte man in der ganzen Stadt den Rumor, Manutius habe einen kleinen, ſchwarzen Teufel, welcher ihm in der Kunſt der Druckerei behülflich ſei, denn es hatte vor dieſem noch nie ein Menſch zu Venedig einen Schwarzen geſehen. Endlich lief das Volk zu Hauf vor die Druckerei; Jedermann wollte den jungen Teufel ſehen, und Manutius fand ſich veranlaßt, den Schwarzen vorzuſtellen; dieſes that er mit folgenden Worten: „So ſei es nun kund und zu wiſſen gethan Allen, die es angeht, daß ich, Aldus Manutius, Drucker der heiligen Kirche und des Dogen von Venedig, heute dem Volke von Venedig des Drucker's Teufel vorgeſtellt habe. Wer nicht glaubt, daß er Fleiſch und Blut hat, der mag kommen und ihn pinſchen oder zwicken." Niemand wagte es, ſich dem Kerlchen zu nahen, aber ſeit jener Zeit hat jede ordentliche Druckerei ihren Teufel, dem wird alles Ungeſchickte, alle Irrthümer und alle Teufelei im Setzzimmer zugeſchrieben, mit Ausnahme ſolcher Dinge, welche ſich den Gehülfseditoren zuſchieben laſſen.

„Thut das Raſirmeſſer wehe?" fragte ein Barbier ſeinen Kunden, den er eben zu ſchaben verſuchte. „Iſt das ein Raſirmeſſer?" erwiderte der Gefragte, „dann fahre nur fort, wenn es ein Meſſer iſt, ich dachte es ſei eine Säge."

Einſt bemerkte Jemand einem tüchtigen Organiſten gegenüber:

„Aber nein, habt ihr hier eine ſo ausgezeichnete Orgel und ein ſo langweiliges Orgelſpiel! Ich war in Italien, die können's anders. Das brauſt — und ſo luſtig, daß man gerade tanzen könnte. So ſollte man auch euch hierorts orgeln hören!"

Der Organiſt entgegnete: „Ja wohl, das thäte der Teufel gewiß auch, wenn er irgendwo als Organiſt in der Kirche angeſtellt werden könnte."

Eine ſelbſtbeſtrafte Lüge. — Ein ehrſamer Schuſter hatte die Freude, auch den Pfarrer des Dorfes zu ſeinen Kunden zu zählen. Eines ſchönen Nachmittags freute ihn aber das Arbeiten gar nicht mehr, er legte ſein Handwerkszeug bei Seite und machte ſich auf den Weg nach dem Wirthshauſe. Eben wollte er in die rechte Straße zu ſeinem Ziel einbiegen, da kommt ihm der Pfarrer entgegen.

„Guten Tag, mein lieber Meiſter, wie geht es Ihnen, —wo wollen Sie hin?"

Der Schuſter iſt in einer peinlichen Verlegenheit, da er unter keinen Umſtänden geſtehen will, daß er mitten am hellen Tage zum Kneipen gehen wolle, und antwortet mit Geiſtesgegenwart: „Ich habe eine nothwendigen Geſchäftsgang vor."

„Hier im Dorf?" fragte ihn der Pfarrer.

„Nein, ich will nach Freiſtadt" (ein zwei Stunden vom Dorfe entfernte Städtchen).

„So, nach Freiſtadt? Ach, das iſt ja prächtig, da könnten Sie mir, lieber Meiſter, einen recht großen Gefallen thun; bringen Sie mir vom dortigen Bäcker Schwarz hundert Stück Mehlwürmer für meine Nachtigall mit!"—

Unſerem Schuſter blieb denn nichts anderes übrig, als nach Freiſtadt zu gehen und für den Herrn Pfarrer die Mehlwürmer zu holen.

Werthſchätzung.—„Sie haben mich einen Schweinehund geheißen—ich verklage Sie!"

„Laſſen Sie das—ich gebe Ihnen fünf Dollars!"

„Wie? — für eine ſo grobe Beleidigung! Einen Schweinehund laß ich mich unter ſechs Dollars nicht heißen!"

Logogryph.

Ob ich mit W oder F geſchrieben,
Ich bin vom Ganzen doch nur ein Theil;
Mit W auf ſtürmiſcher Fluth getrieben —
Dann ſucht der Menſch in der Flucht ſein Heil.
Mit F ſchmieg ich mich an deine Glieder,
Doch nur zu Zeiten, dann hängt man mich wieder.

Räthſel.

Es ruht auf weichem Sammetlager,
Ein kleines Fräulein zart und fein,
Sein Körper iſt zwar etwas hager,
Doch ſeine Stimme glockenrein.
Und hebt das Fräulein an zu ſingen,
Dann lauſchen ihm wohl Alle gern,
Das iſt ein wonnig-ſüßes Klingen,
Es tönet nah, es tönet fern.
Doch ſoll es klingen harmoniſch ſchön,
Muß man das Fäulein zu leiten verſtehn.

Knacknuß.

Wer kann trotz vieler Augen nicht ſehen?

Auflöſung der Räthſel im Auguſtheft.

1. Logogryph. — Ruhm - Rum. — H. Siechert, J. A. Arnold, G. W. Reichert, Gerh. Becker, C. J. Seidenſticker, J. A. Henke.

2. Mathematiſche Aufgabe. — 2519. — Gerh. Becker, J. C. Morlock, C. J. Seidenſticker.

Der Wolf und das Lamm.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. November 1885. Nr. 11.

In des Feindes Gewalt.

(Zum Titelbild.)

Von C. A. Thomas.

Wir wissen's ja alle: Ein jedes Geschöpf auf Erden, das unschuldigste nicht ausgenommen, hat seine Feinde. Selbstverständlich sind diese Feinde auf ihr Opfer aus, wie eine Katze auf eine Maus. In der Regel sind sie blutdürstig, verschlagen und stark, und lassen kein Mittel unversucht, bei Tag und Nacht ihr zerstörendes Werk zu vollführen. Vom Raube wird gelebt! Erst ich, dann du, dann er — so eine Art nihilistischer Socialismus. Wer da leben will und gute Tage haben in einer Welt, wie die unsere, der muß nicht nur „seine Zunge schweigen," sondern auch gewaltig auf der Hut sein, sonst rücken ihm die Feinde über Nacht aufs liebe Fell, und—er hat den Schaden. Hat er einmal den Schaden, so braucht er für den Spott nicht zu sorgen, der kommt dann bekanntermaßen von selbst.

In die Gewalt eines überlegenen grimmigen Feindes zu gerathen, das ist etwas Grauenhaftes. Es geht da auf Leben und Tod. Da hilft keine Unschuld, kein Widerreden, das beste, triftigste Argument macht nicht mehr Eindruck auf den Feind, als du mit einem Kürbis auf eine dicke Festungsmauer zu machen im Stande bist. Glaubst du's? Ich glaube es. Und das obendrein, wenn so ein Schuft von einem Feind noch dazu einen hungrigen Magen hat, oder aber beutelustig, geizig und voller Habsucht ist. Der Belege dafür gibt uns die Geschichte zu Tausenden an die Hand.

Aber auf unserem Bild kann man ja auch etwas der Art wahrnehmen. Der gierige Schwarze da oben mit seinen feurigen Augen, das ist ein Wolf. So gar nett hat ihn der Künstler diesmal nicht hingebracht, aber darauf kommt's auch nicht soviel an; daß er was im Schilde führt, etwas recht Böses, kann man ohne Brille sehen. Das weiße, schwächliche Geschöpf unten ist ein „verlorenes" Lämmchen. Merkt's: Der wüste Wolf und dies verlorene Lämmchen kamen einst so ungefähr beide an einen Bach, um zu trinken.

Der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm, und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortet: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? Trinkest du doch über mir, und möchtest es mir wohl trüben!" Der Wolf sprach: „Wie? Fluchst du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortet: „Ich fluche dir nicht." Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater that mir vor sechs Monden auch ein solches; du willst deinem Vater nachahmen!" Das Lämmlein antwortet: „Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen; wie soll ich meines Vaters entgelten?" Der Wolf sprach: „So hast du mir aber meine Wiesen und Aecker abgenaget und verderbet." Das Lämmlein antwortet: „Wie ist das möglich? Hab' ich doch noch keine Zähne!" „Ei!" sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, will ich dennoch heut' nicht ohne Mahlzeit bleiben," und würgte also das unschuldige Lämmlein und fraß es.

Das ist nun zwar gleichnißweise so gesprochen, aber die Lehre im Bild ist ungeheuer wichtig. — So geht's, wenn Einer — wenn der Mächtigere perdu 'mal eine gute Mahlzeit will, wenn er dem unschuldigen Nachbar gern Steine in seinen Garten werfen möchte. Da heißt's, wie dort in der Schrift, wo der König Israels jenes befehlerische Brieflein von seinem syrischen Nachbar bekam: „Siehe, wie suchet er Ursache zu mir!" So entstehet Krieg, Kirchenstreit, Familienzwist, Mord und Todtschlag. Daß Gott erbarm'! Wehe dir, Lämmlein, du bist des Todes! Was macht's auch? Du starbst unschuldig. Aber dir, gieriger Schwarzer, da oben, mit deinen funkelnden Augen; dir kommt auch 'mal ein Mächtigerer aufs Fell — lange kann's auf keinen Fall mehr dauern, dann mußt auch du „Haare" lassen, und bekommst den gerechten Lohn deiner verruchten That! — Endlich wird heimgezahlt! Merkst du was, lieber Leser?

Geheimnisse des Niagara

Seit neuerdings zur großen Freude aller Touristen und Naturliebhaber die Umgebung des Niagarafalles von der Gesetzgebung in einen internationalen Park verwandelt wurde, hat jener „König der Wasserfälle" außerordentlich an Interesse gewonnen. Man wird sich deßhalb auch mehr, wie je zuvor, mit den Geheimnissen des Niagara befassen. Allerdings werden dieselben nicht sobald gelöst werden. Wir stehen in dieser Beziehung heute noch vor denselben Räthseln, wie im Jahre 1842, als Professor John Hall von New York die erste Vermessung des Niagara versuchte.

Der geheimnißvollste Theil des Wunderstromes ist jedenfalls der "whirlpool" (Mälstrom), welcher sich eine ziemliche Strecke unterhalb der Fälle befindet, mit denselben aber in enger Verbindung steht. Nur wenige Besucher kennen ihn. In diesen dämonischen Wasserschlund, welcher oben die Gestalt einer riesigen Kreisfläche hat, schießt alles Wasser, das von den Fällen kommt, mit unglaublicher Schnelligkeit, dreht sich wie ein Kreisel, und setzt dann seinen rasenden Donnerlauf durch die Niagaraschlucht fort. Der dabei ausgeübte Druck ist ein so furchtbarer, daß der Strudel bis in seinem „tiefuntersten Grund" in wirbelnde Bewegung geräth. Die Tiefe des Mälstromes kann mit einer 1000 Fuß langen Schnur noch nicht gemessen werden. Thierleichen und Baumstämme, die man hineinwarf, brauchten neun Tage, bis sie wieder an die Oberfläche gewirbelt waren.

Wohin der ganze Inhalt dieser Wassermenge kommt, darüber werden sich die Gelehrten noch lange streiten. Manche sagen uns, der Mälstrom bilde einen unterirdischen Ausfluß für die großen Seen. Demnach hätte er überhaupt keinen Grund. Doch diese Annahme scheint uns völlig unhaltbar. Denn welche Kraft würde dann ein so ungeheures Wasservolumen wieder in die Höhe wirbeln? Keine unterirdische Quelle wäre dieser Aufgabe gewachsen.

Die beste Theorie ist immer noch, daß der ganze Wasser-Chimborasso, welcher in den Mälstrom stürzt, denselben auch regelmäig wieder verläßt, und durch die Niagaraschlucht in den Ontariosee strömt. Welche enorme Wassermasse der letztere von dem Niagara empfängt, geht aus folgenden Thatsachen hervor: Der Niagara hat eine Geschwindigkeit von zehn Meilen pro Stunde bis zwei Meilen pro Minute; das Wasservolumen, welches mit dieser Schnelligkeit in den Ontariosee braust, bildet unter der oberhalb der Fälle liegenden Brücke eine Würfelfläche von 36,000 Quadratfuß! Der Ontariosee erhält also so viel Zufluß, daß er sich nothwendigerweise alle paar Tage entleeren muß. Seinen Ueberfluß gibt er an den St. Lawrencestrom ab. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man letzteren hauptsächlich als Geschöpf des Niagara bezeichnet. Der Wasserdruck ist den ganzen Niagara entlang ein unglaublicher, und setzt sich auch noch in den Ontariosee fort. Die Tiefe des Stromes, abgesehen vom whirlpool, beträgt von 199 bis über 400 Fuß. Die Höhe der steilen Schluchtwände aber mit eingerechnet, die nur durch den Strom gebildet wurden, kommt einer Strombett-Tiefe von 300 — 700 Fuß gleich.

Die Niagaraschlucht erweitert sich von Jahr zu Jahr, und der Niagarafall weicht langsam zurück. Der reißende Strom schwemmt große Massen von Erde, Kiesel und Schiefer aus seinem Bette fort. Im Ontariosee, einige Meilen von der Mündung, häufen sich diese Auswürfe an und bilden riesige Untiefen, die unausgesetzt zunehmen und unter dem Namen "Brickbats" bekannt sind.

Mit dieser enormen Abnutzung hängt unzweifelhaft auch die Entstehung des whirlpool zusammen. Die

Fälle befanden sich offenbar früher hier. Die niederstürzenden Wasserberge schwemmten unterwegs viel, unten aber das meiste Gerölle fort. So bildete sich unten im Laufe der Jahre der unheimliche Abgrund, und oben wichen die Fälle mehr und mehr zurück. Gelehrte haben berechnet, daß der Niagarafall 3,169,885 Jahre brauchen wird, bis er bei Buffalo ankommt. Da hat's noch gute Wege, ehe der Welt dieses Wunder verloren geht.

Das vermißte Dokument.

(Erzählung von M. Rieser.)

(Schluß.)

Wieder waren einige Monate vergangen, und es war nun beinahe ein Jahr her, daß Marie in das Vellenberg'sche Haus getreten war. Die ganze Familie, mit Ausnahme des Hauptes derselben, hatte auf Anrathen des Arztes eine Reise in den Harz gemacht, wo sie sich auf einige Monate in einem Landhause in der Nähe vor Wernigerode niederließ. Marie, die, so lange sie denken konnte, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend gelebt und diesen Genuß in Leipzig schmerzlich entbehrt hatte, war glückselig, einmal wieder in den Bergen zu sein, und frische Waldluft zu athmen. Ihre Briefe an Fräulein Quelldorp waren übersprudelnd von Lust und Freude, die sie auch ihrer nächsten Umgebung mittheilte. Es war eine schöne Feierzeit, und Marie dachte nach vier glückselig verlebten Wochen mit Wehmuth an die Trennung von ihrem Wald-Paradiese.

Da erschien eines Tages ganz unerwartet Herr Vellenberg unter den Seinigen, und wurde natürlich mit Jubel begrüßt. Er erzählte, daß er nicht von Leipzig, sondern von Hamburg käme, wohin ihn sein dortiger Bevollmächtigter, Herr Karstens, telegraphisch gerufen hatte. Ein Schiff, das nur Waaren für sein Geschäft enthalten, sei im Hafen gesunken, und die Ladung würde völlig verloren und verdorben worden sein, wenn nicht ein fremder junger Mann zur rechten Zeit auf das drohende Unheil aufmerksam geworden wäre, und schon vor Ankunft des Bevollmächtigten an Ort und Stelle alle Maßregeln zur Rettung der Waaren getroffen hätte. Herr Vellenberg erzählte ausführlich mit warmer Bewunderung, wie umsichtig und klug der Fremde dabei verfahren. „Als ich ankam," schloß er, „war alles bereits geschehen, was zu thun war, und jedenfalls viel besser, als ich selbst es hätte anrathen können. Ich sah den jungen Mann, aber ohne noch zu wissen, wie viel ich ihm verdankte, und als unser Herr Karstens nach vollbrachter Arbeit mir das Nähere erzählte, war der Fremde fort. In der ersten angespannten Thätigkeit hatte Herr Karstens nicht daran gedacht, nach dessen Namen zu fragen. Wir dachten natürlich, er werde sich bald wieder einstellen, aber vergeblich. Ich hoffe, Karstens macht ihn noch ausfindig."

In der Freude über den abgewandten Verlust schlug Herr Vellenberg vor, mit seiner Frau eine mehrtägige Tour durch den Harz zu machen, und nach derselben seine Mutter mit den Kindern von Wernigerode abzuholen. Die alte Dame bestand darauf, daß auch Marie an der Gebirgswanderung theilnehme, und wies jedes Bedenken derselben gegen den Vorschlag zurück.

Der Plan wurde ausgeführt, und das Ehepaar hatte alle Ursach, sich der Anwesenheit Marie's zu erfreuen; denn das kindliche Entzücken des jungen Mädchens, ihre jubelnde Begeisterung über alles Schöne, was sie sah, und ihre fröhliche Stimmung auch bei den Beschwerden und kleinen Unannehmlichkeiten, die wohl jede Bergtour mit sich zu bringen pflegt, verdoppelte den Genuß für ihre Reisegefährten.

Als an einem Nachmittage die junge Frau mit Marie vom Hexentanzplatz über Thale herkam, und letztere in hellem Vergnügen, ihrer Gefährtin weit voraus, die Felsenstufen der sogenannten Schurre hinabsprang, glitt sie an einer der letzten Stufen ab, und wäre unfehlbar gefallen, wenn nicht ein kräftiger Arm sie gehalten hätte.

„O, ich danke!" rief sie, als sie wieder fest auf den Füßen stand, und sah sich dabei nach ihrem Helfer um. Sie stutzte, als sie in ein Gesicht blickte, das ihr nicht fremd zu sein schien. Auch der Fremde sah sich überrascht und forschend um. Als er grüßend den Hut lüftete, erwachte in ihr die Erinnerung an ihren etwas kühnen Streich vor drei Jahren in Freiburg, wie sie einen Unbekannten gebeten hatte, ein Buch in das offene Fenster einer verschlossenen Wohnung zu legen. Dieser Herr war derselbe von damals. Was sie bei jener Gelegenheit in kindlicher Unbesonnenheit gethan, erschien ihr jetzt, nun sie drei Jahre älter war, so unpassend, und sie schämte sich bei dem Gedanken, daß der Fremde sie wieder erkenne. Erröthend, aber mit höflichem Gruße, wandte sie sich ab und ihrer Begleiterin zu, die sich eben auch dem Ende der Felsentreppe näherte. Der Fremde sah ihre Verlegenheit, und trat gleichfalls zurück. Jedoch als die Damen sich entfernten, suchte er sie von Weitem im Auge zu behalten, und als er sie zuletzt in eins der ersten Hotels von Thale eintreten sah, kehrte auch er dort ein, und bestellte sich ein Zimmer.

Während er unter der Veranda vor dem Hotel saß, bat er einen der aufwartenden Kellner um das Fremdenbuch. Mit Spannung öffnete er dasselbe und überblickte

die letzte Seite der eingeschriebenen Namen. Da las er: Adolf Vellenberg, Frau Vellenberg, Fräulein Marie Werther, Leipzig. — Eine tiefe Erregung machte seine Hand erzittern, als er nach der Feder griff, um seinen Namen darunter zu setzen. Einen Augenblick hielt er inne, und strich mit der Hand, wie liebkosend über den letzen Namen. Ein glückseliges Lächeln flog über seine Züge, als er darunter schrieb: Georg Werther, Freiburg i. B.

Als er sich wieder aufrichtete, hörte er einen Ausruf der Freude. „Da sind Sie!" rief Adolf Vellenberg, der soeben unter die Veranda trat, und ihm beide Hände entgegenstreckte. „Warum haben Sie sich in Hamburg meinem Danke entzogen? Sie sehen: Gottes Fügung will mir wohl, und führt Sie mir hier entgegen. Ich weiß nicht einmal Ihren Namen, und muß das Fremdenbuch da bitten, Sie mir vorzustellen."

Mit tiefer Bewegung, noch keines Wortes mächtig, schob Georg Werther das Buch zu ihm hin. Herr Vellenberg las, und fuhr betroffen auf. Beide sahen einander in secundenlangem Schweigen forschend an. Dann zeigte Georg auf Marie's Name hin, und fragte mit zitternder Stimme: „Ist das meine Schwester?"

„Wenn Sie der Sohn meines alten Freundes Gerhard Werther sind, ja!" war die lebhaft freudige Antwort.

„Und sie ist in Ihrem Hause?" fragte Georg mit freudiger Rührung.

„Gewiß!" rief Herr Vellenberg herzlich; „und da gehören auch Sie hin! Wie kommt es, daß wir jetzt erst von Ihrem Dasein erfahren? Lebt Ihr Vater noch?"

Georg schüttelte ernst den Kopf, und begann stockend: „Schon vor 18 Jahren."

Ueber die Züge beider flog ein schmerzlicher Schatten. „Kommen Sie!" sagte Herr Vellenberg nach kurzem Schweigen. „Da unten in den Anlagen wird sich ja wohl ein stilles Plätzchen für uns finden. Hier würden wir oft gestört werden. Ich möchte alles wissen, und hoffe, Sie schenken mir Vertrauen."

„Was sich vor 18 Jahren in Leipzig begeben," begann Georg, als beide in einem geschlossenen Gartenpavillon allein waren, „davon habe ich erst sehr spät etwas erfahren. Die Geburt meiner Schwester, der Tod meiner Mutter, die plötzliche Abreise allein mit meinem Vater— das alles hatte dem neunjährigen Knaben, der ich damals war, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, auch wenn es für mich nur kaum verstandene Ereignisse waren. Mein Vater war so still und ernst, wie ich ihn nie gesehen. Obwohl er zärtlicher zu mir war als je, wagte ich nicht, ihn auszufragen über alles, was mich in Verwunderung setzte. Wir gingen am nächsten Tage zu Schiffe. Die Fahrt über das Meer erschien mir endlos lang. — Mein Vater war zuerst immer an meiner Seite, und sorgte für mich; aber er blieb still und traurig. Bald schien er auch krank zu sein; denn ich erinnere mich, wie ein Herr, den sie Doktor nannten, oft nach seinem Puls fühlte, und dabei sehr bedenklich den Kopf schüttelte. Wir blieben fast immer auf Verdeck; aber dazwischen schrieb mein Vater sehr viel, und ich erinnere mich wohl, wie er einen dicken Brief versiegelte, und dann aufs neue zu schreiben anfing. Endlich kamen wir ans Land. Es war in Buenos Ayres, wie ich später erfuhr. Bald darauf waren wir in einem stattlichen Hause, und dann war ich viel allein und hatte entsetzliches Heimweh. — Zuletzt sagte mir der freundliche Herr, der uns empfangen, mein Vater sei todt, und er werde nun mein Vater sein. — Er hat Wort gehalten, und obwohl die Erinnerung an meine geliebten Eltern und die Sehnsucht nach ihnen niemals erstarb, habe ich doch nie Ursache gehabt, mich als eine verlassene Waise zu fühlen. — Mein Pflegevater sprach immer zu mir mit Liebe und Verehrung von meinem eigenen Vater; — aber wie es geschehen, daß dieser mit mir nach Buenos Ayres gegangen, wo ich jetzt als Pflegesohn des wohlhabenden Herrn Warburg erzogen wurde, das beschäftigte mich in meiner Kindheit wenig. Wohl dachte ich oft daran, was wohl aus meinem Schwesterchen geworden wäre; aber wenn ich darnach fragte, sagte mein Pflegevater stets: ‚Du wirst es alles erfahren. Habe nur jetzt noch Geduld.'

Von der Frau, die mein Pflegevater bald darauf heirathete, und von der kleinen Familie, die allmälig um mich aufwuchs, wurde ich wie das älteste Kind des Hauses behandelt und geliebt.—Ich wurde für den Handelsstand erzogen, zu dem ich mich mit Neigung wendete, und genoß dabei alle Vortheile eines Sohnes wohlhabender Eltern.

So wurde ich 24 Jahre alt. Da theilte mir mein Pflegevater in feierlicher Weise mit, was mir so lange Geheimniß gewesen. Mein Vater hatte sich durch den auf ihn gefallenen Verdacht in seiner Ehre tief verletzt und dadurch völlig geknickt gefühlt, und trotz des Bewußtseins seiner Unschuld hatte er allen Muth verloren, gegen das Mißtrauen Derjenigen, auf deren Urtheil er am meisten gab, für seinen guten Namen zu kämpfen. Unter neuen Verhältnissen hoffte er, denselben wieder herzustellen. Herrn Warburg, den er seit Jahren kannte, hatte er einmal sehr gute Dienste leisten können, und ihm die Stellung in Buenos Ayres verschafft, in welcher derselbe zu Wohlstand gelangt war. Herr Warburg hatte ihm dafür die wärmste Dankbarkeit bewahrt; darum hoffte mein Vater durch dessen Einfluß in Argentina eine neue Anstellung zu gewinnen. Auf der Reise aber fühlte er schon die kommende Krankheit, gegen die er mit aller Energie ankämpfte, um vor dem Ausbruche derselben sein Kind den Händen des Freundes anvertrauen zu können. Er fürchtete, die Klarheit des Denkens zu verlieren; darum schrieb er auf, was er dem Freund und dem Sohne mitzutheilen hatte. Ich hätte ihn ja damals nicht verstehen können. — Sein letzter Wille wurde in einem Briefe an mich niedergelegt, der mir erst nach vollendetem 24sten Lebensjahre anvertraut werden sollte. Sein eigenes trauriges Erlebniß — der Grund seiner

Flucht, die Bitte, für mich zu sorgen, das alles hatte er in einem rührenden, ergreifenden Briefe an den Freund aufgeschrieben.—Gleich nach der Landung war das Nervenfieber mit voller Kraft bei ihm ausgebrochen, und hatte ihn in wenigen Tagen dahingerafft. So erfuhr Herr Warburg aus dem hinterlassenen Briefe mehr, als durch die wenigen klaren Worte, die mein Vater in lichten Augenblicken seiner Krankheit ihm zu sagen vermochte.—Er hat treulich alle Wünsche des Sterbenden erfüllt, und so hat er auch nach seinem Willen mir nichts Näheres gesagt, als bis er mir nach meinem vollendeten 24sten Jahre das mir bestimmte Schreiben übergab. Ich hatte ja das Andenken meiner Eltern immer heilig gehalten; aber erst als ich meines Vaters Brief las, erkannte ich völlig, was ich in ihm verloren.—An seine Unschuld würde ich immer geglaubt haben; aber erst durch mein gereifteres Urtheil begriff ich, daß für ihn die Handlungsweise, deren man ihn angeklagt, eine völlige Unmöglichkeit war — und verstand zugleich, wie ein Mann von so empfindlichem Ehrgefühl nicht im Stande gewesen, unter solchem Argwohn in den alten Umgebungen weiterzuleben.—Freilich mußte seine Flucht den Verdacht gegen ihn vermehren; aber da er keine Hoffung hatte, sich durch klare Beweise zu rechtfertigen, wollte er vor allem seinen Sohn bewahren, einen Namen zu tragen, an dem ein Makel haftete.—In der neuen Welt hoffte er seinen Ruf aufs neue zu begründen, und als er seinen Tod nahe fühlte, da wollte er seinem Kinde die Möglichkeit bewahren, ohne einen Schatten aus der Vergangenheit die Arbeit des Lebens zu beginnen. Er sprach auch in dem Briefe von meiner Schwester, die er in den besten Händen zurückgelassen, und legte mir die Pflicht auf, nicht eher mich erkennen zu geben, als bis ich mir einen ehrenvollen Namen und eine sichere Stellung erworben hätte. Mit der vollen Billigung meiner Pflegeeltern ging ich nach Deutschland, um mir durch Arbeit eine Existenz zu gründen. Was ich erreicht, mag das Erthal'sche Haus in Freiburg für mich bezeugen. — Ein Ereigniß führte fast unmittelbar nach meiner Ankunft eine flüchtigr Begegnung mit Der herbei, die ich nachher in Folge meiner Nachforschungen für meine Schwester halten mußte. Die Versuchung war groß, nachdem ich ihre Spur verfolgt, sie persönlich aufzusuchen; aber das ausdrückliche Gebot meines Vaters, obwohl es in krankhafter Stimmung erlassen war, galt mir als verpflichtend. Daß meine Schwester in den guten Händen geblieben war, denen mein Vater sie anvertraut, und daß es ihr wohl gehe, dessen hatte ich mich versichert. — Wie Ihr Haus nach dem Tode Ihres Bruders durch Sie wieder zu dem alten Glanze emporgestiegen ist, wußte ich schon durch meinen Pflegevater, der in steter Verbindung mit Deutschland, und namentlich mit Leipzig geblieben war. Noch im Laufe dieses Jahres hoffte ich, das Recht zu gewinnen, mich unter der von meinem Vater gestellten Bedingung meiner Schwester erkennen zu geben. — Da führte eine glückliche Fügung sie mir zu—als Gast Ihrer Familie—und obenein in einem Augenblicke, wo ich das Glück gehabt habe, durch einen geringen Dienst Ihr Vertrauen zu gewinnen. Könnten Sie dies Vertrauen auf das Andenken meines Vaters übertragen, dann wäre ja mein dringendster Wunsch erfüllt; dann dürfte ich mit gutem Gewissen mich meiner Schwester nahen."

„Das sollen Sie heute noch!" rief Herr Vellenberg, der mit lebhaftem Interesse dem jungen Mann zugehört hatte. „In mir selbst ist nie ein Verdacht gewesen. Ich habe an ihn geglaubt, trotz aller Verdachtsgründe, die gegen ihn sprachen, und meine Mutter hat von jeher die That der man ihn beschuldigte, trotz ihres Unwillens darüber, aus den edelsten Beweggründen hergeleitet. Aber auch sie ist an ihrem Argwohn irre geworden, und jetzt hat Ihre Schwester meiner Mutter Herz so gewonnen, daß sie des alten Freundes unsrer Familie mit der alten Liebe gedenkt. Lassen Sie mich gehen, Ihre Schwester vorzubereiten, und erwarten Sie sie hier. Daß Sie uns jetzt nach Leipzig begleiten, versteht sich von selbst. Wir wollen dann über Ihre Verhältnisse weiter sprechen und Mittel finden, die alte Verbindung zwischen unseren Familien wieder herzustellen."

Als nach wenigen Minuten die Geschwister sich in den Armen lagen, da schien ihnen Vater und Mutter, und die ganze früh verlorene Heimath in schöner Verklärung zurückgegeben. Lange hielten sie sich schweigend umfaßt, als fürchteten sie, ihr Glück wieder zu verlieren, als könnte ihre überschwengliche Freude an solchem Finden sich in einen Traum auflösen. Dann konnten sie nicht müde werden, einander ihr ganzes vergangenes Leben mitzutheilen, und schon nach einer Stunde solchen Austausches war ihnen zu Muthe, als hätten sie sich ihr ganzes Leben lang gekannt.

Noch an demselben Abend wurde die ältere Frau Vellenberg telegraphisch von dem frohen Ereigniß benachrichtigt, und am folgenden Tage ging die ganze Familie gemeinschaftlich mit dem Werther'schen Geschwisterpaar nach Leipzig zurück. Die alte Dame war tief bewegt. Anklagen gegen sich selbst, daß sie, durch blinde Mutterliebe verleitet, einen Unschuldigen ins Unglück gestürzt, wechselten in ihr mit wiederkehrendem Zweifel an der durch keine Thatsache bewiesenen Rechtfertigung des älteren Werther; aber jeder Blick auf das strahlend glückliche Geschwisterpaar verscheuchte die Schatten der Selbstvorwürfe und Zweifel, und erweckte in ihr den Wunsch, an diesen beiden jugendlichen Wesen alles gut zu machen, was entweder sie selbst oder der Vater dieser Kinder gefehlt hatte.

Marie kam erst spät zur Ruhe. Ihr kindlicher Dank stieg, obwohl wortlos, als wahre Jubelhymne zu Gott empor. Dann fiel sie nach den Aufregungen dieses und des vorhergehenden Tages in einen tiefen Schlaf. Es mochten einige Stunden vergangen sein, als sie emporfuhr, geweckt—sie wußte selbst nicht, wodurch. — Scheu sah sie sich in dem vom Mondschein schwach erhellten Zimmer um. Als die erste Verwirrung dem klaren Bewußtsein

wich, sah sie die Thüren nach beiden anstoßenden Zimmern offen. Schnell kam ihr die Erinnerung an jene Nacht zurück, in der sie die Frau Vellenberg als Nachtwandlerin gesehen, und zu gleicher Zeit glaubte sie in der Ferne jenen stöhnenden, klagenden Ton zu vernehmen, den sie damals gehört. Zwar überlief sie ein unheimliches Frösteln; aber die Furcht wich schnell der Besorgniß um die Kranke. Schnell sprang sie aus dem Bett, lief erst hin, Lisetten zu rütteln, und schlüpfte dann leise, bevor diese aufstehen konnte, in ihr Wohnzimmer, und von da in den großen, leeren Saal, nach welchem die Thür offen stand. Hier drang der Mondschein in voller Klarheit durch die vorhanglosen, großen Fenster, und erhellte den ganzen Raum fast wie mit Tageslicht. Am fernsten Ende des Saales sah Marie die weiße Gestalt der Greisin vor dem großen, alten Marmorkamin, der sich in jener Ecke befand. Sie schien mit Mühe dort etwas fortzuschieben, und Marie hörte einen unbestimmten schrammenden Ton, als werde ein Stein langsam gerückt. Dabei erklang wieder das angstvolle Stöhnen.

Marie näherte sich vorsichtig, und schon kam Lisette herbei. Diese begann wieder, wie damals, ihr leises Flüstern und ihre geschickten Bewegungen, bei denen sie Marien durch Winke anwies, ihr zu helfen, und so gelang es ihr, die Nachtwandlerin aufzurichten und ihre Schritte zurückzulenken, ohne sie zu wecken.

Marie hatte gesehen, daß ein Stein an der Seite des Kamins verschoben war. Sobald Frau Vellenberg wieder in ihrem Bett lag, zündete Marie in ihrem Zimmer ein Licht an, ging in den Saal zurück und leuchtete in den Kamin hinein. Da sah sie unter dem verschobenen Stein etwas schimmern, das wie beschriebenes Papier aussah. Eine unbestimmte Ahnung machte sie erzittern. Sie versuchte, den Stein noch weiter zur Seite zu rücken; aber er gab ihrem Drucke so schwer nach, daß sie von ihrem Vorhaben abstand Ein richtiges Gefühl sagte ihr auch, daß es nicht ihre Sache sei, weitere Nachforschungen zu machen. Sie ging zurück, verschloß die Thür nach dem Saale und legte sich wieder zu Bett.

Aber jetzt kam kein Schlaf mehr in ihre Augen. Die Gedanken gingen wirr hin und her, und doch war es ihr dabei, als dringe durch Zweifel und Dunkel ein heller Hoffnungsstrahl. Mit Ungeduld erwartete sie das Tageslicht. Sie stand mit dem früheſten Morgen auf, und so bald sie annehmen konnte, daß auch Herr Vellenberg aufgestanden sei, ließ sie ihn durch den Diener um eine Unterredung bitten.

Er kam eilig herbei in der Sorge, seiner Mutter sei etwas geschehen. Zitternd und aufgeregt erzählte ihm Marie, was sich in der Nacht zugetragen, und führte ihn zu dem alten Kamin, um ihre Entdeckung zu zeigen. Mit Mühe gelang es seinen kräftigen Händen, den Stein zur Seite zu schieben. Da lag ein versiegeltes Packet.— „Das Testament!“ rief er, sobald er einen Blick darauf geworfen.—Bleich und keines Wortes mächtig, die Hände, wie in angstvoller Bitte in einander gedrückt, sah Marie zu ihm empor.

Wer hatte das Dokument da hingelegt?—Zum ersten Male stieg auch in ihm ein Argwohn gegen Marie's Vater empor. Das junge Mädchen errieth seine Gedanken und blickte wie flehend in seine Augen. Unwillkürlich wandte er sich zur Seite, und dabei fiel sein Blick wieder auf die Lücke unter dem Stein, aus welcher er das Packet genommen. „Da liegt noch mehr!“ rief er lebhaft. Noch drei bis vier Papiere zog er hervor, die er nacheinander prüfte. Es waren Quittungen über ziemlich hohe Zahlungen mit verschiedenen Daten aus den letzten Jahren vor dem Tode seines Vaters. Die Unterschriften halfen ihn zum Verständniß und weckten Erinnerungen aus jener Zeit.—Nun wurde ihm alles klar! Seine Mutter hatte damals in mißverstandener Liebe zu dem leichtsinnigen Robert wiederholentlich seine Spielschulden ohne Wissen ihres Mannes bezahlt.—Ob sie die Quittungen darüber mit vollem Bewußtsein dort verborgen, um einer Entdeckung vorzubeugen, oder ob sie es gethan in den Anfällen ihrer Krankheit, die damals entstanden war, das vermochte er noch nicht gleich zu verstehen. Offenbar aber hatte sie nach dem so plötzlich eingetretenen Tode ihres Mannes in ihrem Nachtwandeln unbewußt das Testament versteckt, wohl in dem dunklen Gefühl, sie müsse es in Sicherheit bringen;— und nun trieb sie jeder Rückfall in ihrer Krankheit zu jener Stelle hin, wo sie das Dokument verborgen hatte.— Die Quittungen, die in demselben Versteck gefunden worden waren, bewiesen klar wie Sonnenlicht die Unmöglichkeit, daß Werther bei dem Verbergen des Dokuments betheiligt sei.

„Nun ist dein Vater durch die klarsten Thatsachen völlig gerechtfertigt, mein Kind!“ rief Vellenberg in freudiger Rührung, indem er Marie mit väterlicher Zärtlichkeit in die Arme schloß, „und du bist das Werkzeug dazu gewesen!“

Marie schluchzte laut in überschwenglicher Freude. „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ rief sie immer wieder, und es war ihr, als hielte ihr Vater sie in den Armen, um sein Kind zu segnen, durch dessen Mitwirkung Gott seine Unschuld offenbart hatte.

Die einzige Sorge Herrn Vellenbergs war, wie er dem Andenken Gerhard Werther's Genugthuung verschaffen könnte, ohne seine Mutter bloßzustellen. Würde es nicht allzubitter für sie sein, sich selbst als die Ursache zu erkennen, die einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht? Er ging mit dem Arzt zu Rathe, der ein langjähriger Freund des Hauses war. Dieser sprach die feste Zuversicht aus, daß die klare Erkenntniß am besten der Nervenkrankheit der alten Dame ein Ende machen werde, da sie offenbar im Zustande des Nachtwandelns alle die Angst und Unruhe fühlte, die ihre unbewußte That hervorgerufen.—Er täuschte sich nicht!—Er selbst theilte ihr schonend alles mit. Frau Vellenberg war zwar tief erschüttert; aber ihr edles Herz ruhte nicht, bis

die Wahrheit öffentlich bezeugt und der unbefleckte Ruf des alten Freundes wieder hergestellt war. Konnte auch er selbst sich nicht mehr seiner Rechtfertigung freuen, so sollten seine Kinder den Segen davon ernten.

Marie wurde von der alten Dame an Kindesstatt angenommen und in ihrem Testament als ihr Pflegetöchterchen reichlich bedacht. Georg trat als Compagnon in das Handelshaus Vellenberg ein, und da er für seinen Beruf nicht nur die beste Befähigung, sondern auch die vollste Neigung hatte, konnte Adolph Vellenberg, der die Geschäfte nun in den besten Händen wußte, sich wieder seinen geliebten, aus Pflichtgefühl verlassenen Studien weihen.

Fräulein Quelldorp zog nach Leipzig, denn die dankbaren Kinder ihrer Jugendfreundin sorgten für sie, wie sie selbst einst für Marie gesorgt hatte, und als nach zwei Jahren die alte Frau Vellenberg starb, die Marie mit kindlicher Liebe bis zuletzt gepflegt und erheitert hatte, da trat Fräulein Quelldorp bei ihrem Liebling völlig wieder in ihre mütterlichen Rechte ein.

Unter dem Joch.

Von. N. M.

III.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es selbst in den Sklavenstaaten Leute, welche glaubten, es käme eine Zeit, da Sklavenarbeit nicht mehr vortheilhaft sei, und dann würde natürlich die Befreiung von selbst eintreten. Aber die Welt verlangte mehr Baumwolle, und in England waren Millionen Spindeln in Bewegung; man brauchte Sklaven, um Baumwolle zu pflanzen, und das machte die Sklaven theuer. Virginia, Kentucky und Tennessee, wo noch nicht so viel Baumwolle gepflanzt wurde, erzog nun Sklaven für den Markt, gerade wie etwa ein Bauer Vieh zieht. Charleston, Savannah und New Orleans waren die großen Sklavenmärkte, wo die Sklaven an den Meistbietenden verkauft und dann, zu Paaren gebunden, heimgetrieben wurden. Die Sklaven trugen nur wenig Kleidung, damit der Treiber die Glieder sehen konnte; die Zähne wurden untersucht, gerade wie bei einem Pferd, und Frauen und Mädchen wurden von den Händlern schamlos behandelt.

Vom Markt ging es nach der Plantage ins Baumwollenfeld; die Peitsche des Aufsehers knallte auf den Rücken Solcher, welche langsam waren. Der Schwache mußte mit dem Stärkeren vorwärts, und nachdem die Baumwolle reif war, mußte jeder Sklave soviele Pfund per Tag abliefern, oder gepeitscht werden. Wenn die Arbeit vorüber war, dann gingen sie in ihre Hütte, kochten sich Speck und Korn, oder Bohnen; legten sich aufs Stroh, und hatten nur einen Teppich, sich zu decken. Wenn der Morgen graute, blies das Horn, und nun fing die unbefriedigende Arbeit auf ein Neues an.

Für den Sklaven hatte das Leben keine Freude, eben weil es keine Hoffnung hatte. Vater und Mutter mochten weinen und jammern; ob auch das Herz der Mutter brach, oder der Vater in Raserei verfiel, wenn Markttag kam und der Meister Geld brauchte, dann führte er junge Sklaven zu Markt. Wenn der Meister es befahl, dann mußte die Frau mit einem andern Mann als ihrem Gatten leben, und ebenso auch der Mann, denn die Ehe galt nichts in den Augen eines Sklavenhalters. Sklaven waren Vieh, und wurden viehisch behandelt. Gott sah es, aber die Stunde war noch nicht gekommen.

Die Sklavenhalter wurden reich, und mit dem Reichthum kam Uebermuth und Macht. Der Weiße, welcher arbeitete, war dem Sklaven gleich; daher gab es eine Classe Weißer, welche beständig in Wirthshäusern herumlungerten und auf einen „Trink" warteten. alle Männlichkeit war fort, man nannte sie „Dreckschwellen." Schulen gab es keine, daher auch keine Verbesserung der Umstände, und besonders keine Handwerker; wo man Menschen verkauft, braucht man keine Maschinen. Wägen, Pflüge, Kutschen, Pianos u. dgl., kamen alle vom Norden, wo lauter „Dreckschwellen" lebten; denn wer arbeitete, der lag in den Augen der Cavaliere auf dem Grund, resp. als erste Schwelle des Baues im Dreck.

Anstatt daß Sklaverei ein Fluch war, wurde sie als ein Segen angesehen. Die Prediger des Evangeliums im ganzen Süden predigten, daß die Sklaverei eine göttliche Institution sei, und daß Gott sie eingesetzt und begünstigt habe. Moses hat sie im Gesetz gutgeheißen, und Jesus hat kein Wort dagegen gesagt; auch die Apostel haben die Sklaverei vertheidigt; die Sklaverei ist ein Unterrichtsmittel, das zehnfach mehr werth ist, als alle Schulen des Nordens.

Um diese Zeit endete der Krieg mit Mexico, und die Ver. Staaten Regierung erlangte das Territorium nördlich des Grenzflusses. Mexico hatte die Sklaverei aufgehoben, wäre es recht von Amerika, sie wieder einzuführen? Eben sollte auch Californien als Staat aufgenommen werden, aber weil es südlich von der Missouri südlichen Grenzlinie liegt (und das war die Grenzlinie der Sklavenstaaten), sollte Californien ein Sklavenstaat werden, da doch das Volk die Sklaverei haßte. Die südlichen Congreßmitglieder drohten, die Union aufzulösen,

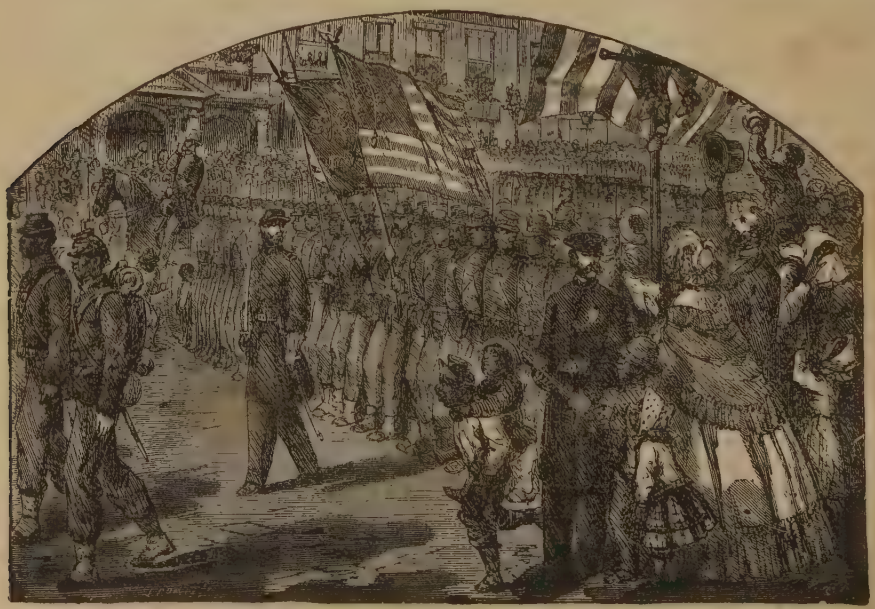
wenn Californien nicht ein Sklavenstaat würde. Im Süden hat man überhaupt die Constitution nie geliebt; die südlichen Parteileiter glaubten nie an eine unauflösliche Union, und im Congreß wurden von den südlichen Mitgliedern Dinge gesagt, welche einem nördlichen Bürger einen Strick um den Hals gebracht hätten. Man nannte diese südlichen Sklavenritter politisch blos „Feuerfresser."

Harriet B. Stowe,
Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte."

Endlich suchte man einen Vergleich zu bewerkstelligen (Compromise); nemlich Californien soll ein Freistaat werden, und im District von Columbia soll die Sklaverei ganz aufhören, das soll die nördlichen Staaten befriedigen, und die südlichen sollen die Union nicht aufbrechen. Um die Feuerfresser zu besänftigen, soll dann noch ein Gesetz passirt werden, welches dem Sklavenhalter erlaubt, seine entflohenen Sklaven in den freien Staaten zu holen, und die freien Bürger verpflichtet, so oft ein Sklavenjäger kommt, ihm als Hetzhunde zu dienen und Sklaven fangen zu helfen. Wurde ein Neger gefangen, so galt sein eigenes Zeugniß nichts; wenn der Sklavenhalter schwur, es sei sein Neger, dann mußte er in die Sklaverei, und wenn er auch von Geburt an frei war; weil die Schwarzen sich so ziemlich ähnlich sehen, hätte ein solches Gesetz schlimme Folgen haben müssen.

Jedermann wußte, daß die nördlichen Staaten nie gezwungen werden konnten, ein solches Gesetz auszuführen. Daniel Webster, welcher gerne Präsident geworden wäre, vertheidigte das sogenannte Fugitiv-Sklaven-Gesetz mit aller Macht seiner Redekunst, und dasselbe wurde im Jahr 1850 zum Gesetz erhoben, aber D. Webster wurde doch nicht Präsident. Das Gesetz bestand nun, aber es konnte nicht ausgeführt werden, denn das Volk des Nordens war zu weit vorangeschritten, um sich so gebrauchen zu lassen. Entrüstungsversammlungen wurden im ganzen Norden gehalten gegen ein solches Gesetz. Neunzehn Jahre waren nun vergangen, seit der junge Zeitungsdrucker eingesperrt worden war, aber die Sache der Freiheit hatte sich Bahn gebrochen; auch kam nun ein Volk aus anderen Welttheilen in unser Land eingewandert, welches ein Gewissen und Liebe zur Freiheit hatte.

Jetzt drohten die südlichen Congreßmitglieder aufs



Unter dem siegreichen Sternenbanner.

neue, die Union zu zerstören, wenn man ihnen nicht ihre Sklaven fangen hälfe, und man fing sogar an, Unions-Rettungs-Versammlungen zu halten, man steuerte Geld bei, das Gesetz durchzuführen, und wer nicht beisteuerte, wurde auf die schwarze Liste gestellt, und kein Sklavenhalter kaufte Waaren von einem „schwarzen Abolitionisten." Von den Kanzeln predigten die Doctoren der Theologie, das neue Gesetz sei göttlich autorisirt, und man müsse es vollziehen helfen; aber andere, eben so gelehrte Theologen predigten das Gegentheil, und ihr Einfluß war größer; unter den Letzteren sind besonders Henry Ward Beecher und Theodor Parker zu nennen. „Warum soll ich einem flüchtigen Sklaven nicht helfen, da doch nur ein Gesetz auf Pergament mich hindern kann?" rief Richard Storrs, von Brooklyn aus. „Wo wird jenes Pergament sein, wenn ich vor meinem Richter stehe, und hören muß: Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist?"

Um diese Zeit erschien das berühmte Buch. „Onkel Tom's Hütte," welches größeren Einfluß ausübte, als alle Prosklaverei-Kanzelredner zusammen. Es wird behauptet, daß bis zu dieser Zeit mehr als dreißigtausend Sklaven in die nördlichen Staaten und nach Canada geflohen waren. Diejenigen, welche Canada erreichten, waren aus der Gewalt ihrer Herren erlöst, aber Solche, welche in den nördlichen Staaten gefunden wurden, mußten nach dem Gesetz zurückgesandt werden.

Statue der Sklaverei.

Sobald das Fugitiv-Sklaven-Gesetz passirt war, ging die Jagd los. Zu Columbia, Pa., wohnte ein Farbiger mit Frau und zwei Kindern, er war nie Sklave gewesen; jetzt kam ein südlicher Sklaventreiber, schwur, daß Schmidt sein Sklave sei, und wollte ihn nach dem Süden schleppen; der Schwarze wehrte sich, und der Sklaventreiber erschoß ihn auf der Stelle, ohne daß ein Hahn darnach gekräht hätte; wie konnte auch, da doch das Zeugniß eines Schwarzen in keinem Gericht angenommen wurde. Zwei Seelendiebe in Menschengestalt kamen nach Nottingham, Pa., und bewältigten sich eines Negermädchens. „Sie ist frei," sagte Herr Miller, bei dem sie diente, aber es half nichts, man schleppte sie nach Baltimore ins Gefängniß. Herr Miller bewies dem Gericht, daß das Mädchen frei geboren sei, und sie wurde frei erklärt. Weder Herr Miller, noch das Mädchen ist je wieder nach Pennsylvanien gekommen; man hat seinen Leichnam an einem Baume hängend gefunden, die Menschendiebe hatten ihn aufgehängt. Bis nach Boston, Mass., drangen die Sklavenhalter vor, Neger suchend; kein Haus war frei, das Gesetz erlaubte ihnen, in jeden Winkel einzudringen; es schien fast, als wäre der ganze Norden blos eine südliche Provinz, und die Einwohner nach dem Gesetz „Dreckschwellen." Präsident Fillmore erließ eine Proklamation an das Volk des Nordens, man solle sich doch unter das Sklavengesetz beugen, und den Sklavenhaltern ihre Niggers fangen helfen.

Ein Sklave, Shadrach, entfloh von Norfolk, Virginien, und erreichte Boston. Sein Herr kam und fand ihn; das Volk lief zusammen, und Sturmglocken läuteten. Im Gerichtssaal gab es einen Tumult, und Shadrach ging plötzlich verloren. Lewis Hayde und fünf Andere wurden angeklagt, den Shadrach über die Grenzen nach Canada gebracht zu haben. Das Zeugniß war klar gegen die Verklagten; doch konnten sich die Geschworen nicht einigen; einer derselben stimmte beständig: „Nicht schuldig." Die Männer gingen frei; erst nach Jahren fragte einmal Jemand den Mann, warum er denn beständig „nicht schuldig" gestimmt hätte. „Ei, ich habe selbst den Wagen getrieben, in welchem der Neger verborgen lag, wie konnte ich denn die Schuld auf einen Andern wälzen!"

In den Straßen von Boston marschirten Ver. Staaten Truppen mit Kanonen und Gewehren, sie beschützten einen Sklaventreiber, welcher sich einen Neger geholt hatte, welchen er als Sklaven beanspruchte; der Prä-

sident hatte sogar ein Ver. Staaten Kriegsschiff nach Boston gesandt, um den Neger zu holen. Präsident Pierce that Alles, was in seiner Macht war, sich den Sklavenhaltern angenehm zu machen; die Sklavenritter aber thaten alles in ihrer Macht, sich dem freien Volk des Nordens verhaßt zu machen. Die Negerjäger waren beständig am Suchen im Norden, und jeder Bürger, welcher im Verdacht war, Sklaven begünstigt zu haben, wurde ins Gefängniß geworfen. Selbst droben in Racine, Wisconsin, wurde ein Bürger mißhandelt, aber das Volk war entschlossen; man half dem Neger nach Canada, und holte dann den Mann aus dem Gefängniß, und mit Musik begleitete man ihn nach Hause.

In Cincinnati wohnte Margareth Garner mit ihrem Kind; lieber als dasselbe in die Sklaverei zurückgeschleppt sehen, nahm sie ein großes Messer und tödtete das Kind. Sie sollte des Mordes angeklagt werden, aber das Gericht entschied — man lese und staune! der Staat Ohio hat kein Recht, über das Eigenthum eines Bürgers von Kentucky zu verfügen, Margareth Garner ist Vieh-Eigenthum eines Kentuckiers, und sie mußte in die Sklaverei zurück.

In Michigan ging das Menschenstehlen auch nicht leicht. Dreißig Kentuckier zu Pferd, darunter ein Prediger, kamen nach Michigan, Neger zu suchen; sie fanden auch welche, und wollten dieselben so mir und dir nichts fortschleppen, aber die Mahlzeit wurde ihnen versalzen; ein Quäker, welcher bekanntlich nicht schießen darf, kleidete sich schnell an, ritt eiligst zu seinem Nachbar, welcher ein Grobschmied war, und bat diesen, doch zu kommen und die Menschendiebe todtzuschießen. Das Volk lief zusammen, die Menschräuber mußten von ihren Pferden, und der Prediger, welcher unter ihnen war, mußte einer Negerfrau sein Pferd geben, er aber mußte ein Negerkind tragen. „Hier ist der Wolf im Schafspelz, welcher kleine Kinder stiehlt!" schrie der Schmied, als sie in das Städtchen einzogen; das Volk lachte, und deutete mit Fingern auf den Prediger. Anstatt mit ihren Negern nach dem Süden, gingen sie mit Handschellen nach dem Countygefängniß. Als sie endlich frei wurden, waren die Schwarzen längst in Canada.

Im ganzen Land erhob sich Klage gegen das Gesetz; aber auch die Sklavenhalter klagten furchtbar, denn anstatt ihnen ihre Neger fangen zu helfen, half man den Negern zu entfliehen. So kam es, daß das Gesetz, welches für das nördliche Volk ein Dorn im Auge, eigentlich dem südlichen Pflanzer von gar keinem Nutzen war.

Jetzt erhoben sich andere Dinge im „politischen Topf," welche eine Krisis herbeiführen mußten, denn auf der einen Seite wühlten die Sklavenhalter und drohten, auf der andern aber legte sich das Volk einfach zurück, und bekümmerte sich gar um nichts. So kam das Jahr 1854, und mit demselben neue Staatsmänner in den Vordergrund.

Die Predigt in der Ulrichskirche.

Ein prophetisches Traumgesicht als Vorzeichen des besondern göttlichen Beistandes an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens erhielt ein theurer Gottesmann, Ernst Mühe, dessen Name weithin einen guten Klang hat, da der Herr der Kirche auf sein Wirken und auf seine vielgelesenen Schriften einen reichen Segen gelegt hat. Die Aufzeichnungen des geistlich erweckten Jünglings zeigen, wie er schon an der Schwelle seines künftigen Berufs die Wunder der göttlichen Gnade erfahren durfte, um dadurch in die Bahn gelenkt zu werden, auf der er — Vielen zum Segen — noch jetzt wandelt.

Die Examen-Wochen — so berichtet Mühe — pflegen in dem Leben der jungen Leute Wochen der Angst und Qual zu sein. Mir aber sind die Wochen meiner beiden theologischen Prüfungen—durch Gottes besondere Gnade —wahre Erquickungszeiten voll seliger Weihnachtsfreude geworden, an welche ich stets mit innigem Dank gegen Gott zurückdenke. Zum Preise des Herrn darf ich unter Zustimmung meines Gewissens einige jener Gnadenerfahrungen mittheilen, im Stillen hoffend, daß das Aussprechen derselben Andern nicht zum Anstoß, sondern zur Stärkung des Glaubens gereichen werde.

Im December 1857 von der Universität Halle abgegangen, wohnte ich bei meinen Eltern in Erfurt, dort in der Stille unter Gebet fleißig die Bibel lesend und die vielfach versäumten Universitätsstudien nachholend, wurde ich durch den Geist Gottes zu neuem Leben erweckt. Ich empfand damals die wunderbare Süßigkeit und den ganzen Freudeneifer der ersten Liebe. In dem einen Jahr habe ich mehr gelernt, denn je zuvor. In jener Zeit — es war im Sommer 1858 — empfing ich von der theologischen Prüfungs-Commission zu Halle für meine Examenpredigt den schwierigen Text Luk. 10, 21–22: daß Gott sich nur den Unmündigen offenbaren kann und will. Ueber zwei Wochen quälte ich armer Anfänger mich vergeblich ab. Schon 15 Dispositionen hatte ich gemacht, und keine genügte mir. Ich wollte die Predigt anfangen und konnte nicht. Ich war wie verschlossen, und klagte meine Noth eines Abends meiner Mutter; denn in drei Tagen war die Zeit abgelaufen, da ich die Predigt einsenden mußte. Da siehe, am andern Morgen hatte ich—durch die Fürbitte meiner Mutter—plötzlich eine solche Geistesklarheit und solchen freudigen Arbeitsmuth, daß ich mich hinsetzte, und in einem Zuge die Predigt niederschrieb, Essen und Trinken im glühenden Schaffen vergessend. — Die Predigt war so gut ausgefallen, daß Professor Tholuck, der sich seit Jah-

resfrist meiner väterlich angenommen hatte, voll Verwunderung sie Nr. 1 zensirt hat. Ich sehe noch jetzt jenes Predigtconzept mit inniger Rührung an, und muß bekennen, daß ich jenen Text heute nicht besser bearbeiten könnte als damals. Die Predigt war eben ein Geschenk von oben.

Doch diese Gebetserhörung ist es nicht, die ich als etwas Außerordentliches erzählen wollte; denn solche Erfahrungen machen wir Prediger ja, Gott sei Dank! recht oft. Aber folgendes Zeichen, welches sich daran knüpfte, möchte ich als einen Beweis der mancherlei Gnade Gottes berichten.

Ich ward für die Zeit vom 18. bis 25. October 1858 zum Examen citirt. Meine Predigt mußte also am 24. Oct. gehalten werden. Wo? das wußte Niemand. Da träumte ich, ich müßte in der Ulrichskirche zu Halle predigen. Ich erzählte jenen Traum im Familienkreise, in welchem auch der befreundete Kantor Abicht aus Eisleben zufällig zugegen war. Nach etwa drei Wochen ging ich, zwar in demüthigem Bewußtsein meiner Unwissenheit und Unwürdigkeit, doch aber durch Gebet merkwürdig getrost gemacht, nach Halle. Jenen Traum und das Gespräch darüber hatte ich völlig vergessen.

Das schriftliche Examen ging zu Ende. Es war Sonnabend den 23. October. Da sagte Professor Moll (später Generalsuperintendent in Königsberg) zu uns sieben Candidaten: „Meine Herren, ich habe nur eine Kanzel in der Stadt zur Verfügung; das ist meine Kanzel in der Ulrichskirche. Wir wollen loosen, wer von Ihnen hier predigen soll. Die Uebrigen müssen auf benachbarte Dörfer." In diesem Moment wurde jener Traum, den ich einen Monat vorher in Erfurt gehabt, wieder lebendig, und eine Stimme in mir sagte: Du wirst das Loos in der Ulrichskirche ziehen. Ich ließ erst vier oder fünf meiner Gefährten vortreten; aber ich wußte ganz gewiß: Du wirst die Ulrichskirche bekommen! Und so geschah es; denn auf dem Papierstreifen, den ich zog, stand: „die Ulrichskirche."

Doch das Vorzeichen sollte noch einen zweiten Theil haben, an den ich gar nicht gedacht hatte. Am anderen Morgen meine Predigt noch einmal wiederholend, stand ich am Fenster der Dachstube des mir befreundeten Studenten Bachmann, der mich für diese Tage beherbergte, und die an der Leipziger Straße der Ulrichskirche gegenüber lag. Da sah ich unten an der Straße einen Mann, der mir bekannt vorkam. Ich glaubte, den Kantor Abicht aus Eisleben zu erkennen. Alsbald rufe ich hinunter, und siehe, er ist's und kommt herauf. Wie kommen Sie denn hierher? fragte ich. „Ich bin von Eisleben gekommen, um Sie predigen zu hören. Sie predigen doch heute in der Ulrichskirche." Voll Verwunderung frage ich: Woher können Sie denn das wissen, da ich es selbst erst seit gestern weiß? Da sagt er ebenso verwundert: „Sie haben mir's ja schon vor vier Wochen in Erfurt gesagt, daß Sie hier predigen würden." — Da stellte sich heraus, daß er die Erzählung meines Traumes für thatsächliche Wahrheit angenommen hatte.

Darauf gingen wir zur Kirche, und es geschah gerade so, wie ich es im Traum vorausgeschaut hatte.

Doch was hatte wohl das an sich unbedeutende und doch offenbar von Gott gesandte Vorzeichen für einen Zweck? Sollte vielleicht Professor Moll gerade mich predigen hören, weil ich in seinem homiletischen Seminar ein Jahr vorher bei meinem ersten Predigtversuche unter großem Gelächter der Studenten schmählich stecken geblieben und durchgefallen war? Das mag sein. Aber ich weiß, daß durch dies Zeichen vor Allem ich selbst und infolge dessen auch Andere zum Glauben angeregt und im Gottvertrauen gestärkt worden sind.—Die nächste Folge war die, daß ich für die mündliche Prüfung am folgenden Tage, von welcher mein ganzer weiterer Lebensweg abhing, so getrost und glaubensfroh gemacht wurde, daß ich auch noch Andere stärken konnte.

Ich glaube, daß ich hievon noch Einiges mittheilen darf. — Ich hatte im Hebräischen nicht viel gelernt; das wußte ich, und bekannte es auch meinen Examengefährten. Auch hatte ich gehört, Professor H. wolle mich deßwegen durchfallen lassen. Da bat ich Morgens, ehe ich ins Examen ging, den Herrn: Er möge mir helfen, und den Professor H. so lenken, daß er mich nur fragen dürfe, was ich wisse. Da war es mir, als sollte ich das von mir geschriebene Collegienheft über den Propheten Jesaia aufschlagen, welchen ich bei H. gehört hatte. Ich that's und traf die Stelle: Jes. 7, 14–16, die prägte ich mir ein und ging in die mündliche Prüfung.

Es ging Alles gut; da kam das Hebräische. Erst wurden drei oder vier Andere geprüft. Dann wendet sich Professor H. zu mir und sagt: „Nun, Herr M., Sie sollen etwas Anderes übersetzen. Schlagen Sie auf — Jes. 7, 14." Zur Verwunderung der Anderen las und übersetzte ich die Stelle fließend und gab auch die Hupfeld'sche Erklärung wörtlich wieder.—So konnte er mich doch nicht durchfallen lassen.

In der Zwischenstunde sagte einer der Gefährten, mein Freund W., zu mir: „Du kannst froh sein; du bist durch! Aber ich — ich werde durchfallen!" Ich suchte, ihn zu trösten und wies ihn hin aufs Gebet. „Ach," sagte er, „ich kann nicht beten. Wenn du es kannst, so thue es für mich." „Das will ich gerne mit dir thun!" antwortete ich. Darauf gingen wir in die Stube eines befreundeten Studenten in der Klausstraße. Da knieten wir nieder, und durch die vorhergehenden Gnadenzeichen ermuthigt, wagte ich es, für meinen Freund ein Gleiches zu erbitten, wie ich selbst soeben erfahren hatte. Aufstehend, sagte ich zu dem Freund: „Nun will ich einmal den Hutterus redivivus*) aufschlagen!" Ich las ihm darauf die Stelle vor, wo die verschiedenen Kirchen-Ver-

*) Ein sehr weit verbreitetes Lehrbuch der Dogmatik (Glaubenslehre), nach welchem sich die Candidaten in der Regel für das Examen in diesem Gegenstand vorbereiten.

fassungen aufgezählt werden. Es war aber gar keine Aussicht vorhanden, daß eine so entlegene Sache im Examen vorkommen werde.

Dann eilten wir wieder in den Prüfungssaal. Prof. Jacobi fing von Leo des Großen**) Werken an und fragte die drei Ersten über ähnliche Dinge. Dann kommt er an Freund W. und spricht: „Nun wollen wir abbrechen und auf etwas ganz Anderes übergehen. Können Sie mir die verschiedenen Kirchen-Verfassungen nennen?" Mit froh erstauntem Blick auf mich, sagt W. die Worte, die ich kurz zuvor ihm vorgelesen, in freudiger Hast her. „Gut, gut — ich sehe schon, Sie wissen gut Bescheid!" sagt Professor J. und macht eine gute Censur-Nummer hinter W.'s Namen.

Als das Examen zu Ende und wir Beide unter den fünf Bestandenen genannt wurden, fiel mir Freund W. tief bewegt um den Hals und sagte: „Nun glaube ich, daß Gebete erhört werden!"

**) Leo I. oder Große, gleich ausgezeichnet durch hohe Energie, wahrhaft christliche Gesinnung und wissenschaftlichen Geist, daher auch Verfasser werthvoller theologischer Schriften, saß nur 440–446 auf dem päpstlichen Stuhl.

Die Arbeiterwirren.

Von R. M.

Der gegenwärtige Druck im Arbeitsmarkt ist ein sehr weitgreifender. Die Berichte der unterschiedlichen wohlthätigen Gesellschaften und öffentlichen Büreaus für Arbeitsuchende ergeben, daß alle Stände und Professionen in Mitleidenschaft gezogen sind. Starke, körperlich riesenhafte Männer zeigen sich bereit, Knabenarbeit für Knabenlohn zu verrichten; ein Beweis, daß der Arbeitermarkt überfüllt ist, oder aber, daß die Fabriken keinen Absatz für ihre Produkte finden, und darum unvermögend sind, ihre Arbeiter zu beschäftigen. Aber nicht blos die Handarbeiter, welche ihr Brod im Tagelohn zu verdienen gewohnt sind, leiden unter dem gegenwärtigen Druck; besonders schwer trifft es die Classe, welche sich seit Jahren nicht mehr mit schwerer Handarbeit beschäftigt, und sogar große Summen daran wendete, sich für höheren Dienst vorzubereiten. Eine Firma hat unlängst in einem Tageblatt annoncirt, daß sie einen Mann brauche, um Couverte zu adressiren; am selbigen Tag meldeten sich einhundert und fünfundsiebenzig Männer für eine Stelle, welche schon früh Morgens besetzt war, und nur einen halben Tagelohn eintrug.

Trotz diesen Thatsachen hört man fast täglich, daß irgendwo Arbeiter für höheren Lohn ausgestanden sind, und daß sie sich zu Zügellosigkeit hinreißen lassen, um ihren Zweck zu erreichen. Die Arbeiterfrage ist schwer zu lösen, und daß Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgebern in der gegenwärtigen Zeit ist nicht leicht zu erklären, denn jede Partei hat ihre Klagen und Plagen. — Wir sind schon mehreremal ersucht worden, etwas darüber zu schreiben, müssen aber eingestehen, daß wir mit vielen Andern eben auch nicht in die Tiefe schauen und das Räthsel lösen können. So viel ist jedoch Unsererseits klar: an einem Laib Brod scheitert das beste Argument, d. h. wenn man kein Brod hat, und kann einstweilen nur einen halben Laib bekommen, greift man besser zu, bis sich ein ganzer Laib bietet. Ferner: Es gibt keinen Socialisten, welcher nicht zum Leutschinder wird, sobald seine Verhältnisse sich so gestalten, daß er einen Arbeiter anzustellen vermag.

Nun wollen wir einige Beispiele anführen, zu welchen dann die Leser ihre eigenen Anwendungen machen mögen: Etliche hundert Arbeiter sind in den Ohio Kohlenminen gegen eine Lohnerniedrigung ausgestanden.

Wer will sagen, daß diese Arbeiter nicht ein Recht haben, auszustehen, oder zu „striken," wie man es allgemein heißt? Sie haben ihren Lohn empfangen für die Arbeit, welche sie gethan haben, nun arbeiten sie nicht mehr, soweit alles richtig; jetzt aber verhindern sie die Versendung der ausgegrabenen Kohlen, und wollen auch Niemand erlauben, zu arbeiten in den Minen, welche sie verlassen haben. Hierin sind sie gewißlich im Irrthum, denn dieses Vorhaben enthält alle Elemente der Zerstörung, welche solche Männer wie Gorsuch, der Anarchist, aufpredigt; er sucht die Maschine, d. h. die Arbeit zu zerstören, und das Capital, welches dafür bezahlt, zu stehlen. Kann nicht jeder denkende Mensch einsehen, wo das endlich hinführen muß? Diese „Striker" sind jetzt Meister der Gruben, aber sie sind nicht Herr ihrer selbst. Sie weigern sich zu arbeiten, oder Andere arbeiten zu lassen — aber sie können sich nicht weigern, zu essen; daher muß Jemand arbeiten für das, was diese „Striker" mit ihren Familien essen.

Alle Erzeugnisse sind der Erfolg der Arbeit — entweder Handarbeit oder Kopfarbeit. Wie lange bezahlte Arbeiter willig sind, solche Arbeiter, welche sich weigern, für Lohn zu arbeiten, zu erhalten und zu ernähren, ist noch eine offene Frage. Diejenigen, welche durch ihre Arbeit Geld verdienen, fühlen, daß sie ein Opfer bringen, wenn sie den Nichtarbeitenden Geld geben oder leihen, denn sie wissen, daß Letztere unvermögend sind, dasselbe je zurück zu bezahlen. Ehe lange denken die Arbeiter, wenn ein Opfer gebracht werden soll, dann mögen Diejenigen es bringen, welche nicht arbeiten — selbst wenn es das Opfer der Arbeit um geringeren Lohn wäre.

Den Arbeitern wird gesagt: Die Zeiten werden besser und die Geschäfte heben sich, dann bringen unsere Erzeugnisse bessere Preise, nun „striken" sie. Laßt uns die Sache mit unparteiischem Auge prüfen: Die meisten Eisenwerke haben in dem verflossenen halben Jahre stille gelegen; sie warteten auf niedereren Arbeitslohn, höheren Marktpreis, oder auf Bestellungen für Arbeit. Da ist z. E. die Cleveland Drahtfabrik, welche durchschnittlich 5000 Mann beschäftigt; nun nehme man das Produkt von 5000 Menschen für fünf Monate aus dem Markt, und es wird den ganzen Markt berühren. Kleinere Fabriken, welche von 150 bis 300 Arbeiter beschäftigen, erhalten Bestellungen und gute Preise; dieses hält aus, so lange der große Competitor vom Markt bleibt; aber die Mehrzahl der Arbeiter hat nicht die Ensicht, daß es fünf, sechs so kleine Fabriken müßig legt, sobald der Riese seine Kräfte wieder gebraucht.

Es lastet ein schwerer Druck auf der Geschäftswelt, denn der Markt kann nicht das Produkt der kleineren und größeren Fabriken verwerthen, und die Käufer gehen natürlich dorthin, um zu kaufen, wo sie am billigsten dazukommen.

Man sagt den strikenden Arbeitern, daß die Herbstregen und Winterstürme die stilliegende Maschinerie verrosten, zerstören und unbrauchbar machen, daher werden die Fabrikbesitzer genöthigt sein, nachzugeben, wenn nur die „Striker" aushalten. Wenn die erste Behauptung richtig ist, dann müssen die Steuerzahler den Schaden bezahlen, denn die Stadt und der Staat sind verpflichtet, die Fabrikbesitzer zu beschützen in ihrem Betrieb der Fabrik. Dagegen erhebt sich ein Geschrei, als wenn dem nicht so wäre; aber ich führe blos an, daß der zerstörende „Strike" zu Pittsburg im Jahr 1876 die Steuerzahler von Pittsburg und Alleghenh County zwei und eine halbe Millionen kostete. Die zweite Behauptung, als würden die Fabrikherren sich genöthigt finden, nachzugeben, ist noch weniger stichhaltig, denn wenn der Winter einbricht, ist der Herbsthandel geschlossen, und die meisten Eisenwerke bereiten sich vor, für die allerwärts geringere Winterarbeit, und schließen ja vor den Feiertagen gewöhnlich ganz. Die Winterarbeit ist ja bekanntlich selbst in den besten Zeiten leichter, als die Sommerarbeit. Nach diesem zu urtheilen, steht den armen Arbeitern, besonders aber den, nun schon Monate lang fastenden „Strikern," ein sehr harter Winter bevor.

Durch den „Strike" der Kohlengräber und der Cleveland Eisenwerke sind 50,000 Menschen in Mitleidenschaft gezogen, alle diese leiden, weil 1000 ihren Willen haben wollen. Ob nun irgendwo ein Grund ist, den man rechtlich gegen die Minenbesitzer und Fabrikherren bringen kann, oder nicht, das ändert nun einmal die Sache nicht. Diese Herren haben das Capital, sie können stille liegen, auf ihren Fabriken lasten keine Hypotheken, sie haben keine Schulden, sie können warten. Aber der Arbeiter und seine Familie kann nicht warten. Der „Storehalter," welcher ihnen borgte, ist bereits ausverkauft, sein Store ist geschlossen, oder ein Anderer, welcher nicht borgt, ist nun darin; das halbbezahlte Häuschen geht durch die Hand des Sheriffs, die Hypotheke frißt es auf, und nun ist noch kein Wort gesagt von der hungernden Familie, und der Gattin und Mutter, welche von Thür zu Thür bettelt als „Strikersfrau," weil ihr Mann nicht arbeiten will, bis man ihm so viel Lohn gibt, als er verlangt. Hunderte stehen bereit, für den geringeren Lohn zu arbeiten, aber die „Strikers" geben es nicht zu; mittlerweile hört die Wohlthätigkeit der Nachbarn auf; dann, wenn der Wolf durch die Fenster blickt, und der Hunger Weib und Kind abgehärmt hat, dann geht der verblendete Arbeiter wieder an die Arbeit, und schreit wie rasend: „Gewonnen! Sie haben nachgegeben!"

Der Schaden liegt auf dem Armen. Seit die Welt steht, war das Capital im Vortheil, und es wird so bleiben, so lange die Welt steht; selbst wenn die Anarchisten und Communisten zu Capitalisten werden, wird dieses so sein.

Mexico.

I.

Ganz an der südlichsten Spitze von Nordamerika, wo die Cordilleren stolz ihr Haupt erheben, und eine Reihe von Vulkanen einander im geheimen wichtig zumurmeln, ob es bald an der Zeit wäre, Feuer und Schwefel über die Erde auszuspeien, liegt ein schönes, hohes Tafelland, welches einst unter spanischer Botmäßigkeit und, von spanischen Entdeckern benamt den Namen Neu-Spanien trug. Und von diesem großen Landstrich wählen wir eine Provinz, als von besonderem Interesse aus; einerlei, ob man das Clima, den Mineralreichthum, die Naturscenerien oder den Charakter seiner Ureinwohner in Betracht zieht, Mexico ist ein sonderbares Land. Die alten Bauten und die noch stehenden Monumente deuten auf eine verschwundene Civilisation, welche an Egypten und Hindustan erinnert. Hier hat einst ein Volk gelebt, welches alle nordamerikanischen Stämme an Intelligenz und Verstandesausbildung weit übertraf. Ob diese Einwohner direct von Asien herüber kamen, oder ob es Ueberbleibsel der mythischen Atlantis waren, ist noch nicht entschieden; aber ihr Land ist uns deßungeachtet von großem Interesse.

Als die Europäer nach Mexico kamen, waren die Azteken dessen Bewohner, und man findet unter den heutigen

Mexicanern noch zahlreiche Nachkommen der Azteken, aber freilich ohne die früheren charakteristischen Eigenthümlichkeiten des alten Stammes. Schon um die Zeit der Entdeckung Mexicos durch die Europäer hatten diese Azteken eine echte und beinahe absolut monarchische Regierung, und gut ausgeprägte religiöse Begriffe. Der Monarch, welcher jeweilen den Thron inne hatte, mußte nicht blos ein tapferer Krieger gewesen sein, sondern er mußte zugleich Priester sein; übrigens lebten die Azteken Könige in richtig orientalischem Pomp und Glanz, welches wohl auf orientalische Abstammung deuten läßt. Schon zu jener Zeit waren die Gesetze der Azteken durch hieroglyphische Malereien kunstgerecht verzeichnet, und die zehn Gebote Gottes müssen zur Grundlage gedient haben, und deßhalb bekannt gewesen sein. Die Ehe wurde heilig gehalten; Trauungen wurden mit den gleichen Ceremonien und ähnlichem Pomp vollführt, wie das im Morgenland üblich war, und Ehescheidungen konnten nur mit Beistimmung des höchsten Gerichtes stattfinden, und nachdem beide Parteien verhört worden waren. Merkwürdig war das Gesetz über die Sklaverei: jeder Sklave durfte seine eigene Familie, sogar wieder eigene Sklaven haben. Niemand wurde als Sklave geboren, die Kinder der Sklaven waren frei.

Die Hafenstadt Vera-Cruz.

Die Militärgesetze waren sehr strenge, denn der Kriegerstand war bei den Azteken der höchste Adelstand, und wurde strenge geschützt. In den Hauptstädten befanden sich Hospitäler für arme Kranke, und Heimathen für Hülflose, und diese Institutionen waren viel besser als die europäischen, denn: „Kein Arzt durfte die Heilung verschieben, um noch länger Bezahlung zu sichern."

In religiöser Hinsicht sah es traurig aus, denn die Vielgötterei herrschte, und obwohl man „dem unbekannten Gotte," als Schöpfer aller Dinge opferte, so hatte doch nebstdem jedes Haus noch eine Anzahl eigene Göttlein, und die Nation verehrte besonders den „Huitzilopachtli" als blutgierigen Gott der Schlachten, welchem alljährlich eine unzählige Menge rauchender Menschenherzen geopfert wurde. Ihre Todten haben sie gewöhnlich verbrannt und die Asche in Urnen aufbewahrt. Mit diesem Verbrennen waren natürlich unzählige Ceremonien verknüpft, wovon manche große Aehnlichkeit hatten mit den Ceremonien der katholischen und griechischen Kirche. — Eine merkwürdige Ceremonie fand besonders auch bei der Benamung ihrer Kinder statt: die Lippen und Brust des Kindes wurden mit Wasser besprengt, und der Schöpfer wurde gebeten, mit heiligem Wasser die Sünde, welche vor Grund der Welt geschah, an diesem Kinde abzuwaschen, so daß das Kind wiedergeboren werden möchte. Diese Ceremonien zeigen uns jedenfalls, wie behutsam wir sein müssen im Urtheil über solche Dinge, blos analogisch betrachtet.

Hauptstraße der Stadt Mexico.

Im Jahre 1517 kamen die Spanier nach Mexico. Cordova, welcher nach einer bekannten Insel zu steuern trachtete, wurde von Stürmen an eine ihm gänzlich fremde Küste verschlagen; er fragte die Einwohner, wie das

Land heiße, und sie antworteten Tectetan, d. h.: „Wir verstehen nicht"; daraus schlossen die Spanier, der Name sei Tectetan, woraus schließlich Yucatan wurde. Ueber die Kriege, welche nun folgten, zu schreiben, ist gar nicht die Absicht dieses Aufsatzes; sondern blos etwas Geschichtliches über das Land selbst mitzutheilen.

Die Hauptstadt des Landes ist gegenwärtig die Stadt Mexico, eine imposante Stadt von mehr als 225,000 Einwohnern, schönen Palästen und Kirchen; aber auch mit öffentlichen Plätzen (Plaza's) reichlich versehen.

Der vorige Präsident der Republik Mexico war General Gonzalez, dessen Bild wir geben.

Die Vereinigten Staaten von Mexico nehmen heute an der Seite der Vereinigten Staaten von Amerika vielleicht die mächtigste und angesehenste Stellung unter den Ländern des amerikanischen Festlandes ein. Diese Erscheinung ist erfreulich für den Kenner der mexicanischen Geschichte, wenn er dieselbe gegenüberstellt den fortwährenden Revolutionen, welche das Land seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, seit dem Aufhören der Herrschaft der spanischen Vicekönige und der Erschießung des Kaisers Iturbide zerrüttet haben, sowie seit den unsicheren und schwankenden Verhältnissen während des kurzen Kaiserreichs Maximilian's und den darauf folgenden Jahren. — Die glückliche Wandlung in all diesen Verhältnissen wird die Geschichte dem Präsidenten, General Porfirio Diaz, und dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Sennor Ignacio Mariscal, zuerkennen müssen. Während der Präsident, General Diaz, Ruhe und Ordnung im Innern herstellte, das Heer organisirte und auf die Herstellung geordneter Finanzen hinwirkte, brachte der Minister, Sennor Mariscal, neues Leben in die Beziehungen zum Ausland; namentlich ist der Einsicht und der Begabung desselben die Herstellung des denkbar freundschaftlichsten Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten, die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Frankreich und Großbritannien, welche seit der Kaiser-Tragödie unterbrochen waren, zuzuschreiben.

Ex-Präsident Gonzalez.

Die Zahl der Deutschen, welche sich in Mexico aufhalten, mag über zweitausend betragen; davon entfallen ungefähr sechshundert auf die Hauptstadt. Sie befinden sich alle — vielleicht seltene Ausnahmefälle abgerechnet — in guten und angenehmen Lebensstellungen; einige davon in glänzenden finanziellen Verhältnissen; alle dem Handel obliegend.

In der Hauptstadt, deren Hauptstraße unser nebenstehendes Bild zeigt, besitzen die Deutschen ein überaus stattliches Vereinshaus, La Casa Alemana. Dasselbe befindet sich in den ausgedehnten und schönen Räumen eines früheren Klosters mit stattlichen Fronten. Der Eingang führt durch einen schönen Garten, der sorgfältig gepflegt und in Stand gehalten ist. Eine breite Treppe führt in das Hauptgebäude, dessen Gartenfront eine herrliche Veranda besitzt, die einen schönen und freien Blick in den Garten gewährt. In den anstoßenden Räumen befinden sich die Restauration; in welcher für Küche und Keller vortrefflich gesorgt ist. Im großen Lesesaal liegt eine große Anzahl der angesehensten deutschen Zeitungen und Zeitschriften auf; daneben mexicanische, amerikanische und andere Zeitungen und Zeitschriften.

Auch in den Wohnhäusern der Deutschen Mexicos wird stets, namentlich gegenüber den aus dem Vaterland Neuangekommenen, die weitestgehende Gastfreundschaft geübt.— Die Wohnungen sind ausnahmslos sehr stattlich und geräumig, und mit dem besten Geschmack, in vielen Fällen sogar mit Aufwand, eingerichtet. An dem Paseo, welcher an jedem Nachmittag die elegante Welt der Hauptstadt zur Korsofahrt auf der Calzada de la Reforma führt, der herrlichen Landstraße zwischen Mexico und dem Schloß und Park von Chapultepec, nehmen die deutschen Herren keinen regelmäßigen Antheil; sie sind in jenen Stunden in ihren Geschäftsräumen thätig; leider haben die Deutschen hier, wie eben fast überall, den Sonntag zu ihrem Erholungstag erwählt, und zwar nach der unter ihnen üblichen Sitte oder Unsitte.

Die Thätigkeit und Umsicht der Deutschen haben sich in Mexico bald Bahn gebrochen, und in kurzer Zeit war fast der ganze Großhandel in ihren Händen, welchen seither die Engländer als ihre Domäne betrachtet hatten. An die Stelle derselben traten nunmehr die Deutschen, welche sich schnell über das ganze Land ausbreiteten und fast allenthalben in den Städten, sowie in den größeren Niederlassungen, den Groß- und Kleinhandel an sich zogen. Die Engländer zogen sich bald ganz aus dem

Geschäft zurück; es gibt zur Zeit nur eine einzige große englische Handelsfirma in der Republik. Fast alle Zweige des Handels gelangten allmälig in deutsche Hände; mit Ausnahme der Material- und Droguenbranche, in welcher eingewanderte Spanier die Oberhand besaßen. Sogar Geldgeschäfte und Finanzoperationen, für welche der Mexicaner ein großes angeborenes Talent besitzt, wurden allmälig in den Bezirk des deutschen Einflusses einbezogen.

Dieser Einfluß ruht ausschließlich auch auf commercieller Grundlage, und wird namentlich vertreten und gehalten durch die zahlreichen und capitalkräftigen deutschen Firmen in der Hauptstadt Mexico und in dem bedeutendsten Hafen des Landes, Vera-Cruz. Diese Firmen haben ihre Vertretungen, zum größten Theil wiederum deutsche Firmen, in allen Städten und Niederlassungen des Landes; so daß die ganze Republik mit einem Netz deutscher Handelshäuser überzogen erscheint.

In der Hafenstadt Vera-Cruz (siehe die Abbildung), ferner in den Städten des Innern, in San Luis Potosi, Guadalajara, Puebla, Monterey, und in vielen andern, wo immer nur Deutsche wohnen, ist das Leben derselben zwar nicht so reich an gesellschaftlichen Genüssen, wie in der Hauptstadt — es liegt das an den provinziellen Verhältnissen und Gewohnheiten; dahingegen genießen sie allenthalben daß größte Ansehen in der einheimischen Bevölkerung, sowohl vermöge ihres Reichthums, als auch wegen ihres freundschaftlichen, dem Mexicaner zusagenden Auftretens, und der weitreichenden Bedeutung ihrer geschäftlichen Unternehmungen.

Cathedrale in Mexico.

Nie wieder!

Auf den Dünen eines holländischen Seebades saß ich und schaute hinaus auf das wundervolle Meer. Leicht kräuselte der Abendwind die sanft an das Ufer schlagenden Wellen; die Segelboote der Fischer, zum nächtlichen Fange gerüstet, glitten allmälig hinüber in das purpurn erglühende Reich, zu dem sich Himmel und Wasser am Rande des Horizonts vereinten, und entschwanden dem Auge, während der herbstliche Buchenwald leise über mir rauschte.

Wie oft schon hatte mich der Sonnenuntergang an diese Stelle gelockt, und wie oft hatte ich hier jene junge Frau bemerkt, die auch heute wieder wenige Schritte von mir, dem Hinausfahren der Fischer mit den Blicken gefolgt war. Unsäglicher, fast starrer Schmerz lag auf ihren Zügen; sie schien außer den Booten auf dem Meer nichts um sich her zu bemerken, und rang dann und wann die Hände, indem sie mit trostlosem Ausdruck vor sich hin sprach: „Nie wieder! Nie wieder!" Die alte Badefrau kam vorüber. „Nun, Kattje, ist die böse Stunde wieder da?" fragte sie theilnehmend, vor ihr stehen bleibend, und ihr sanft über das glänzende Haar streichend. Kattje lehnte den Kopf an die Schulter der alten Frau und weinte und schluchzte bitterlich. „Weine dich nur mal recht aus!" redete diese liebreich zu, „das thut gut; wohl Dem, der Thränen hat bei großem Schmerz!" „Ach, ich thu's nicht oft," erwiderte die Jüngere, den Schmerzausbruch bekämpfend, „Ruhe bringt es mir doch nicht." „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes!" tröstete die Andere mild, mit besonderer Betonung des letzten Wortes, während sie sanft den Arm um die junge Frau legte, und sie in das nicht weit entfernte Fischerhäuschen zurückführte.

Die alte Badefrau war meine gute Freundin. Ihr frommer, frischer Sinn und gesunder Menschenverstand, sowie ihre reiche Lebenserfahrung machten sie Jedem lieb, der mit ihr verkehrte. Wie praktisch und tüchtig wußte sie überall zu helfen, wo es noth that; wie verständigen Rath holte man sich bei ihr, und wie wohlthuend wußte sie in ihrer einfachen, schlichten Art vom „Stillesein und Hoffen" zu reden, wenn die Kranken seufzten: „Ach Herr, wie so lange!"

Jetzt sah ich sie wieder aus dem Fischerhäuschen treten und zu freundlichem „Guten Abend" mir entgegenkommen. „Erzählen Sie mir von der armen Frau dort!" bat ich. „Bald sehe ich sie in unserem Hause als Pflegerin der schwerkranken Dame so still und geduldig in unermüdlich liebevoller Thätigkeit; bald treffe ich sie hier in fast verzweifelndem Schmerz." „Ach, die arme Kattje," erwiderte die Frau traurig, „man begreift ihr Herzeleid so gut, und weiß doch nicht, wie man ihr helfen kann. Sie war noch ein ganz junges Ding, als sie der Andräs heirathete. Er zählte viele Jahre mehr wie sie, und hatte sie sehr lieb; deßhalb, und weil er sie noch fast als ein Kind betrachtete, hat er sie wohl zu sehr verwöhnt, was sie überhaupt schon von ihrer Mutter her war. Sie liebte aber ihren Mann auch von Herzen, und war eine brave, fleißige Frau. Wäre sie nur nicht so furchtbar empfindlich gewesen! Der Andräs, ein seelensguter Mensch, that, was er der Kattje an den Augen absehen konnte; aber ein Tadel fuhr ihm auch wohl mal im rauhen Worte über die Lippen; wir sind hier eben in unserm Fischerdorf derbere Leute als die in der Stadt; dann fühlte sie sich gleich so schrecklich beleidigt, daß sie Stunden lang mit ihm trotzte und Keiner ihr hätte anmerken können, wie lieb sie ihn hatte. Sechs Jahr mochten sie wohl verheirathet sein, als Andräs eines Mittags, von der Arbeit heimkehrend, seine Frau nicht fand. War es ihm nun schon ohne sie daheim ungemüthlich, so wurde es das noch mehr, weil er auf dem Herde weder eine Spur von Feuer, noch von Mittagessen fand. Nun, der Andräs war nicht gerade ungeschickt, und verstand seine Kartoffeln gerade so gut zu kochen, als jeder Andere; aber es hat doch keine Art, daß sich der Mann, wenn er müde von der Arbeit kommt, das Essen erst selber kochen muß, und das Warten darauf mit hungrigem Magen ist auch ein mühselig Ding; ich kenne mehr Männer als den Andräs, die das ärgerlich gemacht hätte. Deßhalb klang sein Gruß, als die Kattje endlich eilig und erhitzt in die Stube trat, auch nicht am freundlichsten. So war sie aber nun — anstatt ihrem Manne freundlich zu sagen, woran ihr Zuspätkommen lag, und daß es sie selber sehr verdroß, warf sie, zornig über seinen Vorwurf, einige Guldenstücke auf den Tisch, und schloß sich nach kurzen, heftigen Worten in ihre Kammer ein. Der Mann blieb unbehaglich sitzen, hoffte immer, seine Frau würde zum Essen kommen — aber vergeblich. Ab und zu klopfte er an die Thür; die Sache that ihm schon längst leid; aus dem Gelde und den paar Worten der Kattje hatte er ersehen, daß sie ihre Arbeit in der Stadt verkauft hatte, und dabei viel länger aufgehalten worden war, als sie geglaubt. Sie verstand sehr hübsche, feine Dinge aus Fischschuppen zu machen: Blumensträußchen, Broschen, Körbchen u. dgl., die viel gekauft wurden, wodurch sie dem Haushalt ein gutes Stück Geld zubrachte. Da hatte sie sich vielleicht gerade recht gefreut, den heutigen Erlös dem Manne zu zeigen, dachte er bei sich, hätte sie ihm nur Morgens gesagt, daß sie in die Stadt wolle, dann wäre die ganze Verdrießlichkeit nicht gekommen. Nun verging Stunde um Stunde; Kattje ließ sich nicht sehen. Andräs besserte still an seinen Netzen aus, denn Abends wurde wieder zum Fischfang hinausgefahren. Endlich kam die Zeit zum Fortgehen; er steckte seinen Abendimbiß zu sich und klopfte an die Kammerthür.

‚Kattje,‘ rief er dann hinein, ‚laß die Sonne nicht über deinem Zorne untergehen, wir wollen wieder gut sein mit einander; gib mir nur noch ein freundliches Wort zum Abschiede, an das ich die Nacht über denken kann nach dem bösen Tage.‘ Aber Kattje regte sich nicht. ‚Nach dem bösen Tage,‘ das ärgerte sie von Neuem, that er doch, als wenn sie daran schuld wäre. Er sollte es heut' merken, daß sie nicht so rasch wieder gut würde, und so verstockte sie sich gegen ihr eigenes Herz, das verlangte, sie möchte wie immer mit ihrem Manne an den Strand gehen. Der wartete horchend noch ein paar Minuten; dann ging er, traurig den Kopf schüttelnd, mit seinen Netzen von dannen.“

„Es ist mir, als wäre es gestern gewesen,“ begann die alte Frau nach kurzer Pause wieder, „als ich ihn so einsilbig das Boot in Ordnung bringen sah, und doch sind es schon fünf Jahre her. Just so ein Tag wie heut war es, und wie wir die Boote heut' im Abendlicht verschwinden sahen, so war es damals auch. Mein Alter fuhr auch hinaus — ich hatte es in der Gewohnheit, immer mit an den Strand zu gehen, und mit der Schürze zu winken, bis ich die Schiffe nicht mehr sehen konnte, und mein Mann nickte zurück, so lange das Ufer zu erkennen war — — ja, ja, man weiß wohl, wie sie abfahren, aber nicht, wie sie zurückkehren. Elf stießen an jenem Abend vom Lande, aber nur neun sahen es wieder, und die Beiden, die ausblieben, waren mein Mann und der Andräs. In der Nacht war ein Sturm losgebrochen, hatte die Boote weit hinausgetrieben, und das eine war mit den Fischern verunglückt.“

Die Badefrau schwieg einen Augenblick; Thränen rannen ihr über das Gesicht. „Ach, von mir will ich gar nicht reden!“ fuhr sie dann fort. „Sechsunddreißig Jahre glücklicher Ehe hat uns der gnädige Gott beschert, und nun mein Mann so plötzlich abgerufen wurde, kommt es mir vor als wäre er in dem Augenblicke, wo sein Boot vor meinen Augen in dem goldenen Glanze verschwand, in welchem Meer und Himmel zusammenflossen, gerade in Letzteren hineingeschifft, und stehe ich noch immer am Strande und winke, und sein altes, liebes Gesicht grüße tausend- und tausendmal zurück. Das thut gut! Aber die arme Kattje! Verzweifelt war sie, ganz verzweifelt. Bald fürchteten wir, sie würde irre werden, bald, sie könnte sich ins Meer stürzen. Ich ging zu ihr; in gleichem Leide, glaubte ich, könne ich sie am besten trösten. Aber da sah ich, wie viel schwerer sie zu tragen hatte. Sie erzählte mir Alles und rief dazwischen immer ganz außer sich: „Nie wieder kann ich's ihm gut machen, nie wieder ihn um Verzeihung bitten, nie wieder für ihn sorgen und ihm zeigen, daß ich ihn doch so lieb hatte — nie, nie wieder!“ Die arme Seele! Wenn ich, die immer nur in Frieden und Liebe mit meinem Manne verkehrte, doch jetzt mit Schmerz bedenke, daß ich ihm lange nicht genug Liebe bewiesen habe, wie mag dieser Schmerz an Kattje's Herzen nagen? Gott hat sie schwer gestraft; aber er weiß, was er thut, und zu ihrem Segen führt er es doch hinaus. Er wird ihr Frieden geben, wann und wie es ihm gut dünkt. Sie hat sich zu ihm gefunden; immer selbstloser und liebevoller wird ihr Herz, und für Arme und Kranke zu leben, die alle an ihr hängen, hat sie zu ihrem Beruf gewählt. Wie sie ihn erfüllt, sehen Sie bei der schwerkranken Dame in ihrem Hause; daß aber ihr Herz noch nicht zur Ruhe gekommen ist, zeigt Ihnen der heutige Abend. Wenn die Fischer hinausziehen, hält es sie nicht im Hause, und das unerbittliche ‚Nie wieder!‘ kommt mit seinem bitteren Schmerz über sie wie ein böser Geist.“

So weit die Erzählung der alten Frau. — Wir trennten uns schweigend mit einem Händedruck. Ich aber seufzte aus Herzensgrund: „Herr, hilf uns wachen und beten!“

Wer mich verleugnet!

(Von F. Strehl.)

Die Wände meines großen dreifenstrigen Studirzimmers sind mit Büchern und Bildern bedeckt.

Unter diesen Bildern befindet sich auch eins, das —

Doch nein—halt! Davon vorläufig noch nichts! Ich will anders anfangen.

Neben mir auf meinem Schreibpulte liegt mein griechisch-deutsches Neues Testament. Links auf dem Blatte steht immer zu lesen, wie es die Evangelisten und Apostel auf Griechisch geschrieben haben, rechts, wie es unser Martinus Luther in schönes kräftiges Deutsch übersetzt hat. Die beiden Texte vergleiche ich gerne mit einander, und wenn ich hinter das rechte Verständniß einer Stelle kommen möchte, dann wandert das Auge von rechts nach links und von links nach rechts, freilich oft recht lange und—gestehe ich es nur—nicht selten auch vergeblich.

Es ist mit einem Bibelwort ein eigen Ding. Auch wenn man alle Dietriche und Brechstangen der Gelehrsamkeit ansetzt, häufig hat man trotz Allem das Gefühl: hinter das eigentliche Geheimniß bist du doch nicht gekommen; springt nicht noch irgendwo eine Feder auf, so ist die Hauptsache verschlossen geblieben.

Was ist dabei zu machen?

Nun, nicht viel. Man muß abwarten, bis es Einem der liebe Gott einmal ganz von selbst in den Schooß fallen läßt, wie etwa eine Mutter mit freundlich neckender Miene ihrem Kinde eine schöne Kirsche zuwirft, die es gerne haben möchte.

Also neben mir liegt mein Neues Testament. Aufgeschlagen ist (Matth. 10, 33): „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater!" Diese Stelle hat mir bis daher manche Sorge rechten Verständnisses gemacht.

Aber warum? Ist das nicht Alles klipp und klar? Verleugnen heißt leugnen, daß man Jemand kenne, daß man Gemeinschaft mit ihm habe. So verleugnete Petrus den Herrn in jener Nacht, da ihn Judas verrathen hatte. So hat ihn seither eine ungezählte Menge von Solchen verleugnet, die mit seinem Namen geziert waren. Wer sich nun so innerlich vom Herrn losgesagt hat, von dem muß er—selbstverständlich—sich auch lossagen; den muß er verleugnen vor seinem himmlischen Vater, den muß er am Tage des Gerichts als einen von ihm nicht gekannten Uebelthäter fortweisen aus den Grenzen seines Reichs.

Bist du hiermit zufrieden gestellt, lieber Leser? Ich kann es mir kaum denken. Es bleibt noch ein dunkler Punkt, ein ungelöstes Räthsel zurück, nemlich die Frage, was aus solchem Verleugnen denn eigentlich entstehe, welches die Giftwurzel dieser Giftpflanze sei.

Das freilich liegt ja auf der Hand, daß die Verleugnung zunächst und unmittelbar aus erbärmlicher Furcht, aus jammervoller Feigheit entspringt. Hätte Petrus sich nicht vor den Mägden und Kriegsknechten in des Hohenpriester's Hofe *gefürchtet*, so wäre es bei ihm nicht zur Verleugnung gekommen. Fürchtete man bis heut nicht so sehr die Welt, ihren Spott, ihre Verachtung, des schimpflichen Verleugnens wäre weniger.

Doch damit kommen wir nicht viel weiter. Wir fragen verwundert: woher doch so viel elende Feigheit und Furcht gerade bei den Christen? Ist doch die Welt, in ihrer Weise, viel kühner und muthiger und steht tapferer ein für das, was ihre Ueberzeugung ausmacht.

Nun komme ich auf mein Bild.

Dasselbe ist ein großer schöner Stahlstich nach dem berühmten Bilde des Düsseldorfer Malers Karl Wilhelm Hübner „Rettung aus Feuersgefahr."

Ich habe manchmal vor diesem Bilde gestanden und mich hinein vertieft.

Rechts sieht man den vorderen Theil eines brennenden zweistöckigen Hauses, links auf einer Anhöhe die Dorfkirche, von schirmenden Bäumen umgeben. Im Mittelgrunde ist die ganze Dorfwohnerschaft in wirrem Durcheinander beisammen. Im Vordergrunde sieht man die von dem Unglück betroffene Familie; zu den Hauptpersonen gehört ein Vater, der eben eine hohe, an das Haus gelehnte Leiter herabkommt, ein etwa dreijähriges Kind im Arm, das er im Oberstocke dem Flammentode entrissen hat. Die Gefahr muß groß gewesen sein; man sieht es an seiner furchtbaren Erregung, die Augen sind ihm förmlich aus dem Kopfe getreten.

Noch ist er nicht ganz unten, da stürzt sich ihm die jugendliche Mutter mit weit geöffneten Armen entgegen, um ihr Kind in Empfang zu nehmen. Ist es todt, schwer verletzt oder unversehrt? Entsetzliche Angst malt sich in ihren Zügen. Zwei ältere Buben haben sie an den Kleidern gefaßt, um sie zurückzuhalten, daß sie den überall aus dem Hause hervorbrechenden Flammen nicht zu nahe komme, während Großvater und Großmutter niedergesunken sind, die Hände gefaltet haben und in brünstigem Gebet um die Rettung des Kindes flehen.

Ueber dem Ganzen liegt jene unheimliche Beleuchtung, die nächtlichen Feuersbrünsten eigenthümlich ist, grelles Licht, stellenweise verdüstert durch schwarze Qualmwolken.

Mich hatte ein Freund, der Oberpfarrer in H. ist, besucht. Wir waren, in allerlei Gespräche vertieft, Arm in Arm schon eine ganze Zeit mein Zimmer auf und ab geschritten, als er plötzlich vor dem Bilde stehen blieb.

„Die Scene erinnert mich," sagte er, „an ein kleines Mädchen, das jetzt zu mir in den Confirmandenunterricht getreten ist. Auch sie ist aus einer solchen Feuersgefahr gerettet worden, und zwar durch ihre Mutter. Aber die Erinnerung daran ist gerade keine sehr erquickliche."

„Hat das Kind Schaden gelitten?" fragte ich.

„Durchaus nicht. Kein Haar ist ihm versengt worden, doch —. Nun, ich werde erzählen.

Es war im September vorigen Jahres, als eines Abends plötzlich von allen Thürmen die Sturmglocke ertönte. In der sogenannten Wiesenvorstadt, in welcher es noch viele Häuser aus Fachwerk gibt, war ein Feuer ausgebrochen, das in erschreckender Schnelle um sich griff. Ich eilte auch hin. Alles geschah, was menschliche Kräfte vermochten; aber in kurzem standen fünf Häuser in Flammen und mußten als verloren angesehen werden.

Plötzlich durchbricht die Menge ein Weib und stürzt auf eins der brennenden Häuser zu. Man will sie zurückhalten; sie schleudert mehrere kräftige Männer zur Seite, und ehe wir es uns versehen, ist sie in einer der Hausthüren verschwunden. Der zweite Stock der Häuser stand schon zum Theil in Flammen — wir waren fast starr vor Schrecken.

Es dauerte jedoch nur wenige Minuten, da erschien die Frau wieder in der Thür — aber wie? Sie brannte über und über, und ein großes, schweres Bündel Betten, das sie umklammert hielt, brannte auch.

Sofort wurden einige Spritzenschläuche auf sie gerichtet, das Feuer verlöschte, aber zugleich brach auch die Frau ohnmächtig zusammen.

Wie sah das arme Weib aus! Die Kleider fielen ihr, als wir sie fortschafften, stückweise vom Leibe; sie war über und über mit Brandmalen bedeckt — besonders aber war das Gesicht so zugerichtet, daß es kaum noch einem

menschlicher Antlitze ähnlich sah. In dem Bündel Betten befand sich ein schwächliches, etwa elfjähriges Mädchen, und war gänzlich unverletzt. Es hatte krank gelegen, das Zimmer war verschlossen gewesen; es hatte sich nicht retten können.

Die arme Frau hat Monate lang im Lazareth gelegen, ehe si wieder aufstehen konnte.

Da, eines Vormittags geht sie, sich mühsam dahinschleppend, zum ersten Male wieder aus und kommt an der städtischen Mädchenschule vorbei, gerade während in der Freiviertelstunde die Kinder sich auf dem Platze vor dem Gebäude tummeln.

Wie Kinder sind — die Frau mit dem blaurothen, schrecklich entstellten Gesicht zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich und erregt ihren Spott: ‚Huh—das alte, scheußliche Weib — wer mag die Hexe sein?' so ruft Eins dem Andern halblaut zu. ‚Kennt sie Niemand?' Niemand kannte sie.

Nun denke aber — unter den Kindern auf dem Spielplatze befand sich auch die Tochter der Frau, sie, um deretwillen sich die Mutter in die Flammen gestürzt hatte! Das Kind schämte sich seiner entstellten Mutter, und auf die Frage: ‚Kennst du sie?' antwortete es, wie die anderen:

‚Ich kenne sie nicht.'"— — —

Diese Geschichte meines Freundes bewegte mich tief und wurde in mir jedesmal aufs neue lebendig, so oft ich auf Hübner's Bild: „Rettung aus Feuersgefahr," blickte.

Da traf ich eines Tages wieder auf (Matth. 10, 33): „Wer mich verleugnet vor den Menschen" ꝛc.

Plötzlich war mir Alles klar. Verleugnung ist im tiefsten Grunde schnödeste Undankbarkeit.

Der Herr hat sich, daß uns kein Haar gekrümmt werden möchte in Ewigkeit, für uns in Tod und Höllengluth gestürzt. Dabei ist er „so schändlich zugerichtet," dabei „so hoch schimpfiret" worden, daß sein Name aller Welt ein Spott sein muß, und die Leute ihr Angesicht vor ihm verbergen—den Heiden ist der Gekreuzigte eine Thorheit, den Juden ein Aergerniß geworden. Und wer nun von den Seinen ihn verleugnet aus Furcht vor der Welt, die seiner spottet—welche Bewandtniß hat es mit einem solchen? Er spürt nichts in seinem Herzen von dem, was für ihn geschehen ist; in widerlicher Stumpfsinnigkeit achtet er das Höchste für gering; er macht sich der Sünde des schnödesten Undanks schuldig, einer wahren Judassünde; denn von der Verleugnung bis zum Verrath ist nur noch ein einziger Schritt.

Daneben stelle man ein gutes Bekenntniß, wie hoch und hehr steht es da!

Wenn das Kind auf dem Spielplatze den andern zugerufen hätte: „Seid still, seid still, das ist mein Mütterlein; sie hat sich so schrecklich verbrannt, als sie mich aus dem Flammentode rettete; ohne sie hätte ich im Feuer sterben müssen!" — welche Wirkung hätte dieses Bekenntniß gehabt? Jeder Spott wäre verschwunden gewesen; kein Auge wäre trocken geblieben; die Kinder hätten künftig die Frau nur mit Ehrfurcht und Bewunderung angeblickt.

Das sind die Zeiten der tiefsten Erniedrigung in der christlichen Kirche, da es an Bekennermuth fehlt. Christus ist in denselben ein todter Name geworden, und der Namenchrist hat keine Empfindung davon: „Mir ist Erbarmung widerfahren." Darum mangelt es auch an weltüberwindender Kraft nach außen, an jener Kraft, die eben vermittelst schlichten, aber überzeugungsvollen und aus der Tiefe hervorquellenden Bekenntnisses auch solche zu Bekennern macht, die soeben noch Spötter und Feinde waren.

Der Star von Sanssouci.

(Von Carl Cassau.)

Ein alter lahmer Invalide, Jürgen Hammer mit Namen, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten hatte und die schmale Invalidenpension, die der Staat gewähren konnte, zu Potsdam verzehrte, beschäftigte sich in seinen Mußestunden damit, allerlei Vögel zu dressiren: Kanarienvögel, Zeisige und Finken; auch Raben und Elstern das Sprechen und allerlei andere Künste beizubringen. So hatte er auch unter dem Nistkästchen an seinem Häuschen einen halberfrorenen Starmatz gefunden. Er nahm das Thierchen mit in seine Stube, fütterte es mit Semmelkrummen und Würmern, und hatte die Freude zu bemerken, daß der Vogel nicht nur außerordentlich gut gedieh, sondern sich auch besonders gelehrig zeigte, und ungemein deutlich die menschliche Sprache nachzuahmen im Stande war. Jürgen Hammer lehrte deßhalb das Thierchen folgenden Vers sprechen:

„Hoch lebe unser Vater Fritz,
Der große Sieger von Mollwitz!"

Außerdem lernte der Star die Worte:

„Hoch lebe Friedrich der Große, König von Preußen!"

Mit seinem Schatz, dem klugen Vogel in der Brusttasche seines fadenscheinigen Invalidenrocks, wußte sich Vater Hammer Einlaß in den Garten von Sanssouci zu verschaffen. Eine Weile wartete er an einem sonnigen Plätzchen an der Terrasse im kalten Herbstwinde, dann

sah er eine gebückte Gestalt am Krückstock daherschreiten. Der langsame Wanderer war in einen blauen Ueberrock gekleidet, und trug blanke Stulpenstiefel, eine weiße Militär-Perücke mit Zopf, und einen dreispitzigen Hut. Der blitzende Stern auf der Brust ließ den König erkennen. Jürgen hätte ihn sonst kaum wieder erkannt, so alt und grau war er geworden. Der alte Invalide salutirte, und drückte leise den Vogel, den er in der Hand hielt; das Thierchen schrie sogleich, so laut es konnte:

„Hoch lebe unser Vater Fritz,
Der große Sieger von Mollwitz!"

und hüpfte dabei auf des Invaliden Schulter.

Der König, welcher laut mit sich selbst redend, und ohne den Invaliden am Gebüsch stehen zu sehen, vorüber gegangen wäre, hob überrascht den Kopf in die Höhe, betrachtete den Alten und sein Vöglein und sagte: „Der Vers ist schlecht, Alter, das Thier aber drollig! Wer ist er?"

Dabei ruhten die großen blauen Augen forschend auf Vater Hammer.

„Jürgen Hammer," erwiderte dieser vor innerer Bewegung zitternd, „Ew. Majestät zu Befehl!"

„Bei welcher Truppe hat er gedient?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät! Regiment Anhalt, 2. Compagnie, 3. Zug!"

„Sein lahmes Bein da?"

„Bei Mollwitz, Ew. Majestät, eine Kugel —"

„Schon gut. Er will mir schmeicheln; Möllwitz war mein erster Sieg. Aber es gibt auch ein Collin, Hochkirch und Kunersdorf!"

„Allerdings," bestätigte der Invalide, stramm dastehend und alle seine Standhaftigkeit zusammennehmend, „aber Majestät halten zu Gnaden, auch ein Roßbach, Leuthen und Zorndorf!"

Der König lächelte: „Gut parirt! Hat er Pension?"

„Eine geringe, Ew. Majestät!"

„Ich will sie verdoppeln; melde er sich bei der Kriegskanzlei! — Versteht sein Thier noch mehr?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„So laß er seine Künste hören!"

Der Invalide langte nach dem zahmen Star, drückte ihn leise, und der Vogel rief von seiner Schulter herab:

„Hoch lebe Friedrich der Große, König von Preußen!"

Der große Fritz lächelte wieder und sagte:

„Lebe er wohl; er hat mir einen frohen Augenblick gemacht, Adieu!"

Der Invalide sagte aber bewegt, und die Thränen traten ihm in die alten Augen:

„Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, das Vögelchen von mir zum Geschenk anzunehmen?"

Der König wandte sich um: „Wenn es ihm Freude macht, ja!"

„Ich danke Ew. Majestät!" Und er fragte den Vogel: „Wie heißt dein Herr?"

„Friedrich der Große!" antwortete das Thier.

Der König reichte dem Invaliden lächelnd seine Tabatière als Gegengeschenk; er nahm den Vogel mit sich, und ließ ihn frei in seinem Arbeits-Zimmer umherfliegen. Er ist hernach der näheren Umgebung des Monarchen unter dem Namen des „Stares von Sanssouci" bekannt geworden.

Der alte Jürgen Hammer hat seine Pension bis zu seinem sanftseligen Tode erhalten. Die Tabatière aber hat sich in seiner Familie bis zum heutigen Tage als eine hochgehaltene Reliquie fortgeerbt.

Herbstmorgen.

(Von Johannes Trojan.)

Herbstmorgen hat die Flur geweckt;
Sie regt sich nicht, die Nacht war hart.
Purpurne Blättchen, überdeckt
Mit Perlen, sind noch ganz erstarrt.
Ein blauer Duft
Hüllt alles ein, still ist die Luft.

Brombeer' greift rankend übers Feld,
Des Wand'rers Fuß erschrickt vor ihr.
Raubvogelschrei mitunter gellt
Von fernher aus dem Waldrevier.
Und wieder bald
Wird alles still, kein Laut erschallt.

Auf einmal, einem Schatten gleicht's,
Taucht aus dem Nebel das Gespann
Des Pflügers auf, und langsam steigt's
Gemess'nen Schritts den Berg hinan
Und wendet um,
Im Duft verblassend wiederum.

O Korn, nun bald weich zugedeckt,
Ruh' sanft, schön ist dein Bett gemacht.
Bis dich die Frühlingssonn' erweckt,
Bis dahin ist manch' lange Nacht.
Wer wird einst sehn
Das Aehrenfeld in Wogen gehn?

Wie der Papst lebt.

Die lokale Abgeschlossenheit, in welcher der Papst lebt hindert nicht, daß seine Residenz nicht leer steht von Besuchern. Abgesehen von den Fremden, die zu den Kunstmuseen wallen, ist auch ein fortwährendes Kommen und Gehen von Personen weltlichen und geistlichen Standes, die das Haupt der Christenheit (?) zu sehen, ihm ihre Verehrung zu bezeugen wünschen. Der große Damaskushof, in den man aus den Logien Raffael's hinabsieht, steht nie leer von Karossen, deren Insassen die Treppenflucht hinansteigen, welche zu den Gemächern des Papstes führt. Man hat oft genug Athem zu schöpfen, ehe man die Unzahl von Stufen erklommen hat. Leo XIII. bewohnt die von seinem Vorgänger eingerichtete Zimmerflucht im zweiten Geschoß, während im ersten Stocke die Wohnung des päpstlichen Majordomo, Monsignore Marchi, und die betreffenden Bureaus sich befinden. Die eigentlichen pontifikalen Kanzleien sind in der Cancellaria, dem Prachtbau Bramante's, untergebracht. Obwohl Leo XIII. — im Munde des Landvolkes heißt er meist Papa Pecci — seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit wegen sich große Schonung auferlegen muß, unterzieht er sich doch den Mühen des persönlichen Empfanges, und würde dies noch viel häufiger thun, hielt ihn nicht seine Umgebung, um ihn vor Anstrengungen zu bewahren, davon ab. Und in der That stellt solch ein Audienztag keine geringen Ansprüche an die Kräfte des „heiligen Vaters."

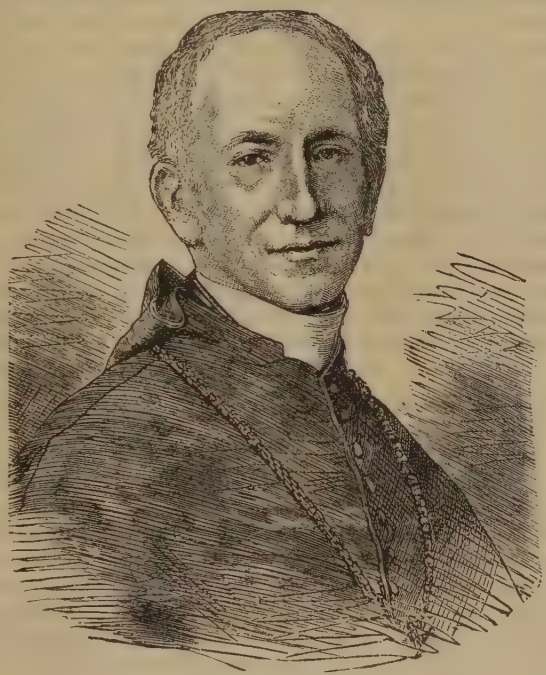
Papst Pius IX.

Schon in früher Vormittagsstunde geht es lebhaft zu in der Umgebung des Vatikans, und die italienischen Munizipal-Polizisten und Gensd'armen, müssen mitunter dreinfahren, um Ordnung in die Kutscherwelt zu bringen. Man betritt, von Schweizern und päpstlichen Gensd'armen begrüßt, zunächst einen großen Vorsaal, in welchem Lakaien in prächtigen Livreen aus karmoisinrothem Brokat den Eintretenden in Empfang nehmen, und in einen großen Saal geleiten, längs dessen Wänden Stühle angebracht sind. Hier versammeln sich jene Personen, welche nur in allgemeiner Audienz, d. h. en bloc empfangen werden und so lange zu harren haben, bis der Papst sich in diesen Raum begibt, um ihnen den Segen zu spenden. Jene aber, denen eine Privataudienz gegönnt ist, haben noch durch eine Reihe von Nobelgardisten und durch mehrere Gemächer zu schreiten, bis sie in den sogenannten Thronsaal gelangen, einem mäßig großen, ganz roth ausgeschlagenen Raum, an dessen Schmalwand eine Bühne mit einem Thronsessel und Baldachin angebracht ist. Hier hat man des Augenblicks zu warten, bis man an die Reihe kommt. Päpstliche Kämmerer, in schwarzem Frack und mit der goldenen Kette, versehen hier den Dienst und begrüßen die Eintretenden.

Sie gehören gleich jenen Gardisten den römischen Adelsfamilien an. Ab und zu rauscht ein Kardinal im Scharlachmantel durch den Saal, der schon vom Papste zurückkehrt. Sonst gehört die Gesellschaft meist dem weltlichen Stande an, da die geistlichen Würdenträger ohne solches Ceremoniell täglich empfangen werden. Es sind einige römische Adelsfamilien, polnische und französische Edelleute und Damen, deutsche Missionare ꝛc. Im Allgemeinen unterlassen es die Damen des alten italienischen Adels selten, wenn sie Rom berühren, dem Papste ihre Huldigung darzubringen, mögen ihre Gatten auch Senatoren oder Beamte des Königreichs oder der „Casa Savoia," wie man im Vatikan sagt, sein. Die Meisten bringen irgend eine Handarbeit als Geschenk mit, und lassen sich Rosenkränze u. dgl. nachtragen, die der Papst weihen soll. Die Kämmerer, einige Monsignori, unterhalten sich mit den Wartenden; man kennt sich entweder schon, oder macht Bekanntschaft; auch die Nobelgardisten, deren Uniform jener Savoyen-Chevauxlegers ähnlich sieht, bemühen sich um die Damen. Dabei wird auch mancherlei über die Lebensweise des Papstes erzählt.

Am frühen Morgen schon verläßt er sein Lager, und liest oder hört die Messe. Dann geht es an die Arbeit. Berichte der Congregationen und Aktenstücke werden gelesen, der Kardinalvikar empfangen, später auswärtige

Bischöfe oder geistliche Funktionäre zu Unterredungen berufen. Sein Tisch ist sehr einfach, und Gäste werden demselben nur in ganz intimer Weise zugezogen. Im Winter beginnt zur Mittagsstunde der Spaziergang. Da Leo XIII. nicht gut zu Fuße ist, so wird er in einer Sänfte die Stiegen hinab und durch die Bibliothek zu dem als Cortile de la pigna bekannten Hofe des vatikanischen Statuen-Museums getragen. Von dort begibt er sich neuestens täglich in die Galeria dei candelabri, um den Restaurirarbeiten zuzusehen, die in derselben auf seine Anordnung vollführt werden. In diesem Theile des Museums ließ Leo XIII. auch ein Wandgemälde anbringen, welches den Moment verewigen soll, in welchem Matejko und eine polnische Adels-Deputation ihm das bekannte Gemälde, „Der Entsatz Wiens durch Sobiesky," darbrachten. Das Kolossalbild selbst ist in den Stanzen angebracht, wo es mit seinen koloristischen Effekten, und seiner perspektivischen Unbeholfenheit den Wandgemälden Rafael's ein sonderbares Pendant macht. Nach einem Aufenthalte in der Gallerie wird dann der Wagen bestiegen und eine Rundfahrt durch den Garten gemacht, der zwar sehr verwahrlost ist, aber doch drei Kilometer Umfang hat.



Papst Leo XIII.

Von seinem höchsten Punkte kann der Blick des einsamen Wandlers über die ewige Stadt schweifen. Der Nachmittag ist dann gewöhnlich der Lectüre geweiht, auch soll Leo XIII. noch immer theologischen Studien obliegen, und mitunter seinem Secretär die Ergebnisse derselben in die Feder diktiren. Auch über archäologische Funde muß ihm berichtet werden, und er nimmt an Allem, was die vatikanischen Sammlungen betrifft, lebhaften Antheil. Man erzählt sich, daß ihm vor Jahren von Seite eines besonders eifervollen Kirchenfürsten nahegelegt wurde, er möge verfügen, daß die vatikanischen Museen und Sehenswürdigkeiten fortan dem Publikum unzugänglich bleiben.

Eine solche Maßregel würde den Fremdenstrom, der sich alljährlich nach Rom wälzt, stauen und hierdurch der Stadt und dem Staate großen Abbruch thun, insbesondere aber die Residenz des Königs ihres Lustres wenigstens zum Theil berauben. Man muß als Kunstfreund in der That sich entsetzen bei dem Gedanken, daß ein solcher Anschlag jemals ausgeführt und der Mitwelt der Genuß, die Anregung und Belehrung, die sie aus den Meisterwerken der Antike und Renaissance schöpft, entzogen werden könnte. Zum Glück fand dieser Vorschlag kein Gehör.

Die Unterhaltung, die allmälig aus dem Geflüster in eine echt italienische Tonart übergegangen war, wurde unterbrochen durch ein Glockenzeichen, das Signal für den Beginn der Audienzen. In einem kleinen Gemach, ohne jeden Prunk eingerichtet, sitzt der Papst auf hohem Lehnstuhl, angethan mit dem weißen Gewande, das in schluchtem Faltenwurf eine Gestalt umhüllt, die beiden Arme gestützt auf die Lehnen des Sitzes, die Füße auf einem rothen Sammetkissen ruhend. Seine Züge verklärt ein wohlwollendes Lächeln, seine Augen richten sich mit dem Ausdruck einer herzlichen Freundlichkeit dem Eintretenden entgegen, und wie er diesem die etwas zitternde Hand leutselig darreicht, und nun mit lauter, harmonischer Stimme, oft in halb schmerzhaftem Tone Fragen nach dem Vaterlande und den Verhältnissen stellt, da glaubt man zu Füßen eines geliebten Familiengliedes, eines greisen Großvaters etwa, zu sein, und was anfangs den Eindruck einer aufgedrungenen Etikette macht, dieses Niederknien und Handküssen gestaltet sich zu einem Acte rein menschlicher, kindlicher Verehrung, in die sich ein Gefühl von Rührung mischt, wenn man den hochbetagten Greis so zuversichtlich die Hoffnung auf ein Wiedersehen aussprechen hört, oder wenn er, sich nach den daheimgebliebenen Lieben erkundigend, auch diesen seinen Segen zu ertheilen erklärt.

Soweit wäre das nun schon alles gut von dem alten Papa dort in Rom: es ist gut, daß er leutselig ist und Segen wünscht, und — auch austheilt, soweit das ein Sterblicher zu thun vermag, aber gut anschreiben können wir es ihm doch nun einmal nicht, daß er sich über alle Andere erhebt, und allein — mutterseelen allein unfehlbar sein will. Ob ihm in stillen Stunden der Selbstbetrachtung — und die wird er doch auch hie und

da anstellen — wohl nicht oft der Gedanke kommt: Da hab' ich einen Fehler gemacht; wart', wenn der wieder kommt, dem will ich doch ein schärfer Wort sagen, und dergleichen. Ein Unfehlbarer sollte aber solche Rückerinnerungen nicht zu machen genöthigt sein. Alter Papa! Nur Einer ist unfehlbar, und zu weise zu irren, das ist Gott.

Der Schein trügt.

Von Philo Sopho.

Es wird wohl allen Lesern des Magazings von Interesse sein, folgende Sammlung von beweiskräftigen Beispielen über das äußere Ansehen großer Geister (wie man die großen Künstler und Gelehrten zu nennen pflegt), zu lesen.

Kant bemerkte an einer Stelle seiner Anthropologie: „Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talent, Verdienst oder Rang nach großen Mannes liest oder sich erzählen läßt, so wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach feinen und sanften im Charakter, eine kleinlichgeschmeidige Bildung. Nicht blos der Bauer, sondern auch wohl ein genugsam mit der Welt Bekannter findet sich doch befremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der feine und sanfte Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird."

Es ist in der That merkwürdig: Viele geistig sehr hervorragende Männer, vielleicht die Mehrzahl derselben, waren körperlich gerade klein oder nur von mittlerer Statur. Man denke an Cromwell, Friedrich den Großen, Napoleon I. Prinz Eugen von Savoyen, der edle Ritter, war bekanntlich klein, mager und unansehnlich. Der Marschall von Luxembourg besaß einen schwächlichen und schiefen Körper. Moreau de Tours sagt, daß alle Kinder des Prinzen Conde beinahe Zwerge waren, wenn sein Geschlecht so fortfahre, sich zu verkleinern, werde es bald auf Nichts kommen; Moreau meint, daß in der Physiognomie des großen Conde selbst Manches an den Typus der Rhachitischen erinnere. Agesilaus, einer der bedeutendsten Feldherrn des Alterthums war klein von Statur, unansehnlich und lahm.

Die hervorragendsten Philosophen, Aristoteles und Kant, waren körperlich klein, Spinoza und Leibniz ebenfalls nicht von großer Statur. Chrysipp, ein ungeheuer produktiver Schriftsteller und der zweite Begründer der stoischen Schule, welche, wie man sagte, ohne ihn nicht bestanden hätte, war ein kleines Männchen, dessen Bildsäule im Kerameikos fast ganz von einem nahe stehenden Pferde versteckt wurde, weßhalb der erklärte Gegner seiner Lehre, Karneades, ihn „Krypsippos" zu nennen pflegte. Moses Mendelssohn zog sich bereits als Knabe durch übermäßigen Fleiß und geistige Ueberanstrengung ein Nervenleiden zu, als dessen Folgen Krümmung des Rückgrats und fast fortwährende Kränklichkeit zurückblieben.

Von Johann Gottlieb Fichte sagt sein Sohn J. H. Fichte: „Klein aber von kräftig zusammengedrängter Statur, blutreich und muskelstark, deutete sein Körper auf zurückgehaltenen Wuchs, wie er durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugend sich nicht gehörig hatte entwickeln können." Hegel's früh gealterte Figur war gebeugt und hatte nichts Imponirendes; jahrelange, ununterbrochene Geistesarbeit hatte Stirn und Wangen gefurcht, und die Züge erschienen alt und welk. Die Philosophen A. Schopenhauer, wie H. Lotze, der berühmte Theolog Schleiermacher, der Philolog Ritschl und Andere besaßen keine große Statur. — Die Mutter des großen Mathematikers Is. Newton scheint, wie sein Biograph Brewster bemerkt, nach des Vaters Tode mit diesem einzigen Kinde zu früh niedergekommen zu sein. Das hülflose Kind, so zur Welt gebracht, war von einer solch ungewöhnlichen Kleinheit und von einem so schwächlichen Bau, daß die zwei Weiber, welche nach North-Witham zu Lady Packenham geschickt wurden, um für dasselbe ein Stärkungsmittel zu holen, nicht erwarteten, es bei ihrer Rückkehr noch am Leben zu finden. Newton erzählte Herrn Condnit, daß er oft von seiner Mutter gehört hätte, er wäre bei seiner Geburt so klein gewesen, daß man ihn in einen Viertelskrug (a quart mug) hätte bringen können. Der Entdecker des Gravitationsgesetzes war auch als Mann körperlich klein, in späteren Jahren jedoch etwas corpulent. Der berühmte Astronom Joh. Kepler nennt sich selbst ein Siebenmonatskind; seine Gestalt blieb immer klein und hager, sein zarter und schwächlicher Körper war in allen Abschnitten des Lebens mancherlei Krankheiten unterworfen. Der Botaniker Linne war unter Mittelgröße.

Michel Angelo war in seiner Jugend von zartem Körper, später wurde jedoch sein Körper kräftiger. „Er war mager, von festen Sehnen und gedrungenem Körperbau; er hatte breite Schultern, von Statur zwar war er eher klein, als hoch gewachsen zu nennen." (H. Grimm.) Der Componist Haydn war klein von Statur, aber stämmig, und von starkem Knochenbau. Mozart's kleiner und magerer Körper bekam in den letzten Lebensjahren mehr Fülle; der Kopf war etwas groß, die Hände und Füße klein. Beethoven war nicht von hohem Wuchse, besaß aber kräftige Muskeln. Langes, struppiges Haar

umrahmte den ungewöhnlich großen Kopf. Fr. Schubert's Statur blieb unter Mittelgröße; Rücken und Schultern waren gerundet, die Arme und Hände fleischig, die Finger kurz. C. M. von Weber war kränklich, schwächlich und von kleiner Statur; sein Gang kam dem Hinken sehr nahe.

Daß freilich nicht alle Geisteshelden, nicht sämmtliche, durch ihre Werke, Schöpfungen und Thaten ausgezeichnete und berühmte Männer von kleiner Statur sein müssen, zeigen uns Cäsar und Karl der Große ebenso wie Wallenstein, Gustav Adolph, Washington, und vor Allen Fürst Bismarck. Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Göthe, waren bekanntlich auch körperlich nicht klein. Der Componist Händel hatte eine große, untersetzte und stämmige Gestalt. R. Schumann besaß eine große, stattliche Figur.

Der berühmte Geigenvirtuose Paganini war von mehr als mittlerer Größe, sehr hager, und von schwächlichem Gliederbau. „Seine Physiognomie sowohl als seine ganze Haltung," sagt sein Biograph Schütz, „hat einen so auffallenden Ausdruck von tiefer Schwermuth, daß man ihn fast die personificirte Melancholie nennen könnte. Sein Gang, wie jede seiner Stellungen, ist nachlässig, gebückt, und drückt daher nicht weniger als Hoheit des Geistes, geschweige denn Stolz aus. Auch sein Anzug ist äußerst einfach, und die Verbeugungen, die er vor und nach jedem Male, daß er gespielt hat, gegen das Publikum macht, sind stets bis zum wirklich Demüthigen höflich. Ein rabenschwarzes Haar umhängt in langen Locken seine eingefallenen Wangen, und läßt die melancholische Blässe seines gelbfarbigen Gesichts nur noch um so greller hervortreten. Dabei hat er eine stark hervorstehende Nase und Backenknochen, und eine hohe, freie Stirn; in allen seinen Gesichtszügen malt sich unverkennbar ein durch schmerzliche Erfahrungen und heftige Leidenschaften zerrissenes Gemüth."

Wie Leonardo da Vinci kann auch Rafael wahrhaft gottbegnadet genannt werden: die herrlichste Geistesanlage war bei ihm mit körperlicher Schönheit verbunden, und er erscheint fast „wie eine irdische Ausgabe des Erzengels, dessen Namen er trägt." Ein glückliches Leben floß ihm in rastloser Thätigkeit dahin. Aber es bewahrheitete sich an ihm wie bei Mozart u. A. der Spruch, daß die Lieblinge der Götter früh sterben; bereits im 37. Jahre entriß ihn der Tod seiner Kunst, deren Gipfelpunkt er erreicht hatte, indem ihn der gewaltige Schaffensdrang und die glühende Phantasie in das Grab senkte.—Fast im gleichen Alter starb der Dichter Byron, bei welchem sich große Vorzüge mit bedeutenden Fehlern vereinigten. Genial begabt, war er zugleich von hoher, edler Abkunft und schön. „Dieses blasse Gesicht ist mein Schicksal," soll eine Dame geäußert haben, als sie ihn erblickte. Die Schönheit seines klassischen Gesichts, welche ihn zu seinem Unglück so viel Glück bei dem weiblichen Geschlecht finden ließ, wurde freilich dadurch beeinträchtigt, daß er ebenso wie W. Scott lahm war. Während aber Letzterer die Sache humoristisch nahm, und in dem Gebrechen einen Antrieb fand, diesen Mangel durch Ausbildung der übrigen körperlichen Anlagen möglichst zu ersetzen, that dies Byron zwar auch, aber seine Verkrüppelung, wie er es nannte, war für ihn vor allen Dingen eine Kränkung der Eitelkeit, und niemals konnte er dieselbe vergessen und überwinden. Auf alle Weise suchte er durch Anzug und Stellung das Leiden den Blicken Anderer zu entziehen, und empfand es als tödtliche Beleidigung, darauf irgendwie aufmerksam gemacht zu werden.

In der That ist die Schönheit bei geistig hervorragenden Männern im Ganzen selten. Das stets blasse Gesicht Mozart's war nicht unangenehm, verrieth aber nichts Außergewöhnliches. Der große Componist hatte es nicht gern, wenn man merken ließ, daß sein Aeußeres wenig verspreche. (Von einem Sänger, der ihn nicht kannte, wurde er einmal für einen Schneidermeister gehalten.) Fr. Schubert hatte ein rundes, dickes Gesicht, eine nicht besonders hohe Stirn, aufgeworfene Lippen, buschige Augenbrauen, volles, sich kräuselndes Haar und eine dicke, stumpfe Nase: im Ganzen etwas Mohrenartiges. Sein Gesichtsausdruck war nichts weniger als geistreich. Schiller war bekanntlich nicht schön: in der Jugend hatte er rothe Haare und Sommersprossen, die Knie neigten zu einander u. s. w. Von Jugend auf kränklich, vernachlässigte er das Wohl seines Körpers, arbeitete die Nächte hindurch, und übte das Gehirn auf Kosten der anderen Organe und Glieder; erst spät sah er den Werth eines gesunden Körpers ein. Von dem berühmten englischen Humoristen Lorenz Sterne, dem Verfasser von „Tristram Shandy," und Yorik's empfindsamer Reise," sagte ein Autor: „Seine Gestalt und Tracht waren so originell, daß man sich beim ersten Anblicke nur mit Mühe des Lächelns enthalten konnte."

Interessant ist auch folgender vergleichende Bericht über die Augen verschiedener großer Männer:

Den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge. Streicher schreibt ihm einen kühnen Adlerblick zu, den Andere nicht an ihm finden wollten, und Göthe nennt sein Auge sanft. Ueberhaupt waren nicht alle Geisteshervoen im Besitz dieses Ordenssterns. Allerdings wird der Blick Alexander's des Großen funkelnd genannt; der große, schlanke Cäsar mit der schönen, würdevollen Gestalt, den etwas zu vollen Lippen, der Adlernase, und der sich allmälig einstellenden, sorgfältig durch den Lorbeerkranz verdeckten Glatze, hatte im bleichen, bartlosen Gesicht schwarze und lebhafte Augen, mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit. In dem länglichen, stark gebräunten Gesicht des Prinzen Eugen von Savoyen, der den Mund meist offen hielt, traten besonders die lange Nase und die schwarzen, lebhaften Augen hervor. Das scharfe und durchdringende Auge Friedrich's des Großen ist ebenso bekannt, als die Physiognomie und der Blick von Napoleon I. Leonardo da Vinci hatte einen feurigen Blick,

die Augen des Dichters Tasso waren groß und glänzend, die des Componisten Haydn werden als lebhaft und feurig geschildert. Unter der ungewöhnlich hohen Stirn des Philosophen Kant glänzten lebhafte Augen.

Der Naturforscher Linne hatte braune, feurige Augen. Die Philosophen Aristoteles und Leibniz, wie der Künstler Michel Angelo hatten kleine Augen. Nach Conduit besaß Newton ein lebhaftes und durchdringendes Auge, Bischof A. dagegen sagt, daß dies während der letzten zwanzig Jahre von Newton's Leben nicht der Fall war, und vielmehr etwas Schmachtendes in seinem Blicke lag. Das große Auge Mozart's war matt, der Blick unstät und zerstreut. In den Momenten der Begeisterung am Klavier nahm jedoch sein Aeußeres einen Ausdruck an, der die Zuhörer den großen Künstler erkennen ließ, den man sonst nicht in ihm vermuthete.

Aehnlich war es bei Fr. Schubert: wenn ihn Musik oder Gespräche anregten, besonders aber, wenn es sich um Beethoven handelte, fing sein Auge zu blitzen an, und belebten sich die Züge. Das braune Auge Beethoven's war klein, und beim Lachen ganz im Kopfe versteckt, dagegen trat es plötzlich mit ungewöhnlicher Größe hervor, rollte entweder blitzend herum, oder es bewegte sich, stier vor sich hinblickend, gar nicht, wenn eine Idee sich des Componisten bemächtigte; sein ganzes Aeußere erhielt dann etwas Imponirendes. Diese Momente plötzlicher Begeisterung überraschten ihn öfters in der heitersten Gesellschaft, aber auch auf der Straße, und erregten dann die gespannteste Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden. Von Paganini sagt Schütz: „Seine von starken schwarzen Brauen überschatteten Augen sind schwarz und klein, wenn er aber exaltirt ist, überaus lebhaft, von einem dunkelglühenden Feuer und durchdringendem Blick. So wenig angenehm seine ganze Gesichtsbildung ist, so bekommt sie doch von dem Moment an, wo er durch seine Kunst sich begeistert fühlt, etwas Anziehendes, Geisterartiges, und fast einen Ausdruck von Verklärung." Wenn das Blut bei der geistigen Arbeit reichlicher zum Kopfe drängt, wird das Auge lebhafter und strahlender. So heißt es auch von Diderot, daß seine Augen sanft und gefühlvoll waren, außer wenn sein Kopf zu arbeiten begann, wo sie dann von Feuer glühten.

"Wer nur den lieben Gott läßt walten."

(Von Heinrich Stiehler.)

Es war im März des Jahres 1642, als zwei junge Männer von dem Gesundbrunnen (dem jetzigen Wilhelmsbrunnen) bei Schleusingen, im Thüringer Walde, nach diesem Städtchen, das ihr Wohnort war, zurückkehrten. Die erwachende Natur hatte sie hinausgelockt zu Wiese und Wald, wo sich das Nahen des Lenzes ankündigte. Noch nirgends hatten die Baumkronen ihr volles, grünes Prachtgewand umgethan. Nur die Stachelbeersträucher in den Stadtgärten und in der freundlichen Landschaft dort, wo Erlau und Nahe in die Schleuse münden, hatten voreilig sich mit jungem, freilich noch gefältetem Laube geschmückt, und die Haseln und Erlen streuten den ersten gelben Blüthenstaub aus über das frischgegrabene Gartenbeet.

„Es ist doch ein eigener Genuß, Jörg," sagte der eine der jungen Männer, welcher nach seinem bunten Schäublein (Mütze) zu urtheilen, zu den Besuchern der Lateinschule in Schleusingen gehören mochte, „es ist doch ein eigener Genuß, dieses erste Frühlingswehen, dieser erste Odem einer neuen, milden Zeit, die sich vor uns aufthun will. Wenn erst der volle Frühling eingezogen ist in die Welt, dann ist's keine besondere Kunst, sich zu freuen. Dann wächst die Freude mit dem belaubten Aste und der prangenden Schneeglocke oder der Primel bis zum Fenster und bis zum Herzen heran. Aber so wie jetzt den ersten Spuren des Lenzes entgegenzugehen, ihnen nachzuspüren, wo sie sich noch scheu verbergen, das ist ein besonderer Genuß. Ich liebe ihn just mehr, als die Freude an dem vollentfalteten Mai."

„Ja, lieber Kunz," entgegnete der Angeredete, ein braungelockter Jüngling mit herzigblauen Augen, „da sollst du recht haben. Auch ich meine, daß im Werden, im Entstehen ein eigener, hoher Reiz liegt. Wenn ich sehen kann, wie sich ein neues Leben entwickelt, so bin ich thätiger Beobachter, hier und da auch wohl selbst Pfleger, und es ist nicht sowohl nur rein körperliches Wohlbehagen an fertiger Pracht und Fülle, sondern mein Geist spiegelt sich an dem neuen, was da wird, und denkt still, wo alles hinaus will."

Kunz blieb stehen; man war an der scharfen Wegbiegung angelangt, von wo aus man das freundliche Schleusingen mit seinem alten Schlosse, der ehemaligen Residenz der mächtigen Henneberger Grafen überschaut.

Auch die lateinische Schule, jetzt Gymnasium genannt, lag vor ihnen, auf der sie sich ihre Jugendbildung geholt, und von welcher sie jetzt Abschied nehmen wollten.

„Siehst du, mein lieber Kunz, dort unsere alte Schule zeitigt auch in so manchem jungen Manne einen Frühling, und von so manchem, der dort aus- und einging, möchte man fragen: Wie wirst du blühen, und wo werden deine Früchte reifen? Indeß einzelne jetzt schon anfangen, leuchtenden Blüthenstaub zu streuen. Wie ist es da z. B. dem Erhard geglückt, der beim neuen, schwedischen General Geheimschreiber wurde, weil er ihm

durch seine Dichtung über Gustav Adolf aufgefallen war! Ist er nicht wie ein blühender Busch im Vorlenze?"

„Aber, mein lieber Georg," entgegnete Kunz, „sollte es dir nicht auch glücken, trotzdem du einsam dastehst, und auch dein Onkel Platzner in Weimar jetzt dich nur mit einigem Gelde unterstützen kann? Wie hat dein letztes Carmen (Gedicht) doch gefallen, und wie hört man es überall loben! Sicher wird Gott auch deinen Weg vorgezeichnet haben, und dich ihn sicher führen."

„Fürs erste," versetzte Georg oder Jörg Neumark, der Angeredete, „bleibe ich nicht hier in Schleusingen. Hier macht der Krieg alles unruhig; was fest und beständig ist, kommt in unstäte Bewegung. Kann nicht sogar alles wieder so übel werden, wie vor wenig Jahren, als die verroheten Schweden viele der unglücklichen Bewohner durch die gräßlichsten Qualen zu Tode folterten?"

„Nein, nein," versetzte Kunz heftig. „Baner und Holk, jene Geißeln Deutschlands, sind todt. Der Krieg neigt sich zu Ende."

„Wer weiß," seufzte Georg Neumark. „Es sah schon manchesmal so aus. Der wilde Baner ist zwar voriges Jahr in Halberstadt gestorben, nachdem er unser Land, und namentlich Erfurt hart geängstigt und geplagt hatte. Aber der Torstenson soll in einem schwächlichen Körper eine erstaunliche Kraft und Entschlossenheit zeigen; seine Brand und Tod bringenden Schaaren streifen von Leipzig aus schon wieder nach unserem heiteren Thüringen. Hier ist also unseres Bleibens nicht. Ich gehe zum Rechtsstudium weit fort nach Königsberg, und glückt mir's da nicht, so suche ich anderswo im Norden, wie schon Paul Flemming that, eine ruhige Stätte. Ich denke, überall wo Gottes Sonne scheint, ist für einen fleißigen frommen Sinn auch ein Glückshafen zu finden, hier aber nicht."

„Und ich," sagte Kunz, „will zu meinem alten, guten Vater nach Waltershausen, und ihn unterstützen in seinem Amte, wie es sein Wunsch ist. Das Band der Freundschaft, welches uns umschlingt, sieh' mir ins Auge, mein guter Georg — es soll uns auch verbinden, wenn weite Länder uns trennen. Wir wollen Freunde bleiben, und einander Nachricht geben, so oft es geht."

Georg Neumark war ein weiches Gemüth; Thränen standen ihm im Auge, als er seinem Freund zustimmend die Hand schüttelte.

Ihr Weg führte sie am Friedhofe vorbei.

„Komm, Kunz," sagte Neumark leise, „laß uns noch einmal am Grabe unseres alten, braven Rectors beten, und uns für unsere Lebenswege Segen von Gott erflehen."

Sie traten ein. Da lag mitten im Friedhofe ein Hügel; es stand nur noch ein steinernes Fußgestell da, seitdem fremde Soldatenhorden das hölzerne Grabkreuz nebst anderen Kreuzen zur Unterhaltung ihrer Feuer benutzt hatten. Im übrigen war die Stätte wüst, eher ein Hof der Zerstörung und des Unfriedens, als ein Friedhof und Gottesacker.

Da standen sie beide am Grabe ihres alten, braven Lehrers das Haupt sorgenvoll gebeugt, die Hände zum Gebet gefaltet. Keiner wagte zuerst des anderen Andacht zu stören. Endlich begann der lebendige Kunz:

„Weißt du noch, Georg, jenen Tag, als die schwedischen Reiter, weil einer von ihnen drüben am schwarzen Berge von den Bauern durch Steinwürfe und Knüttel schwer verletzt worden war, in unseren Schulhof einritten, und der angesehensten Schüler etliche als Geißeln mit von dannen führen wollten?"

„Nein," entgegnete Neumark, „sage nicht Geißeln, sage besser als Pfänder, denn Geld wollten sie pressen, die unverschämten, uniformirten Räuber, und die Kinder angesehener oder reicher Eltern von dannen führen. Sie hatten drüben in Wandersleben zwei Bauern lebendig in einer hölzernen Kiste begraben, und nun wollten sie ihr Werk hier weiter treiben. Weißt du noch, wie da der gute Rector die ganze Schule und etliche Vaganten in der Stadt bewaffnen ließ, so gut es ging, und wie angesichts der drohenden Haltung von Spießen, Knütteln und etlichen Feuerröhren der Zug Reiter endlich aus der ihnen unheimlich werdenden Gegend entwich."

„Ja ich weiß es," ergänzte der Andere. „Mit breiter Brust trat der Rector vor und deckte uns, seine Pflegebefohlenen, mit seinem Leibe, nicht umsonst an den großen Calpurnus *) mahnend."

„Schlafe sanft, guter, in Ehren gestorbener, gestrenger Erzieher der Deinen; schlafe sanft! Du siehst nicht mehr den Verfall Deutschlands unseres herrlichen Reiches, und die Verkommenheit der heutigen Geschlechter. Habe aber lauten Dank für das, was du an uns gethan, Dank für deine schwere Sorgenarbeit, die uns zu dem gemacht hat, was wir allenfalls geworden sind."

Georg Neumark legte einen Zweig auf das theuere Grab, einen grünen Zweig, den er absichtslos am Waldwege vorher gepflückt.

Derselbe Abend noch sah die beiden jungen Freunde im herzlichen Verkehr Hand in Hand saßen sie da, denn der nächste Morgen brachte ihnen die längstgefürchtete Trennung. Wer jemals empfunden, was zwei gleichstrebende Seelen, die Freude und Kummer, Noth und Ueberfluß getreulich theilten, bei ihrem Scheiden dulden, der wird fühlen, wie es insbesondere dem armen Georg Neumark zu Muthe sein mußte, der am anderen Morgen schon in die weite, unbekannte Ferne, hin zum fernen Norden nach der preußischen Universitätsstadt Königsberg seine Schritte lenken wollte. Das Gleiche that manch anderer Musensohn, dem Jena, Leipzig und Wittenberg zu unruhig lagen; denn Sachsen, Thüringen, Böhmen, und Franken waren es vor allen, über welche

*) Calpurnius, mit dem Beinamen Siculus, ein lateinischer Dichter.

der dreißigjährige Krieg seine schreckliche, wohlstandsvernichtende Fackel schwang.

Einige Freunde gaben dem fahrenden Schüler das Geleit; im Ränzel war außer ein wenig Brod und Wäsche nicht viel. Gott und gute Leute sollten den Weg segnen helfen; nur im Kragen des Leibwamses befanden sich künstlich eingenäht zwei Goldstücke, das eine ein Mutterpfennig, vom lieben Mütterlein durch Spinnerwerb ermöglicht, das andere ein Wegpfennig vom Onkel Hofrat Platzner in Weimar, welche Stadt aber, so gut wie Leipzig, unser Neumark der Schweden wegen auf seiner Reise nicht berühren konnte. Eine Stunde von Schleusingen trennten sich die Freunde. Georg Neumark rief ihnen allen ein heißes Lebewohl zu, und helle Thränen flossen über seine Wangen.

„Du mein guter Franz, lebe wohl; wie oft haben wir mit einander am Abende auf unseren Kniegeigen musicirt, daß es eine helle Lust war. — Und du, treuer Mathes, du hast mich nicht verlassen, als ich krank lag, und mich gepflegt wie ein rechtes Bruderherz. Hilf und theile gern mit von dem, was du hast. Ein theilnehmend Herz ist die erste Empfehlung zum Himmel. Und wenn du sonst nichts besitzest, Freund, ein mildes Herz gibt Worte wie Balsam, und eine Hülfreichung wird unter seiner Hand wie Gold. — Was soll ich dir sagen, mein Johannes, der du mein Gespiele warest von Jugend auf. Vater und Mutter hat der Tod dir geraubt; allein gehst du deinen Weg durch die Welt; aber der Vater im Himmel wird dich nie verlassen, und dein treuer Führer sein."

Noch einer stand dort; er war von den älteren und besten Freunden Neumark's. Er hielt den feuchten Blick auf den Boden gerichtet, als ertrüge er den Scheidegruß des Davonziehenden nicht. Das war Kunz. Neumark bot ihm die Hand; sie sahen sich stumm ins Auge; ihre Hände bebten in einander.

„Wir wollen uns nie verlassen, ob wir auch aus einander gehen; du sollst nach mir, mein Kunz, ich will nach dir sehen. Du sollst Kunde von mir haben, und mir ist es wie Ahnung, daß wir uns nicht verloren gehen. Du bist groß in deiner Herzensstille, Gott aber wird dich herausführen vor sein Volk. Lebe woh — —" Die Stimme versagte ihm.

Geraume Zeit noch ruhte der weiche Jüngling an der Brust seines Freundes Kunz; endlich riß er sich los und ging den Hügel hinab, lang noch mit dem Tuche wehend, indeß droben seine ernstgestimmten Freunde den alten Gruß in ihrem ernsten Chorgesange nachsandten:

So zieh' denn, Bruder, deine Straßen,
Zwar trüb und traurig ohne Maßen,
Dieweil du von uns scheiden mußt.
Wo sind sie hin, die schönen Stunden,
Da Lieb' und Treue sich verbunden
In ewig heller Jugendlust?
Doch, hoffe! Mußt nur stille halten,
Bei allem Gleichmuth in Geduld. —
Laß über ihn, Gottvater, walten
Auf allen Wegen deine Huld!
Und mach es endlichen also,
Daß wir auch wieder werden froh.

Als Georg Neumark die Freunde nicht mehr sah, setzte er sich am Waldrande auf einen Stein nieder, um sich zu fassen. Die Worte hatten tröstlich auf ihn gewirkt, und wie er nun das uralte, vielleicht schon im vierzehnten Jahrhunderte von Dominicus Strada gedichtete und von Bologna nach Deutschland eingewanderte Leib- und Lieblingslied aller Musensöhne, das herzerhebende Gaudeamus igitur von fernher aus seiner Freunde Kehlen immer leiser erklingen hörte, raffte er sich auf und schritt munter zu. Sein nächstes Ziel war Weißensee, von wo er über Halberstadt dem fernen Königsberg zu zuwandern gedachte.

Wir wollen mit der Erzählung voraneilen, und hier nur kurz mittheilen, daß er glücklich in Königsberg ankam, daß er dort wohl die Rechte, zugleich aber auch Sprachen studirte, und die Dichtkunst, sowie die Musik, zu der er viel Talent hatte, begeistert pflegte. Später verlebte er in Thorn von 1649 bis 1650 glückliche Zeit; war doch der Friede wieder geschlossen, der ersehnte Friede, von dem gereifte Männer nur noch wie vom Hörensagen sprachen, und hatte Neumark doch nun Hoffnung, seine Schritte wieder in sein theures Vaterland lenken zu dürfen. Doch so schnell sollten dort Ordnung und Wohlstand noch nicht ihren Einzug halten, und man hatte unserem guten Thüringer wohlmeinend geschrieben, wenn er sich draußen noch ein paar Jahre halten könnte, sollte er es ja thun; denn daheim in Sachsens und Thüringens sonst so gesegneten und fröhlichen Bergen sei Schmalhans der Koch, und viele Ortschaften lägen noch in Ruinen.

Es war einige Jahre später. Wir staunen über das nach bitteren Kämpfen wiedererwachte und von der See aus zuerst neubelebte Handelsleben im nördlichen Deutschland. Danzig und Stettin, Stralsund und Lübeck hatten im dreißigjährigen Kriege hart gelitten; dafür waren Hamburg und Bremen durch den regen Verkehr mit dem schnell aufblühenden England, das klug berechnend allen Handel der altdeutschen Hansa an sich riß, rasch gewachsen. Bruder John *) auf den britischen Inseln hatte gemeint, indeß sich drüben auf dem Continente die Völker bekriegen und schlagen, willst du des Bären Fell nach Hause tragen. Nie auch wieder hat der deutsche Handel es erreicht, der die Welt beherrschende zu sein.

In jener Zeit also war es, da fluthete schon ein reger Verkehr durch Hamburgs Straßen. Dort gab es an der Elbe und Alster damals recht stattliche Wohnhäuser, und gar geräumige Speicher für alle die Gaben, welche fremde Länder hierhersandten. Aber zwischeninne liegen auch, wie überall wo Glanz und Reichthum sich häufen, kleine enge und dunkle Gäßchen, mit allerlei Gerüll angefüllte Höfe und Twieten. Dort wohnen die armen Leute, die Pack-

*) Scherzhafte Bezeichnung für die Engländer.

träger, die Schiffsbauleute und Matrosen. Dort waren schon damals jene billigen Herbergen, in denen der hergereiste Seemann ißt und trinkt, und dann zur Nacht für wenige Pfennige, die Arme über ein im Raume ausgespanntes Seil gehängt, billig, wenn auch noch so ungesund, schläft.

Es war im Jahre 1650, da saß in einer ärmlich ausgestatteten Wohnstube, die in einem Hofgange der Wasserwiete lag, ein junger Mann.

Vor ihm hatte am wackeligen, obwohl blankgescheuerten Tischlein ein Schüler von etwa elf Jahren Platz genommen, der aufmerksam seinem Meister zuhörte.

„Fahre fort zu übersetzen, mein Felix!" sagte der Lehrer. „Von Hujus de vita et moribus ab."

Der Schüler sprach: „Weitere Nachrichten von ihm werden wir in einem besonderen Werke über seinen Charakter folgen lassen, das wir auf Veranlassung unseres Freundes Pomponius Atticus herausgegeben haben."

„Gut," sagte der Lehrer, „und nun den Schlußsatz: Quare studiosus Catonis at illud volumen delegamus."

Der Schüler stutzte über den Quare studiosus Catonis, und der Lehrer meinte:

„Ja, ich sage es ja immer, der Cornelius Nepos ist gar nicht so leicht, als Manche meinen."

Endlich kam der Sinn nach einiger Beihülfe heraus: „Wem also daran liegt, den Cato noch näher kennen zu lernen, den verweise ich dahin."

„Recte, recte! (richtig, richtig!)" rief der Lehrer, „und hier wollen wir auch schließen; denn du weißt schon, welches Geschäft mich nun erwartet, da meine Frau nicht vom Markte heimkommt, und der kleine Schreihals dort in der Wiege über alle Sprachübungen mit seiner Schreiübung triumphirt. — O Erika, Erika," rief er erregten Geistes, als ob seine Frau vor ihm stände, „ich bin keine rechte Wärterin für unser Kind."

Indeß der Knabe seine lateinischen Bücher zusammennahm und sich dann empfahl, trat der junge Mann zu der Wiege und hob das Kind unter Liebkosen heraus, trug es im Zimmer umher und zeigte ihm den unermüdlich sich bewegenden Perpendikel der Uhr.

„Siehst du, mein Püppchen, so geht die Zeit, tick, tack." Und dann tanzte der Mann mit dem Kinde im niedrigen Zimmer umher, in welchem neben dürftigen Möbeln eine ziemlich starke Reihe Bücher (eine damals zu den Seltenheiten gehörende Ausstattung) verrieth, daß der Inhaber der Wohnung jedenfalls zu den Gelehrten zu zählen sei.

„Aber wie Poesie wird mir's nimmer, so lange ich um dich her sein und mit dir umspringen muß, mein Püppchen!" rief der Mann.

Der Kleine zauste seinem Vater, unbewußt ob es weh thäte, in dem wirren Haupthaare umher.

„So!" rief der Vater, sich leise losmachend. „Es fehlte auch noch, daß du uns raufest, da man sich so schon kaum aus den Dornen dieser Welt befreien kann. Warten mußt du, bis die Mutter dir etwas zu essen mitbringt, so wie ich warte. Arbeiten müßte ich, und studiren, doch: ‚Plenis venter non studet libenter,' das heißt: ‚Ein voller Bauch studirt nicht gern.' Aber ein leerer, knurrender Magen ist in demselben Falle, und die Natur will ihr Recht haben." Und dabei schwang der Mann wieder seine Beine zum Hüpfen, so daß die blanken Schuhe und die weißen Zwirnstrümpfe ebenso wenig wie der Haarzopf zur Ruhe kommen.

Eben wollte der junge Vater athemlos in seinem Tanze innehalten, als es an die Thür klopfte. „Wer ist da? Herein!"

Die Thür that sich auf und herein trat mit tiefem Bückling ein Mann mit zierlich gepuderten Haaren, der seinen niedrigen, dreieckigen Hut anfangs schüchtern in den Händen drehte; als er aber die einfache Ausstattung des Zimmers bemerkte, und die Verlegenheit des Kinderwärters, faßte er sich schnell, legte seinen Hut und ein Paket auf einen Stuhl, und sagte:

„Entschuldiget, Herr Magister, ich habe gehört, daß Ihr gar schöne Gedichte fertiget."

„Ich bin," versetzte Neumark, „allerdings einer, der zuweilen Verse verfaßt; aber sagt, zu welchem Zwecke braucht Ihr ein Gedicht?"

„Und ich bin der Schreiber Hannow, und möchte Euch bitten, mir ein Gedicht für den Herrn Senator Manecke zu fertigen, dessen Geburtstag freilich schon auf übermorgen fällt. Der Herr ist grundgescheit, mir auch gewogen, und ich wünschte durch ihn, da die Stelle erledigt ist, zum Stadtschreiber befördert zu werden. Wenn ich nun die Verdienste des gestrengen Herrn Senators im rechten Lichte feiere, hoffe ich, mich ihm dadurch so zu empfehlen, daß er mir zu meinem weiteren Fortkommen behülflich ist."

„O weh," seufzte Georg Neumark, indem er sich mit seinem kleinen Schreihals ab und nach dem Fenster wandte, „da ist also wieder einmal vonnöthen, daß die göttliche Dichtkunst sich zur allerunterthänigsten Magd für allerlei ungerade weltliche Gelüste hergäbe."

„Und was ist es für ein Herr, der Senator? Ist er alt oder jung, hat er Antheil an Handel und Schifffahrt, liebt er frohes Leben, hat er Familie, denn auf all dieses möchte ein Gelegenheitsgedicht Bezug nehmen, wenn es das rechte Interesse finden soll."

„I nun," versetzte der Schreiber Hannow, „der Herr Senator mag leicht ein Fünfziger sein; er hat keine Schiffe in See, ist aber reich und angesehen, und Mitglied beim Schiedscollegium der Schiffer. Wein und Freude liebt er wohl; am meisten aber geht sein Streben nach Ehre; und Der ist bei ihm angesehen, der den Hut vor ihm in der Hand behält, hinter ihm die Rathhausstufen demüthig hinaufsteigt, und alles Heil von seiner gnädigen Entscheidung erwartet."

„Wie heißt der Herr Senator?" fuhr Neumark auf.

„Manecke nennt sich der Herr Senator," sagte Jener. „Ist es nicht derselbe, der mit einem Fuße ein wenig hinkt, und der am letzten Dienstage die Gerichtsschreiberstelle seinem Vetter, dem jungen, hergel—" Neumark hielt plötzlich und vorsichtig inne.

„Ja, ja, derselbe ist es," bekräftigte der Schreiber Hannow unter mehrfachem Kopfnicken," und damit euch das Poem um so besser gelinge, habe ich mir erlaubt, euch hier einen Trunk und ein Stück saftigen Vierländer Schinken mitzubringen." Dabei entfaltete der Mann das Paket, und stellte eine Flasche auf den Tisch.

Neumark hatte lange geschwankt, ob er dem Manne, der ihm so wenig wohlgewollt hatte die Ehre anthun, und ihn besingen sollte. Denn es war derselbe Senator Manecke, welcher neulich den um die Stelle eines Gerichtsschreibers sich bewerbenden Neumark schnöde abgewiesen hatte, da dieser Posten bereits Jemanden sicher zugesprochen sei.

Aber Neumark war arm, und als er jetzt die Gaben auf dem Tische betrachtete und an sein Weib und sein Kind dachte, da strich alle seine Widerstandskraft die Segel.

„Sei es denn, ich will es thun," so rief er, sich ermannend und auf sein Söhnlein blickend, das sich an des Vaters Weste hielt, und den Fremden genau musterte. „Meine oberste Saite auf der Kniegeige ist geplatzt, und ehe meine Erika ihr neues, wärmendes Kleid nicht hat, müssen wir jeden Pfennig zu rathe halten. Also Georg, es hilft nichts, du mußt auch deinem Feinde lobsingen." Nach diesen halblaut gesprochenen Worten wandte er sich zu dem Fremden.

„Bis zu welcher Stunde wünscht Ihr das Gedicht fertig?"

Spätestens übermorgen früh um acht Uhr, wo ich es überreichen möchte. Aber es muß schön sein, und sein Herz treffen, damit ich allen Mitbewerbern den Rang ablaufe. Richtet Euch darnach und macht es hübsch lang und lobreich."

Der Fremde wollte schon gehen, da kehrte er nochmals um und sagte:

„Hier ist auch mein Honorar für Euere Arbeit; denn Ihr sollt in keiner Weise in Sorge um Eueren Lohn sein. Ich hole es mir übermorgen früh selbst ab. Lebt wohl, mein Herr Magister."

„Ach wie gnädig und überraschend unser Gott im Himmel seinen auf ihn vertrauenden Menschenkindern hilft. Hätte eher von meinem Weibe Erika gehofft, daß sie Lohn und Labsal ins Haus bringen würde, und nun schickt unser Herrgott beides unverhofft und von der Straße herein. Ich will mein volles Herz ausströmen lassen, und dazu ein paar Striche auf meiner lieben Gambe thun. Der kleine Schreier wird wohl so lange ruhig sein."

Damit eilte Neumark in den Winkel, wo seine geliebte Gambe stand. Das war sein Leibinstrument, ein Mittelding zwischen Violine und Cello. Er setzte sich an das Fenster, und indeß sein Blick durch ein paar Blumenstöcke hinausdrang und das einzige Stückchen Himmel suchte, was er von seiner Stube aus sehen konnte, strich sein harziger Bogen die zwischen die Knie gelehnte Cellogeige und sang dazu mit tiefem Gefühle:

Nicht nach Ehr' und eitlen Gütern
Sei, o Herr, das Trachten mein,
Laß uns deiner Vatergüte
Dafür ganz empfohlen sein.
Großen Reichthum bitt' ich nicht.
Doch daß mir auch nichts gebricht;
Mein bescheiden Theil zu haben
Wirst du, Gott, mich schon begaben.

„O du thörichter Senator," rief Neumark, „der du deinen Ruhm suchst und ohne nach Tauglichkeit zu fragen, deine Schmeichler emporziehst in fette Aemter, wie arm bist du doch gegen mich, auf den du so hochmüthig herabblickst! O, was fehlt mir mehr! Ich habe ja meinen Herrn und Gott, und er hält mich — ferner habe ich meine treue, sorgliche Gattin Erika, mein herziges Kind, und endlich meine geliebte Gambe, und so lange ich diese Vier besitze, soll mich nichts anfechten auf der Welt."

Neumark hatte sich ganz in sein Spiel verloren; denn er liebte die Tonkunst außerordentlich, und sie wurde ihm die Sprache der Andacht, wenn sein Herz recht bewegt war. Ja, er achtete es nicht, daß sein Söhnlein, recht zur Unzeit, wieder an zu schreien fing, indeß er sang und geigte. Da wurde wie im Sturme die Thüre aufgerissen und herein stürzte unwirsch und mit gerötheten Augen, Erika, Neumarks junge Gattin.

„Du hörst aber auch gar nicht auf den Kleinen, lieber Georg, denn sein Schreien und die Töne deiner Gambe zugleich vernimmt man schon draußen vor den Fenstern. Aber"—

„Aber du hast ja geweint," unterbrach sie Neumark.

„Freilich habe ich das und bin böse auf diese Welt, wo einem so wenig recht geschieht. Ich gedachte Brod und Fleisch mitzubringen, Milch und Brei für den Kleinen. Geld zu Hemden für unseren kleinen Posaunenengel brauchen wir auch, und nun habe ich die Zeit verlaufen, kein Geld erhalten für die gelieferte Schneiderarbeit bei der reichen Kaufmannsfrau, nichts, auch gar nichts mitbringen können, als ein Brod. Bist du für heute zufrieden, mein Georg, mit einer Wassersuppe zu Mittage?"

„Und du, meine liebe Erika," fuhr Neumark schalkhaft fort, „bist du zufrieden mit labendem Trunk und einem Stück saftigen Schinkens?"

Jetzt erst fiel der Blick der überraschten Frau auf den reichbesetzten Tisch, von dem ihr ein blankes Silberstück und die Speisen entgegenlachten.

„Und wie ist dir all' der Segen gekommen, indeß ich verzweifelnd umherlief und sorgte, woher wir unser täglich Brod nehmen sollten?"—sprach Erika.

„Nicht wahr, so behagt dir's, mein Lieb?" trug Neumark zurück. „Du verzweifeltest und warfst so schnell dein Vertrauen auf den allmächtigen Gott weg, das du

doch festhalten solltest. Ei ei, meine Erika! Ist das christlich? Sieh, indeß du von Menschen und Menschenhand, auf die du gar fest bautest, verlassen worden bist, hat mich Gott, auf den ich hoffe, nicht verlassen. Er hat mir durch die holde Poesie, auf die du schon manchmal schmähtest, indem du mich einen gutmüthigen Träumer schaltest, mildthätige Herzen erweckt. Und diese, die Verehrer meiner Dichtkunst, haben mir hier beschert, als du außen warst." Und nun mußte Georg Neumark seiner Frau erzählen, welcher Zwischenfall ihnen die Gaben ins Haus gebracht hatte.

Denselben Abend noch, als seine Gattin das Söhnlein zur Ruhe gebracht hatte, setzte sich Neumark hin an seinen Arbeitstisch, während Erika, die für einige vornehme Familien in der Nachbarschaft Näharbeiten ausführte, ihm gegenüber Platz nahm; und siehe da, nachdem er einige sanfte Weisen auf seiner Gambe hervorgelockt hatte, öffnete sich ihm die Quelle der Dichtkunst, und er schrieb emsig an dem Liede für einen Wohlthäter, indeß er gleichzeitig alle grollenden Gedanken in seiner Brust zurückdrängte. Darauf las er die Zeilen wiederholt durch und feilte an ihnen herum, bis sie nach seiner Ansicht recht und gefällig waren. Dann las der innige Neumark seine Arbeit der Gattin vor, die treulich mit ihm Leid und Freud theilte, und sie war eine gar aufmerksame und denkende Hörerin, die auch an Amt und Beschäftigung ihres geliebten Mannes, wie es einer frommen, christlichen Frau geziemt, innigen Antheil nahm. Sauber geschrieben lag das Papier längst bereit, als der überaus erfreute Schreiber Hannow zur gesetzten Stunde es abholte.

Im Hause des Herrn Senators Manecke ging es desselben Tages recht geräuschvoll zu; es war der Geburtstag des gestrengen Herrn, und schon von früh an lösten sich die Besuche von Freunden, Untergebenen und Dienern ab.

Auch der allzeit geschmeidige Hannow befand sich unter den Gratulanten und wußte seine Bitte um die erledigte Stelle recht geschickt und unter lauter salbadernder Kriecherei an den Mann zu bringen. Mit einem tiefen Bücklinge und sich im Geiste schon als neuen Stadtschreiber sehend, schritt er, der sich soeben noch wurmartig vor seinem Vorgesetzten gekrümmt hatte, nun gar hochmüthig und die übrigen kaum eines Blickes würdigend die Stufen herab. Das ist aber gewöhnlich so, daß der, welcher nach oben aufs niedrigste schmeichelt und kriecht, nach unten hin knechtet und verachtet, um sich für sein mattes Herz und seinen hohlen Kopf zu entschädigen.

„Kann man denn nicht besser aufsehen?" raunte er gerade jetzt in recht unfreundlichem Tone einem ihm Begegnenden zu, der ihn aus Versehen ein wenig angestoßen und den großmächtigen Busenstreifen in etwas schiefe Lage gebracht hatte.

Hätte er freilich gewußt, wer der so unsanft Begrüßte sei, so hätte er sich wohl vor allem Aufbrausen gehütet; denn es schien der Fremde ein gar vielvermögender Mann, wenn auch sein Aeußeres sehr einfach erschien, und er sein schwarzes Haupthaar sogar ein wenig nachlässig trug.

Es dauerte auch gar nicht lange, und der noch im Hause aufhältliche Hannow hörte, wie oben nach geschehener Meldung der Hausherr Manecke selbst zur Thüre eilte, diese öffnete und erfreut rief:

„Ah, der schwedische Herr Resident in Hamburg! Seien Sie mir tausendmal willkommen, mein Herr Schering Rosenhan!" Und unter vielen Complimenten führte er ihn in seine festlich geschmückten Zimmer. Dort brachte der feine Schwede, der vortrefflich deutsch sprach, seine Glückwünsche an, und nahm alsbald das auf dem Tische liegende, ihm auffallende Gedicht Neumarks in die Hand.

Je länger aber der schwedische Consul, ein sehr gebildeter und frommer Mann, in den Zeilen las, um so mehr leuchteten seine Augen auf. Ja, endlich begann er gar, nach einem flüchtigen, um Erlaubniß bittenden Blicke auf den Senator, ganz laut vorzulesen:

„Ob Wetter dräun, ob Krieg, ob Nöthen
An Leib und Seele gleicherweis,
Laß kommen nur, sie soll'n nicht tödten,
Ich schütze dich, mein ist der Preis.
Ich halte bei dir treulich Wache,
Mein Stern steht über deinem Dache.

Kann ich dich nun in diesen schützen,
Was meinst du wohl, mein Menschenkind,
Was ich dir werde können nützen
In Fällen, die noch schwerer sind?
Ich bin dein Heiland, dein Erretter,
Drum fürcht' dich nicht im Unglückswetter!"—

„Vortreffliche Gesinnung, ganz vortrefflich, verehrter Herr Senator," versetzte Rosenhan eifrig. „Besser als ich vorhin meine Glückwünsche zu Ihrem heutigen Festtage anbringen konnte, thut es dieser Poet, der das Herz erfüllt mit Festigkeit und Vertrauen. Sagen Sie, wer ist der Verfasser?"

„Ich weiß es nicht genau," erwiderte Senator Manecke. „Der Beamte, der mir den Wunsch vorhin brachte, und den Sie fast noch im Hause getroffen haben müssen, hat vielleicht die Zeilen selbst gedichtet; denn er scheint ein geschickter Mann zu sein. Er heißt Hannow und wohnt an der Michaeliskirche drüben.

„Der Mann gefällt mir jetzt schon, noch ehe ich ihn gesehen. Aber er muß ein ehrlicher Charakter sein; gerade Haltung, offenes Auge—nicht, Verehrter?"

„I nun"—dehnte Manecke—„am besten ist es, wenn Sie sich so sehr für ihn interessiren, ich sende Ihnen mit ihrer Erlaubniß den Mann heute Abend oder Morgen früh zu. Vielleicht kann er Ihnen mit weiterem dienen."

„Gewiß, gewiß, da wäre ich Ihnen nur dankbar; denn solches Gold der einfachen, ehrlichen Gesinnung, wie es diese Zeilen bekunden, ist in der heutigen Zeit, da der Krieg die Herzen roh gemacht hat, immer seltener worden. Verzweiflung, Bosheit, Stumpfsinn zeigen sich nur zu oft als die Früchte jenes schrecklichen Kampfes.

Aber," fuhr der schwedische Herr warm fort, „in dieses Mannes Brust scheint nur ein großer und beseligender Gedanke Platz zu haben. Und dieser Gedanke ist der Glaube an Gott, an seine alles vermögende Kraft und an seine unendliche Vatergüte. Aus dieser heiligen Quelle entströmen ihm sicher die herrlichen Gesänge. Lieber Manecke, ich leih mir bis heute Abend diese Ihnen gewidmeten Zeilen und erwarte den mir zugesagten Besuch des Mannes um sechs Uhr etwa."

„Soll geschehen!" sprach der Senator und geleitete den schwedischen Residenten oder Consul bis hinaus an die Treppenstufen, sich bei ihm höflich verabschiedend.

(Schluß im nächsten Heft.)

Im Traum gewarnt.

Mein Vater starb, als ich noch sehr jung war, und weil er von den Gütern dieser Welt nur ganz wenige besaß, mußten meine Mutter und meine Schwester darauf sehen, wie man das Einkommen mit den Ausgaben in Uebereinstimmung bringen konnte, und da hatte ich, obwohl erst neun Jahre alt, eben auch schon das Meinige dazu beizutragen.

Meine Schwester konnte bald eine Stelle finden; aber ihr Erwerb reichte nur knapp aus, um sie in Kleidung zu erhalten. Ich arbeitete, was sich mir eben darbot, hier und dort—irgend etwas, bis so zu meinem fünfzehnten Jahre, als ich durch Vermittlung meiner Schwester und ihrer Freundin, der Tochter eines Leinwandhändlers, bei dem Vater dieser Freundin eine Anstellung erlangte.

Ich wurde nun bei Herrn Eward in das Geschäft eingeführt, und fühlte mich in kurzer Zeit glücklich und zufrieden, denn mein Herr schien mit meiner Arbeit zufrieden, und ich war nun in den Stand gesetzt, etwas mehr für die Mutter und für den kleinen Haushalt beizutragen. So vergingen zwei Jahre, ohne daß ich Grund zur Klage gehabt hätte, denn ich konnte wahrnehmen, daß Herr Eward mir großes Zutrauen schenkte und mir selbst sehr verantwortliche Geschäfte anvertraute. Nur ein Punkt machte mir oft großen Kummer, mein Lohn war sehr gering, und seit ich in meiner Kleidung etwas mehr modisch wurde, wollte es nicht mehr ausreichen und oft regte sich der Gedanke, ich verdiene wirklich mehr, als mir zu Theil ward. Das schlimmste bei der Sache war, den letzten Anzug, welchen ich machen ließ, konnte ich nicht bezahlen; ich hatte Schulden und keine Aussicht, sie zu decken.

Der Schneider verlangte aber sein Geld und ich hatte es ihm gerade für diesen Abend versprochen. Schon einmal ließ ich einen bestimmten Tag verstreichen, und er drohte mir, was war zu thun? O, wie oft hatte ich schon gewünscht, ich hätte die Kleider nicht gekauft, denn im Grunde betrachtet, hätte ich sie noch nicht gebraucht. Ich hatte mir wohl schon dutzende Mal vorgenommen, nie wieder etwas zu kaufen, das ich nicht haben mußte, aber alle diese guten Vorsätze bezahlten die Schuld nicht.

Es war Abend geworden, ich saß allein hinter dem Ladentisch, die andern Gehülfen waren bereits nach Hause gegangen. Es war Samstag, der Tag war ein sehr geschäftiger gewesen; wir hatten viel Leinwand verkauft und die Schublade war gestrotzt voll Geld.

Jetzt nahte sich der Versucher zu mir heran und begann mir zuzuflüstern; er zeigte nach der Geldspinde und deutete mir an, daß dort die Mittel meiner Rettung seien. Ich wußte wohl, daß Herr Eward nicht wußte, wie viel Geld heute eingegangen war. Dem Schneider hatte ich für diesen Abend das Geld versprochen· hatte mir auch schon den ganzen Nachmittag vorgenommen, heute Abend Herrn Eward zu ersuchen, mir das Geld vorzustrecken. Ich möchte hier noch bestimmt erklären, daß ich nie Geld vergeudete, denn jeden erübrigten Cent gab ich der Mutter, und da ging es für die Familie auf.

Ich saß eine lange Zeit, das Auge auf die Spinde geheftet, und der Versucher machte seine stärksten Anläufe auf mich. Ich wußte, daß ältere Clerks schon öfters Geld auf diese Weise borgten und es hernach wieder ersetzten, aber ich hatte es nie als recht anerkannt, obwohl ich wußte, daß die Noth sie trieb, und nun sollte ich es selbst thun! Ich zitterte.

Wie konnte ich aber dem Schneider begegnen und ihn zum zweitenmal abweisen? Wie, wenn er mich bei Herrn Eward verklagen sollte? Ich entschloß mich endlich, es zu verhüten und mir das Geld aus der Spinde zu borgen; ich öffnete die Schublade und zählte fünf Stücke heraus. Ich that das Geld in meine Tasche und ehe lange trat Herr Eward wieder in den Laden.

„Ich denke wir schließen ab für heute, Carl, mache die Läden vor." Ich ging und that wie befohlen; als ich zurückkam stand Herr Eward bei der Spinde und zählte die Einnahmen. Als ich in seine Nähe trat, blickte er mich scharf an, ich zitterte wie Aspenlaub: „Was fehlt dir?" fragte er. „Nichts, mein Herr, daß ich wüßte," antwortete ich, und suchte mich zu fassen. „Es muß dir etwas fehlen, denn du bist ja kreideweiß und zitterst wie ein Blatt im Wind."

„Ich bin müde," war alles, was ich hervorbringen konnte.

„Du hast dich heute etwas überarbeitet, laß das Uebrige und gehe heim, ich will schon das Andere besorgen."

Am Sonntag ging ich mit meiner Schwester zur Kirche; kaum in meinem Stuhl, treffen meine Augen den Blick des Herrn Eward, er beobachtete mich genau und

ich konnte etwas Schmerzliches aus seinem Blicke lesen. Nach dem Gottesdienst sah ich ihn in ernstlichem Gespräch mit dem Schneider, und es schien mir, als hätten beide nach mir geschaut. Jetzt fühlte ich, daß ich entdeckt und verloren war.

„Ums Himmelswillen, Carl, wie siehst du aus?" rief meine Schwester, als sie nach meiner Hand griff.

„Er ist ohnmächtig," hörte ich eine andere Stimme sagen; eine Stimme, welche ich nur zu gut kannte und um hundert Welten nicht in der Nähe haben wollte.

Ich wandte mich und sah, daß es Julie Eward, die Tochter meines Herrn war; sie sah bleich und erschrocken aus, und mir graute bei dem Gedanken, daß sie sich um mich bekümmerte; zu einer andern Zeit hätte mir die Versicherung einen Himmel voll Freude aufgethan.

Ich eilte davon, um heim zu kommen, aber was daheim! wie konnte ich meiner Mutter begegnen? Daß ich entdeckt war, das war mir klar, denn der Blick des Herrn Eward und sein Gespräch mit dem Schneider war mir Zeugniß genug dafür. Auf alle Fragen meiner Schwester über die Ursache meines Verhaltens, konnte ich ihr blos antworten, daß mir nicht wohl sei.

Am Nachmittag getraute ich mir nicht in die Kirche zu gehen; meine Mutter blieb auch zu Hause, denn sie war bekümmert um mich. Wenn sie mich nur in Ruhe gelassen hätte, dann wäre ich wenigstens innerlich mehr gelassen gewesen, aber beständig stand sie bei mir und wollte wissen, was mir eigentlich fehle. Jetzt mußte ich auch noch Unwahrheit sagen: Das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend nur Böses muß gebären. Ich Elender mußte nun auch noch meine Mutter, die edle Seele belügen.

Nun kam eine trostlose Nacht des bittersten Schmerzes und dann endlich mußte der Höhepunkt meiner Schmach eintreten, denn ich mußte ja meinem Herrn begegnen. Es war schon spät, als ich am Morgen in das Speisezimmer trat; meine Mutter war bleich und stille wie der Tod. Ich vergaß meinen Schmerz und eilte auf sie zu; sie blickte mich an—den Blick vergesse ich nie!- „Frage mich nichts, Carl, sondern gehe sogleich in den Laden, du bist verspätet, Herr Eward erwartet dich schon." Das war alles, was sie sagte; war es nicht mehr als genug? Also auch sie war schon unterrichtet von meinem Fall.

Ohne auf die Schwester zu warten, eilte ich von Hause fort; allenthalben, wo mir Jemand begegnete, konnte ich ihnen ansehen, daß meine Schmach versiegelt war; einmal glaubte ich sogar, ich hätte das Wort Dieb gehört. Jetzt fing ich an, allerlei üble Gefühle gegen Herrn Eward zu hegen, denn ich meinte doch, er hätte um meiner Mutter und Schwester willen mich nicht blosstellen brauchen. Dann kam mir der Gedanke, er habe es auch nicht gethan, der Schneider werde es ausgeposaunt haben. Jetzt hielt ich plötzlich inne und schlug mit der Hand vor die Stirne.—Flucht! warum war mir das nicht eher in den Sinn gekommen? Eben hatte ich den Entschluß gefaßt, zu fliehen und den Ort zu verlassen, wo doch nur Schmach meiner wartete, da kam Lucy, meine Schwester, gelaufen; ihre Haare flogen wild um ihr Haupt und ihre Augen waren verweint.

„O Carl, komme eilend zurück, die Mutter ist am Sterben, ein Schlag hat sie gerührt." Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht, was sich zugetragen hat, weiß ich auch nicht; das letzte, was ich sah oder hörte, war Lucy, welche vor mir stand und mir ins Auge blickte und sprach: „Carl, du hast sie getödtet, sie konnte deine Schande nicht überleben, sie ist todt."

Ich flog nach dem Bette zu, auf dem die Mutter lag und—ich fühlte eine schwere Hand auf meiner Schulter und hörte meinen Namen.

„Carl! Carl!"

Ich sprang auf und blickte erschrocken um mich; es war Herr Eward, der mir gerufen hatte. Noch saß ich auf dem Stuhle, auf dem ich eingeschlafen war; jetzt fielen meine Augen auf die Spinde und es forderte einige Secunden ehe ich so recht einig und überzeugt war, daß ich blos geträumt hatte. Ein kalter Schweiß stand wie Schleim auf meiner Stirne und ich zitterte an allen Gliedern. „Was fehlt dir, Carl?" fragte Herr Eward freundlich.

„Lieber Gott, welch ein Traum!" sagte ich unwillkürlich.

„O, wenn es nichts schlimmeres ist, dann laß gut sein. Du hast heute ganz ungewöhnlich hart gearbeitet und bist vor Ermüdung eingeschlafen. Ich möchte noch einige Worte mit dir reden, ehe du heimgehst!"

Als ich die Thüren und Läden befestigt hatte, kehrte ich zu Herrn Eward zurück, welcher mich nun freundlich anblickte, und sagte: „Carl, meine Tochter Julie hat mir gesagt, daß du von deinem geringen Lohn deine Mutter noch gänzlich erhältst; ist dem so?"

„Ja," antwortete ich zitternd; „meine Schwester hat so weit nur genug verdient, um ihre Kleider und etwas weniges für ihre Kost zu erschwingen; das Uebrige muß von mir kommen."

„Wie kannst du das fertig bringen, dein Lohn reicht doch nicht zu dem allem hin?"

„Es war genügend uns in Nahrung und Heizmaterial zu halten, aber für Kleider habe ich — —"

„Schulden gemacht, he?"

„Ja, mein Herr, aber vergeben Sie mir, ich will in Lumpen gehen, ehe ich wieder Kleider anziehe, welche nicht bezahlt sind."

„Das ist schön von dir, Carl; doch wollen wir die Sache bereinigen; ich habe schon seit einigen Monaten gedacht, deinen Lohn zu erhöhen, nun will ich es thun, und zwar anfangend mit dem Monat, da ich zuerst daran dachte, sage vor drei Monaten.

Herr Eward machte einige Zahlen auf ein Papier, reichte es mir dann mit den Worten hin: „Wird das deine Rechnung ausgleichen?"

„O ja, und noch mehr, Herr Eward.“

„So nimm es, und nun weißt du, was dein Lohn in Zukunft ist, halte gut Haus.“

Er sagte noch mehr, auch etwas von Beförderung u. s. w.; aber ich konnte nichts mehr verstehen, denn es stieg etwas durch meinen Hals herauf, das mich zu ersticken drohte, und ich war unvermögend auch nur zu danken. Ich nahm das Geld, bezahlte die Schneiderrechnung; aber erst als ich zu Hause ankam, war ich gefaßt genug, um mich intelligent auszusprechen. Als ich meine Mutter und Schwester sah, konnte ich fast nicht trauen, ich wollte sie fragen, ob es denn wirklich erst Samstag sei; ich mußte mich einigemal fest in den Arm kneifen, um zu erfahren, ob ich wach sei oder schlafe. Als ich ihnen mein Glück erzählte und den erhöhten Lohn hinlegte, auch beifügte, daß mein neuer Anzug bezahlt sei, weinten sie Freudenthränen. Das sei aber gesagt, ich zitterte, da ich sie so in Freuden sah und gedachte an die Warnung, welche mir zu Theil wurde.

Jahre sind dahin, ich könnte die Geschichte in die Länge ziehen und alles sagen, was sich die Leser einbilden, aber ich breche ab. Meine Mutter lebt noch, der Laden und das Geschäft sind in meinem Namen. Oft sagt meine Mutter, ihr Sohn hätte nie einen bitteren Tropfen in ihren Lebenskelch gegossen, ich aber denke an die Warnung, welche mir zu Theil wurde, als ich mit dem Gedanken umging, meine Schneiderrechnung mit fremdem— entwendetem Gelde zu bezahlen. Ich danke Gott, daß er mich bewahrt hat, und wenn ich durch diese Erfahrung einen Jüngling auf seine Gefahr aufmerksam gemacht habe, dann wird es mir große Befriedigung gewähren.

R. M.

Des Teufels Küche.

Von C. A. Thomas.

Ich will's denn sogleich gestehen, lieber Leser, daß die Ueberschrift etwas seltsam klingt. Es gibt eben in einer Welt, wie die unsrige, in welcher leider auch der Teufel wohnt, gar seltsame Sachen. Und da darfs einen nicht wundern, daß es unter den vielen Anstalten, die da vorgeben, für des Menschen innere und äußere Bedürfnisse zu sorgen, auch eine sogenannte Teufelsküche gibt. „Koch und Kellner“ sind da wohl in erster Instanz die Menschen — böse Menschen, aber das nicht allein: der Teufel hat seine Hand selbst mit darin, und man gibt somit dem Ding besser gleich den rechten Namen. Was nun da alles zubereitet, gekocht und gebacken wird, läßt sich einerseits leicht denken, andererseits kaum beschreiben.

Tausende von Menschen sind Tag und Nacht beschäftigt, böse, unsittliche, schamhafte, aus dem Unglauben hervorgehende Lectüre zu schreiben, und zu verbreiten. Sie sind's, die in des Teufels Küche Koch und Kellner spielen. Mit unglaublichem Eifer theilen sie ihre Giftspeisen unter den Menschen, namentlich unter dem jungen Volke, aus. Ueberzogen mit der süßen Kruste eines bezaubernden Wortspiels, verschluckt die irregeleitete Seele das Gift und entdeckt erst den Irrthum, wenn's zu spät ist, oder aber nie. Denkt nur: Einst erschoß sich zu Bonn ein Jüngling von achtzehn Jahren, Namens Karl von Hohenhausen. Er hatte an der Universität die Rechtswissenschaft studirt und war ausgezeichnet mit den herrlichsten Gaben des Geistes und des Körpers. Die äußere Lage des unglücklichen Jünglings war eine durchaus geordnete und heitere; eine glänzende Zukunft stand vor ihm. Sein Vater war ein wohlhabender Mann und hoher Beamter, der seinem Sohne die beste Erziehung zu geben beabsichtigte. Aeußerliches Unglück kannte er kaum dem Namen nach. Seine Gesundheit war die eines kräftigen, rüstigen jungen Mannes, wie sowohl die Aerzte bezeugen, die ihn während des Lebens gekannt, als auch jene, die nach der grausigen That die Leichenschau vornahmen. Seine Gesichtsfarbe war blühend, und auf einer, nur wenige Wochen vor seinem Ende unternommenen Fußreise war er der rüstigste seiner Gefährten gewesen; Märsche von vierzehn Stunden hatten ihn nicht erschöpft. Keiner seiner Mitschüler hatte auch nur eine Spur von Krankheit an ihm wahrgenommen. Ebensowenig waren sein angeborener Charakter und seine natürlichen Anlagen von der Art, daß sein grauenvolles Ende aus ihnen erklärt werden könnte. Sein Vater schilderte ihn als die Freude seiner Eltern; er war in hohem Grade verträglich; nie brach ein Streit aus zwischen ihm und seinen Geschwistern, die ihn alle herzlich liebten; stets hat er sich mit seinen Gespielen gut vertragen; alle liebten ihn, und wie sein Vater bezeugt, „hat er seine Eltern nie anders betrübt, als durch sein unseliges Ende.“

Wenn also weder in der äußerlichen Lage, noch in den natürlichen Anlagen die Ursache der schrecklichen That zu suchen ist, so muß sie im Innern, in den Seelenzuständen des unglücklichen jungen Mannes zu finden sein. Und in der That gibt uns das Tagebuch desselben Aufschluß in diesem Sinne. Wir theilen hier zwei Stellen aus demselben mit, welche uns ein schauerliches Bild davon geben, wie unaussprechlich öde, leer, kalt, traurig es in diesem Herz ausgesehen hat.

Einmal schreibt er: „O es ist öde in meinem Herzen; ja öde, das ist das rechte Wort. Hingeschleudert ins

Leben, ist mir so winterlich öde in der Brust; Nebel hinter mir, Nebel vor mir, Nebel um mich. Ohne Vergangenheit, denn ich weiß nicht woher, ohne Zukunft, denn ich weiß nicht wohin, bin ich auch ohne Gegenwart. Andere freuen sich des Daseins und der Zukunft, ich aber habe nie gekannt, was man Glück nennt, und längst vergessen, was die Hoffnung ist. Nur ein dunkler Traum durchschauert oft mein Herz. In Blüthen und mit Rosenknospen prangte der Baum meines Lebens; da brach der rauhe Hauch der Wirklichkeit wie ein Sturm daher, und entblättert ist der Baum, und so bin ich um Lenz und Sommer und Herbst betrogen."

Einige Wochen später schreibt er: „Heute wollte ich beten und begann: eins, zwei, drei. Da schauderte ich zusammen; ich hatte nur gezählt. Auch das Wesen des Gebetes ist für mich verloren. Mein Geist ist abgestumpft in allen seinen Kräften, mein Herz dürre wie ein vertrockeneter Baum. Grau und düster wird mein Inneres."

Was aber hat diesen so traurigen Zustand in dem jungen Menschen hervorgerufen? Die schlechte Lectüre, das Lesen gottloser Bücher!

Im sechsten Jahre hatte der Knabe schon heimlicherweise ganze Acte der Trauerspiele Heine's, jenes Schmutzpoeten, auswendig gelernt. Von da an wälzte er sich in allem Unfläthigen und Gottlosen, was die schlechtesten Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes geschrieben. Der arme, arme Junge war in die Garküche des Teufels gerathen, und seine Seele war vergiftet worden.

Im Beisein einer großen Volksmenge wurden vor etwa sechs Jahren in Paris zwei ganz junge Männer, Barré und Lebiez, Studenten der Universität, hingerichtet, weil sie eine Milchfrau ermordet und ausgeraubt hatten. Längst schon waren sie alles Glaubens bar, leugneten in öffentlichen Versammlungen das Dasein Gottes und brüsteten sich, vom Affen abzustammen. Wo hatten sie ihren Unglauben geholt? Wo hatten sie ihre Gottlosigkeit eingesogen, die so weit ging, daß sie allen geistlichen Zuspruch zurückwiesen, mit verstocktem Gemüthe aufs Schaffot stiegen und ihr Haupt dem Henkersbeile darboten? Nirgends anders als in den Schriften ungläubiger Professoren, wie die Unglücklichen selbst gestanden.

Vor drei Jahren erschoß sich zu Prag die siebzehnjährige Tochter eines Staatsbeamten. Auf den Knall der Büchse eilte die erschrockene Mutter herbei, aber es war schon zu spät, die Tochter lag entseelt auf dem Boden, und neben ihr — ein Roman, der den vollen Unglauben prediget.

Ich will denn hier auch an die Hinrichtung des wegen Verwandtenmordes zum Tode verurtheilten Peter Waßer (St. Gallen, Schweiz,) erinnern. Eine unermeßliche Volksmenge war zugegen. Wir wissen, was den unglücklichen Mann zu jenem fluchwürdigen Verbrechen führte. „Der Strauß (Leben Jesu von D. Strauß) hat mich zu Grunde gerichtet," das war das erste Wort, das Peter Waßer zu dem Priester, dem nun verstorbenen Bischofe Dr. Karl Johann Greith, sprach, der ihn zum Tode vorbereitete. „Ich betete früher gerne," bekannte er weiter, „und lebte glücklich und zufrieden; die schlechten Bücher aber, die mir in die Hände fielen, haben meinen Glauben gänzlich untergraben. Nach und nach, besonders seit einem Jahre ward ich verleitet, zu glauben, die Religion sei nur ein Schreckmittel, mit dem man das gemeine Volk in Angst jagen wolle; die göttliche Gerechtigkeit, Himmel und Hölle seien nur eine Erfindung der Geistlichen." So bekannte der Unglückliche unter häufigen Thränen unmittelbar vor dem schweren Gange zum Tode.

Noch keine vier Wochen sind verflossen, seit ein blutjunges Kerlchen von etwa acht Jahren seinem zarten Leben in Philadelphia durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Und warum wohl? Als der Vater ins Zimmer trat, wußte er vor Erstaunen nicht, was zu sagen. Der Junge war anscheinend immer heiter gewesen. Das Rauhe des Lebens war ihm selbstverständlich noch unbekannt. Was denn hatte ihn zum Selbstmord verleitet? Nichts als das Lesen verschiedener Blätter, die aus des Teufels Küche kamen. Diese Entdeckung machte der Vater zu seinem großen Leidwesen erst später.

Und nun, ihr lieben Magazinleser, das sind nur wenige Beispiele von vielen, die sattsam darthun, wie man sich vor des Teufels Küche hüten soll. Wer aber kann die Millionen zählen, die ihren ewigen Untergang auf das Lesen schlechter Schriften zurückführen müßten! Auf uns als Eltern fällt sicherlich die erste und die Hauptpflicht, da warnend und rettend einzugreifen. Wir sollten immer ganz genau wissen, was unsere Kinder für sittlich-geistige Speise zu sich nehmen. Geben wir ja doch acht in diesem Stücke selbst auf ihren Leib, wie vielmehr sollten wir nicht für ihre Seelen sorgen. Aber nicht blos Eltern, sondern jeder Freund der Jugend sollte helfend zur Seite stehen.

In 1872 begann in New York ein armer Commis dies Werk ohne Geld und ohne Freunde. Er sah keinen Weg offen, ohne das Gebet. Er betete um Freunde zu diesem Werk und sie wurden ihm gegeben; er betete um Geld und es wurde ihm gegeben. Man höre, was er sagt:

„Es war im Jahre 1872, als ich den Kampf gegen den Feind, welcher wie ein gewaltiges Ungeheuer nach allen Richtungen die Jugend dieses Landes zu verderben sucht, begann. Der Feind drang in unsere Häuser und Familien, verfolgte die Jugend in den öffentlichen Schulen und Collegien, daheim und auswärts, in Gestalt einer Literatur, welche den Leuten von Sodom und Gomorra die Schamröthe auf die Wangen getrieben hätte. Ich wurde zuerst darauf aufmerksam dadurch, daß ich sah, wie Jünglinge durch dieses Uebel leiblich und geistlich zu Grunde gerichtet wurden. Ich erkannte, daß dieses gottlose Geschäft auf eine ganz systematische Weise betrieben wurde, und daß es kein Gesetz dagegen gab. Im Jahre 1873 ersuchten wir den Congreß um eine Ver-

ordnung, durch welche diese Schmutzliteratur von der Beförderung durch die Post ausgeschlossen würde. Es geschah. Im gleichen Jahre ersuchten wir die Gesetzgebung von New York um ein Gesetz, durch welches der Druck und Verkauf dieser Literatur verboten wurde. Es geschah. Die nächste Aufgabe war nun, für eine Handhabung dieser Gesetze zu sorgen. Im Jahre 1873 wurden 165 Bücher dieser Art herausgegeben und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Durch die Gnade Gottes ist es uns gelungen, in den Besitz der Druckplatten von 163 dieser Bücher zu gelangen und sie zu zerstören. Seit 1873 sind 36 weitere Schriften dieser Art publizirt worden, allein wir haben die sämmtlichen Platten dem Gebrauch entziehen können. 230,955 unzüchtige Bilder und etwa 1½ Mill. Cirkulare und andere Blätter dieser Art wurden zerstört. Außerdem gelangte in unsere Hände eine Liste von 982,010 Namen, welche die Verkäufer dieser Schändlichkeiten als einen Handelsartikel benützten, um den Trägern dieser Namen im Geheimen Cirkulare und andere Schriften, diese Schandliteratur betr., zuzusenden.

Fünf Jahre bekämpften wir diesen Feind allein, dann fanden wir andere, ihm verwandte Feinde. Wir entdeckten in New York 600 Spielsäle und 9 Lotterieen. Angenommen, daß in den ersteren täglich je 15 Dollars verspielt wurden, so wanderten hier und in den Lotterieen jährlich mindestens 10 Mill. Dollars in die Taschen dieser Verbrecher. Wir haben heutzutage, ich freue mich, es sagen zu dürfen, nicht eine öffentliche Spielhölle oder Lotterie in New York.

Dann begann der Kampf gegen die Blätter, welche nur von Verbrechen und Blutthaten berichten und Tausenden von Knaben und Mädchen in die Hände gespielt werden, um ihre Herzen und ihre Phantasie zu vergiften. Wir setzten uns mit den Freunden in Canada in Verbindung, welche ein Gesetz erlangten, durch welches die „Gerichtszeitung" (Police Gazette) und andere Blätter von Canada ausgeschlossen wurden. Sieben Staaten der Union erließen Gesetze gegen die Verbreitung dieser Schauergeschichten. Ich freue mich, sagen zu dürfen, daß in New York von den vier Zeitungen dieser Art zwei eines natürlichen Todes gestorben sind.

Und obwohl es in den vergangenen dreizehn Jahren nicht an Verfolgungen gefehlt hat — man versuchte mich zu tödten, man verbreitete die schändlichsten Gerüchte, um mir meinen ehrlichen Namen zu rauben, man verlästerte meine Bestrebungen und schmiedete Ränke und Intriguen, um die erlassenen Gesetze unwirksam zu machen —bin ich im Vertrauen auf Gottes Hülfe vorangegangen, und seine Gnade hat mich erhalten, daß ich von den bisher erreichten Resultaten Zeugniß geben darf. Seinem Namen sei alle Ehre."

Muß hier abbrechen. Vielleicht später noch mehr. Möchte Gott in jeder Stadt solche muthigen Gegner der „Teufelsküche" erwecken, welche nicht ruhen, bis die ganze Wirthschaft zertrümmert ist. Dafür laßt uns beten!

Der Danksagungstag.

I.

Der Danksagungstag, so wie man denselben hier feiert und hält, ist eine rein amerikanische Institution. Zwar könnte man auf ähnliche Feiertage im alten Lande zurückdeuten und Stammverwandtschaft nachweisen, aber es bliebe immer Unterschied genug zu zeigen, daß keine Verwandtschaft existirt. Anfangs suchten Spötter diesem Feiertag den Titel „Regierungssonntag" beizulegen; aber die Zeit und Schicklichkeit der Feier haben ihn nicht blos in allen Staaten, sondern im Herzen jedes Amerikaners eingebürgert.

Der Danktag hat seinen Ursprung in der edlen Ansicht, daß der Schnitter, das Volk, dem Herrn der Ernte zum Dank verpflichtet sei. Die Pilgerväter haben den Tag gestiftet als ihr Erntefest (Harvest Home). Vielleicht mögen sie mit den Israeliten sympathisirt haben in der Feier ihres Erntefestes; jedenfalls erkannten sie die Schicklichkeit des allgemeinen Dankens und setzten einen Tag fest, an welchem sie sich versammelten „zum Gebet, zur Danksagung und zur allgemeinen Freude über die Ernte von zwanzig Acker Indiankorn (Mais), sechs Acker Gerste und Suppenbohnen."

Im Frühjahr 1621, „als das Laub der Weißeiche so groß war wie ein Mausohr"—das war die Zeit, da der Indianer sein Korn pflanzte—kam Squanto, der freundlichgesinnte Indianer, und zeigte ihnen, wie man das Land „fischte," Korn pflanzte und bearbeitete. Der Indianer war der Meinung, Korn wachse nur da, wo das Land „gefischt" sei, daher fing er den Häring in großer Masse und begrub ihn da, wo er Korn zu pflanzen gedachte; das war sein Dünger. Ueber die erste Ernte lesen wir in der Chronika der Väter also: „Gott sei gedankt, Halleluja! unser Indianerkorn hat eine reiche Ernte gegeben, unsere Kinder haben Brod, denn das Land war gut ‚gefischt;' die Gerste ist nur mittelmäßig und die Bohnen sind kaum des Sammelns werth gewesen, denn wir hatten sie zu spät gesäet."

Die alte Chronika schreibt ferner: „Es war gerade ein Jahr nachdem unser gutes Schiff Mayflower gelandet, unsere Ernte war eingeheimst, da erließ unser Gouverneur (Bradford) eine Proklamation, daß vier Männer mit ihren Gewehren in den Wald gehen sollten, um etliche fette Truthähne zu schießen (wild turkeys), damit die Colonie auch auf gebührende Weise Gott danken könne für die reiche Ernte und sich gebührend freuen möge, weil wir die Frucht unserer Arbeit geerntet haben." So

begann der amerikanische Danksagungstag, als sieben Blockhütten eine Colonie bildeten, und seither gehört der Truthahn noch dazu, um „gebührend" danken zu können.

Neun Jahre später feierte die Massachusetts-Colonie ihren ersten Danktag. Es war um die Zeit, als die Colonie in schwerer Hungersnoth schmachtete. Gouverneur Winthrop hatte nemlich das Schiff „Lyon" nach England gesandt, um Provisionen zu holen, denn er sah, daß die Ernte nicht hinlänglich war. Schwere Stürme und andere Hindernisse verlängerten die Rückfahrt so sehr, daß die letzte Hand voll Mehl gebacken war; das Volk nährte sich von Eicheln, Grundnüssen, Krebsen und Clams. Jetzt gab es Aufruhr und Meuterei; da erließ der Gouverneur ein Gebot für einen Buß- und Bettag für alles Volk. Eben als man sich ins Versammlungshaus begab, kam ein Bürger und rief ins Haus, was er rufen konnte: „Schiff! Segel! am Hafen!" Nach zwei Stunden ließ der „Lyon" seine Anker fallen; der Gouverneur theilte seiner Colonie Brod aus, so viel Jeder brauchte, und dann versammelte man sich im „Versammlungshaus," um zu danken, anstatt zu fasten.

Für den Puritaner hat der Danksagungstag etwas Reizendes, denn er hat die Welt draußen von der rauhen Seite kennen gelernt; er hat alle Freudentage verbannt und sogar Weihnachten aus seinem Festkalender gestrichen, weil ihm zu viel Aberglaube und Ceremonie damit verbunden war. Und doch verlangte sein Volk ein Fest, ein allgemeines Fest; das mußte ihm der Danksagungstag bieten. Weil nun die Ernte eingeheimst war, und man etwa eine Woche nicht so streng zu arbeiten brauchte, so wurde es gebräuchlich, daß an diesem Tage die jungen Leute, welche für Fremde in der Nähe und Ferne arbeiteten, auf diesen Tag der Heimath einen Besuch abstatteten, und Knechte und Mägde hatten deßhalb einen Feiertag, um die Ihrigen daheim zu begrüßen—so wurde der Danktag zum Vereinigungstag und zum Fest der Armen. Wer nun noch wundert, warum er zum religiösen Feiertag wurde, der hat wahrlich wenig Begriff von dem, was schicklich ist unter solchen Verhältnissen.

Zu Boston wurde der Danktag sogar gesetzlich dem Sonntag gleichgestellt. Die Chronika der Pilgerväter sagt: „Es ist am Danksagungstag verordnet und geboten, daß Jedermänniglich sich im Versammlungshaus einfinde, um Gott den gebührenden Dank abzustatten." Das war Colonialgesetz. Die Puritaner hatten einen solchen heillosen Respekt vor der anglikanischen Staatskirche erhalten, daß sie es verboten, ihre Bethäuser Kirchen zu nennen, und das Gesetz nannte sie „Versammlungshaus" (meeting-house).

Es währte nicht lange bis der Danksagungstag in allen Colonien und in allen Staaten eingeführt war, denn man erkannte das Schickliche und das Schöne eines solchen Feiertages allgemein an. Zu bemerken ist jedoch, daß der Truthahn seit Bradford's Zeit dabei sein muß. So lange der Vogel noch in den Wäldern wild zu treffen war, wurde alles aufgeboten, ihn wild zu haben, denn um diese Jahreszeit waren die Truthähne fett; später jedoch machte man zahme Vögel fett für diesen Zweck. Wie allgemein die Feier und auch die Gleichheit derselben im ganzen Lande wurde, davon will ich hier ein Beispiel anführen:

„Es war bald nach Beendigung des Bürgerkrieges;" so erzählt ein Schreiber, „da kam ich einst Tags vor Danksagungstag in eine jener elenden Hütten, welche drunten in Missouri den Schwarzen zur Wohnung dienten. Auf elendem Lager von Kornstroh lag ein alter kranker Neger; siech und abgezehrt am ganzen Körper, aber noch brünstig im Geist und heiteren Gemüthes. Ich wollte den Alten trösten in seiner hülflosen Lage; aber ehe ich noch zum Worte kam, deutete er schon triumphirend nach dem Tische und wies grinsend seine gelbe Stackade von Zähnen. Ich wandte mich um und sah dort einen mageren, halbgerupften, jungen Truthahn liegen, dessen gebundene Beine in die Luft ragten. Wie kommst du zu diesem Truthahn, Sanders?" fragte ich.

„Hoff' nicht, Massa denkt, ich alter Mann hätte ihn gestohlen!" (Truthähne stehlen ist eine Schwachheit, welche ein Schwarzer nur schwer überwindet.) No, no Siree! Säm, mein Bub hat ihn gefangen. Der Gobnör (Gouverneur) hat proklamirt, daß man Danktag halten soll, und da hab ich auf mich selbst Acht gegeben und Säm hat ihn gefangen. Hab' ich zu ihm gesagt, sagt ich: Säm, wir müssen danken, und geht der Junge auch sogleich und s...gt seinem alten Däd (Vater) den Turkey—merwürdiger Junge, der Säm." Dann fuhr der Alte noch fort, als wäre er im Selbstgespräch, mich gar nicht beachtend: „Ich achte den 'merikan Adler; ein edler Vogel das, aber wenn Danksagungstag kommt, wo bleibt dann der Adler? Dann sag' ich zu meinem Sohn: Säm, der Gobnör hat proklamirt, wir müssen danken, und da geht ein Turkey über zwei Adler! Praise de Lo'd!"

„Aber was habt ihr arme Geschöpfe denn, wofür ihr danken wollt?" fragte ich ihn.

„Was?" fragte der Alte, sich auf den Ellbogen aufrichtend, und mich verwundert anblickend: „Hab's meiner Lebtag gehört, es fehle dem Weißen einer der fünf Sinne — was wir zu Danken haben? — Ich bin frei, und so ist mein Sohn Säm; Sir — Modder starb im Süden, Säm und ich sind hier und sind frei; ich bin krank, aber der Gobnör hat proklamirt, mein Säm hat den Turkey gefangen und wir danksagen Morgen, wenn auch alle Hosenträger brechen. Wir sind freie Bürger, und wir sind auch mächtig froh und dankbar."

Ich verließ die Hütte des Negers beschämt, denn ich hatte einige Ideen bekommen, welche ich nicht kannte, ehe ich diesen Besuch gemacht hatte. Ja, wahrlich es ist Ursache genug vorhanden, dankbar zu sein.

II.

Und da ist noch ein Gedanke, den ich hier anknüpfen möchte: Nicht Das, was wir für uns selbst thun, bringt

uns Liebe und Ehre, welche des Besitzes werth wäre; sondern Das, was wir für Andere thun. Als jene ersten Methodistenprediger in Amerika anfingen, Gottes Wort in Reinheit zu verkünden, da kehrten sie sich wenig an Güter der Welt oder an hohen Gehalt, wenn nur Seelen gerettet wurden. Unter diesen Pionieren war besonders einer, dessen Eifer nie erkaltete; beständig hörte man ihn sein Lieblingslied singen:

„Wie glücklich ist des Pilgers Loos,
Wie frei von Weltensorgen."

Besonders sang er mit schmelzendem Nachdruck, und mit himmlischer Entzückung die Stelle des Liedes:

„Keiner Handbreit nenn' ich mein,
In Mesechs Hütten kehr' ich ein;
Kein Haus hab' ich in dieser Welt:
Es wartet mein des Himmels Zelt."

Es war am Abend vor dem Danksagungstag: Der alte Squire M. war eben in sein neues Haus eingezogen, und besprach sich mit seiner Frau, was für den Danksagungstag vorliege. Plötzlich sagte er: „Mutter, morgen kommt der Satteltaschenprediger Nelson wieder, den Mann liebe ich, obschon ich nicht glaube, wie er; ich stelle einen Kaufbrief aus auf unser altes Haus und die Fünfackerlott, und mache ihm ein Geschenk davon. Wir sind es Gott schuldig."

So geschah es auch, und in des Squires Haus war fröhliche Danksagung. Der alte Prediger nahm das Geschenk mit Freuden und Dank an. Ein Jahr verging und wieder war Predigt ausgegeben auf den Danksagungstag für den alten Nelson. Er kam, ein alter, silberhaariger Greis; beim alten Squire stellte er auf, trat ein und sagte:

„Du mußt es zurücknehmen, ich habe ein Jahr lang gekämpft, und erst gestern den Sieg erlangt, nimm es zurück, damit ich mein Lied wieder singen kann."

„Nimm was zurück?" fragte der alte Squire.

„Das Haus und Land. Ich bin kein Pilger mehr, ich bin ein Weltbürger, so lange ich Haus und Land habe. Squire, du kannst mich nicht verstehen, ich wünsche du könntest; ich habe Dinge, welche mich zum Dank reizen, von denen du nichts weißt. Hier ist der Kaufbrief, bitte, nimm ihn zurück."

Als der alte Friedensrichter das Papier empfangen hatte, ließ sich der Prediger in seinem Stuhl zurück; ein heiliger Friede strahlte aus seinem Blicke, und er sprach:

„Wie glücklich ist des Pilgers Loos,
Wie frei von Weltensorgen."

Er zitterte, aber er fuhr fort:

„Dort ist mein Haus, von Gott erbaut,
Mein Schatz, mein Herz ist droben!

„Squire, ich fühle unwohl, meine Arbeit ist bald vollendet; aber ich bin zufrieden:

Land der Verheißung, wie lieblich bist du,
End' meiner Pilgerschaft, selige Ruh';
Chöre der Engel mit fröhlichem Reim,
Singen entgegen mir, holen mich heim.

Ich hatte einen schweren Kampf über das kleine Stückchen Welt; aber es ist vorüber. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!"

Der Squire sah es auch ein; noch einige Tage weilte der müde Pilger bei seinem Freund, welcher ihn aus Gutmüthigkeit fast unglücklich gemacht hätte, dann ging er zu seines Herrn Ruhe ein; der Squire aber sagte in der großen Gemeinde: „Wir haben Ursachen zur Dankbarkeit, da kein Mensch daran denken kann. Lasset uns forschen und sehen, wie freundlich der Herr ist, damit wir seine Güte preisen."

Das ist des Amerikaners Volksfest, der Danksagungstag.

Perlen.

Das Geheimniß des Wohlstandes: S. P. A. R. E.

Gib nie einen guten Rath, bis man dich darum fragt.

Kleine Schiffe sollten in der Nähe des Ufers bleiben.

Wer heute fällt, kann morgen aufstehen, d. h. wenn nicht in der Zwischenzeit Jemand auf ihn tritt.

Unschuldig vergnügte Menschen, voll gesunden Humors, sind ein Segen für die Menschheit.

Die Welt hat ihre Schatten! Gewiß hat sie; aber es sind Eulen und Fledermäuse, welche denselben beständig suchen, denn sie haben bessere Augen für den Schatten als für das Licht.

Das fallende Laub ist ein Flüstern ans Ohr der Sterblichen.

Von deinem Freunde rede nur Gutes; von deinem Feinde—schweige still.

Vergangene Jahre und vergangene Vergnügen sind wie Wasser in ein Sieb gegossen.

Ein Weiser gibt kein Geld aus bis er es hat; ein Thor macht Schulden.

Betrachte eine Spinne in ihrem Netze, oder eine Katze auf der Lauer und—lerne Geduld.

Der Schmeichler weiß, daß nur Leichtgläubige sich bethören lassen von ihm.

Es gibt Menschen, welche immer das sagen, was ihnen zuerst ins Gemüth kommt; solche Menschen sollten bedenken, daß zuoberst immer Schaum ist.

Mache nie Schulden, so lange dir überhaupt sonst noch etwas zu machen bleibt. Des Wohlstands rechte Hand ist Fleiß, und die linke, Sparsamkeit.

Der Glaube ist eine demüthige, selbstverleugnende Tugend; sie macht den Christen in sich selbst nichts, aber alles in Gott.

Wir bewundern den vollkommenen Menschen, wir ehren und schätzen ihn; aber ob wir ihn lieben können? Siehe, er ist nicht verwandten Geistes mit uns.

Ehe wir uns hergeben, unsere Mitmenschen in ihrer Abwesenheit zu verurtheilen, sollten wir uns immer erst fragen: 1. Ist es wahr? 2. Ist es liebreich? 3. Ist es nothwendig?

„Irren ist menschlich, vergeben ist göttlich." Sehr schön, aber warum sagt man mir das nicht, wenn ich geirrt habe?—

Gleichgültigkeit und Mangel an Vorsicht verursachen mehr Proben und Trübsalen im Leben, als wirkliche Sünden und boshafte Vergehen.

Um die Fehler seiner Mitmenschen bloszustellen, kann man auch den Unwissendsten brauchen; aber seine eigenen Fehler zu entdecken, vermag auch der Weiseste kaum.

Kein Mensch genießt des Lebens Freuden ungetrübt; es wäre auch nicht gut für den Menschen, welcher ja hier doch nicht bleiben kann.

Es ist eine unselige Neigung im Menschen, daß er sich viel mehr mit den ihm ärgerlichen Fehlern seiner Genossen als mit ihren ihm wohlgefälligen Tugenden zu schaffen macht.

Der Sonntagschullehrer.

Die Linwood Park Normal Classe.

Bei der diesjährigen Sitzung der Linwood Park S. Schul Convention wurde eine Normal Classe gegründet, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, im Verlaufe dieses Jahres den von unserer Kirche veröffentlichten Normal Cursus zu studiren. Die Classe theilt sich in einen deutschen und einen englischen Zweig mit folgenden Lehrern: R. Matt und G. Berstecher für den deutschen; H. J. Bowman und N. Schupp für den englischen Zweig. Alle jetzt bestehenden und noch zu gründenden Normal Classen auf unseren unterschiedlichen Arbeitsfeldern können sich der L. P. Classe anschließen; ebenso auch Personen, welche den Cursus durch Privatstudien durchzuführen wünschen.

Jedes Mitglied bezahlt innerhalb der ersten sechs Monate die Summe von fünfundzwanzig Cents an den Unterzeichneten, welcher ernannt wurde, die Haushaltung der Classe zu besorgen. Name und Postamt jedes Schülers wird in einem Buch aufbewahrt, und so das Mittel des Verkehrs hergestellt. Die Gebühren sind dazu bestimmt, die Herstellung der Prüfungspapiere und deren Versendung an die Schüler zu besorgen.

Bei der nächsten jährlichen S. Schul Convention zu Linwood Park werden dann alle Berechtigten ihr Diplomas und Abzeichen erhalten; Solche, welche der Convention nicht beiwohnen können, erhalten ihre durch die Post übermittelt. Auf Antrag soll dann auch eine Alumni-Classe gegründet werden, um die angeknüpfte Freundschaft zu nähren und fortzuführen.

Während des Jahres verkehren die Schüler brieflich mit ihren Lehrern, und legen jedesmal eine Postmarke für die Antwort bei. Wenn jedoch Fragen von allgemeiner Wichtigkeit sind, dann übermittelt der Lehrer oder Schüler dieselbe an den Unterzeichneten, welcher die Veröffentlichung in beiden Sprachen zugleich besorgt. Zu diesem Zweck hat die Classe das Evangelische Magazin und den Sunday-School Teacher erwählt als ihre Organe.

Alle Fragen und Vorkehrungen für Examen gehen durch die Hände der Editoren des Sonntagschul Departements, welche ja auch die Diplomas zu unterzeichnen haben. Wir laden nun Alle, welche möglich können, ein, sich die Bücher von Lauer & Yost zu bestellen; die ganze Serie kostet nicht über $4.00. Bei jeder Serie ist auch zugleich ein Studienplan beigelegt für Solche, welche sich nicht mit einer Classe versammeln können. Zwanzig Minuten täglich ist genügend, den ganzen Cursus innerhalb des Jahres durchzunehmen.

R. Matt,
265 Woodland Ave.,
Cleveland, O.

Bewahre deines Nächsten Ehre.

Der böse Geist der Verleumdung hat sein Wesen unter den Menschen, man kann ihm nicht scharf genug auf die Finger sehen. Selbst im Beamten- und Lehrerpersonal, ja sogar unter den Schülern treibt er sein Unwesen. Wenn dann ein Lehrer, Lehrerin oder Prediger noch ein allzuzartes empfindliches Gemüth hat, welches leicht aus einem Wink einen Felsblock macht, dann ist es um das

das Glück zweier oder mehrerer Herzen geschehen. Wenn dir erstaunliche Nachrichten über deine Mitlehrer oder Mitschüler zu Ohren kommen, sei langsam zu glauben, und wenn es dein vertrautester Freund gesagt hätte. Unlängst sprengte Jemand ein Gerücht aus, unsere Lehrerin A. würde sich verehelichen, sie habe bereits ihre Classe aufgegeben; die Geschichte machte die Runde, und fast wären zwei liebende Herzen fürs Leben entzweit worden darüber. Erst als alles mögliche Unheil angestiftet war, ergab sich's, daß kein wahres Wort an der ganzen Geschichte sei. Neulich stand es in der Zeitung, ein berühmter Prediger hätte behauptet, die Reichen dieser Welt könnten schon ohne Gott fertig werden. Wie ein Feuer ging die Geschichte durch die Zeitungen des Landes; als man endlich der Sache auf den Grund ging, hatte der Prediger gesagt, der liebe Gott könne auch ohne die Reichen und ihr Geld fertig werden. Ein gutes Mittel, den bösen Geist zu dämpfen, ist, wenn man die Person, welche Neuigkeiten bringt, sogleich beim Arm nimmt und zu der beschuldigten Person hinführt, so daß sie ihre Nachricht der Person Aug ins Aug sagen kann.

Nöthige Ausrüstung.

Um in einer Sonntagschule erfolgreich arbeiten zu können, ist nicht gerade ein göttlicher Beruf, wie zum Predigtamt, nöthig; der allgemeine Ruf, nemlich Tüchtigkeit und Gelegenheit die Gaben für Gott anzuwenden, sollte schon hinlänglich Beruf genug sein. Aber über die nöthige Ausrüstung eines erfolgreichen Lehrers läßt sich immer ein ernstes Wort sprechen, denn manche Person fühlt sich zu einem Amt berufen, für welches sie auch nicht die allergeringste Ausrüstung hat; ein Beweis, daß Menschen irren können. Zu dieser Ausrüstung gehört:

1. Glauben. Ohne Glauben an das Werk, welches man zu treiben wünscht; ohne Glauben an Gottes Mitwirkung und Wohlgefallen kann man unmöglich erfolgreich sein; dieses läßt sich besonders auf die Sonntagschularbeit anwenden.

2. Muth. Ein Muthloser, welcher verzagten Herzens und furchtsam ist, kann nicht vorangehen, er zittert; er kann nichts gewinnen, denn er wagt nichts. Ihm fehlt Kraft, weil ihm der Muth fehlt. Natürlich müssen wir Gottes Beistand haben, aber man muß nicht vergessen, daß wir auch dabei sein müssen.

3. Enthusiasmus. Wer nicht mit Eifer angefüllt ist für eine Sache, der ist gleichgültig und geht Hindernissen lieber aus dem Wege. Das sind die Lehrer, welche sich von Wind und Regen abhalten lassen.

4. Liebe. Diese erzeugt eigentlich Enthusiasmus. Wer die Sonntagschule liebt, der dient auch, und wenn er gar kein Amt hat. Wer Kinder liebt, der gibt sich mit ihnen ab und wenn es die kleinsten wären. Wer ein Amt mehr liebt, als die Kinder, der geht nicht mehr zur Sonntagschule, sobald er kein Amt mehr hat, selbst wenn die Kinder ohne Lehrer sein müßten.

5. Mitgefühl. Wer unter Kindern erfolgreich wirken will, muß werden wie ein Kind, denn nur so kann er mit Kindern und für Kinder fühlen. Ein Mann, welcher beständig fühlt, daß er sechzig Jahre alt ist und dann auch noch groß fühlt dabei, wird nie Enthusiasmus unter Kindern hervorrufen, kaum ihre Aufmerksamkeit erlangen. Der Sonntagschullehrer sollte sich Epheser 6, 14–18 in seinen Hut kleben und recht oft darüber nachdenken.

Die Kraft eines Namens.

Eines Tages trat ein Mann, anscheinend in großer Verlegenheit, in ein Bankgeschäft in New York und bat den Cassirer dringend, ihm doch einen Schuldschein einzulösen, indem er heute mehrere Bezahlungen zu machen habe. Der Cassirer sagte endlich: „Es ist umsonst, daß Sie anhalten, es sei denn, daß Sie einen besseren Bürgen zum Unterzeichnen bewegen können."

„Dann bin ich ein ruinirter Mann," sagte der Mann thränenden Auges.

„Zeigen Sie mir das Papier," sagte plötzlich ein Herr, welcher bis jetzt unbemerkter Zuhörer war. Bestürzt überreichte der Mann den Schuldschein hin; der Herr überblickte denselben, nahm eine Feder und schrieb mit rother Tinte W. H. Vanderbilt; „so, nun reichen Sie das Papier dem Cassirer noch einmal." Jetzt bekam der Mann sein Geld und war ihm geholfen. Das, und noch viel mehr, thut der Name Jesu für jeden Gläubigen.

Was ich beobachtete.

Ein wenig studiren täglich ist keine Plag',
Gibt aber eine gutstudirte Lection auf Sonntag.

Ein Mann sagte, er habe sechs Ursachen, warum er nicht trinke. Als man ihn nach den Ursachen fragte, deutete er auf seine sechs Söhne.

Ich predigte einst in einer Kirche, da beobachtete ich, daß die vordere Bank mit kleinen Mädchen angefüllt war, und jedes hatte ein Gesangbuch; alle sangen als wenn das Singen ganz von ihnen gethan werden müßte.

Wo aus jeder Familie wenigstens eins von den Eltern in die Sonntagschule geht, da findet man gewöhnlich auch deren Kinder in der Predigt. Ist es den Eltern zu lange, von neun Uhr bis zwölf in der Kirche zu sein, dann braucht man dasselbe den Kindern auch nicht zumuthen.

Die erwachsenen Schüler sind leicht für die Kirche zu gewinnen, wenn man sie in der Sonntagschule mit der Kirche und ihren Lehren bekannt macht, wenn man es weislich dahin bringt, daß die Schüler nicht nur ihre Sonntagschule, sondern auch ihre Kirche in demselben Gebäude finden.

Ein Mann wurde gefragt, was es für eine Versamm-

lung war in der Kirche, an einem Abend, da es sehr kalt war. „O," sagte er, „die Versammlung war groß und respektabel." Als ihm Einer sagte, es wären nur zwei Personen dortgewesen, antwortete er: „Recht so, der andere Mann ist groß, und ich bin respektabel; das ist ja wie ich sagte." Da liegt eine gute Lehre darin für allerlei Leute, sucht sie zu erforschen.

Außer Frage.

Eine englische S.-Schulzeitung sagt: „Man kann oft schon mehr als rathsam ist, zugeben, wenn man auch nur über gewisse Fragen zu debattiren erlaubt; so hat z. E. eine Sonntagschul-Convention im Osten die Frage: Lehrerversammlungen, sind sie praktisch und vortheilhaft? zum Gegenstand eines Arguments gemacht, und nach heißer Debatte endlich entschieden: Ja, sie sind praktisch und vortheilhaft. Wer einmal weiters nichts mehr zu thun hat, als solche Fragen zu besprechen, dem wollen wir auch noch einige geben: „Eisenbahnen, sind dieselben praktisch und vortheilhaft?" „Frische Luft, ist dieselbe von praktischem Nutzen, und ist sie vortheihaft für die Lungen?" Saubere Hände, sind dieselben wünschenswerth und vortheilhaft?" So, wenn nun irgendwo eine Convention ist, welche nicht weiß, wie die Zeit todtzuschlagen, dann kann sie über obige Fragen disputiren. Eine Convention, welche solche Fragen bespricht in unserem Zeitalter, wird sehr weit von einer Postoffice, Zeitungs-Druckerei oder Eisenbahnstation abgehalten.

Lehrer, merk's dir.

Ein junges Mädchen hatte eine Knabenclasse in der Sonntagschule. Sie war mit ganzem Herzen bei der Sache, und es war ihr eine liebe Arbeit, ihrer Classe die Schrift ans Herz zu legen. Nie ging sie nur aus Pflichtgefühl in die Sonntagschule. Eines Sonntags Mittags regnete es sehr stark, und dazu ging ein heftiger Wind. Kurz, es war ein Tag, der zum Zuhausebleiben sehr versuchlich war. Die gute Schwester sah sich den Regen an und hörte den Wind sausen, und einen Augenblick war sie unschlüssig, ob sie nicht heute von der Schule fortbleiben wolle, aber der bessere Gedanke siegte, und sie ging trotz Regen und Wind. Als sie in den Saal kam, waren ihre Knaben alle da; keiner fehlte. Sie drückte den Knaben ihre Freude darüber aus, daß keiner fortgeblieben sei. Da sagte ihr der Eine von ihnen offenherzig: „Unsere Mutter meinte, wir sollen heute nicht gehen, die Lehrerin werde gewiß auch nicht da sein; aber ich sagte, ich sei ganz gewiß, daß Sie doch kommen würden."

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Elisa's Tod.

5. Lection: 2. Kön. 13, 14–25. — Sonntag den 1. November 1885.

14. Elisa aber ward krank, daran er auch starb. Und Joas, der König Israels, kam zu ihm hinab, und weinete vor ihm, und sprach: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reuter!

15. Elisa aber sprach zu ihm: Nimm den Bogen und Pfeile. Und da er den Bogen und die Pfeile nahm,

16. Sprach er zum Könige Israels: Spanne mit deiner Hand den Bogen; und er spannete mit seiner Hand. Und Elisa legte seine Hand auf des Königs Hand,

17. Und sprach: Thue das Fenster auf gegen Morgen; und er that es auf. Und Elisa sprach: Schieße; und er schoß. Er aber sprach: Ein Pfeil des Heils vom Herrn: Ein Pfeil des Heils wider die Syrer; und du wirst die Syrer schlagen zu Aphek, bis sie aufgerieben sind.

18. Und er sprach: Nimm die Pfeile. Und da er sie nahm, sprach er zum Könige Israels: Schlage die Erde; und er schlug dreimal, und stand stille.

19. Da ward der Mann Gottes zornig auf ihn und sprach: Hättest du fünf- oder sechsmal geschlagen, so würdest du die Syrer geschlagen haben, bis sie aufgerieben wären; nun aber wirst du sie dreimal schlagen.

20. Da aber Elisa gestorben war, und man ihn begraben hatte; fielen die Kriegsleute der Moabiter in das Land desselbigen Jahres.

21. Und es begab sich, daß sie einen Mann begruben; da sie aber die Kriegsleute sahen, warfen sie den Mann in Elisä Grab. Und da er hinab kam, und die Gebeine Elisa anrührete; ward er lebendig, und trat auf seine Füße.

22. Also zwang nun Hasael, der König zu Syrien, Israel, so lange Joahas lebte.

23. Aber der Herr that ihnen Gnade, und erbarmte sich ihrer, und wandte sich zu ihnen, um seines Bundes willen mit Abraham, Isaak und Jakob; und wollte sie nicht verderben, verwarf sie auch nicht von seinem Angesicht bis auf diese Stunde.

24. Und Hasael, der König zu Syrien, starb, und sein Sohn Benhadad ward König an seiner Statt.

25. Joas aber kehrete um, und nahm die Städte aus der Hand Benhadad's, des Sohnes Hasael's, die er aus der Hand seines Vaters Joahas genommen hatte, mit Streit. Dreimal schlug ihn Joas, und brachte die Städte Israels wieder.

Haupttext: Und durch denselbigen redet er noch, wiewohl er gestorben ist. — Ebräer 11, 4.

Geschichtliches. — Die Geschichte wendet sich nun wieder zum Reich Israel. Jehu starb ungefähr zur Zeit als die Reparatur des Tempels anfing, und ihm folgte sein Sohn Joahas, welcher 17 Jahre regierte. Seine Thronbesteigung verursachte eine Revolution, wodurch das Reich innerlich so geschwächt und zerrüttet wurde,

daß es den Syriern gelang, fast alles Land östlich am Jordan zu entreißen, und diese Kriege dauerten während der ganzen Regierung dieses Königs, bis das Reich Israel fast in ein hülfloses Nichts versunken war. Als Israel so tief gefallen, und so nahe aufgerieben war, starb Joahas, und sein Sohn Joas folgte ihm in der Regierung. Der erste Impuls dieses jugendlichen Königs, welcher unter solchen unglücklichen Verhältnissen auf den Thron kam, war: den Rath und die Hülfe des Propheten Elisa zu suchen.

Die Begegnung dieser beiden Männer fand zu Samaria statt; der König „kam herab," um den sterbenden Propheten zu sehen, ihn um Rath zu fragen, und sich zu erkundigen; er weinte, als er den sterbenden Mann erblickte, denn er fühlte, daß eben jetzt die Zeit erst anbrach, da er den Propheten sehr nothwendig brauchen konnte.

Um diese Lection genau zu verstehen, ist es nothwendig, daß man sie nicht blos im 2. Buch der Könige studirt, sondern auch, daß man 2. Chronika mitbetrachtet, denn dadurch wird ein mehr ganzes Bild entworfen und auch das Ganze leichter verständlich gemacht. Joas wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten als Mitregent eingesetzt und regierte mit ihm gemeinschaftlich etwa drei Jahre lang, ehe er den Thron bestieg. Diese Mitregentschaft gründete sich wahrscheinlich auf die Kriege, welche sein Vater in den letzten Jahren führte, und welche scheint's erheischten, daß der Sohn eingeübt und eingeweiht würde in die Regierungsgeschäfte, falls der König im Kriege fallen sollte, der Sohn bereit wäre, die Zügel zu ergreifen und das Staatsschiff zu lenken, welches um jene Zeit wahrlich keine Kleinigkeit war.

Texterklärung. — V. 14. **Elisa aber ward krank.** Der Mann, dessen Thaten einst die Welt erfüllteten, hat mehr als 40 Jahre ein verborgenes Leben geführt, wenigstens sagt die Geschichte nach der Salbung Jehu's zum Könige kein Wort von ihm bis jetzt; dieses königliche Zeugniß aber zeigt uns, daß der Mann dem Reiche doch mehr als eine Armee genützt hat, denn als der König am Sterbebette des Propheten geweint hatte, da rief er aus: **Mein Vater, Wagen Israels und seine Reuter!** Diese Worte geben zu verstehen, wie hoch der Prophet in Israel angesehen war; es sind die nemlichen Worte, welche auch Elisa bei Elias' Wegnahme ausrief und haben hier die nemliche Bedeutung. Doch läßt sich aus dem ganzen Vorgang schließen, daß der König noch ein Zeichen, eine Weissagung oder einen Zukunftsblick über sich selbst und das Reich erwartete. Durch die Thränen und Bitten bewegt, ließ sich der Prophet, so zu sagen vom Sterben abhalten, um dem König noch einmal zu dienen.

V. 15. **Nimm den Bogen und Pfeile.** Das sind Kriegszeichen, nicht Frieden. Mehrere Pfeile, nicht blos einen, das bedeutet mehrere Kriege, welche Joas mit Syrien führen sollte. Als Alexander der Große an der jonischen Küste landete, schoß er sogleich einen Pfeil landeinwärts, um anzudeuten, daß der Krieg begonnen. So haben die Alten durch Symbole ihre bevorstehenden Handlungen angedeutet.

V. 16. **Spanne mit deiner Hand den Bogen.** Anzudeuten, daß Joas den Krieg führen soll. **Elisa legte seine Hand auf des Königs Hand.** Dieses bedeutete, daß Israel sich nicht auf Bogen und Pfeil, sondern auf die Hand des Herrn verlassen soll, denn der Sieg soll vom Herrn sein und nicht von Menschen. Wir sollen nichts ohne Gottes Hülfe unternehmen.

V. 17. **Thue das Fenster auf gegen Morgen.** Zum Zeichen, daß es den Syriern gilt, welche gegen Morgen wohnten, und dem Lande auf der anderen Seite des Jordan, welches die Syrier genommen hatten. Von hier sollte Joas sie vertreiben; dieses wurde angedeutet, weil er den Pfeil in jene Richtung abschoß. **Ein Pfeil des Heils.** Ein Zeichen der Erlösung. Der Herr wird den Israeliten einen Sieg geben wider ihre Feinde. **Aphek.** Siehe 1. Sam. 4, 1. Etwa 6 englische Meilen vom Galiläischen Meer, an der Straße nach Damaskus gelegen. Die Grenzstadt zwischen Palästina und Syrien, wo die Israeliten eine Niederlage erlitten.

V. 18. **Nimm die Pfeile.** Eine neue Weissagung, welche eine neue Waffenrüstung bedeutet und neue Kriege verkündet. **Schlage die Erde.** Also nicht blos in die Flucht jagen, sondern aufreiben, zu Boden schlagen soll er sie. **Und er schlug dreimal.** Der König hätte merken sollen, daß das zweite Symbol das erste erklären sollte, aber er merkte es nicht.

V. 19. **Da ward der Mann Gottes zornig.** Seine Ungeduld, sein Widerwille stieg zum Zorn, indem er sah, daß diesem König die Zerstörung seiner Feinde zu sagen in die Hände gelegt war und er die Gelegenheit verachtete. Hatte nicht der Prophet dem König großen Sieg verheißen auf das Abschießen eines Pfeiles? Hätte nicht Joas merken sollen, daß noch mehr Segen am Kommen ist? Elisa war erzürnt über den König, weil er nur dreimal schlug, aber noch mehr, weil er um seines Unglaubens und um seiner Abgötterei willen nicht erwählt war, sein Volk ganz zu erretten von der Hand seiner Unterdrücker. **Hättest du fünf oder sechsmal geschlagen.** Das bedeutet hier: hättest du Eifer gezeigt und draufgeschlagen, dann hättest du mehr Siege gefeiert, so wirst du nur dreimal siegen. Also konnte die erste Verheißung, die Syrier ganz aufzureiben, um des Königs Lauheit willen nicht erfüllt werden.

V. 20. **Da aber Elisa gestorben war.** Es ist nicht zu verstehen, als sei der Prophet gerade nach dieser Begebenheit gestorben, sondern vielmehr im Laufe der Zeit. **Man ihn begraben hatte.** Josephus sagt, man habe ihm, ein fürstliches Begräbniß bereitet. Bezüglich des Grabes Elisa sind die Ansichten getheilt; manche nehmen an, er sei in der Nähe von Samaria begraben, Andere hingegen behaupten, sein Grab sei bei Jericho. Letztere Ansicht hat viel für sich in dem, was nachfolgt: **Fielen die Moabiter in das Land.** Es ist nicht gesagt, wie lange nach des Propheten Tod dieses geschah, ob das erste oder zweite Jahr. Das Wort desselbigen heißt in anderen Uebersetzungen, „mit dem Eintritt des Jahres."

V. 21. **Daß sie einen Mann begruben.** Während die Israeliten einen Todten zu Grabe brachten, sehen sie einen Haufen Moabiter von der Grenze hereindringen. Es kam sie Furcht an, sie möchten in die Hände der Feinde gerathen. **In Elisa Grab.** In der Eile, um fliehen zu können, öffneten sie schnell das nächst-beste Grab und warfen den Leichnam hinein, dieses war aber des Propheten Grab. Die Gräber waren dort nur mit Steinen bedeckt, nicht mit Grund, wie bei uns. **Die Gebeine Elisa anrührete.** Die Juden haben ihre Todten nicht in Särgen begraben, sondern in ein Leichentuch eingewickelt, daher war die Berührung leicht möglich. Ein Beweis, daß geraume Zeit zwischen Elisa Tod und dieser Begebenheit vergangen war, liegt in der Thatsache, daß nur Gebeine vorhanden waren, des Propheten Leichnam also schon verwest war. **Ward er lebendig.** Für dieses Wunder müssen wir eine Ursache suchen: 1. war es um das Andenken des Propheten zu ehren; 2. um die Wahrheit der Lehre Jehovas gegenüber der Abgötterei zu befestigen; 3. um den Glauben Joas und des Volkes zu stärken, und 4. um die Trauernden in Israel zu trösten.

V. 22. **Also zwang nun Hasael.** Dieses will sagen, so lange Hasael lebte, ging Elisa's Weissagung nicht in Erfüllung, aber nach Hasael's Tode überwand Joas den Sohn Hasaels, Benhadad, wie folget.

V. 23. **Der Herr that ihnen Gnade.** Gott erbarmte sich über Israel, nicht um des Volkes Buße oder Glaubenstreue willen, sondern um des Bundes willen, den er mit Abraham, Isaak und Jakob gemacht hatte. **Wollte sie nicht verderben.** Er wollte ihnen Zeit zur Besserung und zur Bekehrung geben; auch soll das Land, welches Gott den Erzvätern verheißen hat, nicht in Feindeshand bleiben, wenn Israel sich zum Herrn wendet.

V. 24. **Benhadad ward König.** Benhadad war schon früher der Name aller syrischen Könige; ein Ehrentitel, wie z. E. Pharao u. s. w. Nachdem der Name eine Zeit lang nicht mehr gebraucht wurde, wird er jetzt wieder eingeführt als Königstitel der syrischen Herrscher.

V. 25. **Joas aber kehrte um.** D. h. er wendete sich und nahm sich vor, die Verheißung durch den Propheten zu Nutzen zu machen. **Und nahm die Städte.** Die Namen der Städte sind nicht genannt, scheint jedoch dieses waren Städte westlich vom Jordan, nemlich alle die Städte, welche sein Vater verloren hatte. **Dreimal schlug ihn Joas.** Auch über die Schlachtfelder wird nicht näher berichtet, aber daß es bedeutende Siege waren, geht daraus hervor, daß Joas in drei Schlachten das Verlorene wieder eroberte. Aber Israel ist nicht treu geblieben, das Volk ist wieder in Sünden gefallen, und auch der König ist in den Fußstapfen Jerobeams gewandelt und hat gesündigt. Er ist sogar gen Jerusalem gezogen, hat die Stadt besiegt, den Tempel geschändet und die heiligen Gefäße nach Samaria geschleppt. Joas war hochmüthig und übermüthig geworden in seinem Kriegsglück, daher vergaß er auch bald wieder seinen Gott.

Lehre und Anwendung. — 1. Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben. Auch die Frömmsten müssen den Weg alles Fleisches gehen. Krankheit ist schon Tausenden zu einer gesegneten Todesvorbereitung geworden.

2. Elisa starb wie ein Frommer stirbt, denn auch im Tode war er noch mehr um Andere als um sich selbst bekümmert; seine letzte Handlung war seinem Volke geweiht und Hülfe andeutend.

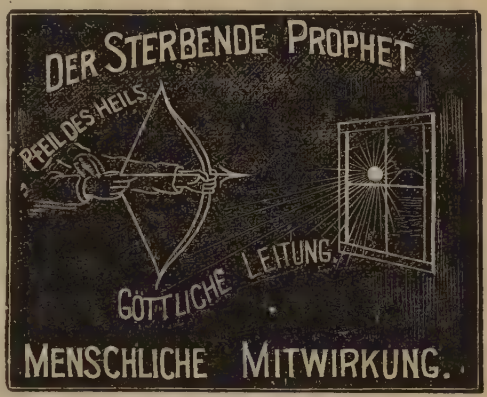
3. Gott bietet uns alle seine Segnungen in reichem Maße an, aber er prüft uns auch beständig, ob wir uns derselben würdig machen, ob wir sie in Besitz nehmen, oder ob wir gleichgültig darüber hinfahren, wie es mit Joas der Fall war.

4. Der Mensch hat es in seiner Hand, sich die Segnungen Gottes anzueignen, ob er nun spärlich schöpft oder tief hineindringt in die Heilsfülle Gottes, liegt bei dem Menschen und nicht bei Gott.

5. Wir Menschen haben Einfluß, nicht nur wirken wir in unserem Leben auf unsere Mitmenschen ein, sondern sogar im Tode, und lange nachdem wir gestorben sind, leben unsere Worte und Handlungen noch fort und wirken auf Andere ein.

6. Auch in der Stille und Zurückgezogenheit thut der Mensch Gutes und wirkt. Fünfundvierzig Jahre im Leben des Propheten sind verstrichen, ohne daß die Geschichte auch nur ein Wort von ihm gemeldet hätte; wer wollte aber glauben, daß Elisa diese fünfundvierzig Jahre in eitlem Müßiggang zugebracht hätte?

Illustration.—Ein Schiff ist am Sinken, denn dasselbe hat an einem Felsen einen Leck gesprungen. Ein Mann steht an der Pumpe und arbeitet auf Tod und Leben, aber das Schiff sinkt, und doch hat der Mann Gutes gethan! Ja, er hat das Seine beigetragen, daß es wenigstens langsamer gesunken ist und sich noch mancher Willige retten konnte. Das that auch Elisa in Israel; er hat treulich an der Pumpe geschafft und ist auf seinem Posten gestorben.



Wandtafelerklärung.—Die Worte eines Sterbenden sind von großer Bedeutung, denn im Angesicht des Todes ist der Mensch wortkarg und ernst. Der sterbende Prophet hatte noch eine Botschaft vom Herrn für den König, und um sich verständlich zu machen, gebrauchte er das Bild eines Pfeils und nannte diesen einen Pfeil des Heils, denn derselbe sollte Israels Erlösung abbilden. Daß der Prophet seine Hand auf des Königs Hand legte, deutet an, daß die Erlösung vom Herrn und nicht von Menschen sei; aber zugleich auch, daß Gott durch Werkzeuge schafft, d. h. menschlicher Mitwirkung Gelegenheit bietet; ja, sogar Menschen verantwortlich hält für Erfolg oder Mißerfolg. Der Tod des Propheten zeigt an, daß das Ende des Gerechten Friede ist, und daß sein Andenken gesegnet ist. Obwohl er todt ist, redet er dennoch.

Der Prophet Jona.

6. Lection: Jona 1, 1–17. — Sonntag den 8. November 1885.

1. Es geschahe das Wort des Herrn zu Jona, dem Sohne Amithai, und sprach:

2. Mache dich auf, und gehe in die große Stadt Ninive, und predige darinnen; denn ihre Bosheit ist herauf gekommen vor mich.

3. Aber Jona machte sich auf, und flohe vor dem Herrn, und wollte aufs Meer, und kam hinab gen Japho. Und da er ein Schiff fand, das aufs Meer wollte fahren; gab er Fährgeld und trat darein, daß er mit ihnen aufs Meer führe vor dem Herrn.

4. Da ließ der Herr einen großen Wind aufs Meer kommen, und erhob sich ein großes Ungewitter auf dem Meer, daß man meinete, das Schiff würde zerbrechen.

5. Und die Schiffleute fürchteten sich, und schrien ein Jeglicher zu seinem Gott; und warfen das Geräthe, das im Schiff war, in das Meer, daß es leichter würde. Aber Jona war hinunter in das Schiff gestiegen, lag und schlief.

6. Da trat zu ihm der Schiffsherr, und sprach zu ihm: Was schläfst du? Stehe auf, rufe deinen Gott an, ob viel-

leicht Gott an uns gedenken wollte, daß wir nicht verdürben!

7. Und Einer sprach zum Anderen: Kommt, wir wollen loosen, daß wir erfahren, um welches willen es uns so übel gehe. Und da sie looseten, traf es Jonam.

8. Da sprachen sie zu ihm: Sage uns, warum gehet es uns so übel? Was ist dein Gewerbe? Und wo kommst du her? Aus welchem Lande bist du? Und von welchem Volk bist du?

9. Er sprach zu ihnen: Ich bin ein Ebräer, und fürchte den Herrn, Gott vom Himmel, welcher gemacht hat das Meer und das Trockene.

10. Da fürchteten sich die Leute sehr, und sprachen zu ihm: Warum hast du denn solches gethan? Denn sie wußten, daß er vor dem Herrn flohe; denn er hatte es ihnen gesagt.

11. Da sprachen sie zu ihm: Was sollen wir denn mit dir thun, daß uns das Meer stille werde? Denn das Meer fuhr ungestüm.

12. Er sprach zu ihnen: Nehmet mich und werfet mich in das Meer, so wird euch das Meer stille werden. Denn ich weiß, daß solches große Ungewitter über euch kommt um meinet willen.

13. Und die Leute trieben, daß sie wieder zu Lande kämen, aber sie konnten nicht, denn das Meer fuhr ungestüm wider sie.

14. Da riefen sie zu dem Herrn, und sprachen: Ach Herr, laß uns nicht verderben um dieses Mannes Seele willen, und rechne uns nicht zu unschuldiges Blut; denn du, Herr, thust, wie dir's gefällt.

15. Und sie nahmen Jona, und warfen ihn in das Meer; da stand das Meer stille von seinem Wüthen.

16. Und die Leute fürchteten den Herrn sehr, und thaten dem Herrn Opfer und Gelübde.

17. Aber der Herr verschaffte einen großen Fisch, Jona zu verschlingen. Und Jona war im Leibe des Fisches drei Tage und drei Nächte.

Haupttext: Mache dich auf, und gehe in die große Stadt Ninive, und predige darinnen. Jona 1, 2.

Geschichtliches. — Der Schreiber des Buches Jona ist unbekannt, vielleicht schrieb er es selbst, wahrscheinlich gegen das Ende seiner Laufbahn. Daß dieses Buch und seine Geschichte mehr als gewöhnlichen Werth hat, leuchtet schon daraus hervor, daß Jesus die Geschichte zweimal bestätigt. Diese Thatsache ist auch genügend, alle Zweifel über das Buch zu legen, denn Jesus hätte schwerlich zweimal darauf hingewiesen, wenn er im Geringsten gezweifelt hätte.

Die Begebenheit des Buches fällt in die Zeit der Regierung Joahas und vielleicht noch in die Zeit Jerobeams II. Man erwartet, daß ehe lange genaue Daten aufgefunden werden aus den assyrischen Steinschriften, deren Inhalt noch nicht vollständig entziffert ist, aber jetzt bearbeitet werden. Jona lebte als Knabe zur Zeit, da Homer, der blinde Sänger, ein alter Mann war; er lebte zu gleicher Zeit mit Lycurgus, dem berühmten spartanischen Gesetzgeber, und etwa einhundert Jahre vor Romulus, dem Gründer der Stadt Rom.

Die Heimath des Propheten war Gath-Hepher, etwa drei Meilen von Nazareth, nach dem galiläischen Meere zu, und gehörte zum Stamme Zebulon. Wenn man fragt, warum Gott wohl diesen Propheten nach Ninive sandte, dann kann man freilich nur muthmaßlich antworten, denn es ist nicht mit Bestimmtheit angeführt. Jedenfalls aber ist diese Sendung ein Beweis, daß Gottes Güte und Barmherzigkeit nicht an Nationen und Landgrenzen gebunden ist, sondern, daß unter allerlei Volk selig wird, wer an ihn glaubt und seine Gebote hält.

Texterklärung.—V. 1. **Das Wort des Herrn.** So nannten die Propheten selbst eine ihnen vom Herrn aufgetragene Weissagung und gaben dadurch zu verstehen, daß ihre Rede des Herrn Wort sei. Jona bedeutet Taube. Also als eine Brieftaube wurde er gesandt, um Botschaft zu tragen.

V. 2. **Mache dich auf.** Mache dich eiligst fertig, um Befehle auszurichten, bereite dich, ohne Anstand für eine Reise. **In die große Stadt Ninive.** Die vornehmste, die Hauptstadt des assyrischen Reiches. Ninive war eine der ältesten und auch der größten Städte, etwa 18¾ bei 11¾ englische Meilen ins Geviert. Israel hat Gott nicht gefolgt, obschon es das Licht in der Hand hatte, that es doch nicht Buße, nun sollen diese blinden Heiden die Predigt hören und also dem erleuchteten Volke Gottes zum warnenden Beispiele werden, damit Israel keine Entschuldigung habe, wenn sein Verderben hereinbricht. **Predige darinnen.** Anstatt predigen steht im Englischen „schreie wider sie." Das Volk soll sehen, daß Gott und sein Prophet im Ernst sind. Auch mag man es erklären, so groß die Sünde ist, so laut soll die Predigt sein.

V. 3. **Aber.** Dieses Aber ist ein gefährliches Aber, denn es stieg im Gemüth des Propheten auf und wurde ihm zur Ursache vieler Leiden. Wenn Gott befiehlt, dann ist der Mensch zu keinem aber mehr berechtigt. Jona hätte ebensowohl stille sitzen mögen, denn nach seinem ersten Schritt that er keinen rechten mehr. Die Thatsache ist: Jona, der Mann Gottes, war nicht mit Gottes Wegen zufrieden. **Floh vor dem Herrn.** Das soll bedeuten, er suchte aus der Gegenwart Gottes zu fliehen. Es ist seltsam, daß es einem Menschen einfallen kann, er vermöge seiner Pflicht und seinem Gott zu entfliehen. Jona dachte, es möchte außerhalb Israels Grenzen kein solches Pflichtgefühl ihn drängen. **Gen Japho.** Das ist das Joppe oder heutige Jaffa, welches zu jener Zeit eine berühmte Hafenstadt war. **Und da er ein Schiff fand.** Ein Schiff, welches eben zur Abfahrt bereit lag. Wo immer die Stadt gelegen haben mag, das thut hier nichts zur Sache, denn Jonas hat bereits erklärt: nur fort vom Angesicht des Herrn. **Gab er Fährgeld.** Jona hat wohl nicht daran gedacht, wie viel Fahrgeld es ihn kosten würde, bis er wieder ans Land kam. Er zahlte und schaffte sich sogleich mitsammt seinem verdrießlichen Gemüth in die Kajüte oder ins Zwischendeck, damit man wenigstens nicht ohne ihn abfahre.

V. 4. **Da ließ der Herr einen großen Wind kommen.** Schon mancher Flüchtling ist durch Sturm wieder geholt und zurückgebracht worden. Gott hat ein Auge auf seine Kinder, und von seinen Knechten entrinnt ihm keiner. **Ein Ungewitter.** Aus dem Ganzen läßt sich schließen, daß es kein gewöhnlicher Sturm war, sondern ein Wetter, welches die Aufmerksamkeit erfahrener Schiffleute auf sich zog. Sie sahen, daß etwas nicht war, wie es sein sollte, und suchten nach der Ursache ihres Unglücks.

V. 5. **Und schrieen ein jeglicher zu seinem Gott.** Furcht übermannte sie; nicht blos weil ihnen der Tod ins Auge starrte, sondern weil sie eine ganz außerordentliche Ursache vermutheten. Nicht blos die Reisenden wurden bange; es war ein Sturm, welcher selbst Schiffleute zittern machte. Es war Niemand da, der nicht bange war; Niemand der nicht schrie; jeglicher zu seinem Gott. Sie waren Heiden, und jeder betete zu dem Wesen, welches er als Gott verehrte. **Und warfen das Geräthe in das Meer.** Alles gibt der Mensch um sein Leben,

und hier handelte es sich besonders um Erleichterung des Schiffes, damit es weniger Widerstand böte und sich treiben ließe. **Aber Jona.....lag und schlief.** Daß er schlafen konnte, braucht uns nicht zu wundern, denn nach seiner weiten Reise, der Gemüthsaufregung und endlich nun der Zeit des Stillesitzens war dieses ganz natürlich.

V. 6. **Was schläfst du?** So fragte ein Schiffsbeamter, welcher den Propheten aufweckte. **Rufe deinen Gott an.** Hier sollen alle Götter angerufen werden, und der stärkste soll helfen; vielleicht läßt der Gott, welcher den Sturm gesandt, sich erflehen, um ihn zu stillen. In der Noth betet alles, da ist Beten keine Schande, selbst der Ungläubige schreit dann mit.

V. 7. **Wir wollen loosen.** Dieses war im Morgenlande ein gottesdienstliches Mittel, Geheimnisse zwischen Mensch und Mensch, aber auch zwischen Mensch und Gott zu entdecken. Als sie das Loos geworfen, traf es Jona. Dieses ist ein Beweis, daß Gottes Hand es lenkte.

V. 8. **Sage uns an.** Sie handelten mit ihm als aufrichtige Männer und gaben ihm Gelegenheit, sich zu erklären. Sie wollten wissen, was er gethan hatte, daß die Götter so gegen ihn empört sind. **Was ist dein Gewerbe?** Dieses hat Bezug auf seine Lebensweise, um daraus zu schließen, ob er persönlich an ihrem Unglück schuld sei. Wie das eben bei solchen Fällen ist, da hatte Jeder eine Frage an den armen Sünder zu richten.

V. 9. **Ich bin ein Ebräer.** Also ein Abkömmling Abrahams und den Schiffsleuten ein bekanntes Volk. **Und fürchte den Herrn.** Das mag hier wohl füglich bedeuten: mein Geschäft ist der Dienst Gottes. Dann folgen nähere Eigenschaften dieses Gottes, besonders, daß er das Meer, welches jetzt so tobt, gemacht habe u. s. w.

V. 10. **Da.** Als Jona sein Bekenntniß abgelegt, und sie sahen, daß hier keine menschliche Hülfe ausreiche, schrien sie zum Herrn.

V. 14. **Ach, Herr!** Dieser Vers gehört eigentlich hier eingeschaltet, um geschichtlich richtig zu stehen. Nun folgt die Erklärung im 10. Vers: **Denn sie wußten, daß er vom Herrn floh.** Dieses hatte er ihnen deutlich erklärt.

V. 12. **Werfet mich in das Meer.** Dieses war nicht die Bitte eines Verzweifelnden, sondern das Gebet eines Bußfertigen, welcher die Strafe willig annimmt.

V. 16. **Und thaten dem Herrn Opfer und Gelübde.** Kaum hatten sie Jona über Bord geworfen, als es auch stille wurde. Ob sie auf dem Schiff noch etwas zu opfern hatten, oder ob es sich auf spätere Tage bezieht, ist nicht gesagt; aber es ist sicher, daß diese Opfer dem wahren Gott gebracht wurden, nicht den Götzen der Heiden.

V. 17. **Aber der Herr verschaffte einen großen Fisch.** Gott lenkte es so, daß dieser Fisch in der Nähe war. Ueber den Namen des Unthiers sich aufzuhalten, wäre Thorheit, denn es gibt mehrere Sorten Fische, welche einen Menschen mit Leichtigkeit verschlingen können. Man muß aber besonders hier das Wunder nicht vergessen. Das Wort Walfisch, wie es im Evangelium gebraucht wird, ist eigentlich eine Bezeichnung für irgend einen großen Fisch. **Drei Tage und drei Nächte.** Dieses bildet die Zeit ab, welche Christus im Grabe gelegen, und Jesus selbst hat auf diese Thatsache hingewiesen, da er den Propheten Jona als ein Zeichen nannte, welches den Juden gegeben sei.

Dieser letztere Theil der Geschichte ist übrigens völlig wunderbar, denn wenn auch wirklich mehrere Sorten Fische einen Menschen zu verschlingen im Stande sind, so muß man hier doch auch an die Erhaltung denken, und dann wird man bald genug einsehen, daß Gottes Hand hier wirksam war.

Lehre und Anwendung.—1. Die Arbeit, welche Gott seinen Knechten aufträgt, ist nicht immer angenehm; aber allezeit nützlich.

2. Es ist unmöglich, Gott zu entfliehen, oder seiner Pflicht auszuweichen; endlich muß der Mensch eingestehen, daß er vor Gott nicht fliehen kann.

3. Die Sünde bringt Sturm. Das ist vielleicht ein so schönes Bild von der Wahrheit der Behauptung, als es eines gibt.

4. Wenn der Sturm hereinbricht, wacht der Sünder auf. Wohl dem, der einen Gott hat, welcher Gebete erhört.

5. Die Diener Gottes sind Menschen und haben menschliche Leidenschaften und Gefühle. Daher soll man nie zu schnell, noch zu hart richten. Je größer der Mann, desto schwerer die Prüfung.

6. Der Sünder schläft im Sturme des göttlichen Gerichtes, und nur die Donner des Gesetzes vermögen ihn aufzuwecken; aber dann endlich ergreift ihn Furcht und Zittern, denn sein eigen Gewissen tritt klagend gegen ihn auf.

Illustration.—So wie Gehorsam die schönste Tugend ist, so ist Ungehorsam das abscheulichste Laster. Ein klares Bild gibt Jona; ein anderes geben unsere ersten Eltern im Paradies, und ein drittes bietet auch schon Cain, welcher um seines Ungehorsames willen zum Mörder geworden ist.

Wandtafelerklärung.—Wenn ein Mensch denkt, er könne seiner Pflicht ausweichen und sich vor Gott verbergen, dann wird Gott Wege finden, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen; leider geschieht es oft erst, nachdem es bereits zu spät ist. Man betrachte dieses Schiff im Sturm. Das Bild hat eine grausige Deutung, und die damit verknüpfte Geschichte des ungehorsamen Propheten ist allen Menschen zur Warnung geschrieben. Der Weg des Gehorsams ist der sicherste Weg, selbst wenn es gegen Fleisch und Blut, d. h. gegen den eigenen Willen geht. Gottes Auge ist beständig offen und beachtet seine Geschöpfe, ihm entrinnt keines, denn sein Arm ist mächtig und ist stark. Im Gehorsam ist Frieden und Segen allezeit, denn Gott sorgt für die Seinen.

Jonä Bußpredigt.

7. Lection: Jona 3, 1–10. — Sonntag den 15. November 1885.

1. Und es geschahe das Wort des Herrn zum andern Mal zu Jona, und sprach:

2. Mache dich auf, gehe in die große Stadt Ninive, und predige ihr die Predigt, die ich dir sage.

3. Da machte sich Jona auf, und ging hin gen Ninive, wie der Herr gesagt hatte. Ninive aber war eine große Stadt Gottes, drei Tagereisen groß.

4. Und da Jona anfing hinein zu gehen eine Tagereise in die Stadt; predigte er, und sprach: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen.

5. Da glaubten die Leute zu Ninive an Gott, und ließen predigen, man sollte fasten, und zogen Säcke an beide groß und klein.

6. Und da das vor den König zu Ninive kam; stand er auf von seinem Thron, und legte seinen Purpur ab, und hüllte einen Sack um sich, und setzte sich in die Asche;

7. Und ließ ausschreien und sagen zu Ninive, aus Befehl des Königs und seiner Gewaltigen, also: Es soll weder Mensch noch Thier, weder Ochsen noch Schaafe etwas kosten, und man soll sie nicht weiden noch Wasser trinken lassen;

8. Und sollen Säcke um sich hüllen beide Menschen und Thier, und zu Gott rufen heftig; und ein Jeglicher bekehre sich von seinem bösen Wege, und von dem Frevel seiner Hände!

9. Wer weiß, Gott möchte sich kehren, und ihn reuen, und sich wenden von seinem grimmigen Zorn, daß wir nicht verderben.

10. Da aber Gott sahe ihre Werke, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege; reuete ihn des Uebels, das er geredet hatte, ihnen zu thun, und that's nicht.

Haupttext: Die Leute von Ninive werden auftreten vor dem Gericht mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen, denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas. Und siehe, hier ist mehr denn Jonas. — Luk. 11, 32.

Geschichtliches. — Das große Reich Assyrien wird schon 1. Mose 10, 14 gemeldet, und läßt daraus schließen, wie alt seine Geschichte ist. Die beiden Flüsse Euphrat und Tigris flossen durch dieses Reich, so daß man seine Lage genau zu geben vermag auf jeder Karte. In der jüdischen Geschichte wird Assyrien nicht gemeldet bis zum achten Jahrhundert v. Chr. Zu einer Zeit umfaßte Assyrien alles Land, vom Mittelländischen Meer bis zum Caspischen Meer, und vom persischen Golf bis nach Armenien. Zur Zeit des Propheten Jona war dieses das gefürchtetste Reich der Welt. Der Untergang desselben wurde von Jesaia (Jes. 10, 5–19) geweissagt, und fand etwa 625 v. Chr. statt—herbeigeführt von dem starken und muthigen Mederreich.

Die Hauptstadt Assyriens war Ninive, am Tigris gelegen, und von Assur (Randglosse Nimrod) gegründet (1. Mose 10, 11). Ninive war zu seiner Zeit für das westliche Asien, was Paris unter Louis XIV. für Europa war, nemlich die leitende Stadt, welcher alle Völker nachahmten. Der Luxus, die Herrschsucht, und die Sünde überhaupt nahmen überhand, so daß Jesaia, Jona, Nahum und Zephania dagegen weissagten. Rawlinson gibt die Zeit des Falles auf 625 v. Chr. an, aber Bayard bestimmt die Zeit auf 606 v. Chr. Eine mächtige Wasserfluth untergrub die Mauern (Nahum 2, 6). Der König Sardanapalus VII. vertheidigte sich, bis alle Hoffnung schwand, dann zerstörte er sich selbst mit sammt seinen Weibern und Schätzen. So vollständig war Ninives Zerstörung, daß man bis heute noch nicht über seine einstige Lage im Klaren ist; doch hat man in neuester Zeit Ruinen, Monumente und Inschriften aufgefunden, welche die Lage ziemlich feststellen, und neue Beweise für die Wahrheit der Bibel geben. Ninive war sehr abgöttisch, besonders hoch verehrten sie den Assur, ihren Gründer, welchen sie zum Gott erhoben hatten. Das Volk war kriegerisch, schlau, stolz und verrätherisch.

Texterklärung. — Ueber Jona's Verhalten während seines Aufenthaltes im Meeresgrunde wissen wir nur, daß er betete (Jona 2, 1). Nach drei Tagen kam er unversehrt ans Land, und bald erschien ihm der Herr abermals und sandte ihn gen Ninive, wie V. 1 andeutet.

V. 2. **Die Predigt, die ich dir sagen werde.** Gott selbst nennt Ninive eine große Stadt, groß im Umfang, groß im Reichthum; aber auch groß in ihren Sünden. Der Befehl ist unbedingt und fordert unbedingten Gehorsam. Jona hat etwas gelernt, aber noch nicht genug, doch war er jetzt bereit, zu gehen. Gott selbst will ihm die Predigt eingeben.

V. 3. **Da machte sich Jona auf.** Die Reise war weit und beschwerlich, aber immer noch besser als die vorigen Erfahrungen, daher hatte Jona keine Worte zu verlieren. **Eine große Stadt.** Diodor von Sicilien berichtet, Ninive habe sechzig englische Meilen im Quadrat gemessen, war also größer als Babylon. Ninive war die größte Stadt der damals bekannten Welt. Die Stadtmauer war so dick, daß sechs Kriegswagen (chariots) nebeneinander darauf fahren konnten; sie zählte 15,000 Thürme zur Vertheidigung, deren jeder bis zu 240 Fuß hoch war. Nach den neuesten Entdeckungen der Ruinen behaupten die Gelehrten, daß dieser Bericht nicht im Geringsten zu bezweifeln sei. An den Thürmen, Mauern und Gebäuden der Stadt sollen 1,400,000 Menschen acht Jahre lang gearbeitet haben.

V. 4. **Es sind noch vierzig Tage.** Jona kam an seinem Predigtplatz an, und fing auch sogleich an, zu predigen und zu rufen. Also auf den Straßen, welche er durchwandelte, predigte er, während er ging; er scheute sich nicht, denn er fühlte die Hand Gottes über ihm. Vierzig Tage sind eine kurze Zeit, ja, aber war ihnen Gott auch nur diese Frist schuldig? Man darf wohl annehmen, daß Jona gar manche Frage beantworten und gar manche Rede erklären mußte, während dieser Zeit. **So wird Ninive untergehen.** Keine Andeutung, wie es geschehen soll, wird gegeben; so wird das, was zuerst unglaublich erscheint, um so schrecklicher, denn es erweckt den Gedanken: Wenn dieses geschieht, muß Gott eingreifen, Menschen können es nicht vollbringen. Die Warnung war also eine schreckliche für das Volk.

V. 5. **Da glaubten die Leute.** Sie glaubten an die Wahrheit der Predigt, denn ihr Wandel zeugte gegen sie selbst. Sie waren sich ihrer Sünden bewußt. Jona war ihnen fremd, er kannte sie nicht, aber er verkündete Wahrheit. Diese Dinge drangen in das Herz des Volkes, es sah die Gefahr, und hatte außer Gottes Güte keine Hoffnung, daher der Vorsatz, sich zu bekehren. **Ließen predigen.** Das heißt, sie ließen ein Fasten ausrufen in der ganzen Stadt. Hier wird erzählt, was

gethan wurde, später folgt eine Erklärung warum. **Zogen Säcke an.** Dieses war eine Feierlichkeit, die in Zeiten großer Traurigkeit unter Hohen und Niederen gebräuchlich war, denn es galt als Zeichen aufrichtiger Betrübniß und Reue.

V. 6. **Und da das vor den König kam.** Der König erfuhr, was vorging, er achtete darauf, und sah die Wahrheit ebenfalls ein. **Legte er seinen Purpur ab.** Er kam vom Thron herab, legte alle königlichen Gewänder ab und zog Trauerkleider an wie das Volk; ein Zeichen, daß auch er aufrichtig handle.

V. 7. **Und ließ ausschreien und sagen.** Der König sah, daß die Sache Eile hatte, daher ließ er alsobald seine Räthe vor sich kommen, und indem auch diese überzeugt waren, trafen sie Vorkehrungen. **Es soll weder Mensch noch Thier.** Dieses hat Bezug auf die Hausthiere, und deutet an, daß alle Thiere, welche ja, obwohl unschuldig, doch zu des Menschen Hochmuth beitrugen, nun auch mitfasten und mittrauern sollen. Des Menschen Fall hat auch auf die Thiere ihren bösen Einfluß ausgeübt, und sie in Mitleidenschaft gezogen. So soll nun auch hier Mensch und Vieh trauern, ob Gott gnädig sein möchte.

V. 8. **Sollen Säcke um sich hüllen.** Dieses hat bei den Thieren ganz natürlich darauf Bezug, daß kein Pferd u. s. w. öffentlich erscheinen durfte, ohne Trauerzeichen; das Gewand der Thiere mußte für die Menschen Zeugniß geben. **Zu Gott rufen heftig.** Die Thiere schreien wenn sie hungern, wie junge Raben oder junge Löwen, welche hungern; hier aber soll das Geschrei den Menschen gelten. **Ein Jeglicher bekehre sich.** Der Befehl der Bekehrung ist ebenso deutlich, als der Befehl des Fastens. Allen wird befohlen, fromm, gerecht und heilig zu werden vor dem Herrn. **Von seinem bösen Wege.** Das meint, sich nicht blos einiger bösen Handlungen enthalten, sondern den ganzen Lebenslauf ändern; das wird hier Weg genannt. **Frevel seiner Hände.** Deutet auf die Hauptsünden hin (vergl. Nahum 2, 11. 12; 3, 1; und Jes. 10, 13. 14). Auch ist hier angedeutet, daß die Hände, welche gefrevelt: geraubt, gestohlen u. s. w., nun Rückerstattung thun. Man sieht, der König war sehr im Ernst mit der Sache.

V. 9. **Wer weiß, Gott möchte sich kehren.** Hier folgt nun die Ursache, warum all dieses geschah: die Möglichkeit, befreit zu werden; aber auch nach bester Erkenntniß Wahrscheinlichkeit, daß es geschehe. Zwar hatte Jona keinen Befehl, ihnen Erlösung zu verheißen, aber es ist eine moralische Versicherung, welche allen Menschen bekannt ist, denn Gott hat ja selbst solche Bedingungen festgestellt.

V. 10. **Gott sah ihre Werke.** Gott sah und billigte diese Buße. Ihre Werke gaben Zeugniß für ihre Gesinnung; ihre Buße war aufrichtig. **Reuete ihn des Uebels.** Dieses ist menschlicherweise geredet, denn nach göttlichem Begriff kann Gott keine Reue haben, denn Reue deutet an, daß die That nicht mit dem Wort übereinstimmt. Durch die Buße des Volkes änderte sich das Verhältniß zu Gott, und deßhalb auch Gottes Verhältniß zum Volk, denn Gottes Handlungen bedingen sich den Menschen gegenüber durch des Menschen Werke und Motive; als deßhalb die Leute von Ninive ihr Leben änderten und Gottes Barmherzigkeit suchten, da änderte Gott auch seine Gerichte gegen sie; dieses kann man aber in keinem anderen Wort deutlicher aussprechen, um menschlich zu reden, als es reuete ihn. **That's nicht.** Gottes Gnade ist so groß, daß er keinen bußfertigen Sünder ausrottet, und die Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung wird hiedurch widerlegt. Die Bekehrung des Sünders ändert den Rathschluß Gottes insofern, daß der Sünder in ein anderes Verhältniß zu Gott tritt, und darum von jenem Rathschluß persönlich nicht berührt wird.

Lehre und Anwendung.—1. Man kennt den Frommen nicht blos, wenn er steht, sondern auch wenn er wieder aufsteht, nachdem er gefallen ist.

2. Gottes Schule ist bestimmt, nicht blos Mustermenschen, sondern auch folgsame Diener zu machen. Jona ist in dieser Schule gewesen.

3. Gott thut uns seinen Willen kund, aber er gibt uns nicht zweimal ein und dasselbe Gebot.

4. Der predigt die Erlösung am Erfolgreichsten, welcher sie selbst erfahren hat.

5. Es ist nicht genug, die Sünde zu bereuen, man muß sie auch meiden.

6. Gebet ohne Reue ist Spott; Reue ohne Gebet ist hoffnungslos.

7. Gott erbarmt sich auch des Vieh's, lerne von ihm.

8. Unser Herz muß die ganze Welt einschließen, wenn wir in Liebe für Gott am Heil unserer Mitmenschen arbeiten wollen.

Illustration. — Wahre Religion ist so offenbar, daß auch die stumme Kreatur es merkt. Ein Neubekehrter sagte einst, sein Hund und seine Katze haben es sogar gemerkt, daß ihr Herr ein Christ geworden ist.

Vor der Zerstörung Jerusalems ging ein Mann vier Jahre lang durch die Straßen und auf den Mauern, und schrie: „Wehe! Wehe! der Stadt und dem Tempel!" Aber es achtete Niemand auf den Mann, denn man glaubte, er sei von Sinnen. Gott läßt es an Warnungen nicht fehlen.

Wandtafelerklärung. — Auf Sünde muß Strafe folgen, denn Gott ist gerecht. Ob Person, Volk oder Stadt; die Gerechtigkeit findet sie, und Gott ist dem Sünder ein verzehrendes Feuer. Ninive hatte viel gesündigt, das Schwert war schon gezückt, und die angedrohte Strafe nahete. Gott ist gerecht, aber er ist auch barmherzig, und erbarmet sich des Bußfertigen, denn er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Das Volk von Ninive demüthigte sich und schrie zu Gott, da erbarmte sich der Herr und sandte Rettung. Der Prophet blickte mit dem Auge des menschlichen Verstandes auf die Begebenheit, daher konnte er nicht begreifen, daß Gott Gedanken des Friedens mit dem bußfertigen Sünder haben kann, und das ärgerte ihn, denn er suchte mehr seine eigene als Gottes Ehre. Wer heilsverlangend und bußfertig ist, der findet Heil, denn bei unserem Gott ist viel Vergebung.

Hiskia's Regierung.

8. Lection: 2. Kön. 18, 1–12. — Sonntag den 22. November 1885.

1. Im dritten Jahr Hosea, des Sohnes Ela, des Königs Israels, ward König Hiskia, der Sohn Ahas', des Königs Juda;

2. Und war fünf und zwanzig Jahre alt, da er König ward, und regierete neunundzwanzig Jahre zu Jerusalem. Seine Mutter hieß Abi, eine Tochter Sacharja.

3. Und that, was dem Herrn wohl gefiel, wie sein Vater David.

4. Er that, ab die Höhen, und zerbrach die Säulen, und rottete die Haine aus, und zerstieß die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte; denn bis zu der Zeit hatten ihr die Kinder Israel geräuchert, und man hieß sie Nehusthan.

5. Er vertrauete dem Herrn, dem Gott Israels, daß nach ihm seines gleichen nicht war unter allen Königen Juda, noch vor ihm gewesen.

6. Er hing dem Herrn an, und wich nicht hinten von ihm ab, und hielt seine Gebote, die der Herr Mose geboten hatte.

7. Und der Herr war mit ihm; und wo er auszog, handelte er klüglich. Dazu ward er abtrünnig dem Könige zu Assyrien, und war ihm nicht unterthan.

8. Er schlug auch die Philister bis gen Gasa, und ihre Grenze, von den Schlössern an, bis an die festen Städte.

9. Im vierten Jahr Hiskia, des Königs Juda, (das war das siebente Jahr Hosea, des Sohnes Ela, des Königs Israels,) da zog Salmanasser, der König zu Assyrien, herauf wider Samaria und belagerte sie,

10. Und gewann sie nach dreien Jahren, im sechsten Jahr Hiskia, das ist, im neunten Jahr Hosea, des Königs Israels, da ward Samaria gewonnen.

11. Und der König zu Assyrien führete Israel weg gen Assyrien, und setzte sie zu Halah und Habor, am Wasser Gosan, und in die Städte der Meder:

12. Darum, daß sie nicht gehorchet hatten der Stimme des Herrn, ihres Gottes, und übergangen hatten seinen Bund, und alles, was Mose der Knecht des Herrn, geboten hatte; derer hatten sie keinem gehorchet, noch gethan.

Haupttext: Und that, was dem Herrn wohlgefiel. — 2. Kön. 18, 3.

Geschichtliches.—Es sind hundert Jahre verflossen seitdem der Prophet Elisa seine Augen im Tode geschlossen, und etwa 75 Jahre seit der Begebenheit in der vorigen Lection. Hiskia ist auf dem Throne Juda's, und der Haupttext gibt einen allgemeinen Ueberblick über seine Regierung. Um chronologisch richtig urtheilen zu können, sollte jeder Lehrer eine chronologische Tabelle haben. Es sind verschiedene Ansichten bezüglich der Zeit und die unterschiedlichen Chronologen variiren etliche Jahre; auch stimmt die Zeit nicht vollständig mit den Inschriften auf den assyrischen Monumenten, aber es ist noch unentschieden, ob die Abschreiber einen Irrthum begangen haben, oder ob man die Inschriften noch nicht vollständig gelöst hat; weil aber die Begebenheiten, wie dieselben in der Bibel angegeben sind, so genau mit den assyrischen Inschriften übereinstimmen, so kann man wohl annehmen, daß alles seine Richtigkeit hat und die Zeitfrage löst sich auch noch. Man zählt jetzt 726 vor Christus, das Reich Israel wurde fünf Jahre zuvor zerstört und das Volk in die Gefangenschaft geführt durch Salmanasser, König von Assyrien. Nachdem das Volk Israel in den Städten Halah und Habor, am Flusse Gozan, untergebracht war, siedelte der König die Städte Israels, d. h. besonders Samarias, mit Assyrern an. Die Herrlichkeit Israels endete überhaupt mit Salomo's Regierung; langsam, aber sicher, sah man den Untergang kommen, denn wenn ein Reich unter sich selbst nicht Frieden halten kann, dann erlangt der Feind von Außen Vorschub, und die Bürger des Reiches sind uneins zur Berathung und zur Vertheidigung. Nach Salomo hatte Israel auch nicht einen einzigen König, welcher gut genannt wird, nicht einen. Alle waren verdorben, und seit der Zerstörung des Reiches Israel hat eine dunkle Wolke über dem Schicksal der zehn Stämme geschwebt; sie ist noch nicht gehoben, und man weiß nicht, was aus jenen Stämmen geworden ist.

Anders war es mit Juda; hier regierten wenigstens mitunter Männer, welche das Andenken David's ehrten und in seinen Fußstapfen wandelten. Sechs der Könige Juda's werden sogar mit Ruhm genannt in der Geschichte. Auch Hiskia wird zu den Guten gezählt.

Texterklärung.—V. 1. **Im dritten Jahre Hosea.** Dieses meint im dritten von jenen neun Jahren, wovon Cap. 17, 1 die Rede ist. Hosea war der 19. König in Israel und Hiskia, bestieg den Thron, als jener bereits drei Jahre regiert hatte. Hiskia war der 13. König von Juda und regierte sehr glücklich 29 Jahre lang. Er war einer der edelsten Fürsten auf David's Thron.

V. 2. **Und war fünfundzwanzig Jahre alt.** Ein genauer Vergleich mit andern Schriftstellen zeigt, daß sich irgendwo ein Irrthum in den Daten eingeschlichen hat. Man lese 2. Kön. 16, 2. Wenn in der Zeitangabe kein Irrthum ist, dann war Hiskia's Vater nach genauer Berechnung etwa dreizehn Jahre alt, als der Sohn geboren wurde. **Seine Mutter hieß Abi.** Der Name wird gegeben; vielleicht hatte sie großen Einfluß auf den Sohn, daß derselbe, trotz seines bösen Vaters, fromm blieb. **Sacharja.** Das war der Vater dieser Königin. Es sind 25 unterschiedliche Personen, welche diesen Namen tragen in heiliger Schrift; ob dieser Mann der beliebte Prophet dieses Namens ist, kann man nicht beweisen.

V. 3. **Und that, was dem Herrn wohlgefiel.** Seit der Zeit Asa's ist dieses Lob keinem König mehr zu Theil geworden bis jetzt. Andere haben auch recht gethan, aber Hiskia wandelte **wie sein Vater David**; also ganz in David's Wegen.

V. 4. **Er that ab die Höhen.** Kein König vor ihm wagte es, die hohen religiösen Lustgärten und Opferplätze zu zerstören; er that es. Auch die Altäre, welche sein Vater bauen ließ, zerstörte er. **Und zerstieß die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte.** Das Volk hatte scheint's jene Schlange, deren Geschichte in 4. Mose 21, 4–9 verzeichnet ist, aufbewahrt, aber leider später zu abergläubischen Zwecken mißbraucht. Aller Irrthum hat irgendwo seinen Anfang in der Abweichung von der Wahrheit; daher kommen auch die abergläubischen Verehrungen der Römischen. Man behauptet sogar, diese Schlange sei heute noch vollständig in der Kirche des St. Ambrosius zu Mailand, Italien. **Nehusthan.** Das war der Name, unter welchem die Schlange bei den Israeliten bekannt war. Luther's Uebersetzung ist hier bedeutend besser als die englische, weil sie klarer ist.

V. 5. **Er vertrauete dem Herrn.** Damit soll angedeutet werden, daß er nicht mit fremden heidnischen Mächten im Bunde stand, sondern allein mit Gott verbündet war. **Daß nach ihm seines gleichen nicht war.** Soll andeuten, daß seit der Trennung des Reiches kein

König so treu und fromm war, wie Hiskia, und nach ihm keiner kam, der so war.

V. 6. **Er hing dem Herrn an.** Also während seiner ganzen Regierung blieb er Gott getreu und folgsam. Dieses gab natürlich dem Leben des Volkes eine Wendung, und man kann sehen, wo eine religiöse Auflebung stattfindet, da ändern sich auch die Werke der Menschen, d. h. die Moral wird durch Religion beeinflußt.

V. 7. **Der Herr war mit ihm.** Das war eine Folge seines frommen Lebens, denn Gott ist mit Allen, welche ihm dienen und nachfolgen. **Dazu ward er abtrünnig dem Könige zu Assyrien.** Ahas hatte sich den Assyrern schmählich unterworfen und dienstbar gemacht. Hiskia erachtete es nicht als seine Pflicht, sich auch noch binden zu lassen durch die Ketten, welche seinen Vater banden. Er hatte keinen Vertrag mit Assyrien, folglich war er nicht bundbrüchig; er schüttelte nur ein fremdes Joch ab, und Gott half ihm, daß er es abschütteln konnte.

V. 8. **Er schlug auch die Philister.** Das war der Erbfeind Israels. Die Philister waren beständig ein Dorn in Israels Seite; auch Ahas hatte Land eingebüßt durch sie, jetzt hat Hiskia es wieder erobert und noch mehr dazu. **Von den Schlössern an u. s. w.** Dieses bedeutet, daß Hiskia den Philistern hart zusetzte, von den einzelnstehenden Schlössern bis in die festen ummauerten Städte. Man vergleiche 2 Chron. 28, 18 und dann auch Jesaia 14, 20.

V. 9. **Im vierten Jahre Hiskia.** Also das siebente von den neunen (Cap. 17, 1) zog der König von Assyrien herauf. Die Einnahme von Samaria wurde bereits im 17. Capitel gemeldet; die Absicht des Schriftstellers, diese beiden Begebenheiten noch einmal zu geben, war wohl, um zu zeigen, daß der nemliche trotzige Salmanasser, welcher vor acht Jahren Samaria verwüstete, nun auch kam, um Jerusalem zu verwüsten.

V. 11. **Und der König von Assyrien führte Israel weg.** Der erste Zug der Gefangenen zählte 27,280, welche fortgeschleppt wurden, später jedoch fand die gänzliche Zerstörung und Aufreibung Israels statt. Die Gefangenen kehrten nie zurück, und was aus den zehn Stämmen geworden ist, sucht man bis heute zu erklären; wahrscheinlich sind viele mit den Gefangenen aus Juda zurückgekehrt und haben sich mit jenen vermischt; Andere mögen sich über unterschiedliche Länder verbreitet und mit fremden Völkern vermischt haben, so daß jetzt Niemand bestimmt sagen kann, was aus ihnen geworden ist. Gewisse Gelehrte wollten lange behaupten, die Zigeuner wären direkte Abkömmlinge jener Stämme; in neuester Zeit jedoch suchen Einige zu beweisen, daß die Engländer Nachkommen jener Stämme sind. Die Frage hat überhaupt sehr geringe Bedeutung.

V. 12. **Daß sie nicht gehorchet hatten der Stimme des Herrn.** Hier nennt der Schreiber die Ursache, warum Israel also heimgesucht wurde, und wir finden folgende Punkte angeführt, in einem Satz: 1. Ihre Abgötterei; 2. ihre Verachtung des Gesetzes Gottes; und 3. ihre Mißachtung der Stimme der Propheten. Das Volk war so tief gefallen, und so in Abgötterei versunken, daß keine Hoffnung mehr für Besserung war. Gott segnete, leitete, warnte und drohte; aber Israel war hingerissen und das Herz des Volkes war verführt zum Bösen, so wurde der Untergang eine legitime Nothwendigkeit, denn die Menschen thaten gerade Das, was eigentlich ein solches Ende herbeiführen mußte. Mit einer Sünde wurde der Anfang gemacht, dann ging es Schritt für Schritt weiter; tiefer und tiefer hinein, bis das Volk des ganzen Gesetzes schuldig war. Darin liegt eigentlich ein sehr wichtiger Gedanke: Eine Sünde führt zur andern, und ehe man sich's versieht, ist man der Sünde Sklave.

Lehre und Anwendung.—1. Kinder können fromm werden, selbst wenn ihre Eltern nicht fromm sind, denn die Gnade überwindet alle Heilshindernisse.

2. Hiskia's Mutter wird genannt, um uns aufmerksam zu machen, was der Einfluß einer Mutter vermag. Wenn man auch weiter nichts weiß von einer Mutter, als daß sie gute Kinder erzog, so hat sie sich darin ein ewiges Denkmal errichtet, und ihre Kinder werden sie selig preisen.

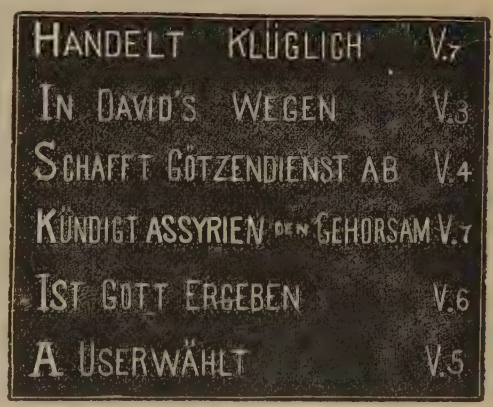
3. Das größte Bedürfniß eines Menschen, und auch einer Nation, welche durch Sünde und Unrecht gesunken ist, ist eine religiöse Auflebung, wie sie unter Hiskia stattfand.

4. Eine wahrhafte Auflebung dieser Art offenbart sich auf zweierlei Weise: 1. Reue über das Böse, Ablegen der Sünde, Ausfegen des alten Sauerteiges und Abschaffen aller Götzen und Lieblingssünden. 2. Erneuerung des Lebens; Aufbau des Werkes Gottes; religiöser Eifer im Allgemeinen und Ernst im Dienste Gottes.

Illustrationen.—Unkraut ausjäten, Steine aufheben, Wurzeln und Stumpen aus einem Felde entfernen ist noch nicht genug, um ein gutes Feld zu machen: man muß auch guten Samen säen, wenn man eine gute Ernte erwartet.

Man kann schon am äußeren Ansehen einer Kirche, mehr noch inwendig im Gotteshaus, sehen, was für eine Gemeinde da Gott dient! Nicht blos zeigt die Weise, wie man das Gebäude hält, den Sinn der Gemeinde, sondern auch der Eifer, mit welchem die Gemeinde am Gottesdienst Theil nimmt, zeigt, ob es eine lebendige und lebensthätige Gemeinde ist.

Um eine geistige Auflebung, Erweckung, in einer Gemeinde oder bei einem Volke abgebildet zu sehen, muß man Hesekiel's Erscheinung von dem Thal der todten Gebeine lesen, und da merken, welche Bewegung in dem Thale entstand, als einmal der Hauch Gottes darüber hinzog. So wirkt der Geist Gottes heute noch an den Herzen der erkalteten, durch Formwesen verführten Gemeinden, und die Auflebung wird allenthalben sichtbar. Teufel toben, gottlose Menschen lästern, Christen jauchzen und Engel freuen sich, wenn eine lebendige Wirksamkeit offenbar wird in einer Gemeinde.



Wandtafelerklärung.—Hiskia war ein auserwählter König, und darf nach der heutigen Lection ein Musterkönig genannt werden, denn seit David's Zeit war ihm keiner gleich. Er handelte klüglich, er wandelte in den Wegen Gottes, schaffte den Götzendienst ab und war fromm vor Gott; also suchte er auch das Volk wieder zu Gott zu führen, und das Haus des Herrn zu bauen.

Gottergebenheit ist eine Tugend, deren sich jeder Gläubige befleißigen soll, denn wer Gott zum Führer hat, braucht nicht zu zittern. Auch uns hat Gott zu seinem Dienst erkoren, denn sein Wort hat uns erreicht, und seine Gnadenanerbietungen sind uns nahe getreten. Also sollen wir uns prüfen und untersuchen, ob wir uns in diesem Gnadenstand befinden, oder ob wir noch im Zweifel sind bezüglich unseres Heils.

Hiskia's Gebet erhört.

9. Lection: 2. Kön. 20, 1–17. — Sonntag den 29. November 1885.

1. Zu der Zeit ward Hiskia todtkrank. Und der Prophet Jesaia, der Sohn Amoz, kam zu ihm, und sprach zu ihm: So spricht der Herr: Beschicke dein Haus; denn du wirst sterben, und nicht leben bleiben.

2. Er aber wandte sein Antlitz zur Wand, und betete zum Herrn und sprach:

3. Ach Herr, gedenke doch, daß ich vor dir treulich gewandelt habe, und mit rechtschaffenem Herzen, und habe gethan, das dir wohl gefällt. Und Hiskia weinete sehr.

4. Da aber Jesaia noch nicht zur Stadt hinaus gegangen war, kam des Herrn Wort zu ihm, und sprach:

5. Kehre um und sage Hiskia, dem Fürsten meines Volks: So spricht der Herr, der Gott deines Vaters David's: Ich habe dein Gebet gehöret, und die Thränen gesehen. Siehe, ich will dich gesund machen; am dritten Tage wirst du hinauf in das Haus des Herrn gehen;

6. Und will fünfzehn Jahre zu deinem Leben thun, und dich und diese Stadt erretten von dem Könige zu Assyrien, und diese Stadt beschirmen um meinet willen und um meines Knechts David's willen.

7. Und Jesaia sprach: Bringet her ein Stück Feige. Und da sie die brachten, legten sie sie auf die Drüse; und er ward gesund.

8. Hiskia aber sprach zu Jesaia: Welches ist das Zeichen, daß mich der Herr wird gesund machen, und ich in des Herrn Haus hinauf gehen werde am dritten Tage?

9. Jesaia sprach: Das Zeichen wirst du haben von dem Herrn, daß der Herr thun wird, was er geredet hat; soll der Schatten zehn Stufen förder gehen, oder zehn Stufen zurück gehen?

10. Hiskia sprach: Es ist leicht, daß der Schatten zehn Stufen niederwärts gehe; das will ich nicht, sondern daß er zehn Stufen hinter sich zurück gehe.

11. Da rief der Prophet Jesaia den Herrn an; und der Schatten ging hinter sich zurück zehn Stufen am Zeiger Ahas', die er war niederwärts gegangen.

12. Zu der Zeit sandte Brodach, der Sohn Baledan's, des Sohnes Baledan's, König zu Babel, Briefe und Geschenke zu Hiskia; denn er hatte gehöret, daß Hiskia krank war gewesen.

13. Hiskia aber war fröhlich mit ihnen, und zeigete ihnen das ganze Schatzhaus, Silber, Gold, Specerei, und das beste Oel, und die Harnischkammer, und alles, was in seinen Schätzen vorhanden war. Es war nichts in seinem Hause und in seiner ganzen Herrschaft, das ihnen Hiskia nicht zeigte.

14. Da kam Jesaia, der Prophet, zum Könige Hiskia, und sprach zu ihm: Was haben diese Leute gesagt? Und woher sind sie zu dir gekommen? Hiskia sprach: Sie sind aus fernen Landen zu mir gekommen von Babel.

15. Er sprach: Was haben sie gesehen in deinem Hause? Hiskia sprach: Sie haben alles gesehen, was in meinem Hause ist; und ist nichts in meinen Schätzen, das ich ihnen nicht gezeiget hätte.

16. Da sprach Jesaia zu Hiskia: Höre des Herrn Wort:

17. Siehe, es kommt die Zeit, daß alles wird gen Babel weggeführet werden aus deinem Hause, und was deine Väter gesammelt haben, bis auf diesen Tag; und wird nichts übergelassen werden, spricht der Herr.

Haupttext: Der Herr erhöre dich in der Noth. — Psalm 20, 1.

Geschichtliches. — Die Hälfte der Regierungszeit des Königs Hiskia ist bereits vorüber; die allgemeine religiöse Auflebung im Volk hat ihre Frucht reichlich getragen, und als die Waffen niedergelegt worden, da hat man zu Friedensarbeiten gegriffen. Dann aber geschah der plötzliche Einfall Sanherib's von Assyrien in das Reich. Hiskia suchte diese Calamität zu verhüten, und sandte dem assyrischen König 300 Talente Silber, und 30 Talente Gold; beinahe eine und eine halbe Million Dollars. Aber es währte nur kurze Zeit bis eine assyrische Armee vor Jerusalem erschien und die Stadt belagerte.

Jetzt erhob Hiskia sich in der Macht seines Glaubens, und betete zu Gott; der Herr erhörte das Gebet, ein Engel des Herrn kam hernieder und schlug in einer Nacht 185,000 Mann. Die Begebenheit der Geschichte unserer Lection hat sich sehr wahrscheinlich während, oder doch kurz nach dieser Belagerung zugetragen; Letztere Ansicht hat die meisten Unterstützer. Im Vergleich mit diesem Textcapitel sollte man zugleich auch Jes. 38, und 2. Chron. 32, 22–24 lesen.

Texterklärung. — V. 1. **Zu der Zeit.** Also, nachdem Gott dem Hiskia so wunderbar geholfen hatte, wurde der König krank. Ueber die Zeit, wann diese Krankheit eintrat, streiten zu wollen, wäre doch gewiß thöricht, denn ein Jahr früher oder später macht gewiß keinen Unterschied. **Todtkrank.** Dieses Wort bedeutet: so krank, daß nach allem menschlichen Ermessen an kein Aufkommen zu denken war. Vielleicht wurde diese Krankheit gesandt, um dem Könige zu zeigen, daß er doch nur ein Mensch ist, obschon ihm Gott so gnädiglich durchgeholfen hat. **Und der Prophet Jesaia.....kam zu ihm.** Der Mann Gottes kam als ein Gesandter des Allerhöchsten, und zwar mit einer Botschaft. Jesaia war der größte Prophet jener Zeit, und seine Erscheinung zu dieser Zeit läßt schließen, daß es eine Sache von großer Wichtigkeit war. **So spricht der Herr.** Also Gott läßt dem König sagen: **Beschicke dein Haus.** Darunter verstehen wir: Vorbereitung treffen in jeder Hinsicht, zeitlich und auch geistlich; den letzten Willen machen. Dieses war besonders bezüglich des Reiches nothwendig, indem Hiskia um diese Zeit noch keinen Sohn hatte. **Denn du wirst sterben.** Dieses war keine Weissagung, sondern eine Warnung für den König.

V. 2. **Er aber wandte sein Antlitz.** Um dadurch anzuzeigen, daß er allein sein möchte, um desto inbrünstiger beten zu können. Darin liegt Andeutung, als habe Hiskia sogleich erkannt, daß sein Ende nicht unwiderruflich festgestellt sei, sondern daß vielmehr eine stille Bedingung damit verknüpft sein möchte, welche durch gläubiges Gebet offenbar würde.

V. 3. **Ach Herr, gedenke doch.** Dieses ist das

Gebet des kranken Königs, welches er zu Gott emporschickte. **Und Hiskia weinte sehr.** 1. Weil er sein Reich in so traurigen Verhältnissen verlassen sollte; 2. weil er keinen Thronerben hatte, und 3. auch, weil ihm der Tod schrecklich war, wie er ja allen Menschen ist. Der Tod ist eben der letzte Feind, mit dem der Kampf aufgenommen werden muß, und er bleibt ein Feind.

V. 4. **Da aber Jesaia noch nicht zur Stadt hinaus gegangen.** Der Prophet hatte seine Pflicht gethan und wollte sich entfernen; da erhielt er den Befehl, umzukehren und abermal vor den König zu treten.

V. 5. **Ich habe dein Gebet gehöret.** Die Antwort kam sogleich. **Am dritten Tag.** Es scheint, Gott wußte, daß des genesenden Königs erster Gang nach dem Tempel sein würde, daher diese Worte, vom Gang ins Haus Gottes. Eine Lehre für alle Genesenden.

V. 6. **Und will fünfzehn Jahre** u. s. w. Also eine Extrazulage von so viel Jahren. **Die Stadt erretten.** Nicht nur ihn gesund machen, sondern auch Stadt und Reich beschirmen **um David's willen.** Das war eine Aufmunterung zu fernerem Gehorsam, wie es David war.

V. 7. **Bringt ein Stück Feige.** Obwohl Hiskia's Genesung unbedingt verheißen war, mußte er doch natürliche Mittel gebrauchen. Das ist gegen die Ansicht solcher Schwärmer, welche nicht an Aerzte und Arzneien glauben wollen. Es scheint, der König hatte eine Pestbeule oder Karbunkel, Feigen aber besitzen Kraft zum zusammenziehen des Eiters. Doch hätte das Mittel allein in drei Tagen keine Heilung zu Stande gebracht.

V. 8. **Welches ist das Zeichen?** Der König glaubte, aber er verlangte ein Zeichen zur Stärkung seines Glaubens. Ihr müßt nemlich wissen, daß der Prophet zwei Botschaften gebracht hatte in ganz kurzer Zeit, und zwar gerade entgegengesetzt; also war es nicht Vorwitz, welches den König trieb, so zu fragen, sondern Verlangen nach Gewißheit in der Sache.

V. 9. **Das Zeichen wirst du haben von dem Herrn.** Gott handelt überall frei, aber er gibt doch nach, d. h. Gebete erweichen ihn, so daß er zur größeren Verherrlichung seines Namens den Menschen übereinstimmende Bitten gestattet. Hiskia hatte nun die Wahl, er konnte aus zwei Dingen eins zum Zeichen wählen, und es sollte ihm werden. **Soll der Schatten zehn Stufen förder gehen** u. s. w. Merke, dieses hat Bezug auf den Sonnenzeiger an dem Instrument, welches wir jetzt Sonnenuhr nennen; die Alten aber haben es Schattenmesser genannt. Wie viel eine Stufe gemessen hat, ist nicht bekannt. Einige nehmen an, es sei eine halbe Stunde gewesen, dann hätte die Veränderung fünf Stunden betragen.

V. 10. **Es ist leicht.** Hiskia meinte nemlich, daß es ja im natürlichen Gang der Sonnenbewegung sei, vorwärts zu gehen; aber rückwärts müßte immerhin ein Wunder geschehen. Er wählte also das härteste, um das Zeugniß desto klarer zu machen. Dann lag aber auch der Sinn der Rückkehr zur früheren Prosperität des Reiches in der Forderung.

V. 11. **Da rief der Prophet Jesaia den Herrn an.** Erst hat er das Zeichen verkündet, jetzt bittet er darum. Was ist nun zurückgekehrt, Sonne oder Schatten? Das ist eine Frage, worüber sich die Gelehrten nicht einigen können; es ist nur dem einfachen Bibelleser klar, denn er liest seine Bibel, und glaubt, was dort geschrieben steht. Der Schatten wich zurück. Wem das nicht angenehm ist, der mache sich eine Bibel, wo es anders lautet. Ist aber die Sonne zurückgewichen, so macht dieses dem lieben Gott keinen Unterschied, wenn er einmal bestimmt hat, ein Wunder zu thun, dann thut er es gegen alle Begriffe und Einwürfe der Gelehrten. Man behauptet, es sei durch eine Finsterniß geschehen, denn man habe seither schon bemerkt, daß eine Finsterniß solche Einwirkung auf das Brechen des Lichtes haben soll. Thut auch nichts zur Sache, für uns ist es genug, zu wissen, daß Gott dem Hiskia die Bitte erlaubte, und dann dieselbe erhörte. **Am Zeiger Ahas'.** Also an dem Zeiger, welchen Ahas im königlichen Palast errichtet hatte. Die 70 Dolmetscher und auch Josephus kümmern sich eigentlich um die Sonne gar nicht, sie sagen blos, die Sonne sei in ihrem Schatten zehn Stufen zurückgetreten, und Josephus meint, es seien Treppenstufen an der Treppe zum Palast gewesen. Man kann sich überall Hindernisse hindenken, aber Josephus zeigt uns jedenfalls, daß man sich auch über Hindernisse hinwegdenken kann.

V. 12. **Zu der Zeit sandte Brodach.** Dieser König wird in Jes. 39, 1 Merodach Baladan genannt; er scheint ein Unterkönig des assyrischen Monarchen gewesen zu sein. Durch ihn oder durch seinen Sohn wurde später das assyrische Reich zu Grunde gerichtet, und die Regierung nach Babylon verlegt. **Briefe.** Man nimmt an, daß es Glückwünsche waren, aber Viele meinen auch, es seien Verleitungen gewesen, einen Bund gegen den Assyrer zu schließen, denn gewöhnlich sendet man Geschenke an Solche, deren Freundschaft man sucht. (Vrgl. 2. Chron. 32.)

V. 13. **Hiskia aber war fröhlich mit ihnen.** Er vergaß sich selbst vor lauter Freude, daß man ihn so ehrte. Der Gedanke, daß man Unrecht mit ihm vorhabe, kam ihm nicht in seinen Sinn. Wir sollen hier eine Warnung nehmen, und uns vor Schmeichlern hüten. Es scheint aus dem ganzen Betragen des Königs herauszublicken, daß er jetzt voll eitlen Stolzes und thörichten Hochmuths war. Es ist selbst für den Frommen sehr schwer, zugleich groß und auch demüthig zu sein.

V. 14. **Da kam Jesaia, der Prophet.** Er sah des Königs Sünde und Gefahr, er kam, um zu warnen und zu drohen. Daher stellte er auch die Fragen an ihn.

V. 15. **Was haben sie gesehen in deinem Hause?** Jesaia wußte wohl, was geschehen war; aber er wollte hören, ob der König ehrlich genug sei, seine Thorheit einzugestehen. Des Königs Antwort zeigt indessen, daß ihm der richtige Begriff von seiner Sünde fehlte.

V. 16, 17. **Höre des Herrn Wort.** Anknüpfend an Hiskia's Rede erklärt nun der Prophet, wie Gott diese Sache anblickt. Und nun weissagt Jesaia die gänzliche Aufreibung des Reiches. Babylon war um diese Zeit noch kaum eine selbständige Macht, und Niemand hätte geahnt, daß diese Weissagung je wahr würde, und doch hat sie sich 100 Jahre später buchstäblich erfüllt. Hiskia erkannte seine Thorheit, er demüthigte sich und bereuete seinen Hochmuth, deßhalb ließ der Herr das Elend nicht bei Hiskia's Zeit hereinbrechen, sondern verschonete ihn noch. Merkwürdig ist die Thatsache, daß gerade die Nation, welche den Bund anbot und machte, Judas Zerstörung herbeiführte. Da kann man auch sehen, wie weit man solchen heidnischen Bundesbrüdern trauen darf!

Lehre und Anwendung. — 1. Krankheit und Trübsale überfallen auch die allerbesten Menschen. Einige der besten Lehren fürs Leben werden dem Menschen in Krankheit beigebracht.

2. Eine gute Vorbereitung für den Tod ist von großer Bedeutung, und man sollte diese Vorbereitung nicht aufschieben, denn es möchte leicht zu spät sein.

3. Hiskia betete im Ernst, wir sollten an ihm ein Beispiel nehmen, wie man beten soll, wenn die Trübsal da ist.

4. Das ernstliche Gebet erhält Erhörung und Antwort; oft verzieht die Antwort, und kommt nicht so bald, wie bei Hiskia, aber:

Ist die Erhörung noch so weit,
So kommt sie doch zur rechten Zeit.

5. Gott prüft seine Kinder auf mancherlei Weise, um sie für seinen Dienst vorzubereiten, denn auch im Herzen der Besten liegt noch Zündstoff des Hochmuths und der Eitelkeit.

Illustration. — Gott antwortet sogleich, aber wir Menschen sind nicht immer bereit, die Antwort sogleich zu empfangen. Ein Sohn bat seinen Vater, um eine gute Schulbildung, der Vater antwortete sogleich, aber es dauerte zwei Jahre, ehe der Sohn auf die Universität kam.—Ein ähnliches Beispiel gibt Dan. 10, 12–14; wo Gott augenblicklich antwortete, aber die Erfüllung kam erst nach Monaten.

Manche Menschen sind so thöricht zu glauben, es sei unrecht, einen Arzt zu rufen in Krankheit; das ist pure Schwärmerei. Hiskia betete; dann sandte Gott den Propheten; für was? Nicht um wunderbar und plötzlich zu helfen, sondern um dem König ein Feigenpflaster aufzulegen. Wir sollen ja beten, aber dabei nicht vergessen, die gehörigen natürlichen Mittel zu gebrauchen.

Wandtafelerklärung. — Alle Menschen sind unter dem Urtheil des Todes, daher ist es nöthig, daß Alle sich darauf vorbereiten; das Gebot: „Beschicke dein Haus," ergeht an Alle, ohne Unterschied. In der Krankheit wendet der Mensch sich zu Gott; die Noth treibt ihn ins Gebet, das hat auch Hiskia erfahren. Alle Heilung kommt von Gott, denn er ist der rechte Arzt, und kann heilen, wenn er will. Gott erhört Gebet, das lehrt die heutige Lection. Als Hiskia betete, da ließ Gott ein Wunder geschehen, um den zweifelnden König zu überzeugen. Zehn Stufen am Sonnenzeiger — das war das Zeitmaß zu jener Zeit. Diese zehn Stufen bedeute-

ten 15 Jahre am Leben Hiskia's. Also fünfzehn Jahre von Gott erbeten als Lebenszusatz. Wir sollen daraus lernen, daß Gott alles vermag und thun kann, wenn er es für gut hält; doch sollen wir auch lernen, daß wir in Gottes Hand sind, ob wir leben oder sterben.

Sonntagschul-Lectionen für 1886.

Erstes Quartal.

Januar. — **Haupttext.**

3. Josia und das Gesetzbuch, 2. Kön. 22, 1–13...2. Kön. 22, 2.
10. Jeremia prophezeit die Gefangenschaft, Jer. 8, 20–22; 9, 1–16...Jer. 8, 20.
17. Die treuen Rechabiter, Jer. 35, 12–19...Jer. 35, 14.
24. Die Gefangenschaft Judas, 2. Kön. 25, 1–12...Ps. 137, 1.
31. Daniel zu Babylon, Dan. 1, 8–21.....Ps. 119, 9.

Februar.

7. Der feurige Ofen, Dan. 3, 16–28.....Dan. 3, 17.
14. Die Handschrift an der Wand, Dan. 5, 1–12; 25–28...Dan. 5, 27.
21. Der zweite Tempel, Esra 1, 1–4; 3, 8–13...Esra 3, 11.
28. Nehemia's Gebet, Neh. 1, 1–11.....Ps. 108, 13.

März.

7. Vorlesung des Gesetzes, Neh. 8, 1–12.....Neh. 8, 8.
14. Esther's Fürbitte, Est. 4, 10–17; 5, 1–3...Esther 4, 16.
21. Der Vorläufer des Messias, Mal. 3, 1–6; 4, 1–6...Mal. 3, 1.
28. Wiederholung. (Missions- oder Mäßigkeitslection.)

Zweites Quartal.

April.

4. Das „Wort" ist Fleisch geworden, Joh. 1, 1–13...Joh. 1, 14.
11. Die ersten Jünger, Joh. 1, 35–51.....Joh. 1, 37.
18. Das erste Wunder, Joh. 2, 1—11..... Joh. 2, 11.
25. Jesus und Nicodemus, Joh. 3, 1–18.....Joh. 3, 7.

Mai. — **Haupttext.**

2. Jesus am Jakobs-Brunnen, Joh. 4, 5–26...Joh. 4, 24.
9. Säen und Ernten, Joh. 4, 27–42.....Joh. 4, 37.
16. Des Königischen Sohn, Joh. 4, 43–54...Joh. 4, 50.
23. Jesu zu Bethesda, Joh. 5, 5–18.....Joh. 5, 6.
30. Jesus speiset Fünftausend, Joh. 6, 1—21...Joh. 6, 35.

Juni.

6. Jesus, das Brod des Lebens, Joh. 6, 22–40 . Joh. 6, 34.
13. Jesus, der Christ, Joh. 7, 37–52.....Matth. 16, 16.
20. Jesus und Abraham, Joh. 8, 31–38; 44–59...Joh. 8, 56.
27. Wiederholung. (Missions- oder Mäßigkeitslection.)

Drittes Quartal.

Juli.

4. Jesus und der Blindgeborene, Joh. 9, 1–17...Joh. 9, 25.
11. Jesus, der gute Hirte, Joh. 10, 1–18 . Joh. 10, 12.
18. Lazarus gestorben, Joh. 11, 1–16.....Joh. 11, 11.
25. Die Auferweckung des Lazarus, Joh. 11, 17–44...Joh. 11, 25.

August.

1. Jesus geehrt, Joh. 12, 1–16.....Joh. 12, 13.
8. Die Griechen suchen Jesus, Joh. 12, 20–36...Joh. 12, 32.
15. Jesus lehret Demuth, Joh. 13, 1–17...Joh. 13, 17.
22. Judas und Petrus gewarnt, Joh. 13, 21—38...1. Cor. 10, 12.
29. Jesus tröstet seine Jünger, Joh. 14, 1–14...Joh. 14, 1.

September. **Haupttext.**

5. Jesus, der wahre Weinstock, Joh. 15, 1–16...Joh. 15, 5.
12. Das Amt des heiligen Geistes, Joh. 16, 5–20...Joh. 16, 13.
19. Jesus, unser Fürsprecher, Joh. 17, 1–26 ..Ebr. 7, 25.
26. Wiederholung. (Mission oder Mäßigkeit.)

Viertes Quartal.

October.

3. Jesus verrathen, Joh. 18, 1–14.....Mark. 14, 41.
10. Jesus vor Pilatus, Joh. 18, 28–40.....Joh. 18, 38.
17. Jesus zur Kreuzigung überantwortet, Joh. 19, 1–16...Joh. 19, 16.
24. Jesus gekreuzigt, Joh. 19, 17–30.....Joh. 19, 30.
31. Die Auferstehung Christi, Joh. 20, 1–18 ..Luk. 24, 34.

November. **Haupttext.**

7. Thomas überzeugt, Joh. 20, 16–31.....Joh. 20, 28.
14. Petri Wiedereinsetzung, Joh. 21, 4–19...Joh. 21, 15.
21. Der Wandel im Licht, 1. Joh. 1, 5–10; 2, 1–6...1. Joh. 1, 7.
28. Die Offenbarung Christi auf Patmos, Offenb. 1, 4–18...Offenb. 1, 18.

December.

5. Verehrung Gottes und des Lammes, Offenb. 5, 1–14...Offenb. 5, 13.
12. Die Heiligen im Himmel, Offenb. 7, 9–17...Offenb. 7, 15.
19. Die herrliche Einladung, Offenb. 22, 8–21...Offenb. 22, 21.
26. Wiederholung. (Mission oder Mäßigkeit.)

Mit unsern Lesern.

Wie immer, bekommen auch diesmal die neuen Unterschreiber für 1886 die November und December Nummern des Evang. Magazins gratis. Das ist sicherlich ein sehr liberales Anerbieten, und sollten unsere geschätzten Agenten die Aufmerksamkeit ihrer Leute baldmöglichst auf diesen Umstand hinlenken. Denkt euch, nicht einmal ganz neun Cents per Heft! Wer da nicht unterschreibt, der will einfach nicht; indem eine solche geringe Summe ja fast der ärmste Mann zu erschwingen im Stand ist. Sodann auf, ihr Brüder, und legt euren Leuten die Sache ungesäumt vor. Wer erst kommt, der mahlt erst. Oeffnet dem Magazin so viele neue Thüren, als möglich. Wir sollten die Unterschreiberzahl bald 'mal auf zwölf Tausend bringen können. Der Raum dazu ist da in unserer eigenen Gemeinschaft. Was meint ihr, Brüder?

Wer das Magazin zu seinen Verwandten in Deutschland zu senden gedenkt, der überlege, daß ihn das nur $1.49 kostet. Erst vorgestern sagte uns eine junge Schwester, daß sie das Magazin an ihre deutschen Freunde gesandt, und diese ihr soeben geschrieben hätten, daß es „nette Büchlein" (Hefte) wären und sie dieselben äußerst gerne lesen. So findet man's überhaupt. Wer bei seinen Freunden in Deutschland gern Missionsdienst gethan haben möchte, der sende das Evang. Magazin. Zudem kommen die Feiertage bald, wo man gerne Geschenke macht und dazu eignet sich ohne Zweifel das Magazin. Nur immer nach Deutschland mit dem Magazin —fürchtet's doch die Seekrankheit nicht im mindesten.

Editoren sind auch Menschen, welche etwas Gutes zu schätzen wissen, das können wir bezeugen. Die Editoren des Magazins und ihre Weiber hatten nemlich unlängst das Vergnügen dem hübschen Landstädtchen Canton, O., einen Besuch abzustatten, und einige Tage bei guten Freunden zu verweilen. Weil nun unsere Kirche auch eine Gemeinde dort hat, deren Mitglieder mit den Editoren ja durch unsere Zeitschriften bekannt sind, so konnte dieser Besuch nicht wohl verborgen bleiben, und wir verlangten es auch gar nicht. Br. Hartung, unser Prediger, stellte uns Kirche und Gemeinde zur Verfügung für den ganzen Sonntag. Ei ja, das müßte auch ein sonderbarer Prediger sein, welcher die Gelegenheit, zwei Editoren auf einmal zu fangen, nicht benützte, um sich selbst einmal als Zuhörer zu erfreuen!

So theilten wir denn die Arbeit brüderlich: in der Sonntagschule, welcher Br. Bährens als Superintendent gewandt vorsteht, unterrichteten wir als Lehrer und redeten dann zur Schule, der Chef in deutscher und der Gehülfe in englischer Sprache. Vormittags war Br. Thomas auf der Kanzel und predigte deutsch; Abends war englische Predigt vom Gehülfen. Nachmittags war eine allgemeine Versammlung im Interesse der Sonntagschulsache, wo dann auch in beiden Sprachen gewirkt wurde. Die Versammlungen waren sehr zahlreich besucht; wahrscheinlich hat die Veröffentlichung der Versammlungen durch die Zeitungen und die Gegenwart der Gäste dazu beigetragen. Die Idee, sich der Tagespresse zu bedienen, ist eine sehr erfolgreiche. Möge diese Tagesarbeit gesegnete Folgen haben und reichlich Frucht bringen! Durch die Freundlichkeit der Familie Sherley und Crowl wurden uns am Montag noch einige Ausflüge ins Land zu Theil, und da möchten wir besonders den schönen Meyers See, unweit der Stadt, erwähnen; das ist ein einzig schönes Wasser. Dankend gedenken wir unserer Cantoner Freunde, unserer Gemeinde und ihres Predigers daselbst. Der Besuch war eine Erholung, welche uns lange im Andenken bleiben wird.

Ein Leser, Nebr. Bitte, beantwortet folgende Fragen unter „Mit unseren Lesern":

1. Darf man bei einem Kinderfest die Collecte nur am

Schluß aufnehmen, oder kann man nach Umständen es auch schon am Anfang thun?

Diese, und auch die nachfolgende Frage erscheinen uns als Gegenfragen auf gewisse Fragen im Septemberheft, von welchen der Einsender etwa meint, daß sie Verstellungen enthalten bezüglich einer Festfeier. Wir wären also „rinfefallen." Nun ja, wenn ein Fragesteller nicht offen zu Werke geht, dann kann er Editoren irre leiten; wenn aber Fragesteller meinen, eine solche Methode diene zum Besten der Sache, dann irren sie gewaltig.—Man kann eine Collecte nach Gutdünken aufnehmen, aber nur in Ausnahmsfällen dürfte sich der Anfang einer Versammlung günstig erweisen. Keine Regel ohne Ausnahme.

2. Ist es nothwendig, Erklärungen zu machen, nachdem man den Zweck einer Collecte kurz vor der Hebung derselben, und schon vor zwei Wochen zuvor bekannt gemacht hat?

Wenn man Erklärungen gemacht hat, „kurz vor der Hebung" der Collecte, dann ist ja alles geschehen, was nöthig scheint, es sei denn, daß eine Anzahl Leute gekommen sind, nachdem die Erklärung gemacht war.

3. Ist es billig von einem Fragesteller, seine Fragen so zu stellen, daß dieselben ein falsches Licht auf den Gegenstand werfen?

Jeder Leser wird sich diese Frage schon selbst beantworten; aber auch einsehen, daß hier kein Ort ist, sie zu beleuchten. Wir könnten sie hier leicht und bündig beantworten, aber wer garantirt uns, daß nicht auch ein Hinterhalt ist? Der Fragesteller im Septemberheft hätte seine Frage besser nicht gemacht, dann brauchten wir jetzt nicht diesen schönen Raum zu verschwenden. Wir werden kaum wieder „rinfallen."

Ein Bruder, Jowa. Ist die Mission zu Berlin schon besetzt, oder geschieht es ehestens? Wenn sie besetzt ist, habe ich ein Geblübde zu bezahlen.

Jene Mission ist noch nicht besetzt. Die Sache kommt wahrscheinlich vor die Behörde, und dann kannst du es im Bericht im Botschafter sehen, ob sie besetzt wurde. Wir danken für die aufmunternden Worte, bezüglich des Magazins.

Ein Forscher, Penna. Ist es eines evangelischen Predigers Pflicht, eine Person, welche gewissenshalber übergetauft, bezw. untergetaucht sein will, noch einmal zu taufen?

Da sind mehrere Punkte genau zu beachten. Erstens fragt es sich, ob der gefragte Prediger die erste Taufhandlung als eine Taufe anerkennt; zweitens fragt es sich dann auch, ob des Predigers Gewissen auch etwas mit der Sache zu thun hat; oder ob es sich allein um das Gewissen der Person handelt. Erkennt der Prediger die erste Taufe gewissenhaft als Taufe an, dann sollte er und wird auch die Person kaum taufen; thut er es, so verwirft er die heilige Handlung eines Dieners Gottes, den er gar nicht kannte. Dann muß man auch bedenken, daß Erziehung und Vorurtheil gar mächtigen Einfluß ausüben in solchen Fragen. Wir würden unter keinen Umständen einem Menschen rathen, sein eigenes Gewissen zu verletzen, um eine Person für die Kirche zu gewinnen, oder zu erhalten. Wer um seines Gewissens willen noch einmal oder öfter getauft sein will, der findet auch immer Jemand, der sich kein Gewissen daraus macht, ihn noch einmal zu taufen. Aber Niemand sollte eines Prediges Motive in Frage stellen, der es nicht thut.

Ein Superintendent. Wie lange soll das Eröffnungsgebet in der Sonntagschule dauern?

Es besteht kein Gesetz, man kann da blos Schicklichkeitsrücksichten in Betracht ziehen. Der Superintendent weiß, wie viel Zeit er hat, alle Arbeiten der Schule zu vollziehen, und da sollte dem Gebet eben auch seine Zeit zugemessen sein. Wir können nicht einsehen, warum man in der Sonntagschule für alle Kranken, Wittwen und Waisen, für alle Abgewichenen, für Heiden und Kaffern beten sollte. Das Gebet ist für die Sonntagschule, d. h. für die versammelten Beamten, Lehrer und Kinder bestimmt, und für einen Segen auf die vorliegende Arbeit. Zwei Minuten ist schon ziemlich lange gebetet, da kann man schon das Gebet des Herrn mit der ganzen Schule gemeinsam beten, wie das mancherorts geschieht. Uns ist es noch nicht ein einzigmal vorgekommen, daß Jemand geklagt hätte über einen Superintendenten, weil er seine Gebete so kurz abmißt.

Rundschau.

Ein chinesischer Redner hat in San Francisco, Cal., in einer öffentlichen Ansprache folgenden scharfen Witz verübt: „Die Amerikaner lassen es sich nicht verdrießen, zu schaffen und zu wirken; ja, sie lassen es sich Millionen kosten, den Chinesen eine Wohnung im Himmel zu verschaffen; aber um keinen Preis soll der Chinese nach Amerika kommen: man verbietet ihm die Landung."

In Kansas, wo einst die Erde dröhnte unter den Hufen von zehntausend Buffalos, welche in wilden Heerden über die Prairies zogen, werden nun junge Buffalos gezogen und als Rarität verkauft. Ein ordentliches Buffalokalb bringt bis zu $50 in Gold.

In Massachusetts wurde eine Lagerversammlung gehalten, bei welcher ein Mann 1000 Liedersammlungen zum Gebrauch während der Versammlung austheilte. Auf jedem Blatt stand am Rand gedruckt: „Nicht aus dem Sitz zu entfernen." Als er seine Hefte sammelte, fehlten sechshundert.

Wo man deutsch ist. Die Stadt Reading, in Pennsylvanien zählt 55,000 Einwohner, wovon wenigstens 40,000 geläufig deutsch sprechen. Berks County, dessen Hauptstadt ja Reading ist, zählt 125,000 Einwohner, von denen mindestens 100,000 die deutsche Sprache der englischen vorziehen. Hut ab! Achtung vor Berks County.

Der New Yorker „Herald" hat nach einer gründlichen Untersuchung ermittelt, daß im Jahre 1800 in den Ver. Staaten zwölf religiöse und acht religionslose Universitäten existirten, die letzteren waren meist total ungläubig. „Jetzt," fährt er fort, „gibt es keine einzige atheistische Universität in der ganzen Welt."

Nach dem jetzt erschienenen „Catholic Directory" für 1885 zählt die katholische Kirche in den Ver. Staaten 35 Seminare, 2464 Pfarrschulen mit 490,511 Schulkindern, 83 Mittelschulen, 581 Töchterschulen und Pensionate, 272 Waisenhäuser und sonstige Asyle, sowie 154 Hospitäler.

Mit dem Allerweltsfrieden in Europa sieht es am Ende nicht so glatt aus, als man nur von Außen sieht; oder als man von dem Drei-Kaiserbesuch erwartete. Die Länderkarte der europäischen Staaten sieht noch viel zu bunt aus, die kleinen Flecken müssen ausgewischt werden, und darum müssen noch etliche kleine Fürsten aus dem Feld. Europa kann keine sechs Millionen Soldaten auf dem Kriegsfuß erhalten zur Friedenszeit; das muß doch jeder Mensch einsehen, der etwas Völkergeschichte kennt. Ein Bund der vier stärksten Monarchen in Europa hat seine Bedeutung!

Eine alte, in Stein gemeißelte Weissagung ist aufgefunden worden, welche also lautet:

Wenn Georg Gott am Kreuz ausstreckt,
Und Markus ihn dann auferweckt,
Und Sanct Johannes ihn wird tragen,
Dann hat die Weltenstund' geschlagen.

Um zu verstehen, was dieses zu bedeuten hat, muß man den Vers ordentlich verdeutschen, dann erhält man folgendes Resultat: Das Ende der Welt erfolgt, wenn der Char-Freitag auf den 23. April, Ostern auf den 25. April, und Frohnleichnams-Tag auf den 24. Juni fällt. Das ist nun im Jahre 1886 thatsächlich der Fall. Zwar wollen wir nicht verstanden sein, als sei der Weltuntergang der Fall, sondern blos, daß St. Georg am Charfreitag singt; St. Markus uns die Ostern bringt; St. Johannes sein Rauchfaß an Corpus Christi schwingt, und St. Antonius am Pfingstfest singt. Wir wollen Niemand bange machen, denn das gilt nicht. Wer ein reines Gewissen hat, der baue keine Brücken, bis er an den Strom kommt; gewöhnlich ist dann auch eine Brücke dort.

Hinterstübchen.

Geheiliget werde dein Name. — Gesprochen wird das oft, gethan aber blutwenig, so daß es auffällt, wenn es Einer beständig thut. Der berühmte englische Naturforscher Robert Bayle war ein solcher. Bei allen seinen Reden und Handlungen bewies er immer die tiefste Ehrfurcht gegen den Namen Gottes. Nie sprach er den allerheiligsten Namen Gottes aus, ohne dabei in seinen Reden inne zu halten. Er gab dadurch sehr deutlich zu verstehen, wie sehr er es fühle, daß er in Allem gänzlich von Gott abhänge, und daß Gott viel mächtiger, größer und erhabener sei, als der Mensch zu fassen vermöge. Dies that er so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über 20 Jahre mit ihm umgegangen war, versicherte, er könne sich nicht entsinnen, daß Bayle jemals diese Bezeugung seiner Ehrfurcht unterlassen hätte. Er bemühte sich auch zugleich, bei allen Leuten durch seine Gespräche sowohl, als durch seine Handlungen diese Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, indem er ihnen richtige Erkenntnisse von Gottes Größe, Allmacht, Weisheit und Güte beibrachte. — Da dürfte man schon wie der Diogenes mit der Laterne herumgehen in der Welt, um einen zweiten solchen Menschen zu finden.

Die Fliege im Trinkglas. — Was thut man, wenn Einem eine Fliege in das Glas fällt, aus dem man eben trinken will? Der Italiener sagt auf diese Frage: „Man schüttet das, was im Glase ist, mit der Fliege aus, und füllt das Glas frisch." Der Franzose meint, das sei zu viel. Man rüttelt und schüttelt das Glas, daß der obere Theil des Getränkes sammt der Fliege hinausfließt, den Rest kann man ohne Ekel trinken. Dem Engländer ist auch um das noch leid, was da verschüttet wird. „Nimm zwei Holzspänchen, oder schnitz' dir solche, und sieh', daß du die Fliege fassen und herausbringen kannst," ist sein Rath. „Ach was," fährt der Deutsche darein, „wer wird erst Spänchen schnitzen, für was hat uns unser Herrgott Finger gegeben? Mit diesen packt man das Vieh und schmeißt es weg." „Warum nicht gar," sagt der Russ', „wozu so viele Umständ'. Man setzt das Glas an und sauft die Fliege mit, sie bringt einen nicht um." Mit wem haltest du's?

„Sie, Ruderer, meinen Sie nicht, daß wir umkehren sollten? Der See scheint mir heute für ein so kleines Boot zu bewegt!" rief unlängst auf einem der Kärnthner Seen ein ängstlicher Reisender seinem Schiffer zu. Dieser aber versicherte, daß gar kein Grund zu irgendwelcher Befürchtung vorliege. — „Ist Ihnen noch nie das Unglück passirt, einen Fahrgast zu verlieren?" fragte der Furchtsame nach einer Weile wieder. „Niemals! mein Herr!" erwiderte der Schiffer beruhigend. „Ein Ausländer, den ich hinausruderte, ist zwar im vorigen Jahre in den See gestürzt, wir haben ihn aber am folgenden Tage wiedergefunden."

Die Meisterwerke der Frauen. — Der französische Schriftsteller Josef de Maistre hat ein wahres und vernünftiges Wort gesprochen. „Sicherlich ist es wahr," so lautet es, „daß die Frauen der Welt keine Meister-

werke geliefert haben. Sie haben keine Iliade (ein altgriechisches Gedicht), kein befreites Jerusalem (ein italienisches Gedicht), keinen Hamlet (ein englisches Trauerspiel) geschrieben, keine Peterskirche gebaut, keinen Messias (ein Musikstück) componirt, kein jüngstes Gericht gemalt (wie Michel Angelo und Cornelius), weder das Fernrohr, noch die Dampfmaschine erfunden, aber sie haben etwas Größeres und Besseres als dies gethan, denn auf ihren Knien sind wahrhafte und tugendhafte Männer und Frauen, die herrlichsten Erzeugnisse der Welt, erzogen worden." Wenn die Frauen nur lauter solche Meisterwerke liefern thäten, wir könnten alle die geschriebenen, gemalten und gemeißelten Kunstwerke dafür hergeben.

Eigenthümliche Vorsicht. — Die Cholera, die sich bald da, bald dort anmeldet, kam den Grenzen Frankreichs nahe, und die Behörden ließen strenge Weisungen an die Bürgermeister der bedrohten Orte ergehen. Einer derselben wußte nicht, was er thun sollte. Doch nach ein paar Tagen schrieb er an die Behörde zurück: „Alles sei in Ordnung. Die Cholera kann kommen, wann sie will." Auf diese eigenthümliche Antwort wollte sich der Vorstand der Kreis-Behörde von den getroffenen Vorsichtsmaßregeln persönlich überzeugen. Was fand er? Der Bürgermeister hatte am Friedhof so viele Gräben öffnen lassen, als Gemeindeglieder waren. Das wird denn doch ein vorsorglicher Bürgermeister gewesen sein!

Doppelte Furcht. — Ein Mensch, der viel Geld zusammengescharrt hatte, lag schwer krank darnieder. Ein Bekannter von ihm fragte den Kranken, wie er sich befinde. „Ach," erwiderte er, „in meinem Hause herrscht doppelte Furcht: ich fürchte, daß ich sterbe, und meine Erben fürchten, daß ich wieder aufkommen werde." — Welche Furcht herrscht in deinem Hause oder in deinem Herzen? Gottesfurcht oder Menschenfurcht, oder gar beide?

Beneidenswerther Appetit. — Der holländische Bauer Wiebe Schalcken besaß einen so enormen Appetit, daß man die höchsten Wetten auf diese seine Eigenschaft einging und gewann. Ein reicher Gutsbesitzer wettete einmal gegen einen anderen, daß er einen Mann wüßte, der in einer Mahlzeit ein ganzes Kalb verzehren könne. Als ihm dies nicht geglaubt wurde, wandte er sich an Wiebe und fragte ihn, ob er sich gegen eine gute Belohnung der ihm zugedachten Arbeit unterziehen wolle. „Ein Kalb ist keine Kleinigkeit," versetzte Wiebe mit nachdenklicher Miene, „aber wenn Ihr einmal gewettet habt, so muß es schon dabei bleiben, und wenn ich nicht gerad' krank bin an dem Tage, dann wird sich die Sache, so Gott will, schon machen lassen." Der Gutsbesitzer eilte froh nach Hause, ließ schleunigst ein Kalb schlachten, und befahl seinem Koche, alle seine Kunst aufzubieten, um in dem Preiseffer nur ja keinen Widerwillen aufkommen zu lassen. Am Abend wurde Wiebe geholt, und das Essen begann. In langen Reihen wurden die Speisen aufgetragen, nicht das ganze Kalb auf einmal, sondern alle Theile einzeln, jeder anders und immer vorzüglicher als der andere zubereitet; Wiebe sollte durchaus in der Eßlust erhalten werden. Da wurden die Kalbsohren aufgetragen, dann die Zunge, dann das Gehirn, die Rippen, die Leber, die Nieren u. s. w., Alles so verlockend, daß Wiebe sich ordentlich selber beneidete. Er ließ sich denn auch die Speisen vortrefflich schmecken, ohne zu wissen, was er vor sich hatte. Er glaubte, man gebe ihm dies Alles, um seinen Appetit rege zu machen, und danach würde man ihm das Kalb vorsetzen. An die drei Stunden hatte er bereits gegessen und war mit seinem Kalb beinahe zu Ende — die beiden Keulen sollten eben aufgetragen werden — als er sich zum Gutsbesitzer wandte: „Es wäre gut, wenn Ihr endlich das Kalb bringen ließet; denn wenn ich mir mit diesen leichten Sachen den Magen fülle, so fürchte ich, daß ich dann das Kalb nicht mehr ganz aufessen kann." Als dies der Gegner hörte, sagte er kein Wort und zahlte die verlorene Wette. J. D.

Was ein Mensch zusammenredet. — Jemand hat ausgerechnet, daß ein Mann in einer Stunde beiläufig 6000 Worte spricht; was er in der Woche zusammenredet, mache einen Band von 600 Seiten aus; und im Jahr wären das 52 solcher Bände. Also eine ganze Bibliothek thät Einer in seinem Leben zusammenreden. Ein Glück, daß die Worte nicht photographirt werden können, und daß sie nicht in der Luft stecken bleiben, man kriegte ja dann gar keine reine Luft zum Athemholen, und die Welt wär' voller Bücher, wenn jedes Wort 'druckt würd'. Alle Lumpen der Welt thäten nicht reichen, um das nöthige Papier zu erzeugen; und kein Mensch wüßt' sich mehr vor Büchern aus. Was thät' man auch damit? Kein Mensch hätt' Zeit und Lust genug, all' das zu lesen; denn was für dumme Sachen werden zusammengeplauscht! Wie oft wird dieselbe Sache wiederholt! — Nun denken wir uns aber: unser Herrgott muß das Alles anhören, und in seinem Gedächtnisse ist es besser aufbewahrt, als wenn es in Stein eingegraben wäre. Und wenn wir zu ihm kommen, wird er uns Alles vorhalten, was er von uns zu hören hat gekriegt. Wem möcht' da nicht angst und bange werden?

Räthsel.

Es ziehet lindernd, heilend deinen Schmerz,
Nach bösen Tagen ein ins kranke Herz;
Den Kopf ihm ab, es legt sich immer
Auf blankes Feld, ertödtend allen Schimmer;
Wenn man den Hals ihm auch noch nehmen darf,
Dann weht es grimmig, schneidend, kalt und scharf.
Noch ab ein Zeichen, was ihr übrig laßt,
Das ruft euch zu: Nun hurtig, aufgepaßt!

Räthsel.

Ein lieblich-holdes Frauenbild
Im alten Testamente;
Sind deine Jungen gar zu wild
Ich wohl ein Mittel kennte.
Setz' schnell ein Zeichen hintendran,
Das Ding sie sicher zähmen kann.

Das Wort, das nun entstanden ist,
Das diente einst zum Messen,
Doch abgeschafft ist's, wie ihr wißt,
Nun ist es bald vergessen.
Für böse Rangen ist's noch gut,
Braucht ihr's, die Arbeit ordentlich thut.

Für Rechner.

Wenn man den Gang des Armes, vom Winkelhaken eines Setzers nach dem Kasten und wieder zurück, als eine Armbewegung betrachtet, dann erfordert es deren 157, um einen Quadratzoll der Schrift vom Evangelischen Magazin zu setzen; wie viele Armbewegungen sind erforderlich, um das ganze Magazin aufzusetzen?

Auflösung der Räthsel im Septemberheft.

1. Rebus. — Philister. — Aufgelöst von F. Lüben.

2. Rechenräthsel. — 94 Enten, 5 Schafe und 1 Hase. — Aufgelöst von F. Lüben, C. J. Seidensticker, Georg Frey, Br. Eisel, W. F. Rehm, And. Tarnutzer, C. Lenz, Fr. Hagemeier, Fl. Gasser.

Im Winter.

Das Evangelische Magazin.

Band 17. December 1885. Nr. 12.

Nach vielen Tagen

Von R. M.

„Bitte, guter Mann, dürfte ich nicht eine Strecke oben auf dem Dach der Postkutsche fahren?" Diese Frage wurde von einem Knaben, vielleicht zwölf Jahre alt, mit einem Bündelchen unter dem Arm, müde und traurig aussehend, an den Postillon gerichtet. Dem Ansehen nach mußte das Bürschchen schon weit gereist sein, denn es schien fast als könne es jeden Augenblick zusammensinken.

Der Fuhrmann blickte gleichgültig auf den Knaben hernieder, und fragte ihn, wo er hin wolle.

„Nach Jacksonville, mein Herr; wie weit ist es noch, und wie viel mag es kosten, bis dorthin zu fahren, wenn ich oben auf das Dach sitze?"

„Ich denke, es sind noch gut zehn Meilen. Hast du Geld? Ich bin zwar nicht ängstlich, dich aufzuladen; denn ich habe eine Ladung; aber wenn du mir drei Schillinge gibst, dann mache ich dir noch Raum hier oben.

„Lieber Herr, so viel Geld habe ich nicht in dieser Welt, wenn Sie aber wüßten, wie weit ich schon kam, und wie müde ich bin, dann würden Sie mich für zehn Cent mitnehmen, denn das ist alles, was ich habe."

„Dann mußt du zu Fuß gehen, Junge, denn ich nehme keinen Cent weniger als drei Schillinge. Vorwärts, mein Junge."

„Halt!" rief jetzt ein Passagier aus der Kutsche heraus, welcher die Unterredung mit angehört hatte. Nimm den Knaben mit, und zwar bei mir, inwendig; ich stehe für sein Fahrgeld."

Der Fuhrmann, welcher nun noch einen Lohn nebenbei verdienen konnte, und sich vielleicht auch schämte wegen seiner Rauheit, hielt die Pferde an, während der Herr, welcher geredet hatte, den Knaben einsteigen und neben sich sitzen ließ.

„Wie weit bist du denn schon gegangen, mein Lieber?" fragte der Herr, als die Kutsche wieder im Gange war.

„Mehr als hundert Meilen, Herr."

Konnte das wahr sein? Der Knabe hatte ein ehrliches Aussehen, aber dann: so jung und klein, und eine solche Reise ganz allein! Der Kleine sah den Zweifel des Herrn in dessen Blick, daher fuhr er fort:

„Ich habe den Ort, welcher früher meine Heimath war, vor zwei Wochen verlassen, und war seither beständig auf der Reise. Jedermann, der mir zugehörte, ist todt; aber meine Tante Roxy — ich weiß nicht, ob Sie dieselbe kennen — hat für mich gesandt, ich soll nun bei ihr wohnen. Sie dachte, ich hätte Reisegeld genug, und ich schämte mich, ihr zu schreiben, daß ich nichts habe; das ist die Ursache, warum ich jetzt auf dem Wege bin. Hie und da konnte ich einmal eine Strecke fahren, man hat mir auch schon erlaubt, in der Scheune zu schlafen, und zweimal hat man mich sogar in die Stube genommen, und mir zu essen gegeben, und mich im Bett schlafen lassen; aber meistens habe ich mein Essen gekauft, obwohl ich nur sehr wenig Geld hatte. Als ich die Reise antrat, waren meine Füße gesund und stark; aber ich meine doch jetzt, sie halten nicht mehr aus."

„Das ist auch kein Wunder, mein Junge?" sagte der Herr lächelnd, nachdem er die lange Rede angehört hatte.

„Aber das macht auch jetzt nichts mehr aus," fuhr der Kleine fort, „ich bin beinahe am Ziel der Reise; aber ich bin so sehr dankbar, daß Sie sich meiner erbarmten, denn ich war gar zu müde. So lange meine Mutter lebte, fehlte es mir nie an einem Freund." Thränen rollten über das jugendliche Angesicht, aber er wischte sie schnell ab mit dem Aermel seines Kittels.

„Da bist du also täglich mehr als vierzehn Meilen gereist, und zwar alle Tage bis heute?"

„O nein! Ich bin Sonntags nicht gereist; das hätte meine Mutter nicht erlaubt, wenn sie gelebt hätte, auch habe ich ihr das unter anderen Dingen noch versprechen müssen, daß ich die Gebote halten wolle."

„Gedenke des Sabbaths, das du ihn heiligest," sagte der Herr langsam.

„Das ist eins der Gebote; ich kann sie alle auswendig, die Mutter hat sie mich gelehrt."

„Also kennst du auch die Bibel schon, hast du denn eine?"

„Gewiß habe ich eine; die Mutter gab sie mir ja." Während der Rede öffnete der Knabe seinen Bündel, und brachte eine alte Taschenbibel zum Vorschein.

„Mag ich sie besehen?" fragte der Herr.

„Gewiß, mein Herr; und Sie dürfen auch sehen, was

sie noch hineingeschrieben hat. Sehen Sie da! ‚Peter Van Dusen, das letzte Geschenk seiner Mutter'."

Unter diesem Namen stand mit schöner weiblichen Hand geschrieben:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit,
Von Gottes Wegen ab."

„Meine Mutter war sehr gut, und sie hat immer gesucht, auch mich gut zu machen," sagte der Knabe, als er seinen Schatz wieder einpackte.

„Hast du dich denn nie gefürchtet, während du so allein reisetest, und Nachts gar in Scheunen übernachtetest?"

„Nein, denn ich wußte, daß Gott mir nahe war, und über mir wachte; auch sagte mir die Mutter sehr oft, daß ich nur beten brauche, dann würde Gott schon alles besorgen; dieses habe ich auch so gefunden."

Die Sonne neigte sich hinter den Gebirgen, als der kleine Peter in seinem Sitz schon eine Weile tüchtig geschlafen hatte; auf einmal träumte er, und seine Stimme erschallte laut: ‚O süße Stunde des Gebets!' u. s. w., daß er selbst darüber aufwachte, und verlegen um sich blickte. Jetzt aber ersuchten ihn die Reisenden alle, ihnen das Lied vorzusingen. Es war stille in der Postkutsche, und aller Augen richteten sich auf den kleinen Pilger als seine Stimme durch den stillen Abendhauch dahindrang:

„O süße Stunde des Gebets!
Wie milde Frühlingsluft durchweht's
Mein Herz, wenn es mit Noth beschwert
Der Sorgen Last vor Gott ausleert."

Die Reise war nun bald dem Ende nahe, und der Herr, welcher den Knaben so liebreich versorgt hatte, traf Vorkehrung, am nächsten Haltpunkt auszusteigen. Er konnte es fast nicht übers Herz bringen, den munteren Kleinen zu verlassen; er ermahnte ihn herzlich, seiner Mutter gute Worte in Ehren zu halten, dann schrieb er ihm seine Adresse auf, und ersuchte ihn, ihm manchmal zu schreiben, gab ihm schnell noch eine Summe Geldes in die Hand und nahm dann Abschied. Der Knabe dachte kaum, den guten Mann je wieder zu sehen, aber die Vorsehung führte sie noch einmal zusammen.

* * *

Peter Van Dusen wurde von seiner Tante liebreich aufgenommen, und auch ihr Gatte nahm sich seiner herzlich an, und machte ihn zum Laufburschen in seinem Geschäft; hernach stieg er von Stufe zu Stufe, und es erging ihm wohl.

Peter vergaß seinen Wohlthäter nie; am Ende der sechsten Woche schrieb er ihm einen Brief, und erhielt auch in kurzer Zeit eine Antwort darauf, welche wieder recht herzliche Ermahnungen und Aufmunterungen zum Guten enthielt — Aufmunterungen, welche in seinem unschuldigen Herzen einen fruchtbaren Boden fanden und ihn anspornten, sich des Vertrauens seiner Wohlthäter würdig zu machen.

So vergingen Jahre; die Gebete einer frommen Mutter trugen herrliche Frucht. Peter's Zustand besserte sich alljährlich und sein Brodherr erlebte Freude an dem edlen Jüngling. Eine betende Mutter ist ein großer Segen; selbst wenn die Gebete auch nicht immer sogleich erhört werden, verloren geht keines; erst das Gras, dann der Halm, und endlich die reife Aehre; aber das muß man hier auch in Rechnung bringen, daß Peter die Lehren seiner Mutter nie vergaß, obwohl sein Onkel nur ein Mensch der Welt und des Geschäftes war, sah er es doch sehr gern, daß Peter zur Frömmigkeit geneigt war, und er munterte ihn noch herzlich auf, darin zu beharren.

Nach Jahren finden wir Peter als Nachfolger seines Onkels im Geschäft. Der arme Knabe, welcher einst in Scheunen geschlafen, welcher hundert Meilen zu Fuß ging, weil er kein Reisegeld hatte, ist nun zum angesehenen und reichen Manne geworden: „Der Segen des Herrn macht reich." O, daß wir immer die Hand des Herrn sehen könnten, wenn es um uns her finster wird; denn auch in der Trübsal ist Gott nahe, und er lenket die Schicksale der Menschenkinder.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen seit jener Reise in der Postkutsche, und diese Jahre haben auch in den Verhältnissen des Mannes, der sich damals des armen Jungen angenommen hat, große Veränderungen geschaffen. Der erfolgreiche Geschäftsmann von damals ist finanziell zu Grunde gegangen; seine Reichthümer haben Flügel genommen und sind entflohen; ihm ist nur der Trost geblieben, daß Gottes Auge dennoch wacht, aber wie ihm Hülfe werden sollte, das konnte er noch nicht einsehen.

„Sei ruhig, meine Seele, sieh'!
Der Herr wacht über dir."

Das war ungefähr alles, was er noch sehen konnte, denn dem Gerechten geht das Licht immer wieder auf. „Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein!" schrie er in der Angst seines Herzens; dann antwortete ihm die tröstliche Stimme wieder: „Sei ruhig, meine Seele, was betrübest du dich, der Herr lebt."

Eines Tages erschien ein Mann im Comptoir des ruinirten Geschäftsmannes, und stellte sich demselben vor; er reicht ihm die Hand, welche dieser auch ergreift, aber er kann sich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben.

„Können Sie sich nicht mehr des armen Jungen in der Postkutsche erinnern?" Geschäftswirren und Kummer hatten ihn vergeßlich gemacht. Jetzt aber sagte Peter Van Dusen—denn er war der Fremde—„können Sie sich nicht mehr erinnern, wie Ihnen einst ein Knabe, dem Sie das Fahrgeld in der Postkutsche bezahlten, sang: ‚O süße Stunde des Gebets?'"

In einem Augenblick stand die ganze Begebenheit wieder lebhaft vor seinem Gemüth, und der Greis freute sich in diesem stattlichen Manne den Knaben von damals wieder zu erkennen. Van Dusen erzählte nun, wie er oft an seinen Wohlthäter gedacht, der sich einer verlassenen

Waise angenommen, da sich sonst Niemand erbarmte. Der Greis zitterte; hatte er denn wirklich so viel gethan, als er der Waise ein freundlich Wort und ein paar Silbermünzen gab!

„Ich habe von Ihrem Unglück gehört," fuhr jetzt der Jüngere fort, „und Gott hat mich hieher geführt, Ihnen zu helfen, denn Sie müssen ja doch wohl wissen, wie es in der Schrift heißt: ‚Nach vielen Tagen.'"

Der Alte beugte sein Haupt und weinte, aber auf Peter's Geheiß öffnete er seine Geschäftsbücher, um ihm einen Einblick in die Sachlage zu gestatten.

„Danken Sie Gott und fassen Sie Muth," antwortete Peter lächelnd, auf eine Weise, welche dem guten Alten fast beleidigend vorkam. Jetzt nahm Peter eine Feder, zog sein Formbuch aus der Tasche und schrieb; dann überreichte er dem Alten einen Wechsel mit den Worten:

„Hier, mein alter Freund und Wohlthäter, bezahlen Sie mich nach Ihren Umständen, wie Sie es im Stande sind, aber Peter Van Dusen wird sich nie nachsagen lassen, er sei nicht bereit gewesen, einem armen Schiffbrüchigen den Glauben zu stärken, und ich weiß, dieser Wechsel wird Ihnen Ihr Gottvertrauen wieder begründen."

„Mein Herr! wer hat Sie von meinem Unglück unterrichtet! ich kann das gar nicht verstehen, noch erfassen!"

„Ich will Ihnen sagen, was es bedeutet; es ist eine Erklärung der Schriftstelle: ‚Laß dein Brod übers Wasser fahren, und du wirst es finden nach vielen Tagen.' Als Sie jenem Knaben in der Noth beigestanden, da haben Sie dem Herrn geliehen, und nun hat mich der Herr gesandt, seine Schuld abzutragen, damit nicht ein armes Menschenkind an seiner Güte verzweifle."

Wer dem Herrn leihet, erlangt Capital und Zinsen in guter Zeit zurück. Wohl Denen, die auf ihn trauen!

Am Abgrund hin.

(Frei nach dem Holländischen von M. v. H.)

Ihr fragt mich, wer in dem netten Häuschen wohnt, in dem hübschen, weiß angeworfenen Häuschen mit dem bemoosten Dach? Es liegt so freundlich inmitten der grünen Bäume, gerade an der Chaussee, nicht wahr? Und die beiden blühenden Apfelbäume davor, und das blaue Rauchsäulchen, das aus dem kleinen Schornsteine nach oben kringelt, das bildet zusammen ein gar anmuthiges Bild. Und ihr fragt, wer dort wohnt? — Nun, das wird euch der alte Anton schon mittheilen.

Ja, sagt Anton, das will ich euch denn wohl erzählen; denn wißt ihr, ohne groß damit thun zu wollen, da wohnt Gretchen, meine Tochter. Seht nur nicht nach meinen Augen, denn die wollen nicht trocken bleiben, wenn ich von Gretchen erzähle.

Wie ist's euch zu Muthe, Väter und Mütter, wenn ihr euren kleinsten Jungen auf einmal oben auf dem Dach sitzen seht, was? — Und wenn er dann, getragen von Gottes Engeln, wieder wohlbehalten unten angelangt ist, dann kommen euch die Thränen — Dankesthränen — und ihr haltet ihn — fest, fest! Nicht wahr?

Ich muß euch sagen, daß unser Gretchen ein schönes Kind war. Ihr werdet es mir wohl glauben wollen, wenn sie gleich mein eigen ist, und ihr könnt mir auch glauben; denn lügen, oder wie's die Leute heutzutage nennen, aufschneiden, das ist meine Art nicht.

Meine Frau sagte oft zu mir: Anton, sagte sie, sieh' doch Gretchen an; ist sie nicht wie ein Kind vornehmer Leute? Glänzendes Lockenhaar, und eine Haut so weiß und so fein, Wangen wie Apfelblüthen, und Augen! Mann, was für prachtvolle, blaue Augen hat das Kind!

Ja, Anne, sagte ich dann, 'n schönes Kind, das ist sie, und es kann mir wohl leid thun, daß sie saures Schwarzbrod essen und mit Hacke und Spaten wird im Felde arbeiten müssen. Und das ging Anna auch so; aber seht ihr, als das Gretchen größer wurde, und ein ganzes Häuflein Brüder und Schwestern nachkamen, da sahen wir an ihr nichts Besonderes mehr, und das Schwarzbrod schmeckte ihr ganz gut. Und sie arbeitete im Felde, und die weiße Haut verbrannte von der Sonne, und die glänzenden Haare wurden fahl; aber die Augen, die blieben dieselben. Und ich dachte bei mir: Was schadet es, daß sie braun wird von der Sonne, wenn das Herz nur rein bleibt. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Nun geschah es — es war im Jahre 75 — da kommt mir so 'n Maler ins Dorf, der sitzt bald hier, bald da, wie solche Leute das zu thun pflegen, und zeichnet mit Farbe Häuser, Bäume, und auch die Kirche, daß es eine Art hatte. Vom Morgen bis zum Abend saß er draußen und malte, und aß Butterbrod aus seiner großen Tasche, und wenn die Kinder aus der Schule kamen, machte er ihnen Bärte, und schmierte die Wangen ein mit rother Farbe, daß es komisch anzusehen war.

Eines guten Tages kommt er zu uns ins Haus. Wir saßen beim Essen, ich hier, die Frau da und Gretchen da, will ich nur sagen. „Seid gegrüßt," sagte er; „Ihr gleichfalls," sagten wir, und ich stand auf und bot ihm einen Stuhl; aber sitzen wollte er nicht. Nun kam es denn heraus: der Herr Maler hatte Gretchen gesehen und sagte, sie sei so schön, und habe so prächtige Augen, daß er zwei Mark geben wolle, wenn er das Kind — sie

war damals sechzehn — abzeichnen dürfe in sein Buch. — Meine Frau wollte es aber nicht zugeben. „Nein, Herr," sagte sie; „dann hängt Ihr unser Gretchen in der Stadt ins Schaufenster, und dafür danke ich doch."

Anne hatte recht, und ich sagte auch „nein"; aber der Herr Maler bat und bettelte, und gab schöne Worte, und versprach, sie nicht ins Schaufenster hängen zu lassen, und was soll ich noch viel darüber sprechen: er holte uns zuletzt über und fing an zu zeichnen. Hinter der Thür auf der Diele, da saß er, und Gretchen vor ihm im Licht. Und wir standen auch daneben, und sahen zu. „Wundervolle Augen," sagte er dann — „hierher sehen, schönes Kind, so — feines Näschen" — — und solche Narrheiten mehr; aber sie kam aufs Papier sage ich euch, gerade wie sie leibte und lebte. Als er fertig war, streichelte er ihr die Wangen, und zog seine Börse und gab ihr zwei Mark. Sie lachte, und wir lachten auch, und dankten dem Herrn Maler für Gretchen. „Guten Tag zusammen," sagte er; „guten Tag, schönes Kind; lauf nicht zuviel in der Sonne." Damit ging er.

Einige Wochen später hatten wir Jahrmarkt in unserm Dorf. Mutter hatte das Geld in ein Papierchen gewickelt und in ein Döschen gelegt. Gretchen durfte dafür kaufen, was sie wollte, und ehe wir's dachten, hatte sie 'n Spiegelchen gekauft, so 'n kleines von 50 Pfennigen; für das, was sie übrig hatte, kaufte sie Kuchen für die Kinder, ein Tuch für Mutter und eine Tabaksdose für mich. Das war doch lieb von ihr, nicht wahr?

Wir hatten nie einen Spiegel im Hause gehabt; aber Gretchen hatte nun einen, begreift ihr?

Vom Schwarzbrod — wie's zuging wußten wir nicht — bekam Gretchen schon sehr bald Drücken im Magen, und vom Arbeiten in der Sonne Kopfschmerzen. Sie sei zu schwach für die Feldarbeit, sagte sie; alle Glieder thäten ihr weh davon. Anne begriff es nicht, und ich auch nicht.

Der neue Rentmeister vom Herrenhaus sagte einmal zu mir — es war einige Jahre später — „Anton," sagte er, „Eure Tochter ist ein zu zartes und zu schönes Mädchen und nicht geschaffen für die schwere Arbeit; schickt sie aufs Schloß, da kann sie die Milchwirthschaft lernen."

„Das ist mir wohl nach dem Sinn, Herr Rentmeister, sagte ich und nahm die Mütze ab.

Als Gretchen aufs Schloß ging, da hat sie das Spiegelchen mitgenommen. Begreifet ihr?

An einem Sonntag Nachmittage kam Gretchen einmal bei uns vor. Mutter sah, und ich sah es auch, daß sie viel blässer war, als früher, und sie hatte ein schönes rothes Band um den Hals. — „Besser das Roth auf den Wangen, als vor der Brust," sagte die Mutter ganz ohne Arg, und darauf wurde Gretchen so roth, wie das Band um ihren Hals und hernach so weiß im Gesicht, fast wie 'n Todter. — Es war sonderbar! — Und als ich sie fragte, ob der Rentmeister zufrieden sei mit ihrer Arbeit, da schlug sie die Augen nieder und stotterte unverständliches Zeug. Es war sehr sonderbar!

Des Abends brachten wir Gretchen zurück zum Schloß, aber wir sprachen fast nichts; der Eine wollte vor dem Andern nicht mit der Sprache heraus, und mir war die Kehle wie zugeschnürt. „Gute Nacht, Vater, gute Nacht, Mutter," sagte sie; „gute Nacht, Kind," sagten auch wir. So ging sie weiter über die Schloßbrücke, und wir kehrten um nach Hause.

Zwei Schritte — da lief ich dem Kinde nach.—Ganz leise rief ich: „Gretchen!" Sie erschrak. „Gretchen — wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; denk daran: Gott sieht alles!"—Mehr sagte ich nicht.

Wir schliefen wenig in der darauf folgenden Nacht, Mutter und ich. Wir beteten und weinten, und demüthigten uns vor Gott, denn wir waren treulose Hüter gewesen, über dem Kinde, das er uns gegeben. „Christe! erbarme dich!" — Das mußte ich wieder und wieder rufen; wie hast du doch so blind sein können?

Um das Schloß herum läuft ein breiter, tiefer Graben. Der Mond schien hell auf das tiefe Wasser, in dem die Schloßbewohner häufig fischen. Ich hatte schon eine Zeit lang an dem hohen Schilf gestanden, da hörte ich Ruderschläge. Das ist wohl Martin, der noch Netze stellt, dachte ich, und spähe nach dem Boot; aber auf einmal wurde es dunkel, denn eine schwarze Wolke verhüllte den Mond. Unnatürlich dunkel! Eigentlich doch nicht so ganz unnatürlich, denn es war Gewitterluft. Das Schilfrohr bog sich und rauschte im Winde, der mehr und mehr zu einem Sturm heranwuchs, und die Ruderschläge hörte ich nicht mehr.—Ich wollte nach Hause zurück; aber ich konnte nicht; die Füße waren mir wie festgenagelt. Der Sturm wuchs zum Orkan, das Wasser rauschte auf gegen das Ufer, und von dem Ruderboot sah ich nichts. Ich konnte nicht weg, und die Mütze wehte mir vom Kopf ins Wasser. Ich wollte sie greifen, da traf ein Schrei mein Ohr.

„Vater! Vater!" rief sie; ihr wißt wohl wer.

Das Boot war umgeschlagen! Einer ins Wasser gefallen. Sie lag in meinen Armen und seufzte wie erleichtert: „Gott Lob und Dank!" — Da erwachte ich.

Es war ein Traum gewesen.

Aber wißt ihr, wie es Abend ward, da schlief sie nicht mehr im Seitenflügel des Schlosses, unser liebes Gretchen, nein, sie schlief ruhig auf dem Boden mit den andern drei Mädchen. Ja, die Schönste von allen war sie, aber die Kleinen hatten Rosen auf den Wangen, die hatte Gretchen nicht. Sie war so blaß wie die Lilie in unserm Garten, aber Gott sei Dank! ihr Herz war rein geblieben. Gott sei Dank aus tiefstem Herzensgrund für seine große Gnade!—Es ist dumm; nun fängt mir die

Lippe wieder an zu zittern, und ich kann die Thränen absolut nicht hinunterschlucken. — Aber nun wißt ihr noch immer nicht, wie Gretchen in das weiße Häuschen gekommen ist. Das sollt ihr jetzt hören.—Hannes ist mit Gretchen zusammen in die Schule gegangen; sie saßen in derselben Classe und haben gleichen Schritt gehalten im Lernen. Hannes verdiente, wie er fünfundzwanzig Jahre alt war, schon zwölf Mark in der Woche; das ist doch ein guter Verdienst für einen Tagelöhner. Hannes pflügt so gut mit vieren als mit dreien und ist ein braver, treuer Mensch. Eines schönen Tages kam er an den Brunnen hinter dem Hause—Gretchen holte gerade Wasser—und sagte zu ihr: „Gretchen wir haben in der Schule immer zusammengehalten, was meinst du weiter fürs Leben, als Mann und Frau?"

Wäre Gretchen noch auf dem Schloß in den Schlingen des feinen Rentmeisters gewesen, dann hätte sie sicherlich „nein" gesagt, nun sagte sie „ja."

Am Sonntagabend, vier Wochen nach dem Traum, saßen Mutter und ich auf der Bank unter der alten Linde und Hannes und Gretchen gingen zusammen durch den Baumgarten und durch das Dorf. Das war im Jahre achtzig. Ihr hättet es doch nicht gerathen, wenn ich's euch nicht gleich gesagt, wer in dem Hause wohnt. Mein Kind, mein eigenes Kind, wohnt nun schon vier Jahre lang mit Hannes darinnen, denn wir schreiben nun fünfundachtzig.

O, es ist so gemüthlich in dem kleinen Häuschen; sehr oft sitze ich da des Abends ein Stündchen beim Feuer, und dann sehe ich, daß Gretchen wieder Apfelblüthen auf den Wangen hat. Neulich Abends kam sie ganz nahe zu mir heran und sagte: „Vater, daß ich erlöset wurde von den Stricken des Bösen, das danke ich, nächst Gott, dir. Vater, ich kann es dir nicht vergelten, was du an mir gethan."—Das sagte sie und dann nahm sie ihren kleinen Anton und setzte ihn auf diese Kniee, und wir küßten uns und auch das Kind. Da kam Hannes herein in die Küchenstube.

„Habt ihr schon gehört, daß der Rentmeister vom Schloß seines Amtes entsetzt und nach Hause gejagt ist? Es sind Geschichten zu Tage gekommen, bei denen einem die Haare zu Berge stehen. Das ist ein Mensch ohne Scham und ohne Ehre."

Gretchen erschrak wohl, als sie den Namen des Rentmeisters hörte; aber sie wurde nicht roth, nicht bleich und schlug auch nicht die Augen zu Boden. Sie hatte keine Ursache dazu, versteht ihr?

Einen Spiegel findet ihr nicht bei Gretchen im Hause. Einen anderen Spiegel, das heilige Bibelbuch, ja den hat sie und dahinein schaut sie jeden Morgen und jeden Abend und forscht darinnen, sie und Hannes zusammen.

"Der Knecht ist nicht über seinen Meister."

Kommen harte Proben,
Laß' die Stürme toben;
Laß' die Wellen brausen;
Laß' die Pfeile sausen.
Wenn die Welt dich plaget,
In die Wüste jaget:
Setz' dich, meine Seele,
In die Felsenhöhle;
Und vorübergehen
Wirst du Jesum sehen.

Sieh', wie böse Zungen
Ueber ihn erklungen;
Wie sie ihn geschmähet,
Lügen ausgesäet;
Ihn gar hart verschrien,
Ins Gesicht ihm spien;
Als Verführer schalten
Sie ihn, und vergalten
Alle Lieb' mit hassen,
Ohne Unterlassen.

Selbst auch falsche Brüder
Drückten ihn darnieder,
In dem Kreis der Seinen,
Unter Zwölfen Einen
Find't man als Verräther,
Der als Missethäter,
Seinem heil'gen Herzen
Machte viele Schmerzen.
Doch auch diese Plagen
Hat er still getragen.

D'rum sei unverzaget,
Wenn Dich Leiden naget.
Kommen harte Proben,
Laß' die Stürme toben,
Laß' die Wellen brausen,
Und die Pfeile sausen;
Jesus kennt die Seinen,
Und durch sein Erscheinen
Kommt die Welt zum Schweigen,
Und sie muß sich beugen.—J. Maurer.

Mexico.

II.

An prachtvollen Landschaften ist das mexicanische Land vergleichungsweise weit reicher, als das Gebiet der Vereinigten Staaten. Ganz besonders anziehend und von großerartiger Schönheit sind die Bergseen von Jalisco, von denen unser Bild „am Chapala-See" eine Vorstellung gewährt. Der genannte ist 1390 englische Quadratmeilen groß—der bekannte Lago Maggiore in Oberitalien zählt deren nur 82—und enthält verschiedene Inseln, deren Flächenraum den des englischen Eilandes Wight übertrifft. Ein Forscher (F. Oswald), der vor wenigen Jahren die zaubervolle Gegend am Chapala-See durchstreifte, erzählt von ihm: Das Laubwerk war mit Tau gesättigt und der Morgenwind mit einer wunderbaren Mischung aromatischer Düfte. Die Ufer des Bergsees hatten ihren Reiz nicht nur vom Zauber der Fernsicht entliehen. Mächtige Balsamtannen und Bignonien drängten den lästigen Unterwuchs aus dem Wege und bildeten am Strand entlang natürliche Alleen mit so allmäliger Senkung, daß der See überall zugänglich war. Das Wasser schien stahlblau und wunderbar klar, trotz der Algen und Teichgewächse, die überall ihre schwimmenden Ranken webten, wo der Grund nicht zu erbarmungslos steinig war. Wir konnten die Halden des gegenüberliegenden Ufers sehen, feuchte Bergwände im zitternden Widerschein des Morgenduftes, und in tausend Farben, allen möglichen Zusammensetzungen von grün und blau, hie und da vom Düster einer Bergschlucht, oder dem schwebenden Schatten einer Wolke verdunkelt. Am Ostufer aber senkt sich das Gebirge schroff und mauerartig zum See herab, und führt ihm seine Gewässer in Form von tropfenden Quellen und Kaskaden zu, bloße Wasserfäden meistens, außer an der Nordostspitze einer engen Bucht, wo der Fall eines größeren Flusses mit einem Donner niedergeht, der sich meilenweit in der Runde hörbar und fühlbar macht. Eine kleine Meile unterhalb der Bucht erhebt sich eine Reihe zackiger Felsen aus dem See, und bildet die Südspitze eines Archipelagus von Inseln und Klippen, der sich zwanzig Meilen weit am Ostufer hinzieht.

In den mexicanischen Urwäldern finden sich Wölfe, Wildkatzen und Panther, letztere in gewissen Districten ziemlich häufig; in den Küstenflüssen, den Lagunen und Sümpfen der südlichen Provinzen viele Kaimans und Alligatoren. Da bei der indianischen Bevölkerung im Innern des Landes Pulver und Blei kostbare Schätze vorstellen, erlegt man die Kaimans oft in Fallen, oder man harpunirt sie, und erschlägt sie dann mit schweren Keulen. Der oben schon erwähnte Reisende erzählt von einer Jagd (siehe das Bild: „Auf der Kaimanjagd"), der er mitanwohnte:

Im mexicanischen Urwald.

Der Indianer hatte ein lebendes Ferkel, sowie in gewissen Entfernungen mehrere Fleischstücke als Köder hinterlegt; es gelang ihm, einen besonders kräftigen Burschen zu erlegen, der ihm nach seiner Versicherung schon beträchtlichen Schaden zugefügt hatte. Die im ganzen sehr abergläubische Bevölkerung, die noch auf einer niedrigen Kulturstufe steht, theilt den Reisenden gern allerlei Schauermären über Riesenschlangen und Tigerthiere mit, die sich bei näherer Untersuchung nicht bewahrheiten. Die Erfahrungen einer Lebenszeit lehren den mexikanischen Waldbewohner die seltenen Thierstimmen zu unterscheiden, die Schreie kreischender Vögel und pfeifender Vierfüßler, den schrillen Pfiff des Eichhornsaffen, vom Lockrufe des Haubentauchers, und das heisere Kläen des Tukan vom

Schrei des Baumpanthers. Aber aus den inneren Tiefen der Wälder kommen nach den Versicherungen der indianischen Thierkundigen zuweilen Töne, die selbst den Eingeborenen wie Stimmen einer fremden Welt erklingen, und einen Verdacht erwecken, den die „theoretische Vollendung" unserer Naturgeschichten nicht ganz beseitigen kann, daß nemlich der Urwald wie der Ocean noch manche seiner Geheimnisse vor Menschenaugen bewahrt hat. Bergen doch auch die wenig bekannten Dickichte Yukatans, der südöstlichen Halbinsel, noch manche Ruinen aus uralter Zeit, vor denen der Geschichtsforscher zweifelnd steht, Reste ungeheurer Städte, deren hinterlassene Skulpturdenkmäler von der Kunst eines längst aus der Welthistorie verschwundenen Volkes erzählen, das dahingegangen und wie ein Ton verklungen ist, ohne je seinen Homer gefunden zu haben. — Mexico ist heute noch ein Land der Poesie; während in den Vereinigten Staaten die Urwälder bereits gänzlich beseitigt sind, findet man in Mexico überall, in den Terrassenländern von Colima und Oaxaca, an den oben erwähnten Bergseen von Jalisco, wie auf den einsamen Hochlanden von Verapaz Forste, die nie eine Axt entweiht hat.

Am Chapala-See.

Die zauberhaft schnelle Entwickelung der National-Industrie hat die Vereinigten Staaten in eine Irre geführt, welche kein Volk straflos verfolgt hat, denn weit beispielloser als das Wachsthum ihrer Städte ist der reißende Fortschritt der amerikanischen Waldverwüstung, das Elend Asiens hat sie umsonst gewarnt. Dagegen vereinigen noch große Landstrecken in den Alpen des südlichen Mexico ein mildes Klima mit einem bedeutenden Waldreichthum. In einer der schönsten Gegenden, im Hochthal von Oaxaca, findet sich noch eine Kolonie von Schweizern und Tirolern, die 1863 gegründet und mit manchen Privilegien ausgestattet ward.

Der Ausbau des Verkehrswesens spielt gerade in der Gegenwart die wichtigste Rolle in Mexico, so daß man in gewissem Sinne berechtigt ist, zu sagen, daß die Zukunft des Landes auf ihm beruhe. Zur Zeit werden Eisenbahnen im ganzen Lande, nach allen Richtungen gebaut, und binnen wenigen Jahren wird das seither an Verkehrsmitteln so arme Land von Schienen durchzogen sein. Man kann jetzt bereits mit der Bahn von New York nach Mexico, und von dort nach Acapulco, an der Westküste, oder nach der Hafenstadt Vera-Cruz auf der Ostseite mit der Bahn fahren.

Diese Ausdehnung des Verkehrwesens, verbunden mit der Besserung der administrativen Verhältnisse, äußert sich schon jetzt in einer gesteigerten Konsumfähigkeit der Bevölkerung in der Belebung des Handels, sowie der industriellen und landwirthschaftlichen Thätigkeit.

Der beredtste Beweiß dafür, daß ein großes Maß von Vertrauen in die Hilfsmittel und den Reichthum Mexicos nicht ohne Grund ist, muß in dem Eifer gefunden werden, mit welchem die anderen Nationen, welche Jahrzehnte hindurch betheuert haben, niemals mehr ihre Hände an mexicanische Untersuchungen zu legen, sich auf die Vortheile stürzen, welche neue Unternehmungen in dem aufblühenden Mexico bieten. Nur muß man wünschen, daß der Yankee durch die Eisenbahnen, die er in Mexico baut, wie durch seine zahlreichen bergmännischen und industriellen Unternehmungen den Mexicaner nicht gänzlich amerikanisirt, viel eher wäre eine starke Einwanderung europäischer Ackersleute vorzuziehen!

Es muß im Auge behalten werden, daß der Einfluß der Deutschen in Mexico lediglich auf dem Handel beruht.

Im Thale des Rio Blanco.

Deutsche Ackerbaucolonien gibt es zur Zeit dort nicht. Und doch ist Mexico durchaus kein ungesundes Tropenland, die Durchschnittstemperatur ist bei der großen Entwickelung der Hochebenen eine verhältnißmäßig niedrige.

In den Küstenstrichen, welche vollkommen den Charakter der heißen Zone tragen, und die prachtvollste Vegetation zeigen (siehe die Abbildung „Im mexicanischen Urwald"), ist das Klima freilich für den Europäer nicht günstig, Wechsel- und Hustenfieber, oder auch das schreckliche gelbe Fieber und die Ruhr treten überall auf; doch in der „Tierra Templada," einem Plateaulande, ist die Temperatur etwa dem Klima des südlichen Spanien ähnlich, und in den „Tierras Frias," von denen unsere Abbildung „Im Thale des Rio Blanco" eine Vorstellung gewährt, zeigen die bewohnten Gegenden einen mittleren Wärmegrad von 10 bis 14 Grad Reaumur.

Schlangen sind in den heißen Küstengegenden wie in den Wäldern der Plateaulandschaften häufig, doch durchaus nicht sehr gefährlich. Ein neuerer Reisender sagt: Mehr als neunzig Procent aller Schlangen sind so harmlos wie Eidechsen, und die vier oder fünf giftige Arten sind schnell zu erkennen und leicht zu vermeiden. Ameisen und Moskitos sind allerdings in den Küstenebenen Landplagen, die sich kaum zu grell schildern lassen, aber die Gefährlichkeit ihrer größeren Verwandten, der Hauptpopanzinsecten aller Schreibstubenreisenden, der Skorpionen, Taranteln und Tausendfüßler, ist seit je stark aufgetragen, das heißt übertrieben worden. Die Luft der Gebirgswälder ist köstlich, ein eigenes Wohlgefühl ergießt sich in die Lungen, wie die Geruchsorgane beim Einathmen der Morgenlüfte, welche durch das Aroma der üppigen Vegetation mit köstlichem Duft erfüllt ist.

Was die religiösen Verhältnisse Mexicos angeht, so sind dieselben nicht, was man wünschen könnte; das Leben der protestantischen Missionare, ihre Leiden und Verfolgungen durch die römischen Priester und deren Anhang zeigen deutlich genug, daß das Paradies für Protestanten nicht in Mexico zu suchen ist. Doch kann man ja nur hoffen, daß auch in dieser Richtung noch Herrliches bezweckt werden kann.

Auf der Kaimanjagd.

"Wer nur den lieben Gott läßt walten."

(Von Heinrich Stiehler.)

(Schluß.)

Denselben Nachmittag noch sandte der Senator, der heute zu seinem Festtage nicht, wie sonst, in die Rathsversammlung ging, seine Köchin hinüber zum Herrn Hannow, der sich eben behaglich nach genossener Mahlzeit auf seinem Sopha streckte. Es war offenbar dem bequemen Manne, der da meinte, für heute schon seine Arbeit, ja einen großen Wurf gethan zu haben, das Klingeln zu viel; jetzt gerade, da er sich seine Zukunft so rosig ausmalte, wollte er sich nicht gern, wie er vermuthete, durch einen bettelnden Landstreicher stören lassen.

Es klingelte dringlicher, und eine Stimme wurde draußen vernehmbar, welche rief:

„Machen Sie auf, Herr Hannow, machen Sie auf. Der Herr Senator schickt mich zu Ihnen!"

Alsbald sprang der Mann in die Höhe, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte, und war im nächsten Augenblicke an der Vorsaalthüre, in der geröthet und athemlos Senators Köchin erschien.

„Ach, Sie da?" rief Hannow. „Ja wenn ich das gewußt hätte, wäre ich im Fluge dagewesen. Und was wünscht denn die liebe Hausnymphe des Herrn Senators von mir?" indem er gleichzeitig das Mädchen in niedriger Schmeichelei leicht in die Wange kniff. „Hier setzen Sie sich nur erst."

Hanna räusperte sich ein wenig; dann aber ergoß sich ihr Redestrom, entsprechend der vermeintlichen Wichtigkeit ihrer Sendung, in immer größerer Breite.

„Sehen Sie, Herr Hannow, Sie waren heute früh nur fort, da kam zu meinem Herrn außer manchem anderen auch ein gar vornehmer, schwedischer Herr, ich glaube Rosenhan oder Rosenkranz heißen sie ihn. Der ist der Herr Resident für Schweden in unserer Stadt; Sie wissen schon, was er da zu thun hat. Er besorgt die Geschäfte für seine Landsleute, und wenn ein Hamburger Rheder dort hinüber ins schwedische Land handelt, da steht er ihm mit Rath bei. Er ist ein reicher Herr, und jetzt muß er wohl schrecklich viel Bücher hier einkaufen für die Gelehrten in Schweden und ihre Schulen. Ja, ich will es Ihnen gestehen, ich habe ein bischen gehorcht, und das ist auch wieder gut für Sie, Herr Hannow. Nun kommt aber das Wichtigste, der Kern von der Sache, indem daß"—

„Nun ja, zur Sache," drängte Hannow, in schlecht verhehlter Neugier.

„Also — indem daß — ja, ich muß es Ihnen nur gestehen," sagte die Köchin mit der Würde einer Sachverständigen. „Sehen Sie, Ihr Gedicht, was Sie heute zum Geburtstage überreicht haben, das hat uns allen gefallen. Ich habe es zwar selbst noch nicht gelesen, aber manches daraus gehört, als der Herr Resident mit großem Tone es in der Stube vorlas — wissen Sie, die Stellen vom Erretter aus allem Unglückswetter, ei, die wirken! Wissen Sie, ich will's Ihnen nur gestehen, Herr Hannow, ich bin ja auch diesen Sommer, wie ich vom Unterbaum hereinkam in die Gartenvorstadt, in ein fürchterliches Unwetter gekommen. Blitz und Donner waren gleich neben mir, und ich dachte aller Augenblicke, die Erde würde sich aufthun und mich verschlingen. Und dazu brannte es; denn der Blitz hatte unten an der Wassertwiete in einen Speicher eingeschlagen und"—

„Aber," unterbrach sie mit zuckersüßem Lächeln der Mann, „Gott hat doch seinen Gefallen an Ihnen gehabt und Sie errettet. Nun sagen Sie mir aber, wer hat denn eigentlich Gefallen an meinem Gedichte gefunden?"

„Ja das ist's ja eben," versetzte sprudelnd die redeeifrige Köchin, „der schwedische Herr fand so großen Gefallen daran, und mein Herr wohl auch. Der Schwede hat aber, als er ging, sich das Gedicht erbeten, es mitgenommen, und Sie werden nun noch von der Welt gerühmt werden. Ist das nicht hübsch? Ich sah ihn mit dem Wunschbogen fortgehen; nicht wahr, es ist oben dran eine große, rothe Rose gemalt?"

Hannow nickte zustimmend, während die geschäftige Magd schon wieder auf dem Sprunge stand und bereits die Klinke in die Hand genommen hatte.

„Ach," rief sie, indem sie wieder umwendete, „da hätte ich beinahe vergessen, weßhalb ich hergeschickt wurde. Ich sollte Ihnen ausrichten, Sie sollten heute Abend sechs Uhr beim schwedischen Herrn Residenten eintreffen, der Sie kennen lernen will. Wer weiß, was Sie ihm für schöne Verse dichten sollen, am Ende gar für einen fürstlichen Herrn; ‚Herr Resident' sollen Sie den vornehmen Mann anreden, recht höflich sein, drum hätte Ihnen hier mein Herr Namen und Titel und Wohnung, alles auf einen Zettel geschrieben. Hier ist er!" Dabei legte Hanne einen Zettel hin auf den Tisch und entfernte sich, vom glückstrahlenden Schreiber Hannow bis zur Thüre begleitet.

„Das ist ein Tag," rief dieser aus, indem er in seiner Freude einen Bocksprung bis in die Mitte seines Zimmers machte. „Alles geht gut, Empfehlung auf Empfehlung, die Stadtschreiberstelle ist mein, ist so gut wie mein!"

„Aber was sage ich dem Herrn? Wenn er so große Meinung von mir hegt, möchte ich ihn dabei lassen, damit er auch ferner denke, ich sei der Dichter. Je mehr Glanz um mich, desto mehr Hoffnung für mich! Und dann lobt er meine Dichtung um so mehr dem

Herrn Senator gegenüber—ja, so ist's recht. Woher sollen es die Herren erfahren, daß ich die Verse nicht gemacht hätte? Und wenn der Schwede gar einen Wunsch hätte, und etwa noch ein Gedicht bestellete, ei, da kann ich ja immer wieder zu dem armen Schlucker von Poeten in der Wassertwiete gehen, der mir für eine Mark und einen Imbiß das Blaue vom Himmel herunterdichtet; denn bei dem scheint Schmalhans Küchenmeister zu sein. Daß ich bei den Herren auf der Stube und auf der Stelle dichte, das kann ja Niemand verlangen. Ich habe immer gehört, zur Poesie gehört Stimmung, und — ja, und die habe ich gerade dann allemal nicht, wenn man verlangen würde, ich sollte gleich an Ort und Stelle dichten."

Während der gemeine Mensch noch so überlegte, und seine Gedanken halblaut aussprach, legte er sich seinen guten Anzug von heute Morgen wieder zurecht, ging vorerst seinem Amte nach, aber des Abends um die gesetzte Stunde wirklich zum Herrn Residenten Rosenhan, der den vermeinten Dichter zuerst mit Freuden aufnahm. Der Schwede sah lange Zeit seinen Besuch mit prüfenden Blicken an. Das verschleierte Auge des Schreibers paßte ihm offenbar nicht zu dem Bilde, das er sich von dem Verfasser der ihn ergreifenden Zeilen gemacht hatte.

„Haben Sie, mein Herr, die vorliegenden Verse zum Geburtstage des mir befreundeten Herrn Senators Manecke gedichtet?"

„Nun ja!" versetzte wie in voller Bescheidenheit ausweichend Hannow. „Man hat so manchmal, freilich nicht immer, in stillen Stunden dichterische Eingebungen."

„Dann, junger Mann, beglückwünsche ich Sie. In unserer Zeit der Verweltlichung und Rohheit thut es wohl, einen Glauben ausgesprochen zu sehen, und zwar in edlen Versen ausgesprochen zu sehen, der mich mehrfach an die Zeit meines Heldenkönigs Gustav Adolf gemahnt. Es kann wohl sein, daß ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme, wenn anders Sie mir freundlichst dieselbe angedeihen lassen wollen."

Heuchlerisch verbeugte sich Hannow und ging fröhlich davon, in der Meinung, einen Menschen mehr gefunden zu haben, der ihm zur Empfehlung dienen würde.

Während dies in dem Verkehrskreise von Manecke und dem schwedischen Residenten vor sich ging, sah es in der kleinen, düsteren Wohnung auf der Wassertwiete, wo wir den armen Dichter Georg Neumark wohnen wissen, nicht eben tröstlich aus. Die geringe Baarschaft und der Vierländer Schinken waren aufgezehrt, die wenigen Gelder für Unterrichtsstunden flossen spärlich und wollten nirgends auskömmlich reichen, so klein und bescheiden auch Neumark's Hauswesen eingerichtet war, und so fleißig auch seine Erika mit der Nadel arbeitete. Dazu rückte der Vierteljahrstermin näher, an dem Neumark seine Miethe an Frau Diebel, die Besitzerin des alten Hauses an der Wassertwiete, bezahlen sollte, und noch hatte er erst einige wenige Mark zusammen. Wo sollte der fehlende Betrag bis übermorgen herkommen?

So ähnlich mochte auch bereits Frau Diebel, eine Frau mit harten, eckigen Gesichtszügen, gedacht haben; denn während sie sich fast die ganze Zeit über nicht sehen ließ, pflegte sie wie eine mahnende Schicksalsgöttin um die Zeit der Vierteljahrsabschlüsse hier und da im Hause bei den Familien zu erscheinen.

Georg Neumark faßte sich ein Herz und begann: „Nicht wahr, Frau Diebel, Sie sind uns deßhalb nicht ungnädig gesinnt, wenn wir diesmal mit dem Zinse nicht völlig genau eintreffen. Es wollte sich beim besten Willen noch nicht alles finden, aber ich bin erbötig"——

Bei letzteren Worten glätteten sich sichtlich die herben Züge der Hausbesitzerin etwas mehr; denn sie sah noch einen Weg, zu ihrem Gelde zu gelangen, auf welches sie allerdings ein sicheres Anrecht hatte, ganz so, wie der Verkäufer auf seine Waare.

„Nun, wozu erbieten Sie sich, Herr Neumark?" rief sie. „Es wäre mir nicht lieb, mit Ihnen in Streit zu kommen, da Sie so stille und fromme Leute sind, von denen alle Welt nur Gutes zu erzählen weiß."

„Hier sind meine Freunde, die treuen und gedankenvollen Genossen stiller Stunden, meine Bücher. Hier das römische Recht, und hier die Beschlüsse des Reichskammergerichts zu Worms und Speier, hier mein edler Dichter Fischart, dort des großen Luther's Tischreden, hier Ovid's Metamorphosen, und dort mein Trost in den Beschwernissen des Lebens, du mein göttlicher Horaz. Liebe Frau Diebel, die Bücher sind allesammt noch jetzt mehr werth als 30 Mark, und decken meinen Zins vollständig. Wenn Sie wollen, bringe ich sie morgen früh sammt dem kleinen Schränkchen hinauf zu Ihnen, und Sie nehmen selbe mir in gute Verwahrung. Ich hoffe, Sie verkaufen mir die Bücher nicht eher, als bis Sie mir gesagt haben, es fände sich ein guter, ehrlicher Käufer; aber so Gott will, löse ich sie bald wieder ein."

„So sei's," sagte Frau Diebel, und ging hinaus. Sie begab sich aber nicht sogleich in ihre Wohnung hinauf, sondern die Hände nachlässig unter ihre Schürze gesteckt, stellte sie sich an die Hausthüre, von wo sie hören konnte, was man nach ihrem Weggange in der Wohnung Neumark's sprach, indeß es gleichwohl schien, als wäre ihr Interesse der Straße und deren Passanten zugewendet.

Drinnen im Stübchen Neumark's erhob sich auch alsbald ein Gespräch. Frau Neumark, welche stumm in der Ecke des halbdunklen Zimmers sitzend, kein Wort zu dem vorigen Gespräche zwischen ihrem Manne und der Frau Wirthin geäußert hatte, machte jetzt ihrem gepreßten Herzen Luft.

„Da sind wir nun wieder elender als je zuvor. Dein Schneider will auch bezahlt sein; er mahnt schon, und es ist doch gerade, als wenn uns Gott in unserer Bedrängniß gar nicht sähe," rief Frau Erika seufzend aus.

„Ei, ei," rief Georg Neumark dazwischen, „ist das

dein Gottvertrauen? Weißt du nicht, daß Gott Den, den er lieb hat, züchtigt? Willst du, wie Hiob, im Unmuthe schmälen?"

Frau Erika seufzte: „Ach ja, lieber Jörg, du hast ja recht; aber es ist uns so schwer, nur immer aufzuschauen, wo uns die Noth herniederdrückt."

Neumark schüttelte verständnißinnig die Hand seines Weibes, und ging dann in die Ecke seines Zimmers, wo seine Viola di Gamba stand. Er ergriff sie, und entlockte ihr schmelzende Töne. Und im stillen Stüblein zog, je mehr er spielte, wunderbarer Friede ein. Aber nicht nur drinnen ergötzte man sich an dem wunderbaren Reize der ernsten Weisen, sondern auch draußen. Da stand einer im langen Rocke, den Stock auf dem Rücken, und lauschte den Klängen der Gambe, zu denen jetzt auch noch des Dichters Stimme erklang:

Sei nur getrost und unverzaget,
Wenn dich, o Israel, mein Kind,
Betrübniß, Angst und Wehmuth plaget,
Wenn dir der nördlich' Unglückswind,
Mit seinem Sturm und starkem Sausen,
Will rasend unter Augen brausen.

Steh als ein Mann, laß dich nicht schrecken,
Halt aus und bleibe fest bestehn!
Laß dir es keine Furcht erwecken,
Laß dieses Wetter über gehn:
Du wirst sehr große Freud' empfinden,
Nach diesen herb' und rauhen Winden.

Laß ab von deinen schweren Sorgen,
Ich habe ja mein Angesicht
Nur eine kleine Zeit verborgen,
Und von dir, Israel, gericht't:
Ich will nur sehn in solchen Fällen,
Wie du, mein Kind, dich an wirst stellen.

Draußen pochte es vernehmlich an der Thüre. Neumark's Frau eilte zu öffnen, und alsbald trat ein ernster, langer Mann von viel natürlicher Würde ein, welcher sofort auf Neumark zueilte, und ihm die Hand drückte.

„Herr, von wem sind diese Verse?"

„Diese Verse," sagte Neumark, „von mir sind sie!"

„Ich habe," sagte Jener, „sie schon anderswo gelesen, und sie haben mich in einem Festgedichte ergriffen. Ein Beamter, Hannow heißt er, gab sich für den Dichter aus. Log er demnach?"

Neumark sprach: „Ja, ich schrieb es dem Herrn Senator Manecke in den Wunsch, und halte daran fest."

„Bitte, singen Sie weiter!"

Er hub an, mit heller Stimme zu singen, indeß er sich mit seiner Gambe begleitete:

Kann ich dich nun in diesen schützen,
Was meinst du wohl, mein Menschenkind,
Was ich dir werde können nützen
In Fällen, die noch schwerer sind?
Ich bin dein Heiland, dein Erretter,
D'rum fürcht' dich nicht im Unglückswetter.

Als Neumark geendet, drückte ihm der Herr die Hand und sagte: „Ich bin der schwedische Resident Rosenhan in Hamburg, und freue mich, in Ihnen einen Mann kennen zu lernen, der Herz und Mund auf die Ehre und den Dienst Gottes wendet. Halten Sie fest daran, und wenn ich Ihnen in irgend etwas zu Diensten stehen kann, so bitte ich, sich an mich zu wenden. Entschuldigen Sie, wenn ich zu so später Stunde noch störte."

Der Schwede verbeugte sich vor Neumark und seiner Gattin, warf einen flüchtigen Blick über das Zimmer und ging hinaus, von Neumark bis an die Thüre begleitet.

„Seltsam! Seltsam!" sagte der Herr, als er seiner Wohnung am Sandthore, das nach dem Grasbrook hinausführt, zuschritt. „Treffe ich hier einen Gelehrten, der nach allem, wie mir scheint, in bitterer Noth lebt, und der doch dabei in seinen Liedern ein so hohes Gottvertrauen und einen so frohen Muth offenbart, daß jener Schreiber Hannow selbst es für gut findet, sich damit zu schmücken. Soviel steht bei mir fest, der Gelehrte, der Neumark hier, macht den Eindruck voller Glaubwürdigkeit, und jener Schreiber Hannow, den mir der Senator Manecke als Secretär aufreden wollte, ist ein Lump. Aber wie kann man dem Neumark aufhelfen, wie etwas beitragen, im seine Lage leichter zu machen?"

Er hatte letztere Worte halblaut vor sich hin gesprochen, als er sich plötzlich am Arme gehalten sah. Er blieb verwundert stehen und sah eine kleine, ältere Frau vor sich stehen, die ihm von Neumark's Wohnung an bereits nachgefolgt war.

„Ach, Sie entschuldigen, Herr Resident," sprach die Frau, „wenn ich Sie auf der Straße aufhalte; aber ich sah Ihre Theilnahme für die gute Familie Neumark mit an, und glaube sehr gern, daß Sie den wackeren Leuten aufhelfen wollen. Ich bin die Frau Diebel, in deren Hause Neumark's wohnen, und weiß, daß die Leute alles thun, um sich eben zu erhalten. Er ist ein Rechtsgelehrter, der auch Lehrstunden ertheilt, und sie rührt fleißig die Nadel, um ihren Theil zum Haushalte beizutragen. Aber die armen Menschen zogen erst letzten Winter, nachdem sie im vorigen Wohnorte abgebrannt sind, hierher, und sind noch zu wenig bekannt. Selbst aber an die Thüren um Arbeit fragen zu gehen, da sind die Leute, na, wie soll man denn da sagen, daß es nicht verletzt, ja, dazu sind die Leute — zu stolz."

„Schon gut, meine liebe Frau Diebel," sagte der schwedische Resident. „Ihre Auskunft über den Mann ist mir sehr lieb, und ich werde mir erlauben, einmal bei Ihnen vorzusprechen."

Er ging langsamen Schrittes und widerholt mit dem Kopfe schüttelnd, seinem Hause zu.

Derselbe Abend aber sah trotz der Noth in Neumark's Stube eine tröstliche Liebe und gegenseitige Treue. Beide Gatten saßen am Tische; die Mutter hatte ihr Kind auf dem Schooße. Beide Eheleute aber hatten sich die Hand gereicht, und sich von neuem versichert, in Festigkeit mit einander auszuharren, auch in trüber Lebenslage. Kaum gibt es einen herzinnigeren Anblick, als

den, wenn zwei Herzen, ob auch Noth und Sorge sie umstürmen, nicht von einander lassen, sondern sich durch gegenseitiges Erbauen zum Kampfe stärken; vollends zwei Gatten, die am Altare sich versprochen haben, einander auch die Noth des Lebens leichter und erträglicher gestalten zu wollen. Und indeß das treue Weib ihr schweres Haupt an ihres Gatten Brust legte, betete der christliche Hausvater sich und ihr mit fester Stimme vor:

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie uni'res Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns ihn hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Wie es aber oft zugeht und ein altes, schwerwiegendes Sprichwort uns auch sagt, daß nemlich ein Unglück selten allein komme, so auch hier. Es war am anderen Vormittage, als unser Georg Neumark, der des Herrn Schiffsrhebers Bartel muntere Knaben im Latein unterrichtete, eben bei diesen saß und sie lehrte; man übte sich im Konjugieren, man übersetzte fleißig; ach, wenn er doch gewußt hätte, was indeß in seiner Wohnung vorging. Da war kein Uebersetzen, wohl aber ein Hinaussetzen zu sehen.

„Aber ums Himmelswillen, lieber Meister Sittner," rief Frau Neumark aus, „lassen Sie sich beruhigen. Ich vertröste Sie nur auf wenige Wochen; mein Mann hofft eine feste Anstellung zu erhalten, und dann sollen Sie sofort bezahlt werden."

„Meine liebe Frau," rief der Schneidermeister Sittner dazwischen, welcher eben zum Auspfänden mit einem Gerichtsdiener erschienen war, „ich will Ihnen und Ihrem guten Manne gar nicht wehe thun. Aber da hat mir eben ein Schreiber, der auf dem Rathhause sitzt, heute erzählt, daß Ihr Euch verändern wolltet. Ich kann nicht alltags herabkommen und sehen, ob Ihr noch vorhanden, oder schon weggezogen seid, und so muß ich mir schon ein Pfand suchen."

„Hier," meinte der umherspähende Amtsdiener, indem er ohne Mitgefühl und ganz geschäftsmäßig die Sachen im Zimmer musterte, „hier steht eine große Geige. Wie wäre es, wenn wir die mitnähmen. Sie ist den Leuten so nicht zum täglichen Brode nütze."

Mit Bangen folgten Frau Neumark's Blicke den Schritten des Amtsdieners in die dunkle Ecke des Zimmers, wo hinter einem Schränkchen Georg Neumark's Liebling, die treffliche Viola di Gamba, angelehnt stand. Die Frau legte eilig ihr Söhnlein in die Wiege, und sprang dann auf und hinzu, als gälte es, ein plötzlich hereingebrochenes, großes Unglück abzuwenden.

„Nein, nur das Instrument nicht! Nicht diese Gambe!" rief sie, „denn sie ist meines Mannes geistige Nahrung, und — er vermöchte keinen ruhigen Abend zu genießen, ohne sie. Wie soll er einschlafen, ohne einige Striche auf ihr, seiner sanften Trösterin, gespielt zu haben."

Aber bereits hatte der Scherge das Musikinstrument aufgenommen, und indeß der Schneidermeister Sittner beruhigend die Hand der Frau ergriff, ging jener zur Thüre hinaus.

„Liebe Frau Neumark, ich will Ihnen nicht wehe thun, nein, durchaus nicht. Aber die 18 Mark für den neuen Rock, den ich Ihrem Manne anfertigte, muß ich nothwendig decken. Dafür werde ich aber Sorge tragen, daß das Instrument ganz unbeschädigt bei mir steht, und ich will es hüten, wie meinen Augapfel, da ich weiß, es ist Ihrem Gemahl so lieb."

Der Schneider schmiegte sich zur Thüre hinaus, eilte dem vorangehenden Amtsdiener nach und ließ die Frau, welche in Thränen ausbrach, in stummer Verzweiflung zurück.

„Was soll er denken, wenn er erschöpft und einer freundlichen Erholung bedürftig, nach Hause zurückkehrt?" rief sie, und ließ müde ihr Haupt auf die Hände gleiten. „Er wird denken, ich habe seine Rechte nicht genug gewahrt; er wird denken, ich habe es an eindringlichen Bitten fehlen lassen. O ich weiß es nur zu gut, was einem Manne nach saurem Tagewerke eine Erholung werth sein muß; ich weiß es nur zu wohl, welchen Einfluß gerade die göttliche Musik auf meinen theuren Georg hat."

Indem sie so sprach, ging die Thür auf und Neumark trat ahnungslos herein, seine Frau umarmend, in deren verweintem Gesicht er alsbald forschend las.

„Du hast geweint!" sagte er, ihre Hand ergreifend. „Fehlt dir etwas?"

Sie schwieg.

„Oder war Jemand da, der dich kränkte? Halt — war etwa der Meister Sittner da, der, als ich fortging, unweit unseres Hauses wartete und sich, wie mir däuchte, vor mir zu verbergen suchte?"

Stumm, aber mit zustimmender Miene nickte Frau Neumark ihrem Manne zu. Hastig flogen darauf die suchenden Blicke Neumark's durchs Zimmer, einen Augenblick nur, und sie blieben durchdringend auf der dunklen Zimmerecke haften. Ein Schrei — dann sprang er auf, um sich zu überzeugen. Aber alsbald ließ er seine anfänglich suchend und tastend ausgebreiteten Hände sinken; denn er fand die Stelle, wo sonst seine geliebte Gambe ruhte, leer. Sie war weg, sie war jedenfalls als Pfand geholt worden. Er übersah die Sachlage.

„Ließ sich Meister Sittner nicht erweichen?" frug Neumark nur leise einmal.

„Ich versuchte es, lieber Georg," sagte Erika, „aber er wollte nicht. Er müsse sich, angesichts seiner Familie, und weil er fürchte, daß wir uns verändern wollten, decken. So sagte er, und ließ durch den Amtsdiener dein Instrument forttragen. Aber," setzte sie beruhigend hinzu, „halten will er's wie seinen Augapfel."

Auf einmal sprang Neumark wie gänzlich verändert auf.

„Laß fahren dahin," rief er jubelnd, „sie haben's lei-

nen Gewinn. Was soll uns auch anfechten. Bald werden wir unsere gute Gambe wieder haben; denn Gott, glaube mir's, leidet nicht, daß wir getrennt sind. Aber ich habe indeß euch noch, dich, Erika, und unser liebes Kind, und keine Macht der Hölle soll uns trennen."

Still und freudig gefaßt warf er seinen Staatsrock, den er bei seinen Besuchen in den Familien brauchte, von sich, und setzte sich zum frugalen Abendbrode nieder. Und er hatte zu seiner mehr als klaren Brotsuppe eine Zuthat, um die ihn mancher reiche Mann, der alltags herrlich und in Freuden lebt, wohl beneiden würde, und das war ein liebes, ihn verstehendes und ihm folgendes Weib, und ein ihn hold anlächelndes Kind.

Gott im Himmel aber, der über Die, so ihn suchen, wacht, hatte bei sich selbst beschlossen, seinen frommen Sänger nicht länger zu prüfen; sondern er fügte es herrlich, daß die Versuchung nun ein Ende gewann. Wer sorglich aufgepaßt hätte, der würde gesehen haben, daß derselbe hohe Herr, den wir bereits als den edlen schwedischen Residenten Schering Rosenhan kennen, schon mehrere Abende, horchend und seine Schritte verzögernd, durch die Wasserwiete und an Georg Neumark's Haus vorübergegangen war.

Eines Abends trat er in das stille Stübchen, aus dem ihm jetzt kein froher Klang entgegenschallte. Er hatte desselben Tages bereits mit Frau Diebel eine lange Unterredung gehabt. Auf sein leises Pochen öffnete ihm Neumark selbst die Thüre, und der fremde, feine Mann bat um Entschuldigung, wenn er zu so ungewöhnlicher Zeit noch störe. Man lud ihn freundlich zum Niedersitzen ein.

„Zürnen Sie mir nicht, Herr Neumark," begann der Schwede. „Ich hätte eine recht dringliche, wenn nicht gar aufdringliche Bitte; aber ich weiß nicht, ob ich sie aussprechen darf."

Neumark's horchten hoch auf; denn der Resident Rosenhan genoß ringsum alles Vertrauen.

„Ich suche," fuhr Rosenhan fort, „einen Privatsecretär, da mir die Geschäfte zu Häupten wachsen, und — (er stockte) und hatte mein Augenmerk auf Sie gerichtet, da ich in Ihnen die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit verkörpert sehe. Würden Sie wohl annehmen? Ich brauche Sie nur täglich bis um vier Uhr Nachmittags, und biete Ihnen 100 Reichsthaler festen Gehalt, sowie einige Nebeneinkünfte."

Dem weichen Georg Neumark gingen die Augen über. Nur einen raschen Blick warf er auf seine Frau, deren Wimpern sich zustimmend senkten, und dann eilte er auf seinen vornehmen Gönner zu, dessen Hand er in überströmender Freude küßte. Dasselbe that die stille, duldende Frau. Dann aber lagen sich die beiden Gatten in übergroßer Erschütterung selig in den Armen.

Da that sich die Thür auf, und Meister Sittner, gefolgt von einem seiner Gesellen, der die theure Viola di Gamba trug, erschien in derselben.

„Dorthin," bedeutete mit leiser Stimme, als wolle er den stillen Gottesfrieden im Stübchen nicht stören, unser edler Schwede, „setzen Sie das Instrument dorthin!"

Auf den Zehen trippelnd gingen Meister Sittner und und sein Gesell, welche offenbar überrascht waren, daß sie den schwedischen Herrn hier trafen, hinaus, nicht aber ohne, daß Meister Sittner vorher einen Zettel auf den Tisch vor Neumark hingelegt hätte. Es war die quittirte Rechnung des Schneiders.

In Herrn Rosenhan's Geist lag so viel zartes Mitempfinden, daß er wohl fühlte, auf so gewaltige Stürme, auf so viel des für die Armen unsagbaren Glücks sei eine Pause stiller Ruhe nothwendig. Vor allem fühlte er, daß für jetzt seine Gegenwart überflüssig sei. Er nahm seinen Hut und sagte nur, daß Neumark ihn des andern Vormittags besuchen möge; da wollten sie das Weitere mit einander verhandeln.

Aber als er gegangen, da war es, als breiteten die Genien beseligenden Gottesfriedens, himmlischer Beruhigung ihre Schwingen breit und immer mächtiger über das stille Stübchen aus, und ein andächtiges Gebet beider Gatten war der süße Opferduft, der zum Herrn emporstieg.

Darauf aber rief Neumark jauchzend aus:

„Hab ich dich denn wieder, meine theure, heißgeliebte Gambe? Komm hervor nach langer Entfernung, komm, gib dein Bestes in Tönen!"

Und darauf setzte sich der Dichter nur wenige Minuten an den Tisch. Als er aber einige Zeilen in seiner heiligen Begeisterung niedergeschrieben hatte, griff er zum Bogen, und hell erklang es, das hehre Gotteslied, das wie ein Felsen in allen Brandungen des Lebens sich bewährt hat:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Und wollt ihr, Freunde, mehr wissen, wie Gott es mit dem edlen Neumark fügte? Nach glücklich bestandenem Examen stellte ihn Rosenhan bei sich als Secretär an; aber er verwandte sich auch weiter für ihn, da er Neumark's Heimathsliebe kannte. Neumark kam im Jahre 1651, theils durch Verwendung Rosenhan's, theils durch die seines mütterlichen Oheims Plathner, der Hof- und Konsistorialrath in Weimar war, nach diesem Sitze der Musen, zugleich der Hauptstadt seiner thüringischen Heimath. Dort fand er auch bereits seinen Freund Kunz

als Arzt vor, und sie genossen selige Stunden der Rückerinnerung an die Zeit, da sie die lateinische Schule zu Schleusingen besuchten.

Herzog Wilhelm IV. von Weimar aber war ein eifriger Freund der deutschen Dichtung, und selbst Oberhaupt der „fruchtbringenden Dichtergesellschaft." Dieser Fürst, dem sich Neumark durch Uebersendung mehrerer seiner Dichtungen empfohlen hatte, ernannte unseren edlen Dichter zu seinem Kanzleiregistrator und Bibliothekar. Im Jahre 1653 wurde Neumark unter dem Namen des „Sprossenden" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, sowie später in den „Blumenorden," wo er Thyrsis hieß. Endlich ward er zum herzoglichen Archiv-Secretär und kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, und starb hochgeehrt und gottselig den 8. Juli 1681.

Sein gottergebenes Gemüth stärkt im köstlichen Liede noch heute Tausende; denn des Gerechten Segen bleibet in Ewigkeit.

Der junge Segelmacher.

Der viel besprochene Tisza-Eszlarer Blutprozeß brachte so viele ungeheuerliche und haarsträubende Dinge, daß dem Nicht-Juristen und, wie wir uns denken, erst recht dem Juristen der Verstand dabei stillstehen mußte. Eins ist uns als Laien geradezu unbegreiflich geblieben: Wie konnte überhaupt eine Anklage wegen Mordes erhoben werden, da ja durchaus nicht bewiesen war, daß überhaupt ein Mord stattgefunden hatte? Wir haben geglaubt, daß es ein allgemein anerkannter Grundsatz in der Strafrechtspflege sei, man dürfe keinen Mord annehmen, bis der Leichnam der angeblich ermordeten Person zur Stelle gebracht ist. Das ist allerdings nicht zu allen Zeiten der Fall gewesen, und die Geschichte der Rechtspflege aller Völker hat nur zu viele Beispiele von Justizmorden aufzuweisen, welche lediglich durch Vernachlässigung des eben genannten Grundsatzes verschuldet worden sind.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel ist der folgende ältere, in England vorgekommene Fall, der einer englischen Sammlung von derartigen Erlebnissen entnommen ist.

Im Jahre 1723 erhielt ein junger Maun, welcher in London bei einem Segelmacher seine Lehrzeit durchmachte, die Erlaubniß, seine Mutter während der Weihnachtsfeiertage zu besuchen. Diese wohnte einige Meilen von Deal, in der Grafschaft Kent. Er machte den Weg zu Fuß, und da er Abends bei seiner Ankunft in Deal sehr ermüdet, und zudem von Schmerzen im Unterleibe geplagt war, bat er die Wirthin eines Gasthauses, welche mit seiner Mutter befreundet war, um ein Nachtquartier. Ihr Haus war voll, und jedes Bett belegt; aber sie sagte ihm, wenn er mit ihrem Onkel, dem gerade von seiner Reise zurückgekehrten Bootsmann eines Ostindienfahrers, das Bett theilen wolle, so solle er willkommen sein. Er nahm das Anerbieten gern an, und nachdem er den Abend mit seinem neuen Bekannten zugebracht hatte, gingen sie zur Ruhe.

Mitten in der Nacht hatte er wieder einen Anfall von seinem Leiden, weckte seinen Schlafkameraden, und fragte ihn um den Weg nach dem Hofe. Der Bootsmann sagte ihm, er müsse durch die Küche gehen, da er es aber schwierig finden werde, die Hofthür zu öffnen, weil die Klinke in Unordnung sei, möge er ein Messer aus seiner Tasche nehmen, mit welchem er die Klinke aufheben könne. Der junge Mann handelte nach dieser Vorschrift, und, nachdem er fast eine halbe Stunde auf dem Hofe verweilt hatte, kehrte er in sein Bett zurück, fand aber zu seinem großen Erstaunen, daß sein Genosse aufgestanden und fortgegangen war. Ungeduldig, seine Mutter und Verwandte zu sehen, stand er ebenfalls vor Tagesanbruch auf, setzte seine Reise fort und kam Nachmittags zu Hause an. Die Wirthin, welcher er von seiner Absicht, früh fortzugehen, gesagt hatte, war nicht überrascht, aber als sie Morgens ihren Onkel nicht sah, ging sie ihn zu wecken. Sie erschrak heftig, als sie das Bett leer und mit Blut befleckt fand, und der Onkel überall vergeblich gesucht wurde.

Das ganze Haus kam in Bewegung, und bei näherer Untersuchung fand man Blutspuren vom Schlafzimmer bis auf die Straße, und von da in Zwischenräumen an den Hafen bis zur Spitze des Molenkopfes. Das Gerücht war sofort thätig, und naturgemäß fiel auf den jungen Mann, der bei ihm geschlafen hatte, der Verdacht, daß er den Vermißten ermordet und den Leichnam über die Hafenmauer in das Wasser geworfen habe. Ein Verhaftsbefehl wurde gegen ihn ausgestellt, und man ergriff ihn denselben Abend in seiner Mutter Hause. Bei der Vernehmung und Visitation fand man Blutflecken an seinem Hemde und den Beinkleidern, und in seinen Taschen ein Messer und eine merkwürdige Silbermünze, welche beide, wie die Wirthin beschwor, Eigenthum ihres Onkels gewesen waren, und beide Gegenstände habe sie noch Abends in seinem Besitze gesehen, ehe er mit dem jungen Manne zu Bett gegangen sei. Auf diese starken Beweise hin wurde der unglückliche Jüngling verurtheilt.

Er erzählte in seiner Vertheidigung alle oben angegebenen Einzelheiten, aber da er über die Blutflecken an seiner Person keine Rechenschaft geben konnte, außer daß er sie im Bett bekommen haben müsse, und ebenso wenig darüber, wie die Silbermünze in seinen Besitz gekommen sei, so fand seine Geschichte nicht den geringsten Glauben. Die Gewißheit, daß der Bootsmann verschwunden war, und die Blutspuren von seinem Schlafzimmer bis zum Wasser schienen zu sichere Beweise von seiner Ermordung; selbst der Richter war so fest von der Schuld des

Angeklagten überzeugt, daß er die Hinrichtung schon auf den dritten Tag anberaumte. Noch am Fuße des Galgens behauptete der Jüngling seine Unschuld, und beharrte dabei mit so ergreifenden Versicherungen, daß Viele ihn bemitleideten, obgleich Niemand die Gerechtigkeit des Urtheils im geringsten bezweifelte.

Die Henker jener Tage waren in ihrem Geschäfte nicht so geschickt, wie die jetzigen, auch waren Plattformen und Fallthüren noch nicht erfunden. Der junge Mann war sehr groß, seine Füße berührten mitunter den Boden, und einige seiner Freunde, welche den Galgen umringten, wußten es möglich zu machen, dem Körper beim Hängen etwas Stütze zu geben. Nachdem er abgeschnitten war, trugen diese Freunde ihn schleunigst in einem Sarge fort, und im Verlauf weniger Stunden war das Athmen wieder hergestellt und der Unschuldige gerettet. Sobald er im Stande war zu reisen, bestanden seine Freunde darauf, daß er das Land verlassen und nie wieder zurückkehren solle. Er reiste demgemäß bei Nacht nach Portsmouth, wo er sich an Bord eines Kriegsschiffes anwerben ließ, welches unmittelbar nach einem entfernten Theile der Erde absegeln sollte, und da er seinen Namen veränderte, und seine Person verkleidet hatte, wurde seine traurige Geschichte nie entdeckt.

Nach einigen Dienstjahren, während welcher er wegen seiner exemplarischen Aufführung schnell vorgerückt war, wurde er zuletzt Steuermann, und da sein Schiff in Westindien außer Dienst gestellt wurde, mußten er und einige Andere von der Mannschaft auf ein anderes Kriegsschiff versetzt werden, welches gerade mit zu knapper Bemannung von einer fernen Station angekommen war. Wer beschreibt sein Erstaunen, seine entzückte Freude, als fast die erste Person, welche er an Bord seines neuen Schiffes sah, eben derselbe Bootsmann war, wegen dessen Ermordung er vor fünf Jahren vor Gericht gestellt, verurtheilt und hingerichtet worden war. Und die Ueberraschung des alten Bootsmanns war natürlich nicht geringer, als er die Geschichte hörte.

Nun fand eine Erklärung all dieser geheimnißvollen Vorgänge statt. Es stellte sich heraus, daß der Bootsmann am Tage der Ankunft des jungen Mannes in Deal ohne Wissen seiner Nichte wegen eines Schmerzes in der Seite vom Barbier zur Ader gelassen war. Als nun der junge Mann ihn geweckt hatte und auf den Hof gegangen war, fand er, daß der Verband an seinem Arm während der Nacht losgegangen war, und das Blut von neuem floß. Darüber besorgt, beschloß er aufzustehen und über die Straße zum Barbier zu gehen, damit dieser einen neuen Verband anlege. Zu jener Zeit pflegte man, wenn Mannschaft für die Kriegsschiffe freiwillig nicht genug sich anbot, mit Gewalt beliebige Personen auf der Straße aufzugreifen und zum Dienste auf den Schiffen zu zwingen, was man „pressen" nannte. Ein solcher „Preßgang" ergriff den Bootsmann, sobald er aus der Hausthür trat. Sie schleppten ihn zur Hafenmauer, wo ihr Boot wartete, wenige Minuten brachten ihn an Bord einer Fregatte, welche segelfertig nach Ostindien war. Leider hatte er unterlassen, jemals an seine Nichte zu schreiben, und sein plötzliches Verschwinden zu erklären. Das waren die Hauptumstände, welche durch das zufällige Zusammentreffen der beiden Freunde den seltsamen, dunkeln Fall plötzlich aufklärten. Daß damals die Silbermünze im Besitze des jungen Mannes gefunden war, konnte nur durch die Vermuthung erklärt werden, daß, da die Münze sich in derselben Tasche befunden hatte, aus welcher er des Bootsmanns Messer nahm, sie wahrscheinlich zwischen den Schalen dieses Messers steckte und so der stärkste Beweis gegen ihn wurde.

Bei ihrer Rückkehr nach England wurde diese wunderbare Enthüllung dem Richter und der Jury, welche die Sache verhandelt hatten, mitgetheilt, und höchst wahrscheinlich werden sie später nie wieder Jemand auf bloße Indizien hin verurtheilt haben. Die Sache erregte zu der Zeit in Kent ein gewaltiges Aufsehen.

Unter dem Joch.

Von. N. M.

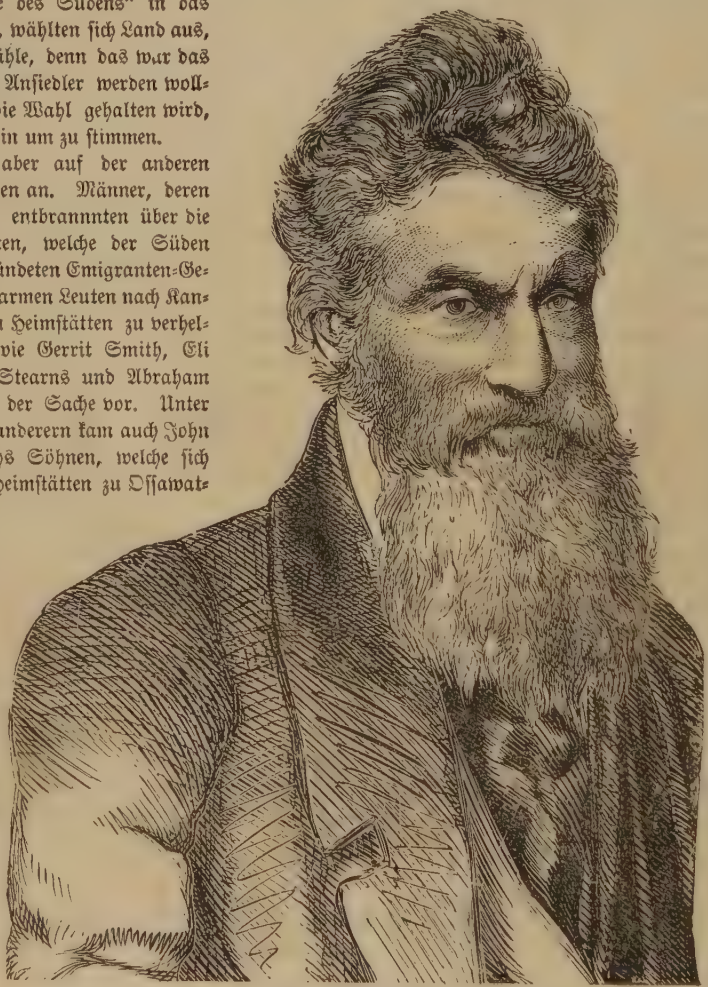
IV.

Auf den Prairies westlich von Missouri und Iowa bis ans Felsengebirg trieben die Kansas- und Nebraska-Indianer ihr Wesen; man sah keinen weißen Mann, außer den Büffel-Jäger; aber die Zeit war gekommen, welche Leben in die ungeheure Flächen bringen mußte. Stephan A. Douglas von Illinois brachte einen Gesetzvorschlag vor den Congreß, welcher diese Ländereien für Ansiedler eröffnete.

Die Sklavenhalter hatten es schon längst darauf abgesehen, Kansas zu einem Sklavenstaat zu machen, aber um das fertig zu bringen, mußten sie erst das Gesetz, welches Sklaverei nördlich von der südlichen Grenze des Staates Missouri verbietet, aufheben. „Das Missouri-Compromiß ist unrecht," sagten die Sklavenhalter, „denn wir dürfen unser Eigenthum nicht mit nach Kansas nehmen; wenn ein Mann vom Norden seine Pferde und Ochsen bringen darf, dann haben wir auch ein Recht, unsere Sklaven zu bringen." Durch den Einfluß des „kleinen Riesen" Stephan A. Douglas, welcher gerne

Präsident werden wollte, und durch die Mithülfe seiner Freunde im Norden wurde das Gesetz aufgehoben. In Tennessee, Kentucky, Arkansas und Missouri gründete sich eine geheime Gesellschaft: „Söhne des Südens," mit dem Vorsatz und Zweck, Kansas zu einem Sklavenstaat zu machen. Sobald das Gesetz aufgehoben war, drangen die „Söhne des Südens" in das Territorium ein, wählten sich Land aus, trieben ihre Pfähle, denn das war das Zeichen, daß sie Ansiedler werden wollten, und wenn die Wahl gehalten wird, würden sie da sein um zu stimmen.

Jetzt fingen aber auf der anderen Seite Bewegungen an. Männer, deren Seelen in ihnen entbrannnten über die Gewaltthätigkeiten, welche der Süden sich erlaubte, gründeten Emigranten-Gesellschaften, um armen Leuten nach Kansas, und dort zu Heimstätten zu verhelfen. Männer wie Gerrit Smith, Eli Thayer, J. B. Stearns und Abraham Lincoln standen der Sache vor. Unter den ersten Einwanderern kam auch John Brown mit sechs Söhnen, welche sich zusammen ihre Heimstätten zu Ossawattomie erwählten. Als die Zeit der Wahl kam, kamen auch die Sklavenhalter von Missouri, und sie waren siegreich. Jetzt fing die Verfolgung an, und wehe den freien Männern! „Treibt die Abolitionisten zum Territorium hinaus!" war der Schlachtruf der sogenannten Grenzstrolche, welche als Werkzeuge der Sklavenhalter dienten. Den Ehrw. Parden Butler banden sie auf einen Floß von zwei Sägblöcken, und ließen ihn so den Missouri hinabschwimmen. Der Gouverneur that alles, was er konnte, Kansas zu einem Sklavenstaat zu machen; aber auch die freien Ansiedler waren nicht müßig, sie waren bis an die Zähne bewaffnet.



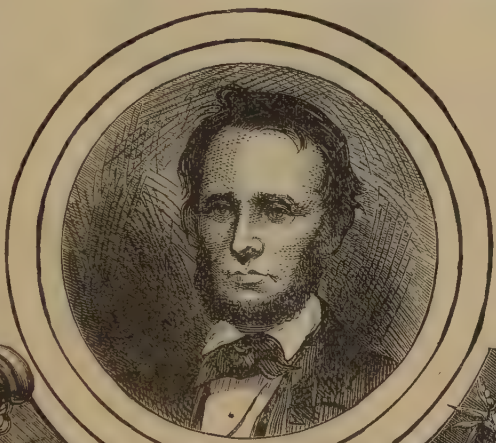
John Brown.

Als John Brown hörte, man habe einen seiner Söhne mißhandelt, sammelte er seine treuen Freunde um sich und formirte eine Compagnie von 27 Mann und verfolgte die Beleidiger, welche von Missouri gekommen waren. Als die Gefahr nahte, kehrten 19 der Getreuen zurück, denn sie konnten den Pulvergeruch nicht leiden. Brown, mit acht seiner Leute nahm Capitän Pate und zwanzig Mann, 23 Pferde, alle Wagen sammt Waffen und Vorrath gefangen. Bald darauf wurde ein anderer der Söhne Brown's schrecklich verstümmelt und getödtet; man warf den verstümmelten Leichnam seiner jungen Frau vor die Füße, welche von Stund an wahnsinnig wurde. Ha, sie wußten nicht, daß sie den alten Löwen weckten, da sie seinen Sohn getödtet! John Brown züchtigte die Grenzstrolche derart, daß man ihn fortan „Ossawattomie Brown" nannte, und sein Name ist der Nachwelt in Gesang und Geschichte überliefert.

Wir müssen jetzt abbrechen, um unsere Geschichte mehr denen „unter dem Joch zuzuwenden, und da treffen wir denn jetzt auf eine unterirdische Eisenbahn, welche unserer Untersuchung wohl werth ist. Das war eine ganz sonderbare Eisenbahn; sie hatte keine Locomotive, keine Schienen, und auch keine Waggons; die Züge fuhren im Finstern, sie waren unsichtbar, und die Operation der Bahn war so verborgen und geheimnißvoll, daß man sie nur "Underground Railroad" (Unterirdische Eisenbahn) nannte. Ihr Freibrief war vom Schöpfer und Versorger der Menschheit ausgestellt, und das Bestreben der Beamten war im Interesse des Volkes, das unter dem Joch schmachtete.

Diese Unterirdische Eisenbahn führte von Virginien,

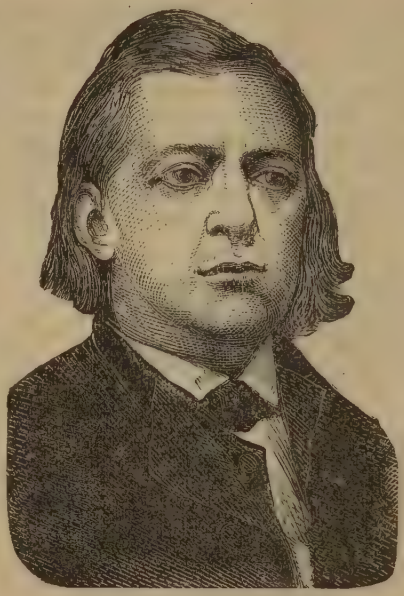
Marhland, Kentucky und Tennessee nach Canada; von einem erwählten Beamtenpersonal war keine Rede, aber Levi Coffin von Indiana wurde allgemein als Präsident anerkannt, denn er that mehr für entronnene Sklaven als irgend sonst Jemand. Dieser Mann wurde in North-Carolina geboren, und dort sah er einmal einen Trupp Sklaven nach dem Markt treiben; er sah sie weinen, und hörte ihr Klagen; er sah, wie eine alte Frau gepeinigt wurde, blos, weil sie sich nicht von ihrem Kinde trennen wollte. Von Stund an war er ein Freund der Sklaven, und hat schon als Knabe gar manchem Neger zur Flucht verholfen. Dieser Coffin haßte die Sklaverei so gründlich, daß er nach Indiana zog, nur um in einem freien Staat zu leben.



Die Sklaven im Süden erfuhren bald, daß ein Mann zu Newport, Indiana sei, der würde ihnen helfen, wenn sie erst einmal so weit wären. Die Sklaven hörten von einem Lande Canada, wo es keine Sklaven gibt, und sie wußten, daß der Weg durch Indiana führte; wie sie all dieses erfuhren, ist ein Geheimniß. Der Staat Indiana hatte sehr strenge Gesetze gegen solche Sklavenhelfer, aber Coffin las die Gesetze nicht, er las nur seine Bibel. Er schrieb einst an einen seiner Freunde: „Es sind drei Bahnlinien, welche an meinem Hause kreuzen: die Cincinnati, Madison, und Jefferson; es vergeht keine Woche, da ich nicht Passagiere empfange zur Weiterbeförderung. Fast keine Nacht vergeht, daß nicht geheimnißvoll an meine Thür geklopft wird; wer den Sklaven das geheimnißvolle Zeichen gibt, weiß ich nicht, aber sie haben es. Oft kommt ein ganzes Fuhrwerk voll, meist Weiber und Kinder, denn die Männer müssen eilen und Gefahr abwenden. Manche waren schon Monate in den Sümpfen, ehe sie mein Haus fanden, und sind dann fast ausgehungert, und halbwild. Es kehren jährlich durchschnittlich 150 Flüchtlinge bei mir ein, und ist von allen, welche ich befördere, noch nicht einer gefangen worden. Ich habe meine Stationen längs der Bahn; ist Gefahr, dann schaffe ich die Armen auf die nächste Station, und so geht es von Station zu Station, bis sie drüben sind. Die Sklavenjäger kennen mich, und sie kennen auch mein Haus, aber bis heute hat noch keiner in meinem Hause einen Sklaven gesucht, obwohl meine Nachbarn keinen Tag sicher sind; aber die Menschenjäger wissen wohl, daß ich die Gesetze kenne, und im Fall der Noth ihnen Unannehmlichkeiten bereite."

Lincoln und die Befreiung der Sklaven.

Unter Denen, welche auf diese Weise gerettet wurden, ist besonders ein merkwürdiger Fall. Tante Rachel hatte einen braven Herrn und eine gute Herrin zu Lexington, sie war Hausmagd; ihr Mann gehörte einem andern Herrn. Sie hatten mehrere Kinder, als ihr Mann nach dem Süden verkauft wurde, und sie sah ihn nie wieder.



Henry Ward Beecher.

Jetzt starb ihr Herr, und Tante Rachel mit ihren Picaninny's (Kindern) wurde versteigert. Leute von Lexington kauften die Kinder, aber ein Sklaventreiber von Mississippi kaufte Tante Rachel. O, die Trennung von ihren Kindern! Steine hätten sich erbarmen mögen, aber Menschen blieben hart wie Stahl; die Sklavin war ja nur ein Vieh, weiter nichts. — Im Baumwollenfeld war sie ungeübt, deßhalb langsam, jetzt bekam sie Schläge, und dann nicht satt zu essen, aber weil sie an die Arbeit nicht gewohnt war, kam sie immer zu kurz. Heimweh nach ihren Kindern ergriff sie, sie floh und folgte dem Nordstern als Wegweiser; bei Tage war sie in den Sümpfen versteckt, und reiste bei Nacht. Nach drei Monaten kam sie, müde und mit wehen Füßen nach Lexington zu ihren Kindern. Ihr Meister sagte: Die geht zu ihren Jungen und ist bald gefangen; so war es auch; am dritten Tag war sie im Gefängniß. Als der Sklaventreiber kam, geißelte er die Tante, bis sie in Ohnmacht lag, und das Blut auf den Steinen der Zelle floß. Jetzt nahm er sie zu einem Schmied, und ließ ihr eine sechspfündige Kanonenkugel an einen Fuß schmieden, und fuhr nördlich, um in Louisville ein Boot zu nehmen.

Eines Abends fuhr der Mann bei einem Landgasthaus vor, und ließ seine Sklavin im Wagen; jetzt kam ihre Stunde: sie erfaßte die Kugel und kroch auf die Seite, und versteckte sich. Ihr Herr gedachte nicht, in der Nähe nach ihr zu suchen, obwohl er sie mit der Peitsche hätte erreichen können. Im nächsten Wald legte Rachel die Kette auf einen Stein und hämmerte so lange, bis ein Gelenk brach. Auf der nächsten Plantage halfen ihr die Sklaven weiter, indem einer zwei Pferde vom Felde holte, Rachel auf eines setzte, und nördlich trieb; als der Morgen kam, grasten die Pferde wieder im Felde, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nach langem Irren erreicht sie Cofin's Station; das Eisenband wird von ihrem Fuß genommen und in kurzer Zeit hatte sie sich so erholt, daß sie die Reise nach Canada fortsetzte, und frei ward.

Der befreite Sklave.

Aber auch in den Sklavenstaaten waren viele Weiße, welche Feinde der Sklaverei waren, und diese waren natürlich den Sklavenrittern ein Dorn im Auge. Die in Canada wohnenden Freien, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, thaten natürlich ihr Bestes, ihre Liebsten nachkommen zu lassen, und sie fanden auch treue Hülfe, längs den Stationen der Unterirdischen Eisenbahn.

Die Sklavenhalter fürchteten sich, viel Aufruhr zu machen, wo Gefahr war, denn sie waren feige, und hatten nur Muth, wenn sie Sklaven züchtigen konnten. Jetzt beklagten sie sich im Congreß, daß Leute im Norden sie systematisch beraubten, und auf einmal kam die Drohung wieder, wenn der Norden nicht helfe, entlaufene Sklaven einzufangen, dann wollten sie die Union zerstören. Dieses wurde nun schon so oft wiederholt, daß die Leute anfingen, es zu glauben; aber trotz allen Drohungen wollte es sich nun einmal das Volk des Nordens nicht gefallen lassen, Bluthunden gleich, Negern in den Wäldern und Sümpfen nachzuspüren, und sie gegen ein Trinkgeld in die Sklaverei abzuliefern.—Im Jahre 1856 wurde eine neue politische Partei gegründet, welche es sich zum Ziel setzte, den Eingriffen der Sklavenhalter zu widerstehen.

Die Sklavenhalter bereiteten sich vor, die Union aufzubrechen, und haben es im Jahr 1861 auch versucht, denn ihr Motto war: „Regieren oder zerstören." John Brown's Arbeit und Tod in Virginien ist noch Allen frisch im Gedächtniß, er hat sein Leben gelassen für die Freiheit der Sklaven; ob auch sein Leib verwese in der Erde, seine Seele lebte, und die „Unterjochten" sind frei geworden.

Wer die Schuld trägt am Tode der Hunderttausenden, welche ihr Leben dahingaben,

um die Union zu erretten, liegt nicht in unserem Bereich zu entscheiden.

Die unter dem Joche waren, sind frei, und danken dem Herrn. Die gegebenen Abhandlungen aber sind unserer deutschen Jugend gewidmet, welche nach dem Bürgerkrieg aufgewachsen oder in das Land gekommen sind.

Unerklärliches aus der Vergangenheit.*

(Von Eduard Müllerbach.)

II. Caspar Hauser.

Am zweiten Pfingstfeiertage des Jahres 1828, Nachmittags zwischen 4—5 Uhr, tauchte in Nürnberg ein junger Mensch auf, der durchaus nicht in diese Welt mit ihren Formen und Ordnungen paßte, und folglich sofort in Conflikt mit der Polizei gerieth. Er konnte kaum gehen, hatte weiche, empfindliche Füße wie Einer, der nie in seinem Leben gelaufen ist, und einen schwankenden, unsicheren Gang. Auch verständlich machen konnte sich der in Bauerntracht steckende Bursche nicht, der immer zur Erde blickte, als blende ihn der helle Tag. Doch hatte er einen Brief bei sich, und auf Grund der Adresse wies man ihn an den 3. Chevaulegers-Rittmeister von Wessenich. Im Stall dieses Herrn schlief der Bursche zunächst auf der Streu, und zwar so gekrümmt und zusammengerollt, daß sich der Bediente darob wunderte. In dem Brief stand allerlei konfuses Zeug, unter anderm: „Ich habe ihn christlich erzogen und ihn seit 1812 keinen Schritt aus dem Hause gelassen;" ferner, daß Caspar Hauser, der Ueberbringer, am 30. April 1812 geboren und dem Schreiber am 7. October 1812 „gelegt" worden sei. Auch standen die Worte darin: „Wenn Sie ihn nicht behalten wollen, so müssen Sie ihn abschlachten, oder im Rauchfang aufhängen." Was Wunder, daß der Rittmeister, der weder den unbekannten Schreiber noch den Ueberbringer kannte, sich für gefoppt hielt. Der Ueberbringer wußte überdies nichts zu sagen als „Woas nit" (Weiß nicht), und da der Rittmeister Wessenich hieß, so lag es nicht allzu ferne, auch aus diesem Grunde in der Wahl seiner Person einen Scherz zu finden. Der Rittmeister veranlaßte noch selbigen Abend die Ueberführung des Burschen auf die Polizeiwache. Man fand ihn ohne Legitimation, folglich war er ein Vagabund. Ein Buch hatte er bei sich mit dem Titel „Kunst, die verlorne Zeit und übelzugebrachte Jahre zu ersetzen."

Auch das klang beinahe wie Spott.

Die Fragen, die der Polizeioffiziant an ihn richtete, beantwortete er theils unverständlich, theils gar nicht. „Ih woas nit, ham will ih," war so ziemlich alles, was aus ihm herauszubringen war.

Man brachte ihn in den Gefängnißthurm am Unschlittplatze, mit der Weisung, ihn zu einem einzelnen ordentlichen Strafgefangenen zu legen, der ihn vielleicht ausholen könnte, denn man wurde nicht klug aus ihm, ob er ein blödsinniger oder ein Simulant und Betrüger war.

Der Wärter Andreas Hiltel war ein erfahrener Mann, den man nicht so leicht täuschte, und der sich aufs Beobachten verstand. Er beobachtete denn den Gefangenen im Stillen und gelangte zu der Ueberzeugung, daß derselbe nichts weniger als ein Simpel und von Natur Verwahrloster war, vielmehr auf unbegreifliche Weise von aller körperlichen und geistigen Ausbildung zurückgehalten worden sein müsse. Der Gefangene benahm sich wie ein kleines, hülfloses Kind, und gab die größte Natürlichkeit und Unschuld zu erkennen, so daß Hiltel ihn in die tiefere Etage, in Berührung mit seiner Familie brachte. Da ergötzte er sich an Spielzeug und blieb sich immer gleich an Unbefangenheit. Jedenfalls war er durchaus ungefährlich, in polizeilichem Sinne, und brauchte eher einen Wärter und Freund als einen Polizisten.

Der Stadtgerichtsarzt Dr. Preu besuchte den Gefangenen und gewann die Meinung, daß derselbe weder ein Betrüger, noch blödsinnig, sondern von gutem Verstande, nur in jeder Hinsicht verabsäumt und aller menschlichen Gesellschaft beraubt gewesen sei.

Die Füße Hausers waren roth angerieben und geschwollen, auch konnte man Spuren von wunden Stellen, ebenso auf dem Rücken bemerken. Die Haut des Findlings war mit Schmutz bedeckt, und er war unwissend genug, als man ihn davon befreite, in Angst zu gerathen, es werde ihm die Haut abgestreift. Von den gewöhnlichsten Dingen des Lebens hatte er keine Ahnung. Ein Stück glimmenden Schwamm nahm er ohne Arg in die Hand, und griff ein andermal mit dem Finger in die brennende Kerze. Sein Sprachmangel war so groß, daß er die verschiedensten Gegenstände mit dem Ausdruck „Roß" belegte.

Ein edler Mann, der Freiherr von Tucher, machte einige Zeit darauf die Bekanntschaft Hausers. Seine Aufzeichnungen hierüber sind sehr interessant. Er schreibt unter anderm: Hauser saß in seinem Stübchen an einer niedern Bank auf einem kleinen Stuhle mit einer Menge Spielsachen beschäftigt. Wir standen lange hinter ihm, um seine Beschäftigung zu beobachten; er hörte und bemerkte uns nicht, wiewohl wir und seine Wärter ganz laut miteinander sprachen . . . Er verrieth weder Neu-

* Für Aehnliches siehe Octoberheft dieses Jahrgangs, Seite 505.—Editor.

gierde, Fremde zu sehen, noch störte es ihn, wenn ich ihm, so nahe als möglich, ins Gesicht sah, um das interessante Spiel seiner Gesichtsmuskeln zu beobachten . . . Eine kleine, untersetzte Figur von starkem Knochenbau, etwas hängendem, nicht gerade schwammigem Fleisch und von nicht ungesunder Gesichtsfarbe . . . Sein Gesicht sah etwa dem eines tölpischen Bauernjungen gleich, die obern Augenlider waren etwas herabgesenkt, der untere Theil des Gesichtes etwas vorhängend; struppiges, tief in die Stirne hereinhängendes Haar. Der Gesichtsbildung und dem keimenden Barte nach mochte er etwa 18 Jahre alt sein . . . Seine Sprache war die eines Kindes im 2. oder 3. Lebensjahre. Vorherrschender Gebrauch des Infinitivs; von sich sprach er nur als „Caspar," nicht als „Ich" . . . . .

Die kindliche Unbeholfenheit des Findlings beschäftigte den Freiherrn und einige andere gebildete, junge Männer um so mehr, als man an Hauser ganz ungewöhnliche Geistesgaben entdeckte. v. Tucher schreibt darüber:

„Seine Fähigkeit für alles Mechanische ist ganz bewundernswürdig. Er sah eine Frau stricken, und wie er alles, was er sieht und zu erfahren und zu begreifen sucht, ‚lernen' heißt, so wollte er auch dieses ‚lernen.' Tags darauf, Nachmittags, hatte er an einem Strumpfe ein eine starke Hand breit langes Stück gestrickt und so fest und gleich, wie es nur die geschickteste Frauenhand vermag . . ."

Ein Lehrer in den Dreißigen, der spätere Professor G. Fr. Daumer, hatte solches Interesse an Hauser, daß er denselben aus freiem Antriebe auf dem Thurme unterrichtete. Hauser zeigte außerordentliche Lernbegierde, enorme Befähigung und eine geradezu phänomenale Gedächtnißkraft. Er konnte zwanzig und mehr Namen, die er nie zuvor gehört hatte, nach einmaligem Vorsprechen, der Reihe nach hersagen. In moralischer Beziehung war er von wahrhafter Unschuld und Reinheit, und von einer außerordentlichen, fast pedantischen Wahrheitsliebe.

Es dauerte nicht lange, und für den Findling, der als Vagabund in den Thurm geworfen worden war, interessirte man sich bis hoch hinauf. Bürgermeister Binder und Anselm Ritter von Feuerbach, der berühmte Criminalist, besuchten Hauser im Thurm. Von allen Seiten drängte man sich an ihn heran. Er wurde angestaunt als ein Wunderkind; er wurde populär. Das Glück hatte ihn emporgehoben aus Verwahrlosung und geistiger Nacht — — —

Machte es ihn aber auch glücklich?

Aus dem Zustande des mangelnden Selbstbewußtseins rang sich allmälig die Erinnerung an das Leben herauf, das er vor seinem Eintritt in Nürnberg geführt hatte. Es war grausig, es zu denken: in einem Käfig, wie ein Thier, hatte man ihn Jahre lang gehalten! Die Menschheit hatte sich an ihm versündigt sechzehn Jahre seines Lebens lang!

Seine diätätische Einfachheit und Enthaltsamkeit war von Haus aus ganz beispiellos. Er lebte in der ersten Zeit seines Nürnberger Aufenthaltes nur von Wasser und Brod und wies jedes andere Nahrungs- und Genußmittel mit Abscheu zurück. Fleischspeise, Kaffee, Wein, Bier, mit Ueberwindung in den geringsten Portionen und Dosen genossen, machte ihn krank.

Seine Sinne und Nerven waren infolge von Mangel an Gewöhnung und Abhärtung außerordentlich empfindlich. Alles war bei ihm feiner, schärfer, weitreichender, und folglich war die Berührung mit der Außenwelt vielfach schmerzlich für ihn. Hob eine hinter ihm stehende Person die Hand nach ihm empor, so fühlte er dieselbe, ohne von ihr berührt zu werden. Richtete man den Nordpol eines Magnets auf ihn, so empfand er Erschütterung und Uebelgefühl im ganzen Leibe. Daß lieblose Menschen seine Feinfühligkeit mißbrauchten, läßt sich denken; mit Rauch- und Schnupftabak, mit Branntweingeruch quälte man ihn wiederholt in roher Weise.

Dafür, daß Caspar Hauser eine längere Periode seines Lebens nur sitzend zugebracht hat, sprach die eigenthümliche Bildung beider Knie. Sobald Hauser sich nemlich auf die platte Erde setzte, lagen die Beine in der Kniekehlengegend so scharf auf, daß auch nicht ein Blättchen Papier durchgeschoben werden konnte, während man im normalen Zustnad bei andern Menschen bequem eine Hand unterlegen kann. Daß er nicht gewohnt war zu gehen, bewies er bei seinem Eintritt in Nürnberg; er hatte, wie schon erwähnt, ganz weiche Füße und Hände, an denen nirgends Schwielen zu bemerken waren, und seine Muskulatur war schlaff wie die eines Kindes. Daß er ohne menschliche Gesellschaft aufgewachsen war, bewies seine Sprachunkenntniß: es fehlten ihm die gewöhnlichsten Begriffe. Daß er außer der geistigen Nacht auch äußerlich in nächtigem Dämmer gesessen hatte, bezeugte die Beschaffenheit der Augen und des Sehvermögens. Sein an Finsterniß gewöhntes Auge sah in der Dunkelheit ganz vorzüglich.

Er erinnerte sich später, daß er, ehe er nach Nürnberg kam, so lang er zurückdenken konnte in einem Gemach von geringer Breite gesessen hat, daß er die Wände erlangen konnte, wenn er in der Mitte saß. Die Höhe vermochte er nicht anzugeben. Er lag auf Stroh. Sein Kopf lag nach der Thür hin. Er trug kurze Lederhosen mit ledernem Hosenträger, beides auf bloßer Haut; über diesen das Hemd, das von Zeit zu Zeit gewechselt wurde, während er schlief. Auch Brod und Wasser wurde ihm hineingesetzt, ohne daß er es gewahr wurde. Zur Bedeckung diente ihm eine grobe Wolldecke. Unter ihm befand sich eine mit einem verschiebbaren Deckel versehene Oeffnung. Er spielte Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, mit zwei hölzernen Pferden und einem hölzernen Hund, die auf Brettchen mit Rollen standen. Er hat nie einen Laut von außen gehört. Von einem erwärmten Körper, wie einem Ofen, hatte er keine Vorstellung. Durch ein verlegtes Fenster dämmerte ein wenig Tag herein. Er war hinten am Boden festgebunden, so daß er sich nicht nach der Thür umdrehen konnte. Eines Tages habe „der

du," d. h. der Mann, der ihn nach Nürnberg trug, zu ihm gesagt, er wolle ihn zu seinem Vater bringen, der habe viel andre schöne Roß, die werde er ihm geben. Er habe ihn gelehrt, den Namen Caspar Hauser schreiben. Eines andern Tages wurden Hauser Stiefeln und Kittel angezogen, und ohne daß er das Gesicht des „du" sehen konnte, wurde er auf dem Rücken desselben fortgetragen. Wiederholt wurde er niedergesetzt auf dem Marsche von vermuthlich zwei Tagen, und mit dem Gesicht gegen den Boden gelegt, damit er schlafe. Zuletzt zog man ihm die Lederhosen aus und graue Tuchhosen an. Vor der Stadt stand der Mann mit ihm still, gab ihm den Brief in die Hand instruirte ihn, er solle den Brief hinhalten und verlangen, daß man ihn hinweise, und verließ Hauser unter dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Wie weit Wahrheit und Dichtung in dieser Beschreibung vermengt sind, ist bis jetzt noch nicht gelungen, festzustellen. Man hat viel später das 2½ Stunden von Ansbach gelegene Jagdschloß Falkenhaus als Hausers Aufenthaltsort, vor Nürnberg bezeichnet, und in einem früheren Aufseher daselbst, einem alten Soldaten, den „du," den Wärter des Eingekerkerten, erkennen wollen.

Verfolgen wir lieber den Lebenslauf Hauser's nach jener Marterperiode.

Im Juli 1828 wurde er der Pflege des Professor Daumer übergeben. Daumer ist später sein Biograph und Ehrenretter geworden. Hat in Hauser zufolge seiner Lebensschicksale eine Neigung zum Wunderbaren, Mystischen, Visionären gelegen, so hat dieselbe im Umgang Daumer's gewiß Nahrung erhalten. Wir erfahren, daß Hauser, der sich rasch entwickelte, schon im August desselben Jahres von einem Schloß träumt, und daß er im September anfängt, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Aus dem unbewußten Wunderkind ist ein Mensch geworden, der danach ringt, das, was ihm in der Erinnerung lebt, und was andere in ihm vermuthen, in Form und Gestalt zu bringen. Er ist geistig und physisch zu einer gewissen Bestimmtheit und Entschiedenheit gelangt.

Immer schwerer wird es fortan zu unterscheiden zwischen der Einbildung Hausers, die durch leichtfertige Einflüsterungen, durch Erregung seiner Eitelkeit genährt wird, und dem Aufleben objectiver Erinnerungen in seiner Seele.

Nichts kann dies besser illustriren wie folgendes Ereigniß. Hauser ritt am 3. Oktober 1829 mit dem Rittmeister von Wessenich, dem er begegnte, eine Strecke weit. Da erzählte von Wessenich, er habe einen Brief von Hauser's Mutter erhalten; dieselbe habe ihm geschrieben, Hauser solle sich nur gut aufführen, sie werde in zwei Jahren auftreten, und dann könne er Chevauleger werden. Hauser, tief ergriffen von dieser Nachricht, schenkte v. Wessenich vollen Glauben, der sich doch nur einen, allerdings verwerflichen, Scherz mit dem armen jungen Mann erlaubte.

Vierzehn Tage nach jenem gemeinschaftlichen Ritt mit v. Wessenich lauert ein Unbekannter, mit einem Flor über dem Gesicht Caspar Hausern im Hausflor bei Daumer's auf, und versetzt ihm mit einem schneidenden Instrumente eine Hiebwunde, 19½ Linie lang, auf die Stirne!

Das ist das Unheimliche im Leben Caspar Hauser's, daß dasselbe zwischen schmerzlicher, qualvoller Erinnerung und brutalen Eingriffen in kurzen Jahren sich abwickelt, eine Spanne Leben, dessen Anfang und Ende Mord, leiblicher und geistiger, und dessen Inhalt nichts als Erinnerung an Greuel und Furcht vor neuem Greuel! —

Hauser genas nach schwerer Krankheit, und wurde zu größerer Sicherheit in das Haus des Kaufmanns Biberach versetzt. Neue Qualen anderer Art. Er ein Zahlenmensch, sie eine Capriziöse, die mit dem Wunderkinde gelegentlich Staat machen wollte. Und dem armen Jungen war das jetzt im Tode zuwider, er wollte arbeiten, hatte großen Wissenstrieb, aber machte sich das Weib damit nur zum Feind. Noch einmal lächelte ihm das Glück, als er im Mai 1830 zu seinem Vormund, dem Herrn von Tucher kam, bei dem er 1½ Jahre liebevoll gepflegt und gehegt wurde.

Im Juli desselben Jahres erschien in Berlin eine Schrift des Polizeiraths Merker, betitelt: Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Es hieß darin, Hauser sei nichts weiter als ein verschmitzter Schulbube, der vermuthlich seinen Angehörigen entlaufen sei, um Kavallerist zu werden.

Prallte dieser Angriff, man kann wohl sagen, am gesunden Menschenverstand ab, so war Hauser einer andern Gefahr widerstandslos preisgegeben.

Ein Engländer, Lord Stanhope, zog den Jüngling durch Gunstbezeugungen und verderbliche Schmeichelei dermaßen an sich, daß das Verhältniß zwischen beiden innig und zärtlich wurde, wie zwischen Vater und Sohn.

Eine Reise nach Ungarn, wohin gewisse Spuren deuteten, verlief resultatlos. Im December 1831 mußte von Tucher es geschehen lassen, daß Hauser nach Ansbach in das Haus des Lehrers Meyer gebracht wurde. Hauser hatte sich inzwischen nicht zu seinem Vortheil verändert. Man verstand bei Meyer's nicht, den jungen Mann zu behandeln, quälte ihn mit Mißtrauen, und verbitterte ihm das Leben. Allerlei Anzeichen sprchen dafür, daß Hauser gegen Ende des Jahres 1833 außer dem Meyerschen Hause wiederholt Zusammenkünfte mit einem oder mehreren Unbekannten hatte. Wurde ihm vorgespiegelt, er sei berufen als Thronerbe aufzutreten, stand er vor seiner Flucht—er hat das Geheimniß mit in's Grab genommen. Am 14. December, Nachmittags gegen vier Uhr, empfing er im Schloßgarten zu Ansbach eine tiefe Stichwunde in die Brust, an welcher er drei Tage später verschied.

Der Mörder hatte den teuflischen Hohn besessen, dem arglosen Opfer ein lilaseidenes Beutelchen mit einem Zettel darin in die Hand zu drücken, worauf stand:

Hauser wird euch ganz genau erzählen können, wie ich aussehe, und wer ich bin."

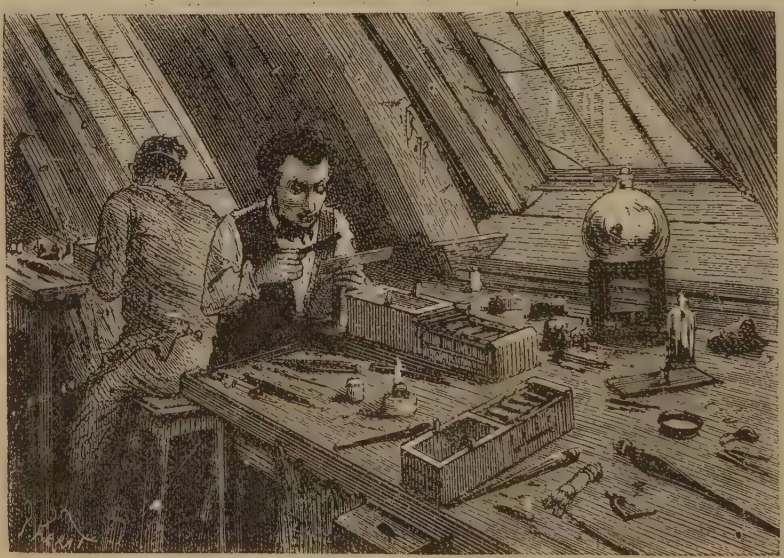
Wer war der Mörder? Wer war Caspar Hauser?

Ein drittes Räthsel kommt dazu, wenn wir sagen, daß Lord Stanhope, der zärtliche Vater, diese Fragen, im Bunde mit Meyer und einem Gensd'armerieleutnant Hickel, dahin beantwortete: Der Mörder war Caspar Hauser selbst, und Caspar Hauser war nichts als ein Betrüger!

G. Fr. Daumer und G. Fr. Kolb haben mit viel Scharfsinn in ihren Werken und Arbeiten über Caspar Hauser allerlei geheime Fäden zu einem Netz versponnen, unter welches Glieder der badischen Dynastie und mehrere längst verstorbene, dunkle Ehrenmänner verstrickt werden. Da und dort geschahen auch Zeichen und Wunder. In Ungarn wurde eine Gouvernante wahnsinnig, als sie in Sachen Hauser's in Untersuchung gezogen wurde. Auch ist bezeugt, daß eine badische Fürstin den Glauben ins Grab genommen, Caspar Hauser sei ihr geraubtes Kind gewesen. Wer löst das Räthsel?

Der Diamant.

Der Diamant ist der kostbarste Edel- und Schmuckstein, welchen man kennt; seinen Namen hat er den Griechen zu verdanken, und bezeichnet auf Deutsch „unbezwingbar." Adamantos nannte man damals überhaupt alle Körper von besonderer Festigkeit und Härte; so reden ja auch schon die alten Schreiber Hesiod und Pindar von adamantenen Waffen; später leitete man „Demant" und auch Diamant von dem griechischen adamantos ab. Als Schmuck ist der Diamant von unvergleichlicher Schönheit, als Mineral aber ein noch immer ungelöstes Räthsel für die Wissenschaft. Die Art seiner Entstehung ist noch nicht festgestellt, und alle Versuche, die man gemacht hat, ihn künstlich zu erzeugen, haben nur dazu geführt, ausnehmend kleine Steine zu schaffen, die aber ganz verschieden waren von dem, was man schaffen wollte, und ihm nur als chemische Komposition und als krystallisirte Kohle glichen.



Beim Diamantenschleifen.

Um die Frage nach dem Ursprung der Diamanten zu lösen, hat man zuerst die Produkte ihrer Verbrennung studirt. Dabei hat sich herausgestellt, daß die weißen, vollkommen farblosen Diamanten bei ihrer Verbrennung gar keine Asche lassen, sondern sich ganz in Kohlensäure auflösen; die farbigen aber hinterlassen ein wenig Asche, und zwar 1|500 bis 1|2000 des Steines.

Wie anders aber arbeitet die Natur als unsere Laboratorien! Hier ist ein fast unverbrennbarer Körper, der Diamant, der unter solchen Bedingungen krystallisirt ist, daß er kohlige, mit der größten Leichtigkeit brennende Stoffe in sich aufgenommen. Es genügt, gewisse Krystalle vom Kap, denen eingeschlossene Stoffe eine grünliche Färbung geben, einer Temperatur von 300° auszusetzen, um sie weiß zu machen. Die Substanz, welche die Kap-Krystalle grün macht, ist also selbst krystallisch.

Die meisten Diamanten sind ganz farblos, nur zum Theil wasserhell; die gefärbten sind meistens graulich und gelblich-weiß, grau oder braun, blau oder schwarz. Der Diamant besitzt einen eigenthümlichen Glanz, und zwar im höchsten Grade, weßhalb ihn die Mineralogen auch den Diamantglanz nennen. Er ist bis zum höchsten Grad durchsichtig, hat ein sehr starkes Lichtbrechungsvermögen und daher auch ein unübertreffliches Farbenspiel.

In den Minen haben die Diamanten nicht den Glanz, das Feuer, welches ihnen erst der Schnitt verleiht; es ist

dies eine moderne Entdeckung, und die Alten, die doch so geschickt in der Kunst waren, harte Steine zu poliren und zu graviren, kannten sie nicht. Die Erfindung des Schnittes geht bis 1476 zurück und ist dem Ludwig von Berquem aus Brügge zu verdanken; er hatte den Gedanken, den Diamanten selbst zu polieren und zu schneiden.—Karl, Herzog von Burgund, übergab ihm drei große Diamanten, um sie vortheilhaft zu schneiden; er schnitt sofort den einen dick, den andern dünn, den dritten viereckig, und es gelang ihm so gut, daß der Herzog, entzückt von einer so überraschenden Erfindung, ihm 3000 Dukaten Belohnung gab. Den dünnen schenkte der Herzog dann dem Papste Sixtus VI., den dreieckigen dem König Ludwig XI., mit dem er damals ein gutes Einvernehmen suchte, den dritten behielt er für sich und trug ihn fortwährend am Finger, und zwar noch, als er in der Schlacht bei Nancy 1477 getödtet wurde.

Diamantenringe.

Vor Berquem's Erfindung kannte man nur die rohen Diamanten, die man auch oft natürliche nannte. Unter diesem Namen werden sie in den Inventarien der Könige von Frankreich und der Herzöge von Anjou und Burgund erwähnt. Gleich im ersten Jahre seiner Erfindung schnitt Berquem die berühmten Diamanten, unter ihnen den Sancy. Antwerpen wurde der Mittelpunkt der neuen Industrie, die aber später nach Amsterdam übersiedelte, wo sie jetzt 19 große Fabriken mit Dampfbetrieb beschäftigt; eine einzige der letzteren besitzt 450 Mahlgänge und beschäftigt mehr als 1000 Arbeiter.

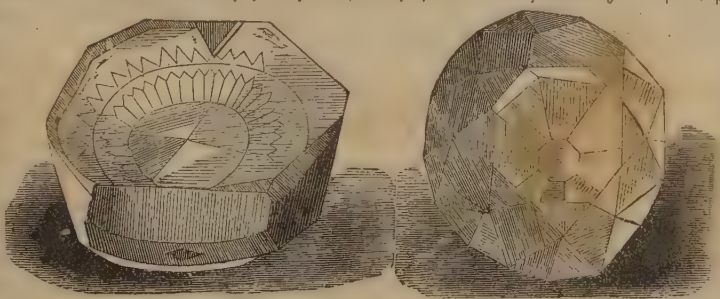
Der älteste Fundort des Diamanten ist Indien; erst später (1728) wurden die Diamantfelder in Brasilien, und noch später der Diamant im Ural entdeckt. Bis jetzt wird dieser Edelstein immer noch mittels Waschens gewonnen; in Brasilien besonders durch schwarze Sklaven, welche dann für das Auffinden größerer Steine immer eine kleine Belohnung erhalten; wer aber einen Stein von 17½ Karat fand, erlangte seine Freiheit. Man schätzt die bis jetzt auf der ganzen Erde gefundenen Diamante auf etwa 90 Centner Gewicht; doch muß Niemand denken, daß in dieser Angabe irgend welche genaue Kenntniß liegt, denn über die Diamantenschätze asiatischer Fürsten und Herren weiß Niemand Genaueres, als daß eben diese Asiaten ihre Schätze gerne in Diamanten anlegen, weil diese leicht vor Tyrannen und diebischen Horden zu verbergen sind.

Die Operation des Schneidens besteht aus drei Phasen: den Diamant spalten, ihn reinigen und ihn poliren. Die Richtung der Schnittflächen ist dem regelmäßigen Bau der Krystalle gemäß, welche gewißermaßen aus einer unendlich großen Zahl kleiner geometrischer Figuren zusammengesetzt sind, die sich an einander anschließen. Der Diamant krystallisirt sich nach dem kubischen System und hat daher vorzugsweise drei Schnittflächen.

Um einen Diamant zu spalten, befestigt man ihn mit Mastix an der Spitze eines Stockes und wendet nun Messer an, deren scharfe Schneiden aus schon gespaltenen Diamanten bestehen, und die gleichfalls am Ende eines kleinen Stockes befestigt sind. Der schon gespaltene Diamant dient dazu, den noch rohen einzuschneiden und dann in leichten Stößen Stückchen davon abzulösen. Diese Operation erfordert viel Sorgfalt und Geschicklichkeit. Die Form, welche der Spaltende für den Edelstein hervorzubringen sucht, ist das Vollkommene Achteck, das reine Oktaeder; man erhält aber durch das Spalten auch all' die zahlreichen Variationen des Oktaeders und Dodekaeters.

Das berühmte russische Regierungs-Scepter mit dem Orloff.

Ist der Diamant gespalten, wird er durch Reiben mit dem Diamantstaub gereinigt, eine sehr schwierige, mit der Hand auszuübende Arbeit. Die so zubereiteten Diamanten und Rosetten sind aber noch nicht polirt und ohne Glanz. Erst die Politur verändert sie und gibt ihnen den wunderbaren Glanz, das Feuer, das entzückende Farbenspiel, welches sie ja eben zu den geschätzten Brillanten macht.—Es ist schwer, ohne



Der Kohi-noor.

Abbildung die verschiedenen Schnittsysteme und ihre optischen Eigenschaften klar zu machen; im Allgemeinen kann man sagen, daß man stets den Fehler begangen hat, die ganz großen Diamanten wie die gewöhnlichen zu schneiden, daher eben haben gewisse berühmte Steine, wie der Regent, in Wirklichkeit weniger Glanz und Feuer als ein einfacher, aber schöner Brillant, der etwa nur 1000 Mark werth ist, während ein angemessener Schnitt durch die Zahl der kleinen Facetten seinen Glanz zu unvergleichlicher Schönheit gebracht haben, aber allerdings auch sein Gewicht vermindert haben würde.

In neuester Zeit bringen die Diamantfelder im Kaplande, in Afrika, eine beträchtliche Anzahl Diamanten hervor, darunter fast so schöne wie die von Brasilien und Indien, doch haben die meisten eine gelbliche Färbung, welche deren Werth vermindert. Ein ganz weißer Diamant, von reinstem Wasser, kostet etwa $200 bis $300 pro Karat, ein gelblicher jedoch nur $50 bis $75. Natürlich hat man nach Mitteln gesucht, um diesen gelben Ton verschwinden zu lassen, und hat geglaubt, man sei dem Geheimniß auf den Grund gekommen, welches die Diamanthändler in Verlegenheit brachte; doch erwies sich das Resultat als falsch.

Die größten, bis jetzt bekannten Diamante der Welt sind folgende:

1. Der Orloff, 194¾ Karat, auch der Amsterdamer genannt, bildet die Spitze des russischen Reichsscepters. Dieser wurde in Indien gefunden, und soll der Sage nach einst eine Augenhöhle der Scheriganstatue, im Tempel des Brahma, ausgefüllt haben. Nach der Ermordung des Schah Nadir, der seinen Thron damit geschmückt hatte, wurde derselbe von einem französischen Grenadier gestohlen. Ein Schiffskapitän kaufte ihn für $14,000 und verkaufte ihn an einen Juden; endlich gelangte er in den Besitz der Kaiserin Katharina II. für 450,000 Rubel. Dieser Stein ist wasserhell, und seiner Gestalt nach zu urtheilen, ist er identisch mit dem berühmten Großmogul, welchen man nur aus Beschreibungen kennt, aber verloren gegangen sein soll. 2. Der Toskaner, welcher im östreichischen Schatz liegt und 139 Karat wiegt; sein Werth wird auf $700,000 geschätzt. Dieses ist der Stein, welchen Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson verlor. Ein Schweizer, der ihn fand, verkaufte denselben um einen Gulden an einen Geistlichen, dieser aber um drei Franken an einen Berner. Der nächste Besitzer erlöste bereits 5000 Gulden, dann gelangte er in den Besitz Sfarze's für 10,000 Gulden. Papst Julius II. kaufte ihn dann für 20,000 Dukaten. 3. Der Regent, auch Pitt genannt, 136 Karat, ist ein Brillant von reinstem Wasser. Das Schleifen dieses Steines kostete allein $27,000; die abgefallene Stücke kosteten noch $48,000. Der Sklave, welcher diesen Stein fand, verwundete sich selbst und versteckte ihn dann in das Verbandtuch. Er gelangte endlich unter die französischen Kronschätze, Napoleon I. trug ihn an seinem Degengriff. Unter der Republik war er einmal in Berlin verpfändet. 4. Der Stern des Südens, 125 Karat schwer, soll aber vor dem Schleifen 254 Karat gewogen haben. Dieser wurde von einer Negerin gefunden und ist der größte brasilianische Stein. 5. Der Kohinoor, oder „Berg des Lichtes." Dieses ist der berühmteste Diamant in der Welt, denn seine Geschichte reicht ins graueste Alterthum zurück, und soll einst 793 Karat gewogen haben, aber durch einen ungeschickten Schnitt verdorben worden sein. Am 3. Juni 1850 hat die ostindische Compagnie den Stein der Königin Victoria geschenkt, welche ihn schleifen ließ, und nun existirt kein Diamant, welcher diesem an Reinheit, Form, Glanz und Feuer auch nur annähernd gleichkäme.

Nun folgen die kleineren berühmten Steine, z. E. der Saucy, der Polarstern, der Schah, der Piggot, der Nassak, der Pascha u. a. m. Bis jetzt werden fast alle Diamante in Antwerpen, Amsterdam, oder London geschliffen. Man hat lange gesucht die Diamantschneidekunst in Frankreich einzubürgern, die Hauptschwierigkeit bestand immer in der Bildung eines guten Arbeiterpersonals. Aus Holland erhält man nicht leicht solche, da sie in ihrer Heimath bis 1000 Fl. monatlich verdienen. Doch ist es jetzt einem Herrn Roulina und einem andern Namens Goudard gelungen, diese Industrie in Frankreich einzuführen, und sie besitzen derartige Etablissements in Paris und in der Provinz. Der Erstere wendet leichtere Mühlsteine an statt der schweren holländischen, und eine Polirmaschine liefert in drei Minuten so viel, als ein Handarbeiter in Holland in einem ganzen Tage fertig stellt. Bei dem Einlegen in Blei wird Gas angewendet, welches diese Arbeit unschädlich macht.

Ihren schönsten Glanz entwickeln die Diamanten nur beim Kerzenlicht; bei diesem wie beim Gaslicht entschwindet auch der gelbliche Ton, aber nicht beim elektrischen Licht. Wer also Kap-Diamanten trägt, hüte sich vor den Edison-Lampen! M.

Ohne Mutter.

Als ich heuer den ersten Schnee fallen sah und sommerlich gekleidete, leicht beschuhte Kinder erblickte, die blaß und bekümmert über die Straße wateten, summte mir unaufhörlich die Erinnerung an ein rührendes Ereigniß durch den Sinn, das in meiner Knabenzeit großes Aufsehen erregt hatte, um, wie das selbst bei den wichtigsten Dingen zu geschehen pflegt, rasch wieder vergessen zu werden. Es war die Geschichte eines Zwillingspaares, eines Knaben und eines Mädchens, die zur Winterszeit auszogen, eine Mutter zu suchen, und nach

einigen Tagen im Wald erfroren aufgefunden wurden. Ich habe die beiden Geschwister wohl gekannt, die braune Mali, die so schwere dunkle Zöpfe auf dem Rücken trug, und den blonden Conrad mit den schlichten Haaren und den treuherzigen blauen Augen. Ich bin oft mit ihnen in die Erdbeeren gegangen, habe mit ihnen Schmetterlinge gejagt, und im Winter haben wir einander mit Schneeballen geneckt und sind dem edlen Sport des Schlittenfahrens mit Leidenschaft obgelegen. Da sie hübsch und artig waren, obgleich von ärmlichem Ansehen, hatte sie Jedermann gern. Die Mutter war bei der Geburt der Zwillinge gestorben, und der Vater—ein Taglöhner, der zumeist vom Holzspalten lebte—war ein rauher Mann, der im Verdruß über seine üblen Umstände und dadurch sie immer verschlimmernd, der Flasche mehr als billig zusprach. Als eines Morgens der Vater todt im Bette gefunden wurde, ward es den Kindern recht unheimlich zu Muthe. Fröstelnd in der ungeheizten Stube, saßen sie an dem Tische, auf dem sonst die Wassersuppe als Frühstück gestanden, und rathschlagten in ihrem kindlichen Sinne, was nun anzufangen sei. Oft hatten sie schon die Leute sagen hören: Ja, Kinder, wenn ihr eine Mutter hättet! Und die braune Mali — wie ja die Mädchen stets klüger sind, als die Knaben—hatte einmal eine Nachbarin gefragt: was das denn sei, eine Mutter? Die Nachbarin antwortete dem neugierigen Mädchen: eine Mutter sei eine Frau, welche die Kinder hüte wie ihren eigenen Augapfel; man könne nie frieren, sondern habe immer warm, wenn man eine Mutter besitze. Dieses Wort der Nachbarin trug das sinnige Kind mit sich herum, und als sie mit ihrem Brüderchen frierend am leeren Tische saß, fiel es ihr ganz warm auf die Seele, und sie fing an: „Weißt du was, Conrad? Der Vater ist todt, und Niemand kümmert sich mehr um uns, als die böse alte Hanne. Wir wollen mit einander fortgehen und uns eine Mutter suchen. Es gibt ja so viele Mütter auf der Welt, es wird wohl auch eine für uns darunter sein."

Conrad hatte nichts einzuwenden gegen diesen Vorschlag, und so machten sich Bruder und Schwester in leichten Kleidchen auf, Conrad ohne viel Vorbereitung, Mali aber erst, nachdem sie ein Stück Brod in die Tasche gesteckt und einen an Schnüren befestigten baumwollenen Muff umgehängt hatte. So gingen die beiden Kinder Hand in Hand zum Thore hinaus, erst der Straße nach, dann auf Fußsteigen durch Felder und Wiesen dem Walde zu. Sie waren von Bauersleuten gesehen und auch wohl angeredet worden; als Einer sie verwundert fragte, wie es denn komme, daß sie bei diesem Schnee und dieser Kälte über Feld gingen, antworteten sie ganz gelassen, daß sie eine Mutter suchten. Der Mann sah ihnen eine Weile kopfschüttelnd nach, dann verschwanden sie hinter Bäumen; allein der allgegenwärtige Märchengeist des Volkes hat sie begleitet bis zu ihrem letzte Worte und bis zu ihrem letzten Athemzuge. Als sie in den Wald hineinkamen und die Tannen im Winterschmucke glitzern und blitzen sahen, meinten sie, hier sei es ja schon Weihnachten und ganz so schön wie bei den vornehmen Leuten. Sie konnten sich nicht satt sehen an dieser Pracht und Herrlichkeit; sie gingen von Baum zu Baum, schüttelten wohl auch an einer schlanken Fichte, und lachten, wenn ihnen der nasse Staub in die Augen fiel. Als sie ihre Lust gebüßt hatten, gingen sie wieder fürbaß, nur Mali hielt zuweilen an und rief in den Wald hinein: „Mutter! Mutter!" — aber blos ihre eigene Stimme kam ihr zurück oder ein geschreckter Specht flog auf und unter ihm stob der Schnee vom Aste.

Als die beiden Kinder weit auf der Höhe an eine Wegscheide kamen und schon der Abendschein die Baumgipfel vergoldete, fühlten sie sich müde und setzten sich unter eine Tanne. Mali nahm das Brod aus der Tasche und fütterte damit den Bruder, der willig den Mund aufsperrte. Ein Frost überkam sie, und Mali steckte die Hände Conrad's in ihren Muff. Sie konnten sich des Schlafes, der schwer auf sie fiel, nicht erwehren, und sie schlummerten Hand in Hand und Wange an Wange ein. An einem plötzlich aufstrahlenden Wärmegefühl wurde Mali wach; sie weckte ihren Bruder und sagte zu ihm: „Conrad, mir ist so leicht und warm, das muß die Mutter sein!" „Ja," antwortete Conrad, „das ist die Mutter!" Und sich enger an einander schmiegend, entschlummerten sie lächelnd und wachten nicht wieder auf. Unser Aller Mutter, die Erde, in deren scheinbar harten Entschließungen wir die Liebe nur ahnen können, hatte die armen Zwillinge mitleidig in ihre Arme genommen.

Wie diese zwei Kinder, so suchen viele Menschen ihre Mutter, sei es nun, daß sie erfahren haben, was eine Mutter ist, sei es, daß sie eine Mutter nie besessen. Die Sehnsucht nach dem nur Geahnten ist so stark, wie die Sehnsucht nach dem verlorenen Besitze. Wer keine Mutter hat, der geht doch nur betteln und lebt von Almosen der Liebe. Denn es gibt nichts Köstlicheres als Mutterliebe, und ihre Macht und ihr Segen sind unerschöpflich. Wie arbeitet und bildet die Mutter an dem zappelnden und schreienden Geschöpf, das in den Windeln liegt—selbst bedürfnißlos und für alle Bedürfnisse des Kindes sorgend. Groß wie die Natur, deren Priesterin sie ist, kennt sie keinen Werthunterschied der Dinge, und wo sie liebt, verwandelt sich ihr selbst der Koth zu lauterm Golde. Was ihre Hand berührt, veredelt sie. Sie vermittelt das edelste Besitzthum, welches ein Volk kennt: die Sprache wird uns mit der Milch eingeflößt, mit Küssen eingeschmeichelt. Wir sagen: unsere Mutter sprache, um den traulichsten Reiz unserer Sprache zu bezeichnen und unsere tiefste und herzlichste Freude an ihr zu bezeugen. Wir hören durch unsere Sprache hindurch die Kinderstimme der Mutter, den naiven Laut der Liebe. Die Kinderstube ist eine sprachliche Werkstatt, wo die Kosenamen und Verkleinerungsformen geschiftet werden, und wie ohne Zweifel bedeutende Männer gewisse Wortformen erfunden haben, so haben auch bedeutende Frauen und Mütter bei der Formenschöpfung und bei der Be-

stimmung des Geschlechtes der Wörter ihre Hand mit im Spiele gehabt. Wenn nicht Liebende den Dual, der mit einem Worte zwei Wesen bezeichnet, erfunden haben, so hat es gewiß die Mutter gethan, die sich nicht getrennt denken konnte von ihrem Kinde. Ja, so wenig trennt sie sich von ihrem Kinde, daß dem Verbrecher nichts mehr bleibt als die Mutter, wenn die übrigen Menschen sich von ihm abwenden: über alle Greuel hinweg waltet noch die Mutterliebe als ein unzerstörbares sittliches Naturgesetz. Es gehört zu den großen Zügen unseres Zeitalters, daß die Enterbten der Menschheit nach der Mutter suchen, die ihnen mild und liebend entgegenkommt.

Wenn es möglich ist, daß der Mensch aus dem Tode zurückkehrt, so kann es vor allen Anderen die Mutter. Im deutschen Märchen besucht die todte Königin jede Nacht ihr Kind. „Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu." Und steht nicht geschrieben in dem Buche der Bücher: „Man höret eine klagende Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe von Bethlehem, wo Jakob's Weib begraben liegt: Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder, denn es ist aus mit ihnen" — und ach, wann könnte Rahel bitterl'cher weinen als heutzutage?

Die Mütter sind überall zugegen, und müßten sie das Grabgewölbe durchbrechen. Ihre Seele, ihr sorgendes Gemüth umschwebt uns allerwärts. Und wenn es in einem mutterlosen Hause um den Weihnachtsbaum lichter und wärmer ward—haltet es nur für sicher, das rührt von einer heiligen Gegenwart her: es ist der Athem, und es sind die Augen der verstorbenen Mutter.

Neun Tausend siebenhundert

Von C. A. Thomas.

Ein ganz nettes Figürchen — 9700 — nicht wahr? Immerhin. Und wären's gute, gangbare Dollars aus des guten „Onkel Säm's" großer reicher Schatzkammer; na, es könnte damit wohl Mancher seine Familie für ein Jahr schon durchbringen. Mancher jedoch—und ihr möchtet das ebensowohl glauben als nicht—hätte er's, er käme damit *ohne Familie* noch lange nicht bis an den lieben, trauten Sylvesterabend. Wo aber so viel Geld hinbringen in einem einzigen Jahr? Liebe Zeit, da gibt's für eben solche schlechte Menschen, die das können, tausenderlei Wege. Je mehr die haben, je mehr brauchen sie und—haben doch immer nichts. Wenn man dem lieben Gott ernstlich dient, kostet es einem hie und da ein gut Stückchen Geld—es soll auch; dient man aber dem Teufel, der Welt und der Mode, verlaßt euch drauf, da kostet's noch viel mehr; denn der Teufel (mit sammt der Welt) ist und bleibt ein echter Nimmersatt.

Hätte aber ein braver Christenmensch so viele Dollars als unser Sümmchen beschreibt, ja, der könnte nicht blos seine Familie *ein* Jahr damit durchbringen, sondern sogar zehn und zwölf und zwanzig Jahre; es wäre ihm ein Capitälchen, womit er sich eine Heimath gründen, ein Geschäft anlegen oder hundert andere Dinge thun könnte, die einen jahrelangen zeitlichen Wohlstand begründen würden. Versteht sich, müßte er haushalten, sparen, schaffen, dem Herrn davon geben, die Kirche unterstützen, Armen helfen und dergleichen. Und zu dem noch: Seine Kinder so erziehen, daß sie ihre Ausgaben nach den Einnahmen bemessen und in seine Fußstapfen treten, denn sonst käm's bald dahin, wie es im Sprichwort heißt:

Was der Eine erwirbt,
Das der Andere verdirbt.

Haben das schon zu oft gesehen und brauchen die Leser darüber gewiß keinen Commentar vom Magazinschreiber.

Aber sind denn die neun Tausend siebenhundert wirklich Dollars? Nein, ihr Lieben, es handelt sich diesmal in meiner Geschichte nicht ums Geld, aber sagen muß ich doch, daß ich äußerst froh war, als ich unlängst die stattliche Zahl ins Auge fassen konnte—froher gewiß, als wenn's glänzende, klingende Münze gewesen wäre; denn weder ich, noch Jemand sonst hat ihrer je zuvor so viele zusammen gesehen. Mir hüpfte das Herz im Leibe über der wackeren Gesellschaft. Und so ein Mensch, wie ich, nehmt's nicht übel—der konnte nicht umhin darüber seine stille Betrachtungen anzustellen und im Geiste siebenzehn Jahre zurückschauen auf die Zeit, wo es ihrer nur Wenige waren, ganz Wenige, und wie immer mehr hinzukamen und in Reihe und Glied traten und wacker mithielten und fest standen bis auf den heutigen Tag. Wackerere neun Tausend siebenhundert—ich denk' nun einmal so—wird's nicht geschwind geben in der Welt. Das ist denn auch natürlich mit dabei: ich stehe ihnen ein Bischen freundschaftlich gegenüber und—gehöre auch selbst dazu

„Aha, jetzt hab' ich's," meint Einer—das sind Editoren—alle Editoren der Welt—die neun Tausend siebenhundert. Langt nicht, derer sind's mehr, und Editoren haben auch nicht erst seit siebzehn Jahren der Welt ihre Aufwartung gemacht, und ob sie alle wackere „Kerle" sind, lassen wir dahingestellt. So müßten wir sie denn sonst suchen. Sind's Soldaten? Ja, und auch nein. Wer sind sie denn, die Gerühmten? Merk's dir—es sind die **Unterschreiber** für das Evang. Magazin.

Ihrer sind also nun beim Abschluß des siebenzehnten Jahrgangs nicht weniger als neun Tausend siebenhundert. Rechnen wir für jede Unterschreiber-Familie nur drei, so gibt's der Leser jung und alt, reich und arm, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, im Osten und Westen, Süden und Norden, in den Ver. Staaten, Canada, Deutschland, Japan, Java 2c. cirka neunundzwanzig Tausend und einhundert. Wie froh bin ich, daß wir auf dieser lichten Höhe herrlicher Aussicht für die Zukunft angelangt sind! Das hat aber auch schon manchen Seufzer, manchen sauren Tritt der guten, getreuen Agenten und manchen Federstrich der Editoren — früher und jetzt—gekostet, bis wir hinkamen, wo wir sind. Ohne Mühe sind uns diese neun Tausend siebenhundert also nicht geworden, sie mußten auf dem Wege des Gebets und fleißiger Arbeit aller Betheiligten gesucht werden.

Bei den Editoren ist das aber nun in diesem Punkte— gestehe es offen — wie bei vielen Leuten mit den Thalern — sie können ihrer nie genug bekommen. Und so sei es denn hier frei gesagt: Ich hätte gern die Neuntausend siebenhundert reichlich vermehrt. Mit meinem lieben, wackeren Matt habe ich mich dawegen ernstlich besprochen, und er steht eben stein- und beinfest auf Zwölf Tausend mit dem kommenden achtzehnten Jahre. So mußte ich ihm denn seinen Willen lassen. Ich hingegen habe mir im Stillen meine Sache so ausbesonnen: ich stelle zwei Bitten an meine Neuntausend siebenhundert, und wenn diese zwei billige Gesuche gewährt werden, so hat's noch für lange Zeit gut Wetter mit dem Magazin. Die zwei Bitten wären die: Zuerst, daß uns keiner der Neuntausend siebenhundert untreu werde — auch nicht einer. Wär's möglich? Ganz leicht. In der Regel läßt man doch alte Bekanntschaft und Freundschaft nicht so leicht fahren, sondern man steht dabei, bis auf den letzten Mann, zudem ist das Scheiden so eine Art weinerliches Ding, und ich habe es nie geliebt. Demnach bliebe die alte Leibgarde. Wie?

Und die zweite Bitte wäre, daß sich jeder der Neuntausend siebenhundert blos um einen Einzigen vervielfältige. Es wird doch Einer Einen kriegen können, ich meine jeder Unterschreiber wird doch vermögend sein, einen einzigen Neuen aufzudruseln! Das gäb, was — es gäbe ihrer denn Neunzehntausend vierhundert. Eine solche Mannschaft für den Herrn und sein Reich, möchte der Magazinschreiber und sein matter (?) Gehülfe gern bedienen. Die Masse reizt. Je mehr, je lieber. Es wäre ein Thuns für Wenige oder Viele. Das Magazin ist ein christlicher Monatsbote, der gern als Missionar im In- und Ausland Gutes wirken möchte. So laßt's ihn denn thun, und öffnet ihm viele, viele neue Thüren. Wer sich der Arbeit nicht verdrießen läßt, wird auch endlich der Arbeit süßer Lohn empfangen, wenn nicht hier, so doch einstens drüben in jener bessern Welt.—

Dürft's nur herzhaft glauben: uns Schreibern soll's auch in Zukunft, zu keiner Stunde des Tags noch der Nacht verdrießen, alles Bischen Talent und Kraft daran zu wagen, ebenso erbaulichen als gesunden Lesestoff zu bieten, so zwar, daß jedes Kind ungefährdet das Heft zur Hand nehmen und lesen darf. Die Kirche hat uns zu diesem Dienst hergestellt, und wir betrachten die Verantwortlichkeit unserer Stellung als eine sehr große. Der mächtige Schwall loser, lazer Schriften in Stadt und Land wird fast zusehends stärker, alles bewirbt sich um das Herz, um die Neigung und Gunst des Menschen. Die Macht der Presse ist unbezwinglich, und sie steht sowohl im Dienste des Teufels und der Welt, als im Dienste Gottes und seiner Kirche. Letzteren gehört sie zwar rechtlich zu, aber was hat bis jetzt noch der alte Teufel nicht gestohlen und zu verwenden gesucht? Denkt ja nicht, liebe Leutchen, ich schriebe hier lediglich kaltweg, um mehr Leser, um so einen besseren Ausweis geben zu können— nein, uns ist's mit den Neunzehntausend vierhundert ganz gründlich ernst. Wir möchten gern unser Theil mit beitragen, daß der seichten Weltliteratur ihr furchtbares Handwerk gelegt werde. Wir wollen arbeiten, wollen wirklichen bleibenden Nutzen stiften und wenn möglich, Seelen retten helfen. Doch genug. Wir wünschen unsern Lesern allen gesegnete Feiertage (zum Voraus) und ein glückseliges Neujahr dazu. Scheiden thun wir uns denn einstweilen von Keinem unserer Neuntausend siebenhundert, da wir hoffen sie bleiben und — **bleiben** und — **bleiben!** Demnach: Auf Wiedersehn!

Des Vater's Frühstück.

Es ist Samstag Abend, und das ist immer ein gefährlicher Abend für den Arbeiter in der Fabrikstadt, denn er erhält seinen Wochenlohn und einen frühen Feierabend. Dieser Abend bringt stets Leben und Bewegung in die Straßen; denn in hundert Familien baut man alle Hoffnungen und macht alle Pläne auf den Abend, „wenn der Vater Geld heimbringt." O, daß er es auch immer brächte! Aber manche Hausmutter weiß, daß der Gatte und Vater nur zu oft erst um Mitternacht heimkommt, und dann anstatt Geld Fluch- und Schimpfworte bringt. Selbst Kinder haben bereits gelernt, keine zu großen Hoffnungen auf solche Versprechen zu bauen, denn nicht selten haben sie anstatt der versprochenen Kleider, Schläge bekommen, wenn sie in kindlicher Unbefangenheit dem Vater Vorwürfe zu machen wagten.

Wie lange wird sich der arme Arbeiter noch dem Wahne hingeben, er könne seine Armuth im Wirthshaus

wegschwemmen; oder aber die dort gehaltenen freisinnigen Reden sogenannter Arbeiterführer würden ihm den Weg zum Wohlstand zeigen? Dort ist das Grab des häuslichen Glücks, und wenn die Gattin und Mutter reden dürfte, dann würde es in mancher Familie besser stehen; aber sie muß schweigen, denn sie ist die Schwächere, und die Faust, welche sonst den Hammer zu führen versteht, könnte leicht, wenn das Gehirn von Branntwein erhitzt ist, auf die arme, bereits genug gequälte Frau niederfallen; sie weiß es auch, denn sie hat schweigen, weinen und dulden gelernt.

Heute Abend möchte ich den geneigten Leser einmal in die Hütte der Armuth und des Unglücks einführen, um ihm zu zeigen, was eigentlich das Leben einer Fabrikstadt auf sich hat; vielleicht lernt er dann milder zu urtheilen über die sogenannten „Mucker," „Temperenzhelden" und „Pfaffen," welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, den Elenden beizustehen und den Unglücklichen zu retten, wenn noch eine Möglichkeit vorhanden ist. Doch, hier sind wir, es geht von der belebten Straße ab in ein enges Seitengäßchen, wo lange Reihen „Kasernen," d. h aber in Amerika, Miethshäuser stehen, welche an arme Fabrikarbeiter vermiethet werden und zwar so, wie sie dieselben verlangen, oder die Miethe erschwingen können; ein, zwei, drei oder noch mehr Zimmer. Hier hat Caspar Fuger, ein Wittwer mit zwei Kindern, sich drei Zimmer gemiethet; das erste war Küche und Wohnzimmer bei Tag, aber des Sohnes Bettzimmer bei Nacht; das andere war des Vaters Schlafstube; und das dritte, eigentlich nur als Kleiderraum bestimmt und ohne Fenster, daher sehr klein, diente Mina, der dreizehnjährigen Tochter, als Schlafzimmer. So war es nicht immer gewesen, aber als der Saufteufel in den Caspar fuhr, da wich das Glück von der Familie, und nach zwei Jahren hat man seine Frau zu Grabe getragen, denn ihr war vor Kummer das Herz gebrochen, und ein Schlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

„He, Mina, ist der Vater noch nicht da?" rief ein Knabe, welcher eben heimgekommen war.

„Nein, Edward; ich denke, er ist in der Grocery. Ich bin bange, er wird wieder schlimm sein, wenn er heimkommt; besser ziehe dich aus und lege dich, denn wenn er schlimm ist, dann mußt du immer am meisten leiden, wenn du um den Weg bist."

„Nicht doch, Mina; es ist nicht härter für mich als für dich, und ich denke, wenn du es aushalten kannst, kann ich auch." Der Knabe warf sich in den Kleidern, so wie er war, auf einen Haufen alter Reissäcke, welche sein Lager bildeten; er faltete seine Hände unter dem Kopf, hob das eine Knie und warf das andere darüber, dann schaute er seiner Schwester zu, wie diese arbeitete. „Hör', Schwester," sagte er nach einer Weile, „ist denn keine Möglichkeit, den Vater daheimzuhalten Morgen? Könntest du ihm nicht das Geld abnehmen heute Nacht? Es scheint mir, er wird täglich schlimmer, seit die Mutter todt ist."

„Das ist wahr, Edward," antwortete Mina, „ich weiß nicht, was gethan werden kann.—Sag', wie sieht es denn aus in einem Saloon? Ich stelle mir vor, es muß schöner sein als hier, du warst doch schon dort. Mir scheint's, der Vater haßt die Heimath in ganzem Ernst."

„O ja, die Plätze sind schön eingerichtet, große Spiegel an den Wänden, ganze Kästen voller Gläser und beständig ein warmes Feuer im Zimmer. Das muß ich sagen, Mina, an Einrichtung fehlt es nicht; aber denke nur auch daran, wie viele Fabrikarbeiter da einrichten helfen. Was wir haben sollten, trägt der Vater dorthin, und unsere Herrlichkeit glänzt im Saloon, denn ein Arbeiter kann nicht zwei solche Plätze im Glanz erhalten."

„Du gehst nicht hin, Edward, wenn du ein Mann bist, oder thust du?"

„Nicht, wenn ich weiß, was ich thue. Ich habe genug gesehen und erfahren mit unserem Vater. Mina, wenn er nicht hinginge, könntest du ein neues Kleid haben, und ich hätte ein paar gute Schuhe; dann könnten wir vielleicht in die Schule gehen. Mina, ich werde nie etwas anderes als ein Temperenzmann sein."

„So ist's recht, Edward; halte fest an diesem Grundsatz, und wer weiß ob du nicht einst ein eigenes Haus hast und eben so viel Geld verdienst als Vater."

„Dann werde ich auch für dich sorgen, Mina; aber du hast noch nicht geantwortet, ob du keinen Weg weißt, den Vater morgen daheim zu halten."

„Ich weiß keinen; vielleicht wenn wir ihm ein recht gutes Frühstück bereiten und das Zimmer ein wenig aufräumen könnten, bliebe er. Wie viel Geld hast du?"

„Jetzt sind es dreißig Cents. Ich habe heute wieder fünf Cents verdient, da ich einem Manne das Pferd hielt." Edward stand auf und holte seinen Schatz herbei.

„Ich habe einen Viertel. Was sagst du dazu, wenn ich dafür ein Sonntagsfrühstück für den Vater kaufe; dafür könnten wir es thun. Aber es ist eine Schande, dir dein Geld abzunehmen, da du doch sparst für Schuhe."

„Es macht nichts aus, behalte es, wenn du denkst der Vater bleibt dann daheim und geht nicht in den Saloon."

Das war gewagt, denn es war das ganze zeitliche Vermögen der zwei Geschwister und die Einlage war zweifelhaft auf Erfolg.

Die Kinder wagten es, und Mina schlich fort mit ihrem Reichthum, um Einkäufe zu machen. Als sie am Saloon vorbeiging, horchte sie, ob sie nicht ihres Vaters Stimme hören könnte; ja, sie hörte dieselbe, denn eben rief ein Kamerad: „Caspar, singe uns ein Lied." Der Mann gehorchte und sang mit heiserer krächzender Stimme: „Heim, süßes Heim," u. s. w. Mina eilte fort mit schwerem Herzen, denn sie konnte an des Vaters Stimme vernehmen, daß nichts Gutes bevorstand, und daß ihr Heim wenigstens nichts Süßes haben werde, wenn er heimkommt.

Das Päckchen für fünfzig Cents, ein Frühstück für den Vater, wurde sorgsam verwahrt. Nach einiger Zeit hörte man den so fröhlichen Caspar Fuger fluchend die

finstere Treppe heraufpoltern, und für etwa eine halbe Stunde hatten die zwei Kinder eine harte Zeit, dann aber endlich ging er fluchend und scheltend zu Bette, wo er in kurzer Zeit laut schnarchte.

Früh am folgenden Morgen war Mina an der Arbeit, sie breitete eine Schürze ihrer seligen Mutter über den Tisch, um die Stelle eines Tischtuches zu versehen; sie that dieses mit aller ihr zu Gebote stehenden Kunst, um es anziehend zu machen. Als sie endlich alles in Ordnung hatte und noch einen zufriedenen Blick darauf geworfen, weckte sie Edward, um seine Ansicht zu erfahren.

„Das sollte genügend sein, den Vater sein Lebtag bei uns zu halten. Ei, Mina, du hast ja fast einen ganzen Store ausgekauft für fünfzig Cents. Es ist ziemlich hart, wenn Kinder ihren Vater so mit ihrem letzten Geld erkaufen müssen, aber ich will's gerne gethan haben, wenn es nur gelingt."

„Komm, Edward, jetzt wollen wir zwei beten, ehe er aufwacht, weißt, wie die Mutter als gethan hat, und sie sagte oft, das Beten sei noch ihre einzige Hoffnung."

„Ja, ich weiß, Mina; aber ich weiß auch, daß es nichts geholfen hat; ich bin der Meinung, wenn ein solches Frühstück und zwei Kinder, wie wir, einen Vater nicht mehr retten kann, dann ist auch das Beten umsonst."

„Edward, sprich nicht so gottlos, laß uns knieen, ehe er aufwacht."

„Meinetwegen."

Dort knieeten die Geschwister, und Mina erzählte dem lieben Gott, wie es ihnen so hart ginge, und wie sie nun ihr letztes Geld und das ihres Bruders genommen, um damit den Vater zu gewinnen. Sie flehte der liebe Gott möchte doch auch helfen, damit es gelingen möchte, und sie wieder eine Heimath und einen lieben Vater bekommen würden; dann standen sie auf und warteten zitternd auf Erfolg; sie aßen eine Kruste Brod und tranken kaltes Wasser dazu, um ja die Mahlzeit nicht zu schmälern für den Vater.

Endlich wachte der Vater auf, und weil er, wie gewöhnlich, ein schreckliches Kopfweh hatte, fühlte er nicht sehr freundlich; denn er murrte etwas von einem Trank, um das Kopfweh zu vertreiben. Mit dem Hut in der Hand trat er aus dem Zimmer, um nach dem Saloon zu gehen. Das war der Augenblick auf den die zwei Kinder gewartet hatten. Hilf Gott! jetzt oder nie!

„Vater," sagte Mina mit erstickender, wehmüthiger Stimme, „hier ist ein schönes Frühstück, heißer Kaffee und Lammcoteletts; komm, setze dich; Edward und ich haben bereits gefrühstückt."

Der Vater sah verwirrt drein, er blickte nach dem Tisch, dann in die flehenden Augen Mina's, dann auf Edward, der sich auch herbeigeschlichen hatte, und dazwischen sagte: „Vater, Mina und ich haben es für dich gethan, genieße es."

Der Mann wollte gehen, aber noch war er nicht so tief gefallen, daß er nicht noch einen Funken Liebe für seine Kinder gehabt hätte; im Saloon konnte er sie vergessen, aber einst war er ein lieber, guter Vater und es war noch ein Fünklein in ihm, welches jetzt zum Brennpunkt kam. Er konnte nicht widerstehen. „Esse, Vater, ehe du gehst, sonst verdirbt es, und Mina hat es doch bereitet, um dich zu überraschen."

Er setzte sich, aber er hatte keinen Appetit, jeder Bissen drohte ihn zu ersticken. Der heiße schwarze Kaffee jedoch brachte ihn zurecht, und er fing an einzusehen, was vorgegangen war.

„Wie habt ihr das bekommen, Kinder?" fragte er. „Es scheint, ihr liebt euren Vater trotz allem?"

„Gewiß, Vater," sagte Mina, und wagte es ihn zu umhalsen und zu küssen; „und du liebst auch uns, denn sonst haben wir ja Niemand in der ganzen Stadt, der uns liebt, seit die Mutter todt ist."

Das war mehr, als der alte Juger ertragen konnte; Thränen schossen ihm in die Augen, und er eilte in sein Schlafgemach und schloß die Thüre; dorten hörten ihn die Kinder eine Zeit lang ernstlich beten und ringen. Mina faltete die Hände; sie ging in dem kleinen Raum auf und ab, und blickte thränenden Auges zum Himmel und betete: „Hilf, Gott, allezeit, aber besonders jetzt."

Edward konnte die Sache noch nicht so verstehen, aber er sah doch, um was es sich handelte, und er wollte auch mithelfen, daher sagte er: „Mina, als drauf, du gewinnst; dein Frühstück und dein Beten thun das ganze Geschäft, dann sind wir glücklich. Himmelvater, hör' doch meine Schwester, Mina, denn sie ist ein Blitzmädel. Amen!"

Jetzt kam der Vater wieder aus der Kammer, seine Augen waren roth; er umfing seine Kinder und herzte sie, wie schon seit Jahren nicht mehr, dann aber setzte er sich an den Tisch, und seine Kinder mußten sich zu ihm setzen. Jetzt sagte er ihnen, daß er sie liebe, und daß er sie immer geliebt habe.

Nach dem Essen bat Mina, ihr Vater möchte sie doch lesen hören, indem sie ja nie in die Schule komme. Er that es; sie las aus der Bibel, welche der Mutter gehört hatte. Caspar Juger hörte nicht viel von dem Lesen, sein Gewissen war aufgewacht; er dachte an vergangene Tage, an früheres Glück, und es kam ihm der Gedanke, es stecke noch ein Funke Männlichkeit in ihm, wenn man ihn nur entflammen könne. Gewiß, er liebte seine Kinder eben so sehr, als andere Väter die ihrigen.

„Kinder, jetzt muß ich aber gehen," sagte er endlich; „doch komme ich bald zurück, seid ohne Furcht."

Er ging. Die Kinder hatten schon so viel mal gehofft und waren getäuscht, daß sie kaum zu hoffen wagten. Noch auf der Stiege umarmte Mina den Vater und bat ihn zu bleiben. Edward ergriff seine Hand und bat: „Vater, gehe nur nicht in den Saloon, wir thun alles für dich, was wir nur können."

„Kinder, laßt mich, ich komme bald zurück."

Und er hat Wort gehalten. Er kam zurück mit einem

blauen Band im Knopfloch; denn er hatte das Enthaltsamkeitsgelübde abgelegt. Unter dem Arm aber brachte er ein Mittagsmahl für seine Kinder.

Von jetzt an war Glück und Segen in der Familie. Caspar Fuger hatte schwere Kämpfe auszuhalten, aber er siegte männlich. R. M.

Ferdinand von Lesseps.

Die Behauptung: „Gelegenheit macht den Mann," hat Manches für sich. Schon mehr als ein berühmter Mann ist, so zu sagen, per Gelegenheit, vielleicht gar ohne viele Anstrengung zu seinem Ruhm gekommen; man könnte solche Fälle nennen, aber bei all dem muß man die Geschichte vom Ei des Columbus doch auch nicht vergessen. Nachmachen ist leichter als Vormachen, und Mancher wartet auf eine Gelegenheit, während ein Anderer sich eine Gelegenheit macht.

Schon Napoleon I. nahm sich Zeit über die Möglichkeit einer Landverbindung zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meer nachzudenken; er ließ sogar die Landenge behufs eines Canalbaues vermessen, als man ihm aber meldete, der Unterschied des Niveau's der beiden Meere sei sehr groß, gab er den Plan als unausführbar auf.

Im Jahre 1805 wurde zu Versailles in Frankreich ein Kind geboren, welches einen Beruf in der Weltgeschichte hatte; ein Mann, wie ihn nicht jedes Jahrhundert aufzuweisen vermag: es war Ferdinand von Lesseps. Als er sich fürs Leben entscheiden mußte, wählte er die Diplomatenbahn, und er hat auf diesem Felde auch schon bedeutende Posten gefüllt. Während der Zeit der Oberherrschaft Mehemet Ali's, von 1836 bis 1840, war er Consul in Egypten, hernach zu Barcelona; später Minister zu Madrid und noch später außerordentlicher Gesandte nach Rom. Als im Jahr 1854 Said Pascha, ein intimer Freund von Lesseps, Vicekönig von Egypten wurde, erhielt von Lesseps eine spezielle Einladung nach Cairo zu kommen und als Gast des Vicekönigs in dessen Palast zu wohnen. Dort reifte der schon seit 1840 sich bildende Plan des Suez Canals.

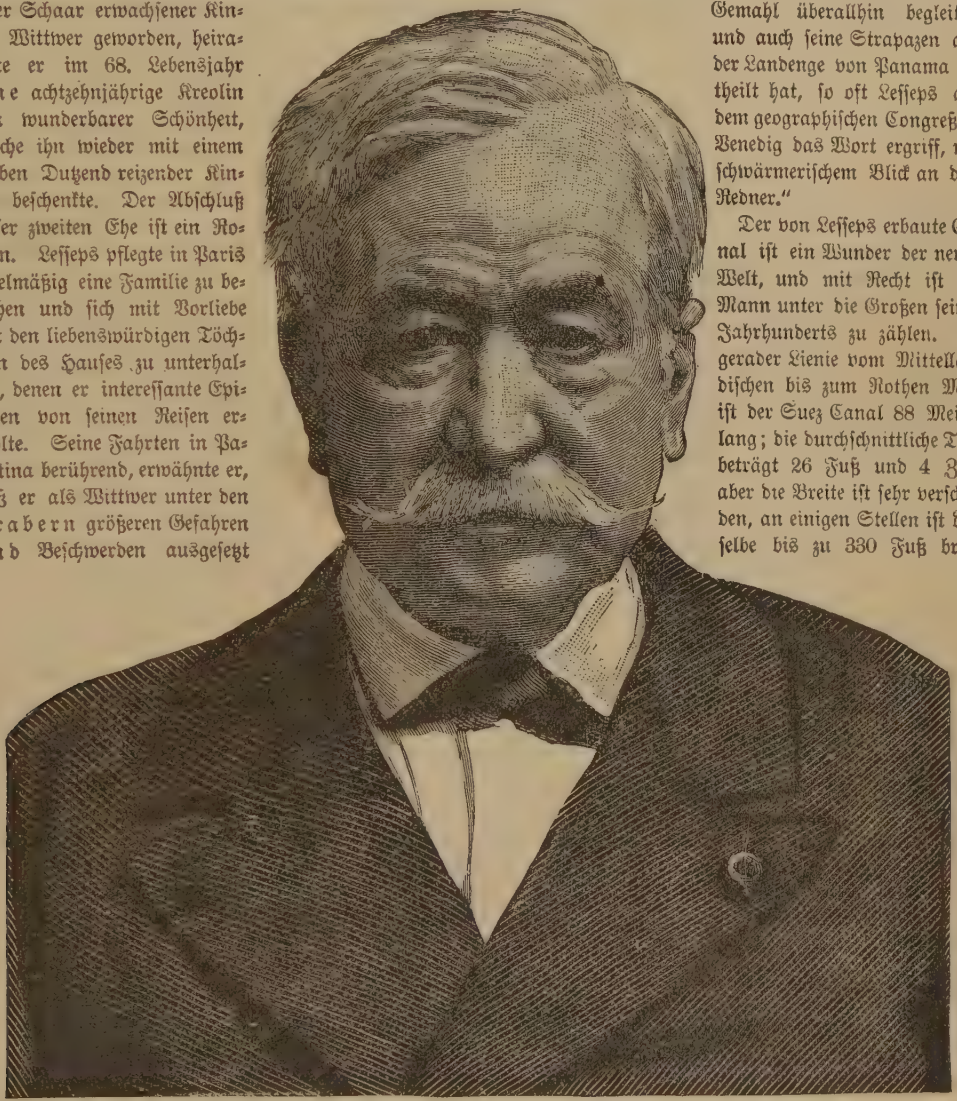
Ueber das Gelingen jenes Riesenunternehmens ist kaum nöthig Worte zu verlieren. Ist das erste gelungen, so war es dazu ersehen den Unternehmungsgeist des rastlosen Mannes zu neuen Projekten anzufeuern, und ehe lange war der Panama Canal im Plan. Es hat ja bekanntlich nicht an Leuten gefehlt, welche dasselbe lebhaft bekämpften, und zwar aus dem sehr triftigen Grund, weil—dasselbe undurchführbar sei. Das Prestige aber, welches Herr Lesseps sich durch das Zustandekommen seines Suez Canals gesichert hatte, half ihm, in weitesten Kreisen die Bedenken gegen ein Werk, das im günstigsten Falle ungezählte Millionen verschlingen mußte, zu überwinden und sich mit verhältnißmäßig leichter Mühe eine solche pecuniäre Unterstützung zu sichern, daß er mit den Vorbereitungen beginnen konnte. Ueber das Gelingen dieses zweiten großen Unternehmens bestehen noch viele Zweifel, während Andere geradewegs die Unmöglichkeit des Werkes behaupten.

Daß die Franzosen ihren Landsmann mit etwas mehr als bloßer Bewunderung betrachten, ihn vielmehr fast verehren, läßt sich ja leicht denken; Ehre, dem Ehre gebührt. Aus dem früheren Leben dieses großen Mannes erzählt ein Pariser Blatt einige charakteristische Züge: Im Alter von 20 Jahren zeichnete er sich als Reiter und Schütze aus. In seinen, freilich seltenen, Mußestunden pflegt er noch heute nach der Scheibe zu schießen, und es dient ihm als Zielobjekt — eine Gewehrmündung. In Tunis erlegte er eines Tages 54 Wildschweine, und dieses Erfolges erinnert man sich noch heute, nach 50 Jahren. Nach Egypten kam er im Jahre 1832, und sein Pferd war erster Sieger im Wettrennen, das Alexandrien gesehen. An demselben hatten die besten Renner Arabiens Theil genommen. — Ein Reiterstücklein war es auch, das ihm die Concession des Suez Canals verschaffte. Der Vice-König, Mohammed-Said, bereiste eben die lybische Wüste mit einem Gefolge von 11,000 Mann und lagerte auf einer Anhöhe, die er mit einem hohen Steinwall hatte umgeben lassen. Am 30. November 1854 erfährt Lesseps durch seinen Freund Zulfillar Pascha, daß der Khedive infolge eingetroffener Nachrichten besonders guter Laune sei. Sofort schwingt Lesseps sich auf sein Pferd, reitet in vollem Galopp den steilen Hügel hinan, setzt mit einem kühnen Sprung über die Mauer in das Innere des Lagers und erscheint vor Mohammed-Said. Allgemeine Bewunderung und der Khedive unterzeichnet die Concession zum Suez Canal, der epochemachend in der Cultur-Geschichte der Menschen werden sollte.

Die Liebe zur Familie ist in seiner Natur eingewurzelt, und er vermag sie nicht zu unterdrücken; die wichtigsten Geschäfte, eine Conferenz mit hohen Würdenträgern vermag nicht den Mann zu halten, wenn ein Kind schreit, oder gar krank ist. „Fast irgend eines schönen Tages," sagt das Blatt, „kann man Herrn v. Lesseps im Park treffen, mit einem ganzen Truppe seiner Sprößlinge. Auf seine Kinder ist er sehr stolz; wer ihn besucht, ob es auch in den wichtigsten Angelegenheiten wäre, dem zeigt er die Kinder, deren Betten in einer langen Reihe stehen, fast wie die Betten der Soldaten in der Kaserne, oder die Lagerstätten der Kinder in einem Waisenhaus. Bei seinen Kindern vergißt v. Lesseps Suez und Panama.

Wie von Lesseps zu seiner zweiten Frau kam, erzählt ein anderer Berichterstatter etwa wie folgt: „Persönlich ist er eine jener seltenen Erscheinungen, auf welche die Natur

ihre ganze Kraft ausgeschüttet hat, und welche, wie Tizian und Alexander von Humboldt, fast ein Jahrhundert zu durchleben haben; in seinem 78. Lebensjahr besaß er noch die Lebensfrische eines Jünglings. Sein Schicksal gleicht dem jener Helden, der indischen Sage, welche ihr Leben zweimal genießen. Als Vater einer Schaar erwachsener Kinder Wittwer geworden, heirathete er im 68. Lebensjahr eine achtzehnjährige Kreolin von wunderbarer Schönheit, welche ihn wieder mit einem halben Dutzend reizender Kinder beschenkte. Der Abschluß dieser zweiten Ehe ist ein Roman. Lesseps pflegte in Paris regelmäßig eine Familie zu besuchen und sich mit Vorliebe mit den liebenswürdigen Töchtern des Hauses zu unterhalten, denen er interessante Episoden von seinen Reisen erzählte. Seine Fahrten in Palästina berührend, erwähnte er, daß er als Wittwer unter den Arabern größeren Gefahren und Beschwerden ausgesetzt gewesen sei, weil diese nicht begreifen könnten, wie ein Mann ohne Weib leben könne. Da fragte ihn die Schönste der Schwestern, warum er denn nicht wieder heirathe. „Weil ich zu alt bin," erwiderte Lesseps, eine alte Frau wollte ich nicht haben, und eine Junge würde mich alten Mann nicht mehr lieben können." „Wer weiß," antwortete darauf die Dame schüchtern; das Ende der Geschichte ist bald gesagt. Lesseps blickte der Dame fest ins Auge und brach in die Worte aus: „Wenn Sie es wirklich mit einem Greise wagen wollen, hier ist meine Hand." Die Ehe ist eine der glücklichsten geworden, und hing die noch heute, nach zehn Jahren, in blendender Jugendschöne blühende Frau, welche ihren Gemahl überallhin begleitet, und auch seine Strapazen auf der Landenge von Panama getheilt hat, so oft Lesseps auf dem geographischen Congreß in Venedig das Wort ergriff, mit schwärmerischem Blick an dem Redner."



Ferdinand von Lesseps.

Der von Lesseps erbaute Canal ist ein Wunder der neuen Welt, und mit Recht ist der Mann unter die Großen seines Jahrhunderts zu zählen. In gerader Linie vom Mittelländischen bis zum Rothen Meer ist der Suez Canal 88 Meilen lang; die durchschnittliche Tiefe beträgt 26 Fuß und 4 Zoll, aber die Breite ist sehr verschieden, an einigen Stellen ist derselbe bis zu 330 Fuß breit. Schiffe müssen jedoch die Mitte des Canales innehalten, denn die höchste Tiefe ist nur 72 Fuß weit in der Mitte des Canales. Natürlich hat man auch in der Vermessung darauf gesehen, daß man den Niedrigungen nachging, dadurch sind aber mehrere kleine Seeen entstanden, welche jedoch theilweise so tief sind, daß Schiffe vom größten Tiefgang darin fahren können. Schleusen

waren nicht nöthig, denn gegen alle Erwartung fand man das Niveau der beiden Meere fast ganz gleich.

Der Einfluß des Wassers vom Mittelländischen Meer begann am Februar 1869, und vom Rothen Meer im Juli; anfangs October waren die Thäler gefüllt und in große Seeen verwandelt, die Welt aber hat eine Wasserstraße gewonnen, deren Werth nicht mit Zahlen zu berechnen ist. Die Einnahmen des Canals fürs Jahr 1882 betrugen $12,500,000, wovon England, oder englische Schiffe, vier Fünftel bezahlten. Nachdem das Arbeitskapital abgezogen war, die Zinsen auf ausstehende Werthpapiere bezahlt worden u. s. w., blieb ein Reingewinn von $6,300,000 für die Aktieninhaber.

Gottvertrauen und Fatalismus.

Ein Schulerlebniß.—Von M. Liebrecht.

Daß diese beiden Dinge sehr verschiedener Art sind, ist bekannt. Das Gottvertrauen sagt: Gott ist die Liebe, und Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen; also komme, was da wolle, es soll mir recht sein, weil's von meinem Vater im Himmel kommt. Der Fatalismus dagegen sagt: Alles, was uns begegnet, beruht auf Vorausbestimmung —also, was kommen soll, das kommt, und was nicht kommen soll, das kommt nicht; wir Menschen können nichts dazu und nichts davon thun, also ist's das klügste, man findet sich mit Gleichmuth drein. Merke den Unterschied: Dort waltet der lebendige liebende Gott und Vater, hier ein blindes Geschick; dort dient alles zum Besten; hier kommt's eben—ob zum Bösesten oder zum Besten, das weiß man nicht; dort freudiges Vertrauen, hier stumpfe Ergebung, dort Weckung aller Lebensgeister, hier Ertödtung derselben.—Aber zum Schulerlebniß.

Eines Tages nemlich wurde den jungen Mädchen eines „höheren" Töchterinstituts die Aufgabe gestellt, obiges Thema zu bearbeiten.

Die großen und kleinen „Töchter" entsetzten sich nicht wenig ob der harten Nuß, deren Kern ans Tageslicht zu fördern, ihnen befohlen ward. Doch manch eine derselben getröstete sich ihrer Kenntnisse, ihres Verstandes und so mancher klugen Einfälle, die sie schon gehabt, und ging muthig an das Werk.

Als die Aufsätze abgeliefert wurden, fand sich der Lehrer genöthigt, bei einer seiner Schülerinnen halt zu machen. „Hast du deine Arbeit wieder einmal nicht fertig gebracht?" fragte er stirnrunzelnd. „Ei, ei, Marie! wo will das noch hinaus? Immer zu umständlich und langathmig, allzu gründlich und allzu pünktlich und darum kein fertig werden? Was kann ich mit einer Arbeit machen, die keinen Schluß hat?"—

Unmuthig warf der Lehrer das Heft auf den Tisch zurück. „Es thut mir leid um dich, Marie," fuhr er in strengem Tone fort, während die Angeredete mit den Thränen kämpfte, allein bis morgen Abend muß ich den Aufsatz in neuer Fassung und vollständig ausgefertigt von dir verlangen." Die übrigen steckten die Köpfe zusammen, es wurde geflüstert und da und dort hochmüthig gelächelt.

Die „kleine Marie" — so hieß sie unter den Mädchen, obgleich sie schon sechzehn Jahre zählte,—war von Natur scheu und ängstlich. In der Abgeschiedenheit eines ländlichen Pfarrhauses aufgewachsen, konnte sie's mit den Stadtfräuleins nicht so recht aufnehmen. Mit einer gewissen Verachtung blickten die Genossinnen auf sie herab und meinten, weil Marie nichts aus sich zu machen wisse, wenig rede und viel schweige, so sei überhaupt nichts hinter ihr zu suchen. Das bleiche Gesichtchen erschien ihnen unbedeutend, das Benehmen zu einfach, die Haltung allzu demüthig; kurz—eine eigentliche Freundin besaß Marie, obgleich sie schon ein halbes Jahr in der Anstalt weilte, nicht. Auch der heutige Vorfall war für das schüchterne Mädchen nicht mutherweckend, und als man nun aus der Classe ging, beeilte sie sich, möglichst rasch an den andern vorbei zu kommen.

„Warum so eilig, Marie?" rief die stets schlagfertige und hochweise Irma ihr nach. „Warte doch ein wenig, ich habe dir etwas zu sagen: Du bist, das muß man dir lassen, ein Pechvogel vom reinsten Wasser, eigentlich der verkörperte Fatalismus, denn dir geht's immer fatal." Ein schallendes Gelächter der übrigen begleitete diese Rede; es sollte damit der Sprecherin und ihrem geistreichen Witz Beifall gezollt werden. Die also Gehöhnte eilte indessen beschämt von dannen.

Marie ging im Garten auf und ab und überlegte, wie, wo und wann sie ihre Aufgabe ausfertigen sollte. Ihren Stundenplan überdenkend, konnte sie keine Möglichkeit erblicken, eine auch nur einigermaßen befriedigende Arbeit zu Stande zu bringen. Allein, es war ihr jetzt zu Muthe, als habe sie die Sache mit dem lieben Gott auszumachen, der konnte sie den andern gegenüber, deren Spott sie erduldet hatte, nicht stecken lassen. Wer hätte der kleinen Maria zugetraut, daß sie so kühn würde, einen Versuch zu wagen, ähnlich dem des großen Glaubenshelden Luther, der, wie er selber sagt, „dem lieben Gott einmal den Sack vor die Füße warf!" „Du mußt mir helfen," so redete sie in ihrem Herzen, während die dunkeln Augen zum Himmel emporschauten, „und mußt

es zeigen, ob ich ein Pechvogel bin oder nicht. An den Fatalismus, an ein unabänderliches Geschick, das mich verfolgen soll, wie Irma meint, glaube ich nicht; sondern an dich glaube ich, und auf dich hoffe ich, und weiß auch, daß keiner zu Schanden wird, der auf dich trauet."

Darüber wurde es ganz hell und licht im Kopf der Beterin, und eine Fluth von Gedanken drängte sich ihr auf, die alle auf das Thema ihres Aufsatzes paßten und ihr den Gegensatz zwischen Gottvertrauen und Fatalismus klar machten. „Ich muß einen andern, bessern Aufsatz machen," dachte sie vergnügt, „und was ich zu schreiben habe, das weiß ich nun; die Zeit dazu wird sich auch noch finden."

Andern Morgens saß Marie schon vor dem Frühstück im Uebzimmer, schrieb und schrieb. Es ging so gut von statten wie noch nie. Was kümmerte sie's, daß eine Mitschülerin mit dem edlen Vorsatz sich ausnahmsweise zu üben ins Zimmer trat und auf dem Clavier klimperte! Was schadete es, daß sie sogar dieser zurechthelfen, ihr auf dringendes Bitten den Sechsachtel- und Viervierteltakt erklären mußte — ihre Gedanken durfte das nicht stören, die saßen fest; ihres Stoffes war sie mächtig, es mußte diesmal gelingen. Als die Glocke rief, war das Conzept fertig. Nun gab's vor Abend noch ein freies halbes Stündchen; das konnte zum Abschreiben gerade reichen.—

Wieder saß Marie hinter der Arbeit. Ach, die vielen guten Gedanken, welche zu Papier gebracht waren, erforderten Zeit, das Conzept war ausgiebig wie noch selten, Minute um Minute enteilte!

„Soll ich dir diktiren?" tönte die freundliche Stimme eines Mädchens neben ihr, die, kürzlich erst eingetreten, Marie fast noch fremd war. Doch—wer der hülfreiche Engel auch sein mochte—daß er kam, war Marie in diesem Augenblick nicht verwunderlich. „Bitte, ja!" bat sie. Und weiter ging's im Geschwindschritt, daß die Feder ächzend übers Papier flog, als wollte sie sich über die große Eile, mit der sie geführt wurde, beklagen. Mit dem letzten Glockenschlag war auch der letzte Satz geschrieben; er lautete: „Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen und mit meinem Gott über die Mauern springen." 2 Sam. 22, 30.—Das war ein kräftiger, vielsagender Schluß! Dann wurde die Arbeit abgegeben.

Während der nächsten Tage war an Marie eine stille Freudigkeit, ja etwas wie Siegesgewißheit wahrzunehmen. Unwillkürlich trug sie das Köpfchen höher als gewöhnlich, und wenn sie mit Irma in Berührung kam, blickte sie ihr freundlich und zugleich unerschrocken in die Augen. Uebermuth war es nicht, auch nicht Stolz und unnöthige Einbildung auf sich selbst, aber was denn sonst?—

„Wir gratuliren, wir gratuliren!" riefen mehrere Mädchen Marien zu, als sich eben sämmtliche Hausgenossen zum gewohnten Mittagsmahl zusammen fanden. Es waren die ältesten der Schülerinnen, die binnen kurzem als geprüfte Lehrerinnen das Haus verließen und unmittelbar aus ihrer Lection kamen. Die Angeredete schaute fragend auf.

„Nun, denke dir! dein Aufsatz ist uns wörtlich vorgelesen und zum Muster aufgestellt worden. Herr Walter sagte uns schlankweg, ein Predigtamtskandidat hätte sich einer solchen Arbeit, wie die deinige, nicht zu schämen brauchen, und er möchte diejenige unter uns sehen, die es dir nachthun könnte."

Nach diesen Worten entstand eine verhängnißvolle Pause. Selbst Irma, die in diesem Augenblick ganz verblüfft war, wußte nichts zu sagen. Auch Marie schwieg. Sie lächelte nur, als ob sie sagen wollte: „Gerade so und nicht anders habe ich es erwartet; wie es aber so gekommen ist, bleibt mein Geheimniß, das verrathe ich euch nicht!"—In der Lection folgte dann noch eine öffentliche Belobung von Seiten des Lehrers und die Zurückgabe des Aufsatzes, mit der Unterschrift: „Sehr tüchtige Leistung!" — Von diesem Tage an war Marien's Stellung den Genossinnen gegenüber eine andere. Sie wußten jetzt, daß doch verschiedenes hinter ihr zu suchen war, was Niemand vermuthet hatte, und manche derselben bemühte sich um ihre Freundschaft. Das war aber nicht alles. Es gibt Fälle im Leben, wo auch der Muthigste einmal verzagt wird, seine Ohnmacht erkennt und nach der Hülfe eines Stärkeren ausschaut. Was wollte es daher für die schüchterne Marie heißen, daß sie in allen solchen und ähnlichen Fällen sich zu rathen wußte, und in jeglicher Noth vor die rechte Thüre kam! Erst hat sie's im Kleinen erfahren und hernach auch im Großen:

„Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!"—

Das war das Beste.

Die kleine Mama.

Dort im himmelhohen Hinterhause in der Mansarde, zwischen rauchenden Schornsteinen, inmitten eines Meeres von Schiefer- und Ziegeldächern, da wohnt sie, die kleine Mama.

Ein Kind aus dem Volke, schlicht und anspruchslos, ohne besondere geistige Fähigkeiten, aber frühzeitig gereift im harten Kampf um das tägliche Brod. Eine Heldenseele voll Muth, unbeugsamer Ausdauer und Entsagung, so nah den lockenden Genüssen und Reizen der großen Stadt und doch ohne Murren ihr hartes Loos tragend, nur für andere sorgend, ihr eigenes Wohl, ihre eigenen Wünsche denen der anderen hintenansetzend — das ist sie, meine kleine, arme Freundin, deren Geschichte ich euch erzählen will, eine seltene Blume auf dem Sumpfboden des Elends, ein köstliche Perle in unscheinbarer Fassung.

Sie ist ein Proletarier-Kind. Die Mutter ist früh gestorben, dahingerafft von den Stürmen des Lebens.

All die tausendfachen Sorgen für das Leben, für die Familie, die neben dem Vater auch noch aus zwei kleinen Geschwistern besteht, die der Mutterhand noch so sehr bedürfen, die sind nun auf der Tochter zarte Schultern gewälzt, und ob sie auch manchmal zusammenzubrechen droht unter all dem Elend und Kummer, sie bleibt trotz alledem standhaft und fest, immer ihr Ziel, die Wohlfahrt der Ihrigen, im Auge behaltend, stolz auf ihren Ehrennamen „die kleine Mama" — dessen sie sich mit Gottes Hülfe würdig zu machen sucht.

Und der Vater?

Nun, der ist ein Arbeiter, nicht besser noch schlechter als Tausende seiner Genossen, doch ohne Verständniß für das Kleinod, das er sein eigen nennt. Er steht noch im kräftigen Mannesalter, aber sein Haar ist frühzeitig ergraut, in seine Züge haben Noth und Entbehrung, wohl auch der Trunk, tiefe Furchen gegraben; er ist innen und außen ein alter Mann Vielleicht träumte auch er einst von einem besseren Loose, als ihm in Wirklichkeit beschieden wurde, auch in seinem Herzen zündete jener Funke, der die Menschen zeitweilig hoch hinaushebt über all die kleinlichen Sorgen des Lebens; es war, als er die Martha, sein Weib, heimführte. Doch das ist nun alles längst, längst vorbei, wie ein Meteor, das glänzend vom Himmel herniederfällt, aber bald in ein Nichts zerstäubt. Die Martha liegt unter dem kühlen Rasen, und in ihres Mannes Herz wohnen die finsteren Dämonen des Neides, des Hasses gegen seine vom Glück mehr begünstigten Mitmenschen. Er ballt die Faust in der Tasche beim Anblick all des Glanzes, welcher ihm täglich in tausendfacher Gestalt vor die Augen tritt, so nah, fast greifbar, und doch so unerreichbar.

Er arbeitet in einer großen Fabrik neben vielen hundert anderen. Wie viele gibt es nicht da, denen es ebenso geht wie ihm, welche das Leben mit denselben Augen anschauen wie er, die gleich ihm Vergessen suchen im Trunk. Und das letztere ist es, was unserer kleinen Heldin schon manche bittere Thräne ausgepreßt hat. Schon oft wollte sie verzweifeln, wenn der Vater im wüsten Rausch mehr als die Hälfte seines Wochenlohnes im Branntwein und Kartenspiel vergeudete—doch immer richtete sie sich wieder auf am Stabe göttlichen Worts.

„Juchhei, Kameraden, morgen ist Sonntag, darum lustig und fidel; wir wollen auch 'mal Menschen sein!"

Doch diese Stunden des wüsten Taumels verschwinden, und je näher dem ärmlichen Heim, desto lauter regt sich im Innern ein gewisses Etwas. Und wenn er dann in die niedere Stube tritt und sieht sein Kind beim Lampenschein noch emsig bei ihrer mühseligen Näharbeit sitzen, dann überkommt ihn wohl der Gedanke, wie klein er dem schwachen Mädchen gegenübersteht, das sich niemals Ruhe gönnt. Aber meist schämt er sich dieses besseren Gefühls und betäubt die Stimme seines Gewissens durch irgend einen Skandal, den er vom Zaune bricht. Sie erwidert dann kein Wort, doch in ihren großen blauen Augen liegt es wie ein stiller Vorwurf. Aber wenn dann die unregelmäßigen Athemzüge des Berauschten ankünden, daß er sich im Schlaf befindet, dann kann sie ihr Herz erleichtern und sie weint ob der traurigen Gegenwart und der düsteren Zukunft—und betet.

Doch es gibt auch einige Lichtblicke im alltäglichen Leben der kleinen Mama. Wenn sie ihre Arbeit abgeliefert und das Geld dafür empfangen hat, dann dünkt sie sich reich und kauft Futter für den Kanarienvogel, der im Käfig zwischen den Blumen am Fenster hängt und ihre trüben Gedanken durch seinen munteren Gesang schon oft verscheucht hat. Sie selbst hat keine Bedürfnisse; die Blumen und der Vogel sind ihre einzige Freude, der einzige Luxus, den sie sich gestattet.

So floß ihr Leben unter harter Arbeit und mannigfachen Sorgen und Entbehrungen, doch für sie immer noch erträglich, dahin.

Wieder war es an einem Sonnabend-Abend. Das Mädchen wußte, daß der Vater so bald nicht kommen würde, denn, wie gesagt, es war ja Sonnabend. Sie hatte die kleinen Geschwister zu Bett gebracht und sah nun zum Fenster hinaus. Viel gab es freilich da nicht zu sehen. Dächer, Schornsteine und Mansardenfenster, durch welche Licht schimmerte, aber darüber das weite, unendliche Sternenzelt. Wie still war doch alles rings umher! Nur aus der Tiefe herauf erscholl gedämpft das Getöse des rastlos fluthenden Straßenverkehrs.

So starrt das Mädchen geraume Zeit in die milde, köstliche Frühlingsnacht hinauf und träumt von — ja, wer die Träume eines jugendlichen Mädchenkopfes ergründen könnte!

Da schrickt sie plötzlich zusammen. Sie hört einen schweren Tritt auf der Treppe. Ein sonniges Lächeln überfliegt ihr Gesicht.

„Gottlob, der Vater ist schon da!"

Jetzt wird die Thür geöffnet und herein tritt, nein — schwankt der Genannte.

„Noch kein Licht da?" brummt er. „Na, laß nur, meinetwegen ist's nicht nöthig; ich habe Dir nur 'was zu sagen, dann gehe ich wieder fort!"

Eine kleine Pause entsteht.

Dem Mädchen ist so beklommen zu Muthe geworden, und sie preßt die Hände auf das Herz; sie meint, man müsse dessen stürmisches Klopfen hören. Der Vater ist auch gar so eigen heute, so hat sie ihn noch nie gesehen. Die Augen leuchten wahrhaft phosphoreszierend in der Dunkelheit zu ihr herüber. Er athmet rasch und kurz, und Branntwein-Geruch geht von ihm aus. Sie fürchtet sich zum erstenmal vor ihm.

Jetzt unterbricht er das Schweigen.

„Marie," stottert er halb unverständlich hervor, „Marie, du — du mußt mir," er hält zögernd inne, als scheue er sich, das Nachfolgende auszusprechen. Dann aber schreit er plötzlich die Worte hervor: „Du mußt mir Geld geben!"

Das Mädchen starrt den Vater regungslos an; sie glaubt, nicht recht gehört zu haben.

„Geld," spricht sie fast mechanisch nach, als hab' sie den Sinn des Wortes nicht verstanden; „Geld — und von mir? Ja, hast du — ist denn heute nicht Sonnabend?"

„Sonnabend," entgegnet er mit heiserer Stimme, „jawohl, Sonnabend! Siehst du, drüben bei Müller, da haben sie so ein Art Spielbank aufgelegt, natürlich lauter Bekannte. Nicht lange hat es gedauert, da war ich mitten d'rin. ‚Man muß dem Glück die Hand bieten,' sagen sie. Hahaha! ich habe es gethan, aber meine Hand ist nicht angenommen worden."

Er lacht über seinen vermeintlichen Witz, aber das ist kein heiteres Lachen, das ist das Lachen der Verzweiflung.

Das Mädchen wendet sich schaudernd ab.

„Du hast also—" sagt sie endlich zögernd.

„Meinen Lohn verspielt. Jawohl, das hab' ich!" ergänzt er.

„Verspielt!" schreit sie auf und schlägt die zitternden Hände vor das Gesicht; „den Lohn verspielt!"

„Nun, was ist's weiter!" schreit er sie an. „Das geht im Anfang immer so, sagen sie, man muß es eben nur aushalten können. Also gib Geld heraus, ich will, ich muß gewinnen!"

Er befindet sich in einer furchtbaren Aufregung, denn trotz seiner Trunkenheit erkennt er den für seine Verhältnisse großen Verlust, den er um jeden Preis wieder einbringen muß.

Jetzt steht er auf und nähert sich der still Weinenden.

„Na, was gibt's zu flennen? Heraus mit dem Gelde —oder"—

Sie nimmt die Hände vom Gesicht und tritt ihm furchtlos entgegen: sie muß heute dem Vater ungehorsam sein, zu seinem, zu aller Besten. Sie hat heute Geld empfangen; aber wie nöthig braucht sie es, doppelt nöthig, da der Wochenlohn des Vaters verloren gegangen ist! Der Vater spricht und handelt im Rausch, darum muß sie fest bleiben — und doch fiel es ihr schwer und sie griff zu einer List — zu einer Unwahrheit.

„Du willst Geld, Vater?" sagt sie leise aber fest zu ihm, „ich — ich habe keins!" „Wie, du hast nichts?" schreit er auf. „Das sagst du mir ins Gesicht, der ich weiß, daß du heut deine Arbeit abgeliefert hast?"

Die Kleine wird um einen Schatten bleicher, aber sie bleibt ruhig und faßt neuen Muth.

„Ja denn, Vater, ich habe Geld: aber ich kann es dir nicht geben, weil — wir dann hungern müßten und du damit sündigen willst."

Er stampft mit dem Fuße auf und geht einige Male in der Stube auf und ab. Offenbar ringt er mit einem Entschluß. Ob die mahnende Stimme in seinem Innern sich erhebt? Mag sein, doch die Dunkelheit ist sein Bundesgenosse. Er würde sich vielleicht trotz seiner Trunkenheit geschämt haben vor seinem Kinde, wenn er den Blick seines großen Auges vorwurfsvoll auf sich gerichtet sähe, aber heute hatten die wilden Leidenschaften freies Spiel.

„Du verweigerst mir den Gehorsam?" sprach er und in seiner Stimme erklang es wie rollenden Donner. „Du gibst mir das Geld nicht?"

„Nein!" erklang es von ihren Lippen. „O Vater, lieber Vater," rief sie mit bittender Stimme und schlang die Arme um seinen Hals, „vergib mir, ich muß ja ungehorsam sein. Laß es bei der einen Sünde, laß es an dem einen Verlust, der uns schon schwer genug trifft, genug sein. Sieh die Geschwister, sie schlafen so ruhig; aber wenn sie aufwachen, dann verlangen sie zu essen, und wir können ihnen dann nichts geben. Vater, habe Erbarmen!"

Der Mann hatte schon verschiedene Versuche gemacht, sich von des Mädchen's Arme loszumachen. Der Ton ihrer Stimme hatte doch etwas auf Ihn gewirkt und zu anderer Zeit würden ihn auch ihre Worte überzeugt haben, nur jetzt nicht, da die Dämonen des Trunkes und des Spiels vollständig von ihm Besitz ergriffen hatten.

Er dachte an die Kameraden, wie sie ihn hänseln und verhöhnen würden, wenn er nicht wiederkäme; er sah das viele Geld vor seinen Augen verlockend tanzen, da war der kurze Lichtstrahl vorbei, die schüchterne Stimme in seinem Innern verstummt, und die Gier nach dem Gelde, der Haß auf diejenige, die es ihm vorenthielt, traten mit doppelter Gewalt in seine Seele zurück, jede gute Regung in derselben erstickend.

Er richtete sich auf und stürzte sich einem Tiger gleich auf das hülflose Mädchen, dasselbe an beiden Armen erfassend. „Das Geld!" keuchte er hervor, „das Geld!"

„Ich kann, ich darf es dir nicht geben; Vater, verzeihe mir!" erwiderte sie zitternd, denn jetzt verließ sie ihre Kraft.

Ein gellender Schrei, ein dumpfer Fall, dann wurde es wieder still im Stübchen; selbst die aus dem Schlaf aufgeschreckten Kleinen wagten aus Furcht kaum zu athmen.

Der Trunkene hat in seiner blinden Wuth das Mädchen mit voller Kraft von sich gestoßen, so daß sie zu Boden stürzte.

Der Mond brach jetzt voll durch die verhüllenden Wolkenmassen, er beleuchtete ein erschütterndes Bild in der armseligen Dachkammer. Das regungslose Mädchen dort am Boden, mit einem Gesicht gleich einer Todten, der urplötzlich durch seine That ernüchterte Trunkene, in dessen Zügen sich das krasseste Entsetzen ausprägte, und die leise wimmernden kleinen Kinder in ihrem Bette.

* * *

Nicht viel habe ich mehr zu erzählen von der kleinen Mama. Der Fall schien keine weiteren Folgen für sie zu haben, aber sie wurde von Tag zu Tag bleicher und stiller. Zwar arbeitete sie immer noch, auch jetzt noch war sie der gute Engel ihres Hauses. Aber der Frohsinn, der trotz aller Noth und Sorgen den Grundzug ihres Wesens bildete, war gewichen und hatte einer düstern Schwermuth Platz gemacht; die ehedem so glänzenden, jetzt trüben Augen blickten oft starr auf einen Punkt, kurzum: sie war eine andere geworden, so sehr sie auch da-

wider ankämpfen mochte. Die Blumen, die Lieblinge, verwelkten, ohne daß sie dessen achtete, und eines Morgens lag auch der kleine gefiederte Sänger todt im Bauer; seine Herrin hatte ihn vergessen. Da schien sie noch einmal näheren Antheil zu nehmen; wehmüthig betrachtete sie den todten Kameraden, dann flüsterte sie ganz leise: „Armes Hänschen, wer weiß—bald" ihre Stimme brach und sie machte sich rasch mit den Kindern zu schaffen.

In dem Verhältniß zu ihrem Vater schien sich nichts geändert zu haben. Niemals berührten sie auch nur mit einem Wort jenen verhängsvollen Abend; es schien über diesen Punkt ein stilles, unausgesprochenes Einverständniß zwischen ihnen zu walten.

Aber der Vater war ein, wenigstens äußerlich, anderer Mensch geworden. Er arbeitete jetzt mit doppelten Kräften, sich kaum Ruhe gönnend, und brach den Verkehr mit seinen früheren Kumpanen vollkommen ab. Seine Tochter schien er seit jenem Abend wie eine Heilige zu verehren, sprach aber nur sehr wenig zu ihr; nur in seinen Blicken prägte sich seine Liebe aus. Doch wenn er manchmal des Abends nach Hause kam und sah das Mädchen, für das er jetzt freudig sein Herzblut hingegeben hätte, immer bleicher und durchsichtiger werden, dann schnitt es ihm wie mit tausend Dolchen ins Herz, und er ging in seine Kammer, warf sich aufs Bett und weinte wie ein Kind.

Und als der Sommer vorüber war und die welken Blätter von den Bäumen fielen, da lag die kleine Mama auf dem Todtenbett—auch ein welkes Blatt vom Baume des Lebens. Ein wunderbar verklärter Schimmer war über ihr Antlitz gebreitet; die Freudigkeit, die sie sonst besessen, aber verloren hatte, schien wiedergekommen zu sein mit dem Wehen des Todes, dem Wehen der Erlösung. Der Vater hatte wohl einen Arzt geholt, aber die Erklärung desselben machte ihn zum elendsten Menschen.

„Da hat mein Wissen ein Ende, lieber Freund," sagte der würdige Jünger Aeskulaps einige Stunden vor des Mädchens Tode. „Hochgradige Gehirn-Erschütterung! Hat sie einmal irgend einen schweren Fall gethan?"

Da war es dem Alten, als ob der Boden unter seinen Füßen wanke, sein Herz krampfte sich zusammen, und er hätte aufschreien mögen vor namenlosem Weh, doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt und die Frage des Arztes blieb unbeantwortet. Der ging schweigend fort.

Lange Zeit saß der Vater, stier vor sich hinstarrend, da, dann ging er gebeugt an das Krankenlager seiner Tochter.

„Marie," sprach er so leise und zart, als es ihm seine rauhe Stimme erlaubte, und seine Blicke suchten den Boden, „kannst du, willst du mir verzeihen?"

Da leuchteten ihre Augen in fast überirdischem Glanze auf.

„Ich dir verzeihen?" flüsterte sie und umklammerte ihn mit ihren Armen. „Ich habe dir ja schon längst verziehen, du lieber, guter Vater!"

Erschüttert sank er in die Kniee, keines Wortes fähig.

Lange hielten sie sich innig umschlungen. Da fuhr sie plötzlich empor.

„Vater," sprach sie mit fliegendem Athem, „versprich mir eins."

„Alles!" erwiderte er.

„Mache die Geschwister zu tücht'gen Menschen, daß sie gut und brav werden, erziehe sie in der Furcht und Vermahnung zum Herrn."

Und als ob sie des Vaters Gedanken errathen und in die Zukunft blicken könnte, fuhr sie fort: „Erhalte dich um ihretwillen, Vater; suche Gnade, wandele in einem neuen Leben; im Angesicht des Todes gelobe mir dies."

Er wollte etwas erwidern, doch nichts als ein Seufzer entglitt seinem Munde, aber seine Hand suchte die Hand der Sterbenden und hielt sie fest; da legte sie sich beruhigt in die Kissen. Am Abend hatte sie ausgekämpft.

* * *

Weit draußen vor dem Thore, auf dem Friedhofe, da befindet sich ein schlichter, einfacher Grabhügel. Kein Marmorkreuz, kein prunkender Gedenkstein ziert denselben, doch im Frühling und Sommer da schmücken duftende Blumen das Grab—der kleinen Mama.

Ein wunderbares Rad.

Von C. A. Thomas.

Auf einer Welt wie der unsrigen, mußte es im Lauf der Jahre nothgedrungen allerlei Räder und Räderwerk geben. Ist doch die Erde, welche wir bewohnen, im Grunde nun einmal nichts anderes als ein riesiggroßes Fuhrwerk, auf welchem man, wie auf Fittigen des Windes, durch den unendlichen Weltenraum dahinsauft. Schön ist's, daß dieser Wagen Gottes so sanft dahingleitet, daß man sich darauf so sicher fühlt, wie ein Kind in den Armen seiner Mutter. Die Menschen haben nach und nach dieser künstlichen Bewegung manches abgelernt, und ihr wißt's: sie selbst fuhrwerken bald 'mal so blitzschnell einher, als wollten sie mit dem lieben Gott in die Wette fahren. Nun, es hat uns Erdenbewohner auch schon viel Gutes gebracht, daß man bei den jetzigen Weltverhältnissen so behende und leicht vorwärts kommen kann. Gar manche Bestellung, die man im Interesse des Reiches Gottes gemacht und auch erfolgreich bedient hat, wäre ohne das bestehende

Räderwerk nie zu Stande gekommen. Dabei aber fährt wohl auch Mancher in einer prächtigen Kalesche auf dem, „breiten Wege" und fällt endlich einmal hinab, von wannen er nimmer wieder heraufkommt.

Aber damit ich wieder auf mein wunderbares Rad zurück komme. Merk dir's: Es ist im Ganzen ein gar künstliches Gefüge, und das will ich hier auch gleich vorausschicken: von keinem menschlichen Künstler verfertigt, und ist dasselbe weder von Eisen, noch von Holz, noch von Papier, oder irgend welchem andern Material. Es läuft geräuschlos fort und fort um seine eigene Axe, ohne eigentlich viel Aufsehen unter den Menschen zu machen. Zu loben ist das an ihnen, nemlich an den Menschen, nicht, aber so ist's nun leider; und ob es besser wird, möchte ich lieber nicht prophezeien. Ziemlich alt ist das Rad auch schon, aber es ist bis jetzt weder in seinem äußeren, noch inneren Organismus eine wesentliche Störung vor sich gegangen; denn es war von vorn herein gemacht auf die Dauer, und nicht wie jetzt die Menschen oft Räder und Fuhrwerke machen, blos für das Auge. Viele zwar, das weiß ich aus guter Quelle, hätten seinen Gang schon gern gehemmt, aber dazu nimmt's eben stärkere Arme als blos menschliche. Dahin ist dahin, für immer dahin, denn eine gewaltige Triebkraft hält es beständig am Rollen, wie ein mächtiger Sturmwind fährt's fort und fort durch seine Glieder, und es gleitet dahin, seinem bestimmten Ziele zu.

Als ich zuerst mit diesem wundervollen Rad bekannt wurde — ich sage es frei — da ging mir sein Lauf nicht schnell genug. Mir war's, lieber Leser, als gelte es eine steile Bergeskuppel zu ersteigen, auf deren anderer Seite ich Großes, Gewaltiges, Weltumwälzendes zu erspähen hoffte. Ich war damals noch jung an Jahren, aber eine Weltanschauung hatte ich doch schon. Sie war wie sie eben jetzt noch in der Regel bei jungen Leuten ist, nur besser in manchen Stücken, das darf ich zu meinem Vortheil wohl behaupten. Mir kam's vor, als müsse ich in das Rad greifen und schieben helfen. Gar mancher eigenartiger Gedanke huschte mir dabei durchs Gemüth, wie's wohl käme, daß alles so langsam gehe. Doch endlich schienen mir, wie unvermerkt, der geheimnißvollen Rundgänge mehr zu werden und als mehr zu werden, und alljetzt, da ich dieses in der schönen Magazinstube schreibe, ist mir jenes Studium wie ein ferner, verschollener Traum, wie das ferne Geräusch der ans Ufer schlagenden Wellen des Meeres.

O wie oft schon bewunderte ich das einzig schöne, wundervolle Gebilde dieses Rades. Wie vollkommen sein Organismus! Jeder kleinste, zugehörige Theil ist dem großen Ganzen aufs Haar ähnlich, ja, sogar gleich. Ohne die Theilchen läßt sich das Ganze nicht denken und ohne das Ganze die Theilchen nicht. Es ist im Grunde eins wie das andere, das heißt, in seiner Wesenheit, so zwar, wie ein Sandberg nur Sand sein, nur aus Sand bestehen kann. Und wer das innere Gefüge nicht studirt, wer nicht das kleine im Großen und das Große im Kleinen sieht — ha, der sieht das ganze Rad nicht. Das noch: Ueber die praktische Verwendbarkeit ist meines Wissens noch kein Argument auf Erden aufgekommen: aber ebenso verschieden war auch die Verwendung und die Werthschätzung bisher. Wer die Rädchen im Rad nicht beachten und ihr künstliches Dahinrollen verstehen lernt, der kann unmöglich das Ganze zu seinen Gunsten ausbeuten. Und eben daran liegts bei der Menschheit, bei Jung und alt, bei Reich und Arm, bei Gelehrt und Ungelehrt: das kleine Theilchen wird zu gering, kaum der Beachtung werth, gehalten. Und doch hängt daran unser Leben, unser Wohlstand unser Glück; und es ist eben gerade dieser gewichtige Punkt, über den wir dem großen, guten Werkmeister einst Antwort zu geben haben. Werden wir's wohl alle zu thun im Stande sein? Es fragt sich; denn wer das Eigenthum Gottes, das Geschenk seiner Gnade, das Geschenk seines Sohnes Jesu Christi, zu mißachten wagt, dem kann's nimmer wohl gehen, weder in Zeit, noch in Ewigkeit. Wir glauben das alle.

Ich darf hier nicht vergessen, wie gar ungeheuer viele Menschenkinder sich's gewünscht haben — natürlich wenn's zu spät war — dem Umlauf des Rades noch einmal zuschauen zu dürfen. Wie hätten sie dies und das anders gemacht? Wie wären sie in die Kirche gegangen, anstatt in die Schenke, wie hätten sie gebetet, anstatt geflucht, wie hätten sie in Gottes heiligem, herrlichem Worte geforscht, anstatt in den seichten Schriften der Weltkinder zu lesen, kurz, wie hätten sie Gutes anstatt Böses gethan! Doch nur einmal — immer nur einmal, für Jeden nur einmal, eilt dies göttliche Gefährt an uns vorbei, und — vorbei ist dann auf ewig und ewig vorbei.

Nur Einige sind klug und zwar deßhalb, weil sie sich vom himmlischen Lichte durchstrahlen lassen. Die beuten aus, was ihnen das Wunderrad in den Schooß rollt! Sie wissen, man muß das Eisen schmieden, wenn's heiß ist und in der Ernte sammeln auf den stürmischen Winter. Sie verstehen das wahre Wort: „Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Schnell, wie das große Weltgefährt, eilt auch dieses Rad in seinem Lauf. Es ist rein wundervoll! Die Menschen legen sich am Abend nieder und stehen am Morgen auf und arbeiten und wirken und rennen und jagen bis wieder an den Abend und Keiner (nur selten Einer!), merkt den steten, schnellen Gang. Man meint so gern, es dauere noch lange bis da und da hin, bis dies und jenes Ziel und der Meilenstein am Wege erreicht sei, aber ehe's der Mensch gewahr wird, hat er's erlangt. Alles wird mit seinem Laufe fortgerissen, und endlich unter seinem Drucke in Staub zerknittert und — du? Du auch.

Dies Rad, dies Wunderrad, ich weiß es ja wohl, lieber Leser, soll ich dir nun endlich doch auch einmal nennen; du willst es kennen lernen, und doch kennst du's schon, so gut wie ich. So merke dir's denn: Es ist das „Rad der Zeit." Am 1. Jan. 1885 fing's einen neuen Rundgang an und siehe, wir stehen wieder an der Schwelle des Jahres. O kostbare Zeit! O Ewigkeit!

Schönheit der Sprachen.

Man findet oft in der Gesellschaft die Frage aufgestellt, welche von den 3000 Sprachen, die auf dieser Erde gesprochen, die reichhaltigste ist. Der Reichthum einer Sprache ist ein Kriterium der Cultur des Volkes, welches dieselbe spricht, und je bedeutender die Literatur einer Nation, desto reicher die Sprache. Von allen Sprachen, die überhaupt je gesprochen, ist die altgriechische Sprache die reichste und in Bezug auf die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Form die vollendetste. Wie schon bereits der in der hellenischen Sprache bewandertste deutsche Gelehrte Curtius in seiner griechischen Geschichte bemerkt, könnte man, wenn alle historischen Dokumente in Bezug auf Altgriechenland verloren gegangen wären, aus der Grammatik der griechischen Sprache allein auf die hohe Cultur des hellenischen Volkes schließen. Auch aus der lateinischen Sprache erhellt die bedeutende Cultur des Römervolkes. In Bezug auf die neueren Sprachen dürfte es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Sprache die wortreichste und in Bezug auf Nüancirung und Distinktionen die ausdrucksvollste ist. Obgleich die englische Sprache so beschaffen, daß sie leicht fremde Worte in sich aufnehmen und anglisiren kann, so hat sie doch noch nicht zu dem Reichthum der deutschen emporklimmen können, denn wie Einige, von denen man ein competentes Urtheil voraussetzen darf, behaupten, besitzt die englische nur halbmal so viel Wörter als die deutsche Sprache. Außerdem hat die letztere in anderer Beziehung einen großen Vorzug vor der ersteren, nemlich Biegsamkeit und einen großen Reichthum grammatikalischer Formen. In dem eigentlichen Sinne des Wortes besitzt die englische Sprache gar keine Grammatik, während die der deutschen in etymologischer sowohl als spektaktischer Hinsicht fast an die der classischen Sprachen des Alterthums heranragt. In praktischer Hinsicht dürfte dies allerdings als ein Nachtheil angesehen werden, da gerade die Menge grammatikalischer Inflexionen in der deutschen und der Mangel an solchen in der englischen, die Erlernung der ersteren viel schwieriger macht als die der letzteren; weßhalb auch die englische Sprache sich besser zur Weltsprache eignet als die deutsche.

Verglichen mit der deutschen und der englischen Sprache, müssen die französische und die sogenannten romanischen Sprachen als arm erscheinen, ja, gerade diese Armuth gibt den Franzosen Gelegenheit zu Wortspielen, worin gerade der sogenannte vielgerühmte Witz der Franzosen besteht.

Was Literatur betrifft, so stehen die den beiden civilisirtesten Nationen, der deutschen und englischen obenan; denn die der Franzosen ist höchst einseitig und hält platterdings keinen Vergleich mit den beiden erstgenannten aus. Selbst die englische Sprache verdankt ihren Reichthum und ihre schöne Literatur hauptsächlich dem Umstande, daß sie aus der deutschen Sprache hervorgeht und gewissermaßen als deren Tochtersprache betrachtet werden kann. Die Schönheit, Kraft und Formvollendung der deutschen Sprache wird jetzt in England und Amerika immer mehr anerkannt und ihr Studium in den Academieen befürwortet; ja, in den bedeutendsten Universitäten dieses Landes ist dasselbe obligatorisch gemacht worden. Man erlaube uns diesen Artikel mit Klopstock's schönen Worten zu schließen:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschland's Sprache
Sich in den zu kühnen Wettstreit wage.
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfaltiger Uranlage,
An immer neuer und doch deutscher Wendung reich.
Sie ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren:
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

Perlen.

Im Kriege schweigt das Recht.

Eine milde Rede fesselt das Herz.

Der Neidische ist sein eigener Henker.

Des Menschen wahre Hoheit ist Demuth.

Der Adel sitzt im Gemüth, nicht im Geblüt.

Was am Kommen ist, das kommt, und es ist nur ein Weg, ihm richtig zu begegnen, nemlich: offen und frei.

Ein guter Nachbar ist ein köstliches Kleinod.

Ein wenig zu spät ist gewöhnlich viel zu spät.

Der schwierigste Beruf ist die Berufslosigkeit.

Aberglaube ist ein Glaube mit einem „Aber."

Bescheidenheit ohne Maß ist verkappter Stolz.

Wenn man anfängt Güter zu trennen, trennen sich auch die Gemüther.

Schweigen ist die beste Decke der Unwissenheit.

Auch der Löwe muß sich vor der Mücke wehren.

Sei einfach, denn Hüllen deuten auf Verhülltes.

Im Komplimentieren ist Sparsamkeit Höflichkeit.

Mancher sucht einen Cent und verliert zehn dabei.

Alle Freundschaft ist auf ihrem Höhepunkt gefährlich.

Hoffart ist leicht zu erlernen, aber schwer zu unterhalten.

Jeder Prozeß ist ein Bürgerkrieg im kleineren Maßstab.

Wer das Angesicht schminkt, schminkt auch das Herz.

Wer recht zu beten weiß, der weiß auch recht zu leben.

Wie schlecht auch jedes Laster sei,
Das schlimmste ist die Heuchelei.

Willst den Werth des Dollars du einseh'n
Mußt du einen leihen geh'n.

Das Alter macht fast immer weiß, aber nicht immer weise.

Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende.

Man kann nicht alle Schäden mit demselben Pflaster heilen.

Die Neutralität will auf Eiern gehen und keines zertreten.

Der Charakter sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen.

Die Erinnerung ist der Nachsommer menschlicher Freuden.

Zu viel zeitlicher Putz ist gewöhnlich geistiger Schmutz.

Nur bei einer Erbschaft ist es gut, daß ein Mensch allein sei.

Dein Freund bleibt treu, wenn auch die Verwandten dich verlassen.

Die Wurzel aller Wohlthätigkeit ist die kindliche Liebe und Bruderliebe.

Da wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, hört der innere Werth auf.

Die meisten Erinnerungen sind Wasserpflanzen, die nur von Thränen leben.

Der Sonntagschullehrer.

Mängel.

Es sind Mängel in der gegenwärtigen Methode des Bibelunterrichts. Der Lectionsplan ist nicht was er sein könnte; fast Jederman sieht dieses und beklagt sich, aber — mit all seinen Mängeln, ist es dennoch der beste Plan, den wir haben, und bietet Mittel und Wege an, wie kein anderer Plan. Der Plan ist nicht vollkommen, aber er ist so weit vor andern Plänen voraus, daß es eine Thorheit ist mißmuthig zu werden, oder tadeln zu wollen an dem, das man doch nicht verbessern kann. Bis jetzt haben wir den besten Lectionsplan, der je existirte, und wir wollen denselben alles Ernstes gebrauchen, bis sich ein besserer findet.

Ein Wink.

Was unsere amerikanischen Knaben und Mädchen sehr nothwendig bedürfen, ist eine richtige Einsicht über nützliche Arbeit, und da darf der Sonntagschullehrer getrost ein Wort beifügen, so oft sich eine Gelegenheit darbietet. Die gegenwärtige Gesellschaft ist zu viel unter dem Druck falscher Würde, und man beginnt bereits hie und da zu handeln, als sei wahre Ehre nur da zu finden, wo das Geld auf Haufen liegt, und wo man lebt ohne zu arbeiten. Ein getreuer Taglöhner ist besser, als ein schuftiger Bank-Präsident; ein ehrlicher Grobschmied ist mehr werth, als ein unehrlicher Buchhalter. Es ist ein Charakterzug der wahren Religion Jesu Christi, daß sie den Armen das Evangelium predigt.

Unmöglich.

Jeder Sonntagschullehrer sollte zum voraus wissen, daß einige Dinge unmöglich sind, weiß er dieses, dann wird er sich nicht umsonst abmühen, sie zu erreichen. Hier folgen einige dieser unmöglichen Dinge:

1. Es ist unmöglich, einen verlorenen Augenblick wieder zu erreichen; er ist hin, und jeder Augenblick, der verloren geht, um jenen zu bringen, ist auch verloren.

2. Es ist unmöglich, sich Kummer und Mühe zu ersparen, dadurch, daß man der Pflicht ausweicht.

3. Kein Fehler wird gut gemacht durch weinen, darüber hinbrüten, seufzen und klagen.

4. Es ist unmöglich, den Gipfel des Berges zu erreichen, ohne den Hügel der Hindernisse zu übersteigen.

5. Man kann kein Kind bessern dadurch, daß man es wissen läßt, daß es uns ärgern kann.

6. Kein Mensch kann den Weg weiter zeigen, als er ihn selbst weiß.

7. Keine Arbeit wird leichter durch Aufschub.

8. Allen Leuten Recht gethan, ist eine Kunst, die Niemand kann.

Man verleugnet sich selbst.

Das kann man von jedem Sonntagschulbeamten sagen, denn er thut seine Arbeit um des Werkes Gottes willen und nicht um Lohn. Nun hat aber gewiß auch jeder dieser Beamten ein Recht zu verlangen, daß man ihm seine Arbeit so viel als möglich erleichtert, anstatt erschwert, und doch geschieht es sehr oft, daß man sie fühlen lassen will, daß sie nicht nach bestem Gutdünken handeln können, und dadurch erschwert man ihnen die Arbeit, hindert den Erfolg und pflanzt einen giftigen Samen der Zwietracht in die Schule. Wenn eine Schule gute Beamte und Lehrer hat, dann sollte man dieselben zu halten suchen, so lange man möglich kann; denn nicht Jeder, der da meint, er sei etwas, ist es deßhalb auch.

Irrthümer.

Es ist viel leichter Irrthümer zu machen, als dieselben zu berichtigen. Es ist sogar noch leichter Irrthümer zu machen, als dieselben zu entdecken, nachdem sie gemacht sind. Darin stimmen alle überein; darum wird auch nie Jemand stolz auf seine Irrthümer; während Derjenige, welcher solche entdeckt, gewöhnlich stolz darauf ist und sich dessen rühmt. So wie die Umstände jetzt sind, lassen sich Irrthümer nicht wohl verhüten in dieser Welt, und Jederman macht sie; da hilft kein Besinnen und kein wachen. Das menschliche Gemüth ist so beschaffen, daß nicht selten da, wo es am sichersten fühlt, der größte Irrthum herauskommt, und da wo es am schärfsten aufpaßt, nicht selten hineinfällt. Warum sollen wir denn nicht geduldig stille sein, wenn unser Nächster einen Irrthum begeht, da wir ja doch vielleicht zur nemlichen Zeit auch im Irrthum sind? Ein wenig mehr Geduld und Nachdenken ist allerwege nützlich.

Kurzum, Kürzer.

Der Mann, welcher nachfolgende Zeilen verfaßte, hat sich Ruhm erworben und mag auch den Sonntagschullehrern als Muster dienen, er sagt: „Lange Besuche, lange Geschichten, lange Vermahnungen, und lange Gebeter sind selten auferbauend. Die Lebensfrist ist kurz. Die Zeit eilt schnell. Jeder Augenblick ist köstlich. Verkürze, schränke ein. Wir können manche Plage aushalten, wenn sie bald vorüber ist und nicht nur Schmerzen, sondern auch Vergnügen wird unleidlich und unaushaltbar, wenn es sich in die Länge zieht. Lerne dich kurz zu fassen. Haue die Aeste ab. Halte dich an den Hauptgedanken. Wenn du zu reden hast, melde deine Botschaft, dann brich ab. Koche zwei Wörter zusammen in eins, und drei in zwei. Kurzum, Kürzer."

Verantwortlichkeit.

Man hört oft, die Wirksamkeit der Sonntagschule hänge vom Superintendenten ab, dieses ist aber nur theilweise wahr, denn der Erfolg hängt ebenso viel, wenn nicht mehr, von den Lehrern ab. Was vermag ein Superintendent, wenn er nicht die Zustimmung und moralische Unterstützung seiner Lehrer hat? Und was vermag er, wenn der Prediger nach einer anderen Richtung zieht? Nirgends kann Eigensinn mehr Verwirrung anrichten, als in einer Sonntagschule, darum sollte man nie eine Thür öffnen, dieses Laster einzulassen.

Ernste Worte.

Nichts ist für uns als Kirche von größerer Bedeutung; und es hängt mit unserem künftigen Erfolg nichts enger zusammen, als eine gründliche Erziehung unserer Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Verfehlen es unsere Eltern in diesem Punkt, so kann das Versäumniß nur selten durch die Sonntagschule oder andere Erziehungsmittel gut gemacht werden. Die Kirche kann nie besser sein, als die Familie, und der Staat nie besser, als die Kirche. (Eric Conf. Journal, 1884.)

Ohne mich.

Hast du auch je daran gedacht, lieber Lehrer, daß jene Schriftstelle: „Ohne mich könnet ihr nichts thun," auch besonders Sonntagschullehrern gilt? Nicht nur muß man Jesum haben, sondern nachdem man ihn hat, muß er beständig Anfänger und Vollender alles Guten sein. Wenn Jesus am Anfang, in der Mitte und am Ende der Sonntagschule ist, dann wird sie erfolgreich und gesegnet sein.

Furchen und Schienen.

Es gibt Furchen und gibt auch Schienen; zwischen beiden herrscht ein gewaltiger Unterschied. Ein Bauer, welcher seinen Pflug beständig in derselben Furche gehen läßt, ist gewiß kein erfolgreicher Bauer; aber ein Ingenieur, welcher seine Lokomotive an einer gefährlichen

Curve vom Geleise springen läßt, ist noch vielweniger ein erfolgreicher Ingenieur. Es ist daher sehr nothwendig, den Unterschied zwischen Furchen und Schienen zu kennen, und kein Mann ist tüchtig, Superintendent einer Sonntagschule zu sein, welcher diesen Unterschied nicht kennt, denn es möchte ihm leicht passiren, indem er sich bestrebt seine Schule aus der alten Furche zu halten, daß er sie von den Schienen wirft.

Wer gehört zur Sonntagschule?

Diese Frage ist schon mehr als einmal gestellt und auch beantwortet worden; aber noch nie zur allgemeinen Befriedigung. Mancherorts gehören nur solche Kinder zur Sonntagschule, welche von ihren Eltern gesandt werden und etwa freiwillig kommen. An andern Orten rechnet man alle Kinder vom vierten bis höchstens zum vierzehnten Jahre als sonntagschulpflichtig; was einmal über vierzehn Jahre hinaus ist, das ist für die Sonntagschule zu groß, so unwissend man auch sein mag in religiösen Dingen. — Zur Sonntagschule gehören alle Mitglieder der Gemeinde und so viele Fremde, als man herbeibringen kann. So wie man in der heiligen Taufe das Kind gewissermaßen in den kirchlichen Bund aufnimmt, verpflichtet jene Handlung auch den taufenden Prediger ein wachsames Auge auf den Täufling zu haben, damit derselbe für die Sonntagschule erzogen wird. Es ist fast ärgerlich, wenn man oft die Entschuldigungen gewisser Glieder hören muß, welche die Abwesenheit von der Sonntagschule rechtfertigen sollen. Wer zur Kirche gehört, ist auch zur Sonntagschule verpflichtet und sein Einfluß gehört derselben, sowohl als der Kirche.

Der Nutzen des gläubigen Gebets.

Wenn ein kleines Schifflein mit einem Strick an ein großes Schiff befestigt ist, dann mag ein Mann im kleinen Schiffe nicht vermögend sein, das große Schiff zu sich her zu ziehen; aber das bleibt doch unbestritten, er zieht sich selbst im kleinen Schiff zum großen hinan.

Gerade so kann man sagen ist es auch mit dem Gebet, vielleicht kann man Gott nicht immer zu sich her ziehen; aber jedenfalls zieht es den Menschen zu Gott hin, und dieses ist allezeit ein großer Segen für den Menschen.

Oeffnet ihnen die Augen des Verständnisses.

Ein berühmter Augenarzt lud einst einen Prediger zu sich ein, „indem," wie er sagte, „es eine Gelegenheit gebe, ein gutes Gleichniß, oder eine Illustration zu sammeln."

Der Arzt hatte einen Knaben in seinem Zimmer, welcher seit seinem sechsten Monat des Lebens blind war, aber neulich operirt wurde, und heute sollte dem Knaben die Binde abgenommen werden. Der Prediger erzählte: „Als die Binde von den Augen fiel, stand der Knabe ganz erschrocken still, und konnte sich vor Wunder und Schrecken gar nicht rühren. Auf einem Stuhl vor ihm saß seine Mutter, aber er kannte sie nicht; zuletzt rief sie sanft: ‚Willie!' er eilte in ihre Arme, denn er kannte ihre Stimme, und rief: ‚O, Mama! ist das der Himmel?' "

Sonntagschullehrer, wenn du deinen Schülern die Binde der Finsterniß lösen kannst, daß sie die Herrlichkeit in Christo sehen können, dann hast du ihnen den Himmel gezeigt.

„Aber."

Habt ihr auch schon bemerkt, wie gern die Leute mit dem Wörtlein „aber" umgehen in ihrem gesellschaftlichen Leben? Redet von Schülern, von Lehrern, vom Superintendenten, oder von irgend Jemand, dann werdet ihr mit einem „Aber" begrüßt, irgendwo kommt es hinein. Mit diesem Wörtlein kann man nicht nur die Beamten, sondern die ganze Sonntagschule hinmorden, ohne auch nur einmal gefährlich dreinzuschlagen. Nehmt, wen ihr wollt, redet all das Gute von ihm, das ihr wißt und noch mehr, und hängt dann ein „Aber" an, dann wird auch kein gesunder Faden an ihm bleiben; all das Gute wird vergessen, und wie eine Heerde Schakale geht es auf das „Aber" los, und was sich da nicht herausscharren läßt, ist werthlos. Stellt einen Menschen auf den Altar, oder auf eine Brücke, und sendet ihm ein „Aber" nach, und bis dieses seine Wirkung gethan hat, ist er hin; kein Stück ist mehr zu finden.

Einfluß des Unterrichts.

Allenthalben hebt die Bibel den Einfluß einer guten Erziehung hervor; besonders nachdrücklich zeigt sie was eine gute Mutter vermag. Diese Thatsache wird auch auf Kanzeln und in Büchern hervorgehoben. Nun möchten wir aber auf den Punkt aufmerksam machen, daß die Bibel nirgends von einem Fall meldet, wo der Ausgang von diesem Einfluß abhängig gewesen wäre. Die Kinder frommer Eltern haben einen großen Vortheil; aber wenn ein Knabe solche nicht hat, so braucht ihn dieses nicht zu entmuthigen in seinem Bestreben, ein tüchtiger Mann zu werden. Da kommt der ganze religiöse Einfluß in Betracht, und hier ist es, wo man die Wichtigkeit des Amtes eines Sonntagschullehrers sehen kann: er vertritt oft Mutterstelle.

Das Leben, aus dem Gesichtspunkt des Todes betrachtet, und der Tod, aus dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit: das ist die Summe aller Lebensphilosophie.

Wenn böse Nachrichten zu spät kommen, um deinem Nächsten noch dienlich zu sein, dann sage ihm nichts davon.

Viertes Quartal.

Sonntagschul-Lectionen.

Das undankbare Volk.

10. Lection: Jes. 1, 1-18. — Sonntag den 6. December 1885.

1. Dies ist das Gesicht Jesaia, des Sohnes Amoz, welches er sahe von Juda und Jerusalem, zur Zeit Usia, Jothams, Ahas, und Jehiskia, der Könige Juda.

2. Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet: Ich habe Kinder auferzogen, und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen.

3. Ein Ochse kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht.

4. O wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den Herrn verlassen, den Heiligen in Israel lästern, weichen zurück.

5. Was soll man weiter an euch schlagen, so ihr des Abweichens nur desto mehr machet? Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt.

6. Von der Fußsole an bis auf das Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden, und Striemen, und Eiterbeulen, die nicht geheilet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.

7. Euer Land ist wüste, eure Städte sind mit Feuer verbrannt; Fremde verzehren eure Aecker vor euren Augen, und ist wüste, als das, so durch Fremde verheeret ist.

8. Was aber noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt.

9. Wenn uns der Herr Zebaoth nicht ein weniges ließe überbleiben; so wären wir wie Sodom, und gleich wie Gomorra.

10. Höret des Herrn Wort, ihr Fürsten von Sodom; nimm zu Ohren unsers Gottes Gesetz, du Volk von Gomorra.

11. Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke.

12. Wenn ihr herein kommt zu erscheinen vor mir; wer fordert solches von euren Händen, daß ihr auf meinen Vorhof tretet?

13. Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich. Das Räuchwerk ist mir ein Greuel; der Neumonden und Sabbathe, da ihr zusammen kommt, und Mühe und Angst habt, derer mag ich nicht.

14. Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahreszeiten; ich bin derselbigen überdrüßig, ich bin es müde zu leiden.

15. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen von euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts.

16. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen;

17. Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen recht, und helfet der Wittwen Sache.

18. So kommt dann, und laßt uns mit einander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist, wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden.

Haupttext: Lasset ab vom Bösen; lernet Gutes thun. — Jes. 1, 16. 17.

Geschichtliches.—Ueber die Herkunft und Familie des Propheten Jesaia weiß man nichts Genaues, nur so viel führt die Schrift an, daß sein Vater Amoz geheißen hat. Er weissagte unter vier Königen und muß der Zeit nach wenigstens 60 Jahre gewirkt haben, und zur Zeit seines Todes zwischen 80 und 90 Jahre alt gewesen sein. Die jüdische Tradition läßt ihn Hiskia überleben und unter Manasse den Märtyrertod sterben, unter einer Säge.

Wir haben bereits angedeutet, daß die Wirksamkeit Jesaia's sich über die Regierung von 4 Königen erstreckt, deßhalb ist auch klar, daß die Schriften in verschiedene Perioden fallen; z. E. in der Regierung Usia, Cap. 1-5; Jotham, Cap. 6; Ahas, 7-14; 27; Hiskia 41, 28-35; und in die letzte Hälfte der Regierung Hiskia's alle andere Capitel. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Theile zu verschiedenen Zeiten veröffentlicht und später gesammelt wurden durch den Propheten selbst.

Zeitgenossen des Propheten Jesaia im Amte waren: Hosea in Israel und Nahum und Micha in Juda; es ist wahrscheinlich; aber nicht bestimmt, daß Joel in Juda und Amos und Jona in Israel noch lebten, als der junge Jesaia auftrat.

Um diese Zeit in der Weltgeschichte trugen sich folgende Begebenheiten außerhalb der Kirche Gottes zu: Rom wurde gegründet 753 v. Chr.; Corinth erblühte, 745; Syracuse gegründet, 734; Ende des Reiches Israel, 721; Aufschwung des babylonischen Reiches. Durch Vergleiche der Geschichte lernt der Schüler mehr faßlich sehen, und das Gelernte haftet auch leichter im Gedächtniß.

In dem Capitel, welches uns vorliegt, beschuldigt der Prophet die Juden einer Undankbarkeit, Widerspenstigkeit und allgemeiner Sittenverderbtheit; um dieser Mißstände willen droht er mit feindlichen Einfällen in das Land, und zeigt ihnen auch, daß ohne Lebensheiligkeit alle Opfer umsonst sind. Die Heilsbedingungen, welche Jehova aufstellt, bestehen nicht in köstlichen Opfern.

Texterklärung.—V. 1. **Dies ist das Gesicht.** Dieser erste Vers ist eigentlich die Ueberschrift zum ganzen Buch und bedeutet deßhalb: dieses ist die Geschichte der Gesichte und Offenbarungen u. s. f. Der Name Jesaia, hebräisch Jeschajahu, bedeutet das Heil Gottes; weil er ausführlicher denn Alle vom Messias redet, nehmen Manche an, Gott habe ihm schon vor der Geburt diesen Namen absichtlich beigelegt.

V. 2. **Höret ihr Himmel und Erde.** Der Prophet wendet sich an unempfindliche Dinge, um dadurch die Juden eher zur Aufmerksamkeit zu bewegen; oder auch: er ruft alle Geschöpfe des Himmels und der Erde auf, um auf seine Rede Acht zu haben, und zu zeugen gegen die Juden, so diese auf seine Rede nicht achten. **Ich habe Kinder aufgezogen.** Der Sinn dieser Worte ist: „ich habe Israel gepflegt, wie man ein Kind pflegt," oder: „als ich Israel erwählte, war es ein hülfloses Kind und

ich habe es wachsen und groß werden lassen." **Sie sind von mir abgefallen.** Sind undankbar geworden wie mißrathene Kinder es sind.

V. 3. **Ein Ochse kennet seinen Herrn.** Im Vergleich mit unvernünftigen Thieren, haben sich die Thiere den Ruhm erworben, indem sie sich erkenntlich gezeigt haben. Gegen Fremde mag der Ochse störrig sein, aber nicht gegen seinen Herrn, den er anerkennt. So dumm sonst auch der Esel ist, so kennt er doch seinen Herrn und seine eigene Krippe. **Aber Israel kennet es nicht.** Kein Volk hat so viel Ursache zur Dankbarkeit als Israel, aber Israel ist tiefer gefallen, als das Unvernünftige, was Dankbarkeit angeht.

V. 4. **O wehe des sündigen Volks.** Das Wörtlein „wehe" bedeutet hier den Sinn des Schmerzes, der bitteren Klage und auch der Scham des Propheten. Das Volk war beladen, aber nicht mit dem Gefühl der Sünde, sondern mit der Schuld und mit den Fesseln derselben; und—**weichen zurück,** d. h. gingen von einem Uebel zum andern und kehrten Gott den Rücken; wie ein Schreiber sagt: mit Unverschämtheit.

V. 5. **Was soll man weiter an euch schlagen?** Warum ferner züchtigen; oder man möchte es deuten: wo soll man noch züchtigen? Was kann man noch thun? Was bleibt noch übrig? Da stimmt Jer. 2, 30 überein. **Das ganze Haupt.** Die Krankheit Israel's hat die wichtigsten Theile, das Haupt und das Herz angegriffen, und breitet sich deshalb über den ganzen Körper aus.

V. 6. **Von der Fußsohle an** u. s. w. Der Prophet vergleicht den jüdischen Staat mit einem Körper, und zwar mit einem so von Krankheit durchdrungenen, daß nichts Gesundes mehr daran ist. Ferner: dieser Körper ist schon so mit Ruthen, Geißeln und Beizen malträtirt worden, daß er all über eitert und noch ungewaschen ist. Hier ist ein Zustand, welchen nur Reue, Umkehr und gründliche Buße heilen und ändern kann. Das ganze Bild soll den verdorbenen Zustand des Volkes darstellen.

V. 7. **Euer Land ist wüste.** Diese Rede bezieht sich auf die Verheerungen, welche die fremden Heere anrichteten, denn das Land wurde mehreremal gänzlich verwüstet und schwer heimgesucht. Vor den Augen des Volkes geschah dieses, und doch konnte es Niemand hindern oder wehren.

M. 8. **Was aber noch übrig ist.** Bezieht sich auf die Herrlichkeit des Volkes, aber besonders auch auf die Königsstadt, Jerusalem. **Wie eine Nachthütte.** In den Weinbergen und auf den Feldern hatte man kleine Häuslein und Hütten, in denen Nachts zur Ernte- oder Weidezeit ein Mann wachte, sonst aber unbewohnt war.

V. 9. **Wenn uns der Herr Zebaoth** u. s. f. Es forderte eine Gottesmacht auch nur einen Rest zu bewahren. Durch den Bund Gottes wurden noch einige Treuen erhalten. Wäre es nicht für diesen Bund gewesen, dann hätte sich die Begebenheit mit Sodoma und Gomorra wiederholt.

V. 10. **Höret des Herrn Wort.** Die Ausleger nehmen an, daß sich das Volk durch seine Aeltesten vertheidigte gegen die bis zum 9. Vers enthaltene Rede. Jetzt erhebt er seine Stimme und macht Erklärungen, aber er ändert die harte Rede nicht. Was die Sodom Fürsten und Gomorra Völker waren, findet man in Hes. 16, 48. **Gottes Gesetz.** Unter Gesetz haben wir hier die Botschaft, die Lehre vom Willen Gottes zu verstehen.

V. 11. **Was soll mir die Menge eurer Opfer?** Diese Rede Gottes ist mehr als einmal wiederholt in der Schrift. Was werden sie helfen? Dieses meint daß alle Opfer umsonst sind, wenn Herz und Leben nicht rein sind. Dieses hat auch Jesus deutlich ausgesprochen. Und daran knüpft sich auch der Gedanke, warum die Juden so gehässig wurden, als Christus gegen ihre Opfer, Feiertage und Sabbathe auftrat, denn Christi Lehre stimmte genau mit der Lehre ihrer eigenen Propheten überein.

V. 12. **Wer fordert solches von euren Händen?** Gott redet hier zu Priester und Volk und will sagen: Ich habe Opfer eingesetzt für eure Schwachheitssünden, ihr aber kommt frech und wollt mit Opfern eure bedachte, wohl überlegte Mißachtung meiner Gebote, eure offenbaren Laster zudecken. Der Sinn dieser Worte stimmt genau mit Sprüche 15, 8. Der gottlosen Opfer ist dem Herrn ein Greuel.

V. 13. **Bringet nicht mehr.** Die Opfer werden hier „vergeblich" genannt, weil eigentlich kein Nutzen, noch Segen darin ist, so lange das Volk nicht zu sündigen aufhört. Gott verlangt sie auch nicht von einem solchen Volk. **Derer mag ich nicht,** d. h. sie sind ein Greuel für Gott und eine Qual oder Beschwerde für das Volk.

V. 14. **Ich bin derselbigen überdrüssig.** Hat sowohl auf Opfer, als auch auf Feiertage, Absonderungs- oder Festtage Bezug.

V. 15. **Denn eure Hände sind voll Bluts.** Darunter kann man die Sünde überhaupt, oder die Sünde der Grausamkeit, der Gewalt und Unterdrückung verstehen. Die Heiligkeit Gottes aber gestattet ihm nicht mit einem solchen Volk in Gemeinschaft zu treten, denn er hat solche Sünden strenge verboten.

V. 16. **Waschet, reiniget euch.** Hat nicht blos auf äußeres Reinigen Bezug, sondern bedeutet die Reinigung des Herzens und Veränderung des Lebens. Das Böse lassen ist die erste Stufe zur Besserung des Lebens. Es ist leichter eine Krankheit aufzudecken, als das helfende Mittel zu nennen. Gott zeigt die Krankheit, gibt aber auch sogleich die Arznei an, welche heilt.

V. 17. **Lernet Gutes thun.** Wenn das Böse lassen, die erste Stufe zur Herzens- und Lebensänderung ist, dann muß gewiß das Gute zu thun, die zweite sein. Gutes thun muß gelernt werden, denn man muß das Gute erst erkennen, ehe man es thun kann. Das Uebrige des Verses gibt an, was die Juden besonders lernen mußten.

V. 18. **Laßt uns mit einander rechten.** Dieses ist eine Aufforderung, sich zu verantworten, zu widerlegen, oder zu entschuldigen. Der Sinn ist eigentlich die Führung einer Rechtssache durch beide Parteien. **Wenn eure Sünden gleich** u. s. w. Auf die Bedingung wahrer Buße verpflichtet sich Gott so gnädig zu sein, als wenn das Volk gar nie gesündigt hätte, denn der herrliche Ausdruck **weiß wie Schnee,** bedeutet vollkommene Reinigung der Sünder von aller Schuld. Anstatt roth wie Blut, übersetzen die neuen Schriftkenner alle Scharlach, welches zweimal gefärbt bedeutet, nemlich erst in der Wolle, dann im Stück, und diese Farbe ist nicht mehr heraus zu bringen, sie hält, so lange ein Stück vom Tuch hält; Gott aber will sagen, wenn die Sünden gleich wie diese Scharlachfarbe anhängt und durch und durch gedrungen ist, soll sie doch schneeweiß werden.

Lehre und Anwendung.—1. Die Sünde gegen Gott ist nicht blos eine Uebertretung seines heiligen Willens, sondern auch ein Beweis von der grenzenlosen Undankbarkeit des menschlichen Herzens gegen Gott.

2. Gegen diese Undankbarkeit der Menschen muß selbst die unvernünftige Creatur Zeugniß ablegen.

3. Die sündenkranke Seele des Menschen ist mit einem kranken Körper verglichen: schmerzlich, zunehmend und tödtlich.

4. Die Sünde berührt, verunreinigt und zerstört Kopf und Herz, Leib und Seele.

5. Keine Form, keine Ceremonie, und kein Opfer kann Gott gefallen, so lange noch Sünde und Lust zur Sünde im Herzen wohnt.

6. Die erste Pflicht des Sünders ist, Buße zu thun, dann muß er vom Bösen lassen und das Gute thun.

7. Wenn der Mensch seine Pflicht thut, dann ist Gott bereit alles zu thun, was der Mensch selbst nicht thun kann.

Illustrationen.—Die Chemisten wissen, daß die rothe Farbe unzerstörbar ist. In der Papierfabrik werden die rothen Lumpen alle abgesondert, denn man kann die Farbe nicht herausbringen, ohne die Fiber zu zerstören, daher werden diese zusammen zu rothem Papier verwendet.

Das Kreuz ist nicht gemacht zum anbeten, sondern zum tragen. Es ist Thorheit ein Kreuz aufzustellen, dasselbe mit Blumen zu bekränzen und zu verehren; aber es ist christlich und schön, sein Kreuz stillschweigend aufzunehmen, und es Jesu ähnlich zu tragen.

Es gibt Menschen, welche ihren ganzen gottlosen Lebenswandel beibehalten und doch Gott dienen wollen; man meint sogar es sei ihre Absicht ihre Sünden mit dem Bischen Gottesdienst zuzudecken. Solcher Gottesdienst ist dem Herrn ein Greuel.

Wandtafelerklärung.—Das Auge Gottes wacht über jedem Menschen und beobachtet alles menschliche Treiben; dieses sollten wir nie vergessen, Gott sieht uns. Dann sollte uns aber diese Thatsache auch dazu ermuntern, den Haupttext ernstlich zu beherzigen und zu befolgen. Israel hat sich selbst ins Unglück gestürzt durch sein bösartiges Verhalten, und ähnlich wird es allen frechen Sündern ergehen. Jesaia hat seine Worte an Israel gerichtet, aber dieselben gelten auch uns und allen Menschen. Die Wandtafel zählt uns Israel's Sünden auf und gibt auch an, was an Stelle der Sünden treten soll. So hat der Prophet es aufgezählt, doch müssen wir stets bedenken, daß der Herr uns helfen muß, denn ohne ihn können wir nichts thun. Dieses wird uns besonders im 18. Vers klar gemacht. Was nützt uns leerer, eitler Gottesdienst, wenn nicht auch der Wandel damit übereinstimmt? Daher sollen wir Gott in Wort und That zu dienen suchen, indem wir vom Bösen ablassen und lernen Gutes thun.

Der leidende Erlöser.

11. Lection: Jes. 53, 1–12. — Sonntag den 12. December 1885.

1. Aber wer glaubt unserer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn geoffenbart?

2. Denn er schießt auf vor ihm wie ein Reis, und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.

3. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet.

4. Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für Den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre.

5. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.

6. Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher sahe auf seinen Weg: aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.

7. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scheerer, und seinen Mund nicht aufthut.

8. Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen; wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volks geplaget war.

9. Und er ist begraben wie die Gottlosen, und gestorben wie ein Reicher; wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist.

10. Aber der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat; so wird er Samen haben und in die Länge leben, und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen.

11. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden.

12. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben; darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebelthätern gleich gerechnet ist, und er Vieler Sünde getragen hat, und für die Uebelthäter gebeten.

Haupttext: Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. — Jes. 53, 6.

Geschichtliches.—Diese Schriftstelle wurde wahrscheinlich in der letzten Hälfte der Regierung des Königs Hiskia geschrieben, mehr als 700 Jahre vor ihrer Erfüllung.

Jerusalem wurde immer als das Bild des ganzen israelitischen Volkes angesehen und was über die Stadt prophezeit wurde, das galt auch immer dem ganzen Volke und ist allezeit der Sünde des Volkes zuzuschreiben.

Der zweite Haupttheil der Weissagungen des Propheten Jesaia; von Capitel 40—66 ist ein Bild der Erlösung von Sünden, das Kommen des Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens. Das Centrum des zweiten Theils; man möchte sagen, das Herz desselben bildet die heutige Lection. Man mag diese Weissagung anblicken, von welchem Standpunkt man immer nur will, wird man eine der merkwürdigsten und wunderbarsten Schrif-

ten finden, die man sich auch nur vorstellen kann, oder die je geschrieben worden sind.

In Verbindung mit der vorigen Lection steht diese ganz in richtiger Folge. Dort sahen wir die allgemeine Sündlichkeit des menschlichen Geschlechtes und des jüdischen Volkes ins Besondere; wir sahen wie tief die Sünde eingewurzelt war, und welche Zerstörung sie anrichtete; wir sahen auch die einzig mögliche Bedingung des Heils, nemlich Buße und Umkehr auf menschlicher, Vergebung und Erneuerung von göttlicher Seite. Nun wird uns die göttliche Methode vorgestellt, wie er vergeben, erneuern und reinigen kann und doch gerecht bleiben.

Texterklärung.—V. 1. **Aber wer glaubt unserer Predigt.** In prophetischem Geiste blickte Jesaia in die Zukunft, und sah, daß selbst unter seinem Volke nur Wenige waren, welche die Heilsbotschaft erfaßten und verstanden. Darum das Wörtlein Aber am Anfang. Dieses erscheint als eine Klage des Propheten über die Juden, weil nur so wenige derselben diesen Messias erkennen und annehmen wollten. **Der Arm des Herrn.** Darunter haben wir die mächtige, in Christo geoffenbarte Kraft Gottes zu verstehen. Das Wort mußte erst geoffenbart werden, ehe es geglaubt werden konnte. Also: bei wem thut der Dienst der Knechte Gottes seine Wirkung? Man kann auch annehmen, als rede der Prophet seine Erfahrung: „Obschon ich oft und öfters gepredigt habe, will doch Niemand glauben, und ich sehe keine Wirkung."

V. 2. **Denn er schießt auf.** Der Messias wird hier unter dem Bilde einer schmachtenden Pflanze beschrieben, welche in einem dürren Erdreich mit Mühe aufwächst; daher man auch nicht auf große Schönheit noch Stärke hoffen kann. **Wir sahen ihn.** D. h. wer ihn sieht und etwas Sonderliches erwartet, der wird getäuscht werden. Man wird an ihm nichts entdecken, das ihn besonders begehrenswerth machen könnte. Dieses bezieht sich besonders auf die königliche Abstammung, Würde und Umgebung; das Neue Testament zeigt nur zu deutlich wie richtig der Prophet urtheilte.

V. 3. **Er war der Allerverachtetste.** Dieser Vers erzählt eine traurige Geschichte, man soll ihn immer und immer wieder lesen. Verworfen: von den Juden, von den Reichen, von den Gelehrten, und von der Masse aller Stände, Altersstufen und gesellschaftlicher Stellung. **Voller Schmerzen.** Bildet ein Mann ab, welcher von allerlei Schmerzen so voll ist, daß man meint, er sei aus lauter Schmerzen zusammengesetzt; und zwar lauter Schmerzen für die Menschen wegen ihrer Sünde. **Und Krankheit.** Das Wort wird anderswo mit Kummer übersetzt. Ein Mann an Kummer gewöhnt. **Nichts geachtet.** Weil er so ganz anders erschien, als man erwartete, so hat man sich von ihm gewendet, und weil er so hülflos dort am Kreuze hing, hat man das Angesicht von ihm gekehrt. Natürlich muß man nicht vergessen, daß der Prophet immer als Seher über zukünftige Dinge redet, als wären sie bereits geschehen.

V. 4. **Fürwahr.** Wahrlich, unleugbar. **Er.** Der Messias nahm menschliche Natur an, so viel er mit seiner vollkommenen Reinheit (Unsündlichkeit) annehmen konnte, er trug und litt. Wir haben gesündigt, er trug die Folgen. Wir waren verurtheilt, er litt die Strafe. **Wir aber hielten ihn für Den.** Diese Worte geben einen Einblick in die Ansicht der Juden und ihrem Dafürhalten von Christum. Ein von Gott geschlagener Mann, der um seiner Sünden willen so geplagt wird. **Geschlagen und gemartert.** Gottes Zorn war wider ihn entbrannt; insofern er für uns zur Sünde gemacht, d. h. Bürge war für eine Schuld, deren Zahlung er übernommen hatte. **Der Kummer, den er fühlte, ist unser** Kummer; die Schmerzen, die er trug, sind unsere Schmerzen.

V. 5. **Aber er ist um unserer Missethat willen.** Hier folgt nun die wahre Ursache der Leiden des Erlösers: um unserer Missethat. **Verwundet und zerschlagen.** Diese Worte schließen alle Schmerzen, Leiden, Plagen und Marter ein, denen Christus ausgesetzt war und damit muß man natürlich auch den Tod mitzählen. **Die Strafe liegt auf ihm.** Der hebräische Text liest: die Strafe, die uns den Frieden bringt; also ist es deutlich, daß Christus an unserer Statt, für uns gestraft wurde, wir aber erhielten Frieden.

V. 6. **Wir gingen alle in der Irre.** Juden sowohl als Heiden, wie Schafe, welche der Wolf zerstreut hat. Keiner, nicht Einer ist auf dem rechten Weg geblieben. Allein, Gott hat den guten Hirten gesendet, der sein Leben gab, die irrenden Schäflein zu retten. **Der Herr warf unser aller Sünden auf ihn.** Darunter haben wir nicht die Sünde selbst, sondern die Schuld und Strafe derselben zu verstehen. Diese Last war so schwer, daß selbst Jesus sie nicht hätte tragen können, ohne besondere Ausrüstung, d. h. göttliche und menschliche Natur.

V. 7. **That er seinen Mund nicht auf.** Um zu zeigen, wie alle Folgen der Sünde auf ihm lasteten und das mit wenig Worten auszudrücken, sagt der inspirirte Seher. **Wie ein Lamm zur Schlachtbank.** Merkwürdig ist es, daß ein Lamm, selbst wenn es auf die Schlachtbank geworfen wird, sich nicht vertheidigt und auch keinen Laut hören läßt. Der eigentliche Sinn ist, anzuzeigen, daß Jesus sich hätte vertheidigen und rechtfertigen können, aber er schwieg stille, denn er nahm ja die Last aus Liebe zu uns auf sich.

V. 8. **Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen.** An dieser Stelle haben die Gelehrten Mühe und sind nicht einig in der Erklärung. Vielleicht kann man den Satz so annehmen: durch Gewalt und den Ausspruch des Gerichts ist er zur Hinrichtung abgeführt worden, und doch kann Niemand seines Lebens Länge ausreden, welches hier Bezug hat auf sein Leben nach dem Gericht und Tod. **Aus dem Lande weggerissen.** Dieses bezieht sich auf den gewaltigen Tod am Kreuz durch den er aus der Mitte seiner gläubigen Anhänger herausgerissen wurde, als er im Tode die schwere Schuld der Sünden büßte. Man denke betend nach!

V. 9. Luthers Uebersetzung in diesem Vers ist nicht so klar, als man wünschen möchte; ich will suchen, die Meinung unterschiedlicher Gelehrten zusammenzustellen. **Man hat sein Grab bei den Gottlosen bestellt.** d. h. mit Missethätern und Verbrechern wurde er hingerichtet und sein Grab wurde, wie bei Jenen, im Töpfersacker bestellt. **Ist im Tode bei den Reichen gewesen.** Joseph erbat sich den Leichnam und legte denselben in sein Felsengrab. **Wiewohl er Niemand Unrecht gethan hatte.** Trotz seiner Unschuld, und obwohl ihm Niemand Unrecht beweisen konnte, mußte er dennoch solchen Tod erleiden. Aber als ein Zeugniß seiner Unschuld wurde er nicht im Blutacker begraben, sondern fand ein Ehrengrab bei einem Reichen. Das mag etwa den Sinn des ganzen Verses darthun, genügend um den Schülern ein Verständniß davon zu geben.

V. 10. **Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat.** Es war Gottes Wille, oder es hat Gott gefallen, und aus Liebe hat der Messias sein Leben gegeben. Die Worte Christi selbst (Joh. 12, 24.) dienen zur Erklärung dieser Stelle. **Samen.** Darunter versteht man hier Jünger, Nachfolger, auch geistliche Kinder. Paulus führt das Bild vom Weizenkorn an, welches hier erklärend paßt. 1. Cor. 15, 36. 37. **In die Länge leben.** Seine Tage verlängern, sagen einige Uebersetzer. Sein Leben wurde

geachtet als dahin, da er starb; aber er ist erstanden und lebt im Himmel ewig, in seinen Kindern aber auf Erden.

V. 11. **Wird seine Lust sehen.** Er wird sich freuen, wenn er sieht, daß sein Leiden und Sterben nicht vergeblich war. Wie ein Ackermann sich in der Ernte freut, daß er nicht umsonst gesäet hat. **Der Gerechte wird Viele gerecht machen.** Das deutet an, daß Christus gerechtfertigt und uns zur Rechtfertigung geworden ist; also ist unser Heil durch ihn und seine Gerechtigkeit ist unsere Gerechtigkeit. Das wird viele Heiden bewegen, an ihn zu glauben.

V. 12. **Große Menge zur Beute.** Dem Sieger gibt man Beute. Einige übersetzen mit Einschaltung: ich will ihm viele Völker zur Beute geben; das ist eigentlich auch der richtige Sinn der Worte. Diese Völker sollen ein Schmerzenslohn sein; erlöst durch sein Leiden und Verdienst. **Für Uebelthäter gebeten.** Das bezieht sich ganz auf sein Mittleramt und folglich, wie überhaupt auch das Uebrige, auf die Zukunft, denn Jesaia redet in prophetischem Geiste.

Lehre und Anwendung. — 1. Der Plan der Erlösung läuft durch die ganze heilige Schrift. Der nemliche Erlöser wird uns vorgestellt in Bildern, Symbolen, Ceremonien, Weissagungen und Lehrsätzen.

2. Die genaue Erfüllung der Weissagungen, Jahrhunderte nachdem dieselben gegeben wurden, ist sicherlich ein Beweis für die Wahrheit der Bibel.

Die Welt ist geneigt das Geringe und Schwache zu verachten, und hat gerade deßhalb auch ihr Heil und ihre Erlösung verscherzt.

4. Wer Christum nicht in sein Herz aufnimmt, der kann auch von der Kraft und Seligkeit in Christo keinen Begriff haben; daher kommt es auch daß viele, sonst aufrichtig scheinende Leute, ihn nicht annehmen.

5. Christus hat menschliche Trübsale, Schmerzen, Versuchungen und Leiden erduldet und hat sie überwunden. Dadurch hat er alle unsere Leiden in Segnungen verwandelt.

6. Christus hat in seinem Leiden und Sterben eine ewige Erlösung gegründet, und hat uns dadurch seine Liebe, des Vaters Liebe, die ewige Liebe, welche unser Heil sucht, geoffenbart.

7. Die Menschen sind durch die Sünde verwirrt, wie Schafe ohne ihren Hirten verirren. Sie wären ewig verloren, wenn nicht ein treuer Hirte sie gesucht und auch gefunden hätte.

Illustrationen. — Dieses Capitel ist einzig in seiner Art in der Bibel. Ein gelehrter Rabbiner sagte einmal: wenn irgend etwas in der Bibel den Juden bekehren kann, dann ist es dieses Capitel, denn es steuert stracks auf den Messias los, und läßt Niemand vorbei, ohne mit ihm in Berührung zu kommen.

In Pennsylvanien hat ein Rabbiner einen christlichen Bischof dieses Capitel lesen hören; es hat ihn so gerührt, daß er den Gedanken nicht mehr los werden konnte, weil er aber Christum nicht ergreifen konnte im Glauben, hat ihn dieses Capitel zur Verzweiflung getrieben; so ist der Eckstein zu einem Stein des Aergernisses geworden.

Wandtafelerklärung.—Die Worte der heutigen Lection gehören zu den allerwichtigsten der ganzen heiligen Schrift. Durch diesen Schrifttheil sind schon mehr arme Sünder zur Ueberzeugung gekommen, als durch irgend einen andern Theil des Alten Testamentes. Was Jesus gelitten und erduldet hat, daß litt und duldete er um unsertwillen. Er war unschuldig, rein, und ohne Makel; aber er hat unsere Krankheit erduldet, er hat unsere Schuld bezahlt, und wir sind gerettet worden. Er trug die Dornenrone, damit wir Ehrenkronen tragen dürfen; er ließ sich geißeln und martern, damit wir frei ausgehen können. Einst war ein amerikanischer Richter, vor welchen man einen früheren Kameraden und Studiengenossen brachte, welcher eines Vergehens gegen die Gesetze angeklagt war, die Geschworenen fanden ihn schuldig, und der Richter legte ihm die volle gesetzliche Strafe auf, dann aber stieg er vom Richterstuhl herab und bezahlte die ganze Schuld des Verbrechers selbst. Gerade so hat der gerechte Gott uns Menschen schuldig gefunden; aber der barmherzige Gott kam vom Thron herab und trug die Strafe für uns, damit wir gerettet werden können. Er that dieses in Christo Jesu.

Die herrliche Einladung.

12. Lection: Jes. 55, 1–11. — Sonntag den 20. December 1885.

1. Wohlan Alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst, beides Wein und Milch.

2. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brod ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von werden könnet? Höret mir doch zu, und esset das Gute; so wird eure Seele in Wohllust fett werden.

3. Neiget eure Ohren her, und kommt her zu mir; höret, so wird eure Seele leben: denn ich will mit euch einen ewigen Bund machen, nemlich die gewissen Gnaden David's.

4. Siehe, ich habe ihn den Leuten zum Zeugen gestellet, zum Fürsten und Gebieter den Völkern.

5. Siehe, du wirst Heiden rufen, die du nicht kennest; und Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen, um des Herrn willen, deines Gottes, und des Heiligen in Israel, der dich preise.

6. Suchet den Herrn, weil er zu finden ist; rufet ihn an, weil er nahe ist.

7. Der Gottlose lasse von seinem Wege, und der Uebelthäter seine Gedanken, und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich seiner erbarmen; und zu unserm Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung.

8. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr;

9. Sondern, so viel der Himmel höher ist, denn die Erde; so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken.

10. Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt, und nicht wieder dahin kommt; sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen, und Brod zu essen:

11. Also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen; sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

Haupttext: Wohlan Alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser. — Jes. 55, 1.

Geschichtliches.—Dieser Schriftabschnitt folgt, seinem Inhalt und seiner Natur nach, genau auf die vorige Lection. Die Geschichte der Begebenheiten und Zeiten, da diese Prophezeiung gemacht wurde, ist beschrieben 2. Kön. Cap. 18–21; 2 Chron. 29–33.

Das 53. Capitel gibt uns die Fundamentalwahrheiten der menschlichen Erlösung, wie dieselbe durch das verdienstvolle Leiden des großen und göttlichen Bürgen errungen wurde. Das 54. Capitel enthält die Folgen der messianischen Leiden, wie sich dieselben äußerlich offenbarten, nemlich die Geburt der Kirche Gottes. Sie bildet uns den Kauf ab, welchen Christus durch sein Blut erwarb oder erzielte. Die Stiftshütte des alten Bundes war nur für den Hohenpriester bestimmt und eingerichtet; in der neugegründeten Kirche ist Raum für alle, und ist aber auch zugleich bleibend und beständig, denn sie ist gebaut aus lebendigen Steinen und ist inwendig ganz herrlich. Hier nun folgt die Einladung an Jedermann, einzutreten, und sich an die reichbedeckte Tafel zu setzen und die Heilsgüter zu genießen.

Texterklärung.—V. 1. **Wohlan Alle, die ihr durstig seid.** Diese Worte meinen hier, daß Alle, welche einen Durst, ein Verlangen nach Erkenntniß verspüren, die können kommen und diesen Durst stillen. Doch kann man auch alle im Evangelium angebotenen Gnadengüter darunter verstehen, denn dieselben bilden einen fließenden Strom. **Kaufet ohne Geld.** Die Erlösung, welche Gott anbietet, ist frei und doch muß der Mensch etwas thun; er muß wenigstens **kommen.** Das Wasser ist frei, aber der Durstige muß schöpfen. Was die Welt dem Menschen für Geld anbietet, und dann erst nicht geben kann, das bietet ihm das Evangelium frei und umsonst an. **Wein und Milch.** Diese beiden Artikel haben bei den Juden als die köstlichsten Speiseartikel gegolten, man findet beide öfters zusammen in der Bibel und sind allezeit ein Bild des Ueberflusses und des Reichthums.

V. 2. **Warum zählet ihr Geld dar.** Der Prophet will sagen: warum laßt ihr euch abmühen; warum scheuet ihr keine Kosten, das zu erlangen, was doch nicht Brod ist? d. h., was euch nicht befriedigen kann. **Höret mir doch zu.** Eine Aufforderung an die Unglücklichen, an Hungrige, doch ihre Aufmerksamkeit nach dem Wahren zu lenken, indem ihnen ja reiche Gnadengüter angeboten werden, welche sie genießen können.

V. 3. **Denn ich will mit euch einen ewigen Bund machen.** Gott verheißt hier einen Vertrag einzugehen, dessen Verbindlichkeit unauflösbar ist; ähnlich, wie die Gnaden David's, welche mit einem Eid bestätigt sind, und auch in jenen war Christus das Centralelement. Das Evangelium wird oftmals ein ewiger Bund genannt, dem Gesetz gegenüber, welches ja dem Messias und seinem Reich weichen mußte.

V. 4. **Den Leuten zum Zeugen.** Es ist unnöthig, die verschiedenen Ansichten, wer dieser Zeuge ist, aufzuzählen; es kann nur der Messias sein, denn er kam, um von Gott, seinem Gesetz, seinen Ansprüchen und seinen Plänen zu zeugen. **Zum Fürsten und Gebieter den Völkern.** Die Idee drückt den Sinn eines Führers und zugleich auch Königs aus. Was die Welt am meisten bedurfte, wurde ihr nun angeboten: ein unfehlbarer Führer, ein unüberwindlicher König und ein mächtiger Erretter.

V. 5. **Siehe, du wirst Heiden rufen.** Der Messias wird aus den Heiden eine Schaar sammeln, welche nun das Reich Gottes annehmen werden. Ein Volk, welches zur Zeit der Weissagung noch nicht existirte. **Um des Herrn willen.** Der Herr gibt sie ihm und dadurch wird der Name des Herrn verherrlicht. Also werden die Heiden, welche von Christo nichts wußten, durch das Evangelium mit ihm bekannt, und so wird ihm aus allen Völkern ein eigenes Volk gesammelt und bereitet.

V. 6. **Suchet den Herrn, weil er zu finden ist.** Eine Ermahnung an alle; Juden und Heiden ohne Ausnahme. Sie waren ferne von Gott, in der Irre und suchten Ruhe, aber fanden sie nicht; jetzt werden sie aufmerksam gemacht, den Herrn zu suchen, und zwar: weil **er zu finden ist,** andeutend, daß es Zeiten gibt, da man ihn nicht finden kann. **Rufet ihn an.** In einem Sinne des Wortes ist Gott immer nahe, aber in einem andern Sinne nicht: wir können mit einem Menschen unter einem und demselben Dache wohnen und doch ferne von ihm sein, indem keine gegenseitige Neigung zwischen uns besteht. So hat jeder Mensch Zeiten, da ihm Gott näher scheint, als zu anderen Zeiten, und dann, wenn er nahe scheint, dann ist es Zeit, ihn anzurufen. Das Wort Suchen, und auch das Wort Rufen, zeugen von einem Verlangen, etwas zu besitzen oder zu haben; je größer nun das Verlangen nach dem Besitz ist, desto ernster wird das Suchen sein.

V. 7. **Der Gottlose lasse von seinem Wege.** Dieser Vers enthält eine allgemeine Vergebungsproklamation, welche durch das Evangelium geschieht; führt aber auch zugleich die Bedingungen an, auf welche man der Vergebung theilhaftig werden kann. Gottes Bereitwilligkeit zu vergeben, wird allenthalben in der heiligen Schrift hervorgehoben, aber auch hier. **Bei ihm ist viel Vergebung.** D. h., die Gnade kommt der Uebertretung gleich und ist noch so viel stärker, daß sie die Uebertretung austilgen und wegwaschen kann.

V. 8. **Denn meine Gedanken u. s. w.** Unter Gedanken versteht man hier Pläne, Vorhaben, Ansichten und Ideen; hat hier besonders auf den Erlösungsplan Bezug. **Eure Wege.** Wege bedeutet hier: Gedanken ausgeführt; Handlungen. Aus diesem läßt sich aber auch schließen, daß der ganze Mensch umgeändert werden muß, wenn er Gott gefallen soll, er muß Gott ähnlich werden in Gedanken und auch in Werken.

V. 9. **So viel der Himmel höher ist denn die Erde u. s. f.** Dieses soll den Unterschied zwischen dem Vorhaben Gottes und der Menschen Vorhaben darstellen. Obwohl die Entfernung des Himmels von der Erde un-

ermeßlich ist, so ist sie doch endlich; aber die Entfernung zwischen Gottes Vorhaben, Gedanken und Wege von der Menschen Gedanken und Wege ist unendlich. Etwas Aehnliches findet man Matth. 7, 9–11; Luc. 11, 5. 12.

V. 10. **Gleichwie der Regen und Schnee.** Das Menschenherz von Natur ist gleichwie die Erde ohne Regen—unfruchtbar und öde. Die Wahrheit Gottes soll in den Herzen gerade das schaffen, was der Regen und der Schnee für die Erde thut. **Samen zu Säen und Brod zu essen.** In andern Worten: sie erfüllt den Zweck Gottes zum Segen der Menschen.

V. 11. **Also soll das Wort u. s. f.** Unter Wort verstehen wir hier nicht blos Weissagung, sondern alles, was Gott redet: Vorhersagung und Gebot. Dieses Wort soll nicht umsonst erschallen, so gewiß als der Regen nicht umsonst fällt. **Es soll nicht wieder zu mir leer kommen.** Fruchtlos, umsonst geredet sein. Same für den Säemann und Brod für den Hungrigen. Gottes Wort thut zweierlei: 1. Es sättigt die hungrige Seele, und 2. gibt es die Mittel, wodurch der Arbeiter im Acker Gottes andere Seelen sättigen kann. Hier also ist das Kornhaus, wo der Prediger den Samen holen muß, um den Acker Gottes zu befruchten; hier ist aber auch das Vorrathshaus, wo er Speise holen muß, um den Hungrigen zu speisen.

Lehre und Anwendung.—1. Wer in Noth ist und seine Noth fühlt, oder wer immer ein besonderes Verlangen nach göttlicher Hülfe verspürt, der hat eine besondere Einladung von Gott, zu kommen und sich befriedigen zu lassen von dem Herrn.

2. Die Einladung ergeht an alle Menschen und ist absolut frei, daher sollten auch wir die Einladung an Jedermann ergehen lassen.

3. Die herrlichsten Gaben Gottes sind nicht für Geld zu kaufen, dieselben werden nur weggeschenkt; daher hat auch der Arme und der Reiche gleiche Vorrechte, denn bei Gott ist kein Ansehen der Person.

4. Die Güter dieser Welt sind unvermögend das Verlangen einer menschlichen Seele zu stillen; sie sind wie das Wasser im Meer, anstatt Durst zu löschen, machen sie mehr Durst.

5. In dem verheißenen und der Welt geschenkten Erlöser ist alles enthalten, was ein armes Herz wünschen, verlangen oder brauchen kann.

6. Gott redet immer in solchen deutlichen Bildern zu den Menschen, daß sie ihn verstehen können; selbst die Natur muß uns den Schlüssel reichen, um die Schatzkammer Gottes aufzuschließen.

Illustrationen.—Eine Dame ging einst am Garten eines Königs vorbei; sie sah die herrlichen Blumen und gedachte ihres kranken Kindes, weßhalb sie auch sogleich zum Gärtner hintrat und ihm Geld anbot für einen Strauß für ihr krankes Kind, allein der Gärtner trieb sie weg, und sprach: „Meint denn ihr, der König sei ein Blumenhändler?"

Der König hatte die ganze Begebenheit mit angehört; als deßhalb die Frau traurig wegging, richtete es der König so ein, daß er ihr begegnete; ihr einen schönen Strauß überreichend, sagte er: „Liebe Frau, der König verkauft keine Blumen, er verschenkt sie blos." So hat auch Gott keine Gnade zu verkaufen, er verschenkt sie blos.

Wandtafelerklärung.—Das ist die neutestamentliche Einladung an alle armen Sünder. Sie reiht sich richtig an das dreiundfünfzigste Capitel an, denn sie gehören zusammen. Wir haben das Kreuz in seinem Strahlenkranz auf Bergesspitze stehen; alle Welt kann es sehen, und Jedermann soll es auch sehen. Der evangelische Prophet Jesaia hat seine Stimme erschallen lassen an alle, die durstig sind u. s. w.; anreihend haben wir die letzte herrliche Einladung des Neuen Testamentes gestellt, um zu zeigen, das zwischen dem Alten und dem Neuen kein Unterschied ist, was den Weg zur Seligkeit betrifft. Kommt! so hat Jesaia ausgerufen. Kommt! so ruft das Neue Testament. Kommt! so rufen der Geist und die Braut. Wer zum Kreuz kommt, findet Ruhe und Heil; seine Sündenlast verschwindet und die Bürde wird ihm abgenommen. Das können wir auf dem Bilde dargestellt sehen. Daher die Ermahnung: „Der Gottlose lasse seine Wege"; er kehre um, er ändere sein Vorhaben, das ändert auch sein Ziel; beim Kreuz ist Heil und Leben. Gott ist bereit alle Bedürfnisse des Menschen zu stillen, wenn der Mensch nur willig ist, zu kommen und die angebotenen Mittel zu nehmen. Umsonst, ohne Preis und ohne Geld will Gott geben. Wer nur will, der komme.

Wiederholung.

Die Lectionen des verflossenen Quartals in übersichtlicher Darstellung.

Lection.	Thema.	Haupttext.	Inhalt.	Lehre.
1.—2. Kön. 6, 8–23.	Die unsichtbare Schutzmacht.	2. Kön. 6, 16.	Des Propheten Offenbarung. Des Propheten Schutz. Des Propheten Macht.	Gott der Herr weiß seine Kirche gegen alle feindlichen Mächte zu beschützen.
2.—2. Kön. 7, 1–17.	Große Noth, große Hülfe.	Luk. 18, 27.	Seltsame Weissagung. Merkwürdige Entdeckung. Wunderbare Errettung.	Es ist dem Herrn ein Geringes, durch viel oder wenig zu helfen; bei ihm ist kein Ding unmöglich.
3.—2. Kön. 10, 15–31.	Der unaufrichtige Eiferer.	Psalm 1, 1.	Eifer gegen Ahab. Gegen Baal. Nicht mit Gott.	Ein Eifer, der nicht aus Liebe zu Gott und einem aufrichtigen Herzen kommt, ist Gott mißfällig.
4.—2. Kön. 12, 1–15.	Die Ehre des Heiligthums Gottes.	Psalm 122, 1.	Sammlung des Geldes. Ausbesserung des Tempels.	Wer Gott liebt und ehrt, wird auch Gottes Haus in Ehren halten.
5.—2. Kön. 13, 14–25.	Der Sieger im Tode.	Ebräer 11, 14.	Die letzten Worte. Das Begräbniß. Des Königs Siege.	Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.
6.—Jona 1, 1–17.	Ungehorsam und Strafe.	Jona 1, 2.	Die Flucht. Die Einholung. Die Strafe.	Der einzige Weg der Sicherheit ist der Weg des Gehorsams.
7.—Jona 3, 1–10.	Buße und Erbarmen.	Luk. 11, 32.	Die Botschaft. Buße und Demüthigung. Gottes Erbarmen.	Der Weg zum Heil ist der Weg der Buße und des Glaubens.
8.—2. Kön. 18, 1–12.	Gesegnete Folgen wahrer Frömmigkeit.	2. Kön. 18, 3.	Gehorsam und Glück. Ungehorsam und Gefangenschaft.	Ein gottesfürchtiger Regent ist ein unaussprechlicher Segen einer Nation.
9.—2. Kön. 20, 1–17.	Vorbereitung auf den Tod.	Psalm 20, 1.	Verlängerung des Lebens. Die Stufen am Zeiger Ahas'. Bestrafter Ehrgeiz.	Leben und Tod stehen allein in der Hand unseres Gottes.
10.—Jes. 1, 1–18.	Gott, der alleinige Sündentilger.	Jes. 1, 16. 17.	Das sündige Volk. Krank und unrein. Vergebliche Opfer.	Der Schein eines gottseligen Lebens ohne dessen Kraft ist dem Herrn ein Greuel.
11.—Jes. 53, 1–12.	Das geduldige Lamm Gottes.	Jes. 53, 6.	Verachtung. Leiden. Siegeslohn.	Der Kreuzestod Jesu ist das Heil und Leben der Menschheit.
12.—Jes. 55, 1–11.	Die Heilsgüter in Christo.	Jes. 55, 1.	Herrliche Vorkehrungen. Ruf der Gnade. Köstliche Verheißungen.	In Christo ist ein unausforschlicher Gnadenreichthum für alle Menschen.
13.—Wiederholung.				

Wandtafelerklärung.—Das vorliegende Bild stellt uns in seinem Umkreis drei Monate vor. Im Centrum finden wir Christum, denn er ist ja der Mittelpunkt aller Sonntagschularbeit. Hier bildet er den Mittelpunkt eines Sterns, dessen Strahlen von ihm ausgehen und deren jeder eine Lection des verflossenen Quartals bedeutet. So wie wir in der vorigen Wiederholung andeuteten, daß Christus in Allem sein müsse, so zeigen wir nun hier, daß Alles von Christo ausgeht, denn er schafft beides das Wollen und das Vollbringen. Man kann sich das Bild ähnlich als Rad vorstellen. Christus ist das Centrum; von ihm aus gehen die Speichen und deuten Sonntage an, während die drei Felgen das Ganze binden. Alles geht von Christum aus, Alles deutet auf ihn zurück. Christus Alles und in Allem. Er, gestern und heute derselbe, und der nemliche in alle Ewigkeit. Amen! Was haben wir im verflossenen Jahr von ihm gelernt? Sind wir in seiner Gnade gewachsen und haben wir innerlich zugenommen?

Chronologische Tabelle. — Viertes Quartal.

(October bis December 1885.)

	Lectionstitel und Schriftstellen.	Zusammenhang der Geschichte.	Zeit, vor Christo.	Ort der Begebenheiten.
1.	Elisa zu Dothan. 2. Kön. 6, 8–23.	Ein Weib kocht und ißt ihren Sohn. Der König Israels droht Elisa mit dem Tode. 2. Kön. 6, 24–33.	Etwa im Jahr 890	Dothan, an der südlichen Grenze. Esdrelon, zwölf Meilen nördlich von Samaria.
2.	Die Hungersnoth zu Samaria. 2. Kön. 7, 1–17.	Siebenjährige Theurung. Joram und Ahasja. Cap. 8–9.	885	Samaria, Regierungsstadt Israels.
3.	Jehu's falscher Eifer. 2. Kön. 10, 15–31.	Könige in Juda. Jehu tödtet Joram und Isebel. Hasael bekriegt Israel. Tyrannei Athalia.	884	Samaria.
4.	Ausbesserung des Tempels. 2. Kön. 12, 1–15.	Joas' Krönung. Athalia wird getödtet. Cap. 11. Tod Joas' durch seine Knechte. Regierung Joahas' und Joas' II. 2. Kön. 12, 16–21; 13, 1–13.	878	Jerusalem, Regierungsstadt Judas.
5.	Elisa's Tod. 2. Kön. 13, 14–25.	Jona weissagt zur Zeit Jerobeam's II. 2. Kön. 14, 25.	838	Ort nicht gewiß, vermuthlich Sunem.
6.	Der Prophet Jona. Jona 1, 1–17.	Jona bittet Gott im Leibe des Fisches um Erlösung. Cap. 2.	Zeit, muthmaßlich etwa 825–810	Joppe, Seeküste des Mittelländischen Meeres.
7.	Jonä Bußpredigt. Jona 3, 1–10.			Ninive, Hauptstadt Assyriens.
8.	Hiskia's Regierung. 2. Kön. 18, 1–12.	Sanherib von Assyrien belagert Juda und ängstigt Hiskia. Gott errettet ihn aus Sanherib's Hand. Cap. 18, 9.	726	Jerusalem.
9.	Hiskia's Gebet erhört. 2. Kön. 20, 1–17.	Jesaia's Auftreten während der Regierungszeit der Könige Usia, Jotham, Ahas und Hiskia.		"
10.	Das undankbare Volk. Jes. 1, 1–18.		Etwa 740	"
11.	Der leidende Erlöser. Jes. 53, 1–12.		712–700	"
12.	Die herrliche Einladung. Jes. 55, 1–11.		" "	"

Mit unsern Lesern.

☞ **Achtung!** — Wer sich gern etwas Hübsches für die Feiertage verdienen möchte, der lese, was auf der dritten Seite des Umschlags geschrieben steht. Natürlich, das Lesen bringt das hübsche Geschenk noch nicht, sondern ein wenig ernstliche Arbeit—Arbeit, die einem selbst heilsam ist, und die gleichzeitig auch viel Gutes stiftet. Wer will daran?

Während wir dieses schreiben (Nov. 2) ist die Evang. Methodistische Allianz-Versammlung allhier in Sitzung. Die Versammlungen wurden abwechselnd in den Evangelischen und Methodisten Kirchen gehalten. Sie waren so weit sehr segensreich und auch gut besucht. Es wird ohne Zweifel ein heilsamer Einfluß von diesen Versammlungen auf die beiden Kirchengemeinschaften übergehen. Schon auch deshalb, weil die trefflichen Referate, die verlesen wurden, in den Blättern (Botschafter und Apologete) veröffentlicht werden, denn wenn die Wirkung nicht mehr oder minder eine blos lokale sein soll, so muß dies geschehen. Mögen diese beiden verwandten Gemeinschaften sich immer näher treten!

☞ **Wer mit Rücksicht** auf den Stand der Unterschreiberzahl 2c. für das Ev. Magazin sich eingehend zu informiren wünscht, der lese den Artikel auf Seite 642. Wir erwarten ganz zuversichtlich das dort gestellte Ziel zu erreichen. Möge der liebe Gott die Herzen lenken, und mögen unsere Agenten wacker sein So viel sei hier noch gesagt, daß die neuen Unterschreiber über Erwarten gut einkommen. Und wenn Männer wie Br. F. W. Fischer von einem verhältnißmäßig kleinen Arbeitsfeld (Sacramento, Cal.) bis zum 28. October schon sieben neue Unterschreiber einzuschicken im Stande war, was kann dann von viel größeren Stationen, Bezirken und Missionen erwartet werden? Dem Br. Fischer unseren Dank!

Für den neuen Jahrgang haben wir die ausgedehntesten Vorbereitungen getroffen. Eine ganze Anzahl der trefflichsten Erzählungen liegen auf Hand, und auch mit Rücksicht auf hübsche Illustrationen und Artikel über Länder- und Völkerkunde 2c. sind wir gut versehen, so daß wir des Interessanten in reicher Fülle zu bieten in den Stand gesetzt sind.

Auf einen Punkt jedoch möchten wir hierorts speziell aufmerksam machen, und der ist: Wir werden im Verlauf des neuen Jahres, vielleicht schon in der Festnummer, den verstorbenen Br. Sal. Neitz in Wort und Bild vorführen. Der Artist hat versprochen, uns einen ausgezeichneten Holzschnitt zu dem Zwecke herzustellen. Da Br. Neitz weit und breit bekannt war, so hoffen wir unseren Freunden, namentlich auch im Osten, mit unserem Vorhaben einen Gefallen zu thun. Es ist übrigens nicht unsere Weise, so gar viel im voraus zu versprechen. Es soll unser ernstliches Bestreben sein, in Zukunft wie bisher, unseren Lesern nur das Allerbeste zu bieten und die liebe Monatsschrift so zu redigiren, daß sie der Familie einfach ein Bedürfniß wird. Kurz, wir möchten gern auch im kommenden Jahr Gutes stiften und im Interesse des Reiches Gottes wirken. Der Herr helfe uns!

Ein Wort über die Büchlein der Normal-Serie. Es freut uns, daß dieselben einen solch' guten Abgang finden. Vor einigen Tagen bestellte ein Bruder-Prediger (Berstecher von Alleghenh) nicht weniger als elf Reihenfolgen. Er hat eine Normal-Classe in seiner Gemeinde gegründet und beabsichtigt das Werk tüchtig zu treiben. Das bringt Vortheil und Segen für Prediger und die Gemeinde, und — für die Sonntagschule. Auch von anderwärts gehen die Bestellungen zahlreich ein. Sei es hier gesagt, daß das 8. Bändchen über Theologie in Kürze erscheinen wird, und es folgen später vermuthlich noch andere. Brüder, fangt Normal-Classen in euren Gemeinden an. Sie werden ein neuer Impuls für eure Sonntagschulen werden. Die Büchlein geben ja alle Anleitung, die man nur wünschen mag.

Sei's hier nochmals erwähnt, daß das Ev. Magazin nach Deutschland nur $1.49 kostet. Ein Billigeres und zugleich werthvolleres Geschenk für die Feiertage könntest du, lieber Leser, deinen so heiß geliebten Anverwandten nicht zusenden. Kannst du ihnen nicht selbst einen Besuch machen, so kannst du doch diesen evangelischen Boten der Wahrheit in ihre Wohnung senden und Lehre und Erbauung, und — vielleicht auch Bekehrung stiften. Ueberlege, und hänge nicht an einer solch' winzig kleinen Summe: $1.49. Sende das Magazine über die tosenden Wellen des großen Weltmeers. Willst du?

Den Nachrichten aus Japan entnehmen wir, daß unsere Missionare daselbst eine ganze Anzahl Studenten haben, welche die deutsche Sprache studieren und bereits lesen können. Fünfundzwanzig Magazine könnten ganz gut untergebracht und sehr nützlich verwendet werden, denn die Studenten lesen es mit großer Vorliebe. Wo sind unsere Freunde, welche ein Herz und einen guten Willen haben, diesen lieben Japanesen zu helfen? Wir sind bereit das Magazin zu senden. Wer macht den Anfang?

Texas. In Bischof Escher's Reisebriefen las ich, das man zwischen San Francisco und Japan einen Tag gewinnt, wie kommt das?

Antw. Dieser Umstand ist schon Manchem ein Räthsel gewesen. Zur Erklärung diene Folgendes: wenn Jemand vom Osten nach Westen reist, macht es so viel Unterschied in der Zeit, daß es während einer Reise um die Welt gerade einen Tag ausmacht (zwischen Berlin

und New York sechs Stunden); Umgekehrt zu reisen verliert einen Tag. Also muß man irgendwo einen Tag überschreiten, oder zuzählen, was immer der Fall sein mag. Alle geographischen Berechnungen werden vom Observatorium zu Greenwich, bei London, aus berechnet; jenen Punkt nennt man Zero, nun ist direct von Greenwich aus auf der anderen Seite des Erdballs der 180. Längengrad, oder Meridian, den hat man gewählt als den Punkt, wo die Rechnung der Zeit ausgeglichen wird. Ein Grund dafür ist besonders die Thatsache, daß unter jenem Meridian beinahe Niemand wohnt, weßhalb der Ausgleich bei Niemand hinderlich wird. Durch diese Ausgleichung der Zeit ist der Reisende, wenn er seine Reise vollendet hat, wieder vollkommen richtig in der Zeit, sonst wäre er entweder einen Tag voraus, oder einen hintennach, je nachdem er gereist hat.

Fr. B., Minn. Welches ist richtig, ein schönes Paar Pferde, oder ein Paar schöne Pferde?

Antw. Beides ist richtig, aber die Bedeutung ist sehr verschieden. Ersteres hat Bezug auf das Paar, während letzteres sich auf die Pferde bezieht. Zwei Pferde mögen sehr schön sein, und sind doch kein schönes Paar; wiederum mögen zwei Pferde ein schönes Paar machen, ohne jedoch als Pferde geradezu schön zu sein. Das scheint deutlich zu sein.

G. S., Ill. War die Blindheit der Syrer, 2. Kön. 6, 18, eine physische oder geistliche?

Antw. Keines von Beiden; es war vielmehr eine intellektuelle Blindheit. Ihr Verstand war so verwirrt, daß sie nicht unterscheiden konnten, was sie sahen. Wer schon einmal verirrt war und einige Stunden mit sehenden Augen blind in der Irre umhergetappt ist, der kann leicht begreifen, wie man mit sehenden Augen blind sein kann.

Studenten. Wollen die Editoren die Güte haben und „Mit unseren Lesern" entscheiden, in welchem Land der Erde der längste Canal ist?

Antw. China besitzt diese Ehre. Der sogenannte Imperial jenes Landes ist 1000 Meilen lang. Der Suez Canal ist blos 85 Meilen lang, und selbst davon sind nur 66 eigentlicher Canal, die andern 19 Meilen sind See. Der längste Canal in Amerika ist der Erie, nemlich 350 Meilen. Schönen Dank für die schmeichelhaften Worte bezüglich des Magazins.

J. H., Iowa. Warum wurde das in der elften Lection benannte Weib Sunamitin genannt, war es ihr Geschlechtsnamen?

Antw. Nein, es war nicht ihr Geschlechtsnamen, sondern weil sie von Sunem war, nannte der Prophet sie „die Sunamitin," das macht doch die Geschichte klar, und man trifft ja heute noch Hunderte ähnlicher Fälle an, wo eine Person nach dem Namen ihres Wohnortes benannt wird. Ueberhaupt hat man sich im Alten Testament noch nicht mit Familien- oder Geschlechtsnamen befaßt, wie dieses in unseren Tagen Mode ist.

B., Birmingham, O. Ist ein Mann, der das zweite Amt in einer Sonntagschule nicht annehmen will, für das erste fähig?

Antw. Wenn es nur auf die Fähigkeit ankommt, dann mag nichts im Weg sein, fähig mag er sein, denn der zweite Beamte sollte immer fähig sein für das erste Amt, indem er es ja in Abwesenheit des ersten Beamten bedienen muß. Aber ob ein Mann, welcher das zweite Amt nicht bedienen will, überhaupt zum ersten erwählt werden sollte, ist eine andere Frage, und diese würden wir mit Nein beantworten; denn wer blos auf Ehre und Aemter sieht, dem liegt das Wohl der Schule nicht am Herzen.

E. T., Ill. Wo stammt das Wort „Heiden" her, und was ist seine Bedeutung?

Antw. Nach dem jetzigen Sprachgebrauch bedeutet das Wort Heiden alle Menschen, welche sich nicht zu einer der drei monotheistischen Religionen (Judenthum, Christenthum, Mohammedanismus) bekennen. Luther hat auch das Wort gojin (Nichtjuden) mit Heiden übersetzt, welches man in der englischen Bibel als gentiles wiederfindet. Die älteste gebrauchte Bedeutung des Wortes stammt jedoch aus nachchristlicher Zeit; denn als das Christenthum in den Städten den Sieg erlangte, fanden die Alten Religionen nur noch unter den Landbewohnern (paganis) eine Zufluchtsstätte; das Land aber nannte man „Haide", Heide, oder wie man es damals schrieb: "heidan" (das freie Feld). Heiden waren also Landbewohner im Gegensatz von Stadtbewohnern.

Ein Leser. 1. Worin hätte die Sünde bestanden, wenn Christus dem Versucher in der Wüste nachgegeben und aus Steinen Brod gemacht hätte?

2. Welches sind die neun großen Weltwunder, wie man dieselben zu nennen pflegt?

Antw. Die Sünde hätte jedenfalls zum voraus darin bestanden: 1. Daß er der Versuchung nachgegeben hätte; 2. Daß er Wunder gethan hätte, um selbstsüchtigen Zwecken zu dienen; 3. hätte er sich selbst als Opfer und Vorbild für alle Zukunft untauglich gemacht. Er hätte Zweifel an seines Vaters Güte und Macht geoffenbart, ihm die Ehre geraubt und dieselbe dem Satan zugewandt. Er hätte bewiesen, daß die Versuchung stärker ist, als die Noth, und daß man am bösen Tag nicht widerstehen kann; also daß für uns keine Hoffnung auf Erfolg bliebe.

Die Alten kannten nur sieben sogenannte Weltwunder, nemlich: Die Pyramiden in Egypten; die hängenden Gärten der Seramis; der Tempel der Diana; die Statue des Jupiter; der Colossus zu Rhodus; und der Pharos zu Alexandrien. Ueber die modernen Wunder der Welt ist man nicht einig; gewöhnlich nennt man die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, die Photographie, die Dampfkraft, die Electricität, der Telegraph und der Compaß. Andere hingegen zählen ebenfalls Bauwerke auf, wie z. E. der Suez Canal, die Brooklyn Brücke u. s. w. Bestimmt anerkannte moderne Weltwunder gibt es nicht, d. h. im Sinne der anerkannten obigen sieben.

Ein Leser, Neb. Ist es recht, daß ein Prediger einen Mann auffordert, am Schluß der Predigt zu beten, der ausgeschlossen worden oder sich entzogen hat und noch nicht wieder als Glied aufgenommen worden ist?

Antw. Ein ausgeschlossenes Glied sollte gar nie zum öffentlichen Gebet aufgefordert werden, denn das Ausschließen geschieht entweder um die Gemeinde von einem Bösen zu befreien, oder aber um einen Sünder zur Buße zu leiten, und das läßt sich nicht mit dem Vorrecht des öffentlichen Gebetes vereinigen. Bei solchen Männern, die sich entzogen haben, mag es Ausnahmsfälle geben, doch sollte man auch da weislich handeln, um alles Aergerniß zu verhüten.

J. F., Altoona, Pa. Wie habe ich das Wort ewiglich zu verstehen in der Schriftstelle 2 Sam. 12, 10?

Antw. Dieses Wort ewiglich wird in einem dreifachen Sinne gebraucht in der Schrift. 1. Bedeutet es, was weder Anfang, noch Ende hat; 2. was zwar einen Anfang, aber kein Ende hat; 3. eine bestimmte oder unbestimmte Zeit. Vgl. 1 Mos. 9, 16; Jer. 18, 16; 20, 11; Hes. 35, 5 u. s. w. In jener Schriftstelle hat es Bedeutung für die Dauer seines Geschlechtes, oder seiner Familie. Der Sinn des Wortes hängt von dem Sinne des Satzes ab, in welchem dasselbe vorkommt und muß immer so gedeutet werden, daß der Sinn nicht unnatürlich wird, denn Gott hat nie Unnatürliches geredet.

Bibelforscher. Ich habe behaupten hören, Paulus sei verheirathet gewesen, kann aber nichts davon in der Bibel finden. Wie ist es?

Antw. Die Bibel gibt keine direkte Auskunft über den Punkt. Die Gelehrten nehmen an, daß Paulus verheirathet war, aber daß seine Frau gestorben war, zur Zeit, als er den Brief an die Corinther schrieb. Paulus war nicht blos „ein Jude der Juden," er war ein Beamter und Glied im Sanhedrin, war er nicht? Als solcher müßte er doch sicherlich „eines Weibes Mann" gewesen sein. Nicht wahr? Was ist der Unterschied für uns: Paulus der Junggeselle, oder Paulus der Wittwer?

Rundschau.

Ein Statistiker hat ausgerechnet, daß die Bevölkerung des Landes jetzt 58,489,938 Seelen zählt. Sollte die Einwanderung in der Zukunft jährlich 200,000 betragen, so würde sich die Bevölkerung der Ver. Staaten am Datum der nächsten Bundes-Volkszählung, 1. Juli 1890, auf etwa 65,600,000 belaufen, mit Ausnahme der vier Jahre von 1876 bis 1879 ist die Einwanderung in allen Jahren seit 1857 bedeutend größer gewesen. In den letzten acht Monaten allein sind trotz der schlechten Zeiten 240,000 Menschen eingewandert, was für das ganze Jahr 360,000 ergeben würde. Legt man letztere Ziffer der Einwanderung bis zum 1. Juli 1890 zu Grunde, so würde an diesem Datum die Einwohnerzahl der Ver. Staaten 67,700,000 betragen.

Der älteste Sohn des Gen. Grant, Frederick Grant, verzichtete vor einigen Jahren thörichter Weise auf seine Offiziersstelle im stehenden Heere, um — ein großer „Geschäftsmann" zu werden und dabei elend zu scheitern. Aber im Unglück hat auch er sich sehr anständig benommen. Neulich hieß es, er habe nach dem großen Bankerott der Grant's sich um Wiederanstellung im Heere beworben, sei aber von Präsident Arthur abgewiesen worden. Doch wie jetzt der frühere Kriegsminister, Robert Lincoln, darthut, verhält sich die Sache ganz umgekehrt. Am 16. Januar d. J. richtete Kriegsminister Lincoln folgenden Brief an Frederick Grant: „Am 22. dieses Monats ward durch den Rücktritt des Majors Eckerson eine Stelle im Heere erledigt, nemlich die eines „Assistant Quartermaster" mit Hauptmannsrang. Der Präsident hat mich ersucht, Sie hiervon zu benachrichtigen und Ihnen zu sagen, daß er Sie, wenn es Ihnen angenehm ist, mit Vergnügen für die Stelle ernennen wird." Wie Herr Lincoln weiter mittheilt, machte Präsident Arthur das Anerbieten ganz aus freiem Antriebe, aus warmer Theilnahme für Frederick Grant's Vater. Frederick Grant aber lehnte, im Einverständniß mit seinem Vater, das Anerbieten mit warmem Danke ab, auf den Grund hin, daß er sich durch Annahme der Stelle dem Verdachte aussetzen würde, als wolle er sich dem Bereiche Derer entziehen, die als Gläubiger Ansprüche an ihn hätten.

Unweit Washington, Pa., ist vor einiger Zeit ein Meteor gefallen. Der Anblick soll ein überwältigender gewesen sein. Ein Postbote, Namens Jones, hat den Sturz mit angesehen und sagt: „Mein Pferd blieb plötzlich stehen, und ich hörte zuerst ein Geräusch, als ob ein starker Wind an mir vorüber pfiffe. Hoch über mir flog mit unglaublicher Schnelligkeit die gewaltige Feuermasse vorwärts, einer riesigen, feurigen Kohle, so groß wie eine Scheune, war sie gleich. Da auf einmal verstummte das Geräusch, das feurige Aussehen verschwand, ebenso die anhängende Flamme und der Schweif; anstatt dessen nahm der Meteorstein eine weißblaue Farbe an, die er behielt bis zu seinem Verschwinden." Als der Stein, etwa eine Meile von Jones entfernt, zur Erde fiel, zerbrach er in drei Stücke. Das größte Stück hat einen Umfang von mehr als 30 Fuß im Geviert; es ist von grauer Farbe. Die Bewohner der Gegend strömten in Massen herbei, das Wunder zu sehen.

Ein Pastor Cooper aus Neubrittain, Conn., hat

den Bürgern jener Stadt versprochen, das künftige Jahr alle Stadttaxen, einschließlich Wasser-, Sewer-, Gas-, Polizei- und Electricitätstaxen aus seiner Tasche zu bezahlen. Er will auch den Schultax bezahlen und nebenbei jedes Lehrers Gehalt verdoppeln, er will ferner ein neues Schulhaus bauen, und dem christl. Jünglingsverein eine neue Halle errichten; auch will er die ganze Schuld der Stadt ($330,000) abbezahlen, und obendrein noch jeder armen Familie ein Faß Mehl und jedem bedürftigen Mann einen neuen Anzug schenken. All dieses will er thun auf eine einzige Bedingung, nemlich: daß die Bürger ein Jahr lang nichts trinken, was berauschen kann und das sonst für berauschende Getränke ausgegebene Geld an ihn entrichten. Die Stadt hat das Anerbieten noch nicht angenommen.

Der amerikanische Silberdollar ist nach seinem Silbergehalt jetzt blos 79 Cents werth. Das Gute bei der Sache ist, daß man den Dollar wieder Jemand anhängen kann, nachdem man ihn empfangen hat, und das hat man dem Vereinigten Staaten Adler zu verdanken, der darauf geprägt ist. Außerhalb unseres Landes hat diese Art Dollars keinen Werth. Es wäre schön, wenn man diesen Bogusdollar abschaffen und einen ehrlichen an seine Stelle bringen könnte.

Die Heilsarmee ist vielleicht die allerbeste Organisation um den Sünder aus dem Schlamme zu retten; aber man kann nicht umhin auch einmal zu fragen, ob diese Armee nicht bedeutend mehr Sünder retten könnte, wenn sie etwas gute Moralität mit ihrer Methode vermischen würde? Es ist schön genug von Jesu zu singen, aber man sollte doch auch der Sünde den Kampf anbieten. Die Religion soll nicht nur in das Herz einkehren, sie soll auch da bleiben und das Leben kontroliren.

Die Arbeit am neunten Gebäude auf dem Grund des Girard College's, zu Philadelphia, ist begonnen. Dieser Bau soll Raum geben für 400 weitere Waisenknaben; derselbe soll drei Stock hoch werden und 115 bei 190 Fuß umfassen. Dieser Bau ist auf $138,000 veranschlagt.

Hinterstübchen.

Eine passende Antwort.—Eine Dame hatte in einer Gesellschaft einen ihrer falschen Zähne verloren. Sie machte durchaus kein Geheimniß daraus; das ganze Zimmer wurde darauf durchsucht, allein vergeblich. Am nächsten Tage erhielt sie ein Packet mit einem zierlichen Billet, worin der Schreiber seine Freude ausdrückte, daß er das theure Gut gefunden habe, welches er ihr anbei übersende. Das Packet enthielt den Zahn eines—Ochsen. Die Dame schrieb dem ungalanten Herrn, sie habe zwar von jeher Beweise seiner großen Freundschaft für sie gehabt, daß er dieselbe aber so weit treiben und sich selbst einen Zahn ausziehen lassen würde, um ihren Mangel zu ersetzen, habe sie nimmermehr geglaubt.

Sehr natürlich.—Ein Schiffskapitän erzählte in einer Gesellschaft von einem Schiffbruch, den er erlitten, und wobei er sein Leben nur durch Schwimmen gerettet hatte. Da fragte ihn ein junges Mädchen: „Aber sagen Sie, mein Herr, wie war es Ihnen denn eigentlich, als die Wogen so über Ihnen zusammenschlugen?" — „Naß, mein Fräulein, naß!" versetzte rasch der Seemann.

Nicht übel.—Ein alter Herr von 84 Jahren führte ein sechzehnjähriges Mädchen zum Altar. Der Geistliche sagte zu ihm: „Das Taufbecken ist am andern Ende der Kirche."

„Was habe ich mit dem Taufbecken zu schaffen?" fragte der Alte verwundernd.

„Ich dachte," erwiderte der witzige Geistliche, „Sie wollten das Kind da taufen lassen."

Briefstil.—Ein Viehhändler schreibt an einen Metzgermeister: „Capitales Vieh, Freund, habe ich Ihnen aussortirt. Ochsen bekommen Sie, wie Elephanten, und gesund, wie meine ganze Familie, die herzlich grüßen läßt. Auf Jakobi erhalten Sie das Vieh in zwei Briefen. Unter 14 Louisd'or kann ich mich aber von dem Vieh nicht trennen. Es gibt Ochsen genug in der Welt! Aber was für Ochsen?—Die friesische Kuh, eine Kuh, ganz so wie Ihre liebe Frau sie im März bestellt hat, erhalten Sie zu gleicher Zeit. Meine fetten Hammel sind dies Jahr sehr mager, weil die Hitze zu heiß und die Trockenheit zu dürr war. In der Wurstzeit können Sie wieder eine Partie von meinen Gedärmen bekommen; auch meine Knochen kann ich Ihnen nur empfehlen. Mit Schweinen gebe ich mich nicht mehr viel ab. Der kleine Irrthum mit der Partie Ochsenhörner auf Ihrer letzten Rechnung ist nicht meine Schuld. Meine Frau, die die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir die Hörner aufgesetzt. Den Spaß hat sie mir schon mehrmals gemacht. Ich verbleibe Ihr Freund N.

In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, was vortheilhafter sei, einen Mathematiker oder einen Optiker oder aber einen Geometer zum Besuche zu erhalten. Sie wurde zu Gunsten des Ersten gelöst; denn der Mathematiker begnügt sich mit Wurzeln, der Optiker will Linse mit Spectrum (Speck drum) und der Geometer kommt gar mit Sextanten (sechs Tanten).

Das falschverstandene Merkmal. — „Aber hör' einmal, Christian, was hast du denn da für einen alten Klepper eingekauft; der ist ja mindestens zwanzigjährig!"

„Warum nicht gar dreißigjährig! Sechs Jahre ist er alt und kein Jahr älter!"

„Das wird sich bald zeigen, laß einmal die Zähne sehen!"

„Meinst gewiß, das habe ich nicht gewußt, daß man es an den Zähnen erkennen kann?" gibt Christian halb beleidigt zur Antwort und öffnet dabei seinem Gaule das Maul. „So, jetzt kannst du selber zählen, daß das Thier nicht mehr als sechs Zähne hat."

Doppelsinnig.—Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen liebte es als Kronprinz, in geistreicher Gesellschaft Räthsel aufzugeben. Dem strengen Staatsminister v. Kleewitz legte er einst am Abendtisch das Räthsel vor: „Das Erste frißt das Vieh, das Zweite empfinden Sie nie, das Ganze ist eine Landplage." Alle Hörer lachten, denn man rieth leicht auf „Kleewitz." Der da-

durch Betroffene beschwerte sich beim Vater des Kronprinzen und dieser stellte den Sohn zur Rede. Dieser that erstaunt und sagte: „Die Auflösung ist Heuschrecken."

Das böse Gewissen.

Das böse Gewissen—es ist ein Hund
Der heulet und bellt zu jeder Stund.
Es ist ein Hahn, der immer kräht;
Eine Glocke, die läutet früh und spät;
Ein Fluß, der immer rauscht und läuft;
Eine Orgelpfeife, die immer pfeift;
Ein Fuhrmann, der schnalzet ohne Unterlaß;
Ein Wagen, der knarrt auf jedem Paß;
Ein Puls, der immer pocht und geht,
Bis vorm Gericht der Sünder steht.

Für Badgäste.—Einst hatte die Königin Luise von Preußen in dem Badeort Freyenwalde mit besonderem Wohlgefallen Kaffee getrunken und reichte nun die leere Tasse dem Leibdiener mit den Worten: „Man trinkt doch nirgends besseren Kaffee als in Freyenwalde!" „Ja, Ihre Majestät," bemerkte hierauf der alte redliche Diener, „das macht das moralische Wasser!" Lautes Gelächter erfüllte hierauf den Saal, und der arme Mensch stand da und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Die Königin aber entgegnete sanft lächelnd: „Ich glaube, unser guter Heinrich hat eine ernste Wahrheit gesagt. Wer mit Nutzen eine Brunnen- und Badekur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß das mineralische Wasser ihm zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich! Ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!" Der alte Heinrich aber richtete sein Haupt wieder empor und meinte: „Niemand versteht mich doch besser, als meine gute Königin."

Sehr bequem.—Briefschreiber gerathen oft in Verlegenheit, wegen des Gewichts ihrer Briefe, wir geben ihnen hier einen guten Wink. Ein Silber-Dollar wiegt beinahe eine Unze. Irgend ein Brief also, der den Dollar nicht überwiegt, geht mit einer Zweicentsmarke. Will man das Gewicht noch genauer feststellen, so lege man ein silbernes Fünfcentstück auf den Dollar. Hat man keinen silbernen Dollar zur Hand, so thun es auch zwei halbe Dollars. Hat man diese nicht, so nehme man fünf Nickels (Fünfcentstücke) und einen (kleinen) Cent. Dies macht auch fast eine Unze. Da aus hundert Briefen nur einer das Gewicht einer Unze übersteigt, ist das hier angeführte Wägesystem für den allgemeinen Gebrauch sehr dienlich.

Eine romantische Entführungsgeschichte.—Als der dreißigjährige Krieg 1635 noch mit Mord und Brand durch die deutschen Lande tobte, hausten auch die Schweden fürchterlich genug. Auf einem dortigen Edelsitze lag ein junger, stattlicher Schweden-Oberst in Quartier, und der Burgherr besaß ein einziges wunderschönes Töchterlein, dem der junge Krieger tief in die blauen Augen schaute, bis in Beider Herzen die Liebe erwachte. Da der alte Graf dem Feinde seines Landes die Hand der einzigen Tochter nicht gewähren wollte, so schlug der Oberst der Geliebten einen Entführungsplan vor, dem sie auch ihre Zustimmung gab. Er führte sein Regiment über die Elbe, kehrte dann heimlich in dunkler Nacht auf seinem besten Renner zum Grafenschlosse zurück, nahm die seiner harrende Braut vor sich auf sein Roß und jagte mit der kostbaren Beute geradewegs der Stadt Hamburg zu, verfolgt jedoch von dem alten Grafen, der die Flucht der Tochter baldigst entdeckt hatte. Das Steinthor sollte eben geschlossen werden, als der Wächter den bewaffneten Schweden mit der ohnmächtigen Gräfin vor sich auf schaumtriefendem Rosse dahersprengen sah. Ehe er sich besinnen konnte, war der Reiter an ihm vorbei und in den dunklen Gassen verschwunden. Der dicht hinter ihm mit seinen Leuten kommende Graf fand bereits das Thor geschlossen, und es blieb ihm nur der Trost, am nächsten Morgen mit Hülfe der Hamburger Gerichte das Pärchen aufzuheben. Allein, es kam anders. Der Schwede war die Steinstraße hinaufgeritten und so an die St. Peterkirche gekommen. Er wußte, daß er darin ein sicheres Asyl finden würde und trat, die Geliebte im Arm tragend, durch die gerade offene Thüre, nachdem er sein Roß durch einen Schlag fortgejagt hatte. Er tappte sich im Dunkeln zurecht, stieg mehrere Stufen abwärts und gelangte in die Krypta, ein halbunterirdisches Gewölbe unter dem Chore. Kaum hatte der Oberst seine Last auf eine steinerne Ruhebank niedergelegt, als er, von der übermenschlichen Anstrengung zum Tode erschöpft, zusammenbrach und vom Schlage gerührt seinen Geist aufgab. Auch seiner Geliebten begegnete dasselbe Schicksal, als sie, aus ihrer Ohnmacht erwacht, den Geliebten todt zu ihren Füßen fand und beim falben Lichte des Mondes sich allein sah mitten unter Särgen und steinernen Kreuzen. Der Tod hatte Beide wieder vereint. Natürlich waren die Nachforschungen des Grafen am nächsten Tage umsonst, da Niemand an die Krypta dachte.—Der wilde Kriegstrubel war endlich vorüber und nach fast einem halben Jahrhundert erst fand man zufällig in der Krypta die beiden Leichen völlig unversehrt und von der kalten Luft des alten steinernen Gebäudes zu Mumien eingetrocknet. Sie wurden in die obere Abtheilung des Domchores gebracht und dort auf einen Mauervorsprung niedergelegt, wo man sie noch vor hundert Jahren sehen konnte, die Gräfin kostbar in Sammet und Seide gekleidet und der Oberst in Harnisch und Waffenrock mit den schwedischen Farben und großen Reiterstiefeln. Erst nach 1780 wurden sie vom Capitel beerdigt.

Treue bis in den Tod.—Bei der Christenverfolgung in Madagaskar im Jahre 1848 wurden einmal achtzehn Christen zum Tode verurtheilt und mit demselben gestraft, indem man sie über einen Felsen, an Händen und Füßen gebunden, hinabstürzte. Nach dieser grauenvollen Scene kaum auch ein kleines Mädchen zu dem Vollstrecker des Blutgerichts und sagte: „Stürz' mich auch hinab, ich bin auch ein Christ."

„Schaffe mir das Kind fort, es ist ein Narr!" befahl derselbe.

„Nein, ich bin kein Narr! aber ich liebe den Heiland, darum stürz' auch mich hinab!" wiederholte das Mädchen; und es geschah.

Jetzt steht eine christliche Kirche auf demselben Platz, wo diese Helden geendet, und Niemand anders, als der eigene Sohn des Beamten war es, der die Geschichte ihres freiwilligen Märtyrertodes einem der Missionare erzählte, den er in jener Kirche traf, und dann beifügte: „Wenn ein kleines Kind in jenen dunklen, schweren Tagen aus Liebe ihr Leben für den Herrn hingeben konnte, was sollten wir jetzt nicht für ihn opfern können?"

Ein Reptil. — „Micherl," fragte der Lehrer einen Schulknaben, kannst du mir ein Reptil nennen?" Micherl schweigt, da er gar nicht weiß, was ein Reptil ist. „Nun, weißt' denn gar nicht mehr was ein Reptil ist? Ich hab's euch erst erklärt." Micherl schweigt noch immer, da er nicht aufgemerkt hatte, ihm also trotz alles Nachdenkens nicht einfallen konnte, was ein Reptil ist. „Merk also auf, Micherl, und merk dir's: ein Reptil ist ein kriechendes Thier, also ein Thier, das nicht geht und springt und läuft, wie die anderen vierfüßigen Thiere, sondern sich schwerfällig am Boden fortbewegt. Hast mich jetzt verstanden?" Micherl nickt mit dem Kopf.

„Jetzt denk' nach, ob du mir kein solches Reptil nennen kannst?" Dem Micherl ist endlich etwas eingefallen, traut sich aber damit noch nicht heraus. Der Lehrer ermuntert ihn: „Sag's nur Micherl." Micherl platzt nun heraus: „Meine kleine Schwester." Die war für ihn Reptil, weil sie noch nicht gehen konnte, sondern auf allen Vieren fortrutschte.

Die Luzerner Cantonspolizei hat noch Humor, das muß man ihr lassen. Sie erläßt folgende poetische Ankündigung:

Ein Telephon ist nagelneu
Nun auf der Cantonspolizei
Zur Benutzung hergestellt,
Jetzo alles angemeld't,
Was da in der Leuchtenstadt
Neues sich begeben hat!
Wird betrogen und gestohlen
Rufe man uns auf die Sohlen,
Nur nie, wo sich Weiber zanken,
Doch in Hotels und auf Banken
Machen wir zu gutem Fang
Gerne einen raschen Gang,
Und auch sonst, zu jeder Zeit
Ist zu Diensten gern bereit:
Die Cantonspolizei.

Irischer Humor.—Zwei Irländer arbeiteten auf einer Plantage am unteren Mississippi und schliefen bei der milden Witterung meistens im Freien, was aber u. A. auch noch den Nachtheil hatte, daß die Leute von den zahlreichen Musquitos arg belästigt wurden. Sie suchten sich zwar gegen die Insekten dadurch zu schützen, daß sie sich ganz in ihre Wolldecken einhüllten. Als jedoch der Eine einmal den Kopf aus der Decke herausstreckte, um frische Luft zu schöpfen, erblickte er eine Menge Glühwürmchen, welche in der dunklen Nacht lustig umherschwirrten. Erschrocken weckte er seinen Kameraden mit den Worten: „Es nutzt nichts, Paddy, wir müssen fort; da kommen die Musquitos schon mit Laternen um uns zu suchen."

Ein mürrischer alter Advokat der nach einem entlegenen Dorfe ging, um einen Clienten persönlich aufzusuchen, fragte in einem an der Straße liegenden Bauernhause nach dem Weg. — „Ihr seid um!" sagte die alte Bäuerin, „wartet ein wenig, ich muß ins Nachbardorf und da haben wir, bis Ihr auf die rechte Straße kommt, ein Stück Wegs mit einander." — „Mir auch recht!" brummte der Advokat, „besser schlechte Gesellschaft, als gar keine."—Nachdem sie eine gute Stunde zusammen gegangen, fragte der Advokat, ob er denn noch nicht auf der rechten Straße sei. — „O, schon vor einer halben Stunde!" erwiderte die Bäuerin, „aber ich dachte auch: besser schlechte Gesellschaft, wie gar keine, und hab Euch darum noch ein wenig mitlaufen lassen."

Kann der lügen!—Aus der Schlacht von Champigny, wo bekanntlich Würtemberger und Preußen Schulter an Schulter fochten, erzählt man sich folgendes Geschichtchen. Ein württembergischer Krankenträger findet einen Pommern, dem ein Granatsplitter den Fuß zerschmettert hat. Dem baumstarken Schwaben ist's eine Kleinigkeit, den Verwundeten auf den Rücken zu nehmen und sänftiglich trägt er den Waffengefährten dem Verbandplatze zu. Da schlägt eine Granate in ihrer Nähe ein, die Splitter fahren dem Schwaben um den Kopf, aber er kümmert sich keine Bohne darum, das ist er längst gewöhnt, er marschirt seinen gewöhnlichen Tritt weiter, ohne zu bemerken, daß dem Pommern ein Granatsplitter den Kopf weggerissen hat. Auf den Verbandplätzen geht's bekanntlich nicht arg lustig zu, aber wie unser Krankenträger mit seinem kopflosen Pommern daher kommt, müssen die Aerzte lachen, und auch die Verwundeten vergessen für einen Augenblick ihre Schmerzen und lachen mit: „Jetzt bringt der gar oin, der koin Kopf mehr hot!" Bedächtig läßt der Schwabe seine Last auf den Boden heruntergleiten und nachdem er sich kopfschüttelnd davon überzeugt, daß der Betreffende in der That keinen Kopf mehr hat, bricht er in die Worte aus: „Jetzt der Kerle kann emol lüege, zu mir hot er no vor ere halbe viertel Stund g'sait, er sei in de Fuß g'schosse worde!"

Ein triftiger Grund.—„Denkst du nicht, unser Prediger ist schon eine Zeit lang her ziemlich trocken in seinen Predigten?„ fragte neulich ein Nachbar den andern.

„Freilich, denke ich das; aber er hat gute Ursache," antwortete der Gefragte.

„So, was ist das, möchte ich fragen?"

„Ei, er leidet an Rheumatismus, und da hat ihm der Arzt streng geboten, alles Nasse und Feuchte zu meiden."

„O, ja das ist etwas Anderes."

Ein Bauer kommt zu einem Advokaten, trägt ihm einen Streitfall vor und frägt ihn dann, ob er den Prozeß annehmen und gewinnen könne.

Advokat: „Ja natürlich — den Prozeß nehm' ich an, der wird gewonnen!"

Bauer: „Also mein' der Herr wirkli', des Prozeßle müeßt gewonne sei'?"

Advokat: „Unbedingt—ich gehe dafür ein."

Bauer: „Ja — wisset der Herr, da will i' 's doch bleibe' lasse' zu klage—denn i' hab' Ihna des Prozeßle von mein'm Gegner verzählt."

An welchem Wochentage gefällt's Ihnen bei uns am besten? wurde Einer in dem Städtchen X. gefragt. — „Unstreitig am Sonnabend," lautete die Antwort. „Da kehrt ausnahmsweise Jeder vor seiner eigenen Thüre und ist froh, wenn er damit fertig ist."

Als neulich eine Dame in New York ersucht wurde, ihre Unterschrift für einen wohlthätigen Zweck zu geben, antwortete sie: „O, du mein! ich kann nicht. Ich habe alles gethan, was mir möglich ist, für wohlthätige Zwecke: ich war auf dem Wohlthätigkeitsball; auf der Wohlthätigkeits-Kirmeß, und war dreimal im Benefiztheater, all für wohlthätige Zwecke." Wenn es nicht zu traurige Wahrheit wäre, daß solche Dinge vorfallen, dann müßte man lachen.

Knacknüsse.

1. Mit „e" geschmückt von manchem Blatt;
„e" weg!—es gleichfalls Blätter hat;
Ohn' „e" gibt's Trost in manchem Harm,
Mit „e" macht's manche Stube warm.

2. Mit D kennt es der Fuhrmann besser als der Gelehrte,
Mit W kennt es der Pole besser als der Deutsche.

3. Welche Stadt am Rhein nennt dir nach Abwerfung eines Buchstabens eine dir verwandte Frau?

4. Es ziehet schwere Lasten empor,
Und brüllt und heult als ein wilder Chor,
Es blühet im Garten, und sein Duft
Erfüllet ringsum her die Luft.

Auflösung der Räthsel im Octoberheft.

1. Logogryph. — Violine. — Fl. Gasser.

2. Räthsel. — Wrack, Frack. — Fl. Gasser, C. J. Seidensticker, F. H. Berlicke.

3. Knacknuß. — Der Birnen, die Kartoffeln, die Suppe. — Fl. Gasser, Chas. A. Arnold.

THE UNITED LIBRARY
3 5560 003 538 446

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE

JY 13'71

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS